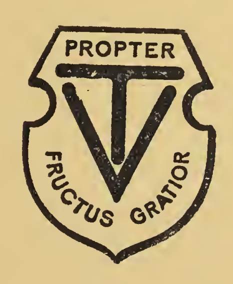




Politisch-Anthropologische
REVUE

Monatsschrift für das soziale
und geistige Leben der Völker

~ Siebenter Jahrgang 1908/09 ~



Thüringische Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt des VII. Jahrganges.

Aufsätze.

Berichte.

Biologie.

Anthropologie und Ethnologie.

Kulturgeschichte.

Rassen- und Völkerpolitik.

Rassen- und Sozialhygiene.

Verschiedenes.

Bücherbesprechungen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 1. — 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Die anthropologischen Grundlagen der Tradition.

Professor Dr. Vittorio Macchioro.

I.

Die Tradition ist eine der wichtigsten und speziell für den Geschichtsforscher interessantesten sozialen Erscheinungen. Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß alle Kultur eines Volkes im großen und ganzen aus zahlreichen sozialen, politischen und moralischen Traditionen besteht, die zum Teil bis auf die Urzeit zurückgehen, während andere ganz modern sind. Die Mannigfaltigkeit der Traditionen ist eine ungeheuere. Es gibt künstlerische Traditionen, deren Einfluß z. B. sichtbar wird, wenn ein Architekt modernen Gebäuden die griechisch-römische Architektur und Plastik anzupassen sucht. Auf moralische Traditionen ist es zurückzuführen, daß die heutige Gesellschaft das Duell noch nicht auszurotten vermochte. Und die gewaltigsten Stützen der Monarchie sind zweifellos die politischen Traditionen, welche, aus dem Mittelalter herstammend, uns noch jetzt ein königliches oder kaiserliches Gottesgnadentum vorspiegeln. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß manche Traditionen Schrittmacher des menschlichen Fortschritts waren, während andere als Reste einer barbarischen, uralten verschwundenen Kultur zu betrachten sind. Einige derselben bilden ein Vorrecht, ein Merkmal der oberen sozialen Schichten, während andere sich nur in den unteren Klassen der Bevölkerung fortzupflanzen scheinen. Obzwar ein genauer Ueberblick über diese ungeheuere Mannigfaltigkeit beinahe unmöglich ist, kann man doch folgende drei Typen der Tradition annehmen.

1. Allgemeine Tradition. — Dieselbe entstammt einer frühen, meistens verschwundenen Kultur und hat sich unter günstigen Verhältnissen fortgepflanzt, indem sie zu einem Element der neuen Kultur wurde. Dafür kann man tausend Beispiele anführen. Ich mache den Leser z. B. auf eine interessante Legende aufmerksam, welche der Grieche Hermias in einem apokalyptischen Buche anführt, das er im 2. Jahrhundert n. Chr. verfaßte[1]). Er erzählt, eines Tages sei er am Ufer bei Cumae eingeschlafen und im Traum in den Himmel versetzt

[1]) Maas, Orpheus, München 1895, S. 250.

worden. Dort habe er eine alte Frau getroffen, die ihm ein apokalyptisches Buch übergeben habe; sie sei aber nicht Vergils cumäische Sybille, sondern die Kirche gewesen, welche so alt erschienen sei, weil Gott sie zuerst geschaffen habe. Die alte Frau habe ihm dann die Zukunft geweissagt. — Diese Legende ist eine folkloristische Umgestaltung der Sybille Vergils (Aeneis VI), welche sich bei der starken apokalyptischen Tendenz des Urchristentums bis in die Zeit des Hermias hinein erhalten konnte, indem sie zum Symbol der Kirche ward. — Ein anderes Beispiel liefert uns der apokalyptische Drache, welcher ein Drittel der Gestirne mitschleppt, mit einer Kreißenden ringt und gegen den Erzengel Michael kämpft, worin man den griechischen Python erkennt, welcher die schwangere Leto verfolgt[1]). Und der heilige Georg ist nichts anderes als ein umgearbeiteter Heros oder Perseus. Es ist auch interessant, daß nach Paulus' Apokalypse das Paradies eben dort, nahe den beiden Flüssen Tigris und Euphrat liegt, wo das babylonische Eden gelegen war, woraus man auf einen Einfluß jener uralten Religion auf das Christentum schließen darf[2]). Oft zeigen die Wandgemälde der Katakomben Orpheus statt Christus, von verschiedenen Tieren umgeben, und in einer plastischen Gruppe aus Aegina, jetzt im Museum zu Athen, befindet sich ein Orpheus, zu dessen Füßen ein Kreuzeszeichen angebracht ist[3]). — Wie aus diesen wenigen Beispielen hervorgeht, ist die allgemeine Tradition sehr wichtig in bezug auf die Bildung und die Umbildung der Religionen, speziell der synkretistischen und polytheistischen. Demeter-Ceres, Dionysos-Liber, Zeus-Jupiter und dergleichen morgenländisch-griechische, morgenländisch - griechisch - römische, römisch - christliche Kulte sind lauter Abarten der allgemeinen Traditionen, die ein Kennzeichen der Uebergangsperioden sind, wo aus einer absterbenden Religion sich eine neue herausbildet.

2. Lokaltradition. — Dieselbe geht ebenfalls auf eine frühere Kultur zurück, hat sich aber nicht in allen sozialen Schichten und Oertlichkeiten fortzupflanzen vermocht, und nur hier und da aus besonderen Gründen Wurzel geschlagen, obwohl sie weitaus mit der allgemeineren Kultur kein gemeinsames Merkmal aufweist. Einige Beispiele mögen darüber aufklären.

Noch im Jahre 529 n. Chr. verehrte man Apollo auf dem Monte Cassino, wo einst ein Tempel dieser Gottheit war, den Benedetto da Norcia zerstörte[4]). 397 n. Chr. feierte man noch zu Anaunia eine heidnische Reinigungszeremonie, wobei Sisinnius und dessen Gefährten ermordet werden[5]). Im 6. Jahrhundert feierte man noch in Spanien die Volcanalia[6]), und um die Mitte jenes Jahrhunderts verehrte man in der Nähe von Trier eine Statue der Diana[7]). Man erzählt auch, daß ein byzantinischer Statthalter Süditaliens dadurch sich zu bereichern wußte, daß er für Geld die Erlaubnis erteilte, den heidnischen Göttern

[1]) Dieterich, Abraxas, S. 119.
[2]) Maas, a. a. O., S. 255.
[3]) Dieterich, a. a. O. S. 230.
[4]) Migne, Patrologia Catina LXVI, 152.
[5]) Migne, a. a. O., LVII, 695 ff.
[6]) Wissowa, Religion und Kultus d. Römer, S. 90.
[7]) Greg. Turon. Hist. francor. VIII, 15.

zu opfern. Auch das Wort „paganus" liefert den Beweis, daß das Heidentum meistens auf dem Lande, also als Lokaltradition fortdauerte[1]). Ich könnte kein interessanteres Beispiel anführen als jenes, welches die heutigen Bewohner Griechenlands bieten, die die Schlange Agathodaimon noch jetzt als Hausgötzen verehren, indem sie ihr Speise und Trank hinstellen[2]): ein Gebrauch, welcher zur Zeit der Römer sehr verbreitet war und den Vorwurf für zahlreiche campanische Wandgemälde lieferte, welche eben die häusliche Schlange zeigen, wie sie die vorgesetzte Nahrung zu sich nimmt. — Diese zweite Art der Tradition hat also nur eine lokale Bedeutung und geringere Wichtigkeit.

3. Zufällige Tradition. — Dieselbe beruht auf Irrtümern oder fehlerhaften Denkoperationen, denen ja die menschliche Einsicht in größerem oder geringerem Maße unterworfen ist. Als man z. B. die ersten kolossalen Mammutgebeine ausgrub, hielt man sie für die Gebeine des heiligen Christoph oder eines anderen Heiligen, dem man eine gigantische Körperbeschaffenheit zuschrieb, oder auch des germanischen Königs Teutobod. Es läßt sich manchmal für die zufällige Tradition ein persönlicher Ursprung nachweisen. Manche irrtümliche mittelalterliche Legenden wurden schlechthin von Simeo Metaphrastes erfunden, einem Schriftsteller der ersten Jahre des 10. Jahrhunderts, welcher am Hofe des Constantin Porphyrogenetes lebte und einige Lebensbeschreibungen der Heiligen im kaiserlichen Auftrage verfaßte, wobei er vieles hinzudichtete, was die Menge für bare Münze nahm. Die Legenda aurea von Giacomo de Voragine, einem 1298 gestorbenen Erzbischof von Genua, ist ein Wust von Irrtümern, welchem die Welt einige Jahrhunderte hindurch Glauben schenkte. Ferner erwähne ich die Legende vom ungenähten Rock zu Trier, einem byzantinischen Gewande, welches als Christi Rock in großen Ehren steht[3]). Zu Trier zeigt man auch ein Kästchen, das Helena, Konstantins Mutter, der Gemeinde schenkte und voll köstlicher, durchaus authentischer Reliquien sein soll. Niemand aber hat dieselben gesehen, mit Ausnahme eines Mönches, der bei dieser Gelegenheit erblindete und nicht mehr imstande war, zu berichten, was für außerordentliche Sachen das bewundernswerte Kästchen enthielt. — Diese dritte Art der Tradition ist von minderer Bedeutung; nur in bezug auf die soziale Pathologie ist sie von Interesse, denn sie liefert unzählige Dokumente der menschlichen Unwissenheit. Sie verschwindet meistens mit dem Fortschritte der Kultur.

Manchmal werden drei aufeinander folgende geschichtliche Epochen durch die oben geschilderten Gattungen der Tradition charakterisiert. So wird z. B. eine Tradition, welche sich in der Urzeit gebildet hat, zum Bestandteil einer jüngeren Kultur. Mit dem Fortschritte der letzteren vermag dann aber die Umwandlung der Tradition nicht gleichen Schritt zu halten; nur vereinzelte Oertlichkeiten bieten die zu ihrer Fortexistenz günstige Gelegenheit. Nachdem dann aber durch die geläuterte Erkenntnis mancher Glaube als Irrtum erwiesen ist, wird daraus eine Legende oder ein Märchen, welches nur noch bei den

---

[1]) Vergl. Cod. Th. X, 13.

[2]) Siehe den Bericht in der Politisch-anthr. Revue VI, S. 338.

[3]) Vergl. Kaufmann, Die Legende vom heiligen ungenähten Rock. Frankfurt a. M. 1892.

unteren Schichten der Bevölkerung eine Stätte findet. Altertum, Mittelalter und neuere Zeit sind im großen und ganzen die drei Epochen, welche fast alle Traditionen durchlaufen haben.

II.

Ich möchte nun die Aufmerksamkeit der Leser um so mehr auf die Grundlagen dieser bemerkenswerten Lebensfähigkeit der Tradition lenken, als sich nachweisen läßt, daß das Milieu sehr oft gar keinen, oder nur einen geringen Einfluß auf ihre Entwicklung ausübt. Der Kontrast zwischen Milieu und Tradition könnte manchmal nicht schärfer sein, als er ist. Manchmal hat sich das Milieu total verändert, während zur gleichen Zeit die Tradition dieselben unveränderlichen Merkzeichen besitzt. Anderseits bleibt aber auch das Milieu unverändert und währenddessen verschwindet die Tradition oder erleidet eine totale Umwandlung. Uebrigens ist hier nicht zu übersehen, daß zwei oder drei sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Traditionen in demselben Milieu fortdauern können. Einige Beispiele hierfür entnehme ich der Religionsgeschichte. Das italienische Milieu, worin die katholische Religion emporblühte, ist zweifellos jetzt nicht mehr vorhanden, und doch zeigt Italien noch jetzt manche katholischen Traditionen, welche auf die ersten Zeiten des Katholizismus zurückzuführen sind. Das Milieu zur Zeit des Kaisers Augustus war im großen und ganzen dem der römischen Republik sehr ähnlich, und doch waren damals viele religiösen Traditionen aus der guten alten Zeit der Republik, wie die Kulte der Sodales Titii oder der Fratres Arvales spurlos aus dem römischen Leben verschwunden. Entgegengesetzte, ja feindliche Traditionen, welche gleichzeitig im selben Ort und Milieu fortdauern, zeigen uns die religiösen Kämpfe des Orients in den ersten Jahrhunderten nach Christus oder die Kämpfe zwischen Katholiken und Protestanten zur Zeit der Renaissance.

Aus dieser Darlegung geht nun hervor, daß das Milieu keine Grundlage für die Tradition abgeben kann. Wir müssen also innere, psychologische, anthropologische Grundlagen annehmen. Jede psychische oder physische Erscheinung strebt danach, sich selbst zu erhalten; denn die Erhaltung der Energie ist ein allgemeines Prinzip. In bezug auf die menschlichen Erscheinungen heißt dieses Prinzip Atavismus, was nichts anderes ist als die Erhaltung der ererbten Energien. Wie es aber einen physischen Atavismus gibt, so läßt sich auch ein psychischer Atavismus nachweisen. Wie nämlich die körperlichen Merkmale eines Menschen aus den atavistischen überhaupt herstammen, so ist seine Moral und Religion durch die religiösen und moralischen Anschauungen seiner Väter bestimmt. Die Formel von Lemoigne hat auch einen psychologischen Inhalt. Wenn dieser psychologische Atavismus nicht in der menschlichen Seele wurzelte, dann könnten wir nicht begreifen, wie verständige Menschen sich von solchen abergläubischen Ideen ihrer Väter können beeinflussen lassen, Ideen, die mit dem sozialen Leben, der Gewohnheit oder dem persönlichen Vorteil in Widerspruch stehen. Ein interessantes Beispiel dafür ist Renan, dessen atavistische Sentiments sein ganzes Leben hindurch seine philosophischen und moralischen Anschauungen Lügen straften.

Er war Geistlicher, und doch besaß er an und für sich keine religiöse Ueberzeugung; obwohl er aristokratisch und monarchisch war, wurde er doch von der republikanischen Regierung mit den größten Ehren überhäuft.

Aber die psychischen Merkmale stehen im engsten Zusammenhange mit den physischen, insbesondere mit Rücksicht auf die Funktionen des Gehirns, worauf die Form und die Kapazität des Schädels von großem Einfluß ist. Die jüngsten Forschungen haben z. B. schlagende Beweise für den Zusammenhang zwischen Gehirngewicht und Beruf erbracht. Nach Matiegka[1]) betrug das durchschnittliche Gewicht des Gehirns bei 14 Lastträgern 1410 g, bei 34 Arbeitern 1433,5 g, bei 14 Bedienten und Aufsehern 1435,7 g, bei 123 Handwerkern 1449 g. Die von Buschan[2]) angestellten Untersuchungen haben ergeben, daß 57 pCt. der Gehirne bei den höheren sozialen Schichten über 1400 g schwer waren; bei den Mittelschichten hatten aber nur 48 pCt. ein solches Gewicht und nur 46 pCt. bei den unteren Schichten, so daß also zwischen Gehirngewicht und der Intelligenz ein enger Zusammenhang nachweisbar ist, soweit man aus der sozialen Stellung auf die Intelligenz schließen darf. Aehnliche Resultate ergab die Untersuchung der Schädel auf den beiden Friedhöfen von Lissabon durch Da Costa Ferraira, worüber folgende Tabelle Aufschluß gibt[3]):

Berufe	Zahl der Schädel	Durchschnittl. Kapazität	In bezug auf die durchschnittliche Kapazität
Liberale Berufe	23	1629,91	+ 57,19
Händler	49	1598,98	+ 25,86
Beamte	11	1590,18	+ 17,46
Pensionäre	52	1584,91	+ 12,19
Handwerker	150	1573,69	— 0,97
Lastträger	164	1570,04	— 2,68
Besitzer	12	1563,02	— 9,58
Unbekannte	95	1538,98	— 33,74

Nach Ammon zeigt in Baden die ländliche Bevölkerung eine außerordentliche Neigung zur Brachycephalie (Querlänge 67—98), während die städtische Bevölkerung im Gegenteil dolichocephal ist (+ 0,18). In den größeren Städten ist die Dolichocephalie noch ausgeprägter (+ 0,38). Die ländliche Bevölkerung von Rodez hat einen Schädelindex von 86,2, die städtische Bevölkerung ebenda einen solchen von 83,2. Ferner hat man zu Milhou 85,8 bezw. 84,1, zu St. Afrique 83,4 bezw. 82,1, in der Bretagne 82,8 bezw. 84,7 gefunden. In Montpellier beträgt die Verschiedenheit zwischen Stadt- und Landbevölkerung 2—4 Einheiten[4]). — Diese Erscheinung, die als allgemein angenommen werden darf, erklärt sich daraus, daß die Dolichocephalen bei ihrem gesteigerten Tatendrang, welcher aus ihrer größeren Gehirnanlage

[1]) Matiegka, Ueber die Beziehungen des Hirngewichts beim Menschen. Pol.-anthr. Revue III, 7—22.

[2]) Buschan, Kultur und Gehirn. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, I, 689 ff.

[3]) Da Costa Ferraira, La capacité du crâne chez les Portugais — Bulletin mem. soc. anthr. Paris 1903, S. 417 ff.

[4]) Woltmann, Die Germanen in Frankreich, S. 80 u. 112.

resultiert, meistens in die Städte strömen, während die schwächeren und trägeren Brachycephalen meistens auf dem Lande verbleiben.

Der Zusammenhang zwischen Schädel, Gehirn und Psyche steht also außer Zweifel, und für die Leser dieser Revue brauche ich wohl nicht zu betonen, daß eben diese Erscheinung die Grundlage der anthropologischen Lehre bildet. Es ist aber ferner eine Tatsache, daß kein Organ des menschlichen Körpers eine solche Konstanz in bezug auf Form und Beschaffenheit hat wie der Schädel, was übrigens bei seiner biologischen und psychologischen Wichtigkeit sehr natürlich ist. Ich verweise hier nur auf den torus occipitalis transversus, die apophysis paramastoidea, die sutura sagittalis, die Apophysis des Hinterhauptbeins und die zahlreichen anderen atavistischen Variationen[1]).

Die außerordentliche Häufigkeit atavistischer Variationen am Schädel legt uns den Gedanken nahe, es handle sich dabei nicht selten um echte Dauertypen, welche sich mit kleinen Veränderungen seit uralten Zeiten fortgepflanzt haben. Kollmann hat in vielen seiner Arbeiten nachgewiesen, daß die Rassen seit dem Diluvium unverändert geblieben sind, mit Ausnahme der entstandenen Kreuzungsvariationen. Der Deutlichkeit halber werde ich hier einige Beispiele anführen.

Die Untersuchungen, welche über die paläo-ägyptischen, vom 9. Jahrhundert v. Chr. herstammenden Schädel von Naquada angestellt worden sind[2]), haben eine sonderbare Aehnlichkeit zwischen diesen und den antiken ägyptischen und koptischen Schädeln nachgewiesen, dergestalt, daß man auf eine einzige, acht Jahrhunderte hindurch konstant gebliebene Rasse schließen muß. Der moderne französische Schädeltypus ist dem gallischen Typus sehr ähnlich, welchen ein Tempelfries des 2. Jahrhunderts aus Sassoferrato wiedergibt[3]). Ferner zeigen mehrere makedonische Münzen einen Typus, welcher in bezug auf Gesichts- und Schädelform mit den heutigen Tadschiks übereinstimmt[4]). Andere Beispiele habe ich anderweitig zitiert[5]), z. B. die große Aehnlichkeit zwischen den antiken Iberern und den heutigen Basken, den Szeklern und den Thrakern, den Fellahs und den alten Aegyptern[6]). Wir können also durchaus Kollmanns Theorie akzeptieren, die Rassentypen seien seit prähistorischen Zeiten unverändert geblieben, abgesehen von der Variationsbreite der Durchschnittstypen[7]).

Diese physische Unveränderlichkeit dürfte auch eine gewisse psychische Unveränderlichkeit bedingen, da ja, wie bereits ausgeführt,

---

[1]) Le Double, Traité des variations des os du crâne. Paris 1903, S. 355 und passim.

[2]) Fawcett, A second study of the variation and correlation of human skull. Biometrica V, I, 1902.

[3]) Furtwängler, Ueber neu entdeckte anthropologische Darstellungen von Gall. Korrespondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft, XIX, S. 30 ff.

[4]) Ujfalvy, Anthropologische Mitteilungen über die Porträtköpfe usw. Archiv für Anthropologie 1899, 45 ff., 341 ff.

[5]) Pol.-anthr. Revue V, S. 569.

[6]) Vergl. Chantre, Premier aperçu sur les resultats de ses recherches anthropol. Bulletin soc. anthrop. Lyon XVII, S. 71 ss.

[7]) Kollmann, Die Rassenmerkmale der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale. Arch. f. Anthr. 1902, S. 91 ss.

der Zusammenhang zwischen Schädel (Gehirn) und Geistestätigkeit eine recht enge ist. Wir haben also nicht nur eine physische, sondern auch eine psychische Paläontologie, deren Elemente als in der Urzeit wurzelnde Sitten, Gewohnheiten, Ideen und dergleichen bis in unsere moderne Welt hineinragen, und die tiefsten Schichten des menschlichen Seelenlebens bilden, die einer Modifikation nicht so leicht zugänglich sind. Es sind die atavistischen Elemente unseres Denkens, von denen wir uns nicht emanzipieren können. — Eine analoge Erscheinung beim individuellen Menschen ist der Kontrast zwischen der Leichtigkeit, womit wir neue Theorien und Ideen aufnehmen, und dem zähen Festhalten an jenem fast unergründlichen Komplex religiöser Dogmen, welche sehr oft irrig sind und doch einen Bestandteil unseres Gewissens bilden: wir haben sie im Kindesalter in uns aufgenommen und können sie trotz unserer raschlebigen Existenz nicht so leicht wieder loswerden. Der Katholik fährt z. B. im Automobil und benutzt die modernsten Erfindungen der Industrie, und doch feiert er Christi Tod und Wiedergeburt mit denselben Zeremonien, womit der antike Phönizier Adonis Tod und Wiedergeburt feierte! — Dieser seelische Beharrungszustand wird, wie gesagt, durch die Milieutheorie nicht aufgeklärt; er ist eine anthropologische Erscheinung, welche mit der Konstanz unserer Schädelform und Gehirnorganisation in Verbindung steht.

Die Theorie von den anthropologischen Grundlagen der Tradition findet ihre Bestätigung in der Tatsache, daß jede stärkere Modifizierung irgendeiner allgemeinen religiösen oder sozialen Tradition einer siegreichen Rasse zu verdanken gewesen ist, deren Einfall die antiken Traditionen verdrängte. Die Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidentums bietet uns hierfür ein interessantes Beispiel; denn der religiöse Synkretismus des 2.—3. Jahrhunderts, welcher an dem Gebäude des römischen Kultus zu rütteln begann, war eine Folge der Barbareneinwanderung, wobei zahlreiche fremde Kulte in den sozialen Körper des Römerreiches eindrangen. So ist auch die politische Tradition, welche man das römische Reich zu nennen pflegt, unter dem Anprall der Germanen zusammengebrochen. Uebrigens kann man nicht in Abrede stellen, daß die Verteilung der Religionsbekenntnisse in Europa (Protestantismus, Katholizismus) ziemlich genau der anthropologischen Einteilung (homo europaeus, homo mediterraneus) entspricht.

III.

Im Interesse einer präziseren Entwicklung dieser Theorie möchte ich im folgenden noch die anthropologischen Grundlagen der Tradition genauer präzisieren. Zuvor jedoch noch eine allgemeine Bemerkung.

Die atavistischen Merkmale kommen bei denjenigen Rassen öfter zum Vorschein, welche in der Kulturgeschichte zurückgeblieben sind. So ist z. B. der torus occipitalis transversus bei den europäischen Schädeln sehr selten zu finden, während er bei den vorgeschichtlichen und denjenigen der niederen Rassen, wie Papuas usw., recht oft angetroffen wird. Merkel hat ihn auch bei einem Kaffer und einem Kongoneger gefunden[1]). — Die fossicula cerebelli media kommt nach

[1]) Le Double, a. a. O., S. 10.

Le Doubles Forschungen[1]) am häufigsten bei den Papuas und Aymaras zum Vorschein, weniger häufig bei den Europäern und dem mit einer höheren Kultur begabten Volke der Etrusker. — Ein ähnliches Ergebnis zeitigten Franks und Russels Untersuchungen über die apophysis paramastoidea bei älteren und jüngeren amerikanischen Schädeln[2]). — Die Häufigkeit des forum parietale beträgt nach mehreren Forschern 82,7 pCt. bei den niederen Rassen und nur 37,1 pCt. bei den Europäern[3]).

Wir dürfen also die Behauptung aufstellen, daß die größere Konstanz der atavistischen Merkmale ein Kennzeichen der niederen Rassen ist. Wenn wir aber annehmen, daß dieses Beharren physischer Merkmale mit einem analogen Verhalten der Psyche in Zusammenhang steht oder wenigstens stehen kann, dann kommen wir zur Schlußfolgerung, daß die Tradition ein Charakteristikum der niederen Rassen ist. Dies erscheint auch deshalb sehr natürlich, weil nur den höheren Rassen jener Erkenntnistrieb eigen ist, welcher allein Aberglauben und Irrtum zu überwinden vermag, während die niederen, geistig beschränkten Rassen furchtsamer Natur sind, also speziell diejenigen Eigenschaften besitzen, welche die psychologischen Grundlagen der Tradition bilden. Nun sind aber die unteren sozialen Schichten in bezug auf Tradition den unteren Rassen sehr ähnlich, wobei jedoch betont sein mag, daß diese Aehnlichkeit nur mit Rücksicht auf die Tradition besteht. Wie die niederen Rassen jahrhundertelang den abgeschmacktesten Zeremonien und dem tollsten Aberglauben huldigen, so scheinen die überlebtesten Irrtümer sich vorwiegend in den unteren Gesellschaftsklassen fortzupflanzen. Diese haben ja ebensowenig wie die niederen Rassen Anteil am wissenschaftlichen und philosophischen Fortschritt und leben daher in ganz veralteten, irrigen Vorstellungen. Die oberen Klassen hingegen besitzen ebenso wie die höheren Rassen die besondere Befähigung, neuentdeckte Wahrheiten in sich aufzunehmen. Reichtum, Unabhängigkeit, Vorzüge der Geburt, alles trägt dazu bei, ihr Geistesleben zu befruchten und zu beflügeln Damit bezwecke ich natürlich keineswegs eine Apologie der Aristokratie; ich will nur eine sehr wichtige, wenn auch in mancher Hinsicht bedauerliche Tatsache bestätigen, für welche uns auch von der Geschichte Beweise geliefert werden. Die oberen Klassen waren wohl in einer bestimmten Geschichtsepoche konservativ, oft auch reaktionär, aber im großen und ganzen waren sie doch häufiger freisinnig, sogar revolutionär. Bei sämtlichen Revolutionen der Weltgeschichte machten die höheren sozialen Schichten den Anfang. Cromwell war mit den Grafen von Essex verwandt; Adams, Dickinson und Paine waren Schriftsteller; Hancock war ein reicher Kaufmann; Morris und Hamilton waren Geschäftsleute; Prynne ein Advokat; Washington ein Ingenieur. Mirabeau stammte aus einer adligen Familie, ebenso wie Condorcet; Brissot, Vergniaud, Pethon, Guadet, Danton, Robespierre, Demoulins und Couthon waren Advokaten; Marat war ein Arzt, Collot ein Schauspieler und Dichter; Cambon ein Geschäftsmann; Roland ein Inspekteur, Carnot ein militärischer Schriftsteller; Isnard ein Ingenieur; Saint-Just

[1]) Le Double, a. a. O., S. 31.
[2]) Le Double, a. a. O., S. 73.
[3]) Le Double, a. a. O., S. 124.

der Sohn eines Ritters von S. Louis; Barbaroux studierte die Rechte; Bazire war Archivar. Die Männer, welche aus niederen Klassen herkamen, wie Barebone (Lederhändler), Legendre (Metzger), Santerre (Brauer), Hébert (Bedienter), Chamette (Schuster), sind Ausnahmen und spielten auch nur eine rein anekdotische Rolle. Franklin ist natürlich als Ausnahme zu betrachten. Es erscheint überflüssig, noch weitere Beispiele anzuführen zum Beweise dafür, daß die europäischen Revolutionen von 1821 bis 1870 von den oberen sozialen Schichten ausgingen. Selbst die Kommune, die in politischer Hinsicht als eine proletarische Revolution erscheint, war in geschichtlicher Hinsicht eine aristokratische Bewegung, denn einige geniale, intelligente Köpfe gaben den Anstoß dazu. Das gleiche würde sich für die Revolutionen des Altertums und Mittelalters nachweisen lassen. Aus alledem ergibt sich, daß, wenn wir von der Annahme ausgehen, daß die Revolution nur eine gewaltige, plötzliche Unter- und Zerbrechung der politischen, moralischen und sozialen Traditionen ist, die oberen sozialen Schichten hierzu besonders beanlagt erscheinen. Aber welche anthropologische Bedeutung hat nun diese Tatsache?

Die Aristokratie und die oberen Klassen der Bevölkerung im allgemeinen sind vorwiegend dolichocephal. Die Messungen, welche Lapouge vorgenommen hat, beweisen, daß die Schädel von Adligen zu Notre-Dame de Lourdes im Hérault eine wesentlich größere Dolichocephalie als die damaligen Bauern besaßen. Lapouge hat auch bestätigt, daß die meisten Franzosen, welche irgendeine wichtige Rolle in der Geschichte spielten, dolichocephal waren. Zu demselben Resultate führte die anthropologische Erforschung der berühmten Italiener[1]). Uebrigens habe ich schon bemerkt, daß die städtische Bevölkerung überhaupt eine größere Dolichocephalie zeigt als die ländliche; und es läßt sich nicht leugnen, daß die sogenannten höheren Klassen meistens die Städte bewohnen. Daraus ergibt sich, daß die dolichocephalen Elemente bessere Anlagen zur Beeinflussung der Tradition besitzen, als die brachycephalen. Die Rassen, welche durch Einwanderung und Eroberung eine rapide Umwälzung der Traditionen herbeiführten, waren in der Tat oft dolichocephal. Ich erwähne z. B. die Ligurer, insbesondere jene, welche nach Italien und Südfrankreich kamen, in Osteuropa einbrachen und die arische Sprache und vielleicht auch die Bronzeindustrie mitbrachten. Dolichocephale Rassen (round-barrows?) haben nach England die keltische Sprache gebracht. Wahrscheinlich waren (nach Lapouge) auch Dolichocephale jene Eroberer, welche vom Norden während der neolithischen Epoche herkommend, bis nach Afrika und Asien vordrangen (Sergi). Und auch die Hyksos waren dolichocephal. Die Germanen brauche ich hier erst gar nicht anzuführen. Ausnahmen gibt es natürlich überall, aber sie dürften die hier vertretene Anschauung schwerlich umstoßen können.

Andererseits besitzen die Brachycephalen die besten Anlagen zur Erhaltung der Tradition; sie bilden wohl größtenteils die niedrigeren sozialen Schichten und die ländliche Bevölkerung. Speziell die zweite und dritte der oben geschilderten Gattungen der Tradition sind für

---

[1]) Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien, passim.

diese sozialen Schichten charakteristisch. Diese Anlagen zur Tradition haben auch bereits die Anerkennung der Anthropologen gefunden. Lapouge und Ammon schildern den Brachycephalen als den Typus des Sklaven, der ohne Initiative, dabei unterwürfig, arbeitsam, geduldig und sparsam ist[1]). Sergi bemerkt, daß die brachycephale Bevölkerung Mitteleuropas eine charakteristische Neigung zur Bildung großer und kompakter sozialer Organisationen besitze, wobei dem Individuum nur ein geringer Wert beigelegt werde[2]). Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Merkmale auch die psychologischen Bedingungen zur Erhaltung der Tradition sind, deren Existenz eine Menge von minderwertigen und konservativen Elementen voraussetzt.

Zusammenfassend können wir also sagen:

1. Die Tradition hat anthropologische Grundlagen.
2. Die Tradition ist ein Kennzeichen der niederen Rassen.
3. Die Träger und Bewahrer der Tradition sind die Brachycephalen.

Das keltische Temperament.

M. Hoernes.

Das melancholische Ergebnis der Untersuchung alter Völkergeschichten ist immer das gleiche. Berge von Stoff gebären ein Meer von Hypothesen, worin einige wertvolle Tatsachen mehr oder weniger haltlos umherschwimmen. Als halber oder Viertelsgewinn bleibt dann irgendeine Konstruktion, welche zumeist als absolute Wahrheit geboten wird, aber von Anfang an höchstens eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat. Oft fehlt auch diese, und die einzige Stütze der Beweisführung besteht darin, daß man diese nicht strikt widerlegen kann, weil der traurige Stand der Ueberlieferung die verschiedensten Auslegungen gestattet.

So steht es auch mit dem problematischen Begriff der alten Kelten. Infolge ihrer Ausbreitung im Nordwesten und im Westen Europas werden sie den alten Südvölkern spät bekannt, werden lange Zeit nicht genannt; aber diese *ἀποσιώπησις* beweist nicht das, was man aus ihr geschlossen hat. Aus der Zeit vor 500 v. Chr. wissen wir von den Kelten fast gar nichts. Der älteste griechische Schriftsteller, welcher die Kelten nennt, wäre Hekatäus von Milet, ca. 550 bis 480 v. Chr., wenn die beiden Fragmente, worin dies geschieht, wirklich von ihm herrührten. In einem derselben heißt „Keltike" ein Land, welches gegenüber der Insel Albion liegt. Der „alte Periplus", die Quelle des Avienus, eine Schrift aus dem 5. Jahrhundert, beschreibt die Bretagne und die britischen Inseln, kennt aber im Nordwesten nur Ligurer, keine Kelten. Diese erscheinen als ein Volk, welches die Seefahrer antreffen, wenn sie von den britischen Inseln weiter nach Norden fuhren, also zwischen dem Rhein und Jütland. Auch Aristoteles nennt Keltenland ein kaltes Land, wo der Esel sich nicht

[1]) De Michelis, Le origini degli Indo-Europei, Torino 1903, S. 611.
[2]) De Michelis, a. a. O., S. 621.

mehr fortpflanzt, und die Kelten ein Volk, welches gegen das Meer Schlachten liefert. Nach Ephorus gehen bei ihnen mehr Menschen, als anderswo, durch die Wellen zugrunde. Auch die Druiden lehrten, ein Teil der Gallier sei einst an fernen Küsten und auf Inseln gesessen, von wo teils Kriege, teils Ueberschwemmungen durch den Ozean sie vertrieben hätten. Das paßt gar nicht auf ihre späteren historischen Wohngebiete, wohl aber auf die deutschen Nordseeküsten, die stürmischsten und gefährlichsten von ganz Europa.

Hier also saßen einst Kelten und zwar als Vorgänger der Kimbern. Daraus folgt aber keineswegs, daß dies der Ursitz der Kelten gewesen, wie man häufig annimmt. Camille Jullian (L'Anthrop. XIV, 250 ff.) findet es nicht zu verwundern, daß die Kelten von der Nordsee den Griechen bekannt, die Stämme an den Mündungen der Loire und der Seine dagegen unbekannt waren. Denn von fernen und unerforschten Ländern kennt man zuerst die Küsten und an ihnen zuerst die für den Handel wichtigsten Punkte; so kommt es z. B., daß wir auf Karten des 14. Jahrhunderts lange Küstenstriche als unbekannt und hie und da richtig eingetragene Häfen und Flußmündungen verzeichnet finden. So verschaffen uns die Nachrichten des Pytheas, um 325 v. Chr., nur Kenntnis von der Elbegegend; denn diese war besser bekannt als andere, welche man nur durchfuhr, um Bernstein zu holen. Die ältesten Geographen sprechen in einem Atem von Albion, vom Nordmeer und von den Kelten, weil die Seefahrer zuerst in England Zinn und dann bei den Kelten des nordwestdeutschen Tieflandes Bernstein einnahmen.

Bekanntlich lokalisiert schon Herodot (II. 33, IV, 49) die Kelten im äußersten Westen Europas, in der Nähe der „Stadt" Pyrene und der Kineten (im westlichen Spanien). Daraus folgt aber nicht, daß sie etwa unmittelbar vorher, in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, Nordwestdeutschland verlassen und sich in Westeuropa ausgebreitet hätten. Für die Zeitbestimmung der ersten keltischen Ausbreitung in Gallien, Britannien, Iberien fehlen alle chronologischen Anhaltspunkte. Nach Reinach (L'étain celtique, L'Anthrop. 1892, S. 275) muß die erste Ansiedlung der Kelten auf den britischen Inseln vor dem 9. Jahrhundert stattgefunden haben, weil der griechische Name des Zinnes, *Κασσίτερος*, welcher keltischen Ursprunges ist, schon im Wortschatz Homers vorkommt. Demnach könnte es einem unkritischen Kopfe, dem die sprachlichen Zeugnisse alles aussagen sollen, einfallen, den Ursitz der Kelten nach Britannien zu verlegen und sie von da nach dem Kontinent gelangen zu lassen. In Wirklichkeit ist der Ursitz der Kelten ganz unbekannt, ihre Verbreitung in Westeuropa eine Folge ganz entfernter, für uns nahezu zeitloser Ereignisse. Nicht einmal das erste Auftreten der Kelten in Spanien und in Oberitalien läßt sich chronologisch bestimmen; denn wir besitzen nur Kenntnis von gewissen Zeitpunkten, zu welchen und nach welchen sie in diesen südlichen Ländern seßhaft waren. Man kann den Eintritt eines Zustandes nicht von dem Moment datieren, in welchem dieser zuerst bemerkt worden ist. Sonst hätte Amerika vor seiner Entdeckung nicht existiert und die Drehung der Erde um die Sonne wäre eine Tatsache der neueren Geschichte. Daß Herodot die Kelten in der Poebene noch nicht kennt, beweist nichts; sie können um 500 v. Chr. schon lange dort gesessen haben. Da

aber die Küsten des Landes im Ost und West von „Henetern“ und Ligurern bewohnt waren, erfuhr man in Griechenland von ihnen nichts.

Alles, was wir von der Vorgeschichte der Kelten zu wissen glauben, ist mehr oder minder hypothetisch und ungewiß. Einen halbwegs sicheren Inhalt gewinnt dieser Name erst um die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr. durch den Zusammenklang schriftlicher und archäologischer Ueberlieferung. Aber auch da ist dieser Inhalt voller Widersprüche und Unklarheiten, wie sich gleich zeigen wird. Die Schwierigkeit der „Keltenfrage“, auch wenn man ältere Zeiten ausschließt, besteht darin, daß an den keltischen Namen verschiedene Begriffe geknüpft sind, die sich nicht leicht vereinigen lassen, — je nach den Quellen, die man zu Rate zieht. Es gibt Kelten der alten Historiker, solche der physischen Anthropologie, der prähistorischen Archäologie und der Sprachforschung.

Die Kelten der alten Historiker sind ein Volk von germanenähnlicher physischer Beschaffenheit — hochgewachsen, blond, blauäugig — und germanenähnlicher Geistesnatur — todesmutig, abenteuerlustig, nur etwas aufgeweckter als die Germanen. Sie bewohnen hauptsächlich Frankreich, dessen mittlerer Teil ganz besonders Keltenland heißt, und verbreiten sich von da nach Nord und Süd, nach Südwest und Südost.

Die Kelten der physischen Anthropologie sind etwas ganz anderes. Sie sind ein Glied der „alpinen“ Rasse — mittelgroß, braun, kurzköpfig —, welches einst Mittelfrankreich einnahm und jetzt noch dort, besonders in der Auvergne, dann in anderen Gebieten Frankreichs und auf den britischen Inseln verbreitet ist. Seine nächsten Verwandten sind nicht die Nordgermanen, sondern die Ligurer, Piemontesen, Savoyarden und andere Alpenvölker.

Die Kelten der Sprachforschung sind wieder etwas anderes. Sie saßen einst, vor den Germanen, zu beiden Seiten des Rheines und hatten starke Verbreitung nicht nur in Westeuropa, sondern auch in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Oberitalien. Jetzt finden sich ihre Reste nur noch im Nordwesten Frankreichs und auf den britischen Inseln. Die Sprachvergleichung weist ihnen eine Stelle zwischen den Germanen und den Italikern an.

Die Kelten der prähistorischen Archäologie werden um so fragwürdiger, in je fernere Zeiten man zurückgeht. Wie man die Bronzezeit des Nordens den Germanen zugeschrieben hat, weil kein anderer Stamm bekannt ist, welchem man sie zusprechen könnte, so kann man die Bronzezeit des Westens für die Kelten in Anspruch nehmen. Geschieht das mit Recht, dann ist es nicht eben wahrscheinlich, daß die Träger der Hallstattkultur, die Stämme, welche in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. von Ostfrankreich bis Ungarn wohnten, Kelten waren, wie man häufig annimmt. Denn die Hallstattkultur berührt Nordfrankreich und England nur mit unbedeutenden Ausstrahlungen.

Gerade S. Reinach, welcher das Zinn bei Homer keltisch benannt findet und aus den Keltensitzen im nordwestlichen Europa herleitet, hätte Anstand nehmen sollen, auch in den Bewohnern der Poebene und des Donaubeckens während der ersten Eisenzeit Kelten zu erblicken (Bertrand und Reinach, Les Celtes dans les vallées du Pô

et du Danube). Man hat für die Besitzer der Hallstattkultur auch den Namen Protokelten angewendet; aber ebensogut hätte man sie Protogermanen oder ähnlich nennen können. Hier wollen wir von der Möglichkeit, daß unter den Trägern der Hallstattkultur neben Rhätern, Illyriern und andern Völkern auch Kelten waren, völlig absehen.

Als die echten und eigentlichen Kelten der Archäologie müssen wir die Besitzer der La Tène-Kultur im letzten halben Jahrtausend v. Chr. hauptsächlich in jenen Gebieten nehmen, wo nach den Zeugnissen der Geschichte und der Sprachforschung Kelten saßen, also in Westeuropa, im südlichen und östlichen Mitteleuropa und in einigen Teilen der Südhalbinseln unseres Kontinentes.

Die Genesis der La Tène-Kultur ist im einzelnen noch vielfach dunkel; den Anteil Massalias, Oberitaliens, Etruriens, Art und Ort der Entstehung im Barbarengebiet sind noch recht strittig. Aber sie konnte meines Erachtens doch nur dadurch entstehen, daß ein von hallstättischen Einflüssen wenig berührtes Bronzezeitvolk durch seine rasche Annäherung an den Süden die Möglichkeit gewann, eine ganz neue Kunst und Industrie zu entwickeln, die mit der hallstättischen fast nichts gemein hat, sondern eine andere Mischung nordischer und südlicher Elemente darstellt. Das ist ein noch nicht hinlänglich gewürdigter Punkt in der Keltenfrage, auf den man wohl einiges Gewicht legen darf.

Zur Zeit der Entstehung des La Tène-Stiles gab es im unklassischen Europa — abgesehen von dem ganz rückständigen Nordosten — drei barbarische Kulturkreise: den hallstättischen, den nordischen und den nordwestlichen. Der hallstättische, bis Ostfrankreich reichend, bildete die Vermittlung zwischen dem klassischen Süden und dem germanischen Norden, nicht aber zwischen jenem und dem keltischen Nordwesten. Im Westen traf also eine nordische Bronzekultur uralten und sichren Gepräges unvermittelt auf die Ausstrahlungen des klassischen Südens. Hier mußte der südliche Einfluß notwendig größere Stärke entfalten, und bei seinem Durchgreifen ganz andere Formen hervorbringen, als im Hallstätter Kulturkreis. Dieser letztere ist in seinem Kerngebiete äußerst zählebig und schwerfällig, fremden Einflüssen nur wenig zugänglich, wie sich aus der geringen Rolle des echtgriechischen Importes und der Unfruchtbarkeit des letzteren deutlich ergibt. Wäre er in gleicher Intensität bis an die Westküsten Europas hin ausgedehnt gewesen, so hätte er die keltische Welt ebenso streng gegen den Süden abgeschlossen, wie die germanische; und der Kulturgang Europas in vorrömischer Zeit wäre ein wesentlich anderer geworden. Da jenes nicht der Fall war, zeigen die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung im größten Teil des Kontinentes ein anderes Bild, als das Ausleben der Hallstattkultur und der nordischen Bronzezeit. Sie entrollen uns den Siegeszug des La Tène-Stils durch die keltische, illyrisch-thrakische und germanische Welt, kurz, durch den ganzen unklassischen Norden, und wir sehen auch, wie schwer es den Hallstattleuten, besonders in entlegeneren Gebieten, in den Alpenländern und im Norden des Balkans, gefallen ist, ihre altgewohnte stilistische Eigenart abzutun.

Ein bewegliches und im Fortschritt lange zurückgehaltenes Element muß es also gewesen sein, das die La Tène-Kultur ins Leben

rief. Die lange Zurückhaltung im Kulturfortschritt, in der Aufnahme des Eisens usw., erklärt sich leicht aus den nordwestlichen Sitzen, die Beweglichkeit vielleicht bloß aus dem Umstande, daß ihm die Gaben des klassischen Südens, seine Vorbilder, Techniken, Lockungen unmittelbar überliefert wurden. Dies macht in der Vorgeschichte die Aehnlichkeit und den Unterschied zwischen „Kelten" und Germanen. Als die Germanen, Jahrhunderte später, an das römische Reich grenzten, wurden sie auch beweglich und schöpferisch. Aber dazwischen liegt eben die Schöpfung des La Tène-Stils mit einem gewaltigen Vorsprung und Vorrang, der auch das germanische Kunstschaffen beeinflußte.

Müssen die „Kelten" deshalb ein ethnisch einheitliches Element gewesen sein? — Mitnichten. Die Völker keltischen Namens, mit welchen uns die Geschichte bekannt macht, können ungleicher Herkunft und ungleicher physischer Beschaffenheit gewesen sein, und die verschiedenen Begriffe, welche man, wie oben gezeigt wurde, heute mit dem Keltennamen verbindet, können nebeneinander zu Recht bestehen. Man kann aus der Verschiedenheit jener Begriffe sogar ein Stück keltischer Vorgeschichte hypothetisch herauskonstruieren; nur darf man wieder nicht glauben, daß man damit eine unumstößliche Gewißheit in Händen hat.

Wahrscheinlich saß ein Stamm, der später unter den keltisch benannten Völkern eine Führerrolle inne hatte, ursprünglich an der Nordsee, südwestlich von den Germanen, diesen aufs nächste verwandt, physisch identisch mit den Kelten der alten Historiker, begünstigt und im Süden frühzeitig bekannt durch den Handel mit Zinn und Bernstein. Diese Kelten besiedelten in unbekannter, aber sehr früher Zeit Britannien (wenn dieses nicht überhaupt ihre Urheimat war, wo die Rasse aus der paläolithischen Bevölkerung Südenglands hervorgegangen sein könnte).

In Britannien und Nordfrankreich waren sie die Besitzer einer lange währenden reinen Bronzekultur, wie in Nordeuropa die Germanen, blieben aber nicht unvermengt. Denn schon während der jüngeren Steinzeit hatte sich auf dem Festland neben und zwischen einer älteren langköpfigen Bevölkerung die brachycephale „alpine" Rasse ausgebreitet, und diese griff dann in der Bronzezeit auch nach England hinüber. Allein diese „Alpinen", die sich fächerförmig von Ost nach West über Europa verbreiteten und zwischen ihren Zungen oder Zonen überall Streifen des älteren dolichocephalen Elementes bestehen lassen mußten, konnten das Kulturgepräge nicht umwandeln, sondern verfielen selbst der Umprägung, nicht in physischem, sondern in geistigem Sinne. Als sich die nordischen Kelten allmählich nach Süden ausbreiteten, zuerst über Westeuropa, dann über große Teile Italiens und Mitteleuropas, stießen sie überall auf diese brachycephalen „Kelten der Anthropologie": Ligurer, Iberer, Rhäter, Illyrier und andere für uns namenlose Elemente. Diese wurden entweder keltisiert, oder es entstanden Mischvölker mit halb keltischem, halb altertümlichem Kulturprofil. Die nordische Rasse ging in diesen Neubildungen allmählich auf, und ihre physischen Merkmale verschwanden, während ihr Name und ihre Sprache, sowie ein Teil ihres Geistes erhalten blieb. Diese „Kelten der alten Historiker", an Zahl gering, der Kriegeradel aller keltisch redenden Stämme, sind also im Süden des keltischen Wohn-

gebietes verschwunden, und geblieben sind die „Kelten der Anthropologie“, eine sprachlich und kulturell keltisierte Rasse anderer Herkunft.

Es scheint ein krasser Widerspruch, daß nach Cäsar (b. g. I. 1.) im mittleren Teile Galliens die echten Kelten wohnten, verschieden in Sprache, Einrichtungen und Gesetzen von den Aquitaniern, die im Süden der Garonne, und den Belgiern, die im Norden der Marne und der Seine saßen, — und daß die heutigen Auvergnaten, die echten Nachkommen der alten Bevölkerung, so gar keine nordischen Züge aufweisen. Sie sind kleiner, als die Belgier und Nordfranzosen vom blonden Typus, der besonders in der Pikardie vertreten ist und sich über die Ardennen an der belgischen Grenze hin über die Champagne und Burgund erstreckt. Sie haben braunes Haar und dunkle, graue oder grünliche Augen. Die Schädel sind nach Broca brachycephal (Index 84,07), geräumig, mit breiter voller Stirn und gerade abfallendem Hinterhaupt, breitem Gesicht und „orthognathem“ (d. h. minimal prognathem) Untergesicht. Die Statur ist kräftig, mit guten Muskeln und starken, untersetzten Gliedmaßen. Dieses Bild entspricht nicht der nordeuropäischen Rasse der Vergangenheit und Gegenwart und nicht den Keltenschilderungen der Alten, wozu auch die auf dem Grabmal des Jovinus neben der Kathedralkirche zu Reims abgebildeten Gallier gehören, sondern dem „alpinen“ Typus Ripleys, dem „keltischen“ Brocas, dem „turanischen“ Hölders, welchen Typus andere auch den „ligurischen“ oder den „mongolischen“ genannt haben.

Dennoch ist jener Widerspruch nur ein scheinbarer. Die alten Bewohner Mittelfrankreichs hießen „die wahren Kelten“ mit demselben Rechte, mit dem sich einst die slawischen Mohammedaner Bosniens „pravi Turci“, echte Türken, genannt haben. Hier waren keltische Einrichtungen und Gesetze am reinsten und strengsten entwickelt, auch die keltische Sprache frei von iberischen und germanischen Elementen. Ein historisch gewordenes kulturelles Keltentum herrschte auf einer anthropologisch nichtkeltischen Grundlage; ja diese fremde Grundlage gehört recht eigentlich zum keltischen Herrentum, zur Keltenherrlichkeit jüngerer, halbhistorischer Zeiten, wie sie Cäsar schildert.

Was bildete nun aber jene Eigenschaft, die uns gestattet, die Kelten als kulturhistorische Einheit, als schöpferisches Element in der Vorgeschichte und der Geschichte anzusehen? Die Völker keltischen Namens waren von sehr gemischter Abkunft; aber man darf mit S. Reinach[1]) von einem keltischen Temperament sprechen, welches vielmehr von den gemeinsamen Einflüssen des Lebens und des Bodens herrührt, als von dem gemeinsamen Ursprung des Blutes. „In Nordamerika“, sagt der genannte scharfsinnige Archäologe, „bildet sich jetzt ein nationales Temperament, welches aus dem Zusammenfluß aller möglichen Nationen entstanden ist, und welches man, wenn es sich um ein altes Volk handeln würde, vielleicht auf die Eigentümlichkeiten einer reinen, spezifisch veranlagten Rasse zurückzuführen geneigt sein könnte.“ Allein in Nordamerika sind es nicht nur die Einflüsse des Milieus, welche an der Bildung eines neuen, kühn vordringenden, für die alte Welt bedrohlichen Nationalcharakters arbeiten; denn niemand wird bezweifeln, daß in den Vereinigten Staaten die alte

[1]) Bronzes figurés de la Gaule romaine S. 187 ff.

angelsächsisch-normannische Mischrasse den Angehörigen der anderen europäischen Nationen soweit als möglich ihren wohlbekannten Stempel aufdrückt und sie sich geistig assimiliert, während sie gegen Schwarze und Gelbe, die ihr rassisch fernstehen, in fortgesetzter Steigerung eine ablehnende Haltung einnimmt. Ein ähnlicher Prozeß wird sich auch in den ehemals keltischen Ländern abgespielt haben. Es gab eine nordische Klasse oder Rasse von altem reinem Blut mit gewissen Vorzügen und gewissen Schwächen. Diese hat andere Elemente in großer Menge teils aufgesogen, teils abgestoßen. Bei jener Absorption ist sie selbst umgewandelt und aufgelöst worden, hat aber auch andere, wenigstens psychisch umgewandelt und dadurch eine Art Einheit, das keltische Temperament, geschaffen. Möglich, daß gewisse Seiten des keltischen Nationalcharakters nicht nordischen, sondern „alpinen" Ursprungs sind und von der größeren Masse auf das Herrenvolk übergingen. Das läßt sich nicht entscheiden.

Dieses keltische Temperament hat von jeher etwas Bestechendes gehabt, das auch fremder Menschennatur zusagte und leicht Nachahmung fand. Mommsen in seiner bekannten Schilderung der keltischen Nation (Röm. Gesch. I, 1) hat nur die Schattenseiten des Bildes im Auge. Seine Schilderung ist die Quintessenz dessen, was die alten Historiker über die Kelten berichten; sie läuft daher auf ein doppelt und dreifach ungerechtes Urteil hinaus. Dieses betrifft erstlich nur den Kriegeradel der keltischen Nation, die führende Klasse, während es die große Masse ganz im Dunkeln läßt. Zweitens stammt es von Römern und Griechen, also von Feinden der Kelten und noch dazu von kulturell überlegenen Feinden, welche auf diese, wie auf alle Barbaren mit der größten Verachtung heruntersahen und es unerträglich fanden, wenn sie von solchen — von den Kelten nur zu oft — gefährlich bedrängt wurden. Diese Feinde hatten keine Ursache, auf die tüchtigen Eigenschaften und die liebenswürdigen Seiten des keltischen Naturells mit Verständnis einzugehen. Drittens beruht jenes Urteil auf einer unbilligen Vergleichung der politischen Leistungen, worin allerdings die Kelten den Südvölkern nicht entfernt gleichkamen, am allerwenigsten den Römern. Sie standen in diesem Betracht auf einer Linie mit allen anderen Völkern des unklassischen Ländergebietes von Europa, vielleicht aber doch schon etwas höher als die Germanen; denn sie hatten volkreiche und wohlbefestigte Stammeshauptstädte mit regem, industriellem und merkantilem Leben. Aber jene Kulturtätigkeit der Kelten, welche wir heute aus den archäologischen Fundschichten erschließen, hat in den geschriebenen Zeugnissen nur geringen Nachhall gefunden. Es kann jedoch nicht die Aufgabe der modernen Geschichtsschreibung sein, die Kluft, welche nach antiker Auffassung zwischen den klassischen Völkern und den Barbaren bestand, mit gleichen Augen anzusehen wie jene. Was diese Kluft ausmachte, war ein zeitlicher Vorsprung, der auf geographischen Ursachen beruhte, nichts weiter. Diesen zeitlichen Vorsprung hatten schon damals die Kelten gegen die Germanen, später, im Mittelalter, die Franzosen gegen die Deutschen. Doch dieser Vorrang des höheren Alters wird in der Folge immer wieder wettgemacht durch die größere Kraft der Jugend.

Alter und Jugend, früheres und späteres Eintreten in die Bahnen des historischen Völkerlebens beruhen auf geographischen Grund-

lagen, und das keltische Temperament beruht ersichtlich auf der Weltlage und der Natur Frankreichs und des westlichen Deutschland. Früher als in irgendeinem andern europäischen Lande, schon im Zeitalter der Mammute, Renntiere, Bisonten, blühte im Norden der Pyrenäen die bildende Kunst, schmückte sich ein reines Jägerdasein mit reichen Kulturmitteln. Hier, wenn irgendwo, scheint ein ethnischer Zusammenhang zwischen der jüngsten paläolithischen und der ältesten postquartären Bevölkerung aus Uebergangsschichten nachweisbar zu sein. Hier entquellen dem fruchtbaren Boden alle sonst bekannten Formen prähistorischer Bau- und Bildkunst: megalithische Gräber, Menhirs, Felsenkrypten, Bildsäulen aus Stein, Reliefbilder. Goldmassen strömen in der Bretagne zusammen, wie später in Tolosa. Dann erst kommt die eigentliche Glanzzeit des Landes, der üppige La Tène-Prunk mit seinen zierlichen Ornamenten, seiner Vorliebe für lebhafte Farben (Koralle, Schmelz, bunte Perlen), für kunstvoll durchbrochene Arbeit und seiner Neigung zur Stilisierung und Schematisierung der pflanzlichen, tierischen und menschlichen Formen. Dieser Stil bewegt sich auf der Grenzscheide zwischen dem geometrischen Ornament und der realistischen Darstellung belebter Formen, dadurch ebensosehr von der gleichzeitigen Kunst Südeuropas, wie von dem vor ihm herrschenden Hallstattstile verschieden. Er ist nicht so arm und gebunden wie dieser, aber auch nicht so frei und kühn wie jene. Man darf ihn wohl den richtigen Ausdruck für die Geistesart der Nordvölker in diesem Stadium der Entwicklung nennen. Dadurch hat er, nach seiner Entstehung an der Grenze des westlichen und des mittleren Europa, so rasch überallhin Eingang gefunden, wo nicht schon höhere Kunstweise herrschte. Deshalb findet sich, wie S. Reinach richtig hervorhebt, Familienähnlichkeit zwischen der schwarzen Keramik aus den Früh-La Tène-Gräbern der Champagne und aus der Völkerwanderungszeit, zwischen der keltischen und der fränkischen Emailkunst, zwischen der durchbrochenen Metallarbeit gallischer Nekropolen einerseits, alemannischer und burgundischer andererseits und zwischen den stilisierten Menschen- und Tierfiguren der vorrömischen Kelten hier, der Germanen der späteren Kaiserzeit dort. Aber die Lebenskraft der Formen, welche die Kelten in die Kunstwelt des Nordens eingeführt haben, reicht bekanntlich noch viel weiter. Sie beherrscht die ganze frühchristliche Kunst auf den britischen Inseln und sie spricht zu uns aus der Zackenfülle, den durchbrochenen Rosetten und den stilisierten organischen Gestalten des gotischen Stiles, der auf demselben Boden entstand, wie der La Tène-Stil, und mit diesem tief innerlich verwandt ist. In kleinen Arbeiten ist die Aehnlichkeit zwischen vorrömisch-gallischen, fränkischen und romanischen Erzeugnissen so groß, daß man bei manchen, wie Reinach bemerkt, nur schwer entscheiden kann, ob sie aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit oder aus dem der französischen Kunst des Mittelalters herstammen. Dieselbe Erscheinung beobachtet man auch in der Literatur, wo die Schriftwerke der gallo-römischen Autoren dieselben Geisteszüge verraten, wie die der französischen Klassiker.

Dem keltischen Temperament verdankt also der europäische Norden die stilistische Ausprägung der ihm eigentümlichen Geistesart, und wie beim einzelnen Individuum Anlage und Schicksal zusammen-

wirken müssen, um ihm eine führende Stellung unter anderen Individuen zu geben, so ist auch die Kulturrolle der Kelten durch ein Ineinandergreifen von Talent und äußeren Umständen bestimmt worden. Ich habe versucht zu zeigen, daß es nicht die geistigen Eigenschaften einer homogenen Masse, einer reinen Rasse, gewesen sind, welche jenes Talent bildeten, und welches die äußeren Umstände waren, unter denen es sich so glänzend und überraschend entfalten konnte.

Staatliche Eingriffe in die Freiheit der Fortpflanzung.

Dr. Fr. von den Velden.

Seit alter Zeit fehlt es nicht an kirchlichen und staatlichen Ehehindernissen, aber sie sind meist unvernünftiger und abergläubischer Natur, oder haben ihren ursprünglichen Zweck und Sinn längst verloren. Neuerdings sucht man auch hier eine naturwissenschaftliche Grundlage zu schaffen, und von allen Seiten tauchen Vorschläge auf, von neuen Gesichtspunkten aus die Freiheit der Fortpflanzung und Eheschließung zu kontrollieren. Nordamerika, in seinen Sitten und Gesetzen weniger erstarrt als die alten Kulturländer, erweist sich auch hier als geneigter, neue Ideen in die Praxis zu übertragen. Obgleich für uns Europäer der Gegenstand schwerlich bald aktuell werden wird, ist er doch zu interessant und wichtig, als daß man sagen dürfte: laßt uns die Erfahrungen der Amerikaner abwarten und danach unsere Glossen darüber machen.

„Gott Amor, der ohne Not so viel Unheil anrichtet", vereinigt sich mit Zufall, Leichtsinn und Unverstand, um ein gutes Resultat der Meditatio compositionis generationis futurae zu vereiteln. Die Zahl der geistig oder körperlich Defekten, die freiwillig auf Nachwuchs verzichten, ist gering, und so wird unnötigerweise eine Menge Elend auf die Welt gebracht. Hier Besserung zu schaffen, wäre im höchsten Grade erwünscht; es fragt sich nur, ob dies möglich ist, ohne wertvolle Güter noch mehr zu schmälern, als es durch das zivilisierte Leben ohnehin geschieht.

Zunächst sei daran erinnert, daß es zwei Wege gibt, auf denen die Fortpflanzung kontrolliert werden kann, Gesetz und Sitte. Bis jetzt war, abgesehen von den paar gesetzlich-kirchlichen, leibliche oder geistliche Verwandtschaft betreffenden Ehehindernissen und dem Verbot des Aborts, hier nur die Sitte mächtig, und zwar in sehr verschiedenem Grade: einflußreicher bei herrschenden Kasten oder ihrem heutigen Aequivalent, Familien von altem Besitz, Standesbewußtsein und Familiengefühl, fast einflußlos beim niederen Volke, zumal beim modernen Proletariat; einflußreicher bei manchen Rassen, z. B. den Juden, die den Unterschied von Liebe und Ehe wohl erfaßt haben und die Entscheidung meist Aelteren und Erfahreneren überlassen, einflußärmer bei den Völkern mit starker germanischer Blutbeimischung, die immer wieder, aber meist vergeblich, Leidenschaft und Ehe zu vereinen versuchen. In unserer Zeit der Auflösung und Umwandlung von Sitten

und Traditionen denkt man durch Gesetze Besserung schaffen zu können. Sie sind leichter zur Wirkung zu bringen als Sitten, deren Schaffung Generationen erfordert, aber andererseits sind sie nur wahrhaft wirksam, wenn ihnen durch Sitten vorgearbeitet ist.

Es ist von vielen Seiten vorgeschlagen (und, wenn die amerikanischen Nachrichten zutreffend sind, versucht) worden, durch gesetzliche Bestimmung Kollegien von Gutachtern einzusetzen, die für die Ehekandidaten eine Prognose über die zu erwartende Nachkommenschaft aufstellen und danach entscheiden, ob die Ehe zu gestatten ist. Man geht von der Erfahrung aus, daß die Versicherungsgesellschaften mit einiger Wahrscheinlichkeit den Gesundheitszustand zu beurteilen und die zu erwartende Lebensdauer zu berechnen vermögen. Aber die Frage nach der wahrscheinlichen Beschaffenheit der Nachkommenschaft ist erheblich schwieriger, weil nicht nur die untersuchten Personen begutachtet, sondern auch das noch nicht vorhandene Produkt aus ihnen, also aus zwei teilweise Unbekannten die dritte Unbekannte bestimmt werden soll. Wie wenig zuverlässig solche Voraussagen sind, lehrt die tägliche Erfahrung. Die Schwierigkeiten werden auch deshalb außerordentliche sein, weil die Grundlagen des Urteils großenteils anamnestisch herbeigeschafft werden müssen, wobei man vom guten Willen der zu Begutachtenden abhängig ist. Werden schon die Versicherungsgesellschaften vielfach hintergangen, von denen doch nur Geld zu erlangen ist, wie viel mehr diese Gutachterkollegien, die über das entscheiden, was vielen zurzeit als ihr Lebensglück erscheint!

Sie werden auch in anderer Beziehung einen schweren Stand haben. Sind sie nachsichtig, so wird ihre Wirksamkeit sehr gering sein. Sind sie aber streng, so laufen sie bei der Unsicherheit ihrer Grundlagen Gefahr, mehr Unheil als Nutzen zu stiften. Hätten sie wohl dem Vater Schillers die Erlaubnis zur Zeugung seines schwindsüchtigen Sohnes gegeben? Oder dem bejahrten, geistig abnormen und durch Selbstmord aus dem Leben geschiedenen Vater Schopenhauers den Konsens erteilt? Und was hätten sie gar zum Pfarrer Lichtenberg gesagt, dessen achtzehntes Kind der verkrüppelte, schwindsüchtige, erst jetzt zur richtigen Würdigung gelangte G. C. Lichtenberg war?!

Eine weitere Folge der Strenge und Ausschließung vieler Kandidaten vom Ehestand würde sein, daß bald neben der staatlich konzessionierten Ehe eine sezessionistische entstehen würde, die sich durch die große Zahl ihrer Mitglieder Achtung und durch die Ehelichkeitserklärung (Bürgerl. G.-B. § 1723 ff.) ihren Kindern die materiellen Rechte der ehelichen zu verschaffen vermöchte. Eine solche Sprengung der Ehe aber werden weder Staat noch Kirche, die mit ihr eng verwachsen sind, dulden wollen noch dürfen, wodurch dann die Dauer der neuen Einrichtung alsbald in Frage gestellt werden wird.

Der Staat kann eben seine Präventivzensur allenfalls gegen die Ehe, nicht aber gegen die Fortpflanzung üben. Gerade die unteren Volksklassen, deren körperlich oder geistig defekte Nachkommenschaft für den Staat der größte Schaden und die größte Last ist, beginnen die Ehe selten vor dem Standesbeamten — wenn die begutachtende Kommission ihr Urteil spricht, wird das erste Kind in der Regel geboren oder wenigstens erzeugt sein — eine Sitte, die die Kirche in Jahrhunderten nicht abzuschaffen vermocht hat und die auch durch

kein Gesetz zu beseitigen ist, ganz abgesehen von der Frage, ob dies wünschenswert wäre. Der Vater gerät also durch ein Eheverbot in einen bösen Zwiespalt: gehorcht er, so muß er die Mutter seines Kindes verlassen, hat er Ehrgefühl, so lebt er weiter mit ihr in einem Stande, der zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich Ehe ist.

Eheverbote sind also von beschränktem und zweifelhaftem Nutzen, wenn zum Verbot nicht gleich die Unmöglichkeit der Fortpflanzung hinzugefügt wird. Auch dieser Vorschlag ist gemacht worden. Die chirurgische Technik ist hinreichend vorgeschritten, daß die Fruchtbarkeit, ohne Störung der mit ihr zusammenhängenden Funktionen und ohne Charakteränderung, in kürzester Zeit aufgehoben werden kann[1]). Bei Frauen tritt der Fall schon jetzt nicht selten ein, daß sie nach lebensgefährlichen Geburten, um von aller Gefahr für späterhin frei zu sein, die Fruchtbarkeit ablegen, durch eine Operation, die heute nur noch ein Minimum von Gefahr bietet. Noch einfacher ist sie bei Männern, nicht viel eingreifender als die Entfernung eines hohlen Zahnes. Allerdings sind die Erfahrungen über die Folgen bis jetzt beschränkt, doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß außer der Unfruchtbarkeit keine anderen Folgezustände eintreten. Die Aufhebung der Fruchtbarkeit wird der gegebene Ausweg aus stets sich erneuernden Schwierigkeiten für alle die sein, die ihre Unfähigkeit, gesunde Kinder zu erzeugen, erkannt haben, oder die sicher sind, daß sie keine Kinder mehr wollen. Einfacher wäre es freilich, unsere mittelalterlichen Gesetzesbestimmungen abzuschaffen, die den künstlichen Abort, von seltenen Ausnahmen abgesehen, unter schwere Strafe stellen.

Aber wenn auch die Fruchtbarkeit leicht abgelegt werden kann, so ist doch zwischen dem freiwilligen und erzwungenen Verzicht auf sie der gleiche Unterschied wie zwischen freiwilligem Tod und Hinrichtung, und die Verhängung der Unfruchtbarkeit von Staats wegen wäre ein Eingriff in die persönlichen Rechte von solcher Schwere, daß an sie höchstens gedacht werden kann mit Hinsicht auf die rückfälligen Verbrecher, die dem Staat ohnehin verfallen sind. Diese aber scheinen, wenn die von der italienischen Erziehungsanstalt für Verbrecherkinder berichteten guten Resultate richtig sind, dessen weit weniger zu bedürfen, als die Geisteskranken oder die an körperlichem Siechtum Leidenden.

Es ist also teils zwecklos, teils mit den heutigen Anschauungen von persönlicher Freiheit nicht vereinbar, über die Tauglichkeit zur Ehe entscheidende Kollegien mit Machtvollkommenheiten zu versehen, weder mit dem Eheverbot, noch mit der Verfügung der operativ herzustellenden Unfruchtbarkeit. Indessen bleibt die Frage zu beantworten, ob sie nicht ohne Machtvollkommenheit, in nur beratender Stellung, von Nutzen wären. Wer im Zweifel über seine Tauglichkeit zum Stammvater eines gesunden Geschlechts wäre, könnte bei ihnen ein Gutachten einholen, und es könnte von den die Ehe beabsichtigenden Personen gegenseitig die Beibringung eines solchen Zeugnisses gefordert werden. Freilich ist zu befürchten, daß eine solche Einrichtung wenig benutzt würde und am wenigsten von denen, die einer Untersuchung ihrer Tauglichkeit am meisten bedürfen. Auch

[1]) Vergl. Nr. 5, Jahrgang 1907, S. 342 dieser Zeitschrift.

läßt sich einwenden, daß solche Gutachten schon jetzt aufgestellt werden können, und daß ein die Betreffenden seit längerer Zeit kennender Arzt in gewissem Sinne hierzu geeigneter ist als eine Kommission, die ihre Unterlagen mühsam zusammensuchen und auf Treu und Glauben annehmen muß. Sie würde indessen bessere Gelegenheit haben, in ihrem Spezialgebiete Erfahrungen zu sammeln, und, was die Hauptsache ist, allein das Bestehen einer solchen Kommission würde die Menschheit auf die Wichtigkeit des Gegenstandes aufmerksam machen. Nach ihm wird gewöhnlich bei Eingehung einer Ehe zuletzt gefragt, teils aus Gedankenlosigkeit, teils aus der bequemen Ansicht, daß man ja doch nicht wissen könne, wie die Kinder ausfallen, teils aber auch, weil die meisten Familien in völliger Verblendung über ihre konstitutionellen Mängel sind. Sie wollen davon nichts hören, und wenn auch ausnahmsweise ein Arzt sie darüber aufklären möchte, so gerät es ihm zum Unheil. Aber selbst wenn das stille Bewußtsein besteht, daß die Rasse nicht viel tauge, wird es ausgelöscht durch die gehobene Stimmung, die werdende Verbindungen zu umgeben pflegt. Da versucht man dann getrost, durch die Ehe Kranke zu heilen, geistig Defekte in die Reihe zu bringen, und was dergleichen verkehrte, vom verwandtschaftlichen Wohlwollen eingegebene und gewöhnlich sehr unglücklich ausfallende Experimente mehr sind. Gerade zur Heilung dieser Gedankenlosigkeit und bis zum wissentlichen Betrug gehenden Leichtfertigkeit erscheint das Bestehen von Gutachterkommissionen geeignet, und ihr Wert ist wohl hauptsächlich darin zu erblicken, daß sie allmählich wieder eine Tradition und Sitte ausbilden werden, durch die die Menschheit gezwungen wird, mehr als bisher auf die Gesundheit der Eheschließenden zu achten. Dann wird für die Beschaffenheit der kommenden Generation besser gesorgt sein als durch Gesetze, die zu grobe Maschen haben, um so feine Dinge fassen zu können.

Die bisher besprochenen Maßregeln zielen darauf ab, das Aufkommen ungesunder Nachkommenschaft einzudämmen, wodurch dann der gesunden mehr Platz und Ernährungsmöglichkeit geschaffen wird. Aber es sind auch Vorschläge mehr positiven Charakters gemacht worden, einerseits um die Menschen zu züchten wie Rassetiere, andererseits um aus denen, die geboren werden, die besseren auszuwählen und zu fördern.

Von den Züchtungsversuchen, die hin und wieder zur Ausführung gebracht worden sind und neuerdings von L. Burbank praktisch erprobt werden sollen, können wir wohl absehen; denn diese Menschenzüchtung kann nur im kleinsten Maßstab stattfinden, so daß sie für das Ganze nicht in Betracht kommt. In despotischen Zeiten wären solche Versuche im großen eher möglich gewesen. Wollte der Menschenzüchter freilich die Sorge für die Züchtungsprodukte auf sich nehmen, so könnte er Material für seine Versuche bekommen, soviel er nur wünschte!

Daß es auf diesem Wege gelingen würde, starke, schöne, willenskräftige und intelligente Menschen zu züchten, ist gewiß, aber mit der „Geniezüchtung", von der manche träumen, hat es gute Wege. Selbst im Kartenspiel müssen wir geduldig warten, bis uns ein

brillantes Spiel in die Hände fällt: wie wollen wir die komplizierten, uns fast gänzlich unbekannten Umstände beherrschen lernen, die zum Entstehen eines Genies zusammentreffen müssen!

Reibmayr hat ein Buch über die „Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies" geschrieben, dessen Umfang den Gedanken nahelegt, daß wir über das Wirken der Natur bei der Hervorbringung hervorragender Menschen gut orientiert sind. In Wahrheit sind unsere Kenntnisse aber doch recht beschränkt, und wir müssen gestehen, daß in den meisten Fällen das Hervorblühen eines Genies aus der Beschaffenheit seiner Vorfahren so wenig erklärlich ist, wie das plötzliche Aufleuchten eines Meteors. Eine gute Durchschnittsqualität von Menschen zu erzeugen, könnte man sich wohl anheischig machen, wenn man die Freiheit hätte, geeignete Personen zu paaren; aber man müßte unberechenbaren Faktoren überlassen, ob darunter sich ein Mensch von überragender Begabung befände. Gerade wie es bei der Züchtung der Rennpferde auch geht: unter den Nachkommen tadelloser Zuchtmaterials herrscht das Mittelgute vor, Fehlschläge sind nicht selten, und erst unter hunderten findet sich ein hervorragendes Pferd, bei dem man dann nicht sagen kann, warum gerade dieses so gut ausgefallen ist.

Die Auswahl aus dem jungen Menschenmaterial in dem Sinne, daß man auf die Aufzucht derer, die schlechte Aussichten boten, von vornherein verzichtete, ist in früheren Zeiten allgemein gewesen, auch von den alten Germanen, Indern und Griechen betrieben worden und noch jetzt bei Völkern von der Kulturstufe der Chinesen gebräuchlich. Für uns ist sie durch die christlichen Anschauungen ausgeschlossen; wir treten der natürlichen Selektion in den Weg, anstatt, wie jene, ihr nachzuhelfen. Sie erreicht ihr Ziel trotzdem, aber weniger schnell und weniger schonend, als wenn wir sie frei gewähren ließen.

Dagegen ist die Förderung derer, die sich vor dem Durchschnitt der Nachkommenschaft auszeichnen, von alters her im Schwange. Hier sei der mit dem Thema nicht unmittelbar zusammenhängende Gegenstand nur kurz berührt. Man kann im Zweifel sein, ob die Stipendien, Familienstiftungen usw. mehr nützen oder schaden mit ihrem Prinzip, die biegsame Tugendsamkeit zu unterstützen und den, der seine eigenen Wege geht, seinen Kräften zu überlassen. Interessanter sind die Einrichtungen großen Maßstabs, die es tüchtigen, aber wenig bemittelten Volksklassen ermöglichen, unbesorgt eine Anzahl Kinder zu haben mit der Aussicht, daß sie ihren Fähigkeiten entsprechende Stellungen erlangen. Ein deutsches Beispiel solcher Einrichtungen sind die Kadettenhäuser, die trotz der Einseitigkeit ihrer Erziehung viel geleistet haben, um einen tüchtigen Menschenschlag zu erhalten. Vielleicht wäre das beste, was man für die Qualität der kommenden Generationen tun könnte, die Vermehrung öffentlicher, aber von dem Drill auf einen einzigen Beruf befreiter Erziehungsanstalten. Alles hinge freilich ab von dem Geist, in dem sie geleitet und mit dem die Aufzunehmenden ausgewählt würden[1]).

---

[1]) Sehr Bemerkenswertes sagt hierüber Röse (Beiträge zur europäischen Rassenkunde, S. 175 ff. Thür. Verlagsanstalt, Leipzig). Leider scheint noch keine Aussicht auf die Verwirklichung solcher Erziehungsanstalten, um die sich schon Goethe und Lagarde bemüht haben, zu sein.

Es ist also nicht wahrscheinlich, daß durch das Bestreben, durch Gesetze die Qualität der Nachkommenschaft zu verbessern, die Bäume in den Himmel wachsen werden. Doch wird es gelingen, das Bewußtsein zu verallgemeinern, daß Gesundheit, Tüchtigkeit und Glück der Menschheit hauptsächlich von der Beschaffenheit und Zusammenstellung der Eltern abhängt; nur darf man sich über die Wirkung, die diese theoretische Kenntnis im Augenblick des Entschlusses ausüben wird, keinen zu großen Hoffnungen hingeben. Es wird auch gelingen, mehr Menschen als bisher richtige Begriffe darüber beizubringen, wo die freiwillige Sterilität am Platze ist und wo nicht, und daß sie sich leicht auf dauernde Weise herstellen läßt. Es wird ferner gelingen, zuverlässiger als bisher diejenigen auszuwählen, deren Erziehung und Ausbildung aus öffentlichen Mitteln unterstützt zu werden verdient, so daß mehr Menschen an die Stelle gelangen, an der sie ihre besten Leistungen zu eigenem und anderer Glück vollbringen können.

Alles wird aber eine nebensächliche Rolle spielen neben der natürlichen Zuchtwahl, die, wenn auch durch die Zivilisation vielfach durchkreuzt und gefälscht, nichts an Macht, sondern nur an Schnelligkeit und Sanftheit des Wirkens eingebüßt hat.

Vom Kriege.

Dr. F. Kühner.

Jomini hat in seinem klassischen „Précis de l'art de la guerre" als erster umfassend die moralischen und dynamischen Gesetze des Krieges dargestellt. Man tadelte von jeher an seinem Buch die Neigung zum System, eine gewisse Pedanterie; aber dennoch, — welch' stupender Realismus, welch' unfehlbar scharfe Trennung von Haupt- und Nebensachen, welch' unerbittliches Herausschälen der Grundbestandteile kriegerischen Erfolgs!

Ein jüngst erschienenes Buch „Die Philosophie des Krieges" von Dr. Steinmetz (Bd. VI der natur- und kulturphilosophischen Bibliothek, Leipzig 1907, J. A. Barth) verblüfft durch den gleichen Realismus; aber wie anders mutet es einen an, da der Verfasser rein induktiv vorgeht und die „Ideen", die sich um den Krieg gruppieren, wie vertrocknete Mumien behandelt und fröhlich zerstampft, so spielend und harmlos, daß man oft erst am Ende merkt, wie gründlich die Sache geschah. An den imponierenden Deduktionen vom Anfang des 19. Jahrhunderts und dem trocknen, leider durchaus nötigen Skeptizismus strengster Induktionen von heute kann man ermessen, wie unsere Denkformen sich verwandelt haben. Mit den Ideen ist's wahrhaftig zu Ende; die Dinge herrschen, die Menschen, die Tatsachen; wir formulieren gelegentlich die Gesetze ihres Geschehens, aber wir mißtrauen der Formel und ihrer Dauerhaftigkeit, — wir erlebten zu oft, daß nach einigen Jahrzehnten hinter der Formel kein Inhalt mehr zu finden war.

Wer urteilt über den Krieg? Unser Gefühl, sagt der Verfasser, und die Moral. Das erstere niemals endgültig, die letztere entschieden revisionsbedürftig; denn in demselben Maße, wie wir größere Räume der Außenwelt, der Zeit und der Innenwelt überschauen, bedürfen wir einer erweiterten Moral: wir müssen die Nachwelt, den „Enkelkult" in diese aufnehmen, von dort aus den Krieg bewerten. Was schafft er? was zerstört er? — was ist das Ende der Abrechnung?

Der Krieg schafft und festigt die kleine Volksgruppe, den großen Stamm, das umfassende Gesamtvolk; er allein verleiht dem modernen Staat Struktur und Rückgrat; mag er noch so verlustreich sein, sein Ergebnis für den Sieger ist stets Festigung. Der Ersatz kleiner Fehden durch Völkerkriege ist ein Gewinn; er vermindert die Häufigkeit des Krieges. — Nun folgt eine Zusammenstellung der Nachteile des Krieges, sehr sorgfältig, mit allen Einzelheiten, Zahlen und Gefühlsbestandteilen, so daß es dem Friedensfreund wohl und wehe dabei werden kann. Ursprünglich zielte der Krieg auf die gänzliche Ausrottung des Gegners; da war noch das ganze Volk bewaffnet. Dann entwickelte sich nach und nach die Kriegerkaste, und „es entstand auf der anderen Seite ein mehr neutrales, dem Frieden zugeneigtes Publikum". Die zunehmende Komplikation der Rüstungen durch Waffentechnik, Rekrutierung, Einübung usw. verhindern schon rein mechanisch einen schnellen Kriegsausbruch. Hier bereits zeigt die Statistik, wie falsch die Friedensphrase von den ungeheueren Verlusten eines modernen Krieges ist: denn der Krieg 1870/71 kostete Deutschland einen Toten auf je tausend Einwohner, während „die normalen Schwankungen in der allgemeinen Sterblichkeit von Jahr zu Jahr viel größer sind" (S. 72).

Aber damit ist der Verfasser noch nicht zufrieden. Er entwickelt die „unbeabsichtigten Kriegsopfer": ökonomische, moralische, lyrische, — nichts wird vergessen; und wieder ruft der Friedensfreund: seht ihr, da haben wir's ja! Aber nur gemach! — denn schon werden mit grimmiger Konsequenz die alten liebgewonnenen Schlagwörter zerpflückt. Diese Toten z. B., sind sie alle als absolute Verluste aufs Konto zu setzen? Ein Blick auf die riesigen Greuel des Friedens (ich möchte dem Ausdruck gerne etwas Lebensdauer verschaffen) zeigt, wie viele als Verbrecher, als unnützer Ballast, als Schiffbrüchige des Lebens für die spätere Zeit in Anrechnung zu bringen sind. Und die Qualen des Soldatentodes à la Suttner? Vergessen wir darüber doch nur nicht die Qualen der Krankenstuben, der Kliniken! Daneben aber gibt es Freuden des Schlachtfeldes, echte machtvolle Mannesfreuden, Freuden, wo das ganze Wonnegefühl des heißerkämpften Sieges in überwältigender Konzentriertheit auf eine engste Zeitspanne zusammengedrängt ist, Freuden, die noch lange belebend nachwirken bei jedem, der in verstaubten Friedensjahren voll Sklavenarbeit auf sie zurückblicken darf.

Uebrigens entgehen auch die negativen Faktoren im Gefühlsleben der Zurückbleibenden nicht der gerechten Kritik: „Liebe und Zärtlichkeit sind gar nicht solche allgemein verbreiteten Eigenschaften, wie unsere neblige Menschenbetrachtung uns vordichtet. Die meisten Toten werden sehr schnell vergessen, und wie wenige besitzen unvergeßliche Eigenschaften! Grob und ordinär sind die meisten Toten,

grob und ordinär auch die Zurückbleibenden." Die Konzentration der Verluste, der Toten, der zerstörten Kulturgüter auf einen kleinen Raum läßt uns der Suggestion erliegen, als ob hier etwas ganz Ungeheuerliches geschehen sei; das ist im Grunde nur eine Sentimentalität. Wohl gibt's auch Soldaten des Friedens, vor denen man ehrfurchtsvoll stehen bleibt; aber wie selten ist in dem reichen Leben eines bedeutenden Kulturförderers ein machtvolles Siegesgefühl! Sagt doch selbst der alte Goethe (Gespräche mit Eckermann), er sei nicht vier Wochen seines Lebens wirklich glücklich gewesen.

Der Verfasser stellt nun weiter die Lieblingsargumente liberaler Friedensschwärmer in Zahlen zusammen. Ungeheuere Ziffern im Frieden, ganz unglaubliche im Kriege! Man läßt sie auf sich wirken, bis man auf einmal andere Zahlen in dem Riesenbetrieb moderner Staaten auftauchen sieht, die noch wesentlich größer sind. Aber das Prozentverhältnis hat hier allein zu entscheiden: das deutsche Heeresbudget 1894/95 betrug 657 Millionen, aber dennoch nur $^{1}/_{39}$ (= 2,44 pCt.) des Volkseinkommens (S. 97)! Für Heer und Flotte bezahlen wir voll Bedauern 13,40 Mk. pro Kopf der Bevölkerung; für Alkohol voll Vergnügen 37,21 Mk.; „wenn ein Drittel weniger getrunken würde, so wäre das ganze Kriegsbudget erspart". Ein weiterer Irrtum: angenommen, die gesamten Kriegsausgaben seien für „Kulturzwecke" verfügbar, was geschähe dann? Erstens läßt sich der Steuerzahler ohne zwingende Gründe — und dazu gehört bei ihm die Rücksicht auf Kulturzwecke nicht! — gar nichts aus der Tasche locken; zweitens, wer beschäftigt die Hunderttausende von Menschen, die jetzt von Heer und Flotte leben? Der Staat? Aber mit ihm schachert man ja um jeden blauen Lappen! Die Gemeinden? Welche Mühe haben diese, um nur ein paar hundert Arbeitslose unterzubringen! Dabei industrielle Ueberproduktion auf allen Gebieten! — Auch bei den allermittelbarsten und entferntesten Schädigungen durch die Kosten des bewaffneten Friedens kommt der Verfasser zum Ergebnis: „Der Gewinn dürfte manchmal länger nachwirken, als der Verlust." (S. 108.)

Es folgt „die Demoralisation im Krieg und im Heer". Hier zeigt eine Reihe von Statistiken, daß ein Anwachsen der Kriminalität nach einem modernen Kriege niemals erkennbar war; ebensowenig gibt es eine steigende Kriminalitätswelle in der entsprechenden nächsten Generation. Ich glaube, hier eine Lücke ausfüllen zu können: alle zur Gewalttätigkeit neigenden Individuen, seien sie formell „Verbrecher" oder nicht, leiden an ungenügender Energieentladung, als vollendete Verbrecher an einem Richtungsfehler in ihrer Willensäußerung, die wertzerstörend, unproduktiv, bedrohlich, oft rein krankhaft explosiv ist. Beiden Typen, den möglichen und den vollendeten Verbrechern gibt der Krieg das, was ihnen fehlt: die Richtung auf etwas Nötiges, Erstrebenswertes; er nimmt ihnen den kranken Willen ab, und dennoch gewährt er ihnen dabei Befriedigung, nämlich in den Einzelentladungen in kriegerischen Gewalthandlungen. Ich komme zu dem Ergebnis, daß mancher, der im Frieden aus dem Konflikt mit den Gesetzen nicht herausgekommen wäre, durch die gewaltige Energieausgabe im Kriege geradezu eine Erlösung erfährt, unter deren Nachwirkung die Neigung zu Gewalttätigkeit erheblich zurückgedrängt wird. In einem seiner Kriegsbilder macht K. Bleibtreu eine charakteristische Beobachtung,

die die überlieferte Phrase vom verbrecherischen, für den Krieg minderwertigen Großstadtgesindel widerlegt: er weist auf die Fälle hin, wo gerade aus Berlin-Stadt rekrutierte Truppenteile, echte Großstadtbrut aus Gasse und Gosse, glänzend kämpfte; da hatte das Messerheldentum auf einmal ein Wirkungsgebiet, eine Tatrichtung gefunden.

Wir kommen zum Brennpunkt der Untersuchung. Hat der Krieg, der schon als völkerfestigend, staatenbildend erkannt wurde, heute noch eine Funktion? Der Friedensfreund hält ihn für eine überlieferte Torheit, und der Verfasser schließt daraus: „Dann war die Vergangenheit eine grauenhafte Dummheit, aus der wir für die Zukunft nichts Besseres hoffen können. Wenn die Menschheit bis jetzt ein geborener Idiot und Verbrecher, zu solch zwecklosen Greueln fähig gewesen ist, welche Zukunft können wir dann erwarten?" Das Gegenteil ist die Wahrheit: „... was so großen Platz einnimmt und immer eingenommen hat, könnte ohne entsprechende Funktion nicht bestehen, wäre längst zugrunde gegangen." Es folgt zunächst die umfangreiche Feststellung, daß auch der moderne Staat, soweit er lebensfähig und in Entwicklung begriffen ist, sein Dasein dem Krieg verdankt. Abgeschlossenheit nach außen und inniger Zusammenhang im Innern machen den Staat lebensfähig: nichts aber schweißt die Einwohner derartig zu kompakter Einheit zusammen, als der von außen kommende Druck des Feindes, der jede Zwietracht verschwinden läßt. Hier fängt die Funktion des Krieges erst an. Ist der Staat ein Kunstgebilde, ein lockeres Vertragsprodukt, ist die Volksbildung wesentlich geringer, als die des Gegners, sind die Massen verwöhnt, verweichlicht und unzufrieden mit ihrer Regierung, ist die Rasse minderwertig, — dann tritt der Krieg als Korrektiv auf und wirkt mit der ewigen Gesetzmäßigkeit seiner Funktion. Kräfteverhältnis ist dabei nie Verhältnis der Heere oder der Waffentechnik; es ist ein auslesendes Abwägen aller staatlichen, moralischen, rassephysiologischen Einzelbestandteile, wobei eine schwere Lücke (z. B. 1806 das Junkertum im preußischen Heere) genügt, um die Entscheidung herbeizuführen. „Die Veranlassung des Krieges kann empörend ungerecht oder lächerlich oberflächlich sein, aber der Ausgang ist immer so, wie das Kräfteverhältnis ihn erfordert. Es siegt, wer siegen mußte." (S. 167.) So ist der Krieg eine Belastungsprobe auf Zug, Druck und Bruch in allen Richtungen. Töricht, zu glauben, ein modernes schlagfertiges Heer, rekrutiert aus einer unzufriedenen Bevölkerung, habe Siegesgarantieen; Japan und Rußland widerlegten es. Phrase, zu behaupten, die Waffentechnik habe das letzte Wort im Krieg; Abessinien siegte mit Schwert und Lanze über das italienische Kleinkaliber. Irrtum die Berufsanschauung des modernen Offiziers, die Zahl, die Heeresgröße sei grundlegend; wie war's bei Marathon, bei Beaune la Rolande, bei Champigny-Brie, bei Custozza, beim Rückzug der Großen Armee?! Nicht einmal der moderne Seekrieg, dessen ganzes Wesen in Technik zu bestehen scheint, wird von ihr beherrscht: Tegethoffs Holzschiffe überwanden die italienischen Panzer. Alles wirkt mit, nichts für sich allein: Wille, Intelligenz, sittlicher Ernst, ausbalanzierte soziale Gerechtigkeit, Volksgesundheit, Reichtum, Heerestradition, — sie werden niemals so gewaltig und wohltätig auf die Probe gestellt, wie im Krieg. Bei diesem großen Reinemachen wird

höchst nutzbringend in dumpfe Winkel, muffige Ecken und unbenutzte Räume geleuchtet. Unwiderleglich ergibt sich die Konsequenz, die zu ziehen fast überflüssig ist, daß auch eine Niederlage wertvoll ist. Das Volk, das die Ursächlichkeit seiner Niederlage begreift, stellt sich an den Anfang eines kommenden Siegesweges.

Steinmetz wird nicht müde, immer von neuem zu versichern, daß es keine Erscheinung in der ganzen Geschichte gebe, wo ein Volk dauernden Frieden ertragen hätte, keine Erscheinung, die das „Volk als Kollektivwesen“ auf eine wertvollere und fruchtbarere Gesamtprobe stelle, wie der Krieg. Mag es bei einem Söldnerheer (England, Holland) geringer sein, gefühlt wird er auch dort mehr als jede andere Erschütterung des Ganzen. Die Friedensschwärmer sagen, die Menschheit habe heute das Vaterland abzulösen. Es gibt wenige so gläserne Redensarten, wie das Wort Menschheit mit dem bestimmten Artikel davor. Es gehört zum Betriebsarsenal des bekehrungseifrigen Priestertums, hier dogmatisch entschuldbar. Wer dagegen nur elementar naturwissenschaftlich denkt, wer da weiß, daß kraniometrisch und morphologisch die Australneger und Pescherähs den Großaffen in der Entwicklung näher stehen, als dem Germanen, verliert kaum noch die Geduld über die vormärzlichen Deklamationen von der „Menschheit“. Was hält sie denn zusammen? Was hält z. B. Europa zusammen? Nur die deutschen Volksstämme? Aber es ist ja erst e i n Tag der Weltgeschichte vergangen, seit die deutschen Einzelstämme sich noch bekämpften! — Schon haben unsere Staaten eine bedrohliche Maximalgröße erreicht; darüber hinaus gibt’s nur noch Schwächung. Jedes Mehr ist Verlust, wie jedes Mehr an Land für Rußland, für die Vereinigten Staaten ein Verlust ist. Was kann diese riesige Menschenmasse noch aufstacheln, zusammenpressen, festigen außer der Gewalt eines großen Krieges?

Aber Steinmetz macht zuvorkommenderweise auch hier seinen Gegnern einige Zugeständnisse. Gut also, sinken wir uns in Europa gerührt in die Arme, der Engländer dem Slowaken, der Sizilianer dem Hamburger, der Serbe dem Schweden, der Münchener dem Pariser, — was wird dann? Angenommen dieser Völkerbrei, diese kolloide Masse halte einigermaßen zusammen, — gibt’s dann kein Asien mehr, mit Japan, mit China? Gibt’s kein Südafrika mehr mit der panafrikanischen Bewegung und der unerschöpflichen Lebens- und Vermehrungsfähigkeit der Bantu-Stämme? Ist Südamerika, gruppiert um die araukanischen Chilenen, nichts? Im Gegenteil: „Auslese und Ausmerzung in Asien und Afrika und zwischen beiden und dem alten, müden, friedliebenden Europa! Schade um den schönen, recht schläferigen Traum, daß die grobe Entwicklung der Menschheit jetzt so ungefähr zum Abschluß gekommen sei, und wir uns ungestört an die innere Ausschmückung begeben können. Bevor der ewige Schlaf des Menschheitspensionats uns beglückt, werden wir noch ganz andere Dinge, noch sehr lebhafte politische Intermezzi erleben. Asien und Afrika werden uns wach erhalten, wie Rußland sich jetzt schon die Augen ausreibt.“ (S. 254.)

So gut wir die großen Summen der Kriegsausgaben mit den viel größeren anderen in Parallele setzen, können wir auch sonstige Verluste eines Krieges vergleichend betrachten. Was steht denn auf dem Spiele? Weder numerisch, noch politisch, noch finanziell geht

ein Volk von 30—60 Millionen heute an einem Krieg zugrunde. Was fragen wir heute nach den Opfern und Greueln des Friedens, die sich doch viel leichter vermeiden ließen, und die summiert ein Zehnfaches des Kriegsverlustes bedeuten! Deshalb können die Verluste an „kostbaren Menschenleben“ auch nur der beamteten Katheder-ethik eine zähe Berufsträne entlocken.

Wir rechnen voll Angst und Sorgen, belasten das Leben, das ungelebte, mit Versicherungen aller Art, zum Teil gezwungen, stets aber unter Verminderung der Daseinsfülle. Bietet das keine genügende Zukunftsgarantien mehr, so kommt der nächste Schritt: „Das erste Mittel, um die schwindende Wohlfahrt festzuhalten, das zugleich dem abnehmenden Vertrauen auf die Zukunft des Volkes und damit auf die individuelle entspricht, ist die Einschränkung des Nachwuchses. Schreitet der Verfall fort, so tritt die Vergrößerung der Sterblichkeit hinzu usw.“ (S. 255.)

Steinmetz bestreitet nicht die „Berechtigung“, d. h. die kausale Notwendigkeit vieler dieser künstlichen, „durch unsere Einsicht gelenkten“ Lebensgestaltungen; nur wertet er die naturgesetzlich waltenden Kräfte, die Gruppen- und Völkerauslese durch Not, Kampf und Krieg unvergleichlich höher. Ewig gleichartig wiederholt sich täglich vor unseren Augen das Scheitern aller Bemühungen, die, an einem Pünktchen unseres Wissens einsetzend, unser Leben formen wollen, dabei aber vergessend, daß in der majestätischen Kausalreihe des Geschehens nie mehr als kurze Strecken sich überschauen lassen. Einem so alten Daseinsfaktor wie dem Krieg gegenüber geziemt sich etwas mehr Respekt, als die sonoren Töne der Friedensbündler erkennen lassen. Auch die Medizin wußte ein halbes Jahrhundert lang alles besser, als die Natur, und wie still ist es schon seit Jahren auf dem Friedhof ihrer Enttäuschungen geworden!

Ohne Bedenken gibt der Verfasser die Wirkung der Kontraselektion (Kap. 8) durch den Krieg zu, d. h. die Mehrausscheidung Wertvoller (Gesunder, hier = Militärtauglicher) gegenüber Mindergesunden. Sie ist überhaupt vom Rassestandpunkt der stärkste, der realste Einwurf, der gegen den Krieg vorgebracht werden kann. Doch auch hier vermag sein Realismus, an allen Punkten einsetzend, das wahre Verhältnis zwischen Theorie und Praxis aufzuzeigen. Die heiratsfähige weibliche Jugend z. B. zieht den Soldaten dem Zivilisten entschieden vor, erst recht den Krieger, über alles den siegreichen. Die Qualifikation als „Schatz“ muß dem Soldaten im weitesten Wortsinne zuerkannt werden, und das ist nicht gleichgültig! Das Mädchen wartet also auch lieber auf seine Rückkehr, als daß es, der Theorie der Soziologen folgend, einen Untauglichen heiratete. Mancher biologisch Taugliche wird auch bei der etwas summarischen militärärztlichen Untersuchung zurückgewiesen, mancher nur scheinbar Taugliche fällt in der Schlacht; Offiziere und Landwehrmänner haben zum Teil schon eine Familie begründet, so daß ihr Tod die Auslese nicht verändert; daß mancher draußen zum Besten der Allgemeinheit ausgemerzt wird, wurde schon gesagt. Der Krieg vernichtet oft Begabte; gelegentlich aber (das sagt der Verfasser nicht) bringt er auch Begabungen zur Entwicklung; stets stärkt er die Entschlußkraft, die Bestimmtheit des Handelns; militärische, technische, medizinische Begabung

erfährt durch den Krieg vielfach eine augenblickliche Steigerung. „Die Kugel wählt nicht“, sie trifft alle gleich wahrscheinlich; aber der Soldat mit schwacher Konstitution, schlechter Blutmischung, erblicher Belastung erliegt schneller einer Wunde, und sein Tod ist im Rasseprozeß von keinem Belang. Dann: die Höherstehenden, Wertvolleren, nämlich die Offiziere, fallen 2½ mal zahlreicher als die Mannschaften, — es muß aber angenommen werden, daß ihre Talente wesentlich militärischer Art, sonach für die moderne Gesellschaft im Frieden wenig ausnutzbar sind. — Alles in allem ergibt sich nach Steinmetz eine gewisse, wenn auch geringe Kontraselektion; agitatorisch ausgedrückt, ein Grund gegen den Krieg.

Der Einwand, daß die Völker durch die steigenden Kriegsbudgets finanziell ruiniert werden müßten, wird von Steinmetz also widerlegt: Jene, deren Seelen vom Kurszettel beherrscht werden, die, wie man sagt, „gut essen und schlecht schlafen“, suchen finanzielle Beweisgründe gegen den Krieg in Theorien zu bringen; sie lieben es, dem „ehernen Lohngesetz“ des Arbeiters ein ehernes Gesetz des steigenden Kriegsbudgets entgegen zu stellen. Das erste dieser „Gesetze“ hat schon ein stilles Begräbnis gefunden; Steinmetz verhilft auch dem zweiten zu einem solchen: wenn alle Staatsausgaben steigen, brauchen auch diejenigen für den Krieg keine Ausnahme zu machen; wenn es bei allen Völkern auf Grund der gleichen ökonomischen Gesetze geschieht, kann keines dem andern gegenüber Nutzen oder Schaden davon haben; ein disharmonisches Wachsen gerade des Kriegsbudgets ist nichts als eine Konstruktion, die dieses aus der Gesamtheit der Komponenten des Staatsbudgets willkürlich heraushebt.

Nun kommen aber noch die Waffentechniker mit der einschüchternden Behauptung, ihre Erfindungen seien derartig mörderisch, daß es partout nicht mehr so weiter gehe. Was sagt die Praxis dazu? Jede Fernwaffe hat ihren Aktionsradius, ihr Maximum der Reichweite, der Explosivkraft; diese kennt man und weiß ihr in entsprechender Weise zu begegnen. Heute kämpft man unter einer unerhörten Ausnutzung der Deckungen; man sieht sich kaum noch. Ein Beispiel: Batterien stehen nicht mehr frei, sondern feuern aus verdeckter Stellung; ihr Standort ist bei dem rauchschwachen Pulver nicht mehr an den Rauchwolken zu erkennen; und so kommt es, daß gegenüberstehende Batterien sich stundenlang zu beschießen glauben, aber es gar nicht tun. In Summa: der technische Effekt hat bedeutend zugenommen, aber der Nutzeffekt, die geleistete Arbeit, ist gleich geblieben. Mit vollem Recht sagt Steinmetz: „Die neueren Explosivstoffe werden nicht einen Mann mehr töten, als Pfeil und Bogen der alten Zeit“ (S. 289). Dagegen erkennt er an der modernen Kriegstechnik verständigerweise an, was gerade der naive Friedensmann verkennt: die bis zum äußersten gesteigerte seelische Geduld des Ausharrens, die ungeheuere Nervenerschöpfung, die den Kämpfer innerlich zermürbt. Was allein an Widerstandskraft gegenüber dem höllenmäßigen Kampfgetöse, an Nervenanspannung, an Selbstbeherrschung einem Feind gegenüber, den man nicht sieht, vom Soldaten verlangt wird, ist ungeheuer; ein Glück, daß er’s erst merkt, wenn er mitten drinnen ist. Die ganze Reserve an Nervenkraft, die in einem Volk steckt, wird durch den Krieg geprüft; und Nervenkraft ist kein militärischer Sonderbesitz. —

„Die Gestaltung der Zukunft wird nicht an erster Stelle von unserer Erlaubnis abhängen, weder vom Ideal und der Einsicht der Besten, noch von den Begierden und Schwächen der Menge . . .“, so beginnt der Verfasser seine letzte Untersuchung — auch sie rein exakt, rein induktiv —: ist eine Abnahme des kriegerischen Geistes vorhanden?

Zunächst die Voraussetzungen. Unser Egoismus ist nicht geringer, als in früheren Zeiten, nur seine Aeußerungsformen haben sich sehr verändert; aber tätig, expansiv und damit auch aggressiv ist er geblieben. Spekulationssinn, Sport, Kolonialpolitik, Auswanderung, Welthandelswettbewerb sind nur neuere Arten einer noch immer mächtigen Energie, stellen somit den psychischen Nährboden zum Angriff und zum Krieg dar. Die Religion der Liebe hat so wenig wie irgendeine andere den Haß im Völkergetriebe zu vermindern verstanden; ein Nationalstolz, wie er seit den großen Reichen des Altertums nicht ähnlich stark vorhanden war, betätigt sich gelegentlich in mächtigen, wenig „ethischen“ Ausbrüchen. Nicht England allein, dessen zuverlässige Methoden im Abschlachten lästiger und schwächerer Feinde eine der eindeutigsten Blüten des Christentums sind, drängt sich als Beispiel auf; vielmehr beleuchtet die Kritik des Verfassers die Kriege aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allesamt mit dem Ergebnis, daß selten eine zwingende innere Veranlassung vorlag, nirgends aber Scheu vor Blutvergießen.

Nun werden freilich die Friedensfreunde auf ihre Organisationen hinweisen und sagen: unser Auftreten, unsere Versammlungen, unsere wachsende Mitgliederzahl zeigen, daß der Geist des Friedens sich ausbreitet. Der Verfasser gibt das zu, aber mit berechtigtem Hinweis auf die winzige Zahl der Anhänger, die sich im Volksganzen verliert. Eins ihrer Lieblingsargumente, daß der Krieg Schmerzen verursache (angeführt von dem Friedenspropheten und Multimillionär Carnegie) wird mit dem treffenden Gegenargument abgetan: „Wie unendlich viel Schmerz unschuldiger Menschen verursacht die Ansammlung eines einzigen großen Vermögens!“ (S. 307). — Der Verfasser resümiert: „Lange Jahre dauert die Sache schon, sehr gute Diners sind verspeist worden, sehr schöne Orden hat’s gegeben, unermeßlich viele Worte und Akten kamen zutage und mächtige Fürsten bewiesen ihr Interesse; aber das Volk, das eigentliche Volk, die Masse mit ihren Instinkten, deren Dynamik allein entscheidet, wo ist das bei den Friedenskongressen? Es wächst und vermehrt sich, und hart im Raume werden sich unentrinnbar Menschen und Dinge noch stoßen müssen, wie es seit je geschah. Das Resultat ist Krieg.“

Um die Stellung und Bedeutung der Friedenskongresse zu erschüttern, zieht Steinmetz alle Reserven in die Feuerlinie. Erstens: eine Abrüstung oder vertraglich regulierte Minderung der Rüstung ist kaum möglich, eine solche der Heeres- und Kriegstüchtigkeit undenkbar, eine Ungerechtigkeit nach allen Seiten. Gesetzt, Frankreichs Bevölkerung gehe biologisch und numerisch dauernd zurück, Deutschland, neu belebt durch Licht-Luft-Erziehung und Nacktsport, nähme qualitativ an Volkskraft zu, — wer soll da bestimmen, was das eine, was das andere für ein Heer aufstellt, ein Heer, das nicht die Gesamtvitalität des Volkes, sondern nur die Ergebnisse einer seelenlosen Rechen- und Rechtsmaschine verkörpert! „Es müssen also der intellek-

tuelle Fortschritt, die Volkswohlfahrt, die innere Ausbildung der militärischen Angelegenheiten, die Gesundheit der Rasse, die Volksmoralität und weiter alle anderen möglichen Faktoren des Krieges festgelegt werden, auf immer, und vor allem stetig kontrolliert werden. Wenn ein Volk sich unterfängt, tapferer und disziplinierter zu werden, so wird es von allen anderen nach gehöriger Ermahnung mit Gewalt in den alten Zustand zurückversetzt werden. Wäre es nicht am besten, die gegenseitige Tapferkeit jährlich im Kriege zu erproben?“ (S. 324).

Nicht minder als der Gedanke der Abrüstung ist derjenige eines internationalen Schiedsgerichts eine wohlgemeinte, aber irrationale Abstraktion: „Ist der Gedanke nicht abscheulich, daß ein Juristenkollegium ... über die Zukunft von hunderten von Millionen Menschen aburteilen wird ...? Welchen Maßstab werden sie hier anlegen? Wer wird je Zutrauen zu ihrem Ausspruche haben können? Wie denkt man sich doch die Ausführung und deren Kontrollierung? Wie wird, wo es um solche gewaltigen Interessen geht, der Einfluß der Vorurteile, der Korruption sich geltend machen! Ein Mensch, der die Vermessenheit haben könnte, in diesem Gerichte Platz zu nehmen, sollte sofort als unzurechnungsfähig abgeführt werden.“ Und weiter „Sind denn die Erfolge unserer Gesetze derart, daß wir ermutigt sein dürfen, auf endlos erweitertem Gebiete ebenfalls maßregelnd einzuschreiten?“ (S. 328—330). Ein Völkerschiedsgericht von Juristen, wo uns heute bei unzähligen Strafrechtsentscheidungen die letzten Haare zu Berge stehen!!

Die letzte denkbare Aufgabe des Schiedsgerichtes könnte noch die „Ausbildung und Verbesserung des Kriegsrechtes und der Kriegsmoral“ sein. Da ist nun als ernüchternde Tatsache festzustellen, daß ein fortgeschrittenes Recht sich überhaupt nicht schaffen, sondern nur als der jeweilige Zustand der Vorstellungen und Gefühle sich formulieren und in Paragraphen niederschlagen läßt. Weil nun diese Formulierung hinter den Vorstellungen und Gefühlen des Volkes meist ein gewaltiges Stück zurückbleibt, so müßte schon ein ansehnlicher Posten von Rückständen aufgearbeitet werden. —

Steinmetz liebt den Krieg nicht, er wünscht ihn nicht; Gefühle und Wünsche schaltet er aus und steht, wenn ich so sagen darf, trauernd an der Bahre eines schönen Wahnes. Die Rührseligen sind oft recht verdächtig, — man soll dankbar sein, wenn ein ernster Gelehrter seine Gefühle so beiseite zu schieben vermag, daß eine starke Erkenntnis daraus entspringt. „Jeder Denkende sündigt an seinem Glückbefinden“, sagt Bleibtreu; kalt ist's in der Bergluft des Erkennens, aber warm, oft heiß, ist's auf den Wohltätigkeitsbasaren. Hier ist auch der Nährboden für Friedensschwärmerei. Erst wenn klare, ganze Männer, aus dem klirrenden Kampf ums Dasein ausgewählt, im Vollbesitz auch aller physiologischen Werte, den Durchschnitt der gebildeteren (nicht der gelehrten) Volksmasse darstellend, nach Hunderttausenden zählend gegen Heer, Krieg und Schlacht dauernd auftreten, — erst dann hört die Friedensidee auf, eine Treibhaus-Orchidee gepuderter Diplomaten zu sein. Bis dahin wird „die Philosophie des Krieges“ viele Auflagen erlebt und reiche Anerkennung gefunden haben.

Alkohol und Strafgesetz.

Dr. jur. Hermann M. Popert.

Wollten wir die deutsche Abstinenzbewegung lediglich darauf gründen, daß auch das, was im täglichen Leben mäßiger Alkoholgenuß heißt, unbedingt schädlich sei, wir könnten es ohne Frage. Es steht nun einmal fest, daß die Lebenserwartung der Abstinenten gegenüber der Lebenserwartung der Menschen, die man im Sinne des täglichen Lebens „Mäßige" nennt, um 22—26 pCt. besser ist. Der unwiderlegliche Beweis hierfür liegt im 5. Kapitel der „Alkoholfrage" von Dr. Helenius (Jena, Verlag von Gustav Fischer) aller Welt vor. Der Hamburgische Zentralverband gegen den Alkoholismus hat außerdem dieses Kapitel in dem Heftchen „Die Zahlen des Dr. Helenius" (Verlag des Hamburger Zentralverbandes gegen den Alkoholismus, zu haben bei Geißler, Hamburg, Kolonnaden 44/46), dem Publikum für 10 Pfennig zugänglich gemacht. Es ist bezeichnend, daß noch niemand versucht hat, die 1000 Mark zu verdienen, die der Hamburgische Zentralverband für den Nachweis von Irrtümern in diesem Material ausgelobt hat. — Wenn die Gegner immer wieder versuchen, diese Tatsachen durch die Verbreitung der berüchtigten Fälschung des Berichtes der British Medical Association zu verschleiern (die Fälschung ist bekanntlich begangen durch Unterdrückung des Schlußsatzes des Berichtes und soll den Unsinn beweisen, daß selbst ein Säufer durchschnittlich noch 10 Jahre länger lebe als ein Abstinent), so kann es uns nur mit Genugtuung erfüllen, daß man drüben nichts anderes als solche Waffen hat. Und wenn selbst Männer wie Herr Prof. Hueppe Opfer dieser Fälschung geworden sind („Alkoholmißbrauch und Abstinenz", S. 36/37), so zeigt das, wie schwer sich auch gutgläubige Gegner der Abstinenzbewegung von den wunderlichsten Irrtümern freihalten können.

Nun aber gründen wir die deutsche Abstinenzbewegung gar nicht einmal auf diese rein medizinischen Erwägungen. Wir betonen immer wieder, daß es sich für uns nicht um die Erfindung einer neuen Art von Gesundheitshypochondrie handelt, sondern um ein sozialpolitisches Vorgehen. Wir begründen die deutsche Abstinenzbewegung so:

Der deutsche Alkoholkultus der Gegenwart, so wie er tatsächlich ist, hat eine Reihe verderblicher Folgen: ein Heer von Krankheiten, ein gewaltiges Anwachsen der Verbrechen, die Entartung der Nachkommenschaft, eine schlimme Verhäßlichung der Nation und ihre ungeheure Verarmung, eine unverantwortliche Schädigung unseres besten Gutes, nämlich unserer Wehrkraft und zu alledem noch den Spott des Auslandes und zwar gerade des germanischen Auslandes. — Die Quelle dieser Schäden liegt hauptsächlich in zwei Dingen, in dem Terrorismus des gesellschaftlichen und gewerblichen Trinkzwanges und in der systematischen Verführung durch das Alkoholkapital. (Beispiele für diese Verführung sind: die bereits genannte Fälschung des Berichtes der British Medical Association, die unrichtige Wiedergabe der Gutachten der Professoren Grützner, Engelmann, Ponfick, Quincke, Cramer, Tuczek, Jaffe in der Broschüre „Wein ist Gesundheit" und

erst neuerdings der schamlose „Carlo-Schwindel".) Eine nüchterne Beobachtung des täglichen Lebens und die Erfahrungen der Geschichte zeigen nun, daß gegen die Rücksichtslosigkeit jenes Terrorismus und gegen die Gewalt und Skrupellosigkeit dieser Kapitalmacht nur die allerschärfsten Mittel wirksam sind. „Gegen Eisen hilft nur Eisen." Darum muß die Propaganda gegen den Alkoholismus auf dem Boden der Abstinenz stehen.

Ich habe mich hier mit einer besonderen Gruppe der angeführten grundlegenden Tatsachen zu befassen, nämlich mit dem gewaltigen Anwachsen der Verbrechen.

Wer ein Gesamtbild davon haben will, was der Alkoholgenuß als Erzeuger von Verbrechen ist, der studiere den 8. Abschnitt des Werkes von Dr. med. Hugo Hoppe „Die Tatsachen über den Alkohol" (Berlin 1904, Verlag von S. Calvary & Co., 3. Auflage). In dem beschränkten Raum eines Aufsatzes kann ich nur wenige markante Stichproben geben. Was meine Quellen für diese — übrigens völlig unbestrittenen — Einzelheiten angeht, so verweise ich auf die genauen Angaben bei Hoppe im angeführten Abschnitt (Hoppe seinerseits hat, wie ich hervorheben darf, natürlich alle Einzelschriften auf diesem Gebiete benutzt, so speziell auch Aschaffenburgs bekannten Aufsatz „Alkoholismus und Verbrechen").

Ich darf beginnen mit der wohl bekanntesten Zahl: Der Alkohol führt, niedrig gerechnet, jährlich 180000 Deutsche vor den Strafrichter. Nach den Baerschen Ermittelungen aus dem Jahre 1876 hatten von 32837 Gefangenen in 120 Anstalten des Deutschen Reiches 13706 = 41,7 pCt. die Straftat unter dem Einfluß des Alkohols begangen. Aus den Details dieser Baerschen Ermittelungen will ich nur die Feststellungen über die Wirkung des Gelegenheits-Trunkes hervorheben, weil es sich dabei um Leute handeln kann, die im allgemeinen durchaus „Mäßige" waren. Es waren also im Gelegenheitstrunk begangen: von den Körperverletzungen 81,7 pCt., von den Widerständen gegen die Staatsgewalt 89 pCt., von den Hausfriedensbrüchen 94,2 pCt., von den Fällen des Raubes 57 pCt., der Sittlichkeitsverbrechen 73,3 pCt., des Aufruhrs und des Landfriedensbruches 66,6 pCt., des Mordes und des Totschlages 58,6 pCt. — In Vechta (Oldenburg) waren von 1878 bis 1882 unter 519 Sträflingen 400 = 76,9 pCt. entschiedene Trinker, bei 14,4 pCt. war die Sache zweifelhaft, nur bei 8,7 pCt. war Trunkfälligkeit auszuschließen. — Im Jahre 1897 standen in Strehlen (Regierungsbezirk Arnsberg) 368 männliche Angeklagte vor dem Schöffengericht. Davon waren 181 (3 weniger als die Hälfte) bei ihren Taten angetrunken. Die Zahl dieser Taten belief sich auf 222 (Feststellungen des Polizeikommissars Laufer). — Im Jahre 1889 wurden in Bremen 1130 Personen wegen Körperverletzung bestraft. Von diesen Fällen der Körperverletzung entfielen 53,1 pCt. auf den Gelegenheitstrunk, weitere 13,3 pCt. wurden von Gewohnheitstrinkern begangen. — Von 1231 Personen, die sich im Jahre 1885 in Hessen der gleichen Straftat schuldig gemacht haben, haben 54,7 pCt. dies unter dem Einflusse des Alkohols getan. — 202 Mörder wurden in Deutschland von 1872—1895 zum Tode verurteilt. Davon waren 59,9 pCt. Gewohnheitstrinker und 43,1 pCt. im Augenblick der Tat berauscht. —

Sehen wir nun dieselbe Sache unter einem neuen Gesichtspunkt an: Die meisten Straftaten entfallen auf die Tage, wo am meisten Alkohol genossen wird. In erster Linie ist demnach der Sonntag belastet, ihm schließen sich der Sonnabend und der Montag an. Auch hier gebe ich nur Stichproben und verweise für das vollständige Material wiederum auf das angeführte Kapitel bei Hoppe. Ich erwähne zunächst die Ermittelungen der Rheinisch-Westfälischen Gefängnis-Gesellschaft in 64 deutschen Gefangenenanstalten. Sie erstreckten sich auf 5165 Personen, die wegen Körperverletzung, Totschlags, Sittlichkeitsverbrechens, Landfriedensbruches und Aufruhrs bestraft waren. 50,2 pCt. dieser Taten fielen auf Sonnabendabend, Sonntag und Montag zusammen, 26,1 pCt. auf den Sonntag allein. Bei Körperverletzung und Totschlag insbesondere (2178 Fälle) fiel auf den Sonntag allein ein Drittel (genau 32,9 pCt.). — Im Jahre 1896 wurden 1327 Personen in die Zwickauer Strafanstalt eingeliefert. 600 davon, also nahezu die Hälfte, hatten die Tat zwischen Sonntag, Sonnabend und Montag begangen. — Von 1459 Personen, die in Dortmund wegen Körperverletzung, Sachbeschädigung, Widerstands und Hausfriedensbruches verurteilt wurden, begingen 36 pCt. die Tat am Sonntag. — Die Ermittelungen von Koblinskis aus der Strafanstalt Düsseldorf-Derendorf (1894) haben ergeben, daß von 380 Straftaten 165 = 43,4 pCt. am Sonntag, 295 = 77,6 pCt. am Sonnabend, Sonntag und Montag zusammen begangen worden waren.

Nun eine interessante Gegenprobe: Die indische Armee Englands besteht bekanntlich zu einem Drittel aus Abstinenten. An sich müßten also 33⅓ pCt. der wegen Straftaten zur Verantwortung gezogenen Angehörigen dieses Heeres abstinent sein. Davon ist aber gar keine Rede. Im Jahre 1893 waren es nur 2,8 pCt. (73 von 2608); im Jahre 1894/95 nur 4,2 pCt. (94 von 2225). Für das Jahr 1898/99 ergibt sich (bei anderer Berechnungsmethode) materiell dasselbe: Von den Nichtabstinenten erlitten 36,38 ‰ Verurteilungen, von den Abstinenten 4,12 ‰. Ganz entsprechend sind die Ziffern für die Niederländisch-Ostindische Armee: 42,82 ‰ Bestrafte unter den Nichtabstinenten, 4,54 ‰ unter den Abstinenten. Nimmt man noch hinzu, daß — nach einer Statistik über militärische Verbrechen und Alkoholismus (Marine-Rundschau, April 1901) — 88,7 pCt. der Fälle militärischen Aufruhrs auf den Alkohol zurückzuführen sind, so versteht man den Ausspruch des Oberauditeurs der eidgenössischen Armee, Hilty: „Gelänge es, den Alkohol abzuschaffen, so könnte man die Militärjustiz aufheben."

Von besonderem Interesse und für das Ergebnis, das aus alledem zu ziehen ist, scharf zu betonen, ist folgendes: Es ist nicht etwa in erster Linie der Schnaps, der als Erzeuger von Straftaten in Betracht kommt; er leistet zwar genug, aber Wein und Bier sind noch schlimmer. Dafür geben uns einen ganz sicheren Beweis die Verbrechen gegen die Person, eben die Klasse von Straftaten, die als spezifische Folge des Alkoholkonsums anzusehen ist.

Die Statistik von 1889 zeigt uns darüber folgendes:

Durchschnitt für das Deutsche Reich: 42 solche Straftaten auf 10000 Strafmündige; Durchschnitt für Posen, das Zentrum des Schnapsgenusses, 55 auf 10000 Strafmündige; Durchschnitt für das rechtsrheinische Bayern, das Zentrum des Biergenusses, 56 auf 10000 Straf-

mündige; endlich Durchschnitt für die Rheinpfalz, das Zentrum des Weingenusses, 99 auf 10000 Strafmündige.

Wieviel gefährlicher speziell das Bier noch wirkt als der Schnaps (dessen an sich bestehende Gefährlichkeit selbstverständlich auch nicht hoch genug eingeschätzt werden kann), zeigen uns die vorhandenen Spezialziffern für die gefährlichen Körperverletzungen:

Jahresdurchschnitt davon für 1883—1892 auf 100000 Strafmündige:

Deutsches Reich	163	
Bromberg	317	(Zentrum des Schnapsgenusses)
Niederbayern	360	Bayern, Bierland
Oberbayern	325	
München I	536	
„ II	488	
Ingolstadt	518	
Ebersberg	538	
Rheinpfalz	421	Weinland
spez. Pirmasens	604	(Bevölkerung trinkt Wein und sehr viel Bier.)

Der Zusammenhang zwischen Alkohol und Kriminalität wird noch klarer, wenn man den Erscheinungen des spezifisch bayerischen Alkoholismus etwas nachgeht.

In Bayerns Hauptstadt, München, ist eine tägliche Bieraufnahme von 5--6 Litern bei Bürgern und Arbeitern nichts Ungewöhnliches; nicht selten kommt es zu 10—12 Litern täglich. An 5700 Leichen, die Bollinger in München sezierte, fand er 43 pCt. Todesfälle durch Bierherz. „Nur selten", sagt Bollinger, „findet man in München bei erwachsenen Männern ein tadelloses Herz und eine tadellose Niere." Schon im Jahre 1893 ging ein gerichtliches Gutachten des Professors v. Ziemssen dahin, daß der Komplex von Herz- und Nierenerkrankungen mit Wassersucht ein ganz gewöhnliches Krankheitsbild in Münchens biertrinkender Bevölkerung sei. In demselben München kommen nach Professor Moritz Fälle vor, wo Säuglinge das Bier aus der Milchflasche bekommen; in ganz Bayern aber herrscht bei den Wöchnerinnen der verderbliche Glaube, ohne zwei Liter Bier täglich sei ein richtiges Stillen unmöglich. — Und trotz dieses typisch bayerischen Bieralkoholismus vermehrt sich der Schnapsalkoholismus dort stark. In erster Linie gilt das von Mittelfranken. Im Altmühltal fehlt der Kartoffelschnaps fast in keinem Hause. In einigen Kreisen Oberfrankens ist ein täglicher Schnapsgenuß von 1½—2 Litern für den Arbeiter nichts Seltenes, und gleiches gilt von der Rhön (Unterfranken). Im Bezirke Pirmasens aber gibt man gern Kindern von 4—5 Jahren einige Eßlöffel Schnaps auf Brot. — Daß alle diese Dinge, die auch wieder nur Stichproben eines ungeheuren Materials, das wir gerade für Bayern haben, darstellen, die furchtbare bayerische Alkoholkriminalität erzeugen, kann wirklich nicht Wunder nehmen. Alles dies aber ist dem Kenner der Alkoholfrage geläufig. Der Kenner der Alkoholfrage weiß weiter auch noch, daß die Zahl der Herzerkrankungen im bayerischen Heere die doppelte ist, wie in Preußen. Er weiß ferner, daß die speziell bayerische Alkoholfrage dem Fremden, der etwa nach München kommt, sich von jeher aufgedrängt hat. Allbekannt ist Hebbels Urteil, der sich dahin äußerte, eben aus dem bayerischen

Bierkultus sei es zu erklären, wenn die geschichtliche Entwicklung Bayerns mancherlei Hemmungen erhalten habe. Und schon 1862 empfing Ferdinand Gregorius von München einen Eindruck, den er in folgende Worte kleidete: „Dieser Stadt fehlen drei Dinge, Fantasie, Vornehmheit und Grazie. Das Bier macht das Volk stumpf; — nicht weit von der Bavaria Schwanthalers steht ein Bierhaus, und das ist charakteristisch.“ Der Kenner der Alkoholfrage weiß aber auch, daß bei alledem eigentliche Betrunkenheit gerade in Bayern gar nicht einmal so besonders häufig ist, daß man also das bayerische Volk, obwohl es unter den deutschen Stämmen vielleicht der am schlimmsten alkoholgefährdete ist, ganz wohl als „mäßig“ bezeichnen kann.

Und nun im Zusammenhang hiermit eine äußerst bezeichnende Lehre über die Kriminalität der Studenten. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1893 kamen bei ihnen Sachbeschädigungen doppelt so häufig, Widerstände dreimal so häufig, Beleidigungen anderthalbmal so häufig vor, wie bei der übrigen Bevölkerung. Eine zweite Statistik aus dem Jahre 1899 hat im wesentlichen das gleiche Ergebnis gehabt. Aus der deutschen Studentenschaft soll sich die geistige Elite der Nation bilden. Wir stehen aber vor der sehr beschämenden Tatsache, daß sie auf dem angegebenen Gebiete der Kriminalität den Vergleich mit den übrigen Teilen der Bevölkerung zu scheuen hat. Wer vermag dafür eine andere Ursache anzugeben als den Bierkultus, aus dem die deutsche Hochschule bis jetzt ein Evangelium gemacht hat?

Endlich noch ein Anhang, der das Alkoholkapital selbst angeht. Im Jahre 1896/97 wurden in Preußen 4804 Zuwiderhandlungen gegen das Branntweinsteuergesetz zur Anzeige gebracht, dagegen nur 1349 Zuwiderhandlungen gegen die Reichsstempelsteuergesetze. Ebenfalls in Preußen wurden in den Jahren 1880—1893 im Brennereibetriebe $4^1/_4$ Millionen Mark, im Brauereibetriebe 447 000 Mark an Steuerdefraudationsstrafen fällig.

Fragt man nun: Wie soll alledem abgeholfen werden, so lautet die erste Antwort: Die Abhilfe liegt in der stets wachsenden deutschen Abstinenzbewegung selbst. Es ist ohne weiteres logisch klar, daß eine Bewegung, die darauf abzielt, die Zahl der Alkoholkonsumenten immer weiter zu verringern, eine Abnahme der von den Alkoholkonsumenten als solchen begangenen Straftaten ohne weiteres zur Folge haben muß. Uebrigens hat die Geschichte die Probe auf das Exempel schon praktisch gemacht: ich habe bereits oben gezeigt, wie außerordentlich gering die Kriminalität der Abstinenten der indischen Armee Englands und der Kolonialarmee Hollands ist. Ich verweise aber weiter auf die geradezu staunenerregende Wirkung der Abstinenzagitation des Pater Matthew in Irland. Hier wurden im Jahre 1838 noch 12 096 schwere Verbrechen begangen. Da machte der genannte Pater Matthew in den Jahren 1838—1841 im ganzen 1 800 000 Personen zu Totalabstinenten. Im Jahre 1841 betrug dann die Zahl jener Verbrechen nur noch 773. Dies ist das gewaltigste vorhandene Beispiel dafür, was die Abstinenz auf dem Gebiete der Kriminalität zu leisten vermag. Daß die Matthewsche Bewegung nachher wieder zusammenbrach, weil infolge äußerer Umstände die Bevölkerung Irlands gerade damals völliger Vertierung anheimfiel, ändert daran nichts. Bei uns in Deutschland wäre ein solcher Rückschlag ausgeschlossen. Unsere

Abstinenzbewegung wächst langsam, aber mit absoluter Stetigkeit. Sie wird daher die Kriminalität zwar viel langsamer vermindern, als es Matthews Erfolge in Irland taten, dafür aber werden wir auch vor Rückschlägen, wie in Irland, bewahrt bleiben.

Doch wozu sage ich Selbstverständliches. Daß unsere Abstinenzbewegung die Grundlagen der Alkoholschäden und damit auch diese Schäden selbst, also speziell die Alkoholkriminalität, beseitigt, liegt ja auf der Hand.

Aber aufdrängen wird sich uns allen eine andere Frage: Die Bekämpfung des Verbrechens ist doch eine der vornehmsten Pflichten des Staates. Wird nun der Staat seiner Aufgabe gerecht, wenn er seinerseits zusieht, wie der Alkohol Straftat auf Straftat erzeugt, wenn er es einfach der Abstinenzbewegung, für die er, der Staat, bis heute bitter wenig tut, überläßt, hier Wandel zu schaffen?

Wir alle wissen, daß unser moderner Staat auf diesem Gebiete seine Pflicht schlechthin nicht tut.

Das bittere Wort, das Frenßen seinem Jörn Uhl beim Tode des vertrunkenen Bruders in den Mund legt: „Wer konzessioniert in dieser Gemeinde die Wirtschaften, in denen die Menschen sich betrinken dürfen, bis sie Schweine sind?! . . . Dann mag die Gemeinde die Schweine begraben, die sie selber großzieht!“, enthält eine zwar herbe, aber sehr verdiente Kritik der tatsächlichen Stellung unserer öffentlichen Gewalten zur Alkoholfrage, einer Stellung, die natürlich für das Gebiet der alkoholischen Kriminalität besonders verhängnisvolle Folgen zeitigt.

Wo die Ursache dieser Passivität liegt, darüber will ich am Schlusse noch einige Worte sagen. An dieser Stelle werde ich ausführen, was meiner Ansicht nach vom Staate und seinen Organen in dieser Richtung zunächst zu verlangen ist.

Wenn man, wie ich, Alkoholgegner und gleichzeitig Strafrichter ist, so hört man so ziemlich jeden Tag die Frage: Ja, warum seht denn Ihr Richter die Trunkenheit bei der Tat als mildernden Umstand an? — Ich pflege darauf zu antworten: Das tun wir gar nicht allgemein. Die Sache liegt so, daß unser Strafgesetzbuch darüber, was „mildernde Umstände“ sind, keinerlei Bestimmungen trifft, sondern das Befinden darüber völlig dem Richter überläßt. Nun hatte sich allerdings in Deutschland die außerordentlich verkehrte Praxis herausgebildet, die Trunkenheit bei der Tat so ziemlich allgemein als mildernden Umstand anzusehen. Nach meinen persönlichen Erfahrungen glaube ich aber sagen zu können, daß diese Praxis jetzt so ziemlich als überwunden gelten darf. Speziell bei den eigentlichen Alkoholverbrechen, also bei den Gewalttätigkeitsdelikten, ganz besonders bei Körperverletzungen und Widerstand gegen die Staatsgewalt wird der Verbrecher so leicht kein deutsches Gericht mehr finden, das ihm noch die Trunkenheit grundsätzlich als mildernden Umstand anrechnet. Diese Aenderung der Praxis dürfte schon als eine Frucht der Aufklärungsarbeit unserer Bewegung anzusehen sein. Ihre juristische Rechtfertigung liegt übrigens in der folgenden Erwägung: Zwar ist bei Straftaten, die in der Trunkenheit begangen werden, der Vorsatz weniger intensiv, also als solcher strafrechtlich milder zu beurteilen. Andererseits aber sind solche Straftaten — eben wegen der Häufigkeit alkoholischer Delikte — hervor-

ragend gemeingefährlich; von ihnen muß scharf abgeschreckt werden. Diese größere Gefährlichkeit gleicht die geringere Intensität des Vorsatzes für die Gesamtbehandlung wieder aus, so daß für eine besonders milde Gesamtbehandlung, also eben für die Zubilligung mildernder Umstände, kein Grund vorliegt. Sofern sich einzelne Gerichte oder Richter prinzipiell auf einen andern Standpunkt stellen sollten, wäre das eine Rückständigkeit, wie sie bei allen Berufsständen vereinzelt anzutreffen ist. Ein besonderer Vorwurf gegen den Richterstand als solchen ließe sich daraus nicht herleiten.

Immerhin wäre es bei der Größe der Alkoholgefahr in Deutschland äußerst wünschenswert, daß mit der Wirkung solcher rückständigen Anschauungen überhaupt nicht mehr gerechnet zu werden brauchte, daß also das Zubilligen mildernder Umstände wegen Angetrunkenheit bei der Tat überhaupt unmöglich würde. Das kann aber, da selbstverständlich die richterliche Unabhängigkeit, die überhaupt die Grundlage der spezifisch germanischen Staatsordnung ist, unantastbar bleiben muß, nur auf dem Wege geschehen, daß in das Gesetz eine neue Bestimmung eingefügt wird, die ausdrücklich erklärt, daß selbstverschuldete Trunkenheit bei der Tat niemals als mildernder Umstand angesehen werden darf. Diese Forderung ist ja im Militär-Strafgesetzbuch für die strafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militärischen Unterordnung, sowie für alle in Ausübung des Dienstes begangenen strafbaren Handlungen bereits verwirklicht (§ 49, Absatz 2).

Weiter erhebt sich die Frage des „Trunkenheitsgesetzes". Empfiehlt es sich nicht, so hat man schon lange gefragt — die Trunkenheit als solche unter Strafe zu stellen? Ich glaube, man wird, rein theoretisch genommen, diese Frage zu bejahen haben. Und es mag sein, daß einmal auf vorgeschrittener Entwicklungsstufe die Bejahung auch praktisch erfolgen wird. Für die Gegenwart aber hätte die Erörterung nur akademisches Interesse. Denn es ist unbedingt sicher, daß eine Strafandrohung für alle Fälle der Trunkenheit ohne Ausnahme dem heutigen unreifen Stande des Volksbewußtseins noch nicht entspricht. Daher würde es wahrscheinlich praktisch unmöglich sein, ein derartiges Gesetz zustande zu bringen. Wäre das aber auch möglich, so bliebe immer das Bedenken bestehen, das gegen alle dem Volksbewußtsein nicht entsprechenden Gesetze überhaupt vorhanden ist. Wir Abstinenten haben die Gefährlichkeit derartiger Gesetze gerade für das Gebiet der Alkoholfrage immer wieder betont.

Anders aber liegt es mit einem Trunkenheitsgesetz besonderer, in bestimmter Richtung beschränkter Art. Ich weiß nicht, ob der Gedanke, den ich hier entwickeln will, objektiv neu ist. Ich meinerseits habe ihn selbständig gefaßt, halte ihn aber für so naheliegend, daß er sehr wohl auch anderswo schon aufgetaucht, vielleicht sogar schon irgendwo in die Praxis umgesetzt sein könnte.

Es handelt sich darum, nur die Trunkenheit unter Strafe zu stellen, die durch den Erfolg zeigt, daß sie im konkreten Fall für das Rechtsleben gefährlich geworden ist. Wer sich betrinkt, soll das nach wie vor straflos tun können, es sei denn, daß er in seinem alkoholisierten Zustand eine Straftat begeht. Ein Gesetz dieser Art scheint mir auch nach dem heutigen Stande der öffentlichen Meinung praktisch

wohl erreichbar zu sein, wenigstens ist das der Eindruck, den ich aus mannigfachen Gesprächen darüber mit Juristen und Nichtjuristen gewonnen habe.

Weiterhin wäre zu wünschen und würde der Bekämpfung des Alkoholismus in allen seinen Erscheinungsformen, also auch der Bekämpfung der alkoholischen Kriminalität, sehr förderlich sein, wenn von oben her allgemeine Verfügungen ergingen, die direkt unzweckmäßige Maßnahmen untergebener Stellen verhindern. Solche Maßnahmen kommen vor. Ich will als Beispiel dessen, was ich meine, einen Fall anführen, der typisch ist: Die im Jahre 1904 erfolgte Ausweisung des Herrn Dr. med. Froehlich aus Preußen. Es erscheint dringend nötig, daß diese Maßregel einmal in der Oeffentlichkeit von einer Seite zur Sprache gebracht wird, die, wie ich, der Parteistellung nach, der Sozialdemokratie völlig fern steht. Denn ich darf hier wiederum betonen, was ich schon in meiner Schrift „Wir und das Alkoholkapital“[1]) ausdrücklich hervorgehoben habe, daß ich als geborener und überzeugter Anhänger des Hamburgischen Bürgertums in einem natürlichen Gegensatz zur Sozialdemokratie stehe. Das vorausgeschickt, komme ich zur Sache:

Herr Dr. med. Froehlich ist österreichischer Deutscher, dementsprechend auch österreichischer Staatsangehöriger. Er ist einer der hervorragendsten abstinenten Aerzte des deutschen Sprachgebietes, berühmt als Redner, ein Mann makellosen Charakters und von jedem geliebt, der ihn persönlich kennt. Seiner politischen Ueberzeugung nach ist er Sozialdemokrat.

Im Jahre 1904 machte er eine Abstinenz-Agitationsreise durch das Deutsche Reich. Er wollte dazu beitragen, unsere reichsdeutschen Arbeiter durch Propaganda für die Abstinenz aus dem Alkoholismus herauszureißen. Herr Dr. Froehlich ist kein reicher Mann. Er hat lange und schwer arbeiten müssen, um die Geldmittel für diese große Agitationsreise zu sparen.

Bei einer seiner ersten Reden — in Breslau — gab Herr Dr. Froehlich auch seiner politischen sozialdemokratischen Ueberzeugung Ausdruck. Er tat das in einer Form, die wesentlich milder war, als die, deren sich unsere reichsdeutschen Sozialdemokraten nach dem bestehenden gesetzlichen Zustande jeden Tag bedienen dürfen und tatsächlich bedienen.

Nichtsdestoweniger wurde er durch Verfügung eines preußischen Regierungspräsidenten als lästiger Ausländer aus dem Gebiete des preußischen Staates ausgewiesen.

Hätte ich an dieser Stelle als Maßstab meiner Kritik meinen deutsch-nationalen Standpunkt anzulegen, so würde ich fragen, ob es dem wahren Verhältnis der Deutschen des Reiches und der Deutschen Oesterreichs entspricht, wenn man aus der doch rein formellen Ausländerqualität der Deutschösterreicher im Deutschen Reiche materielle Konsequenzen zieht. Und spräche ich hier in meiner Eigenschaft als Mitglied der bürgerlichen Parteien, so würde ich erörtern, ob es wirk-

---

[1]) Aus jener Schrift wiederhole ich auch meine Begriffsbestimmung des „Alkoholkapitals“. Ich verstehe darunter das Kapital, das angelegt ist in den Brennereien, in den Brauereien, in den Weinkeltereien und im Handel mit geistigen Getränken aller Art. — Das Wirtsgewerbe gehört nicht unbedingt hierher.

lich nötig war, durch eine solche Ausweisung noch mehr Wasser auf die Mühle der sozialdemokratischen Partei zu gießen. Ich habe mit eigenen Augen gelesen, wie kurz nach dieser Ausweisung ein sozialdemokratisches Organ sich dem Sinne nach äußerte: Die Regierung will eben, daß der Arbeiter alkoholisiert bleibe, damit er machtlos sei; deshalb wurde Dr. Froehlich ausgewiesen. Und wenn wir auch imstande sind, den Unsinn solcher Behauptung sofort zu erkennen, — die Leute, die es lasen, waren es vielfach nicht. Und wie so etwas wirkt, das wissen wir alle, und jede Wahl zeigt es uns aufs neue.

Aber diese Gesichtspunkte liegen ja abseits von unserm eigentlichen Gebiet. Ich habe die Angelegenheit vom Standpunkt der Alkoholfrage zu behandeln, und da sage ich dies: Es gibt wohl niemanden in der Welt, der ein größeres Interesse daran hat, daß der deutsche Arbeiter möglichst nüchtern werde, als die Regierung eines deutschen Bundesstaates. Nicht nur aus moralischen Gründen, nein, auch aus sehr materiellen. Darin wird wohl jeder mit Friedrich Naumann übereinstimmen, daß gerade wir Deutschen unsere Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt nur durch Qualitätsarbeit erhalten können. Dazu aber brauchen wir nüchterne Arbeiter. Schon darum ist die Sorge für die Nüchternheit der Arbeiter jeder deutschen Regierung heiligste Pflicht; daß dies aber außerdem auch deshalb gilt, weil die Regierung für die Abnahme der Kriminalität zu sorgen hat, dies aber nicht besser tun kann, als durch Zurückdämmung der Alkoholflut, habe ich bereits oben ausgeführt.

Nun aber kennen zweifellos alle Organe deutscher Regierungen die Tatsache, die, so sehr ich sie beklage, nun einmal feststeht: Wie die Dinge bei uns liegen, ist niemand im Deutschen Reich so geeignet, einem deutschen Arbeiter Wahrheiten einleuchtend zu machen, wie ein Mann, von dem der Arbeiter weiß, daß er Sozialdemokrat ist. Wir bürgerlichen Abstinenten können dem Arbeiter die einfachsten Wahrheiten in der Alkoholfrage noch so oft predigen, er wird stets irgend etwas dahinter wittern, was gegen seine Klasseninteressen gerichtet ist. Niemand bedauert das mehr als ich, aber das ist so. Wenn es aber so ist, so müßten alle Organe der deutschen Regierungen es mit Freuden begrüßen, daß ein Mann, wie Herr Dr. Froehlich, ein Mann, ich wiederhole es, von makellosestem Charakter und von edelster Gesinnung, es unternahm, den reichsdeutschen Arbeiter über die Gefahren des Alkoholismus aufzuklären. — Daß man auch unter solchen Umständen rein bureaukratisch und ohne Würdigung der Verhältnisse des besonderen Falles den Grundsatz zur Anwendung brachte, einen Ausländer, sobald er sozialdemokratische Gesinnung äußert, auszuweisen, kann ich nur als einen Fehler bezeichnen. Es ließe sich sozusagen zahlenmäßig berechnen, was ohne diese Ausweisung durch Herrn Dr. Froehlichs Arbeit an Alkoholschäden in Preußen hätte unterdrückt werden können, ganz besonders auf dem Gebiet der alkoholischen Kriminalität, die uns heute beschäftigt.

Ich muß übrigens hervorheben, daß sich die Organe anderer deutscher Regierungen dem Vorgehen des preußischen Regierungspräsidenten gegen Herrn Dr. Froehlich nicht angeschlossen haben. Und als Hamburger betone ich mit besonderem Stolze, daß auch unsere hamburgische Regierung das nicht getan hat, trotz des

schweren Standes, den bekanntlich gerade sie gegenüber der Sozialdemokratie hat.

Sie hat dabei nach bewährter Tradition gehandelt: als es im Jahre 1892 galt, die Cholera zu bekämpfen, bediente sie sich der Organisation der Sozialdemokratie, um schnell und sicher Flugblätter mit Verhaltungsmaßregeln in die Bevölkerung werfen zu können. Das war recht und patriotisch gehandelt: gegenüber den Feinden der Volkswohlfahrt verschwinden alle Parteiunterschiede. Der Alkoholismus aber schädigt diese Wohlfahrt noch ganz anders und viel dauernder, als eine Choleraepidemie.

Ich habe schon oben gesagt, daß der Staat bis jetzt bitter wenig für die Abstinenzbewegung tut. Es ist nicht unbedingt nötig, daß das so bleibt, und man könnte auf nützlichen Anfängen, die bereits gemacht sind, weiter bauen. Ich darf als Hamburger wiederum unsere hamburgische Regierung rühmen. Die hamburgischen gesetzgebenden Faktoren haben den Kerntruppen der Abstinenzbewegung, den Gut-Templern, mehrfach den Grund und Boden für ihre Logenhäuser zu ganz außerordentlich ermäßigten Preisen überlassen. Damit hat unsere hamburgische Regierung sicherlich auch in der Richtung der Verminderung der Alkoholkriminalität eine förderliche Bahn beschritten. — Im allgemeinen ist es aber eine Erscheinung, die zunächst geradezu wunderlich anmutet, daß die deutschen Staaten fast nichts tun, um eine Bewegung zu fördern, die, wenn sie durchdringt, uns ohne weiteres an die Spitze der Völker stellt, die aber auch ohne völliges Durchdringen, durch ihr bloßes Fortschreiten, fast alle Kulturzwecke des Staates fördert. Man kann sich eben in dieser Beziehung bei uns nicht entschließen, etwas Ganzes zu tun. Mir ist von unterrichteter Seite mitgeteilt worden, daß die preußische Regierung mit dem Gedanken umgeht, 800000 Mark herzugeben, um es den Brauereien zu erleichtern, ein alkoholarmes Bier herzustellen. Das entspringt zweifellos aus den besten Absichten, aus Absichten insbesondere, deren Vorhandensein zeigt, daß die Behörden anfangen, die Alkoholfrage ernst zu nehmen. Trotzdem muß ich nach den Erfahrungen, die die Geschichte an die Hand gibt, aussprechen, daß die Ausgabe, wenn sie gemacht wird, unnütz sein wird. Solange die Trinksitten bestehen, solange die durch den Alkohol erzeugte Wirkung als ein erstrebenswertes Gut gilt, solange werden die den Trinksitten Unterworfenen Bier und andere alkoholische Getränke eben der Alkoholwirkung wegen trinken, und ist das Bier alkoholarm, so wird eben von dem alkoholarmen Bier desto mehr getrunken. Das Verhältnis des alkoholarmen zum heutigen Bier wird genau das gleiche sein, wie heute das Verhältnis des Bieres zum Schnaps. Die geringere Intensität des Alkoholgehaltes wird durch die größere Masse des genossenen Getränkes ersetzt werden. — Würde ein Viertel der genannten Summe zur Förderung der Abstinenzbewegung hergegeben, so wäre das etwas Ganzes und Nützliches.

Man muß sich eben über eines klar werden: Maßnahmen gegen den Alkoholismus, die das Alkoholkapital nicht schädigen, gibt es nicht. Der Staat hat nur die Wahl, entweder den Alkoholismus zu bekämpfen und damit notwendigerweise das Alkoholkapital zu schädigen, oder aber das Alkoholkapital

zu stützen, dann aber auch den Alkoholismus mit allen seinen schlimmen Folgeerscheinungen zu erhalten.

Wie sehr das der Fall ist, wird sich in dem Augenblick zeigen, wo der Staat auch nur im entferntesten damit anfängt, auf dem Gebiet der Alkoholkriminalität seine Pflicht zu tun. Dann wird sich sofort folgendes Bild ergeben: Die Alkoholinteressenten, ihre Organe und der mit ihnen verbündete Teil der Tagespresse werden in der allerschärfsten Weise Opposition machen. Sie müssen das, sie können gar nicht anders. Denn ein Alkoholkapital, das ernsthaft das täte, was zu tun es heute vorgibt, nämlich für die Mäßigkeit einzutreten, wäre ein Widerspruch in sich selbst. Das Alkoholkapital hat lediglich ein Interesse daran, daß jeder einzelne Deutsche möglichst viel trinkt. Das muß es wollen und mit allen seinen Konsequenzen wollen. Der heutige Alkoholismus, einschließlich der Alkoholkriminalität, ist ein Zustand, an dessen Fortbestehen das Alkoholkapital schlechthin interessiert ist. Man wolle doch nicht vergessen, daß an den sehr erheblichen Mengen Schnaps, Wein und Bier, deren Genuß die Alkoholverbrechen erzeugt, das Alkoholkapital genau so gut verdient, wie an jedem andern Quantum alkoholischer Getränke, das es absetzt. Es ist völlig ausgeschlossen, daß es Gesetze nicht mit aller Energie bekämpfen sollte, deren Zustandekommen diese Quelle seines Verdienstes schmälern würde.

Werden sich die berufenen Organe des Staates hierüber einmal klar, dann ist es möglich, daß sie auch den Entschluß finden, die Alkoholkriminalität und die andern Alkoholschäden durch direkte Unterstützung der Abstinenzbewegung zu bekämpfen. Ich will nur auf eins hinweisen: Ich bin weder Atheist noch Kirchenfeind. Aber ich glaube, auch vom orthodoxesten Standpunkte aus wird man zugeben müssen, daß Geldausgaben zur Unterstützung der Abstinenzbewegung vielfach Gott wohlgefälliger angewandt sein würden, als Spenden für Erbauung neuer Kirchen. Mag übrigens der Staat solche Fonds oder andere für den fraglichen Zweck verwenden, handeln wird er bald müssen, wenn er berechtigten Vorwürfen der Nachwelt entgehen will. Wohl verstanden, die Abstinenzbewegung schreitet ihren Siegesweg auch ohne das weiter. Der Staat hat nur ein Interesse daran, das Verdienst nicht ihr allein zu überlassen.

Der Sterbekoëffizient in Dänemark.

Ein kritischer Versuch von Dr. Otto Ammon.

Im 11. Heft des vorigen Jahrgangs der „Politisch-anthropologischen Revue“ erschien ein Aufsatz von Dr. K. A. Wieth-Knudsen in Kopenhagen, der sich mit dem physischen Fortschritt der dänischen Bevölkerung beschäftigte. In Widerlegung eines früher erschienenen Aufsatzes aus anderer Feder wurde nachgewiesen, daß trotz der anscheinend ungünstigen Rekrutierungsstatistik die körperliche Leistungsfähigkeit der Wehrpflichtigen zugenommen habe; ein Beweis, nebenbei, wie zurückhaltend man in der Benutzung von statistischen Angaben

sein muß, deren Grundlagen man nicht genau kennt. Aber nicht nur für die Gebrechenstatistik der Wehrpflichtigen gilt dies; ganz allgemein kann man sagen, daß die Statistik überhaupt ein dornenvolles Feld ist, auf dem man sich nicht so leicht zurecht findet. Besonders rätselhaft erscheinen die Ziffern, die Dr. Wieth-Knudsen für den Sterbekoëffizienten Dänemarks mitgeteilt hat.

Der Sterbekoëffizient Dänemarks wird unter Bezugnahme auf das „Statistiske Aarbog 1907" wie folgt angegeben: für die Jahre 1895—1905 zu 15,6 pro Mille und für 1906 zu 13,6 pro Mille. Diese Zahlen müssen das höchste Erstaunen erregen. Sie sind ganz außerordentlich niedrig, und das Sinken um 2,0 pro Mille in der neuesten Nachweisung gegenüber dem vorhergehenden Jahrzehnt geht an die Grenzen der Möglichkeit. Ich muß gestehen, daß ich im Hinblick auf den Sterbekoëffizienten des Deutschen Reiches, der mit kleinen Auf- und Abschwankungen im Jahr 1904 auf 20,7, im Jahr 1905 auf 20,8 pro Mille gesunken war, mich zu einer Nachprüfung des dänischen Sterbekoëffizienten gedrungen fühlte.

Das Statistiske Aarbog 1907, das mir vom Statistischen Landesamt Baden in gütiger Weise zur Einsichtnahme überlassen wurde, bestätigt die Angaben von Dr. Wieth-Knudsen. Der Koëffizient für 1906 kann unmittelbar aus den absoluten Zahlen nachgerechnet werden. Gestorben sind 35172 Personen, die Einwohnerzahl Dänemarks betrug nach der Volkszählung von 1906 2588919 Personen. Die Division nach vorheriger Multiplikation mit 1000 ergibt die Zahl 13,6 pro Mille. Ein Rechenfehler liegt also, wie zu erwarten war, nicht vor. Die Ziffer für die Zeit von 1895—1905 läßt sich zwar nicht unmittelbar nachrechnen, wird jedoch ebenso richtig sein wie jene.

Die Bedeutung des niedrigen Sterbekoëffizienten. Schon der Koëffizient der vorangegangenen Periode setzt eine ungewöhnlich hohe durchschnittliche Lebensdauer der dänischen Bevölkerung voraus. Angenommen, daß der Koëffizient für eine längere Reihe von Jahren auf dieser geringen Höhe verbleibt, und abgesehen von kleinen Schwankungen, läßt sich das durchschnittliche Alter, das die Gestorbenen erreicht haben, leicht ermitteln. Es ist der reziproke Wert des Sterbekoëffizienten. Dividiert man mit 15,6 in 1000, so bekommt man ein Alter von durchschnittlich 64,1 Jahre, gewiß schon eine hohe Ziffer für einen Durchschnitt! Der Koëffizient von 13,6 aber gibt gar ein Alter von 73,5 Jahren! Diese Ziffer ist nicht identisch mit dem durchschnittlichen Alter, das die zurzeit Lebenden zu erwarten haben, mit der sogen. Lebenserwartung, aber sie weicht nur um einen so kleinen Betrag davon ab, daß wir für unsere praktische Folgerung Sterbealter und Lebenserwartung gleichsetzen können. Damit eine durchschnittliche Lebensdauer von 73,5 Jahren zustande kommen kann, muß ein sehr großer Teil der dänischen Bevölkerung sie mehr oder weniger überschreiten. Es muß beinahe die Hälfte aller Menschen ein Alter von 73,5—100 Jahren erreichen[1]. Dabei ist aber nicht

[1]) Die im Aarbog 1907 S. 19 gegebene Tabelle des Altersaufbaues der Bevölkerung steht damit im Einklang, weil sie auf Grund der nämlichen Ziffern berechnet ist. Danach werden 50 pCt. aller Männer 63,2 Jahre alt und darüber, 50 pCt. aller Frauen 67,2 Jahre und darüber, und der Durchschnitt im ganzen (für beide Geschlechter) wird etwa 65,4 Jahre sein.

einmal berücksichtigt, daß dort, wie überall, ein beträchtlicher Teil der Kinder schon im ersten Lebensjahr stirbt. Dadurch erhöht sich das durchschnittliche Lebensalter für die übrigen noch bedeutend.

Die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr. Wie die Sterblichkeit überhaupt, so ist die der kleinen Kinder in Dänemark sehr niedrig. Für 1906 ist sie in dem Aarbog von 1907 noch nicht angegeben. Im Jahr 1905 starben von 73082 lebend Geborenen im ersten Jahr 8843, das gibt 12,1 pCt.; im Jahr 1904 starben von 73692 lebend Geborenen im ersten Jahr 8219, also 11,1 pCt. (Im Deutschen Reich 1905 20,5 pCt.) Hiernach kann man die Zahl der 1906 im ersten Lebensjahr gestorbenen dänischen Kinder annähernd ermitteln, indem man den Koëffizienten 12,1 der Geborenen zugrunde legt: man findet ungefähr 8980. Diese von der Zahl der Gestorbenen überhaupt, die 35172 betrug, abgezogen, bleiben 26192 Personen, die älter als ein Jahr waren, als sie starben. Zieht man die Zahl 8980 auch von der gesamten Einwohnerzahl ab und nimmt die Division vor, so bekommt man für die Dänen, die den Gefahren des ersten Lebensjahres entgangen sind, einen Sterbekoëffizienten von nur 10,1 pro Mille. Und daraus ergibt sich wieder eine durchschnittliche Lebensdauer von weiteren 99 Jahren, mit Hinzurechnung des ersten Lebensjahres ein Alter von 100 Jahren, das die dänische Bevölkerung in gedachtem Sinn erreichen müßte. Danach wäre anzunehmen, daß es von Greisen mit mehr als 100 Jahren in Dänemark nur so wimmelte. Das kann nicht richtig sein!

Suchen nach den Fehlerquellen. Die angestellten Proberechnungen rechtfertigen die Zweifel, die in die Richtigkeit der Sterbeziffer von 1906 mit 13,6 pro Mille gesetzt wurden. Es muß irgendeine im Ausland unbekannte Voraussetzung zugrunde liegen, die den Quotienten herunterdrückt. Denkbar ist zweierlei: Der Divisor kann zu groß, oder der Dividend zu klein sein, wenn nicht etwa Beides der Fall ist. In jeder dieser Richtungen war zu suchen.

Der Divisor. Obige Einwohnerzahl Dänemarks von 2588919 Köpfen stellt die ortsanwesende Bevölkerung dar. Die Wohnbevölkerung, die streng genommen als Divisor genommen werden sollte, weicht jedoch nicht viel davon ab. Da das Volkszählungswerk für 1906 noch nicht vorliegt, habe ich dem von 1901 entnommen, daß damals die ortsanwesende Bevölkerung 2449540 Köpfe zählte, die Wohnbevölkerung 2443105 Köpfe. Der Unterschied ist nur 6435 Köpfe. Nimmt man an, daß 1906 ähnliche Verhältnisse herrschten, so würde die Wohnbevölkerung etwa 2582484 Köpfe betragen haben. Der Unterschied ist für das Ergebnis unerheblich, denn dividiert man mit letztgenannter Zahl in 35172×1000, so kommt wieder 13,6 heraus.

Die Volkszählung fand, soweit ich Auskunft erlangen konnte, im Jahr 1906 im Februar statt, wahrscheinlich, wie 1901, am 1. des genannten Monats. Zur Berechnung der Geburten- und Sterbekoëffizienten pflegt man die durchschnittliche Volkszahl des Jahres als Divisor zu nehmen. Demnach wären der Ziffer von 2582484 noch fünf durchschnittliche Monatsbeträge des Geburtenüberschusses minus Differenz der Aus- und Einwanderung zuzurechnen. Der Divisor würde, da die Bevölkerung im Wachsen ist, noch größer

werden, als angenommen. Jedenfalls war er nicht zu groß, und es war eine Fehlerquelle, die den Sterbekoëffizienten beeinflussen könnte, nicht vorhanden.

Der Dividend. Diese Ziffer ist weit schwerer zu beurteilen. Immerhin liegen einige Anhaltspunkte dafür vor, daß die Todesfälle etwas zahlreicher waren, als die von der Statistik erfaßten. Nach der Volkszählung waren beschäftigt bei der Seeschiffahrt, dem Lotsen- und Hafenwesen 12439 Personen mit 28027 Angehörigen, zusammen 40466 Personen; bei der Fischerei, wohl zum größten Teil Seefischerei, 10131 Personen mit 21477 Angehörigen, zusammen 31608 Personen. Es wird kaum bestritten werden können, daß Seeschiffahrt und Fischerei gefährliche Berufe sind, die ihre Opfer fordern. Mancher Seemann, mancher Fischer, mag auf hoher See oder in fernem Lande sein Leben verlieren, und leicht ist es möglich, daß solche Todesfälle der heimischen Statistik entgehen. Immerhin wird dies nur ein kleiner Teil sein, dem man einen erheblichen Einfluß auf den Sterbekoëffizienten kaum zuschreiben kann.

Die Auswanderung. Für das Jahr 1906 weist das Aarbog eine überseeische Auswanderung von 8516 Köpfen nach. Von diesem Verlust wird ein Teil durch die Einwanderung gedeckt. Der Geburtenüberschuß in den fünf Jahren von 1901—1905 berechnet sich nach dem Aarbog auf etwa 178525 Köpfe; zugenommen hat die Bevölkerung in den fünf Jahren vom 1. Februar 1901 bis dahin 1906 um 139379 Köpfe. Somit sind 39146 oder jährlich 7829 Personen mehr aus- als eingewandert, eine Ziffer, die nicht bloß die überseeische, sondern die Auswanderung überhaupt darstellt, also die nach europäischen Ländern einbegreift. Sie ist kleiner, als die überseeische allein, wodurch obige Bemerkung sich rechtfertigt. Die Todesfälle unter diesen Auswanderern werden wohl selten in den Kirchenbüchern verzeichnet, jedenfalls bei den statistischen Erhebungen nicht mitgezählt, während die Auswanderer, die erst nach dem Datum der Volkszählung, also nach dem 1. Februar 1906, den Wanderstab ergriffen, in der Gesamtbevölkerung noch mitgezählt wurden, und das mögen ungefähr $^{11}/_{12}$ aller sein. Hierdurch wird wiederum der Sterbekoëffizient herabgedrückt, aber auch hier nicht in einem erheblichen Maße. Unter gewissen Voraussetzungen kann die Auswanderung sogar den heimischen Sterbekoëffizienten erhöhen: wenn nämlich die Auswanderer den mittleren, arbeitsfähigsten und gesundesten Jahrgängen angehören, und wenn ihr Wegzug in der Aufstellung des Divisors berücksichtigt wird.

Niedrige Sterbekoëffizienten in anderen Ländern. In den Jahren 1891—1900 betrug der Sterbekoëffizient in Schweden 16,1, in Norwegen 16,3, und in derselben Periode war er in Dänemark zu 17,5 berechnet. Neuere Angaben standen mir für jene Länder leider nicht zu Gebot. Es ist aber zu sagen, daß Schweden und Norwegen genau wie Dänemark Küsten- und Inselländer sind, die eine starke seefahrende Bevölkerung haben, sowie eine im Verhältnis zur Einwohnerzahl bedeutende Auswanderung. Obwohl auch in ihnen die Gesundheitsverhältnisse zweifellos ausnehmend günstig liegen, muß man doch vermuten, daß die gleichen Ursachen, die

den Koëffizienten der Gestorbenen in Dänemark unter das richtige Maß sinken machten, auch in Schweden und Norwegen vorhanden sind.

Schluß. Weitere Fehlerquellen, die zu untersuchen gewesen wären, konnte ich nicht auffinden; denn daß die Standesregister in Dänemark nicht von Staats- oder Gemeindebeamten, sondern von den Geistlichen geführt werden, ändert nichts an ihrem guten Rufe, sehr zuverlässig zu sein. Trotzdem bleibt das im Eingang Gesagte bestehen: daß Sterbekoëffizienten von 15,6 kaum, und von 13,6 nicht denkbar erscheinen, weil sich unmögliche Folgerungen für die durchschnittliche Lebensdauer ergeben. Ich muß daher die Aufhellung des Dunkels einer eingeweihteren Feder überlassen und bin gezwungen zu schließen mit einem: non liquet!

Germanisches aus Spanien.

Dr. J. Jungfer.

Zu meinem gleichnamigen Aufsatz im Februarheft dieser Zeitschrift seien mir noch folgende Ergänzungen und Berichtigungen gestattet:

Herr Geh. Rat Prof. Dr. Felix Dahn erinnert an das Verzeichnis germanischer Eigennamen in der zweiten Auflage (Leipzig 1885) des VI. Bandes seines Werkes „Die Könige der Germanen“: „Die Verfassung der Westgoten. — Das Reich der Sueven in Spanien“, S. 694 bis 704, welches alle in den ersten sechs Bänden vorkommenden Namen enthält. Die Verwertung dieses Registers wie des Buches überhaupt wäre meiner Arbeit sehr förderlich gewesen.

Herr Geh. Rat Prof. Dr. Karl Justi verweist auf die mir entgangene zweite Auflage (Bonn 1903) seiner Velazquez-Biographie, wo dem Namen des großen Spaniers ein besonderes Kapitel (I, 78—83) gewidmet ist. Hier wird abweichend von der ersten Auflage und übereinstimmend mit meiner Auffassung nicht nur der Vorname Diego (Diago aus Didacus, Thietdac), sondern auch der Familienname Velazquez als zweifellos gotisch bezeichnet und auf Wigila, später Veila Vela, Veilaz Velaz zurückgeführt, so daß die Endung -asco unerklärt bleibt. Aus diesem Grunde und wegen der neben Velasco, Velasquez von mir nachgewiesenen Formen Valasco, Valazquiz in spanischen und portugiesischen Urkunden möchte ich die Ableitung von Walahiscus vorziehen, zumal der Uebergang von Valasco in Velasco dem Verhältnis des älteren Diago zum jüngeren Diego zu entsprechen scheint. Silva, des Malers Vatersname — Velazquez heißt er nach seiner Mutter — könnte nach Justi I, 83 „vielleicht romanisch“ sein. Ich hatte meine Vermutung über den germanischen Ursprung auch dieses Namens bisher nicht geäußert, weil sich bei Förstemann 1311 Selba nur als weibliche Form, als männliche Formen dagegen nur Selbo, Silbo finden. Seitdem mir aber bei Dahn VI, 445 und 702 der gotische Bischof Selua (al. Silva, Selva) auf dem sechsten Konzil von Toledo i. J. 638 begegnet ist, bin ich überzeugt, daß die vier Namen Diego Rodriguez de Silva y Velazquez sämtlich gotisch sind, und stelle die Ortsnamen Selva, Silba, Silban zu einander.

Der durch Raimundus Lullus berühmt gewordene Name kehrt in der Geschichte öfters wieder. Ein angelsächsischer Missionar Lullus wirkte im achten Jahrhundert in Hessen, wo er das Kloster Hersfeld gründete, und wurde Erzbischof von Mainz. Dem siebzehnten Jahrhundert gehört der in Florenz geborene Musiker Lulli an, dessen Namen man in Frankreich Lully schrieb. Herr Prof. Dr. C. F. Seybold in Tübingen macht auf die Ortschaft Loulé in Algarve aufmerksam, die in der Tat nicht nur i. J. 1166, sondern bereits 715 beim Einfall der Mauren erwähnt wird,[1] also den spanischen Lulle in Galicien und Son Lull auf Mallorca entspricht. Ein neuer Beweis für das Fortleben germanischer Namen auch im äußersten Süden der iberischen Halbinsel!

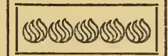
Unter den lateinischen Umbildungen in Urkunden war Bonus parens (nicht Bonus pater) für Bonipert, Bonaparte bei Balari y Jovany, Orígines históricos de Cataluña 532 (nicht 522) zu nennen.

Leite (nicht Lete) de Vasconcellos, portugiesischer Philolog, von Leit, Leiti.

Zu den modernen Trägern des altdeutschen Namens Domhari, Domher — in spanischen Ortsnamen Domar, Domayo — gehört in Frankreich neben Doumer der Zeichner und Maler Daumier.

Gotisch ist schließlich der Familienname nicht nur des vorigen spanischen Botschafters in Berlin Ruata y Sichar (Hrotha, Sighari), sondern auch derjenige seines Nachfolgers Polo y Bernabé d. i. Bolo, Polo und Bernebert mit Apokope, wie die spanischen Ortsnamen Aldape, Bonnabé, Munibe aus Aldabert, Bonibert und Munibert verkürzt sind. Aus der Mitte des 14. Jahrhunderts ist ein Don Bernabe, Bischof von Osma bekannt.[2])

Berichte und Notizen.



Die züchtungsbiologische Bedeutung der sekundären Geschlechtsmerkmale. Daß die Ausbildung der sekundären Geschlechtszeichen abhängig ist von der Leistung der Geschlechtsdrüsen, ist längst bekannt. Prof. Robert Müller geht nun weiter und hypostasiert ein quantitatives Abhängigkeitsverhältnis, wonach die sekundären Geschlechtscharaktere einen Maßstab abgeben für die Leistungsfähigkeit der Geschlechtsdrüsen, indem die vollkommenere Entwicklung der Geschlechtszeichen durch einen höheren Grad von Leistungsfähigkeit der Geschlechtsdrüsen bedingt ist. „Die Leistungsfähigkeit der Keimdrüsen besteht aber nicht bloß in der Reichlichkeit der Hervorbringung von Fortpflanzungszellen, sondern in der Erzeugung von Geschlechtszellen, die eine gesunde, lebenskräftige Nachkommenschaft verbürgen. Die Fruchtbarkeit kann deshalb nur dann richtig abgeschätzt werden, wenn man neben der Zahl der Nachkommen auch deren Lebenskraft berücksichtigt. Weist ein Organismus deutliche Merkmale des andern Geschlechtes auf, so kann man daraus auf eine mindere Differenzierung und damit auf eine geringere Leistungsfähigkeit seiner Geschlechtsdrüsen schließen. Die Geschichte der geschlechtlichen Mischformen bei den Säugetieren und beim Menschen enthält zahlreiche Beweise für diese Behauptung. Sie lehrt uns, daß Mannähnlichkeit weiblicher Individuen und Weibähnlichkeit männlicher Individuen mit Mängeln der Geschlechtsorgane und Störungen des Geschlechtslebens verbunden sind. Aus den leistungsfähigeren Geschlechtsdrüsen müssen sich aber Keimzellen hervorbilden, die auch durch eine größere Wachstumsenergie der Vererbungssubstanzen ausgezeichnet

[1]) „O que é certo é existir este povoação em 715, quando os Mouros invadiram.“ Pinho Leal, Portugal antiguo e moderno. IV. Lisboa 1874. 445.

[2]) Marius Férotin, Recueil des chartes de l'abbaye de Silos. Paris 1897. 365.

sind. Nun ist es klar, daß die in diesen Substanzen ruhenden Anlagen um so mehr Aussicht haben, auf die Nachkommen übertragen zu werden, je größer ihre Entwicklungsenergie ist. Umgekehrt wird aber auch jede Verminderung ihrer Entwicklungsenergie die Fähigkeit der Substanzen, die Erbanlagen in der Nachkommenschaft zum Durchbruch zu bringen, herabsetzen. Dies beweist wohl am schlagendsten die Beobachtung Ewarts an einem Araberhengst, der durch eine Erkrankung der Geschlechtsorgane, trotzdem er zeugungsfähig blieb, seinen Einfluß auf die Nachkommen so lange verlor, als die Erkrankung anhielt; erst nachdem er gesund geworden, übertrug er wieder seine Eigenart auf die von ihm gezeugten Fohlen. Die Entwicklungsenergie der »organbildenden« Substanzen in den Geschlechtszellen ist also das, was wir mehr oder weniger geheimnisvoll als Vererbungskraft bezeichnen. Insofern aber die sekundären Geschlechtsmerkmale ein Maßstab sind für die Leistung der Geschlechtsdrüsen, bilden sie einen solchen auch für die Vererbungskraft des betreffenden Organismus. Dies wird vor allem bestätigt durch die Praxis der Tierzüchtung, die immer wieder dartut, wie das im Geschlechtstyp vollkommenere Tier auch die größere Vererbungskraft besitzt, während die schwache Ausbildung der sekundären Merkmale im allgemeinen mit einer verminderten Vererbungskraft zusammenzufallen scheint. Besonders beweiskräftig erschien die folgende Beobachtung. In eine Gegend, welcher durch mangelhafte Zucht und Haltung die Geschlechtszeichen der einheimischen Rinderrasse vielfach verwischt waren, wurde ein junger Stier derselben Rasse zum Zwecke der Blutauffrischung eingeführt, der hinsichtlich seiner geschlechtlichen Eigenart allen Anforderungen entsprach. Dieser Stier betätigte nun eine derartige Vererbungskraft, daß selbst die weiblichen Kälber Eigenschaften von ihm aufwiesen.“ (Umschau XI, 52.)

Ein Verfahren zur Erzeugung neuer Pflanzenarten durch Verstümmelung hat der Botaniker Blaringhem ausgearbeitet. Es besteht darin, daß er eine Pflanze auf dem Höhepunkt des Wachstumes, jedoch ehe sie blüht, irgendwie verletzt; er versieht ihren Schaft mit einem Längs- oder Querschnitt, oder dreht den Stengel einmal um sich selbst. Wenn die Pflanze an dieser Behandlung nicht zugrunde geht, bringt sie regelmäßig Samenkörner hervor, aus denen neue Arten entstehen. So hat Blaringhem von Maispflanzen neue (dabei unveränderlich bleibende) Arten erzeugt, die ein sehr mehlhaltiges Korn liefern und viel früher zur Reife gelangen, als die ursprüngliche Maisart. Diese neue Art eignet sich vortrefflich zum Anbau im Klima Frankreichs. Daß die Versuche exakt ausgeführt sind, dafür bürgt der Name Gaston Bonniers, der über sie berichtet. (Beil. zur Münch. Allgem. Ztg. 1908, 20.)

Ueber die Wirkung der Kastration. In der Sitzung der Wiener Aerztegesellschaft vom 6. 12. 1907 teilten die Herren Tandler und Groß an der Hand von Skeletten menschlicher und tierischer Kastraten die Ergebnisse ihrer Untersuchungen mit. Die sehr zeitlich vor dem Eintritt der Pubertät kastrierten männlichen und weiblichen Individuen entwickeln sich zu einer zwischen Mann und Frau stehenden Mittelform, welche eigentlich am reinsten die Speziescharaktere zeigt. Diese Urform wird erst unter dem Einflusse der Keimdrüsen nach der männlichen oder weiblichen Seite hin entwickelt. — Ueber Milchsekretion nach Kastration hat Grünbaum neue Beobachtungen gemacht. Bekanntlich ist die auslösende Ursache der Milchsekretion post partum noch nicht festgestellt. Tatsache ist jedoch, daß die Milchsekretion keineswegs ausschließlich an eine vorgängige Schwangerschaft gebunden ist. Grünbaum fand nun (Dtsch. med. Wochenschr. 1907, 26), daß bei Frauen nach Fortnahme der Ovarien eine Sekretion der Brustdrüsen eintrat, und dies veranlaßte ihn zu weiteren Untersuchungen. Unter 21 wegen Gebärmuttererkrankungen operierten Fällen trat vierzehnmal nach Entfernung der Ovarien die Sekretion ein. Die Brüste schwollen dabei an, und schon bei leichtem Druck trat eine milchige Flüssigkeit aus der Warze hervor. Besonders beachtenswert erschien ein Fall, bei welchem schon früher die Ovarien bis auf einen kleinen, die Menstruation noch auslösenden Teil beseitigt waren und dennoch die Milchsekretion eintrat, als auch dieser fortgenommen wurde. Ob die betreffenden Frauen schon einmal geboren hatten oder nicht, fiel hierbei nicht ins Gewicht; die Milchabsonderung begann meist drei Wochen nach der Kastration und hielt wenige Tage bis vier Monate an.

Ueber den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße. Zu unserem gleichnamigen Aufsatz von Josef Popper nimmt jetzt auch die „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ das Wort. Sie äußert sich folgendermaßen (1908, 1):

„Selbstverständlich schießt Herr Popper hier über das Ziel hinaus. Wenn er übrigens Helmholtz groß nennt, befindet er sich in einer Täuschung. Er hätte bei einiger Sorgfalt leicht feststellen können, daß er von kleinem Wuchse war. Ebenso wie Helmholtz ist Bismarck der zeitgenössischen Wahrnehmung zu wenig entrückt, um mit Bezug auf ihn sich in Kombinationen ergehen zu müssen, wie jener, wonach aus der Tatsache, Bismarck habe stets nur kurze Schritte gemacht, geschlossen wird, er habe relativ kleine Beine gehabt. »Est modus in rebus!« Aber völlig abzuweisen sind die hier zum Druck gebrachten Wahrnehmungen nicht; Popper erinnert noch: »an zwei Schriftsteller, die die Kleinheit des Körpers als notwendig zum Genie angegeben haben; der eine ist Honoré Balzac, der einmal die Ansicht äußerte, groß gewachsene Menschen seien unfähig, große Werke hervorzubringen; der andere ist Schopenhauer, der einige Beispiele und dann die Erklärung gibt, bei kleinen Menschen könne das Blut leichter zirkulieren und daher schneller ins Gehirn dringen«."

Der Prozentsatz der Militärtauglichen als Maßstab der körperlichen Entwicklung einer Bevölkerungsgruppe. Zu dieser vielumstrittenen und oft im Parteiinteresse ausgebeuteten Frage gibt Prinzing-Ulm eine rein wissenschaftliche Untersuchung. Nach seinen Ergebnissen waren 1904—1905 in ganz Deutschland von 100 endgültig Abgefertigten tauglich: Stadtgeborene 52,5, Landgeborene 58,9, und zwar landwirtschaftlich beschäftigte 59,7, anderweitig beschäftigte 58,3; im Gesamtdurchschnitt 56,4. Danach haben überall in Deutschland die Landgeborenen höhere Tauglichkeitsziffern als die Stadtgeborenen. Die Ursachen hierfür erblickt Prinzing weniger in mangelhafter als in verlangsamter Entwicklung. (Zeitschr. für Sozialwissenschaft 1908, 1.)

Die Frage des Pithecanthropus. Ueber die Ergebnisse der Selenka-Expedition nach Trinil teilt Dr. Carthaus, der Geologe der Expedition, dem Korrespondenten des „Handelsblad" (Surabaja) folgendes mit: Gleich zu Beginn der Untersuchungen fiel es auf, daß viele Röhrenknochen von Hirschen und Büffeln zerschlagen oder auf künstliche Weise abgeschliffen waren, so daß man die Anwesenheit von Menschen annehmen muß, die sich Geräte daraus hergestellt oder das Mark herausgeholt haben. Das zeigt auch die besondere Art und Weise der Oeffnung und Spaltung fast sämtlicher geraden Markknochen von Hirschen, Rindern und Schweinen, den Tiergattungen, die in der Trinilfauna weitaus vorwiegen. In drei bis vier Körben, die schon als Schutt weggeworfen werden sollten, wurden noch glücklich solche primitiven Werkzeuge entdeckt; es waren mit Vorbedacht auseinandergeschlagene und zu Pfriemen und Nadeln zugespitzte Knochensplitter, von denen mehrere ganz glatt geschliffen waren. Auch später wurden noch ähnliche Stücke ausgegraben, die deutlich genug das Vorhandensein des denkenden, Geräte anfertigenden Menschen für jene Zeit anzeigten, in der Dubois' Pithecanthropus das fehlende Glied in der Kette zwischen Mensch und Affen darstellen sollte. Manche der Knochen waren augenscheinlich mit einem scharfen Instrument entzwei geschlagen; an einigen bereits früher ausgegrabenen Stücken fossilen Elfenbeins konnte man feststellen, daß sie aus starken Schlagzähnen von Elefanten oder Stegodonten, dem Uebergangstier vom Mastodon zum Elefanten, „herausgeschlagen" waren und sicherlich nicht zu Lebzeiten dieser Tiere infolge eines Stoßes gegen Felsen oder durch einen anderen natürlichen Umstand ausgefallen oder abgerissen worden sein konnten. Außer diesen Knochenstücken, die deutlich menschliche Tätigkeit verrieten, wurden auch noch drei Stücke Holzkohle gefunden, die nur durch Feuer geformt sein konnten, wie eine eingehende Untersuchung bewies. — Der Pithecanthropus von Trinil ist also nicht älter als der dortige Mensch. (Globus XCIII, 4.)

Zwei anthropologische Vorurteile behandelte Geh. Hofrat v. Bälz in einem Vortrag im Stuttgarter Anthropologischen Verein und legte dar, wie diese durch vergleichende Rassenbeobachtung berichtigt werden. Erstens ist es ein Vorurteil, die menschliche Taille als spezifische Eigentümlichkeit des weiblichen Körperbaues zu betrachten. Der Körperbau der Völker der gelben Rasse zeigt, daß die Taille durchaus nichts allgemein Weibliches ist, und daß andererseits auch Männer sie von Natur haben können. Hiermit hängt die falsche Meinung zusammen, daß der Mann mit dem Bauch, das Weib mit der Brust atme. Das Kind atmet mit dem Bauch, ebenso das Weib ohne Taille; andererseits beweisen Experimente, daß der Mann, ja selbst ein Hund, wenn man die betreffenden Teile einschnürt, mit dem Bauch zu atmen aufhören. — Ein zweites Vorurteil ist die Ansicht, daß der

menschliche Fuß, dieses spezifisch menschliche Organ, kein Greiforgan sei. Demgegenüber fand der Vortragende den Gebrauch des Fußes als Greiforgan in Ostasien weit verbreitet. Der Gebrauch des Fußes ähnlich der Hand bei frühe armlos Gewordenen ist also nicht als Atavismus zu betrachten.

Ueber die angeborene Anlage zur Geisteskrankheit äußert sich Eschle-Heidelberg in der Umschau (XI, 53). Die erbliche Anlage ist, was nicht hinlänglich beachtet zu werden pflegt, durchaus nicht identisch mit der anerzeugten. Durch den Generationsakt selbst bezw. durch eine dauernde oder vorübergehende Disposition der Eltern in dieser Zeit kann der Keim zu einer dauernden Disposition der Nachkommen gelegt werden, auch ohne daß es sich um eine Vererbung bei den Eltern vorhandener Eigenschaften handelt. Hierher gehören z. B. die im Rausch oder nach einem epileptischen Anfalle erzeugten Kinder, die in großer Zahl zu nervösen und seelischen Anomalien und zu Krankheiten, speziell allerdings auch wieder zur Epilepsie disponiert sind. Es können aber auch besondere Erregungszustände oder eine sonstige Indisposition der Eltern, mißliche Lebensverhältnisse der schwangeren Mutter usw. jene individuelle Minderwertigkeit erzeugen helfen, die demgemäß als „kongenital" (anerzeugt), aber nicht als „hereditär" oder „ererbt" zu bezeichnen ist. Die anerzeugte Minderwertigkeit des Individuums wiegt nun über die Vererbung schon bei den Eltern vorhandener Anlagen selbst in solchen Familien vor, in denen Gehirnkrankheiten und geistige Anomalien keine vereinzelten Erscheinungen sind. So stellen sich der angeborene Wasserkopf, die Idiotie und wohl auch die angeborene Taubstummheit meistenteils als solche anerzeugten Defekte dar. Ebenso basieren die Rückenmarksschwindsucht und die zu ihr so mannigfache Beziehungen aufweisende (populär als „Gehirnerweichung" bezeichnete) progressive Paralyse nach O. Rosenbach fast immer auf einer schon im Keime gewissermaßen verunglückten embryonalen Anlage. Nur in ganz bestimmten Fällen (sog. Friedreichschen Ataxie) besteht familiäre resp. von den Eltern tatsächlich ererbte Disposition.

Ueber die Behaarung der Australier hat Prof. Klaatsch festgestellt, daß alle Kinder mit einem goldblonden Haarkleid bedeckt sind, das sich über den ganzen Körper ausbreitet und großen individuellen Schwankungen in seiner Stärke unterworfen ist. Besonders stark tritt dieses Jugendfell am Rücken auf. Die beste Ausbildung desselben zeigte sich etwa vom 7. Jahre bis zur Pubertät ohne Unterschied des Geschlechts. Beim Eintritt der Geschlechtsreife, also etwa zwischen dem 12. und 14. Jahre, werden die goldenen Haare in schwarze umgewandelt, und die Haarbedeckung verliert von da ab an Gleichmäßigkeit. Sie scheint Aehnlichkeit mit dem ersten wolligen Haarkleid der neugeborenen europäischen Kinder zu haben, und Klaatsch ist der Ansicht, daß in dieser Behaarung der Australier ein Nachbleibsel des tierischen Felles unserer menschlichen Vorfahren zu erblicken sei, denen er somit ein helles Fell, ähnlich demjenigen des Orang, zuschreibt. (Korrespondenzblatt d. D. Gesellsch. f. Anthrop. usw. 1907, 10.)

Die Rasse der gallischen Eroberer beschreibt E. T. Hamy in der Fortsetzung seiner Untersuchung der gallischen Grabhügel. Ueberall zeigte sich eine Mehrheit hochgewachsener Dolichocephalen neben einer Minderheit untersetzter, rundköpfiger Urbewohner. Z. B. zeigt ein Schädel im Museum von Nancy einen Index von 72 bei 208 mm Länge. Hamy kommt zu dem Schluß, daß mit dem „neuen Metall" (Eisen) auch eine „neue Rasse" ins Land gekommen sei. (L'Anthropologie XVIII, 1907.)

Zur Anthropologie der Polen teilt Bochenek Untersuchungen über die bäuerlichen Bewohner im Bezirk Mlawa mit. Er fand die Bevölkerung von mittlerem Wuchs, vorwiegend kurzköpfig (81,3 pCt.), helläugig, das Haar mitteldunkel oder hell. Unter den Frauen war die Kurzköpfigkeit weniger scharf ausgeprägt. Dies könnte auf eine Einwanderung kurzköpfiger Männer schließen lassen. Damit berührt sich das Resultat einer Arbeit von L. Rutkowski. Dieser hat unter der Bauernschaft und der Schlachta von Plonsk und Umgegend Untersuchungen angestellt und dabei Unterschiede konstatiert, die nur von verschiedener Abstammung herrühren können. Die Polen seien aus einer Mischung einer kurzköpfigen Rasse entstanden, deren Mittelpunkt die Karpathen waren, und einer langköpfigen, deren Sitze weiter nördlich zu suchen seien. Die langköpfige weicht, offenbar infolge schwächerer Konstitution, immer mehr der kurzköpfigen. (Materyaly anthrop.-archeolog. der Krakauer Akad., Bd. VIII.)

Hunnen und Sarazenen in den Alpen. Die Frage, ob sich in den Alpen Spuren einstiger Anwesenheit von Hunnen und Sarazenen vorfinden, ist wiederholt, aber noch nicht abschließend behandelt worden. Immerhin dürften die Hunnen, da sichere Spuren nicht nachweisbar sind und historische Nachrichten fehlen, wohl auszuscheiden haben. Anders verhält es sich mit den Sarazenen. Von ihnen wissen wir, daß sie im 10. Jahrhundert Einfälle in die Schweizer Alpen ausgeführt, daß sie auf dem Großen St. Bernhard jahrzehntelang gehaust und Raubzüge innerhalb des Alpengebiets und in die Ebenen unternommen haben; das ist durch historische Dokumente sichergestellt. So wird ihr Aufenthalt auf dem Großen St. Bernhard und im Entremonttal besonders durch die Gefangennahme des von Rom nach Paris reisenden Abtes Majolus von Cluny beglaubigt. Wie aber steht es mit den heutigen Spuren? Die Anthropologie, so sagt Reber, hat keine festzustellen vermocht, und es erscheint sehr gewagt, aus dem Charakter und den Gebräuchen der heutigen Bevölkerung Schlüsse auf Abstammung von den Sarazenen oder auf eine Vermischung mit ihnen zu ziehen. Dagegen sind sprachliche Reste in den Namen von Oertlichkeiten und vielleicht Personen vorhanden. Reber erscheint die Vermutung nicht unbegründet, daß der in Basel, Genf usw. verbreitete Name Sarasin oder Sarrazin mit den Sarazenen in Verbindung zu bringen sei. Sicher ist das wohl bei den Namen von Oertlichkeiten, Brücken, Wegen, Steinen, Höhlen, z. B. bei dem „Pire (pierre) aux Sarrazin" am Salève, der „Vi (via) Sarrazin" und der „Canne aux Sarrazin" (Grotte) im Kanton Waadt. Bei anderen Etymologien ist aber Vorsicht am Platz. F. Keller wollte vor 50 Jahren arabische Benennungen im Saastal gefunden haben, wie Almagell, Alalain, Mischabel. Allein diese Namen haben sich sehr einfach auf andere Weise erklärt. Ein drastisches Beispiel ist Mischabel. Keller hatte das mit „Löwen mit ihren Jungen" poetisch übersetzt. Reber erkundigte sich im Saastal danach und erhielt den Bescheid, Mischabel bedeute — Mistgabel, da die so benannte Gebirgsgruppe mit ihren drei Spitzen an jenes nützliche, aber höchst prosaische landwirtschaftliche Gerät erinnere! Später hat Iselin die genaue Erklärung gegeben: Mischabel ist entstanden aus missoblatridente, d. h. Dreizack. Ein Sarazenengrab hat man nicht gefunden. Dagegen sind die „Gravurensteine" als Werke der Sarazenen angesprochen worden. An den Hochpässen und Uebergängen besonders des Wallis hat man häufig eigentümliche, in den Felsen gehauene Zeichen gefunden, die Reber vor längerer Zeit als Wegweisermarken erklärt hat; ferner Systeme von Schalen und Rinnen. Am bekanntesten von diesen Denkmälern ist der „Pierre des Servageois" (Stein der Wilden) benannte Stein bei Luc. Allein diese Marken und Steinskulpturen sind ohne Zweifel viel älter als die Sarazenenzeit, sie sind prähistorisch, von den vorgeschichtlichen ständigen Alpenbewohnern gefertigt. So bleiben denn außer den historischen Urkunden für die Anwesenheit der Sarazenen nur die auf der Ueberlieferung beruhenden Namen von Oertlichkeiten und vielleicht einzelne Personennamen beweiskräftig. (Mitteilungen der Wiener geographischen Gesellschaft 1907, Nr. 6 u. 7.)

Der Einfluß der Zivilisation auf die nordamerikanischen Indianer. Die Gesamtheit der indianischen Stämme in den Vereinigten Staaten läßt sich heute in drei Klassen teilen: die völlig zivilisierten Indianer, die in geringer Anzahl sind und ganz in der amerikanischen Kultur aufgehen, dann die halbzivilisierten Indianer, die sich von ihren Stämmen getrennt haben, und endlich die zahlreichste und interessanteste Gruppe, die in den mehr oder weniger wüsten, ihnen von den weißen Eroberern eingeräumten Gebieten lebenden Indianer, die unter dem Schutz und unter der Aufsicht der Regierung noch nach der Art ihrer Vorfahren leben. Die zivilisierten Indianer haben sich ihren Platz an der Sonne erkämpft und sich mit der Anpassungsfähigkeit ihrer Rasse in den verschiedensten Zweigen des modernen Lebens eingelebt; einige sind höhere Offiziere, darunter ein General, andere betätigen sich in Literatur und Kunst. Einer von ihnen, Eastman, ist ein vorzüglicher Journalist und ein bekannter Schriftsteller. Manche dieser Rothäute vermieten sich auch als Modelle. In dem indianischen Montauk-Theater, das seinen Namen nach dem Stamme führt, aus dem sich seine Mitglieder rekrutieren, wird ein ganz reines Englisch gesprochen, und seine Leistungen stehen auf hoher künstlerischer Stufe. Der größte Teil dieser zivilisierten Indianer aber hat sich der Landwirtschaft gewidmet, und über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten hin findet man ihre Farmen zerstreut. Im Jahre 1900 wurden 19910 solcher Gutshöfe gezählt, die sich im Besitz indianischer Familien befanden. Diese Indianer widmen sich auch dem Berufe des Fremdenführers und begleiten die reichen Newyorker Nimrods auf ihren Ausflügen, wenn diese den Grizzli-Bären oder den Silberlöwen

in jenen Jagdgründen aufspüren, in denen einst die „Söhne des großen Geistes“ als freie Männer herrschten. Unter den halbzivilisierten Indianern findet man einige Millionäre, die die indianische Rasse im Lande des Dollars hat erstehen lassen. Der mächtigste und reichste unter ihnen ist der große Führer der Comanchen, der berühmte Quanah Parker, dessen Gast Präsident Roosevelt im vorigen Jahre gewesen ist, als er in Kansas Wölfe jagte. Wie viele blutige Skalps der weißen Männer den Kriegsgürtel des alten Häuptlings in seiner Jugend geschmückt haben, das wird der getreue Freund der Bleichgesichter heut niemandem mehr verraten. Der Sohn und Enkel großer kriegerischer Männertöter hat dereinst sein Land gegen die weißen Eindringlinge tapfer verteidigt und ist dann mit einer Handvoll Braver in die Berge geflohen, wo er durch seine geschickten und kühnen Streifzüge sich bei der amerikanischen Regierung in Respekt zu setzen wußte. Endlich hat er mit den weißen Männern in Washington Frieden geschlossen und sich durch einen besonderen Vertrag den Besitz weiter fruchtbarer Gebiete bestätigen lassen, die er mit Hülfe der neugewonnenen weißen Freunde zu ertragreichem Ackerland umwandelte. In einem schönen, modern eingerichteten Hause wohnt heute der alte Häuptling der Comanchen. Nichts fehlt ihm von den Errungenschaften der neuesten Zeit, selbst nicht das elektrische Licht. In seiner Einrichtung nach dem letzten Stil aber geht Quanah herum in der gewohnten Tracht der Vorfahren, den Mokassins und der großen Decke um die Schultern. Wird ihm aber der Besuch eines Weißen angekündigt, so legt er ihm zu Ehren modernste Herrenkleidung an, die es an Eleganz mit der eines Pariser Dandys aufnehmen kann. Ein anderer indianischer Millionär ist Michel Pablo, der über ungeheuere Herden verfügt und erst jüngst 600 Bisons, die letzte größte Herde dieser Tiere in Amerika, an die kanadische Regierung für eine Million Mark verkaufte. Auch die halbzivilisierten Indianer wissen sich den Schutz der Regierung zunutze zu machen und schneiden in der Konkurrenz mit den Weißen nicht schlecht ab. Schlimm aber ist die Lage der weitaus größten Klasse, der noch in Stämmen lebenden, in bestimmten Gebieten sitzenden Indianer, die unter den kümmerlichsten Bedingungen ihr Leben fristen und sehr oft dem Hungertode nahe sind. Die Regierung der Vereinigten Staaten sorgt für sie, indem sie in bestimmten Zeitabständen, jeden Monat oder jedes Vierteljahr oder jedes Jahr soundso viele Rinder, soundso viele Wolldecken und Säcke Mais unter sie verteilen läßt. Bisweilen jedoch kommt es auch unter diesen durch große Not zur Verzweiflung getriebenen Stämmen zum Aufstand und sie betreten den Kriegspfad, um sich neue fruchtbare Jagdgründe von den Bleichgesichtern zu erzwingen. So ergriffen im letzten Herbst die Cheyenne-Indianer die Waffen und töteten eine Anzahl Kolonisten. Mehrere Kavallerieregimenter trieben sie in ihre Gebiete zurück, aber mit ihnen verbanden sich die Utes, ein wichtiger Stamm der Sioux, und nun wurde nach langwierigen Unterhandlungen ein Vertrag geschlossen, wonach die beiden Stämme den ganzen Winter auf Kosten der Regierung ernährt und ihnen bessere Jagdgründe bewilligt werden sollten. („Nature.“)

Ueber die Herkunft der Arier. Gegen den asiatischen Ursitz der Arier erklärt sich auch Z. Zaborowski, und zwar verlegt er auf Grund der Erforschung authentischer Traditionen die Heimat der Arier nach Rußland. Von hier sollen sie um 1500—1000 v. Chr. nach Asien ausgewandert sein. Sie waren hochgewachsene, lichthaarige Dolichocephalen, nomadisierende Hirten. Die Richtigkeit dieser Annahme soll durch sprachgeschichtliche Forschung bestätigt werden. (Swiatowit VII, p. 49—53 [poln.].)

Das erste Auftreten der Arier in der Geschichte. Als in dem Tontafelfund von Tel-el-Amarna ein Briefwechsel des Pharao Amenophis III. und seines Sohnes Amenophis IV. mit ihren „Brüdern“, den Königen der asiatischen Reiche, und mit ihren Vasallen in Syrien bekannt wurde, erregte es die höchste Aufmerksamkeit, daß unter dem Namen der Fürsten und Herrscher Syriens und des nördlichen Mesopotamiens Namen vorkamen, die deutlich iranisches, also arisches Gepräge haben. Aus dieser Tatsache wie aus anderen Fakten der ältesten iranischen Geschichte konnte der Schluß gezogen werden, daß die Iranier etwa im 18. oder 17. Jahrhundert v. Chr. in ihre späteren Wohnsitze eingerückt und einzelne Scharen auf Raubzügen oder als Soldtruppen weit darüber hinaus bis nach Mesopotamien und Syrien vorgedrungen sind und hier inmitten einer anders sprechenden Bevölkerung Dynastien gegründet haben, etwa wie die Germanen im römischen und die Türken im islamischen Reich. Diese Annahme wird durch ein Dokument bestätigt, das Professor Hugo Winckler in der reichen Ausbeute von Tontafeln bei

den Ausgrabungen von Boghazkiöi gefunden hat und dem Professor Eduard Meyer, der Verfasser der großen „Geschichte des Altertums“, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften eine nähere Besprechung widmet. Es werden nämlich Urkunden von Verträgen mitgeteilt, die der Chetiterkönig mit dem König des Landes Mitani, das zu beiden Seiten des Euphrat in dem Lande Naharnin der Semiten und Aegypter lag, zu Anfang des 14. Jahrhunderts geschlossen hat. Als Schützer der Verträge werden die Götter der beiden Reiche aufgerufen, und unter den Göttern der Mitani erscheinen nun Namen, die Mithra, Varuna und Indra entsprechen und die zweifellos ihre genauen Parallelen in der indischen Mythologie haben. Während die vollständige Uebereinstimmung der Vorfahren der Inder und Iraner in Sprache und Religion von der Forschung bereits erschlossen ist, führt uns diese Urkunde in die Periode ein, in der Inder und Iranier noch zu einem einheitlichen, geschichtlich völlig greifbaren Volk der Arier zusammengehörten. Dies war jedenfalls im 14. Jahrhundert noch der Fall, denn dieselben Götter, die die Inder in den vedischen Zeiten als Hauptgötter verehrten, treten uns hier 400 Meilen weiter westlich, in derselben Zeit als die Götter der Arier in Mitani entgegen. Der Stammbaum der Könige von Mitani läßt sich über Dusratta, der um 1400 v. Chr. regierte, drei Generationen hinauf verfolgen. Spätestens zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte also eine arische Dynastie im nordwestlichen Mesopotamien die Herrschaft gewonnen. Mithin müssen die arischen Stämme damals schon in Iran gesessen haben, und es fällt damit ein neues Licht auf die Ausbreitung der Arier. Sie ist also von der gemeinsamen Heimat aus nach Südosten ins Indusgebiet, wo wir sie in den vedischen Zeiten treffen, und nach Westen von Iran, bis nach Medien und Persien und in einzelnen Scharen noch weit darüber hinaus ungefähr gleichzeitig in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends v. Chr. erfolgt. Meyer stellt auch die Hypothese auf, daß das Pferd, das der älteren Zeit Babyloniens ebenso fremd ist wie der Aegyptens, durch die Iranier in die vorderasiatische Welt eingeführt worden sei. Die Zeit Hammurabis kennt das Pferd noch nicht, und in seinem Gesetz kommt es noch nicht vor. Seit dem 16. Jahrhundert aber tritt es uns in der ganzen vorderasiatisch-ägyptischen Kulturwelt und ebenso in Kreta und Mykene als Kriegsroß am Streitwagen überall entgegen, findet aber sonst noch keinerlei andere Verwendung und zeigt seinen fremden Ursprung z. B. auch deutlich durch die Schreibung „Esel des östlichen Berglandes“ für Pferd im Babylonischen. Das Auftreten und die allmähliche Einbürgerung des Pferdes fällt also mit diesem ersten Auftreten der Arier in der Geschichte zusammen.

Ueber die Stellung der Frau bei den Wadschagga macht Missionar Gutmann (Masama) im Globus einige Mitteilungen. Die Ehe ist bei den Wadschagga kein auf immer verpflichtender Bund. Meist ist es aber die Frau, die das Verhältnis dauernd löst und sich einem anderen zugesellt. Es gibt Frauen, die zehn Männer gehabt haben. Um die geringfügigste Ursache trennen sie sich vom ersten und zweiten, um dann beim letzten auch unter den widrigsten Umständen aushalten zu müssen, weil nun alles Begehrenswerte an ihnen verloren gegangen ist. — Das einzige, was eine Frau erben kann, sind Kleidungsstücke und Kochgeräte ihrer weiblichen Angehörigen; sonst kommt kein Erbe für sie in Frage. Sie selber wird vielmehr beim Tode ihres Mannes mit vererbt. Ein Mann erbt die Frauen seines verstorbenen Bruders, die er nun fortan als seine Frauen betrachtet. Sie müssen freilich als Erbfrauen oft eine Rolle zweiten Ranges spielen und gelten nur als Arbeitskräfte. Ist ein erwachsener Sohn vorhanden, so erbt er auch die Frauen seines Vaters mit Ausnahme selbstverständlich seiner Mutter. Darum gibt es hier Burschen von 14 Jahren, die in aller Form Rechtens schon vier Frauen haben.

Ueber die Zukunft der Buschmänner sagt Passarge in seinem Werke über die Buschmänner der Kalahari: „Gefängnis und Zuchthaus wären Belohnung, existieren außerdem in jenem Lande gar nicht. Bleibt da etwas anderes übrig als Erschießen?“ Dazu sagt v. Luschan (im Ztrbltt. f. Anthrop. XIII, 1): In Britisch-Südafrika „habe ich im ganzen 41 Buschmänner gesehen, zwei in Freiheit, alle übrigen in Zuchthäusern, und alle diese waren wegen Schafdiebstahles verurteilt gewesen. Jeden einzelnen von diesen habe ich gefragt, wieviel Kinder er habe, und jeder einzelne antwortete, er hätte kein einziges oder keines mehr. So stirbt vor unseren sehenden Augen ein interessantes, begabtes und liebenswürdiges Volk aus — einfach weil eine kurzsichtige Eingeborenenpolitik nicht versteht, daß Menschen nicht von heute auf morgen von der Jagd zum Ackerbau übergehen können. Der Fleischhunger des Buschmanns muß gestillt werden — mit der Jagd ist es vorbei;

da muß er Schafe stehlen, wenn er nicht verhungern will, und er stiehlt wirklich, obwohl er weiß, daß ihn Stockstreiche und Zuchthaus erwarten. Warum aber die britische Kolonialregierung nicht irgendwo, etwa in den endlosen Steppen von Betschuana-Land, eine Art von Reservation für ihre Buschmänner anlegt und ihnen ab und zu einmal ein paar Dutzend Schafe schenkt — das begreife ein anderer. Ueberall werden in Menagerien Raubtiere gefüttert, und alle Kulturstaaten haben Schongesetze für seltene Pflanzen und Tiere — nur die letzten Reste des Volkes, das ganz allein noch eine wichtige frühe Stufe der menschlichen Kulturentwicklung vertritt, läßt man in den Zuchthäusern elend verkommen". — Dazu bemerkt die „Dtsch. Kolonialztg." 1908, 6: „Es ist bekannt, daß auch durch Deutsch-Südwestafrika Buschleute streifen; der Vorschlag Luschans geht also auch uns an."

Kastration als Strafmittel. In dem nordamerikanischen Staate Indiana ist ein Gesetz erlassen worden, das die Kastration als Strafmittel gegenüber unverbesserlichen Verbrechern und Irrsinnigen zur Verhütung der Fortpflanzung bestimmt. Die Urteilsfällung hierfür unterliegt nach der „Zeitschr f. d. ges. Strafrechtsw." einem ärztlichen Sachverständigenkollegium.

Die Entwicklungstendenzen in der Hygiene Preußens untersucht Ascher-Königsberg an der Hand der preußischen Sterblichkeitsstatistik über die dreißig Jahre 1875—1904. Die Sterblichkeit (Verhältnis von 1 Gestorbenen auf 1000 bezw. 10000 Lebende) fiel von 256,20 (in dem Jahrfünft 1875—79) auf 252,98 (1880 bis 1884) oder um 1 pCt., im nächsten Jahrfünft um 4 pCt. (auf 242,37), dann um 8 pCt., um 5 pCt. und zuletzt um 2 pCt., wobei sie die Zahl von 205,35 im Jahrfünft 1900—04 erreichte. Von der Besprechung der einzelnen Krankheitsursachen mögen die Ausführungen über die Tuberkulose folgen. „Bei der Tuberkulose handelt es sich um eine in der Regel so langsam verlaufende Krankheit, daß man annehmen darf, daß der größte Teil der in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts zum Absterben gekommenen Generation lange vor der Entdeckung des Kochschen Bazillus infiziert war. Und doch erfolgte in dieser Zeit eine viel größere Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit als bei der Generation, die allenfalls unter der Einwirkung der Kochschen Entdeckung gestanden haben kann. Ja, es ließ sich zeigen, daß die Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit in der Zeit vor der Kochschen Entdeckung größer war als nach derselben. Es kam sogar soweit, daß seit der Zeit, in der in Preußen die Bekämpfung der Tuberkulose am energischsten aufgenommen wurde, die Tuberkulosesterblichkeit fast gar nicht mehr abnimmt, und daß jetzt die Tuberkulose schneller verläuft als früher. Daraus geht nun nicht etwa hervor, daß die jetzige Bekämpfung der Tuberkulose eine unrichtige ist, sondern daß in unserer Auffassung der Tuberkulose noch recht erhebliche Lücken sind. Vor allen Dingen ist unter dem Einfluß der experimentellen Forschung die Suggestion entstanden, als ob die Tuberkulose des Menschen eine ähnlich schnell verlaufende Krankheit sei wie die Diphtherie usw. Erst in der letzten Zeit macht sich immer mehr die Ueberzeugung geltend, daß zwischen Aufnahme des Krankheitserregers und dem Tode ein ganzes Menschenleben liegen kann. Wäre die rein experimentelle Anschauung richtig, daß in der Regel auf die Aufnahme des Tuberkelbazillus in wenigen Jahren der Tod erfolgen müsse, dann müßten wir mit der Zunahme der Infektionsgelegenheit auch eine Zunahme der Todesfälle haben, d. h. eine Sterblichkeitskurve, die in gerader Linie vom Säuglingsalter bis zur Schulzeit steigen und von dort bis zum Greisenalter sinken müßte. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die Tuberkulosekurve fällt vom Säuglingsalter bis zur Schulzeit und erreicht hier, wo durch das dichte Zusammensein auf den Bänken die größte Gelegenheit zur Ansteckung gegeben ist, den niedrigsten Punkt, um nach der Schulzeit bis etwa zum 60. Jahre zu steigen. Die Tuberkulosekurve folgt der Kurve aller Todesursachen (mit Ausnahme der Genickstarre), und die Sterblichkeit der verschiedenen Altersklassen richtet sich nicht nach der Gelegenheit zur Ansteckung, sondern nach dem Gesetz der natürlichen Widerstandskraft, das so lautet: Die natürliche Widerstandskraft ist am größten im schulpflichtigen Alter und sinkt nach dem Säuglings- wie nach dem Greisenalter." Zusammenfassend sagt Ascher: „Das Bild, das die Entwicklungstendenz des ganzen Staates bietet, spiegelt sich am deutlichsten in dem Gegensatz der rein landwirtschaftlichen und der rein industriellen Kreise: Abnahme der Infektionskrankheiten, Zunahme der akuten Lungenkrankheiten." (Zeitschr. f. soz. Med. III.)

Ueber den Einfluß des Alkohols auf die opsonische Kraft des Blutes hat E. Stewart, Professor am American Medical Missionary College, Versuche

angestellt. Sie erstreckten sich auf die Wirkung kleiner innerlich verabreichter Alkoholmengen auf Personen, deren normaler opsonischer Index 0,75 oder darüber betrug, und die vorher abstinent gewesen waren, sowie auf die Wirkung des Alkohols auf die Phagocythose in vitro. Das Ergebnis der Versuche war kurz zusammengefaßt das folgende: Wurde der Alkohol in Form von Portwein (zwei Unzen) innerlich verabreicht, so erniedrigte sich der opsonische Index für den Tuberkelbazillus von 1,17 vor der Verabreichung des Weins auf 0,73 nach derselben, und der Index für den Streptococcus von 1,12 auf 0,655, also im ersteren Falle um 37, im letzteren um 42 pCt. Wurden zwei Unzen Peruna gegeben, so wurde der Index für den Tuberkelbazillus binnen vier Stunden allmählich von 1,12 auf 0,133, der für den Streptococcus von 1,09 auf 0,68 herabgesetzt, das bedeutet einen Verlust von über 88, bezw. 36 pCt. der opsonischen Kraft. In vitro zeigte sich schon nach Zusatz von 5 pCt. Alkohol eine Herabsetzung des Durchschnittsnormalindex von 0,922 auf 0,436, also einen Verlust von 52,71 pCt., der sich bei Erhöhung des Alkoholzusatzes auf 10 und 20 pCt. auf 66,37, bezw. 86,11 pCt. steigerte. Stewart zieht daraus den Schluß, daß der Alkohol in erheblichem Maße die Widerstandsfähigkeit des Körpers herabsetzt. (American Journal of Inebriety, Autumn 1907.)

Alkoholverbot in Finnland. Die Volksvertretung Finnlands hat ein Gesetz angenommen, das die Herstellung, Einfuhr, Durchfuhr und Lagerung von alkoholischen Getränken verbietet. Nicht betroffen von dem Gesetz werden die für medizinische und rituelle Zwecke bestimmten Alkoholika, der Bedarf des in Finnland garnisonierenden russischen Militärs an geistigen Getränken und Malzgetränken mit weniger als zwei Volumprozent Alkoholgehalt. Die Entscheidung der kaiserlichen Regierung in Petersburg, durch die der Beschluß der Volksvertretung entweder verworfen oder zum gültigen Gesetz erhoben wird, steht in nächster Zeit bevor, und man darf einigermaßen gespannt sein, wie der Zar sich entscheiden wird. Erfreut sich doch gerade dieser Beschluß des finnischen Parlamentes, ein möglichst radikales Alkoholverbot herbeizuführen, ganz besonderer Popularität — vornehmlich in den unteren Volksschichten. Um das verstehen zu können, muß man wissen, daß die Finnländer bereits seit vier Jahrzehnten mit Erfolg bestrebt sind, durch private Propaganda sowohl wie gesetzliche Bestimmungen den Alkoholgenuß fortschreitend zu beschränken. Seit dem Jahre 1865, in dem die Hausbedarfsbrennerei aufgehoben und gleichzeitig den Landgemeinden die Befugnis erteilt wurde, innerhalb ihres Gebietes jeglichen Branntweinhandel zu verbieten, hat man nicht geruht, auf dem einmal betretenen Wege energisch vorwärts zu dringen. Im Jahre 1866 erging bereits ein allgemeines Verbot gegen den Branntweinhandel in den Landgemeinden. Ungefähr aus derselben Zeit datieren die ersten Petitionen an den Landtag um Erlaß eines vollständigen Prohibitivgesetzes, wie es jetzt im Beschlusse vorliegt. Diese Petitionen haben jedesmal einen ganz bedeutenden Zuwachs an Unterschriften erhalten. Und heute wird die Verbotsidee ganz entschieden von einer starken Mehrheit des Volkes getragen.

In der örtlichen Verteilung der Juden in Deutschland sind seit 1871 namhafte Verschiebungen vor sich gegangen. So zählten die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Posen im Jahre 1871 22,67 pCt., 1900 13,35 pCt., 1905 11,48 pCt. aller Juden in Deutschland. Die abwandernden Juden nehmen zum Ziel einmal Berlin, sodann die westlichen preußischen Provinzen Hessen-Nassau und Rheinland. In Berlin und der Provinz Brandenburg, zu der die Vororte von Berlin gehören, wohnten 1871 47 489 = 9,27 pCt. aller deutschen Juden, 1905 dagegen 139 320 = 22,92 pCt. (Zeitschrift f. Demographie u. Statistik d. Juden III, 12.)

Der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches ist in den 5 Jahren 1900/1905 von 1,04 pCt. auf 1,00 pCt. gesunken. Die jüdische Bevölkerung hat sich in diesem Lustrum um 21 029 Personen, die christliche um 4 253 071 vermehrt. Die prozentuale Zunahme der Christen beträgt 7,116 pCt., die der Juden nur 3,584 pCt. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß im Zeitpunkt der letzten Volkszählung zahlreiche jüdische Familien aus Rußland nur vorübergehend in Deutschland sich aufgehalten haben. (Zeitschr. f. Demogr. u. Stat. d. Jud. III, 11.)

Die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten erreichte nach dem soeben ausgegebenen Jahresberichte des General-Einwanderungs-Kommissärs im

Jahre 1907 die bisher höchste Ziffer von 1 170 323 Personen, die Auswanderung die gleichfalls höchste Ziffer von 610 000 Personen. Mit der steigenden Quantität ist die Qualität der Einwanderer in der letzten Dekade stetig gesunken. Von den Ankömmlingen des letzten Jahres waren ca. 400 000 Italiener, 107 000 Juden, und mehr als 200 000 Einwanderer stammten aus den Balkanstaaten, Syrien, Griechenland und anderen ebenbürtigen Kulturländern. 47,8 pCt. der Gesamteinwanderung des Jahresbestandes bestand aus Analphabeten. Aus dem Deutschen Reiche, der Schweiz, aus England, Dänemark und Skandinavien, also aus denjenigen Ländern, deren Angehörige hier als erfreulicher Bevölkerungszuwachs mit offenen Armen aufgenommen werden, betrug die Einwanderung nur 150 000. Die Rolle, welche für den Westen der Vereinigten Staaten die „gelbe Immigration" spielt, ist für den Osten die italienische und die semitische. Von den 1907 zugewanderten 106 968 Israeliten sind 76 740 russischer, 14 958 österreichischer, 7717 ungarischer, 5621 rumänischer, 1035 englischer, 602 türkischer, 216 deutscher Nationalität. Die hohe Zahl der Auswanderer beweist, daß ein großer Teil der Einwanderer, namentlich der italienischen, slawischen und ungarischen, das Land nicht als neue Heimat betrachtet, sondern nur als Erwerbsland, aus dem er bald mit Ersparnissen zurückkehren möchte. Die großen Arbeitgeber, besonders die Leiter der gewaltigen Stahl- und Eisenindustrien des Pittsburger Gürtels, in dem Hunderttausende von Italienern, Polen und Ungarn beschäftigt sind, haben diesen Zustand der Dinge allmählich erkannt und sind zu der scheinbar paradoxen Erkenntnis gekommen, daß es möglich sei, durch bessere Lohnzahlung an einheimische Arbeiter und Entlassung der minder gut bezahlten „Fremden", die Betriebskosten der Werke zu verringern. Die Rechnung ist einfach; sorgfältige Beobachtung hat ergeben, daß von den 80 000 Arbeitern der Stahlkorporation, bei einem Durchschnittsverdienst von 85 Dollar pro Monat, die ausländischen etwa 20 Dollar für ihren Lebensunterhalt verwenden, den großen Restbetrag aber „nach Hause" schicken, während der amerikanische Arbeiter jeden Cent seines Erwerbs nutzbringend anlegt zur Aufrechterhaltung einer besseren Lebensführung, in Anlage seiner kleinen Ersparnisse auf amerikanischen Banken und in Grundeigentum. (Leipz. Neust. Nachr. 1908, 28.)

Die Besiedlungsfrage in England ist durch die neue englische Landbill in ein neues Stadium getreten. Die liberale Regierung hat bekanntlich dem Parlament zwei Gesetzentwürfe zu einer systematischen Ansiedelungspolitik vorgelegt, einen für England und Wales, einen für Schottland. Den Entwurf für Schottland hat das Oberhaus verworfen, der für England ist jetzt Gesetz geworden. Die Grundzüge dieser Small Holdings and Allotments Act sind folgende: Es sollen erstens small holdings und zweitens allotments geschaffen werden; die ersten sollen kleine Güter von 5—50 acres, die letzten Parzellen von 1—5 acres sein (1 acre = 0,4 ha). Das Landwirtschaftsministerium ist nicht nur ermächtigt, besondere Ansiedelungsbeamte zu ernennen (Small Holdings Commissioners), sondern auch da, wo die Grafschaftsräte, wie bisher, der Anlage von Kleinbetrieben ablehnend gegenüberstehen, die Besiedelung auf deren Kosten selbst in die Hand zu nehmen. Wichtig ist, daß das liberale Gesetz die Enteignung vorsieht. § 6, 2 bestimmt: „Wenn ein Grafschaftsrat Land, das sich zu Ansiedelungszwecken eignet, nicht in Güte und zu angemessenen Preisen erwerben kann, so darf er das Land zwangsweise erwerben." Die konservative Opposition wendet sich nicht gegen die Enteignung, sondern bezweifelt die Lebensfähigkeit dieser landwirtschaftlichen Kleinbetriebe ohne Zollschutz.

Transvaal und die Indier. Die Schwierigkeiten, die aus der anti-indischen Politik der Transvaalregierung entstanden sind, zeigen von neuem, wie sich diese Rassenprobleme in dem britischen Weltreiche komplizieren. Wir spüren in unserer ostafrikanischen Kolonie ebenfalls das allzu große Anwachsen der indischen Einwanderung; aber wenn unsere Regierung sich entschlösse, diese Einwanderung kurzerhand auszuschließen, so bliebe das eine ganz lokale und interne Angelegenheit, deren Folgen nur in der Kolonie selbst zutage treten würden. Wenn dagegen englische Kolonien wie Kanada und Australien ihrem Rassenhaß gegen Japaner und Chinesen Ausdruck geben, so fragen sich die Engländer besorgt, wie das auf ihre Handelsbeziehungen zu China und auf ihre politischen Beziehungen zu Japan zurückwirken werde. Und wenn der Transvaal von dem Recht des soeben verliehenen Selfgovernments Gebrauch macht und einige Tausende Indier ausweist und andere Tausende mit Deportation bedroht, so denkt England mit Sorgen daran, welchen neuen Anreiz die ohnehin vorhandene Gärung in Indien selbst daraus

ziehen könnte. Zweierlei Interessen stehen hier unversöhnt einander gegenüber: das Interesse der Kolonien mit britischer Bevölkerung, die ihre Länder der weißen Rasse vorbehalten wollen, und das Interesse Indiens. Von ihrem Standpunkte beklagen sich die Indier mit vollem Recht darüber, daß sie als britische Untertanen in einer britischen Kolonie nicht geduldet werden, sondern ausgewiesen oder zu einer Klasse halbfreier Bürger herabgedrückt werden sollen, wie etwa die chinesischen Kulis am Rande. Denn die Bedingung, unter der die Transvaal-Regierung den Indiern Erlaubnisscheine zum Aufenthalt ausstellt: daß nämlich von jedem einzelnen reichen Indier mit Universitätsbildung und dem Priester ebenso wie von dem Kuli, Fingerabdrücke genommen werden, steht doch in allzu fühlbarem Widerspruch zu dem Begriffe englischer Freiheit. Welches Interesse, das indische oder das der „weißen“ Kolonie, soll nun die englische Regierung höher einschätzen? Eine verzwickte Frage; und wie sehr die Meinungen auseinandergehen, zeigt sich darin, daß die „Times“ die Partei der Indier, die „Morning Post“ dagegen die Partei der „weißen“ Kolonie nimmt. Die englische Regierung hat dem transvaalschen Gesetze die Genehmigung erteilt, also die Ausweisung der Indier, die sich der Prozedur des Fingerabdrucks nicht unterwerfen wollen, sanktioniert. Es scheint vergessen zu sein, daß vor noch nicht allzulanger Zeit Mr. Chamberlain als Kolonialsekretär dem damaligen Präsidenten Paul Krüger scharf zusetzte, daß er die Indier — britische Untertanen! — in den Transvaal hineinlasse. Damals waren die Indier Uitlanders unter dem Burenregiment, heute sind sie Uitlanders unter der britischen Herrschaft. Die Buren sind sich in ihrer Politik treu geblieben; sie wollten das wirtschaftliche Ueberwiegen der herrschenden weißen Rasse nicht durch die Konkurrenz der allzu genügsamen Asiaten gefährden lassen. Und die jetzige Maßregel der Transvaalregierung hat nicht nur den Beifall aller Buren, sondern auch aller Engländer in Transvaal. Der Indier bedroht den Engländer sogar mehr als den Buren; er macht weit weniger dem Landwirtschaft treibenden Buren als dem englischen Städter Konkurrenz. In Natal sind die Mittelstandsgewerbe fast völlig in die Hände der Indier gekommen; die englische Bevölkerung ist auf 93 000 gesunken, die indische auf 125 000 gestiegen. Aber in Natal bilden die Engländer eine grundbesitzende Aristokratie; während sie im Transvaal, von den Randlords abgesehen, gerade den städtischen Mittelstand bilden. — Die Mehrzahl der englischen Presse verlangt eine Revision des transvaalschen Gesetzes. Man fordert das übliche Kompromiß. Es ist aber noch nicht zu übersehen, auf welcher Basis es zustande kommen könnte. („D. Tagesz.“.)

Die sexuellen Vergehen im japanischen Recht. Das neue japanische Strafgesetzbuch (übersetzt in d. Z. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, 48, 2) interessiert dadurch, daß es die sexuellen Delikte auf das Allernotwendigste einschränkt und eine so geringe Anzahl von Paragraphen aufstellt, wie dies in keinem anderen Strafgesetzbuch eines Kulturvolkes der Fall ist. Das Schutzalter beträgt 13 Jahre. — Die Kuppelei wird überhaupt nur in einem einzigen Falle bestraft: strafbar ist nur derjenige Kuppler, der aus Gewinnsucht eine Frauensperson, die einem unsittlichen Lebenswandel nicht ergeben ist, zum geschlechtlichen Verkehr mit anderen veranlaßt, und zwar lautet die Strafe auf Zuchthaus bis zu drei Jahren oder Geldstrafe bis zu 500 Yen. Maßgebend ist also nur der Schutz der ehrbaren Frau; in Betracht kommt also eigentlich nur ein Privatinteresse, und zwar nur der Frau (Verkuppelung eines Mannes ist straflos). In diesem Punkte der Kuppelei dürfte das Strafgesetzbuch allzu milde sein; eine Strafbarkeit der Verkuppelung von Minderjährigen bis zum 18. Lebensalter sowie von Verwandten erscheint notwendig; dagegen muß man den Wegfall der einfachen Kuppelei, namentlich wie die deutsche Praxis den Begriff ausgedehnt hat, durchaus billigen. (Zeitschrift f. Sexualwissenschaft I, 1.)

Die Schattenseiten der Kultur. Auf die Fragen: Was gibt uns die moderne Kultur, wie wirkt sie auf die Persönlichkeit? Macht sie uns froher, gemütsreicher, tiefer, besser? hat Prof. Sombart kürzlich in einem Vortrage eine absolut negative Antwort gegeben. Die moderne Kultur, so ungefähr äußerte sich der Forscher, hat uns Stadtmenschen der Natur entfremdet, so daß diese uns höchstens noch ein Objekt ästhetischen Genusses ist. Wir erleben nicht mehr die Jahreszeiten, nicht Tag und Nacht, nicht Schnee und Sturm — es sei denn als Verkehrshindernis. Wir sind so weit von der Natur abgedrängt, daß die Schulkinder Unterricht in der Natur erhalten müssen. Man zeigt ihnen auf Tafeln, wie der Winter aussieht und wie der Sommer aussieht. Wir haben nicht mehr das, was der Schweizer an seinen Bergen, der Norweger an seinen Fjorden, der Kleinstädter an seinem Kirchturm

und der vorkapitalistische Großstädter, etwa der Wiener, an seiner alten Kultur hat, nämlich das unmittelbare Ortszugehörigkeitsgefühl. Die persönlichen Beziehungen sind geschwunden. Selbst die Familie als Wohn- und Ernährungsgemeinschaft beginnt sich immer mehr zu lockern, und damit wird für die Frau die ihr innerlich angewachsene Berufsarbeit zerstört. Und auch die Arbeit des Mannes, die keine volle Werkschöpfung, sondern eine für die Persönlichkeit sinnlose Teilverrichtung wird, verliert ihre sittlichende und erhebende Kraft. Es ist wahr, daß die moderne Technik unerhörte Wunderwerke schafft, aber alle die Erfindungen und Entdeckungen bedeuten doch nichts anderes, als daß durch sie das Unglück, die Misere, der Jammer der Millionenanhäufungen um einiges gelindert wird. Alle die Möglichkeiten, die der Dämon des Erfindungsgeistes uns gegeben hat, lösen sich, wenn wir die Frage stellen, was sie uns denn wirklich bringen, in nichts auf. Wozu brauchen wir so viel Licht in der Welt? Weil wir in den Städten zusammengepfercht wohnen, und weil wir abends zu Hunderttausenden durcheinanderlaufen, was natürlich beleuchtet werden muß. Wozu brauchen wir in der Luft herumzufliegen? Was brauchen wir das Telephon, welchen Sinn hat die Erfindung des Grammophons? Eine geschmackvolle Zeit würde einen Mann, der das Grammophon erfindet, mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafen. Um unser Wohlbefinden kümmert sich der Dämon Erfindungsgeist nicht, er liefert uns bloß den Lärm und Gestank und — da er materielle Güter schafft, die wieder zur Bevölkerungszunahme führen — liefert er uns die Masse. Zweifellos hat sich die Wissenschaft, wo sie der Technik genützt hat, als sehr fruchtbar erwiesen, aber unsere wirklichen Einsichten in das Wesen der Dinge sind heute nicht um einen Deut größer, als es früher der Fall war. Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsere Zufriedenheit, unsere Tiefe geleistet. „Ein großer Aufwand schmählich ist vertan.“



Bücherbesprechungen.



Haeckel, E., Die Lebenswunder. Volksausgabe. Stuttgart, Kröner. 200 S., kart. 1 M.

Die große Ausgabe der Lebenswunder ist hier seinerzeit ausführlich gewürdigt worden. — Die Schwächen der Haeckelschen Schriften sind bekannt. Aber trotz Wasmann und allen Bemühungen der Theologen ist der Wert seines Lebenswerkes für immer gesichert. Unter den Kämpfern für Aufklärung und Geistesfreiheit wird man diesen unerschrockenen und unermüdlichen Streiter stets an erster Stelle nennen. In wie weite Kreise trotz allem der Wunsch nach Befreiung vom konfessionellen Dogma, das Bedürfnis nach Aufklärung über die großen Daseinsfragen vom Standpunkte der naturwissenschaftlichen Philosophie gedrungen sind, beweist die Tatsache, daß von der Volksausgabe der Welträtsel 200000 Exemplare abgesetzt wurden. Die Lebenswunder werden nicht dahinter zurückbleiben. — Gerade im Interesse der Kreise, für welche die Volksausgabe bestimmt ist, wäre es mir wünschenswert erschienen, wenn auch ihr, wie der großen Ausgabe, ein ausführliches Register hätte beigefügt werden können. G. Weiß.

Guenther, Dr. K., Rückkehr zur Natur? Leipzig 1907. J. A. Barth. — 72 S., 1,20 M.

In mißverständlicher Auffassung der Parole Rousseaus und seiner Jünger bekennt sich der Verfasser als Gegner einer Rückkehr zur Natur. Darin kann ihm nur beipflichten, wer uns und unsere Kultur nicht auf die Stufe des Urmenschen zurückgeschraubt zu sehen wünscht; aber in dieser extremen Fassung wird die Rousseausche Forderung heute auch wohl kaum noch vertreten. Es wäre für uns ja schon ein unermeßlicher Gewinn, könnten wir unser Leben nur soweit vereinfachen, unsere natürlichen Instinkte soweit wieder erwecken, unsern Körper soweit regenerieren, daß wir an den uns von der Natur gebotenen primitiven Lebenswerten wieder ein reicheres Genüge fänden und von den markverzehrenden Einflüssen unserer Ueberkultur erlöst würden. Dazu brauchen wir aber nicht zur Steinzeit zurückzukehren! —

Weder neu noch richtig ist das Argument, welches der Verfasser zur Begründung seines Standpunktes vorbringt; es ist E. R. Lankaster entlehnt, dessen

Buch „Natur und Mensch“ bereits im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift gewürdigt wurde. Aber es ist bestechend für alle, die im Taumel der Kultur nur zu leicht vergessen, daß wir den Naturgesetzen ebenso unterworfen sind und bleiben, wie der geringste Wurm. Weil der Mensch es nämlich schon so herrlich weit gebracht hat, für sich selbst und die ihm dienstbar gewordenen Geschöpfe bis zu einem gewissen Grade die Wirkungen der natürlichen Auslese zu paralysieren (wofür er allerdings die Krankheiten hat eintauschen müssen!), so soll es — meint Verf. — in seiner Entwicklungsrichtung gelegen sein, auf diesem Gebiete zu immer höheren Leistungen emporzusteigen und schließlich sich auch im biologischen Sinne zum souveränen Beherrscher der Natur aufzuschwingen. Insbesondere soll es ihm beschieden sein, allen krankmachenden und degenerierenden Einflüssen mit der stetig leistungsfähiger werdenden Waffe seines wachsenden Verstandes erfolgreich entgegenzutreten. — Ein schöner Traum! — der aber nur solange dauern wird, bis die nächste Epidemie verheerend über die Kulturmenschheit dahinfährt. Kommen wird das Strafgericht der Natur ja sicher, und dann werden unsere Aerzte einmal wieder kopfschüttelnd vor einer „ganz neuen“ Krankheit stehen, die, bis ihr „Bazillus“ gefunden ist, ihr Reinigungswerk so gründlich verrichtet haben wird, wie die Pest des Mittelalters es nur je vermochte. Bis dahin mögen die Lobredner der Ueberkultur sich immerhin an dem Gedanken berauschen, daß der Mensch auf dem besten Wege sei, sich von den Naturgesetzen zu emanzipieren; eines Tages wird ihnen bei ihrer Gottähnlichkeit noch bange werden! Dr. Landmann.

Rudolf Magnus, Goethe als Naturforscher. Vorlesungen, gehalten im Sommersemester 1906 an der Universität Heidelberg. Mit Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln. Leipzig 1906, Johann Ambr. Barth. 336 S., geb. 7 M.

Ein Naturwissenschaftler (Pharmakologe), erfreulicherweise, behandelt hier Goethe als Gelehrten und Forscher; denn nur Naturerscheinungen gegenüber, nur für das, was räumlich vorstellbar, was anschaulich war, was sich auf sein äußeres und inneres Sehen bezieht, ist Goethe Forscher. Er selbst sagt es; die ihn kannten, sagten es (S. 315), und wer ihn liest, bemerkt es überall. Das begrenzt sein unermüdliches Arbeiten auf Beschreibung, von der aus seine Phantasie rückwärts und vorwärts neue Glieder und Tatsachen findet, setzt es zugleich in Gegensatz zur Spekulation (Schiller, Kant) und zur Mathematik (Newton). Eine wunderbare Kraft räumlichen Vorstellens, lebenden Vorstellens rückt ihn von den großen Malern soweit ab, als bei diesen der reine Gesichtseindruck oder die Phantasie ruhende Bilderreihen festhält oder erzeugt. Goethes Raumvorstellungsvermögen übertraf wesentlich sein (obwohl ungewöhnlich scharfes) optisches Sehen. (Der erblindete Faust:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht.)

Er „sieht“ auf diese Weise den berühmten Zwischenknochen (1784) vor sich, den so viele Gelehrte nie gesehen, stets abgeleugnet hatten; er „sieht“ ihn weiterhin, wo ihn nie jemand sah und baut eine lange Reihe auf, von der alles Osteologische heute anerkannt wird, bis auf seine Schädel-Wirbel-Theorie. So schuf er die vergleichende Anatomie, die stufenweise in ihren Einzelformen vor ihm auftaucht und mit jener anbetungswürdigen Gewissenhaftigkeit und Kleinarbeit ausgestaltet wird, die z. B. A. Dürer in seinen „Rasenstücken“ in der Albertina zeigte: nur dem Herrgott (dem der Kirche oder dem Spinozas) nicht das kleinste Hälmchen, das geringste Knöchelchen veruntreuen, das er dem frommen Sucher vor Augen legte! Auch Krankhaftes, Entartetes tritt in die Reihe ein: den Aestheten Goethe stößt es nicht ab, er beachtet es aufmerksam und erkennt ein halbes Jahrhundert vor den Fachleuten, daß gerade das Pathologische deutlich die Gesetze des Allgemeinen beweist. Aber das Geschaute betrifft im wesentlichen die Gestalt und führt somit zu der entsprechenden neuen Lehre, Morphologie, einer rein Goetheschen Schöpfung. Hier führt die Harmonie seines ganzen Wesens ihm die Hand, zeigt ihm das Einfache und damit einen neuen, ihm völlig eigenen Arbeitsplan: das Suchen nach einem Grundtypus, einem „Urphänomen“, z. B. das Blatt, aus dem die meisten Pflanzenteile sich aufbauen; den einfachsten Wirbel; das „trübe“ Medium, darinnen alle sog. physischen Farben enthalten sind (S. 223); den Urgranit usw. Was sich darauf aufbaut, ist eine Reihe, ihre Unterschiede machen die Reihe zu einer Metamorphose, — und damit ist die Grenze seiner Methode erreicht, die vor jeder Spekulation, jeder selbstherrlichen Hypothese halt macht. Somit bleibt er voll-

bewußt diesseits von Newton, Lamarck, Darwin, die auf die Induktion des Gefundenen die Deduktion der Theorie bauten und diese dann „arbeiten“ ließen. Das erlaubt Goethe nur dem Philosophen; sein Geist konnte wohl einsehen, was ihm Schiller-Kant von der Subjektivität alles den Sinnen Zugänglichen erklärten, aber sein Wesen war zu voll von lebensbejahendem Positivismus, als daß er daraus stärkste Konsequenzen hätte ziehen können. Er schaute und beschrieb, reihte ein und stellte zusammen, entdeckte dabei wieder als erster das Gesetz von der Korrelation der Teile, der wunderbaren Gleichgewichtslage seines Geistes räumliches Bild, — damit aber schloß er als Naturforscher ab.

Sehr oft ist von echten Goethephilologen zu hören, seine Farbenlehre sei als ein verfehlter Versuch anzusehen, habe der Newtonschen Lehre gegenüber das Feld geräumt. Magnus zerlegt die Farbenlehre in eine physiologische und eine objektive (physikalische); und hiervon hat die erstere in allen ihren Grundprinzipien gesiegt, siegt heute noch, wenn auch in Einzelheiten als irrig erkannt, siegt sogar in schönster Eintracht mit Newtons Emanationstheorie, die allein dem Wesen der Radio-Aktivität gerecht wird. Goethe hat als erster festgestellt, daß optische Erscheinungen Zustände unseres Auges sind, Nervenzustände, Netzhautzustände; hierzu kann gleich gesagt sein, daß er sich als Naturforscher zum Zitieren wenig eignet, denn seine Wahrheitsliebe geht der schwülstigen Pose wissenschaftlicher Fremdwörter stets aus dem Wege, ist schlicht und groß und deshalb vielfach vergessen. Auch wo sie in das Gebiet der Malerei übergreift, ist sie lebend und mächtig. „Man glaubt hier einen Beurteiler der modernsten Malerei reden zu hören“ (S. 216); allerdings nur als Farbenphysiologe (vergl. dagegen Cornelius Gurlitt, die deutsche Kunst des XIX. Jahrhunderts, S. 1) oder Farbenbeobachter.

Goethes „Prioritätsansprüche“ in naturwissenschaftlichen Dingen sind damit kaum zur Hälfte benannt (vergl. S. 244, 272, 274, 275, 283, 288 . . .), aber das schöne Buch soll ja nicht planmäßig „ausgeschlachtet“ werden; man soll es lesen; man sollte es sogar kaufen!

Die Sachkenntnis des Verfassers ist erstaunlich, seine Sprache mustergültig in Einfachheit und Reinheit. Jedoch vermag ich nicht zu unterdrücken, was mich selbst drückt: ich entdecke den Pferdefuß des orthodoxen Naturwissenschaftlers in der Sorgfalt, mit der er die Leiche Lamarcks umgeht. Er nennt ihn einmal S. 152; es ging wohl nicht anders. Und doch vibriert die ganze Anatomie und Metamorphosenlehre Goethes von geahntem Lamarckismus. Ihm entspricht die ganze Entwicklungsauffassung, der Begriff des Zweckes, S. 146, die funktionelle Umformung, S. 126, 137; beiden widerspricht ebenso die Unterschiebung des Mechanismus, S. 139. Auch die Bemerkungen über die Tierseele, S. 145, sind, ich kann nicht anders sagen, naiv-orthodox im Sinne des Anatomen Hyrtl, der höhnisch bemerkte, daß die Physiologischen die Flügel der „Seele“ noch nicht entdeckt hätten.

Das Buch hat einen höchst wertvollen Index. Dr. F. Kühner.

Justus, Leo, Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens nach seinen literarischen Ausdrucksformen. Zweites Heft der Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, herausgegeben von Karl Lamprecht. Leipzig 1907. R. Voigtländer.

Eine psychologisch-historische Quellenuntersuchung, die zu knappen, aber sehr interessanten Resultaten kommt. Die älteste japanische Poesie, die zum größten Teil als „Gemeinschaftsdichtung“ aufzufassen ist, charakterisiert sich durch eine starke Gebundenheit der Form. Erst seit der Mitte des 6. und dem Beginn des 7. Jahrhunderts „dringen mit der Rezeption der chinesischen Kultur außerordentlich starke und zahlreiche neue Reize auf das japanische Seelenleben ein, die es mehr und mehr differenzieren“. Die japanische Volksseele versucht, kraft einer ganz ungemeinen Aufnahmefähigkeit, diese Reize zunächst „durch unbedingte Aneignung des Fremden zu bewältigen und erschöpft sich, soweit sie sich produktiv betätigt, in bewundernder Nachahmung“. So entsteht durch das autoritäre Gewicht, das allem Chinesischen vermöge seiner höheren Entwicklung anhaftet, im Verein mit generationenlanger Beschäftigung mit stets den gleichen Vorbildern, schließlich eine Art von psychischem Konventionalismus, der wesentlich dadurch gefördert wird, „daß der Träger dieser seelischen Haltung lediglich die oberste Schicht der Nation, die höfische Gesellschaft ist“.

Hier drängen sich dem Betrachter unwillkürlich gewisse Parallelen zu der so jungen Assimilierung unserer westlichen Kultur durch die Japaner auf. Wird die gewaltige Häufung neuer Reize auch heute wieder zu konventioneller Erstarrung

führen, oder wird sich in jenem eigenartigen Volke — allen Spöttern zum Trotz — eine spontane Kraft des Neuschöpfens und Weiterbildens offenbaren, die allein ihre übernommene Kultur zu einer dauernd ebenbürtigen machen kann!? —

Dr. Gg. Lomer.

J. P. Karplus, Zur Kenntnis der Variabilität und Vererbung am Zentralnervensystem des Menschen und einiger Säugetiere. Mit 57 Abbildungen im Text und 6 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig und Wien 1907. Franz Deuticke. 12 K.

Nach den Forschungsergebnissen des Verfassers ist wegen der häufig sehr deutlichen Familienähnlichkeit der Gehirne die Tatsache als erwiesen anzusehen, daß es beim Menschen eine Vererbung der Großhirnfurchen gibt; es kann der gesamte Habitus sowohl wie auch einzelne Varietäten vererbt werden. Die Gleichseitigkeit der Vererbung konnte neuerdings durch besonders beweiskräftige Beispiele bestätigt werden. Im auffallenden Gegensatze dazu stehen die Befunde bei den Affen-(Macacus-)Familien, während wiederum Hund und Katze neben großer Uebereinstimmung beider Gehirnhemisphären desselben Gehirnes doch unverkennbare Familienähnlichkeiten zeigen. Ein Vergleich zwischen den Gehirnen von Mutter und Kind bei sechs Menschenfamilien und bei vier Macacusfamilien, Mutter und Kind, ergibt z. B. einen großen Unterschied nach der Richtung, daß im Gegensatze zum Menschen sich beim Macacus nur ausnahmsweise eine Familienähnlichkeit zwischen Mutter und Kind nachweisen ließ, während beim Macacus eine frappante Uebereinstimmung der beiden Hemisphären desselben Gehirnes bestand. Auch beim Menschen pflegen die beiden Hemisphären desselben Gehirns in gewissen allgemeinen Charakteren übereinzustimmen, gerade in bezug auf die Furchenvarietäten aber auffallend zu differieren. Charakteristisch für das Macacusgehirn ist auch die besonders an gewissen Hirnpartien, z. B. am Occipitallappen, außerordentlich hochgradige Furchenvariabilität. In bezug auf die scharfsinnige Deutung dieser Befunde verweise ich auf das Buch. Dr. L. Sofer.

Gundlach, W., Prof. Dr. phil. et jur., Eine neue Reformation. Reden an die deutsche Nation. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Der Verfasser behandelt in sechs Reden zunächst die historischen Grundlagen des Christentums, stellt hierauf die Forderung der Trennung von Kirche und Staat auf und entwickelt schließlich Reformideen, die er als Basis für die „neue Reformation" und die Entwicklung eines Sozialliberalismus im Staatsleben festlegt. Von aktuellem Interesse sind das dem Buche beigefügte Vorwort und die Anmerkungen, welche ein grelles Licht auf die Aera Althoff werfen. — Wenn man — wie es bei solchen Schriften nur natürlich ist — dem Verfasser auch nicht in allen Einzelheiten beistimmen kann, so wird doch jeder aufrichtige Freund und Feind eines fortschrittlich organisierten Staatswesens Gundlach die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er die umfangreiche Materie eingehend und ehrlich behandelt hat. — Die liberal gesinnten Kreise aber können in diesem Buche gewissermaßen den ersten Versuch begrüßen, die Forderungen des heutigen Liberalismus von weiteren Gesichtspunkten aus zu begründen und auch eine theoretische Grundlage für sie zu schaffen. Nach meiner Ansicht hat der Liberalismus gerade unter diesem Mangel am meisten gelitten. Man hat liberale Schlagwörter, aber in Wirklichkeit kein fest gefügtes System des Liberalismus, keine in der Forschung genügend weit reichenden historischen Begründungen. Ohne diese aber bleibt alle liberale Politik nur oberflächlich; sie wirkt nicht impulsgebend. Man mag darüber streiten, ob Gundlach mit seiner Konkordienformel der Liberalen: Sozialliberalismus das Richtige trifft; aber jedenfalls ist sein Buch als ein Beitrag zur geschichtlich begründeten Theorie des Liberalismus zu begrüßen.

O. Kasdorf.

Peters, E., So sollt ihr lieben! Physiologie, Psychologie und Ethik der Liebe und Ehe. München 1907. Verlag von Seitz & Schauer. 182 S., 1,80 M.

Daß im rassenhygienischen Interesse Reformen auf dem Gebiete der Eheschließung und des Ehelebens in neuerer Zeit mit Nachdruck angestrebt werden, ist genugsam bekannt; ich erinnere nur an das immer wieder auftauchende Postulat des Eheverbotes für physisch und psychisch minderwertige Individuen. Vorliegende Schrift bezweckt nun, unter Vermeidung derartiger Eingriffe in die persönliche Freiheit des einzelnen, das Rassengewissen zu wecken. Man solle bei der Ehe-

schließung vor allem auf physischen und nicht nur auf materiellen Reichtum sehen, denn dieses könnte häufig kontraselektorisch wirken. Nur an Körper und Geist wahrhaft gesunde Menschen seien berufen, für die Fortpflanzung und Reinerhaltung der Rasse zu sorgen. Eine große Gefahr für Familie und Staat erblickt Peters in dem oft gänzlichen Mangel an gegenseitigem Verständnis der beiden Geschlechter, namentlich was Sexualleben und -empfindung anbetrifft. Um hierin Wandel zu schaffen und einen freieren, ungezwungeneren Verkehr zwischen männlichen und weiblichen Personen zu ermöglichen, gäbe es ein wirksames Mittel: die Koedukation. Diese in Verbindung mit verständiger Aufklärungspolitik von seiten der Eltern und Erzieher sei dazu angetan, das Mystische des Geschlechtlichen, das vielfach zu Trübung der Phantasie oder gar zu sexueller Perversion führt, von Grund aus zu beseitigen. Störungen des ehelichen Glücks und Friedens führt Peters in vielen Fällen auf sexualpsychologische Momente zurück und fordert deshalb im Interesse sowohl der einzelnen wie der Gesamtheit eine Erleichterung der Ehescheidungsmöglichkeit. — Das Buch, das noch viele gute Gedanken enthält, auf die hier aus Raummangel nicht näher eingegangen werden kann, ist wohl wert, in den weitesten Schichten der Bevölkerung Verbreitung zu finden.

Dr. von Gerhardt.

H. Winckler, Die babylonische Weltschöpfung. Der alte Orient VIII, 1. Leipzig 1906, J. C. Hinrichs. 36 S.

Dieses Schriftchen bildet eine Ergänzung zu des gleichen Verfassers „Himmels- und Weltenbild der alten Babylonier“, deren gesamte, im Mythus sich aussprechende Weltanschauung auf ihren astronomischen Kenntnissen beruht. „Der Grundgedanke aller babylonischen Lehre ist der von der Entsprechung der Erscheinungen des Himmelsalls.‘ Sonne, Mond und Wandelsterne in ihrer Bewegung und verschiedenen Stellung zueinander bildeten die Grundlage aller religiösen Vorstellungen; sie sind Offenbarungen der Gottheit, ja selbst göttliche Wesen. Die Sonne mit der sinnbildlichen Zahl 5 ist die Vertreterin der guten, lichten Macht der Oberwelt, der Mond mit der Zahl 7 das Bild der dunklen, schädlichen, unterweltlichen Gewalten. Wie die meisten Vorstellungen und Kenntnisse der Babylonier gehen auch diese auf ihre Vorgänger im Zweistromland, die Sumerier, zurück. Da man über Rasse und Volkstum dieser ältesten Kulturträger noch streitet, ist es wichtig hervorzuheben, daß die meisten ihrer von den Babyloniern übernommenen Götternamen, wie Bel, Anu, Ea, Schamasch, Istar, Marduk, indogermanische Wortstämme enthalten. So auch Tiamat, die Göttermutter, und Nibiru, der Weltnabel. Weltenkampf und Sintflut, aus denen neues Leben hervorgeht, erinnern an den germanischen Weltbrand Ragnarök.

Ludwig Wilser.

E. Teichmann, Fortpflanzung und Zeugung. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart 1907, Kosmos. 96 S., 1 M.

„An den Wurzeln des Lebensbaumes, dort, wo sich pflanzliche und tierische Wesen noch nicht streng scheiden lassen, findet der Forscher ... jene Einfachheit des Geschehens, ohne deren Kenntnis“ ihm die verwickelten höheren Formen ein schwerverständliches Wirrsal blieben. Alle Einzelwesen sind vergänglich, und doch ist die Natur für unsere Begriffe ewig. Eines einzigen Mittels bedient sie sich zur Ueberwindung „aller Mächte der Zeitlichkeit“, aber eines Mittels von größter Kraft und Wirksamkeit, nämlich der Fähigkeit aller lebenden Wesen, „sich fortzupflanzen, zu vermehren“. Alle hierauf sich beziehenden, dem Uneingeweihten oft rätselhaft erscheinenden Vorgänge von den einfachsten bis zu den höchstentwickelten Lebewesen versteht der sachkundige Verfasser in klarer und fesselnder Weise zu schildern. Jeder Naturfreund wird das mit erläuternden Abbildungen ausgestattete Büchlein mit Vorteil und Genuß lesen.

Ludwig Wilser.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgegeben von J. E. Frhr. von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeifer. Jeder Band gbd. 2,50 M.: Gobineau, v. Baer, Plato, Lucian, Dante.

Daß Gobineau für eine einführende Lektüre durch eine Auswahl leichter eingängig wird, wird jeder zugeben, der über seinen breiten Auseinandersetzungen schon einmal ungeduldig geworden ist. Die vorliegende Ausgabe benutzt die vorhandenen bewährten Uebersetzungen (von Schemann und Glasenapp); ihr schwierigster Teil, die Auswahl aus dem Rassenwerk, kann als gelungen bezeichnet werden. Die mitgeteilten Stücke enthalten das Fruchtbare von den Gobineauschen Ideen und finden hoffentlich die weitere Verbreitung, die sie als zurzeit billigste Gelegenheit,

Gobineau kennen zu lernen, verdienen. Vielleicht hätte aus Buch I, 13 (über die ungleiche geistige Befähigung der Menschenrassen) noch mancher aktuelle Satz angeführt werden können, Gobineaus Vorreden und Schlußbetrachtungen hätten mit ihrer lapidaren Sprache einen wirkungsvollen Eingang und Schluß gegeben, und zur Charakteristik Gobineaus hätte m. E. auch ein Satz aus der „berühmten“ Stelle über die Autorität der Genesis (I, S. 156 f.) nicht fehlen dürfen. Bemerkenswerter ist, daß der Bearbeiter, Fritz Friedrich, auf jede eigene Zutat in Gestalt von Rubra, Stichworten u. dergl. verzichtet. Hätte der Autor vielleicht einen pragmatischen Nachweis beigefügt, wie ihn Schemann in seinem Vorwort zum 4. Band andeutet, so hätte die Auswahl leicht selbständigen Wert neben dem Original gewinnen können. Dies ist in ganz prächtiger Weise Professor Remigius Stölzle geglückt mit seiner Auswahl aus Karl Ernst von Baer. von Baer, der in steigendem Maße zitierte, in nicht ganz so steigendem Maße wieder gelesene, hat seine philosophischen Ansichten in zahlreichen, über weite Zeitstrecken auseinanderliegenden Reden, Gelegenheitsschriften usw. geäußert. Stölzle hat nun die wesentlicheren Stellen geordnet und nach Problemen zusammengestellt, wobei jedes Problem durch orientierende Worte eingeleitet wird, und schließlich ein Namenregister zugefügt. Das so entstandene Buch lehrt von Baer in überaus klarer Weise kennen, auch in seiner Entwicklung und in seinen Widersprüchen, und auch die wenigen experten Kenner von Baers werden noch manche übersehene Stelle darin entdecken. — In der Platoauswahl gibt Gustav Schneider zunächst der Platonischen Lehre das wirkungsvolle zeitgeschichtliche Relief, indem er die auf die Sophistik bezüglichen Stellen in einem ersten Abschnitt voranstellt. Die folgenden Abschnitte bringen die Sokratisch-Platonische Lehre in geschickt gewählten Stellen zur Darstellung, wenn auch alle persönliche Entwicklung Platos, wie seine Distanz von Sokrates, in einer solchen Auswahl unberücksichtigt bleiben muß. Die Uebersetzung hält in schlichter, vornehmer Sprache die Mitte zwischen philologischer Engherzigkeit und modernisierendem Aufputz. Man gebe diese Auswahl, welche dialektische Längen nicht aufgenommen hat, unseren Primanern in die Hand zur Erholung von der Textlektüre, die mit philologischer Partikelliebhaberei oft alles andere als philosophischen Eros weckt. Die Einleitung von Schneider wolle man freilich lieber überschlagen; sie ist einseitig unter tendenziöser Hervorhebung der Berührungspunkte mit dem Christentum. Höchstens, daß man sich als Stichprobe die Stelle über Friedrich Nietzsche herausgreife, dem „durch sein Unvermögen, das Widersprechende zu einen, sein Gehirn zertrieben worden sei“, oder daß man sich an der naiven Entschuldigung in der Vorrede, daß eine „Beeinträchtigung der Erhabenheit der christlichen Religion“ mit dem Lobe Platos nicht beabsichtigt sei, ergötze. — J. E. Frhr. von Grotthuß hat die Wielandsche Uebersetzung des Lucian, die durch die Einheit des Stiles noch heute von persönlichem Reiz ist, in Auswahl herausgegeben (2 Bde.). Die Anmerkungen wurden auf die unentbehrlichsten zurückgeschnitten, die Hetärengespräche sind weggeblieben. — Dagegen bringt eine neue Uebersetzung das Bändchen über Dante, worin Richard Zoozmann eine Auswahl aus seiner bei Max Hesse erscheinenden Danteübersetzung gibt. Wenn unsere Sprache in den letzten Jahrzehnten etwas an monumentalem Gepräge gewonnen hat, so ist es dieser Uebersetzung zugute gekommen; sie leistet an Vornehmheit der Worte und Vermeidung trivialer Reime recht Gutes. Mit großer Liebe ist vor allem die Auswahl aus der Vita Nuova hergestellt, welche sämtliche Gedichte und viele Prosakapitel enthält und die ausgelassenen Stellen durch kurze Inhaltsangabe ersetzt. Zwischen den Stücken aus der Komödie fehlen leider solche verbindende Worte; vielleicht können sie bei einer Neuauflage zugefügt werden, denn für die einführende Lektüre würden sie eine Erleichterung sein. Und wir hoffen, daß durch das schöne Bändchen vor allem unter den Lauen ernsthafte Dantefreunde geworben werden, welche sehr gern die „schönen Stellen“ herauslesen möchten, wenn sie nicht unter solchen „Längen“ versteckt wären. — Die Ausstattung der Sammlung leistet für den Preis alles nur mögliche.

Dr. Drasto.

Freimark, H., Der Sinn des Uranismus. Leipzig, Rudolf Uhlig. 44 S., 1 M.

Jeder Neuerscheinung auf homosexuellem Gebiete tritt man mit einem gewissen Mißtrauen entgegen. Schon allzuviel ist über diese Fragen geschrieben worden, aber nur wenige hatten etwas zu sagen. Auch Freimarks Broschüre bringt auf diesem engeren Gebiete fast nichts Neues. Sie stützt sich in der Hauptsache auf die im „Jahrbuch“, an welchem er selbst gelegentlich Mitarbeiter war, veröffentlichten Arbeiten. Als interessantester Gesichtspunkt bei der Lektüre erschien mir die Ver-

folgung der Linie: Homosexualität — Okkultismus — Theosophie. Anzuerkennen ist der hohe sittliche Ernst, mit welchem Freimark an die Behandlung der Frage herantritt; dagegen wirkt seine oft allzusehr nach Originalität strebende Sprache nicht immer angenehm.

Mit Hirschfeld betrachtet Freimark den Uranismus als eine eingeborene Naturerscheinung, welche anderen Zwecken, als der heterosexuelle Trieb dient, der aber ebenso wie diesem das Recht und die Pflicht voller Lebenserfüllung zuzusprechen ist. Indem der Verfasser energisch homosexuelle Liebe von homosexuellen Akten scheidet, verweist er den Uranier, dem die Erlösung der Zweiheit in der Vereinigung der körperlichen Zeugung versagt ist, darauf, den Einigungsprozeß in seinem Innern zu vollziehen und seine Wesenheit, die auf dem engeren Konnex mit dem Urgrund des Seins beruhe, in künstlerisch und religiös-philosophisch schaffender Richtung zu betätigen. Dieser Forderung kann man gerne zustimmen, aber widersprechen muß man Freimark, wenn er S. 41 die Homosexuellen als eine „fortgeschrittenere Stufe der Menschheit" und ihre Veranlagung als letztes Ziel der biologischen Entwicklung bezeichnet. Soweit unsere Kunde des Menschengeschlechtes geht, hat immer eine Minderheit Homosexueller neben der heterosexuellen Mehrheit bestanden.

Wo ihn seine theosophistischen Gedankengänge in okkult-mystisches Nebeldunkel führen, vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen. Dorthin verlangt er auch selbst nur von jenen Gefolgschaft, die mit ihm alle Behauptungen du Prels, Hellenbachs usw. als wissenschaftlich bewiesen betrachten.

Der Verfasser tritt nicht für Beseitigung des Paragraphen 175 ein, da er das Fallen aller gesetzlichen Bestimmungen erwartet, sobald die Gesamtheit der Uranier die ausschließliche Betätigung ihres Wesens auf der geistigen Ebene sucht und findet. Aber bis dahin werden noch unzählige Unschuldige, und nicht immer die Schlechtesten, Stoff für die eine deutliche Sprache redenden „Monatsberichte" des Jahrbuches liefern müssen. Darum ist die sofortige Beseitigung des seinen Zweck völlig verfehlenden Paragraphen zu fordern. G. Weiß.

Koenig, Dr. Emil, Wie ist das Leben entstanden? Strecker & Schröder, Stuttgart.

Das Lebensproblem steht heute sicherlich im Vordergrund alles wissenschaftlichen Interesses. Unermüdlich werden Versuche gemacht, den Schleier dieses Problems zu lüften, ihm eine Erkenntnis abzuringen. Der Verfasser ist unstreitig ein echt philosophischer Kopf, der das Recht und das Zeug dazu hat, sich an eine solche hohe Aufgabe zu wagen. Wer ihm folgt, wird ein Lebens- und Entwicklungsbild in sich aufnehmen, das seinen Wissensdurst in hohem Maße zu befriedigen vermag. Er geht von dem Grundgedanken aus: Die Frage, wie konnte Geformtes aus ungeformter Materie entstehen? muß in die Frage umgesetzt werden: wie konnte Materie auf unserer Erde in den Besitz von Eigenwärme gelangen? Die Beantwortung dieser Frage macht er zum Angelpunkte des ganzen Buches, selbst das Titelbild beleuchtet sie. Die Konstellation des Lebens war nur einmal auf unserer Erde gegeben, und zwar zur Zeit, als die Erdstrahlung und die Sonnenstrahlung die Erdoberflächenmassen zwischen zwei Feuer nahmen; das Produkt dieses Konfliktes ist das Leben. Die Gesamtlebensmasse konnte zwischen den beiden Feuern die überkommene Wärme nicht mehr ausstrahlen und hatte sie in Eigenwärme umzusetzen.

Dieser angeblich neue Gedanke ist aber nicht neu, indem ihn genau in derselben Form J. G. Vogt bereits im Jahre 1889 in seiner Schrift „Die Empfindung und die Entstehung des Lebens" publiziert hat. Der Verfasser erwähnt Vogt nicht, was darauf schließen läßt, daß er seine Schriften nicht kennt. Das Prioritätsrecht auf diesen Gedanken gehört auf alle Fälle J. G. Vogt. In Koenigs Buch weht so viel philosophischer Geist, daß es allerdings zu verwundern ist, wie er an den Schriften Vogts so ahnungslos vorübergehen konnte. Ebbard.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 2. 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Zur anthropologischen Stellung der Juden.

Dr. L. Sofer.

In der Rassenkunde der Juden hat sich seit dem vorigen Jahrhundert eine vollständige Schwenkung vollzogen. Während früher die allgemeine Ansicht dahin ging — eine Ansicht, die durch die Herkunft, die Nationalsprache (Hebräisch), und eine gewisse Geschlossenheit des Typus und der Physiognomie hervorgerufen wurde, — daß die Juden unvermischte Semiten seien, und später auf linguistischer Grundlage eine Zweiteilung der Juden dahin unternommen wurde, daß die Sephardim (Nachkommen der vertriebenen spanischen Juden) zu den Semiten gehörten, die Aschkenasim (die deutschsprachigen West- und Ostjuden) dagegen sich namentlich mit kurzköpfigen Slawen vermischt hätten und einen besonderen Typus darstellten, ist seit Luschan (1892) ein völliger Umsturz in den anthropologischen Ansichten über die Juden eingetreten. Luschan lehrte, daß die große Mehrzahl der heutigen Juden dem vorsemitischen (hettitischen) Typus angehören (siehe Rasse und Volk der Armenier, Polit.-anthrop. Revue 1907, S. 493), dessen wesentliche Merkmale Breitköpfigkeit, große, gekrümmte Nasen und flaches Hinterhaupt bilden. In das Gebiet dieser Rasse, Vorderasien und Syrien, wanderten nun extrem langschädelige Semiten ein.

Die Heimat der Semiten ist Arabien und das südliche Palästina; von hier aus breiteten sie sich über Mesopotamien und das nördliche Afrika aus. Sie werden gewöhnlich in Nord- und Südsemiten unterschieden. Zu den ersteren zählt man die Babylonier, Assyrier, Hebräer, Moabiter, Samariter, eine große Gruppe der Phönikier, endlich auch die Karthager; zu den letzteren die Araber, ferner die Aethiopier mit den heutigen Abessiniern, die zur alten äthiopischen Sprachgruppe gehören mit dem Amhara-, Tigré- und Harari-Dialekte. Die Araber wieder werden in eigentliche Araber, Aramäer, Syrier, Aegypter und Marokkaner eingeteilt, Gruppen, die sich sprachlich oder dialektisch streng abgrenzen.

Diese Einteilung ist — wie alle, die auf linguistischen Grundlagen beruhen — nichts weniger als einwandfrei. Die Babylonier und Assyrier sind, wie die ausgegrabenen Bildwerke beweisen, nicht einheitlich; die Aethiopier dürften zur großen chamitischen Gruppe

gehören, welche Ostafrika bevölkert und auch sonst in Afrika vertreten ist, worauf ihr krauses Haar hindeutet, während allerdings ihre große Statur, wie schon Lepsius hervorhob, auf Semiten hinweist. Daß der semitischen Spracheinheit eine Rasseneinheit entspräche, läßt sich heute ebensowenig festhalten, wie bei den indogermanischen Sprachen; es gibt keine indogermanische Rasse, nicht einmal eine germanische Rasse[1]). Wie wenig anderseits den semitisch redenden Völkern semitische Rassen angehören, beweisen einzelne große Gebiete Vorderasiens, in denen tatsächlich arabisch, aber nicht von Arabern gesprochen wird. Auch die arabisch sprechenden Berber Marokkos sind keine Semiten, sondern gehören der brachycephalen, alpinen Rasse an[2]).

Es wiederholte sich eben im Mittelalter, was sich im grauen Altertume in Syrien ereignete. Eine numerisch vielleicht gar nicht sehr starke Gruppe Semiten wanderte in diese Gegenden, die nur von Breitköpfen bewohnt, daher weder der Sprache noch der Abstammung nach semitisch waren, ein und bildete den Grundstock für die spätere Semitisierung. Hierbei fällt der Vermischung natürlich eine große Rolle zu. Nach den neueren Forschungen vollzieht sich aber diese keineswegs immer im Sinne eines arithmetischen Mittels, sondern es kommt namentlich bei weit auseinanderliegenden Rassen nach Jahrhunderten und selbst Jahrtausenden eine „Entmischung“ in die ursprünglichen Bestandteile vor, eine Bestätigung des „Mendelschen Gesetzes“ auch innerhalb der Art homo sapiens.

Aber auch vor dieser Rassenkreuzung, die wir ungefähr in den Anfang des zweiten Jahrtausend v. Chr. setzen können, hat, wie Judt in seinem trefflichen Buche: „Die Juden als Rasse“ auseinandersetzt, eine Vermischung dieser semitischen Gruppe auf ihrer Wanderung aus Zentralasien von Nordost nach Südwest in einem viel ausgedehnteren Gebiet sich abgespielt. Es ist dies die Gegend zwischen dem Himalajagebirge, der Küste des Kaspischen Meeres und dem persischen Golfe, die Pamir, Turan, Armenien, Nord-Mesopotamien und Süd-Chaldäa umfaßt. Hier haben in vorgeschichtlicher Zeit, vor ungefähr 4000 Jahren, die semitischen Stämme physische Elemente eines fremden, brachycephalen Typus in sich aufgenommen. Diese Vermischung ging in historischer Zeit in demselben Sinne dann in Syrien, Kanaan und teilweise auch in Aegypten vor sich. Der gewöhnliche Vorgang war der, daß die Ebräer unter „den Töchtern des Landes“ ihre Frauen wählten. Diesen historischen und auch in der Bibel belegten Vorgang hat die Rassenkunde treulich aufbewahrt, indem der weibliche Teil bei den Juden die Brachycephalie häufiger zeigt als der männliche. Auch Waldenburg hebt auf Grund seiner Messungen an deutschen Juden hervor, daß das weibliche Geschlecht weniger als halb so zahlreich unter den Langschädeln vertreten sei,

---

[1]) Auch Max Müller hat seine diesbezüglichen Ansichten berichtigt: „Der über arische Rasse, arisches Blut, arische Augen und Haare diskutierende Ethnologe begeht einen größeren Fehler, als der von langköpfigem Wörterbuche, oder kurzköpfiger Grammatik redende Linguist. Es ist dies schlimmer als die babylonische Sprachverwirrung. Wenn ich von Ariern spreche, so meine ich keineswegs ihr Blut, ihre Haare oder ihren Schädel. Ich meine darunter nur diejenigen, die sich der arischen Sprache bedienen.“

[2]) Reine Semiten sind nur die Wüstenbeduinen, mit langen, schmalen Köpfen und kurzer, kleiner, wenig gebogener Nase.

als das männliche. (Dr. A. Waldenburg, Das isocephale blonde Rassenelement usw.) Außerdem ist noch eine wichtige Frage zu erörtern: die Blondköpfigkeit. So wie unter den europäischen Juden 11 pCt. blond sind, ebenso finden wir unter der vorderasiatischen Bevölkerung im allgemeinen einen bestimmten Satz von ca. 1 pCt. Blonden. Die Erklärung hierfür liefern hinsichtlich des Mittelalters die Kreuzfahrer, für die Neuzeit die amerikanischen und englischen Matrosen, welche in der Nähe Winterquartiere hatten. Die große Zahl findet aber dadurch keine Erklärung. Wir müssen vielmehr darauf zurückgreifen, daß auf einigen ägyptischen Denkmälern die Amoriter blondhaarig und blauäugig erscheinen. Diese haben zur Zeit der Ankunft der Juden in Kanaan (1500 v. Chr.) den südlichen Teil des Landes bewohnt. Sie werden als Langschädel mit regelmäßigen Zügen, gerader Nase, nicht dicken Lippen und von größerem Wuchse als die umliegenden Völker dargestellt. Außerdem haben neuere Untersuchungen ergeben, daß noch in vortrojanischer Zeit eine europäische Einwanderung — vielleicht der Thrakier — im großen Stile erfolgt ist[1]).

So sind also die modernen Juden nach der Theorie Luschans aus folgenden Komponenten zusammengesetzt, hauptsächlich aus den Nachkommen der alten Hettiter, ferner aus wirklichen Semiten und endlich aus blonden Amoritern. Neben diesen drei wichtigsten Elementen des jüdischen Volkes kommen andere Beimengungen, wie sie im Laufe einer mehrtausendjährigen Zerstreuung immerhin möglich waren und sicher auch vorgekommen sind, gar nicht in Betracht. Das beweisen auch neuerdings bekannt gewordene frühmittelalterliche Bildnisse. So die alexandrinische Weltchronik, Text und Miniaturen eines griechischen Papyrus der Sammlung W. Golesnicew, herausgegeben und erklärt von Adolf Bauer und Josef Strzygowski. Der Gesichtsschnitt der dargestellten Propheten ist ausgesprochen jüdisch: dicke aufgeworfene Lippen, krumme Nasen bei breiten Gesichtern. Der Papyrus wird als um das Jahr 400 n. Chr. entstanden angesehen. Eine Doppeldarstellung von Moses und Aaron, die sich in der „theologischen Schule des Kreuzes“ in Jerusalem befindet, und die aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. datiert wird, zeigt einen mehr semitischen Typus: ein längliches Gesicht, aber eine gebogene Nase, einen herabfallenden Bart, langes Haar, wohlgepflegt und an den Schläfen gewellt.

---

[1]) Fishberg will auf Grund anthropologischer Betrachtungen die Herkunft der blonden Juden auf eine Vermischung mit Slawen zurückführen, eine Ansicht, die auch von anderen Forschern, wie Krzywicki, Lagneau, aufgestellt wurde, nur daß Fishberg das größere Gewicht auf die Gewaltsamkeit der Vermischung, modern ausgedrückt, auf die mittelalterlichen Pogroms legt, hauptsächlich auf die Metzeleien und Ausschreitungen des Kosakenhetman Chmelnietzki. Jedoch kann ich hierin Fishberg nicht beistimmen, wenn ich auch die Richtigkeit seiner anthropologischen Untersuchungen anerkenne. Denn die Entstehung eines neuen anthropologischen Typus ist nur unter der Voraussetzung langdauernder, ungestörter und starker Vermischung zweier nicht sehr differenter Typen möglich; durch einzelne gewaltige Einwirkungen, deren größte eben die des Chmelnietzki war, kann kein neuer Typus gezüchtet werden. Ueberdies spricht gegen die Erklärung Fishbergs die Gleichmäßigkeit des Prozentsatzes an blonden Juden, der eben auf ihn als ein den Juden bereits bei ihrer Einwanderung in Europa eigentümliches Moment hinweist. Dagegen wären als Quelle des blonden Elementes in historischer Zeit die blonden, langköpfigen Kurdenstämme Armeniens heranzuziehen.

So kommt auch Judt zum Schlusse: der Haupt-Schädelindex der Juden beträgt durchschnittlich 80 bis 83, wobei immer — unabhängig vom Lande — der brachycephale Typus im Verhältnis von 60 pCt. bis 80 pCt. vorherrscht. Brünette gibt es 30 bis 40 pCt., Dunkeläugige über 50 pCt., Blonde vorwiegend 20 bis 30 pCt. Demnach besteht eine Analogie mit der alpinen Rasse: die von Linné aufgestellte und von de Lapouge erneuerte Benennung Homo alpinus umfaßt in ihrer stärksten typischen Erscheinung die Bevölkerung Mittelfrankreichs, die der Schweiz, Bayerns, die österreichischen Alpenländer, in schwächerer Form die Karpathen- und Balkanbewohner und schließt auch die Bewohner des Kaukasus, des armenischen Hochlandes und Syriens ein. Der Schädelindex beträgt für Frankreich im allgemeinen 83,6, für die Schweiz 81 bis 83, für Elsaß-Lothringen 83 bis 84, für Oesterreich an der Donau 81 bis 83. Auch die Körperhöhe der alpinen Rasse geht, wie bei den Juden, nicht über die Mittelnorm hinaus, so wie sich in bezug auf den Gehalt an Blonden und Brünetten die deutlichsten Analogien zeigen.

Damit wäre die Frage nach der anthropologischen Herkunft der Juden zu einem gewissen Abschlusse gelangt. Allerdings macht Judt eine Einschränkung für die kaukasischen Juden. Während er für alle anderen Juden eine Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung Europas in historischer Zeit aus anthropologischen und geschichtlichen Gründen ablehnt, nimmt er für die kaukasischen Juden eine starke Vermischung im Altertum und frühen Mittelalter mit der eingeborenen brünetten, brachycephalen Bevölkerung an, die sich anthropologisch darin äußert, daß die Anzahl der Blonden bei den kaukasischen Juden nur 2 bis 6 pCt. beträgt (gegen den Prozentsatz von 20 bis 30 pCt. unter den übrigen Juden), und daß die normalen Grade der jüdischen Brachycephalie (80 bis 83) überschritten werden und Werte von 83,6 bis 87 erreichen, entsprechend der hohen Brachycephalie der eingeborenen Bevölkerung. (Grusiner, Legyer, Tschetschener.)

Dagegen will S. Weißenberg (Zeitschrift für Demog. u. Statistik der Juden 1905) einen vorherrschenden Einfluß des Semitismus und der Dolichocephalie für die Sephardim retten. Aber weder die Messungen Glücks in Bosnien noch die Spielmanns und Jacobs (London) und Lombrosos (Turin) an sephardischen Juden sprechen für ihn. Diese Messungen ergeben z. B. für Turin einen Index von 82, für Bosnien einen Prozentsatz von nur 7,3 pCt. Dolichocephalen, also absolut keinen Rassenunterschied gegenüber den Aschkenasim. Ebenso stimmen Sephardim und Aschkenasim in bezug auf das Vorkommen von hellen Augen- und Haarfarben überein. Die Aufstellung eines anthropologischen Unterschiedes zwischen den aschkenasischen und sephardischen (deutsch und spanisch sprechenden) Juden ist also, wie die anderen linguistischen Einteilungen, absolut verunglückt und zu verwerfen.

Dagegen verlangen die Messungen Fishbergs an nordafrikanischen Juden (in derselben Zeitschrift 1905 veröffentlicht) eine eingehende Berücksichtigung. Fishberg konstatierte unter 606 jüdischen Kindern bei 332 (Tunis) einen Index von 77,56, bei 104 (Algier) 80,11, bei 170 (Constantine) 79,20, also durchschnittlich einen Index von 78,95. Bei 77 erwachsenen männlichen Juden Nordafrikas

fand Fishberg einen Index von 78,24, also ungefähr den gleichen wie bei den Kindern. Die Juden von Algier und Constantine sind breitköpfiger und erreichen ungefähr den Typus der europäischen Juden, die marokkanischen Juden sind ausgesprochen langköpfig. Ueber 50 pCt. der in Nordafrika gemessenen Individuen hatten Indices von weniger als 78, während unter den europäischen Juden nur ca. 8 pCt. diese Kopfform besitzen. Anderseits wurden wiederum brachycephale Köpfe mit Indices von über 84 nur 7,79 pCt. unter den nordafrikanischen Juden gefunden, während sich unter den europäischen Juden 32,89 pCt. mit derartigen Köpfen nachweisen lassen. Dementsprechend kommen blaue Augen unter den nordafrikanischen jüdischen Kindern nur zu 6,44 pCt. vor, während in Oesterreich gegen 23 pCt., und 19 pCt. in Deutschland und Bulgarien bei jüdischen Kindern gezählt werden. Graue Augen werden zu 15 pCt. bei jenen gezählt, während dunkle zu 78 pCt. vorkommen.

Es ist also keine Frage, daß die nordafrikanischen Juden — von denen nur eine kleine Minderheit spanisch spricht, die Mehrzahl französisch, hebräisch und arabisch —, im ganzen 265 830 Seelen, eine besondere anthropologische Gruppe bilden. Jedoch wäre es ein Fehler, sie samt und sonders einer „semitischen“ Gruppe zuzuzählen. Schon Fishberg hebt hervor, daß die Juden Algiers sich dem europäischen Typus nähern. Auch in Marokko ist eine Scheidung zwischen den „semitischen“ und „nichtsemitischen“ Juden notwendig. Damit stimmt auch ein Bericht eines Korrespondenten der Alliance israelite in Marokko überein; er schreibt, daß bei den Juden infolge der Unsicherheit ein starker Zug vom Lande in die Stadt bestehe und fährt dann fort: „Die Gemeinde Mogador erhält ihren Zuwachs namentlich aus der Provinz Sas. In physischer Beziehung sind die Israeliten dieses Bezirks von ihren nördlichen Glaubensgenossen sehr verschieden. Brauner, unklarer Teint, langer Schädel, ein Ausdruck von Schüchternheit, wie er wilden Völkerschaften eigentümlich ist, — das sind die charakteristischen Züge. Eine gelehrige, geschmeidige, ausdauernde Rasse fehlt ihnen, — jene Feinheit der Manieren, jene Fröhlichkeit und Ungebundenheit, die man im Norden findet. Talmudische Traditionen haben sie gar nicht. Bei ihnen hat es nicht, wie in Ateknez, Fez, Rabat, Tetuan, eine lange Geschlechterfolge von Rabbinern gegeben. Jüdische Wissenschaft hat bei ihnen keine Pflege erfahren. Die Zuwanderer haben nur das eine Bedürfnis, ihren Unterhalt zu gewinnen, und ein freieres Leben als an ihrem bisherigen Aufenthaltsorte zu führen.“

Diese Nachricht wird uns der Lösung des Problems näher führen. Denn die Erklärung, die Fishberg selbst gibt, der einfach die sephardischen Juden Nordafrikas für dolichocephal erklärt, kann mir nicht genügen. Es ist nämlich nicht einzusehen, warum gerade die nordafrikanischen Sephardim dolichocephal sind, während alle anderen Sephardim mit den Aschkenasim anthropologisch übereinstimmen. Ich bin vielmehr der Ansicht, um es gleich vorwegzunehmen, daß die Dolichocephalie eines großen Teiles der nordafrikanischen Juden darauf zurückzuführen ist, daß diese Abkömmlinge semitischer Stämme sind, die erstens nicht die im Eingange erwähnte Wanderung der Urhebräer von Zentralasien nach Nordost und dann nach Südwest

mitgemacht hatten, daher keine Gelegenheit fanden, brachycephale Elemente in sich aufzunehmen, vielmehr in historischer Zeit in ihrer Gesamtheit zum Judentum übertraten; und die zweitens hauptsächlich infolge ihrer nomadisierenden, beduinischen Lebensweise auch späterhin nicht in ausreichendem Maße mit dem Gros der Juden sich vermischten (wofür auch die Unkenntnis des Talmuds zeugt), jetzt aber infolge der von jenem Korrespondenten erwähnten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Marokkos — die mutatis mutandis seiner Zeit auch in Algier und Tunis bestanden — aus dem Innern und dem Süden des Landes in die Hafenplätze einwandern und so in die Erscheinung treten.

Historisch sind mehrere Möglichkeiten offen. So wurden erst jüngst aramäische Papyri aus Syana (Assuan) in Oberägypten entdeckt, die von einer aramäisch-jüdischen Militärkolonie aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert daselbst ein Bild geben. Die Aramäer sind ein von den babylonischen und kananäischen Semiten scharf unterschiedener Volksstamm, der sich von der Mitte des zweiten Jahrtausend v. Chr. aus Arabien nach Syrien ergoß. Jedoch will ich auf dieses Zeugnis kein besonderes Gewicht legen; denn die aramäische Sprache entwickelte sich bis zu Christi Zeiten zu der herrschenden Konversationssprache, nicht nur in Palästina, sondern auch in Babylon und Aegypten; die Juden von Syana brauchen also nicht Stammesaramäer zu sein, sondern sie sprachen einfach nur aramäisch.

Wahrscheinlicher ist die Abkunft dieser semitischen Nordafrikaner auf arabische Stämme zurückzuführen, die sich, wie geschichtlich feststeht, zum Judentume bekannten, die Mohammed mit Feuer und Schwert zum Islam bekehren wollte; sie unterlagen, und was nicht getötet wurde, floh. Nur ein kleiner Teil blieb unter wechselnden Schicksalen im Lande, und heute noch leben 35 000 Juden dieser Herkunft in Arabien. Diese Stämme waren — um die wichtigsten aufzuzählen — die Benn Nadhir, Benn-Kuraiza und die Benn Baichdal; ferner die Benn-Kenn-Kinanah. Um das Jahr 500 bestand sogar ein jüdisch-himyaritisches Reich. Ich hebe dies besonders hervor, weil ich die abessinischen Falaschas für Nachkommen jüdisch-himyaritischer Sklaven und Gefangenen ansehe, da das Reich der Himyariten von dem äthiopischen Könige Elesbaa zerstört wurde, und viele Gefangene damals nach Abessinien gelangten. Die Himyariten zeichnen sich nämlich durch eine bis ins Schwarz gehende Farbe von den übrigen Arabern aus, zeigen aber sonst die Charaktere der semitischen Rasse. Sie haben schwarze Hautfarbe und schlichte Haare, ferner ein längliches Gesicht, schön geschnittene Adlernase und feine dünne Lippen; es sind also schwarze Araber. (Maltzan.)[1] Damit stimmt auch die Beschreibung, die man von den Falaschas gibt. Vielleicht ist auch die Herkunft der „schwarzen Juden“ in Indien und Cochin auf diese Quelle zurückzuführen.

---

[1]) Diese Schwarzfärbung ist also hier keine Rasseneigentümlichkeit und etwa auf Vermischung zurückzuführen, sondern sie ist eine physiologische Verstärkung der Braunfärbung, wie sie der mediterranen Rasse eigentümlich ist, als deren östlichsten Zweig wir die Semiten auffassen müssen. Wir müssen bedenken, daß das südliche Arabien, das Gebiet der Himyariten, zu den heißesten Erdstrichen überhaupt gehört.

Auch für späterhin sind Nachrichten über solche nomadisierende jüdisch-arabische Stämme erhalten. So teilt Dr. Ermete Pierotti aus Genf in einer 1868 in Lausanne in französischer Sprache erschienenen Schrift mit, daß er während seines Aufenthaltes in Palästina von mehreren freien jüdischen Nomadenstämmen, besonders von den Yahu dieh-el-Kebir, und den Bene-Rechab Kunde erhielt; der Typus der Männer war wie bei den Beduinen im allgemeinen, jedoch sahen sie vornehmer und reinlicher aus. Sie waren hochgewachsen. Ihre Weiber waren hübsch und nicht tätowiert, wie andere Beduinenweiber. Die Yahu dieh-el-Kebir betrachten sich als Nachkommen Ismaels. Ihr Wohnsitz ist die Gegend von Kesah (das alte Gebiet von Ammon). Ihr Typus ist der der Beduinen.

Diese semitischen Juden wanderten nun teilweise nach Nordafrika über die Sinni-Halbinsel aus; sie bildeten teils feste Gemeinden, die die aus Spanien vertriebenen Sephardim bereits vorfanden, und vermischten sich dann mit den Sephardim; daher stammt der zwischen dem brachycephalen und dolichocephalen Typus schwankende Charakter der nördlichen Juden; teils behielten sie ihr Nomadenleben und damit ihre ungeschmälerte anthropologische Eigenart. So berichtet in den „Archives israelites“ Oberrabbiner Hagenauer ähnlich wie der zitierte Korrespondent der Alliance israelite, daß in der Wüste Sahara, südwestlich von Biskra, ein „Oned Souf“ genannter jüdischer Stamm ansässig ist, der in mehreren Gemeinden 80 bis 100 Familien zählt. Die Israeliten vom Stamme Souf, die Soufis, tragen vollständig arabische Kleidung. Sie wohnen in den Oasen El-Oed, Gomar, Tarzout und Tuggurt. Sie stehen zu ihren arabischen Heimatsgenossen in den besten Beziehungen, und haben ganz ihre Gewohnheiten angenommen. Sie bewohnen die Oasen seit zwei Jahrhunderten; früher waren sie in Marokko heimisch. Die Soufis legen das Nomadisieren allmählich ab, und einige siedeln sich in Biskra an; wir sehen also hier denselben Prozeß sich vollziehen, wie in Mogador.

Zusammenfassend können wir unter den Juden drei verschiedene anthropologische Typen unterscheiden: 1. den von Luschan aufgestellten, vorherrschend hettitischen Typus mit einer Brachycephalie von 80 bis 83; 2. einen rein semitischen Typus mit einer Dolichocephalie von 78 in Nordafrika, wahrscheinlich auch in Arabien (anthropologische Messungen der Juden in Arabien sind mir nicht bekannt); 3. einen hyperbrachycephalen Typus im Kaukasus mit einem Index von 83 bis 87 (nach Judt). Jedoch ist der „Luschansche Typus derart überwiegend — er umfaßt mindestens $^9/_{10}$ aller Juden —, daß man ihn als „den Typus der heutigen Juden“ par excellence bezeichnen kann, ohne einen Fehler zu begehen. Das übrigbleibende Zehntel fällt zur größeren Hälfte dem rein semitischen Typus zu, zur kleineren Hälfte dem anderen Extrem, dem hyperbrachycephalen. Damit erachte ich das Problem der jüdischen Rasse für genügend aufgeklärt[1]).

---

[1]) Diese Dreiteilung hat eine äußere Aehnlichkeit mit älteren Dreiteilungen, die jedoch auf falschen Voraussetzungen fußten. So teilte Ikow (nach Judt) die Juden ein: 1. in die Juden aus dem Osten und dem Süden (Balkan, Spanien, Italien, Algier und die mittelländische Küste). Diese seien echte Semiten; 2. in die Juden

Der Niedergang der arischen Rasse.

Dr. v. Gerhardt.

Unter allen Autoren, die sich bislang mit der Behandlung der Degenerationsfrage, sowie dem gegenwärtigen und künftigen Zustande unserer Rasse befaßt haben, entrollt W. Hentschel[1]) bei weitem das düsterste Bild vor unseren Augen: Ringsum bedrohen uns erbitterte Feinde, die unser Todesurteil in Händen halten; ja selbst in unserem Innern, in Körper und Seele hat sich ein Gift angesammelt, das uns von innen heraus zerstört und unsere Widerstandskraft gegen äußere Angriffe vernichtet. Alle Kulturfortschritte und zivilisatorischen Errungenschaften sind falsche Götzen, denen wir dienen, und die uns zum Lohne für ihre Verehrung allmählich hinsterben lassen und schließlich verschlingen. „Die Schule, die uns emporgeleiten sollte, drückt uns zu Boden; die Wissenschaft lähmt in ihrer Gleichgültigkeit gegen urewige Voraussetzungen die Heilsbewegung; Kunst dient den Tagesgötzen; Technik beherrscht und knechtet die Menschen, statt sie von Erdenlast zu befreien; Religion selbst sündigt gegen ihr eigenes Gebot, indem sie den Kern mit der Schale, Vergängliches mit Ewigem verwechselt.“ Wehr- und rettungslos sind wir der Zersetzung, der Auflösung und dem Verderben preisgegeben, wenn wir nicht noch in der letzten Stunde auf unserem Irrwege Halt machen und zu der Erkenntnis kommen, daß die Grundprinzipien, auf denen unser modernes Wirtschafts- und Gesellschaftsleben aufgebaut ist, falsche sind. Diese Erkenntnis aber ist nur dann möglich und fruchtbringend, wenn wir die altererbten Anschauungen und Moralbegriffe, die uns Javeh, der Gott der Juden, zum Fluche mit auf den Weg gegeben hat, über Bord werfen und uns eine neue Welt mit neuen Göttern und neuen Gesetzen schaffen. Javeh ist der Gott der Zerstörung, der allen irdischen Besitz und Wohlstand für Sünde erklärt, um uns im Jenseits für alles erlittene Ungemach zu entschädigen, während unser wahres Heil doch lediglich auf dieser Welt zu suchen ist! Diese Abkehr von der realen Wirklichkeit und falsches moralisches Empfinden haben uns an den Rand des Abgrundes geführt, vor dem wir jetzt nach Hentschels Ansicht stehen.

Die christliche Nächstenliebe hat uns dazu gebracht, schwache und gebrechliche Mitmenschen zu unterstützen und am Leben zu erhalten auf Kosten der Starken, der Allgemeinheit, um diesen dadurch ihre Existenz zu erschweren. In vollständiger Verkennung ihrer

---

Westeuropas, einer Kreuzung der Semiten mit der eingeborenen Bevölkerung, und 3. in die Juden Rußlands, die gar keine semitischen Elemente enthielten und kurzköpfig sind. Ikows Theorie ist sowohl anthropologisch wie historisch nicht haltbar. Das gleiche gilt von Lagneau. Er teilt die Juden 1. in die Juden Vorderafrikas, das Resultat der Kreuzung der hier ursprünglich wohnenden Juden mit den lokalen Stämmen der Berber, Kopten, Phönizier, Araber; 2. in die römischen Juden, von der Nordküste des Mittelländischen Meeres, meistens Proselyten hellenischer und lateinischer Abstammung, und 3. in die deutschen, polnischen und russischen Juden, einer Mischung aus Germanen, Slawen und Kosaken. Die Haltlosigkeit auch dieser Einteilung ergibt sich aus dem Gesagten.

[1]) Hentschel, Dr. Willibald, Varuna. Das Gesetz des aufsteigenden und sinkenden Lebens in der Geschichte. 2. Auflage. Leipzig 1907, Hammer-Verlag.

Aufgabe hat die medizinische Wissenschaft diesen Liebesgedanken aufgegriffen und uns die Hygiene beschert. So wird es kommen, daß einst die Erde ein einziges großes Krankenhaus ist, in welchem es für Starke und Gesunde keinen Raum mehr gibt, und diese beklagenswerter sind als Kranke und Elende.

Aber nicht nur die Erhaltung und Vermehrung physisch minderwertiger Individuen unterstützen die Gesetze Javehs, sondern sie haben auch Mittel und Wege gefunden, der Fortpflanzung starker, heroischer Typen durch naturwidrige Ehenormen direkt entgegen zu arbeiten. Während es bei den meisten Naturvölkern, auch bei den alten Germanen, gebräuchlich ist und war, daß die tüchtigsten und hervorragendsten Männer die meisten (also mehrere) Frauen haben und ihre Zeugungskraft zum Heil der Rasse ungezügelt betätigen können, müssen sich in Ländern christlicher Religion Tüchtige wie Gebrechliche mit einem einzigen Weibe begnügen. Die Monogamie spricht nicht nur der natürlichen Veranlagung des Mannes Hohn, sondern sie ist auch die Axt, welche Javeh an die Wurzel unseres einst so mächtigen Rassebaumes gelegt hat, und sie führt Prostitution, Unsittlichkeit und schließlich auch Geschlechtskrankheiten im Gefolge, die ihrerseits wieder am Mark der Völker zehren.

Bis vor noch nicht allzulanger Zeit übersah man diese Schäden unserer Zivilisation, jetzt aber, da man sie erkannt hat, sucht man sie mit nichtssagenden Redensarten von Moral u. dergl. zu verdecken und zu beschönigen. „So ist denn an Stelle der früher viel beklagten Unwissenheit ein weit Schlimmeres getreten, ein Reich der Lüge und Verstrickung, eine Fälschung des Lebenssinnes, die körperliche und seelische Entartung des Volkes der Deutschen."

Andere Rassen machen sich unseren allmählichen Niedergang zunutze und drängen nach in freiwerdende Plätze, bis sie einst die Arier aufgesogen oder vertrieben haben.

Der Semitismus sitzt uns wie ein Pfahl im Fleische; von Osten her schiebt sich ein flacher Keil, die Slawen, in das Deutsche Reich ein und diesen folgt auf dem Fuße die gelbe Rasse, die Rasse der Zukunft, welche dank ihrer Zähigkeit und Bedürfnislosigkeit dermaleinst die ganze Erde beherrschen wird. Dieser Rasseprozeß vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit: das Leben der Arier ist im Sinken, das der gelben Rasse aber im Aufsteigen begriffen. Nur ein Hülfsmittel bleibt uns noch: die Regeneration in Mittgart.

Dies sind, soweit die Degenerationsprobleme in Frage stehen, in großen Zügen die Hauptgedanken, die sich wie ein roter Faden durch die ganze Darstellung hinziehen. Wenn wir uns durch Hentschels oft recht weitschweifiges Buch bis zum Ende durchgerungen haben, so können wir uns kaum eines unbehaglichen Gefühles über Form und Inhalt der an unseren bestehenden Verhältnissen geübten Kritik erwehren, insoweit sich nicht unser Widerspruchsgeist mit Macht regt. Schon nach Erscheinen der ersten Auflage hat Ludwig Wilser[1]) auf eine ganze Reihe von Irrtümern und unhaltbaren Behauptungen des Verfassers hingewiesen, und seine Polemik betreffs der Urheimat[2]) der

[1]) Weltbetrachtung eines Ariers, Pol.-anthr. Revue 1903/04, S. 409.
[2]) Ludwig Wilser, „W. Hentschel, Ozeanien, die Heimat des Neolithikers". Pol.-anthr. Revue 1907/08, S. 670.

Germanen bis in die jüngste Zeit hinein mit Nachdruck weitergeführt. Es erübrigt sich daher, auf diese Dinge hier nochmals einzugehen, und wir wollen nur kurze Zeit bei dem eben skizzierten Gedankengange verweilen. Die vielen guten, wenn auch nicht gerade neuen Gedanken, auf die wir mitunter in Varuna stoßen, dürfen uns nicht von einer sachlichen Kritik strittiger Punkte abhalten. Gewiß hat unsere moderne Kultur manche Schädlichkeit im Gefolge gehabt, deren Bekämpfung nicht nur wünschenswert, sondern direkt geboten erscheint; eine vollkommene Ablehnung und Verwerfung derselben in allen Stücken rechtfertigen sie jedoch keineswegs. Von zwei Uebeln muß man immer das geringere wählen und beim Lichte auch den Schatten mit in Kauf nehmen; bei dieser Abwägung aber scheint Hentschel in seinem großen Kampfeseifer häufig den richtigen Maßstab verloren zu haben.

Was zunächst die kontraselektorische Wirkung der Hygiene betrifft, so sind die von Hentschel vorgebrachten Anklagen längst von Gruber[1]) bekämpft und teilweise zurückgewiesen worden. Die Hygiene erhält nicht nur schwache und nichtexistenzberechtigte Individuen am Leben, sondern sie schützt vor allem auch die Starken und Gesunden vor Infektion und anderen äußeren Schädigungen. Gruber[2]) führt u. a. etwa aus: „Wäre die Hygiene nicht vorhanden, so würden durch die vielen äußeren Schädlichkeiten nicht nur Minderwertige ausgemerzt, sondern auch viele von Geburt aus Starke beeinträchtigt oder verdorben. Linderung des Kampfes ums Dasein durch die Hygiene und bessere Volksernährung heben die Rasse. Kräfte, die das einzelne Individuum bisher auf Abwehr von Schädlichkeiten verbrauchte, können jetzt zu anderer, nutzbringender Tätigkeit verwandt werden.“

Wenn auch die Hygiene und die eng mit ihr verbundene Armenfürsorge nicht immer ihren Zweck voll und ganz erreichen und der Gesellschaft manchesOpfer und manche Last auferlegen, so will es mir doch scheinen, daß diese durch allgemeine Sicherheit und Gesundheit überkompensiert würden; das letzte Wort in dieser Streitfrage ist allerdings noch nicht gesprochen. Eine Umkehr auf dem einmal betretenen Wege bedeutete jedenfalls für die Kulturmenschheit einen systematischen Selbstmord, denn ohne die Schutz- und Hülfsmittel, die uns Wissenschaft und Technik an die Hand geben, wären wir, wie Günther[3]) in überzeugender Weise darlegt, einfach nicht mehr existenzfähig und würden gar bald dem Klima und anderen äußeren Einflüssen zum Opfer fallen. Unsere moderne Zivilisation sucht den Kampf ums Dasein mehr und mehr auszuschalten und ihn vom physischen auf das psychische Gebiet hinüberzuspielen, wo er denn auch jetzt noch in unverminderter Erbitterung fortgeführt wird. Darwin sagt an einer Stelle: „Die Tatsache, daß der Mensch zu dieser Stufe emporgestiegen ist, statt ursprünglich dahingestellt worden zu sein, soll ihm die Hoffnung verleihen, in der fernen Zukunft eine noch höhere Bestimmung zu haben.“ Es sind zweifelsohne Malthus'sche Ideen, die Hentschel in seiner Verurteilung der Hygiene vertritt, welche aber

---

[1]) Gruber, Prof. Max, Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse? Sonder-Ausgabe. Stuttgart 1904.

[2]) A. a. O.

[3]) Rückkehr zur Natur. Leipzig 1907.

neben manchem Körnchen Wahrheit auch gar viele Uebertreibungen und Unrichtigkeiten in sich schließen.

Wenn Hentschel ferner behauptet, die hygienischen Maßnahmen und last not least die ganze Sozialgesetzgebung seien auf religiöse Erwägungen zurückzuführen, so scheint auch dies nicht ganz mit den Tatsachen in Einklang zu bringen zu sein. Während der Blütezeit christlichen Glaubenseifers, vor und nach der Reformation, finden wir von derartigen Einrichtungen der Nächstenliebe nämlich keine Spur. Das Interesse und Verständnis für Naturgesetze und ihre Anwendung auf die allgemeine Wohlfahrt waren gerade damals durch einen Wust religiöser und kirchlicher Streitfragen in den Hintergrund gedrängt, und erst das vorige Jahrhundert, ein Zeitalter der Aufklärung und des Skeptizismus, wandte diesen Dingen größere Aufmerksamkeit zu. Es ist daher kaum zu bezweifeln, daß rein praktische und politische Motive unsere soziale Fürsorge ins Leben riefen.

Als weiteres rasseschädigendes Moment führt der Verfasser die Institution der Einehe ins Treffen. Da ist zunächst Stellung zu nehmen gegen die Auffassung, daß bei den Germanen die Polygamie als Rechtsinstitut bestanden habe. Aus den uns erhaltenen historischen Quellen können wir kaum zu dieser Ueberzeugung gelangen, vielmehr scheint sich uns das Gegenteil als wahrscheinlich aufzudrängen. Fast durchgängig lesen wir da von der Verehrung, die man der Frau zollte, ja daß man ihr sogar die göttliche Sehergabe beilegte. Auch mit ihrer Stellung im urgermanischen Familienleben läßt sich der Gedanke an Vielweiberei kaum vereinigen. Daß naturgemäß hier und da Abweichungen von der Regel vorgekommen sein mögen, zeigt höchstens, daß man in der Hochschätzung der germanischen Sittenreinheit nicht zu weit gehen darf. So nehmen denn auch hervorragende Germanisten eine ablehnende Haltung gegenüber Hentschels Hypothese ein. Daß die Polygamie unter Umständen in rassischer Beziehung der Einehe vorzuziehen sei, soll nicht bestritten werden, nur darf man nicht übersehen, daß sie, wenn auch nur sukzessiv betrieben, eine Menge juristischer und ökonomischer Komplikationen mit sich bringen würde, von denen zu befürchten stände, daß sie ihren einseitigen Nutzen vollkommen aufheben würden. Im übrigen scheint die Natur bei uns, wenn wir mit Süßmilch[1]) in den Zahlen eine höhere Ordnung erblicken, der polygamen Veranlagung des Mannes wenig Rechnung zu tragen, da sich die Geschlechter im heiratsfähigen Alter quantitativ so ungefähr gleichkommen[2]). Es liegt also vorläufig noch kein zwingender Grund vor, mit der Einehe zu brechen, zumal Länder, in denen dieses Prinzip nicht herrscht, weder rassisch noch kulturell höher stehen als wir.

Schwerer ins Gewicht fallend als die bis jetzt angeführten Mängel unseres Gesellschaftslebens ist die von Osten her drohende „gelbe Gefahr“. Es muß Hentschel zugestanden werden, daß die Lösung dieses Problemes zur immer ernsteren Notwendigkeit wird. In der Tat besitzen Japaner und Chinesen Eigenschaften, die sie zu Weltherren geeignet machen können. Schon eingangs erwähnte ich ihre

---

[1]) Göttliche Ordnung usw. 1761.

[2]) Von den am 1. Dez. 1900 im Deutschen Reich gezählten Personen standen im Alter von 21 bis 30 Jahren männl. 4 251 204, weibl. 4 293 775. Vergl. Stat. Jahrbuch d. D. R. 1907.

große Zähigkeit, mit der ein eminentes Anpassungsvermögen an veränderte Existenzbedingungen Hand in Hand geht.

Vielfach wird behauptet, die gelbe Rasse habe keine Nerven, und welche Ueberlegenheit wird ihr durch diesen einen Satz schon zugesprochen! Die Zukunft, insbesondere die Lösung der amerikanisch-japanischen Frage, wird lehren, ob dem Mongolen oder dem Arier die führende Rolle vorbehalten sein wird. Zurzeit lassen sich in dieser Hinsicht nur Vermutungen aufstellen, über deren Richtigkeit oder Falschheit aber vom Schreibtisch aus nicht entschieden werden kann.

Alles in allem genommen können wir Hentschels Buch einen gewissen Wert nicht absprechen. Wenn wir auch in vielen Punkten mit dem Verfasser nicht übereinstimmen, so stellt „Varuna" doch einen Mahnruf an unser oft tief schlummerndes Rassengewissen dar und warnt uns vor übergroßem Kulturenthusiasmus.

Sterbekoëffizient und biologischer Fortschritt.

Dr. K. A. Wieth-Knudsen.

In dem Aufsatz „Der Sterbekoëffizient Dänemarks" im vorigen Heft dieser Zeitschrift begründet Herr Dr. Otto Ammon die Notwendigkeit, den gewiß außerordentlich niedrigen Sterbekoëffizienten Dänemarks (und Skandinaviens) näher zu erklären und verschiedene sich widersprechende Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten, miteinander in Einklang zu bringen. Da die Angaben in meinem Aufsatz „Physischer Fortschritt der dänischen Bevölkerung" an dieser Stelle den äußeren Anlaß zu den erwähnten Ausführungen des Herrn Dr. Ammon gegeben haben, so leiste ich gern einer Aufforderung der Redaktion Folge, den betreffenden Fragen auch meinerseits etwas näher zu treten. Und ich gehe um so lieber ans Werk, als die hierher gehörigen Untersuchungen, als im Grenzgebiet zwischen wenigstens drei Wissenschaften liegend (Bevölkerungslehre, Mathematik und Anthropologie), in unserer hochspezialisierten Zeit etwas vernachlässigt worden sind, und ich somit hoffen kann, eine auch den Anthropologen nützliche Arbeit zu leisten, wenn ich bei dieser Gelegenheit das zu einem Ueberblick über die Probleme notwendigste Material zusammenstelle und bespreche.

1. Die Sterbekoëffizienten in den skandinavischen und deutschen Staaten.

Ehe ich auf die Zuverlässigkeit der dänischen Mortalitätsberechnungen näher eingehe, werde ich die Resultate, die Herrn Dr. Otto Ammon so auffallend erschienen sind, durch eine kurze Untersuchung über den Unterschied zwischen den neuesten deutschen und skandinavischen Sterbekoëffizienten verifizieren. Sie betrugen nach der soeben erschienenen trefflichen Sammlung von Lucien March: Statistique internationale du mouvement de la population (Paris 1907):

Gestorbene (ohne Totgeborene) pro Mille der Gesamtbevölkerung.

Jahr	Preußen	Sachsen	Bayern	Dänemark	Schweden	Norwegen
1901	20,5	21,2	23,0	15,8	16,1	14,9
1902	19,2	19,4	22,6	14,6	15,4	13,8
1903	19,7	19,9	23,2	14,7	15,1	14,8
1904	19,2	19,8	22,5	14,1	15,3	14,3
1905	19,6	19,7	22,7	15,0	15,6[1])	14,2[1])
1906	—	—	—	13,6[1])	—	—

Da alle anderen Länder (außer Australien und Uruguay) eine höhere Gesamtsterblichkeit aufweisen, und das gegenseitige Verhältnis in früheren Jahren ein ähnliches war, so ergibt sich hieraus die Berechtigung meines Satzes, daß Dänemark 1906 mit 13,6 pro Mille die geringste in einer größeren Gesamtbevölkerung jemals zuverlässig beobachtete Sterblichkeit zu verzeichnen hatte[2]). Am nächsten kommt Norwegen mit 13,8 pro Mille im Jahre 1902, und es ist natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß Dänemark in 1906 oder 1907 von Norwegen in dieser Beziehung wieder überflügelt wird. Wir wollen nun durch einen Vergleich, etwa zwischen Preußen und Dänemark, die Sterbekoëffizienten dieser zwei Länder näher analysieren.

Greifen wir aus der vorstehenden Tabelle das letzte Jahr heraus, welches sich in keiner Beziehung wesentlich von den früheren unterscheidet. Die Differenz der Sterbekoëffizienten im Jahre 1905 betrug 4,6 pro Mille zugunsten Dänemarks, was bei Völkermortalitäten unter 20 pro Mille gewiß auffallen kann. Sie ist nichtsdestoweniger leicht zu erklären, und zwar hauptsächlich durch die von Dr. Ammon selbst hervorgehobene Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre. Diese betrug von den Lebendgeborenen in Dänemark 12,1 pCt., in Preußen aber ziffernmäßig 246000 von 1242000 Lebendgeborenen[3]), somit 19,5 pCt.! Denken wir uns nun, daß nur diese Kindersterblichkeit Preußens auf das jetzige dänische Niveau herabgedrückt würde, während die Sterbekoëffizienten aller anderen Altersklassen so blieben, wie sie sind. Dann wären also in Preußen 1905 nur 12,1 pCt. von 1242000, d. h. nur 150000 statt 246000 Kinder im ersten Lebensjahre gestorben. Das heißt: die Gesamtzahl der in Preußen 1905 Gestorbenen, nämlich 727000, wäre um 94000 kleiner gewesen, wenn nur die Säuglingssterblichkeit Preußens der dänischen gleich käme. Unter dieser Voraussetzung aber hätte auch die preußische Gesamtsterblichkeit 1905 nur 631000 auf 37,1 Millionen Einwohner, somit 17,0 pro Mille statt 19,6 betragen. Der Sterbekoëffizient Preußens wäre also schon im Jahre 1905 und übrigens auch 1901—1905 unter das dänische Niveau 1891—1900 (17,5 pro Mille) gesunken, wenn bloß der Unterschied in der Säuglingssterblichkeit fortgefallen wäre. Da nun aber die preußische Kindersterblichkeit seit wenigstens 30 Jahren, wiewohl mit erheblichen Schwankungen, in einem starken Rückgang begriffen

[1]) Nach verschiedenen skandinavischen Publikationen der neueren Zeit von mir berechnet. Alle Rechnungen hier wie im folgenden sind mittelst Henselins Rechentafel (Berlin 1897) ausgeführt worden und nur drei Ziffern beibehalten, was eine genügende Genauigkeit ergibt.

[2]) Pol.-anthr. Revue, Jahrg. VI, S. 714.

[3]) Preußische Statistik 199. Die Sterblichkeit im preuß. Staate 1905. Berlin 1907, S. I und V. — Gewöhnlich gibt man die Kindersterblichkeit im Verhältnis zur Zahl der 0—1 jährigen Kinder an; ich folge aber diesmal der Berechnungsweise des Herrn Dr. Ammon.

ist, so erscheint ein weiteres Sinken, welches ja von den zahlreichen Kinderschutzvereinen in der letzten Zeit angestrebt wird, keineswegs ausgeschlossen. Dasselbe gilt von den anderen deutschen Staaten, deren hohe Sterblichkeitskoëffizienten ebenfalls vorzugsweise auf die Säuglingssterblichkeit zurückzuführen sind, und so verfolgt der Sterblichkeitskoëffizient Deutschlands zweifellos denselben Weg, auf welchem ihm z. Z. Dänemark um zirka 15 Jahre voraus ist. Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen den deutschen und dänischen Berechnungen besteht somit nicht. Man könnte aber weiter fragen: Sind die erheblichen Differenzen in der Kindersterblichkeit glaubwürdig, und worauf sind sie zurückzuführen?

2. Ursachen der Säuglingssterblichkeit.

Die Zuverlässigkeit des dänischen Kindersterbekoëffizienten scheint mir schon dadurch bestätigt zu werden, daß er keineswegs einzig dasteht, sondern von Finnland sekundiert und von Irland, Schweden und Norwegen übertroffen wird. Der Sterbekoëffizient im ersten Lebensjahre betrug nämlich durchschnittlich 1901—1905 in Dänemark 11,7 pCt., in Schweden 10,2 pCt., in Norwegen[1]) 9,6 pCt. (!), dagegen in Sachsen 24,6, in Bayern zirka 24 und in Preußen 22,7 pCt. Diese großen Differenzen finden ihre Erklärung, wenn wir kurz die Hauptursachen, die die Säuglingssterblichkeit beeinflussen, ins Auge fassen. Die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre wird — ceteris paribus — besonders gesteigert:

a) durch den Ersatz der Mutterbrust durch künstliche Ernährung;
b) durch mangelhafte Pflege infolge von Behinderung oder Unwissenheit der Mutter;
c) durch zu schnell aufeinander folgende Geburten;
d) durch mangelhafte Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse in den Familien;
e) durch ungünstige klimatische Faktoren.

Die bis jetzt bekannten Umstände machen es nun sehr wahrscheinlich, daß alle diese Ursachen auf einen Unterschied der Säuglingssterblichkeit zugunsten Skandinaviens hinarbeiten, und daß auch die großen Differenzen innerhalb Deutschlands wesentlich dadurch zu erklären sind.

a) Bekanntlich hat vor allem der frühere Direktor des Berliner statistischen Bureaus, Boeckh, nachgewiesen, in wie schreckenerregendem Grade die künstliche Ernährungsweise das Leben der Säuglinge gefährdet[2]). In vielen deutschen Industriezentren, wie Berlin, Sachsen usw. ist aber die künstliche Nahrung wegen Behinderung der Mutter die übliche; dasselbe gilt infolge alter Gewohnheiten für Oberbayern und Schwaben, wie allgemein für die höheren sozialen Schichten, wo wegen Atrophie der Brustdrüse oder Erlöschen der Mutterinstinkte das Stillen selten geworden ist. Die entsprechenden Verhältnisse liegen aber in Dänemark etwas günstiger; insbesondere

---

[1]) Für Schweden und Norwegen Durchschnitt von 1891—1900. Im Jahrfünft 1901—05 wird somit, wie schon bei der Gesamtsterblichkeit, wahrscheinlich noch ein weiterer Rückgang eingetreten sein.

[2]) Siehe Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin 1885, 1890—91 und 1895—96.

ist die Unsitte des Nichtstillens, die auf der skandinavischen Halbinsel niemals einen großen Umfang angenommen hat, zurückgedrängt worden.

b) Aerztliche Behandlung und hygienische Aufklärung sind leichter in einem kleinen, ziemlich dicht besiedelten Lande, wie Dänemark, als z. B. in Deutschland mit oft sehr großen Entfernungen auf dem flachen Lande[1]). Auch sind auf der skandinavischen Halbinsel, wo die Mutter selber stillt, hygienische Maßregeln, wie die künstliche Säuglingsernährung sie fordert, von geringerer Wichtigkeit.

c) Der Geburtskoëffizient ist bekanntlich in den meisten deutschen Staaten etwas höher, als in Dänemark (gegenwärtig 29,0 pCt.) und Norwegen, und viel höher als in Schweden.

d) Nach verschiedenen von mir angestellten Untersuchungen ist anzunehmen, daß die Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse in Dänemark und Norwegen etwas günstiger sind, als in Deutschland.

e) Das skandinavische Klima mit temperiertem Sommer und frischer Seeluft bezw. leichter Bergluft ist für die Lebensaussichten der Säuglinge bedeutend günstiger als in Deutschland, wo schroffe klimatische Unterschiede in manchen Gegenden (insbesondere Süddeutschlands) das kindliche Leben, zumal bei künstlicher Ernährung, gefährden.

Diese gedrängten Ausführungen machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit, erscheinen jedoch ausreichend, um den Unterschied zwischen der deutschen und skandinavischen Kinder- und teilweise auch Gesamt-Sterblichkeit im allgemeinen zu begründen. Denn die Genauigkeit der dänischen Bevölkerungsstatistik wird ja auch von Dr. Ammon nicht geringer eingeschätzt, als die der deutschen. Nichtsdestoweniger werde ich sein Suchen nach Fehlerquellen auch meinerseits vervollständigen.

3. Fehlerquellen der Bevölkerungsstatistik.

Obwohl die Bevölkerungsstatistik zu der am besten ausgebildeten gehört, kann sie natürlicherweise in keinem Lande eine absolute Genauigkeit beanspruchen. Um aber einen Maßstab für die praktische Bedeutung schwer zu vermeidender Fehler zu gewinnen, habe ich dank dem freundlichen Entgegenkommen des dänischen statistischen Bureaus (Direktor Michael Koefoed) und des Sektionschefs für Bevölkerungsstatistik Adolph Jensen eine Probe auf die Genauigkeit der Sterbestatistik Kopenhagens anstellen können. Diese kann nämlich teils aus den Kirchenbüchern der Geistlichen, teils direkt aus den ärztlichen Totenscheinen berechnet werden. Einen Vergleich ergibt nun folgende kleine Tabelle:

Jahr	Todesfälle in Kopenhagen laut den Kirchenbüchern	Todesfälle in Kopenhagen laut den Totenscheinen	Differenz Spalte 1 : Spalte 2
1902	6202	6155	+ 47
1903	6645	6553	+ 92
1904	6622	6657	— 35
1905	6908	6917	— 9
1906	6550	6636	+ 86
1907	—	6649[2])	—

[1]) Näheres über den Einfluß dieses Umstandes findet man bei Westergaard: Die Lehre von der Mortalität und Morbilität, S. 385.

[2]) 32. Bericht des Stadtarztes: Födsler, Sygdomme og Dödsfald. Kjöbenhavn 1908.

Der Sterbekoëffizient Kopenhagens (ohne die Vorstadt Frederiksberg 432000 Einwohner) wird demnach z. B. in 1906 wenigstens 15,2, höchstens 15,4 pro Mille betragen, ein Unterschied, der offenbar belanglos ist. Die kleine Differenz rührt von dem Umstand her, daß beim Umziehen in andere Kirchspiele innerhalb oder außerhalb der Stadt bei der Notierung der Todesfälle in den Kirchenbüchern bisweilen Irrtümer vorkommen können. Im ganzen Lande werden sie eher seltener als häufiger sein, und heutzutage dürften sie nicht öfter vorkommen als früher.

Was endlich die durch Sterbefälle auf hoher See und in fremden Ländern bedingte Fehlerquelle der Sterbestatistik betrifft, so ist sie, wie auch Dr. Ammon annimmt, gegenüber den hier in Frage kommenden Zahlen verschwindend gering.

Somit bleibt nur noch die sich aus einer dänischen Gesamtsterblichkeit 15,6 oder 13,6 ergebende unwahrscheinliche mittlere Lebensdauer von 64,1 bezw. 73,5 Jahren zu erörtern.

4. Die Berechnung der Lebensdauer oder Lebenserwartung.

Diese ist von Dr. Ammon in der Weise vorgenommen worden, daß er den reziproken Wert zum allgemeinen Sterbekoëffizienten ermittelt hat. Diese Methode ist aber nur unter der Voraussetzung richtig, daß der Altersaufbau der wirklich im Lande befindlichen Bevölkerung genau der Anzahl von Ueberlebenden gemäß der Sterbetafel entspricht. Dies ist der Fall in einer stillstehenden Bevölkerung, wo die Zahl der Gestorbenen in jeder Altersklasse genau der Zahl der neu Hinzukommenden (Geborenen) und Hinaufrückenden gleichkommt[1]). In neuerer Zeit aber, wo die Geburten in jedem Jahre insbesondere durch den tiefen Stand der Sterblichkeit gewöhnlich ungefähr doppelt so zahlreich wie die Todesfälle sind, und die Auswanderung die Ziffer der mittleren Altersklassen einseitig beeinflußt, wird der wirkliche Altersaufbau der Bevölkerung oft bedeutend vom entsprechenden der Sterbetafel abweichen. Wie unsicher die erwähnte Methode zur Berechnung der durchschnittlichen Lebensdauer unter solchen Umständen werden kann, mag ein praktisches Beispiel aus der preußischen und dänischen Bevölkerungsstatistik am einfachsten erklären.

---

[1]) Der mathematische Beweis läßt sich folgendermaßen führen: Der Sterbekoëffizient einer Bevölkerung ist gleich der Zahl der in einem Jahre Gestorbenen, dividiert durch die von der Bevölkerung gleichzeitig durchlebte Anzahl von Jahren. Es sei nun l_x die Zahl der im Alter x befindlichen lebenden Personen, $l_x - l_{x+1}$ somit die Zahl der im Alter x bis x + 1 gestorbenen Personen. Der Sterbekoëffizient ist dann

$$s = \frac{(l_x - l_{x+1}) + (l_{x+1} - l_{x+2}) + \cdots + (l_{x+n-1} - l_{x+n})}{l_x + l_{x+1} + \cdots + l_{x+n}} = \frac{l_x - l_{x+n}}{S_{l_x}}$$

In der Sterbetafel ist dieser Bruch $= \frac{l_0}{S_{l_x}}$, somit die Zahl der im Alter 0—1 Lebenden, dividiert durch die Summe der in einem Jahre gleichzeitig Lebenden. Die mittlere Lebensdauer eines Neugeborenen ist nach der Definition $\frac{S_{l_x}}{l_0}$, somit der reziproke Wert des Sterbekoëffizienten.

Tabelle[1]) für den Vergleich zwischen Sterbetafel und wirklichem Altersaufbau der Bevölkerung

Alter Jahr	in Preußen (1891—1900) 1. Ueberlebende von 1000 Lebendgeborenen	2. Summe der in jedem Jahrzehnt laut Absterbeordnung durchlebten Jahre	3. Pro 1000 Einwohner im ersten Lebensjahre zählte jed. Altersklasse (im Jahre 1900)	in Dänemark (1895—1900) 1. Ueberlebende von 1000 Lebendgeborenen	2. Summe der in jedem Jahrzehnt laut Absterbeordnung durchlebten Jahre	3. Pro 1000 Einwohner im ersten Lebensjahre zählte jed. Altersklasse (im Jahre 1901)
0	1000		1000	1000		1000
		8485			9030	
10	697		730	806		771
		6850			7910	
20	673		605	776		654
		6540			7560	
30	635		498	736		501
		6105			7130	
40	586		393	690		412
		5530			6590	
50	520		292	628		318
		4705			5820	
60	421		212	536		251
		3435			4590	
70	266		116	382		155
		1785			2735	
80	91		40	165		76
		495			925	
90	8		4	20		8
		40			100	
100	0		0	0		0
		43970			52390	

Der gegenwärtige große Unterschied zwischen Absterbeordnung (Kol. 1) und Altersaufbau (Kol. 3) sowohl in Preußen wie in Dänemark geht aus diesem Beispiel klar hervor. In den älteren Altersklassen findet sich relativ kaum die Hälfte von der laut der Sterbetafel erwarteten Bevölkerung vor. Dieser Umstand beeinflußt die Berechnung der mittleren Lebensdauer in folgender Weise.

Aus den Kolumnen 1 läßt sich die Gesamtsterblichkeit einer in dieser Absterbeordnung - Altersverteilung stehenden Bevölkerung (Preußens bezw. Dänemarks) berechnen. Sie ist die Summe von den in einem Jahre Gestorbenen, deren Zahl in dieser stillstehenden Bevölkerung (s. Sterbetafel) den jährlich Geborenen gleichkommt, also 1000, dividiert durch die von der Gesamtbevölkerung im Laufe von einem Jahre durchlebte Zeit (für die preußische Sterbetafel ungefähr 44000 Jahre, wie die Tabelle zeigt). Diese Division ergibt einen Gesamt-Sterbekoëffizienten von 23 pro Mille. Die mittlere Lebensdauer eines Neugeborenen ist nun ganz richtig gleich dem reziproken Wert jenes Koëffizienten, nämlich die in einem Jahre von der Gesamtbevölkerung durchlebte Zeit (zirka 44000 Jahre), dividiert durch die Zahl der jährlich

[1]) Die Kolumne 1 und 3 sind nach den Angaben im Preuß. Stat. Jahrbuch 1905, S. 23 und 7 und „Danmarks Statistik", V, a Nr. 5, S. 56—57, do. V, a Nr. 2, S. 18*—19* berechnet. Die Ziffern in den beiden Kolumnen 2 sind gleich dem Zehnfachen der halben Summe der beiden zunächststehenden Ziffern der Kolumnen 1.

Geborenen (1000), was genau 44 Jahre gibt. In der wirklich vorhandenen Bevölkerung aber, wo der Altersaufbau sehr von der Absterbeordnung abweicht, und die Zahl der Geborenen die Zahl der Gestorbenen bei weitem überwiegt, kann man nicht immer erwarten, daß der aus der Gesamtbevölkerung berechnete Sterbekoëffizient sich durch Reziprozität in die mittlere Lebensdauer eines Neugeborenen umkehren läßt. Dies tritt besonders in die Erscheinung in Dänemark, wo die aus der Gesamtbevölkerung berechnete Sterblichkeit im Durchschnitt der Jahre 1895—1900 16,4 pro Mille betrug, woraus sich nach der Reziprozitätsmethode eine mittlere Lebenserwartung (des Neugeborenen) von zirka 60 Jahren ergeben müßte. Die Summierung nach der hier mitgeteilten Sterbetafel ergibt aber als wirkliche Lebenserwartung eines Neugeborenen nur zirka 52 Jahre, was mit den offiziellen Berechnungen stimmt[1]). Noch auffallender wird der Unterschied in den letzten Jahren 1901—05, wo der Gesamt-Sterbekoëffizient 14,8 beträgt, woraus man schließen könnte, die mittlere Lebensdauer sei inzwischen von 60 auf zirka 67 Jahre gestiegen, während die Sterbetafeln in der Tat nur ungefähr 54½ Jahre als mittlere Lebensdauer eines in den Jahren 1901—05 geborenen Dänen ergeben[2]). Hierin liegt die vollständige Lösung der von Dr. Ammon vermuteten Widersprüche.

Aus obigem folgt, daß ein niedriger Stand des Sterbekoëffizienten teilweise auf Eigentümlichkeiten im Altersaufbau der Bevölkerung beruhen kann. Dies geht soweit, daß die Sterblichkeit sogar in allen einzelnen Altersklassen zunehmen und der aus der Gesamtbevölkerung resultierende Sterbekoëffizient dennoch abnehmen kann, wie folgendes Beispiel beweist.

Alter	A.		B.	
	Altersaufbau	Sterblichkeit pro Mille in jeder Altersklasse	Altersaufbau	Sterblichkeit pro Mille in jeder Altersklasse
1	1000	20	1000	21
5	700	5	900	6
50	500	10	350	11
75	100	60	50	61
	2300		2300	

In der Bevölkerung A sterben in einem Jahr 34,5 Personen von 2300, somit 15,0 pro Mille. In der Bevölkerung B dagegen sterben aus derselben Anzahl (2300) nur 33,3 Personen jährlich, also 14,5 pro Mille. Der Sterbekoëffizient der Gesamtbevölkerung ist somit um 0,5 pro Mille kleiner geworden, obschon der Sterbekoëffizient in jeder Altersklasse um 1 pro Mille gestiegen ist! Dieses Beispiel erklärt manchmal die oft auffallend günstigen Sterbekoëffizienten in großen, schnellwachsenden Städten, wo die Kinder relativ schwächer, hingegen die Erwachsenen im kräftigsten Lebensalter (mit geringer Sterblichkeit) sehr zahlreich sind. In einer Gesamtbevölkerung eines ganzen Landes aber gleichen diese Verschiedenheiten sich gegenseitig so ziemlich aus.

---

[1]) Siehe z. B. „Statistisk Aarbog" Dänemarks, S. 19, Tabelle 22.
[2]) Statistisk Aarbog 1907, S. 19, Tabelle 22.

5. Biologische Folgen der niedrigen Sterblichkeit.

Der mit zirka 15 pro Mille der Gesamtbevölkerung erreichte tiefste Stand des Sterbekoëffizienten in den drei skandinavischen Ländern ist somit eine Realität, und das Sinken hat, wie in Preußen, ungefähr alle Altersklassen und beide Geschlechter betroffen, wenn auch in sehr verschiedenem Maße. Wie aber ein Vergleich zwischen Norwegen und Dänemark zeigt, ist eine bedeutende Abnahme wenigstens der Säuglingssterblichkeit Dänemarks noch möglich, was ein weiteres Sinken des dänischen Sterbekoëffizienten bis vielleicht auf 12 pro Mille bedeuten würde. Unter besonders günstigen Umständen wäre sogar zeitweise eine Sterblichkeit von nur 10 pro Mille zu erreichen, und obschon ich diese Zahl für die absolut niedrigste denkbare Grenze des Sterbekoëffizienten einer größeren Bevölkerung halten muß, hätte kein Mensch sie noch vor 10 Jahren überhaupt für möglich gehalten. Aber selbst einem Sterbekoëffizienten von nur 10 pro Mille würde nicht eine durchschnittliche Lebensdauer von 100, sondern richtig aus der Sterbetafel berechnet nur von zirka 60 Jahren entsprechen, und neu auftretende Epidemien, wie z. B. die Influenza im Anfang der neunziger Jahre, könnten leicht für längere Zeit die gewonnenen Resultate wieder in Frage stellen.

Deutet nun der niedrige Sterbekoëffizient in Verbindung mit guter Entwicklung des Körperbaues usw. an und für sich auf hygienischen und physischen Fortschritt, so darf man sich andererseits nicht verhehlen, daß die überaus niedrige Mortalität auf die Dauer eine Gefahr für die Rasse in sich birgt. Denn erstens zieht sie, wie die Bevölkerungsstatistik fast aller Länder lehrt, wegen der (bei einer gegebenen Gesellschaftsordnung) faktischen Begrenzung des Nahrungsspielraumes unfehlbar ein weiteres Sinken auch der Geburtenhäufigkeit nach sich. Eine Geburtenhäufigkeit von bloß 20 pro Mille ergibt nämlich gegenüber einem Sterbekoëffizienten von 14 pro Mille noch eine starke Bevölkerungszunahme, erscheint aber um die Hälfte zu gering, weil die Gebärfähigkeit der Frauen geschwächt wird, wenn jede zukünftig nur halb so viel Kinder zur Welt bringt, wie vor einem Menschenalter. Dazu kommt zweitens, was gerade Dr. Ammon im ersten Teil seiner trefflichen „Gesellschaftsordnung“[1]) mit Recht bemerkt, daß die Auswahl für den Nachwuchs beschränkt wird, indem die natürliche Auslese ein zu knappes Material vorfindet.

Drittens aber ist die — man möchte fast sagen: künstliche — Aufzucht eines großen, aber biologisch manchmal minderwertigen Bevölkerungsteiles, wie es durch die moderne Hygiene geschieht, zweifellos für die Anpassungsfähigkeit der Rasse kein Vorteil, was sich unter Umständen in Zukunft bitter rächen könnte. Daß die Natur hier schon von selbst strafend und regulierend eingreift, läßt sich auch aus der neuesten Bevölkerungsstatistik nachweisen. So mußte z. B. die staunenswert niedrige norwegische Säuglingssterblichkeit mit einer höheren Sterblichkeit in den späteren Kinderjahren bezahlt werden, wie ein Vergleich mit Dänemark und Preußen zeigt.

---

[1]) Berlin 1900. S. 127.

Sterbekoëffizient pro Tausend Knaben

Alter	Preußen (1905)	Norwegen (1891—1900)	Dänemark (1896—1900)
0	251,3	105,2	146,3
1	49,0	28,2	24,5
2	16,7	14,2	12,1
3	9,2 (3 und 4)	10,3 (3 und 4: 9,3[1])	8,2
4		8,1	6,6

Die starke Auslese unter den kleinsten preußischen Knaben steigert demnach die Widerstandsfähigkeit der Ueberlebenden so sehr, daß sie sich im 3. bis 5. Jahre trotzalledem lebensfähiger zeigen, als die norwegischen Knaben! Und die größere Sterblichkeit unter den 0—1 jährigen Knaben Dänemarks verschafft sogar den übrigen Altersklassen eine viel höhere Vitalität, als die entsprechende der norwegischen.

So zeigt es sich hier wie überall in der Natur, daß Fortschritt in einer gewissen Richtung immer bald durch Rückschritt in einer anderen aufgewogen wird, und zukünftige Rassepolitiker werden das abnorme Herabdrücken der Sterblichkeit unserer Zeit vermutlich nicht als einen so großen Fortschritt bewerten, wie wir es zu tun pflegen. Hier glaube ich aber wieder dem Fachanthropologen das Wort überlassen zu sollen, und ich würde mich freuen, durch diese kurzgefaßte Skizze die Anregung zur Durchführung weiterer bis jetzt fehlender direkter Untersuchungen über das Verhältnis zwischen Sterblichkeit und biologischer Rüstigkeit der Rasse gegeben zu haben.

Der Kampf um die Schule.

Prof. Dr. Hans Kleinpeter.

Die Schule ist eine Schöpfung der Neuzeit. Im Altertum war Erziehung und Bildung eine Privatangelegenheit einiger weniger — daher auch der so rasche und fast spurlose Untergang der antiken Kultur —, und das Mittelalter kannte den Begriff der Bildung überhaupt nicht. Seine Schulen verfolgten nur den Zweck der Heranziehung eines geeigneten Klerus. Die Anfänge des Schulwesens stellen sich erst mit dem sinkenden Mittelalter, mit dem beginnenden Aufblühen einer neuen Zeit ein. Südlich und nördlich der Alpen entstehen besondere Schulgemeinden, sogenannte „Universitäten“, bei denen man aber beileibe nicht an unsere Anstalten gleichen Namens denken darf. Die berühmtesten Lehrer der Mathematik lehrten z. B. im 15. Jahrhundert das Rechnen mit Dezimalbrüchen. Auch galt die Universität durchaus nicht als Gipfelpunkt der Gelehrsamkeit. Das war sie nicht zur Zeit des Humanismus, der größtenteils außerhalb der Universitäten seine Wirksamkeit entfaltete, das war sie noch zu einer viel späteren Zeit

[1]) Unter Berücksichtigung der Altersklassenstärken von mir nach dem Urmaterial in „Norges officielle Statistik“ IV, Nr. 118, S. 33 und 39 berechnet. (Kristiania 1905.)

nicht, zur Zeit des ersten Preußenkönigs und der Begründung der Akademien der Wissenschaften, die eben als Stätten der Forschung gedacht waren, da ein Leibniz die Stellung eines Universitätslehrers als entehrend angesehen hätte. Und wenn noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Universitätschroniken berichten, daß ein Professor z. B. das eine Jahr Hebräisch liest, das andere etwa Physik, einfach aus dem Grunde, weil die eine Lehrkanzel besser bezahlt ist, als die andere, wenn wir z. B. bedenken, daß der Mediziner Schiller zu einer historischen Professur auf der Universität Jena berufen wird, die philosophische Fakultät Königsberg zur Zeit Kants aus sieben Lehrern bestand u. ä., so können wir daraus unschwer auf das geistige Niveau zurückschließen. Noch schlimmer stand es naturgemäß um das mittlere und niedere Schulwesen. Man erkennt dies schon aus der Höhe der Entlohnung. Noch im Jahre 1856 gab es in Tirol Schullehrer, die mit 20, 28, 32 und 37 fl. Konventionsmünze jährlich entlohnt wurden. Der offizielle Wiener „Schulbote" entsetzte sich damals über den Gedanken, daß ein Lehrer vom bloßen Schuldienste leben sollte, was ja 300 fl. im Jahre erfordern würde!

Unter solchen Umständen vermochte die Schule keine Wirksamkeit als ernst zu nehmender Kulturfaktor zu entwickeln. Erst mit dem 19. Jahrhundert kann von einem eigentlichen öffentlichen Schulwesen gesprochen werden; erst da steigt die Wissenschaft von den Fürstenhöfen hinab zu den breiteren Schichten des Volkes. Eigentlicher wissenschaftlicher Betrieb, eigentliche wissenschaftliche Bildung beginnt erst mit dem 19. Jahrhundert, oder, wie in Oesterreich, noch später (1848).

Von einer Wirksamkeit der Schule als Kulturfaktor kann also vor diesem Zeitpunkte nicht wohl die Rede sein. Wenn sie gleichwohl auch vor dieser Zeit den Zankapfel politischer Parteien gebildet hat, so beruhte das mehr auf einer Ueberschätzung ihres Wertes. Oder es handelte sich nur um einen Kampf um die Erziehung politisch einflußreicher Personen. Die Zeit der Schulkämpfe aber ist die Gegenwart und wird noch mehr die Zukunft sein. Der Umschwung unserer äußeren kulturellen Verhältnisse bringt es mit sich, daß an die Heranbildung der Generation immer höhere Anforderungen gestellt werden, während die Familie, das Haus im Gegenteil immer mehr seiner Aufgabe der Erziehung entfremdet wird. Ferner ist in den meisten europäischen Staaten die Schule größtenteils Gemeingut geworden, d. h. sie wird aus den gemeinsam gesammelten öffentlichen Geldern erhalten. Nur in England und Amerika ist der Unterricht etwas mehr Privatangelegenheit geblieben. Bei uns erhebt sich immer mehr der Ruf nach „Unentgeltlichkeit" der Schulerziehung. Nun, „unentgeltlich" kann diese nie werden; jedes Ding kostet sein Geld, und man kann eben nur die Art der Zahlung ändern. Dadurch, daß es üblich wurde, diese gemeinsam zu leisten, die Schule zum größten Teile aus den öffentlichen Geldern zu erhalten, ist die Freiheit des Einzelnen wesentlich eingeschränkt worden, und es bleibt ihm nur dadurch möglich, seinen Ideen Geltung zu verschaffen, daß er auf die Gesamtheit einzuwirken sich bestrebt.

Der Kampf um die Schule begann zunächst als Kampf um die Weltanschauung. Zwei Parteien, die römisch-katholische Kirche und

die protestantische Orthodoxie haben ein besonderes Interesse, daß die Schule in ihrem Geiste erziehend wirke. Eine jede Weltanschauung trägt eine gewisse Einseitigkeit an sich und verlangt ein vollständiges Versenken in sie, was nur möglich ist, wenn von früh auf die Schule ganz in demselben Sinne wirkt. Seitdem beide Parteien auch über eine politische Macht verfügen, haben sie es nicht unterlassen, ihren Einfluß auf die Gestaltung der Schule geltend zu machen. Nach dieser Richtung hin stellt die heutige Schule ein Kompromiß der einander befehdenden Parteien dar, das sich je nach der jeweiligen politischen Konstellation bald mehr nach der einen, bald nach der anderen Richtung hin verschiebt, und je nach den Umständen dem jeweiligen Stand wissenschaftlicher Einsicht bald mehr, bald weniger Konzessionen einräumt.

Doch nicht von diesen Schulkämpfen soll hier die Rede sein. Es gibt deren noch andere, die in den sozialen Verhältnissen begründet sind. Außer der Orthodoxie der Kirchen gibt es auch eine Orthodoxie des Schulbureaukratismus, die gleichfalls etwas historisch Gewordenes vorstellt und mit allen Kräften bemüht ist, das Schulwesen in ihrem Geleise zu erhalten. Sie bildet ein Ueberbleibsel des absolutistischen Regimes früherer Jahre, sieht in der Schule lediglich ein Werkzeug des Staates und im Staate nur ein System von Aemtern.

Mit diesen Anschauungen ragt sie wie eine Ruine in die neue Zeit hinüber, die eine ganz andere Auffassung vom Wesen des „Staates", ganz neue Ansichten über das Verhältnis von Volk und Beamtenschaft und die Aufgaben der letzteren gezeitigt hat.

Zwischen dem Stande moderner Wissenschaft und moderner Kultur einerseits und dem Zustande unseres Schulwesens andererseits klafft eine abgrundtiefe Lücke. Während wir schon längst in einem Jahrhundert der Naturwissenschaft leben, führt in der Schule noch die Philologie das große Wort; und mehr noch als durch den Inhalt ihres Studiums entfernt sich die heutige Schule durch die Methode desselben von den Anforderungen der Wissenschaft. Seit Justus Liebig das erste Universitätslaboratorium gegründet, ist Deutschland durch den Ausbau seiner der praktischen Naturforschung und Technik gewidmeten Arbeitsstätten in der ganzen Welt berühmt geworden. Aus mittelalterlichen, kleinstaatlichen Verhältnissen entwickelte es sich zum mächtigen und reichen Welthandels- und Industriestaat: die Schule allein blieb von diesem ganzen Wandel der Verhältnisse unberührt. Der alte Krämergeist treibt in ihr und ihren Vertretern noch weiter seinen Spuk; um ein paar Stunden mehr oder weniger wird hin- und hergehandelt: als ob es darauf ankäme!

Fast im ganzen übrigen Ausland, in Schweden, Norwegen, Dänemark, Frankreich, England, Amerika, Rußland und — den Balkanstaaten hat sich eine radikale Umwälzung aller Schulverhältnisse vollzogen; in Deutschland hat man es nicht weiter als bis zur prinzipiellen Anerkennung der Gleichberechtigung aller Schulgattungen gebracht!

Die Frage ist die: Welche kulturelle Aufgabe hat die Schule in der Gegenwart zu erfüllen? Blättern wir in den Annalen der Schulgeschichte, so finden wir als Ursache der Gründung von Schulen gewöhnlich den Mangel des Staates an geeigneten Beamten angegeben. Heute ist aus jenem Mangel längst ein Ueberfluß

geworden, und die heutige Schule sieht sich vielmehr vor die Aufgabe gestellt, sich dieses Ueberflusses zu erwehren. Früher hielt man nur für die Beamten des Königs, die Leiter des Staates ein Wissen nötig; heute verlangen die Verhältnisse im Gegenteil von den produktiven Ständen ein ganz anderes, viel tieferes Wissen und Können als von den administrativen Beamten des Staates.

Letztere stehen den Bedürfnissen modernen staatlichen Lebens, wie bekannt, mit recht wenig Verständnis gegenüber. Die Klage darüber ist eine fast allgemeine, und *eine* Quelle dieses Uebels sitzt gewiß in der Art unserer Schule. Unser Bureaukratismus behütet unsere Schule, und unsere Schule züchtet unseren Bureaukratismus. Einer ist des andern wert; beide hängen innig zusammen und bilden ein fatales System gegenseitiger Bedingtheit.

Aus diesen Verhältnissen allein erklärt sich die Möglichkeit des Bestandes eines so unnatürlichen Verhältnisses zwischen Schule und Wissenschaft. Weder die Kirche noch der bureaukratisch regierte Staat finden Veranlassung, die Schule auf das geistige und kulturelle Niveau der Gegenwart zu heben; diese Aufgabe bleibt der Einsicht, bez. nicht der Einsicht allein, sondern auch dem tatkräftigen Zugreifen der Nation vorbehalten.

Darin liegt die Notwendigkeit eines Kampfes um die Schule begründet. Unsere Staatsmänner sind viel zu sehr in den Vorurteilen der Schule befangen, in der sie aufgewachsen sind. In anderen Ländern ist dies anders. In Frankreich haben die Wissenschaften seit einem Jahrhundert gebührende Rücksicht auf seiten der Regierungen gefunden. Selbst nach dem unheilvollen russischen Feldzug des Jahres 1812 hat es Napoleon abgelehnt, die Zöglinge der Pariser polytechnischen Schule in die Armee einzureihen, wie ihm vorgeschlagen wurde. „Das sei ferne von mir, daß ich die Henne erschlage, die mir die goldenen Eier gelegt." Hervorragende Männer der Wissenschaft begegnen uns schon seit 100 Jahren gar oft an den leitenden Stellen des Staates; es sei nur an Carnot und Berthelot erinnert. In England haben seit jeher Männer des praktischen Lebens sich an der Leitung des Staates beteiligt. Nur Deutschland und Oesterreich blieb den Juristen ausgeliefert, die ihrerseits in den alten Traditionen befangen blieben, in denen sie aufgezogen wurden.

Es ist eine ganz merkwürdige Sache. Stellt man sich unbefangen die Frage: wer erhält eigentlich die Schule, insbesondere das Gymnasium, in seiner jetzigen „Eigenart", wer ist überzeugter Anhänger seiner Güte, wem dankt es seine Position? — Was muß, was kann darauf geantwortet werden? Die einzigen Hüter desselben sind doch nur seine eigenen Lehrer, die mit ihm zugleich verschwinden würden. Ihnen zur Seite stehen freilich zwei große Mächte: erstens der große Teil jener, die nie eine andere Bildung je kennen gelernt haben, als die vom Typus eines Gymnasiums, und die daher in ihm einen Teil ihrer selbst erblicken und zweitens das Vorurteil der großen urteilslosen Menge oder vielmehr *die* Vorurteile, denn es gibt deren eine ganze Schar.

Wandel kann nur kommen von einer Aufklärung des Volkes, der ganzen Nation. Und noch etwas anderes ist nötig: mit dem bloßen passiven Wissen ist es nicht getan; es gehört auch wirkliches tatkräftiges Handeln dazu. Die in deutschen Landen leider noch sehr

weit verbreitete Spezies des Bierphilisters ist es, die aus ihrer Lethargie sich aufraffen muß. Wir haben hier eine zweite fatale Wechselbeziehung vor uns; tatkräftiges Eingreifen der Nation täte not und es fehlt an einer tatkräftigen Erziehung der Nation. Eines bedingt das andere. Es gibt wohl sehr viele Personen, die von der Reformbedürftigkeit unseres Schulwesens überzeugt sind, aber nur sehr wenige, die diesfalls auch nur einen Finger oder gar ein paar Mark rühren würden, es zu ändern.

Das heutige Deutschland steht an der Wende zweier großer, gewaltiger Zeitabschnitte: hinter uns liegt das historische Deutschland, beherrscht von Kirche, Königtum und Feudalwesen, vor uns das moderne Deutschland im Zeichen der Weltwirtschaft. Jenes kannte nur den gehorsamen Untertan, dieses muß, wenn es seine Stellung im Rate der Völker aufrecht zu erhalten imstande sein soll, vor allem lernen, sich auf eigene Füße zu stellen, d. h. es muß der liebgewordenen Gewohnheit entsagen, alles Heil von der hohen Obrigkeit zu erwarten. „Selbst ist der Mann" muß das Losungswort der neuen Zeit werden; auf eigene Einsicht, auf eigenes tatkräftiges Eingreifen jedes einzelnen Staatsbürgers allein kann ein dauernder Nationalwohlstand sich gründen.

Die Erziehung der Nation zu dieser Selbständigkeit des Meinens und Schaffens bildet die vornehmste Aufgabe der nächsten Zukunft. Sie zu lösen kann nicht Aufgabe der Schule allein sein — am wenigsten der heutigen bureaukratisch regierten Schule —; allein auch sie muß ihr gemessen Teil an der allgemeinen Kulturaufgabe tragen. Und damit sie dies tun könne, muß sie vor allem nicht nur in rein finanzieller, sondern in jeder Hinsicht Gemeingut der Nation werden; jeder muß an ihr Anteil nehmen, sich um sie bekümmern und sich seiner Verhältnisse zur Schule, sowie der Kulturaufgabe der letzteren bewußt werden. Dann erst wird die Schule das Gepräge unserer Kultur annehmen und an ihrem Teile beitragen zur Herbeiführung des Volkswohlstandes.

Die heutige Schulbewegung begnügt sich daher nicht damit, innerhalb ihrer eigenen vier Wände zu bleiben. Sie strebt hinaus, will Anteil erwecken in der ganzen Nation, will von dieser Anteilnahme Gewinn für sich heischen, aber auch einen Gewinn abwerfen!

Darin liegt die hohe soziale und kulturelle Bedeutung des Kampfes um die Schulreform: Sobald sich das Schulwesen so weit entwickelt hat, um als beachtenswerter Kulturfaktor auftreten zu können, muß die Frage seiner Gestaltung zu einer kulturellen Tagesfrage werden. Daher sehen wir denn, daß die Schulreformbewegung stetig an Bedeutung gewinnt, daß sie sich mit kleinen, äußerlichen Zugeständnissen nicht abspeisen läßt, sondern weiter wirkt im Sinne einer gesunden Wiedergeburt unseres Volkes. Daher auch die Erscheinung, daß ihre Führer und Träger abseits stehen von der Heerstraße der offiziellen Schulhierarchie, daß sie eine Art Sezession bilden, die aus eigenem inneren Drange heraus, unbeschadet aller Anfeindungen im Interesse der idealen guten Sache wirkt.

Seit einigen Jahren kommen die Schulreformer alljährlich in Weimar bei den sogenannten Deutschen Erziehungstagen zusammen. Wie schon der Name es ausdrückt, handelt es sich ihnen hauptsächlich

um die Schaffung einer nationalen, deutschen Kultur, bez. um Förderung derselben auf dem Wege eines zweckentsprechenden Erziehungssystems. Mehrere Zeitschriften, der „Säemann", die „Blätter für deutsche Erziehung", der „Deutsche Frühling" haben sich in den Dienst der Bewegung gestellt. Auch in eigenen Schriften größeren und kleineren Umfangs wird für die Vertretung der neuen Ideale gekämpft; es sei diesbezüglich nur an Prof. Dr. Ludwig Gurlitt erinnert. Auch in Oesterreich gewinnt die Schulreformbewegung immer mehr an Verbreitung und Anerkennung. Freilich, auf Seite der Lehrerschaft und der Schulregierung ist sie so wenig zu suchen wie in Deutschland. Aber im österreichischen Abgeordnetenhause hat sich eine Reihe bedeutender Parlamentarier mit regem Eifer für sie eingesetzt, und diesem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß das österreichische Unterrichtsministerium die Reformbedürftigkeit der Schule offen anerkannt, eine Enquete zur Besprechung und Behebung ihrer Mängel einberufen und Abhülfe zu bringen versprochen hat. Im Mai 1907 trat ein eigener „Verein für Schulreform" ins Leben, und im November desselben Jahres trat er zum erstenmal vor die breite Oeffentlichkeit. Prof. Mach, der bekannte Physiker und Erkenntnistheoretiker der exakten Wissenschaften, begrüßte ihn, selbst am Erscheinen verhindert, mit besonderer Zuschrift, die in der Versammlung verlesen wurde. Prof. Hueppe-Prag legte als Obmann des Vereins die Ziele desselben dar, worauf Prof. Gurlitt, fast nach jedem Satze stürmisch begrüßt, den Ideenkreis der Schulreformer mit zündenden Worten in seiner bekannten lebhaften Art vor dem zahlreich versammelten Auditorium darlegte. Er trug einen solchen Erfolg davon, daß er noch ein zweites Mal in Wien sprechen mußte[1]). Seit zwei Jahren besteht auch eine eigene Zeitschrift „Schulreform", die gegenwärtig vom Verfasser dieser Zeilen geleitet, der Bewegung neben dem Verein als Mittelpunkt dienen soll.

Es liegt im Wesen einer jeden neuen geistigen Bewegung, daß über ihre Ziele allerhand Unklarheiten bestehen, daß sie vielfach nicht nur Anfeindungen von seiten des Bestehenden, sondern auch Mißdeutungen ihrer Absichten, wohl auch absichtliche Irreführungen seitens ihrer Gegner zu erfahren hat.

Diese Neigung tritt hier um so mehr hervor, als es vielfach nicht möglich ist, die Sache von der Person zu trennen, und der Kampf vielfach auf das Persönliche hinüberspielt. Das ist wesentlich mitbedingt durch den Umstand, daß der größte Teil der Lehrerschaft sich auf die Seite der angegriffenen Institution stellt. Mit diesem Momente an entfällt aber für das große Publikum die Notwendigkeit, zwischen Schule und Lehrer viel unterscheiden zu müssen. Es sind eben die Lehrer selbst, die sich mit der Schule in ihrer heutigen Form identifiziert haben und daher einen Teil der Angriffe über sich selbst ergehen lassen müssen. Und in einem gewissen Sinne sind sie ja auch mitschuldig. Wohl werden sie durch das ganze System in ihre meist eingenommene Stellung gedrängt, wohl übt das System auch an ihnen seine verziehende Wirkung, aber schließlich kann und soll man von einem Lehrer verlangen, daß er höhere Pflichten kennt als die alleinige

[1]) Bald darauf (3. Dez.) benutzte auch Geh. Hofrat Prof. Ostwald, der berühmte Chemiker und bekannte Naturphilosoph, den Anlaß seiner Anwesenheit in Wien, um sich zugunsten der Schulreform zu äußern.

Sorge um sein Selbst. Und in dieser Hinsicht bietet die Mehrzahl der Lehrerschaft eben kein günstiges Schauspiel dar. Freiere geistige Bewegungen scheinen einem gar nicht unbeträchtlichen Teile ganz fremd zu sein, während bei einem andern es an der entsprechenden „Erziehung zur Mannhaftigkeit“ fehlt. Man muß ja bedenken, daß gerade für den Lehrer die Lösung der Frage einer vernünftigen Erziehung von allergrößter Wichtigkeit ist; wird er ja doch für den ganzen Erfolg seiner Tätigkeit verantwortlich gemacht, und muß es ja ihm selbst am unangenehmsten sein, für eine Sache wirken zu müssen, die keinen Erfolg verbürgt.

Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß auch dem größeren Teile der Elternschaft das richtige Verständnis oder vielmehr die nötige geistige Reife abgeht. Nicht, daß er sich um die Sache nicht kümmert, oder seine Anteilnahme nur den begreiflichen Irrtümern des Laien unterliegen würde; vielmehr ist es die Art der Betätigung, die alles zu wünschen übrig läßt. Die meisten Eltern sind schnell bereit mit Anklagen dieser oder jener Art; sie erkennen oft mit ziemlicher Sicherheit die wunden Stellen des Schulorganismus; aber daß sie auch eine Hand rühren würden zur Besserung, da sei Gott vor! Klagen und nichts als Klagen, das ist ihre Art; zu einer aktiven Betätigung, und bestände diese auch nur darin, daß sie sich um das Wohl ihrer eigenen Kinder bemühen sollten, fehlt ihnen die nötige Energie.

Der französische Philosoph Gustave le Bon hat vor einiger Zeit ein Buch über diese Fragen veröffentlicht, in denen er das französische Schulwesen mit all den vor einigen Jahren eingeführten Reformen einer herben Kritik unterzieht, die darauf hinausläuft, daß die französische Erziehung auf leeren Worten, tönenden Phrasen beruhe, daß alles bei ihr reglementiert und uniformiert sei, daß es aber zu einer wirklichen Erziehung, die nur auf der eigenen Tätigkeit des Zöglings beruhen könne, gar nicht komme. Er preist das englische Erziehungsideal, das weit mehr Einfluß auf das praktische Können und auf die Erziehung des Willens und Charakters legt als auf umfassendes Wissen, um schließlich zu bemerken, daß es — für französische Verhältnisse unannehmbar sei; denn die französische Nation verfüge nicht über jene Reife, die die angelsächsische auszeichne. Alles, was sich tun lasse, sei, auf eine allmähliche Erziehung von Eltern, Schülern und Lehrern hinzuwirken.

Also auch hier tritt uns die Forderung nach Aufklärung weiter Volksschichten entgegen. Eine Nation, die reif werden will, muß soweit mündig werden, daß sie in Erziehungsfragen ein eigenes, selbständiges Urteil gewinnt. Gerade das fehlt ihr noch sehr. Zu sehr herrscht noch die alte Gewohnheit vor, sich an Autoritäten zu halten, sich von Autoritäten leiten zu lassen, aus einer „geeigneten Quelle“ seine Meinung zu beziehen.

Und wenn es schon im allgemeinen richtig ist, daß Erziehungsfragen eine Angelegenheit werden müssen, um die sich das ganze Volk zu bekümmern hat, so gilt dies in nur um so höherem Maße, als jene, deren Aufgabe es ist, für das Wohl der Schule zu sorgen, aus größtenteils rein selbstischen Gründen völlig versagen. Eine große Reformation tut not! Hat die bisherige Umwälzung auf dem Gebiete des Schulwesens darin bestanden, daß an Stelle des Theologen der Philologe getreten ist, so muß die nächste darin bestehen, daß

letzterer aus seiner jetzigen überragenden Stellung ebenso verdrängt werde, wie früher der Theologe. Die Zeiten sind längst dahin, in denen man aus den alten Klassikern seine Bildung schöpfen konnte; heute ist eine solche Bildung eine durchaus minderwertige. Zwei Dinge gehen den Alten völlig ab: sie „hatten keine Ahnung von den naturwissenschaftlich-empirischen Methoden und von den Problemen der sozialen Gliederung. Und gerade das sind unsere großen Errungenschaften, das geht uns am meisten nahe". So spricht Anton Menger, der berühmte Rechts- und Sozialphilosoph, sich aus und er fährt, einen zweiten Mangel des antiken Denkens hervorhebend, weiter fort: „Daß man nur das glauben darf, was erwiesen ist, und lieber die größte Ungewißheit auf ausgebreiteten Gebieten erträgt, als ein Vorurteil, das gibt dem Denken der Gegenwart einen Charakter, der es von allen bisher dagewesenen Perioden wie durch eine Kluft trennt. Die Erkenntnisse der Naturwissenschaft geben unserem Denken einen gewaltigen Unterbau, durch den wir den Alten durchaus überlegen sind. Indem wir uns beim Studium jener naiv-unwissenden Zeit anpassen, werfen wir unseren eigenen Reichtum über Bord." Das heißt mit anderen Worten, ein exaktes wissenschaftliches Denken gab es damals noch nicht. Und ähnlich verhält es sich in sozialer Hinsicht: „Dieselbe naive Einfachheit kennzeichnet auch das politische und soziale Denken der Alten. Das Problem der Alten war einfach. Ihnen war es leicht, ein klares logisches Recht aufzubauen — für eine kleine Minorität. Uns genügt das nicht mehr." Also nach beiden Hauptrichtungen menschlichen Strebens ist es mit dem Ideal antiker Kultur nichts. Aber noch mehr! Die Vertiefung in die Lektüre der Klassiker kann direkt schädliche Folgen mit sich ziehen. Von Homer hat dies schon Platon erkannt und ihn deshalb von der Schule verbannt wissen wollen. In der Tat, was soll das heißen, wenn Götter Unzucht treiben, den Irdischen bei ihren Händeln und Raufereien beispringen und dabei obendrein maßlose Protektionswirtschaft entwickeln. Das ganze sittlich-kulturelle Niveau Homers steht ungefähr auf der Stufe der „Indianergeschichtenbücher". Auch an direkt abstoßenden Szenen, wie Leichenschändungen fehlt es nicht. Homer entspricht eben einer frühen Kulturstufe, auf der die Griechen noch ein rohes, barbarisches Volk waren. Seine dichterischen Schönheiten kommen in der Fremdsprache nicht zur Geltung. Auch in rein technischer Hinsicht haften ihm große Schwierigkeiten an; erstens hat er eine so große Zahl von Wörtern, die nur ein- oder zweimal im ganzen griechischen Sprachschatz vorkommen, so daß ein Lesen ohne Wörterbuch ausgeschlossen bleibt; zweitens spricht er eine ganz andere Sprache als die übrigen griechischen Autoren, so daß ihm zuliebe eine eigene Sprache gelernt werden muß. Oder nehmen wir Platon! Philologen, die von Philosophie nichts verstehen, oder auch solche Philosophen, deren Kenntnisse aus der Philologie stammen, preisen seine „erhabene Weisheit". Für den heutigen modern wissenschaftlichen Philosophen besitzt Platon nur mehr historischen Wert. Schon ein Kant hatte sein System „wunderlich" genannt. Heute sind wir weit über Kant, und um so weiter über Platon hinaus. Wie viel wertvoller wäre die Lektüre Lockes, Berkeleys und Humes, die alle nicht weniger leicht faßlich und verständlich geschrieben haben als Platon.

Wenn aber jemand einwendet und bezeugt, das heutige Gymnasium pflege auch die Naturwissenschaften, so ist das als grobe Selbsttäuschung zurückzuweisen. Eine Selbsttäuschung nenne ich dies deshalb, weil es so aussieht, als betriebe das Gymnasium auch Naturwissenschaften. Aber wenn es dies so zu tun unternähme, wie es sich gehört, und wenn es von der Aneignung eigener Anschauungen ausginge, dann würde man bald sehen, daß nicht einmal ein Zehntel der Lehrpläne in der vorgesteckten Zeit eingehalten werden könnte. Und dabei fehlt ein Unterricht in den sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften selbst im Lehrplan der Oberstufe!

Viel wichtiger als der Lehrstoff ist aber der Lehrbetrieb. Und daran fehlt es noch weit mehr! Hierüber läßt sich der bekannte Pädagoge der Jenenser Hochschule, Prof. W. Rein, also vernehmen: „Für das Notwendige, das Fundamentale, fehlen Verständnis und guter Wille. Dafür hallen die Schulräume wider vom Geräusch der Worte, während die Schulschränke sich mit Akten füllen; beides zum Ergötzen des Schulregimentes, das höchst befriedigt ist, wenn die Schüler die nötigen Worte bereit und die Lehrer die betreffenden Nummern ordnungsgemäß ausgefüllt haben. Ein Anschauungsunterricht bildet das sichere Fundament aller Erkenntnis. Um diese Forderung aber zu verwirklichen, müssen wir mit den bestehenden Lehrplänen brechen.“

Es fehlt vor allem an einer Erziehung zur Arbeit, an einer Erziehung des Willens, des Charakters. Dazu ist die heutige Buch- und Wortschule ganz unfähig. In ihr wird nur unterrichtet, und zwar größtenteils nutzloses Zeug nach einer schlechten Methode.

Unsere Schule muß aber vor allem erziehend wirken können. Das ist nur möglich, wenn jeder Schüler bestimmte konkrete Aufgaben vorgesetzt erhält, die mindestens zur Hälfte dem realen Stoffgebiete entnommen werden müssen. Denn dieser entspricht den physiologisch-psychologischen Bedingungen des Kindesalters. Die Fähigkeit, mit abstrakten Dingen sich zu beschäftigen, kommt erst später.

Und wenn nun die Schule in dieser Weise eingerichtet ist, dann und nur dann kann sie den Anspruch erheben auf große und nachhaltige Wirksamkeit in sozialpädagogischer Beziehung. Sie ist dann nicht nur technisch vollkommener (d. h. entspricht den Anforderungen der Pädagogik), sondern es geht dann auch eine heilsame Wirkung auf die Erziehung der Nation von ihr aus. Es ist zu hoffen, daß aus ihr Männer hervorgehen werden, die mit dem praktischen Leben vertrauter und seinen Anforderungen gewachsener sich erweisen werden; es ist zu hoffen, daß der Dünkel mancher Beamten und die Auswüchse des Bureaukratismus eine Eindämmung erfahren; daß der Zudrang zur Beamtenlaufbahn eingeschränkt werde und die praktischen Berufe eine ihrer Wichtigkeit entsprechende Wertschätzung erfahren; also ein vernünftiges Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte der Nation wieder hergestellt wird.

Das sind große nationale Aufgaben, die vom Standpunkte der Volkswirtschaft aus regste Förderung verdienen, ja benötigen; diese ihnen zu verschaffen, muß aber das deutsche Volk selbst Mann genug sein, um, unbevormundet von seinen es übel beratenden Bureaukraten, selbst nach dem Rechten zu sehen.

Zur Psychologie der Kunst unserer Tage.

Dr. Béla Révesz, Nagy-Szeben, Ungarn.

Von Schopenhauer stammt der Ausspruch, daß Kunst nichts anderes sei, als nach außen projizierte Energie, die im Kampf ums Dasein übrig geblieben war. Solange der Mensch einzeln oder in Gemeinschaft alle seine Kräfte anspannen mußte, um sein vegetatives Leben zu fristen, hatte er keine Zeit, keine Muße, ja nicht einmal den Gedanken, das Leben zu verschönern. Wenn Bellona in die Kriegsfanfare stößt, schweigen die Musen. Erst als der Mensch nicht mehr ununterbrochen um sein Dasein zu ringen brauchte, betätigte er seine überschüssige Kraft nach außen, und dies ließ ihn Werke schaffen, die weder zur Erhaltung des Individuums noch zur Erhaltung der Gattung notwendig waren: Die Kunst war geboren.

Tatsächlich findet man im Verlaufe der Weltgeschichte, daß die Kunst immer an solchen Punkten der Erde entstand oder sich besonders entwickelte, an welchen einem Volke in Friedenszeiten oder durch besonders günstige Umstände ein gewisser Energieüberschuß blieb, oder wo ein Volk durch Stählung seiner geistigen und körperlichen Kräfte besonders intensiv seine Energie entwickeln konnte. So entstand bei den alten Aegyptern und Babyloniern, in Indien und Griechenland, im kaiserlichen Rom, sodann in Italien im 15. und 16. Jahrhundert, in Spanien und den Niederlanden sowie in den vlämischen Provinzen im 17. Jahrhundert eine an Kunstwerken besonders reiche Epoche, immer entsprechend der größeren Energie des betreffenden Volkes und als Resultat einer nicht verbrauchten Energiemenge.

Und wie verhält es sich mit der Qualität der Kunstwerke? Da der Energieüberschuß, dem die Kunstwerke ihr Entstehen verdanken, an Qualität der ursprünglichen Energie gleich war, so ist es klar, daß jede Kunst an Qualität oder Richtung jener Energie ähnelte, ja notwendigerweise ähneln mußte, der sie eben entsprang. Als noch naive Frömmigkeit im religiösen Leben der Griechen vorherrschte, entstand jene Bildhauerkunst, die an Einfachheit und Großartigkeit bisher unerreicht geblieben ist. Als diese ursprüngliche Frömmigkeit ins Wanken geriet, als die Menschen einsahen, daß ihr Schicksal in ihrer eigenen Hand und derjenigen der Großen dieser Erde liegt, begann die Zeit der sog. hellenistischen Skulpturen und Porträts der römischen Kaiserzeit. Eine Kunst der Urchristen gibt es kaum, denn die naiven Zeichnungen in den Katakomben können nicht als Kunstwerke gelten; reichte ja doch die Energie der Urchristen kaum aus, um das nackte Leben zu fristen. Aber als das Christentum Staatsreligion geworden war, entstanden nach und nach aus den Basilika genannten Gerichtshallen Tempel und die starre Majestät des byzantinischen Hofes und seiner Schranzen; der verknöcherte, blinde Religionseifer am Anfange des Mittelalters schuf die byzantinische Kunst in Byzanz, Rom und Ravenna.

Als Kinder einer Zeit, welche einer heitereren Lebensanschauung huldigte, begannen Giotto und seine Schüler und Nachahmer eine neue Kunst, welche eigentlich *die* Kunst genannt zu werden verdient, besonders in der Malerei. Aber auch die düstere Hoheit der Gotik

nahte ihrem Ende, und in den Girlanden und Blumen der Frührenaissance spielten neckische Lebensgeister. Das Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft weckte ein neues Leben, eine freudigere Lebensanschauung in Sitten und Gebräuchen, in Künsten und Wissenschaft. Hier und da aber kam ein „Memento mori!" in die Auffassung der Kunstwerke. Und so entstanden Botticellis und Giovanni Bellinis ernst-religiöse Malereien; denn diese Meister waren zu Savonarolas Füßen gesessen.

Doch dem allgemeinen Drange der Zeit konnte nichts widerstehen. Das Christentum mit seinen Heiligen wurde sozusagen ein Modellmarkt für die Maler des Cinquecento. Der alte Pan war zwar schon längst tot, aber man freute sich dennoch des herrlichen Lebens und rief schaffensfreudig und farbentrunken die unsterblichen Werke der bildenden Künste ins Leben. Da erfolgte die Gegenreformation, und Tintoretto und Ribera in Italien, Murillo und Zurbaran in Spanien erscheinen als Vertreter einer Kunstrichtung, die das Zurück zur Religion und Buße predigen.

Die Lebensfreude des Cinquecento hat sich in den schwerfälligen Germanen notwendigerweise später entwickelt. Dieselbe Lust zum Leben, derselbe überschäumende Schaffenstrieb betätigte sich in den Niederlanden und in Flandern im 17. Jahrhundert. Deutschland, welches mit seinen politischen und religiösen Kämpfen jahrhundertelang nicht zur Ruhe kam, konnte nur sehr wenig Energie in Kunst übertragen, und deshalb blieben seine großen Meister vereinzelt; und auch diese konnten nur dort entstehen, wo freiere politische Entwicklung und volkswirtschaftliche Vorteile es ermöglichten: Lochner und seine Nachfolger in Köln, Dürer in Nürnberg, Holbein in Augsburg.

Es wäre sehr verlockend, diese Ausführungen fortzusetzen. Aber allüberall zeigt sich derselbe Zug: nur Ueberfluß an Energie zeugt Kunst, und letztere entspricht wieder dem Geiste der ersteren. Ist die Energie eines Volkes auf einen kriegerischen Ton gestimmt, dann wird die Kunst kriegerisch sein; dies gilt sogar für die praktischste und prosaischste aller Künste, die Baukunst (Schlösser, Burgen, Kirchen, Privathäuser). Betätigt sich die Energie eines Volkes mehr in religiöser Richtung, so wird auch die Kunst religiösen Charakter besitzen. Nur auf diese Weise kann man sich die Vorliebe der Holländer für Interieurs, Stilleben und Marinen, der französischen Maler des 18. Jahrhunderts für Kunstwerke leichtgeschürzten Inhaltes und derjenigen der napoleonischen Zeit für Schlachtenbilder erklären. Es ist demnach nicht nur eine leere Redensart, daß jede Kunst das Spiegelbild ihrer Zeit sei.

Wie ist nun die Kunst unserer Tage beschaffen? Welches sind ihre Charakterzüge, und wie würde überhaupt ein Kunsthistoriker späterer Jahrhunderte aus den Kunstwerken unserer Zeit auf die treibenden Motive unserer Zeit zurückfolgern?

Um auf diese Fragen so unbefangen und objektiv wie nur irgend möglich antworten zu können, müssen wir uns auf einen Standpunkt versetzen, der uns erlaubt, die gesamte Kunst unserer Zeit in Betracht zu ziehen, ganz abgesehen von den Entstehungszentren, von Nationalität und „Schulen". Dies erleichtert die Uebersicht, und der Blick wird von Einzelheiten nicht getrübt.

Die günstigeren Verhältnisse in der Weltwirtschaft, ferner stabilere politische Verhältnisse, endlich die bedeutend erleichterten Kommunikationsmittel erlauben eine größere Entfaltung der Kunst, eine extensivere Produktion von Kunstwerken. Energieüberschuß und demnach Kunst ist genugsam vorhanden, selbst in Ländern, welche durch kulturellen Tiefstand oder politische Verhältnisse in der Vergangenheit daran verhindert waren, Kunstwerke zu produzieren, z. B. Rußland, Ungarn, Polen, die skandinavischen Länder, Amerika. Ueberall wird gemalt, gemeißelt, gebaut.

Aber die Hauptfrage ist: Welchen Charakter hat die Kunst unserer Zeit in qualitativer Hinsicht? Hierauf kann nur eine Antwort gegeben werden, wenn wir die Hauptströmungen unserer Zeit näher in Augenschein nehmen.

Ist die Hauptströmung unserer Zeit eine religiöse? Nein. Die Verbreitung der Naturwissenschaften, die Aufklärung der sozialistisch organisierten Arbeiter, der Konservativismus der herrschenden Kirchen untergräbt langsam die Religiosität. Hierzu kommt in jüngster Zeit der Abfall der „ältesten Tochter der Kirche“ und die hierauf erfolgte Reaktion seitens des Vatikans. Letzterer will die entstandene Bresche mit unduldsamen, den elementaren Errungenschaften des Wissens hohnsprechenden Beschlüssen verstopfen. Aber mit Papieren läßt sich diese Bresche nicht ausfüllen.

Diesen Verhältnissen entsprechend gibt es heute auch keine religiöse Kunst. Einzelne Ausnahmen erschüttern die Wahrheit dieser Aussage nicht. Vielleicht nur in den skandinavischen Ländern, wo ein konservativ-pietistischer Geist herrscht, kann man eine intensivere Beschäftigung von Kunstübung religiösen Inhaltes beobachten; aber auch dort herrscht keine religiöse Richtung, nicht einmal eine solche, welche gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstanden war. Man sieht Madonnen mit dem Christuskinde gemalt, man findet Heiligenbilder die Menge, Christus am Kreuze in Marmor, aber diese Werke sind nicht aus dem religiösen Geiste der Zeit geboren, sondern künstlerische Verwendung entsprechender Modelle. Selbst Kirchenbauten haben nichts für unsere Zeit Charakteristisches an sich. Wohl entstehen großartige Kirchen, aber sie sind Variationen schon bekannter Vorbilder, nichts Neues, dem religiösen Geiste unserer Zeit Entsprechendes. Denn einen solchen gibt es nicht, und was etwa noch davon vorhanden ist, zeigt ein rasches Decrescendo.

Gibt es nun historische Kunst in unseren Tagen? Allerdings, wenn man einzelne Werke ins Auge faßt. Aber von dem höheren Standpunkte aus, auf den wir uns begeben haben, gibt es keine. Denn die Kriege sind seltener geworden, das Schicksal der Völker wird von schwarzbefrackten Diplomaten unter Ausschluß der Oeffentlichkeit in prosaischen Kanzleien besiegelt, und bei Schlachtenbildern denkt man heute weniger an das malerische Getümmel der verschiedenen Heerhaufen, als vielmehr daran, daß in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht in einer etwaigen Schlacht jede Familie betroffen werden kann. Denn wirklich historische Handlungen spielen sich im Staube der Laboratorien und bei der Bändigung der Naturkräfte ab. — Regentenstücke? Vieux jeu, das heute nicht mehr zieht. Das Gottesgnadentum, in seiner Art auch eine dogmatische Religion, ist abgetan. Die Großen

der Erde werden natürlich auch in unseren Tagen mit Pinsel und Meißel verewigt, aber dies lassen sie als Privatleute tun, wie etwa Hintz und Kuntz sich für eine gute Summe malen oder in Marmor aushauen lassen. Eine historische Kunst, aus dem historischen Geiste entstanden, gibt es nicht, denn auch der letztere existiert in den Massen nicht.

Auch für die Frivolitäten eines Correggio und seiner Schüler, eines Watteau und seiner Nachahmer sind die Zeiten zu ernst und der Kampf um das Dasein zu schwer. Alles was dem Energieüberfluß eines solchen Geistes entspricht, hat Gelegenheit, sich in den pikanten Wochenblättern und auf den Bühnen der Cafés chantants auszutoben. Dieser Energieüberfluß will nur genießen und wirft mit ein paar grellen Strichen oder mit zweideutigen Worten hin, was ihm die Seele bedrückt; zur Verewigung seiner Gedanken dünkt er sich, beim Tageslicht betrachtet, vielleicht selbst zu schal.

Bleiben Landschaft und Genre. Beide werden in großem Maße gepflegt. Erstere ist sogar, besonders in Frankreich und Deutschland, in neue Bahnen eingelenkt; dies bezieht sich jedoch auf die künstlerische Auffassung der Maler. Dem Geiste einer Epoche ist das Landschaftsbild am meisten entfernt geblieben, denn das wirkliche Substratum, die lebende Landschaft, ist in jedem Lande anders und daher vom Geiste einer Zeit unabhängig. Auch das Genre, das novellenartige Erzählen täglicher Vorfälle oder das photographische Festhalten einer für ein Volk oder eine Gegend charakteristischen Szene geht nur aus dem Geiste der betreffenden umschriebenen Gegend hervor. Für den allgemeinen Standpunkt kommen demnach Landschaft und Genre bei Beurteilung der Kunst unserer Tage nicht in Betracht.

Also Kunstwerke haben wir in Hülle und Fülle, großartige, „erstklassige“ Kunstwerke; auch Meister besitzen wir, sogar solche, die den größten aller Zeiten gleichkommen. Dies beweist, daß ungemessene Mengen Energieüberschuß in dem herben Kampfe ums Dasein auch in unseren Tagen sich in Kunst umsetzen. Aber was treibt diese Kunst? Welches ist ihr Geist, ihr Motiv, ihr Ideal? Die Kunst unserer Tage greift bei allem zu, aber ein einheitlicher Zug fehlt ihr; ein Leitmotiv, den gewissen roten Faden zeigt sie nicht. Wie die Kunst einer jeden anderen Epoche, ist auch sie aus Energieüberfluß entstanden; aber kein Geist treibt sie; sie hat etwas Suchendes, sie kreist umher wie ein Vogel, der erst in Bogen umherfliegt, um die einzig richtige Direktion zu finden. Sie ist nicht religiös, sie ist nicht historisch; sie könnte schon, aber sie weiß nicht, in welcher Richtung sie ihr Können betätigen soll. Warum? Weil ihr natürlicher Boden, dem sie entwachsen ist, die ganze Energie unserer Zeit, auf einem toten Punkte angelangt ist. Die alten Ideale sind in den Staub gefallen oder bröckeln allmählich vor unseren Augen ab. Und ohne Ideale, ohne eine Hauptrichtung vermag der mächtigste Energieüberfluß, quantitativ und qualitativ genommen, nichts auszurichten. Zerfahren, nervös, ohne Richtung, ohne Ideale, zu wollen imstande, aber nicht zu wissen, in welcher Richtung zu wollen — so ist unsere Zeit und so ist unsere Kunst, trotz der größten Maler und Bildhauer, die dieselbe Zeit mit Recht die ihrigen nennt.

Man könnte einwenden, daß unsere Tage die Sezession erstehen sahen. Ganz richtig. Nur ist Sezession nichts Neues, denn Giotto, Masaccio, Giorgione, Hubert van Eyck, Dürer, Rembrandt, dann Vignola, Bramante, Palladio, Michelangelo waren alle ihren Vorgängern gegenüber viel größere Sezessionisten, als die heutigen Neuerer zusammengenommen. Und was in der modernen Sezession ungesund war, ist schon vor unseren Augen wie eine faule Frucht abgefallen.

Aber wäre das Resultat unserer Betrachtung wirklich so entmutigend? Ist keine Aussicht auf Aenderung vorhanden? Gewiß. Unsere Zeit hat schon keine Ideale mehr, aber mit demselben Rechte kann man sagen, sie habe noch keine. Denn die alten sind verfallen, die neuen sind noch nicht da, sie sind erst im Entstehen begriffen. Man nennt das 20. Jahrhundert dasjenige des Arbeiters, der Frau, der Kinder. Jeder spricht von seinem Standpunkte aus. Man spricht darüber, aber man arbeitet auch in dieser Richtung. Die Arbeiter organisieren sich, um ein gesünderes, schöneres, bequemeres Leben leben zu können. Frauen vereinigen sich, um von den Vorurteilen von Jahrtausenden befreit, sich dem Manne als ebenbürtige Menschen zur Seite zu stellen. Die Seele, das Spiel, der Betätigungstrieb des Kindes werden jetzt eifrig studiert, um diesem durch eine auf natürlichen Grundlagen fußende Erziehung eine glückliche Jugend und ein gut vorbereitetes Leben zuteil werden zu lassen. Und über allen diesen sozialen Bewegungen, die berufen sind, dem 20. Jahrhundert ihren Stempel aufzudrücken, herrscht das Prinzip des Individualisierens, dessen mächtigster Verfechter Herbert Spencer ist. Die Masse, das Volk, die Schulklasse ist verschwunden oder im Verschwinden begriffen, und fortan gilt das Individuum, der Einzelne, sei es Mann, Weib oder Kind. Denn es ist klar, daß die Zufriedenheit der Massen mit Prinzipien, Ideen und Schlagworten politischer und ökonomischer Prägung nur kurze Zeit hingehalten werden kann, daß aber Zufriedenheit des Einzelnen zugleich Zufriedenheit der Massen ausmacht.

Was die Zukunft bringen wird, — wer vermag dies zu sagen? Aber daß die alten Ideale teils gefallen sind, teils ganz bedenklich wanken, ist gewiß. Die Zukunft hingegen wird aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem Banner des Individualismus das Los der großen Massen bessern. Wer für Unterströmungen Gefühl hat, muß dies an allem wahrnehmen. Und Unterströmungen gelangen dann als Hauptströmungen an die Oberfläche.

Die Kunst des 20. Jahrhunderts wird sich nun wie die Kunst einer beliebigen Epoche ihre Säfte aus dem Erdreich holen, aus dem sie entsprossen ist, nämlich aus den gegebenen Idealen unter der Aegide des Individualismus. Ob nun statt Schlachtenbilder und historischer Szenen Massenaufzüge demonstrierender Arbeiter oder Meetings von Frauenrechtlerinnen, statt Regentenbilder Porträts von Volkstribunen erscheinen werden — wer vermag dies jetzt zu behaupten? Aber nur zwei Momente möchte ich in der Erscheinungen Flucht fixieren. Das eine ist das Auftreten Constantin Meuniers. Warum erschüttern uns seine einfachen Bronzegestalten so gewaltig? Haben etwa die Bildhauer vor ihm nicht ebensogut wie er die Anatomie des Menschen in Erz gegossen, oder bewegen der sterbende Gallier

oder die Laokoon-Gruppe der griechischen Plastik unser Mitleid in einem geringeren Maße? Die einfache Lösung ist die, daß Meuniers Bergleute und Puddler Menschen unserer Zeit, demnach Fleisch von unserem Fleische sind. Und obzwar des großen Belgiers plastische Kunst an sich selbst über alle Kritik erhaben ist, so ist es dennoch nur der Gedanke, der Geist, der in seinen Bildwerken materialisiert ist, was sie unserem Fühlen so nahe bringt. Es gilt mir für ausgemacht, daß Meunier, das Kind aus dem Volke, der gewesene Schullehrer, die Richtung gezeigt hat, in welcher sich die Kunst des 20. Jahrhunderts bewegen wird. Und dieser Umstand hebt diesen schon an sich großen Bildner noch mehr in unseren Augen.

Das zweite Moment, welches die Richtung der Kunst des 20. Jahrhunderts anzudeuten scheint, ist die ungemein extensive und intensive Pflege des Porträts in Malerei und Skulptur. Große Porträtisten gab es ja schon im griechischen Altertume. Die großen Maler und Bildhauer des Cinquecento porträtierten ebenfalls mit großem Eifer, so Raffael, Giorgione, del Piombo, Tizian. Aber teils waren sie nur auf äußerliche Aehnlichkeit bedacht, teils reizte sie das menschlich schöne Aeußere der Person und die Staffage. Erst mit Velasquez wurde die individuelle Porträtmalerei geboren. Während dieser aber nur Könige und Hofschranzen malte, entwickelte sich in den Niederlanden die eigentliche Porträtmalerei, die im Individuum als solchem, nicht in seinem sozialen Stande, das Malerische sucht. Und es war kein Zufall, daß die Bildnismalerei in den Niederlanden, wo ein freies, unabhängiges, selbstbewußtes Bürgertum Herr seiner eigenen Geschicke geworden war, sich auf das höchste entwickelte, und wo sich das herrliche Doppelgestirn Rembrandt und Franz Hals, ferner eine Plejade trefflicher Porträtmaler betätigen konnte. Es ist nun bemerkenswert, daß seit diesen Porträtmalern des 17. Jahrhunderts und einer eng begrenzten Gegend sich das Porträt nie so hoch entwickelt hat, wie in unseren Tagen. Denn damals, im Holland des 17. Jahrhunderts, waren dieselben natürlichen Verhältnisse gegeben, in deren Richtung sich der Geist und demnach auch die Kunst des 20. Jahrhunderts zu entwickeln anschickt: Politische Freiheit, religiöse Unabhängigkeit, ökonomischer Aufschwung, Anerkennung des Individuums. Das Alpha und Omega des Ringens und Schaffens der Menschen ist in letzter Linie doch der Mensch, dieses so sehr differenzierte, veredelte Tier mit seinem so komplizierten Seelenleben. Demnach ist es mehr als wahrscheinlich, daß die heutigen Porträtmaler, die an Vertiefung des Problems den größten Meistern des 17. Jahrhunderts gleichstehen, ja sie teilweise übertreffen, in richtiger Vorahnung des höheren Menschenwertes der kommenden Jahrzehnte die Vorläufer einer edleren Kunstrichtung sind, deren Hauptsubstrat der Mensch, der Einzelne, das Individuum ist.

Geschlechts- und Eheleben in Japan.

Hans Fehlinger.

Die Japaner sind „Mode geworden“, seit sie die disziplinlose, von unfähigen Leuten geführte russische Armee geschlagen haben. Viele, die in jüngster Zeit über Japan schrieben, glauben die Zustände

in jenem Lande, die Tüchtigkeit und die Errungenschaften seiner Bevölkerung nicht genug preisen und die japanischen Einrichtungen den Europäern zur Nachahmung empfehlen zu können. Ich zweifle nicht, daß die Japaner, im Gegensatz zu den meisten farbigen Völkern, entwicklungsfähig sind, doch sehe ich keinen Grund, warum die Europäer Anlaß hätten, etwas von der orientalischen Kultur zu übernehmen; viel wichtiger ist es, unsere eigene Kultur weiter zu entwickeln, sie zu höherer Blüte zu bringen und sie von orientalischen Einflüssen frei zu halten, die sich verderbenbringend erweisen müßten, was z. B. die Kalifornier und Britisch-Kolumbier erfahren haben.

Unter anderem wurde auch das Geschlechts- und Eheleben der Japaner als Muster vorgeführt, zuletzt von Dr. Friedr. S. Krauß[1]), der es im ganzen freier und anscheinend für das Individuum wie für die Gesamtheit zuträglicher findet, als unsere Zustände. Er wäre überhaupt geneigt, es als das größte Glück für Europa zu betrachten, wenn die chinesische Kultur — aus welcher die Kultur der Japaner hervorging — sich mit der unseren „harmonisch vereinigte“. Wie man sich diese harmonische Vereinigung vorstellen soll, wird nicht angedeutet.

Krauß meint in bezug auf das Geschlechtsleben in Japan im Vergleich mit dem Geschlechtsleben in Europa: „Wir setzen unseren Kindern, wenn sie in die Geschlechtsreife eintreten, schwere Schranken, deren Uebertretung wir als gröbsten Ungehorsam bezeichnen, und so erleben wir selbstbereiteten Kummer. In Japan darf jeder Erwachsene ohne Scheu ein Freudenhaus besuchen, und unter gewissen Vorbedingungen jedes ledige Frauenzimmer sich im Bordell ausleben, um mit ihren Reizen Geld zu verdienen. Der Makel, der bei uns auf der feilen Dirne zeitlebens haftet, schändet nicht die Japanerin, die auch als Freudenmädchen von ihrer Familie nicht geächtet und nicht verstoßen wird. So erspart die Sitte den japanischen Eltern endlosen Kummer, den bei uns die öffentliche Meinung erzeugt.“ Die Auffassung, daß jedes „ledige Frauenzimmer“ in Japan sich „im Bordell ausleben“ kann, ohne geächtet zu werden, ist vollständig falsch. Glücklicherweise! — Hören wir, was ein Japaner, Dr. Ichikawa, über die Anforderungen sagt, die an japanische Mädchen gestellt werden[2]): „Die Keuschheit gilt, entgegen den vielfach im Auslande verbreiteten Anschauungen, als das wertvollste jungfräuliche Gut. Um sie zu schützen, verlangt die Sitte, daß Knaben und Mädchen nicht in demselben Raume beisammen sein sollen, wenn sie älter als sieben Jahre sind, wobei allerdings die Idee mitspricht, daß sonst leicht Knaben ihre schönste männliche Tugend, die Tapferkeit, einbüßen könnten. Dem freien Verkehr zwischen beiden Geschlechtern werden vielerlei Schranken auferlegt; »Gelegenheit macht Liebe«, sagt man sich. Ein junges Mädchen soll so viel wie möglich im Hause bleiben und nicht ohne Begleitung ausgehen. Das Zusammenleben in der Familie erschwert Heimlichkeiten jeder Art; der europäische Tanz gilt nicht für anständig. Begeht trotz aller Vorsichtsmaßregeln ein junges Mädchen einen Fehltritt, so gilt das als das größte Unglück für sie und als ein schwerer

---

[1]) Das Geschlechtsleben in Glauben, Brauch und Sitte der Japaner. Leipzig 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.

[2]) Eheleben in Japan. Der Ostasiatische Lloyd, 21. Jahrgang, Nr. 17, S. 742.

Schimpf für die Ahnen. Meistens bleibt ihr nur ein Leben der Schande offen.“ Mit Ichikawa stimmen gewiß fast alle intelligenten Japaner überein. Nicht nur das Leben im Bordell wird als Schande angesehen, sogar der „Fehltritt“. Bemerkenswert ist, was Ichikawa über die Absonderung der Geschlechter von früher Jugend an sagt. Gerade das gilt in Japan als Norm, was wir als argen Fehler in der Erziehung erkannten. Denn je mehr junge Leute verschiedenen Geschlechts einander entfremdet werden, desto mehr wird dem Laster Vorschub geleistet und der gesunde Geschlechtstrieb gestört, desto mehr müssen Masturbation und Päderastie bei einem Volke um sich greifen. Krauß zeigt auch im sechsten Kapitel seines Buches, daß Päderastie in Japan häufig ist. Bei stetem Zusammenleben von Knaben und Mädchen wird im späteren Leben der Geschlechtstrieb weniger unbändig sein; mächtige sexuelle Impulse werden viel weniger während des ganzen zeugungsfähigen Alters das Leben beherrschen und zu Ausschweifungen und Verbrechen führen, als bei strikter Trennung der Geschlechter.

Als einen Beweis des sittlichen Hochstandes der Japaner sieht Krauß es an, daß sie nicht eine derartige Scheu vor der Nacktheit des menschlichen Körpers bekunden, wie die Europäer[1]). Dann müßten wir alle die unzivilisierten Völker, die wenig oder gar nicht bekleidet gehen, als sittlich weit über uns stehend betrachten, was gewiß die meisten Ethnographen ganz entschieden verneinen werden. Aber sicher würden sich geschlechtliche Ausschweifungen mehren, wenn die Japaner die europäische Kleidung annähmen, die übrigens für das Klima ihres Landes ganz unzweckmäßig ist. Auf dem Gebiete der Kleidung gäbe es in Europa viel zu verbessern, doch auch dabei brauchen wir keinem orientalischen Vorbild zu folgen.

Feststehend ist, daß die geschlechtliche Sinnlichkeit bei den Japanern sehr ausgebildet ist; sie führt zu Auswüchsen, die freilich dem beobachtenden Europäer zum größten Teil unbekannt bleiben, weil ihm ein enger Anschluß an die japanische Gesellschaft ungemein erschwert wird. Der extremen Sinnlichkeit begegnen wir bei allen Orientalen, wie bei den Negern und anderen farbigen Rassen.

Die gesellschaftliche Ordnung ist in Japan eine von der unsern ganz verschiedene; sie hindert die Freiheit der Person in höchstem Maße und ist auf die Ausbildung des Herdengeistes gerichtet. Ichikawa, der auf die gesellschaftlichen Einrichtungen seines Vaterlandes viel hält, kennzeichnet diesen Zustand folgendermaßen: „In Japan spielt die Idee der Verleugnung des »Ich« gegenüber der Gesamtheit, der kritiklosen Verehrung, des blinden Gehorsams eines Individuums gegen ein anderes Wesen eine Rolle, die mit der westlichen Auffassung von der Freiheit und Gleichheit der Menschen in starkem Widerspruch steht. Nach der japanischen Sittenanschauung schuldet der Diener dem Herrn, das Kind den Eltern, die Frau dem Manne, der Untertan dem Herrscher unbedingte Unterwerfung. Vom frühesten Kindesalter an gilt deshalb als Hauptaufgabe der Erziehung, der Jugend das Gehorchen beizubringen. Namentlich gilt dies für die Mädchen, die nach der späteren Vermählung nicht nur dem Manne, sondern

[1]) Diese Scheu vor dem nackten menschlichen Körper ist auf Einflüsse des Christentums zurückzuführen, das nicht europäischen Ursprungs ist.

auch der Schwiegermutter aufs Wort parieren müssen. Ohne dies würde es gar nicht gehen, da nach japanischer Sitte alle Kinder, solange sie unvermählt sind, im Elternhause verbleiben, die Söhne sogar, nachdem sie sich verheiratet haben.“ Bei solchen Verhältnissen ist es glaublich, daß ein Vater seine jungfräuliche Tochter zum Eintritt ins Bordell zwingen kann, und daß sie sich fügt, ohne daß ein Seufzer ihren Lippen entweicht — was Krauß in seinem Buche erwähnt. Die Ehen werden in der Regel nicht nach der freien Entschließung eines Paares eingegangen, sondern auf Befehl der Eltern. „Der Bräutigam hat bis zum Hochzeitstage eigentlich gar keine Gelegenheit, seine Braut näher kennen zu lernen“, sagt Ichikawa; „die Liebe des Brautpaares nach europäischen Begriffen spielt somit bei der japanischen Eheschließung keine Rolle.“ Die geschlechtliche Zuchtwahl, die für die Rassenentwicklung von höchster Bedeutung ist, wird verhindert. Bei den niederen Klassen sind — nach Krauß — direkte Verbindungen nicht selten; sie werden jedoch scheel angesehen. Häufig werden von den Eltern oder den nächsten Verwandten Vermittler zum Abschluß einer Ehe herangezogen. Die Pflicht eines solchen Vermittlers besteht darin, „der Beteiligten Charakter, Gewohnheiten, schlechte und gute Eigenschaften und Körpermängel gegenseitig zur Kenntnis zu bringen und alles aufzubieten, um der Angelegenheit einen günstigen Abschluß zu geben. Der Vermittler muß eine Zusammenkunft des Paares zustande bringen ... und wenn nach dieser Begegnung einer der Beteiligten mit dem andern nicht zufrieden ist, wird die Sache nicht weiter fortgesetzt. Vor Zeiten aber, sagt Küchler, wurde diese voreheliche Begegnung Leuten sehr hohen Ranges erlassen, so daß sich diese folglich nicht früher sahen, als bis am Hochzeitstage die Braut den Schleier lüftete“. (Krauß.)

Ehedem wurden Ehen auf eine gewisse Zeit abgeschlossen; gegenwärtig ist das nicht mehr gebräuchlich.

Der Japaner hat formell die Pflicht, sich zu verheiraten, um für die Fortsetzung der Ahnenverehrung in der nächsten Generation zu sorgen. Nach der Angabe von Ichikawa sind die Ehen gewöhnlich sehr glücklich, trotzdem die Gattenwahl Sache der Eltern ist. Schlechte Behandlung der Ehefrauen soll so gut wie gar nicht vorkommen. Die Frau geht ganz und gar in ihren ehelichen, mütterlichen und häuslichen Pflichten auf — gewiß auch etwas, nach dem immer weniger europäische Frauen Verlangen zeigen. Ehebruch seitens der Frau soll kaum jemals vorkommen, und früher ging die Treue der Frau gar so weit, daß die Wiederverheiratung von Witwen zu den größten Seltenheiten gehörte. „Ein Schatten fällt nur in die Ehe, wenn diese unfruchtbar ist oder wenn die männliche Nachkommenschaft ausbleibt. In diesem, Falle ist es dem Manne erlaubt, sich noch eine Nebenfrau zu nehmen, um die Fortsetzung der Ahnenverehrung zu sichern. Indessen pflegt er nicht häufig Gebrauch von diesem Vorrecht zu machen, weil durch das Zusammenleben der beiden Frauen unter einem Dache der häusliche Frieden leicht gefährdet wird. Er zieht es meistens vor, den Pflichten für die Zukunft durch Kinderadoption zu genügen.“ (Ichikawa.) Der Mann ist an eheliche Treue nicht gebunden, und Krauß sagt, er „kann sich ohne besondere Gründe von seiner Frau trennen, und er darf sich danach so oft wieder verheiraten als er will, nur nicht mit

der leiblichen Schwester der Frau oder einer Schwester einer vorigen Gattin".

Die Eheschließung ist in Japan durch Gesetz schon sehr frühzeitig ermöglicht; beim männlichen Geschlecht mit dem zurückgelegten siebzehnten, beim weiblichen mit dem zurückgelegten fünfzehnten Lebensjahre. Das ist bei der extremen Sinnlichkeit des Volkes notwendig. Die Häufigkeit der Eheschließungen ist jedoch nicht viel größer, als in den meisten europäischen Staaten, so daß ein großer Teil der Japaner auf außerehelichen Verkehr angewiesen ist, oder widernatürlichen Geschlechtsverkehr oder Masturbation treibt. Im Jahrzehnt 1896—1905 heirateten in Japan im Jahresdurchschnitt von je 1000 Personen 17, dagegen in Serbien 20, in Bulgarien 18, in Rußland (1892—1901) 18, in Ungarn und im Deutschen Reich 17, in Belgien, Oesterreich, England, Rumänien und Spanien 16, in der Schweiz, in Frankreich, den Niederlanden, Dänemark und Italien 15 usw. — Die Zahl der Eheschließenden, die in Japan auf 1000 Einwohner kamen, schwankte im letzten Vierteljahrhundert von Jahr zu Jahr erheblich. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist ein Rückgang der Eheschließungshäufigkeit bemerkbar, der besonders in den Verhältnissen vor und während des russisch-japanischen Krieges und in der Umwälzung der wirtschaftlichen Zustände begründet ist.

Erklärung.

Auf S. 724 des vorigen Jahrgangs d. Z. macht in dem Vogtschen Aufsatz „Das Geistes- und Lebensproblem auf Grund einer realmonistischen Weltanschauung" der Autor die Bemerkung, er habe kürzlich aus meiner neuesten Schrift „Wie ist das Leben entstanden?" ersehen, daß meine Theorie der seinigen so ähnlich sei, wie ein Ei dem anderen; er beruft sich dafür auf seine früheren Schriften, die mir anscheinend nicht bekannt gewesen seien. Diese letztere Annahme trifft zu. Wie weit im übrigen die Uebereinstimmung zwischen uns geht, mögen die Leser dieser Zeitschrift auf Grund meiner im folgenden dargelegten Theorie entscheiden.

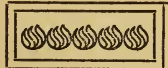
Als die Eigenwärme der Erdoberfläche unter die Bestrahlungswärme herunterging, als demnach die Bestrahlung der Erde durch die Sonne einsetzte, begann die Erde gegen diese Bestrahlung zu reagieren und zwar tat sie dies in einer speziellen Masse an ihrer Oberfläche. Diese Masse erfüllte ihre Aufgabe von vornherein in differenzierter Weise, indem sie rhythmische Bewegungen der Ausdehnung und Zusammenziehung machte, während sich gleichzeitig ihre chemischen Bestandteile rhythmisch banden und lösten. Die physikalischen und chemischen Vorgänge bedingten sich gegenseitig und steuerten einander. Auf diese Weise wurde Materie der Erdoberfläche tätig, sie leistete Arbeit, sie wurde „belebt". Die Wärme, welche die Erde infolge der einsetzenden Bestrahlung durch die Sonne nicht mehr in den Weltraum ausstrahlen konnte, war jetzt in dieser Masse, der „Lebensmasse", zurückgehalten; dadurch kam die Masse in den Besitz einer besonderen Wärme und befand sich infolgedessen in Spannung (Spannung 2. Grades). Eine in Spannung befindliche Masse kann nur geformt auftreten und zwar zunächst in einfachster Weise: sie besitzt Kugelgestalt. Da sich aber die Lebensmasse im Prinzip auf der Gesamtoberfläche der Erde, also wieder einer Kugel, befand, so hatte sie zweien Anforderungen gerecht zu werden: sie sollte als eine Kugel in

Erscheinung treten und sich gleichzeitig, wenigstens im Prinzip, auf der Gesamtoberfläche einer Kugel befinden. Sie paßte sich dieser Forderung an, indem sie als eine Summe über die Oberfläche der Erde verteilter Kugeln in Erscheinung trat. Die Lebensmasse trat also von vornherein als eine Summe von Gebilden und zwar von einfachsten Gebilden auf, und sie reagierte für die Erde, indem sie in jedem Teil, d. i. in den einzelnen Lebewesen, reagierte. Eine in Spannung befindliche Masse ist in ihrem physikalischen Verhalten usw. grundverschieden von einer nicht in Spannung befindlichen; die lebende Materie zeigt also ein anderes Verhalten als die übrige Materie unserer Erde; unter anderem ist sie empfindsam. Das Leben stellte den beständigen Konflikt zwischen der Ausstrahlung der Erde und der der Sonne dar, war also seiner Natur nach kontinuierlich, nicht unterbrechbar. Und wenn die Lebensmasse, d. i. Summe aller Lebewesen, diesen Konflikt verkörperte, so war auch sie kontinuierlich.

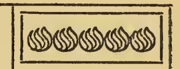
Gleichzeitig mit dem Leben, also mit der einsetzenden Bestrahlung der Erde durch die Sonne, traten aber noch andere Bewegungen auf unserer Erde in Erscheinung, z. B. die Bewegung der Atmosphäre in „Winden", und diese und ihre Folgen konnten ihrerseits nicht ohne Einwirkung auf den Lebensvorgang bleiben; sie störten ihn gleichsam in seinem glatten Verlauf. Das Leben aber mußte weiter „leben", und so war es gezwungen, diesen Verhältnissen und den weiter auf der Erde sich allmählich vollziehenden Veränderungen Rechnung zu tragen; es paßte sich ihnen an, wobei das Leben, ursprünglich ein einziger Vorgang — wenigstens im Prinzip —, immer mehr in besondere Vorgänge zerlegt wurde. So mußten auch die ursprünglich mit einer einzigen Tätigkeit ausgerüsteten Lebewesen immer mehr besondere Tätigkeiten vollführen, d. h. die Lebewesen wurden immer „höher" organisiert, indem der Körper des einzelnen seine Arbeit immer mehr und immer schärfer unter dem Prinzip der Arbeitsteilung leistete. Die ursprünglich einfache Fähigkeit des Lebewesens wurde auf diese Weise in eine immer größere Anzahl von besonderen Fähigkeiten zerlegt. Und so haben sich die Lebewesen „entwickelt".

Ueber das Wesen der Entwicklung werde ich demnächst in einer besondern Schrift, die die Mängel meiner früheren diesbezüglichen Ausführungen beseitigt bezw. wesentliche Ergänzungen bringt, mich ausführlich verbreiten.

Dr. Emil Koenig, Mittelbexbach (Pfalz).



Berichte und Notizen.



Darwins Kreuzungsgesetz und die Grundlagen der Blütenbiologie. Die herrschende Theorie von dem Nutzen der Kreuzbefruchtung und der die Kreuzung begünstigenden Blütenanpassungen wird gegenwärtig von W. Bruck angegriffen. Theoretisch geht Bruck aus von den neueren Anschauungen über die Konstitution des Zellkerns. Danach verläuft die Vereinigung der elterlichen Kerne nur dann vollkommen normal, wenn die männlichen und die weiblichen Chromosomen dieselbe Zahl von Eigenschaftsträgern enthalten. Stimmt die Zahl der erblichen Anlagen der beiden Vorkerne nicht genau überein, so treten Störungen auf. Für die völlige Entfaltung aller Eigenschaften der Nachkommen ist also eine gleiche Konstitution der Sexualkerne erforderlich. Diese Bedingung wird am vollkommensten erfüllt bei denjenigen Pflanzen, die sich von alters her durch Selbstbefruchtung fortgepflanzt haben. Am „gametenreinsten" erscheinen von diesem Standpunkte aus die kleistogamen Pflanzen (mit stets geschlossen bleibenden Blüten); ihnen am nächsten kommen die Pflanzen, in deren Blüten regelmäßig vor der Eröffnung Selbstbefruchtung eintritt. Zu den Versuchen von Darwin u. a., wonach die gekreuzten Nachkommen sich durch größere Lebensfähigkeit auszeichnen, macht Bruck

geltend, daß sie zwischen Gartenvarietäten, nicht aber zwischen reinen Arten vorgenommen worden sind; auch habe Darwin stillschweigend die Schädlichkeit lange fortgesetzter Selbstbefruchtung gefolgert, die aber nicht nachgewiesen sei. Die verschiedenen Blüteneinrichtungen aber, die bisher als Anpassungen zur Sicherung der Kreuzbefruchtung gedeutet wurden, sind nach Bruck nicht nützlich, sondern schädlich. Die Diklinie (Monöcie, Diöcie, Gynodiöcie usw.) sowie die Herkogamie (Verhinderung der Selbstbestäubung durch die gegenseitige Lage der Geschlechtsorgane) erklärt er durch Mutation; die Dichogamie (Protandrie, Protogynie), sowie die Nektarien sind kein Anpassungs-, sondern ein Organisationsmerkmal. Die Nektarabsonderung sei wahrscheinlich bereits als konstante Eigenschaft ausgebildet gewesen, lange bevor von einer Anpassung der Insekten die Rede war. — Im allgemeinen darf man diesen umwälzenden Ansichten gegenüber sich wohl abwartend verhalten. (Extr. du Recueil des Travaux botan. Néerlandais IV, 102, 1907.)

Künstliche Vereinigung zweier Tiere. Nach einem Bericht in der „Münch. Mediz. Wochenschr." ist es Sauerbruch gelungen, zwei Kaninchen zum Zusammenwachsen zu bringen. Es trat dabei ein weitgehender Kommunismus im Blut- und Säfteaustausch ein. Der anatomische Befund ergab, daß sich an der Vereinigungsstelle kleine Gefäßbäumchen von einem Tier zum anderen hinüberzogen. Bedingung für das Gelingen des Versuches war, daß die Kaninchen jung, vom selben Geschlecht und womöglich vom selben Wurfe waren.

Frauenmilch im Ultramikroskop. Kreidel und Neumann haben die Milch mehrerer Säugetiere und der Frau ultramikroskopisch untersucht und bei der Frauenmilch ein wesentlich verschiedenes Bild erhalten. Die Milch zeigte zweierlei korpuskuläre Elemente in Suspension: größere Fetttröpfchen und kleine, nur im Ultramikroskop sichtbare Teilchen, welche vielleicht Kasein enthalten und für die die Entdecker den Namen „Laktokomien" vorgeschlagen haben. In der Frauenmilch fehlt dieser letztere Formbestandteil, so daß es wahrscheinlich ist, daß sie das Kasein in Lösung enthält. (Sitzungsbericht der Wiener Aerztegesellschaft vom 7. II. 1908.)

Die Frage nach den Kältegrenzen des Lebens hat durch die Verflüssigung der Luft neue Anregung erhalten. Dabei zeigten sich die niedersten Organismen besonders widerstandsfähig. Pestbazillen blieben lebend, obgleich sie mehrere Monate lang auf —31° abgekühlt wurden, Diphtheriekeime hielten bis 60° Kälte aus, Tuberkelbazillen verloren ihre Lebensfähigkeit trotz einstündigen Eintauchens in eine Kältemischung von —100° nicht und starben erst bei —160° ab. Ja, Eiterkokken blieben bei —220° am Leben, und selbst nach Eintauchen in —252° besaßen einige von ihnen noch ihre Vitalität. Aehnliche Widerstandsfähigkeit zeigte sich bei Pflanzensamen, und da diese sich meist durch geringen Wassergehalt auszeichnen, liegt der Gedanke nahe, auch bei den Mikroorganismen Wassermangel im Zellinhalt als Grund ihrer Resistenz anzusehen. (Beil. zur Münch. Allgem. Ztg. Nr. 44, 1908.)

Mit der Frage der Geschlechtsbestimmung hat sich Dr. Luise Robinovitsch in einer Arbeit beschäftigt (The Journal of Mental Pathology VIII, 1). Nach dem Referat von P. Näcke sind ihre Leitsätze folgende: Die höchste Lebensenergie während der Menstrualzeit entwickelt die Frau ungefähr 10 Tage vor Beginn der Periode. Empfängnis zu dieser Zeit ist geeignet, einen Knaben zu erzeugen. Den jüdischen Vorschriften bez. des Beischlafs ist wahrscheinlich der relative größere Knabenüberfluß zuzuschreiben. In zivilisierten Gegenden nimmt der Ueberschuß der Frauen ab; dort finden Heiraten auch erst auf der Höhe der größten neuromuskulären Kraft statt. Akademisch gebildete Frauen heiraten später und mehr akademisch Gebildete, als die anderen; sie bringen mehr Knaben hervor, als weniger gebildete Frauen. Alle diese Tatsachen lassen sich vernünftigerweise nur so erklären, daß in zivilisierten Ländern der Geist und die neuromuskuläre Kraft höher sind als in den mehr zurückgebliebenen und daß diese hohe Kraftanhäufung einen entscheidenden Einfluß auf den Knabenüberschuß haben muß. So könnte man, wenn das Verhältnis sich auch anderweitig bestätigen sollte, auch die Geschlechtsbestimmung vornehmen. — Näcke bemerkt dazu: „Verfasser hat hier sehr wahrscheinlich zwei wichtige Punkte der Geschlechtsbestimmung erläutert, freilich noch nicht einmal ganz sicher. Die Hauptschwierigkeit beruht darin, daß der Tag der Empfängnis nur in den seltensten Fällen feststeht. Dann sind aber sicher eine Reihe noch unbekannter Momente mitwirkend. Wie erklärt sich z. B. nach obiger Theorie die

Tatsache, daß in Hunger-, Not- und Kriegsjahren mehr Mädchen als Knaben geboren werden? Sehr wichtig wäre es, das Geschlecht der Fehlgeburten zu bestimmen, wenn es möglich ist. Dies ist, so viel ich weiß, noch nicht geschehen. Ob es schließlich wirklich ein Glück wäre, hier der Natur künftig vorzugreifen, erscheint mir etwas problematisch, da dann wahrscheinlich das Mißverhältnis beider Geschlechter zueinander und zwar zugunsten des weiblichen, ein noch viel größeres sein würde, als jetzt, und eine Regelung fast unmöglich erscheint. Nutzen direkt würde es nur haben für die dynastischen Interessen, oder um Majorate festzuhalten. Viel beträchtlicher freilich wäre der Nutzen zur Vererbung von Talenten und Genies, doch wäre dies stets ein unsicheres Unternehmen.“ (H. Groß' Archiv 29, 2 u. 3.)

Ueber „Psychiatrie und Biologie“ schreibt Walter Fuchs-Emmendingen: Um die Ergebnisse der modernen Biologie in die psychiatrische Praxis einführen zu können, müssen wir zunächst feststellen, was vergleichbar ist. Der erste Gegenstand und die wahre Grundlage unserer Forschung, die Individualität, ist die Frucht von Anlage und Umwelt, also ein Engrammkomplex von ererbten elterlichen und voreIterlichen Eigenschaften in einem spezifischen Mischungsverhältnis, und von selbsterworbenen Eigenschaften. (Fuchs gebraucht dabei Engramm nach Semons Vorgang als Bezeichnung für Disposition, wobei die Theorie Herings zugrunde gelegt wird, daß die lebendige Substanz nach dem Aufhören jeder Reizerregung dauernd verändert bleibt.) Zum ersten sind also die Vererbungsgesetze von Bedeutung: Für die Umrißlinien im großen das biogenetische Grundgesetz, welches auch seinerseits das Individuum als ein konzentriertes Bild des entwicklungshistorischen Werdeganges, als eine Art Ahnentafelexzerpt erscheinen läßt; für die Betrachtung aus der Nähe, für die Einzelmerkmale, vor allem die Gesetze des großen Augustinerpaters Mendel. — Die Psychiatrie bestätigt aus ihrer Erfahrung diese Regel: bei jedem Individuum sind die Eigenschaften mütterlicher- und väterlicherseits in etwas anderem Prozentsatz, in etwas anderem Stärkegrad zurückgetreten oder vorhanden; jedes Individuum vererbt auf seine Nachkommen eine andere Stichprobenauswahl seines eigenen Mosaiks. Auch die dominierende Bedeutung der jüngeren Anlage erweisen jene psychopathologischen Beispiele, wo die Entartung durch die gehäuften Krankheitszüge des einen oder anderen nächstkonsanguinen Hauptes der vorhergehenden Generation herbeigezwungen erscheint. Der Großempiriker der Vererbungslehren, der Vollblutzüchter, arbeitet mit dem allzuvielsagenden Begriff der Rasse; aber als Kriterium der Rasse dient auch ihm das Zusammentreffen mehrerer günstiger Einzeleigenschaften im Individuum. Der Begriff Degeneration oder Entartung verlangt eine Definition. Ohne weiteres ist Degeneration das Gegenteil von Fortschritt im naturwissenschaftlichen Sinne. De Vries, der in seiner Mutation die Haupterscheinung der organischen Fortentwicklung erblickt, eine Progression, charakterisiert die letztere als eine Anhäufung neuer Eigenschaften. Zunehmende Zahl von Eigenschaften würde also das sein, was dem Degenerierten mangelt. Dieses Manko erschöpft zwar den Begriff Degeneration nicht, auch wenn wir noch die Forderung der Vererbbarkeit erheben. Vielmehr gehört eine Unzweckmäßigkeit im höheren Sinne dazu: wenn von zwei Hungernden der eine stiehlt, der andere arbeitet, um Brot zu erhalten, so handeln beide zweckmäßig, der Dieb sogar aktuell in höherem Grade, aber das „lebenverneinende“ Ende kommt nach und weist den Weg der Scheidung. Wenn wir in diesem Sinne, freilich immer noch mit dem schlechten Gewissen bewußter Einseitigkeit, Degeneration als erbliche funktionelle Verarmtheit auffassen, gewinnen wir brauchbare Gesichtspunkte. Wir erinnern uns aus der psychiatrischen Praxis jener Dégénérés, deren psychische Absurditäten wohltätiger Hemmungen entraten müssen, deren Leben überall Defekte zeigt und bergab führt, weil die psychischen Partner versagen, statt vikariierend zusammenzuwirken. Anders ausgedrückt: Das Unterscheidungsmerkmal zwischen Degeneration und Norm ist der Grad der Fähigkeit, der Situation gerecht zu werden, der Fähigkeit zur Anpassung. Dieser Vorgang der Anpassung, der darin besteht, daß erbliche Eigenschaften in ihrer Konstanz von den Lebensbedingungen beeinflußt werden, mit ihnen variieren, ist biologisch grundlegend. Zur Anwendung dieser Gesichtspunkte in der klinischen Praxis teilt Fuchs ein Schema eines Analysebogens mit. (Ztschr. f. angew. Psychol. I, 6, 1908.)

Ueber die Anthropologie der Schweiz liefert Prof. Alex. Schenk-Lausanne eine zusammenfassende Untersuchung. Die ersten menschlichen Spuren finden sich in der Schweiz am Ende der paläolithischen Periode. Die aufgefundenen

Geräte legen Beziehungen nahe zu den drei bekannten paläolithischen Menschenrassen (Neandertal-, Cro-Magnon- und Grimaldirasse), wenn auch die Knochenfunde zu einer anatomischen Identifikation nicht hinreichen. — Aus der neolithischen Periode bespricht Schenk nur die in den Pfahlbauten angetroffenen Funde. Hier findet man in der ältesten Schicht nur brachycephale Schädel (6 Schädel). In der zweiten Schicht (ausgeprägte Steinzeit) zeigt sich ein beinahe gleiches Verhältnis von brachycephalen und dolichocephalen Schädeln (20 Schädel). In der dritten Schicht endlich (Uebergang zur Bronzekultur) sind die Dolichocephalen bedeutend zahlreicher, wenngleich einzelne brachycephale Schädel eine bemerkenswerte Reinheit des Typus aufweisen (17 Schädel). Der Verfasser kündigt eine weitere Untersuchung über die Funde in Höhlen und Grabstätten an. (Bulletin de la Soc. Neuchâteloise de Géogr. XVIII, S. 101, 1907.)

Ueber die Urbewohner Australiens und ihre Stellung im Zusammenhang der Menschheit sprach Prof. H. Klaatsch in der Heidelberger Naturhistorisch-Medizinischen Gesellschaft und berichtete dabei über die Ergebnisse seiner dreijährigen Forschungsreise in Australien. Die Schädelbildung der Ureinwohner des australischen Nordens und Nordwestens weise nur zum Teil die von Huxley behauptete Aehnlichkeit mit dem Neandertalschädel auf. Sie zeige kein flaches, zurückspringendes Stirnbein, sondern oft sehr hohe, meist sehr schmale Schädelbildung, allerdings von nicht größerer Kapazität, als sie der Neandertalschädel besitzt. Dieser und der Australierschädel scheinen zwei verschiedene Entwicklungsreihen zu repräsentieren, die von einer Urform sind, wie sie das vielleicht älteste Dokument menschlichen Lebens, ein kürzlich in der Heidelberger Gegend gefundener Kiefer, kennzeichnet. Bei Mauer wurde nämlich vor kurzem ein auffallend massiver Menschenkiefer gefunden. Prof. Klaatsch und Privatdozent Dr. Schoetensack-Heidelberg betrachten diesen Fund als das älteste menschliche Knochenstück, das man kennt. (Beil. zur München. Allgem. Ztg. Nr. 47, 1908.)

Die Rassenfrage im antiken Aegypten erörtert Hermann Stahr in einem gleichbetitelten Buche (Berlin, Brandus 1907) nach der Beschreibung von 110 ägyptischen Schädeln und 27 Mumienköpfen. Er faßt sein Ergebnis folgendermaßen zusammen: „Die Bevölkerung des alten Aegypten war somatisch durchaus nicht einheitlich und in keiner Beziehung einseitig oder extrem entwickelt; sie war gemischt und erhielt neuen Zuzug, zeitweise mehr von Afrikanern, zeitweise mehr von Semiten. Mit den anderen Hamiten Nordafrikas sind die Aegypter stammverwandt.“

Die ältesten Menschenspuren auf den britischen Inseln. Bei Untersuchungen über das berühmte Stonehenge, das mächtige vorgeschichtliche Denkmal bei Salisbury, das aus mächtigen Steinen in Kreisform zusammengesetzt ist, will Prof. Lockyer die Entdeckung gemacht haben, daß schon im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt auf der großen britischen Insel Menschen gelebt haben, die eine gewisse Kultur besaßen. Damit tritt England nach dem Alter der Zivilisation seiner Bewohner in Wettbewerb mit Aegypten und Babylon. Die Errichtung dieses merkwürdigen Urdenkmals verlegt Lockyer aus astronomischen Gründen auf die Zeit um 1700 v. Chr. Geburt; jedoch glaubt er, daß einige der Steine, namentlich die geheimnisvollen Blöcke von blauer Farbe, zu einem Tempel gehörten, der schon weit früher errichtet worden war. (Die Umschau, XII, 8, 1908.)

Eine neue Höhle mit prähistorischen Zeichnungen hat Dr. René Jeannel, ein Gelehrter aus Toulouse, zwischen Foix und le Mas d'Azil im Departement Ariège entdeckt. Bei der ersten oberflächlichen Besichtigung fand er Zeichnungen von Pferden und Auerochsen, dann entdeckte er in Gemeinschaft mit zwei bekannten Paläontologen aus Toulouse, Régnault und Jammes, bei genauerer Untersuchung etwa 40 Zeichnungen, die mit Schwarz oder Rot hergestellt waren, darunter auch solche von Renntieren, wodurch die Entstehungszeit sich ungefähr festlegen läßt. Die merkwürdigste Zeichnung ist aber die Silhouette eines Menschen, eine der wenigen Menschendarstellungen, die man bisher in Höhlen gefunden hat. In jüngster Zeit sind Zeichnungen der menschlichen Gestalt von Peredolsky bei Nowgorod sowie von Dr. Capitan in einer Höhle in der Dordogne entdeckt worden. (Lpz. Neust. Nachr. 90, 1908.)

Ueber Namen als Geschichtsquellen hielt L. Wilser-Heidelberg einen Vortrag im „Dtsch. Gesch.- u. Alt.-Verein“, dem wir folgendes entnehmen: Suchen wir nach einem Gesetz in der germanischen Namengebung, so zeigt sich, daß bei

aller Mannigfaltigkeit und Abwechslung doch nicht unbeschränkte Willkür herrscht, sondern die Namen der Kinder meist aus den einzelnen Bestandteilen derjenigen der Eltern und Vorfahren zusammengesetzt werden. Hat z. B. ein Mann namens Ansulf von seinem Weib Gisela zwei Söhne und eine Tochter, so nennt er sie etwa Helmigis, Gisulf und Ansa. Als geschichtliche Beispiele seien angeführt bei den Cheruskern Segest (Sigast) mit den Brüdern Segimer und Ingomer und dem Sohn Segimund, bei den Vandalen Geiserich, Brüder Guntharichs, Hunerich, Hilderich, Gelaris und Gelamer, sowie die Brüder Gunthamund und Thrasamund, bei den Franken Richimer, Theodemer, Chlodio (Chlodomer?), Merowig, Childerich, Chlodwig, Theoderich, Theodebert, außerdem die Brüder Chlodomer und Chlothachar, Theodwald und Chlodwald, Charibert und Sigibert u. s. f. Bald, wahrscheinlich zuerst bei berühmten Fürstengeschlechtern, kam auch die Sitte auf, dem Enkel den unveränderten Namen des Großvaters beizulegen. Die heutige Gewohnheit, den Vaternamen auf den Sohn zu übertragen, wird im germanischen Altertum nur selten beobachtet. Wichtig sind auch die Kurz- und Kosenamen. Manche derselben, wie Bisso, Bisinus für Berhtfrid (Freytag nennt ihn „König Blaubeere"), Claffo für Gladulf, Wacho für Waldugis, Odilo für Adalbert, Uncilinus für Unfrid, Chedinus für Chadoald, Theva für Theodoaker, waren bisher als solche gar nicht erkannt. Meist läßt sich aus den vollständigen Namen der Eltern und Kinder die ursprüngliche Gestalt eines fraglichen Namens erschließen; Wortbildungen wie biss, claff, gog, oll, popp, die als Bestandteile zusammengesetzter Namen nicht vorkommen, geben sich dadurch unzweideutig als Koseformen zu erkennen. Nach den angedeuteten Grundsätzen hat Wilser die Stammbäume der alten deutschen Fürstengeschlechter aufs neue bearbeitet. — Vor allem wichtig sind aber die Ortsnamen, darum, weil sie die Wanderwege eines germanischen, und zwar schwäbischen Volkes, der Angeln (die stammverwandten Warnen kommen hierbei weniger in Betracht), mit unauslöschlichen Zügen in die Landkarte unseres Weltteils eingezeichnet haben und damit die geschichtliche Ueberlieferung in schönster Weise bestätigen. Von Schonen, wo noch heute die Namen Englaboda, Englaberg und Engelholm an ihre Ursitze erinnern, sind die Angeln über die dänischen Inseln zuerst nach Jütland und Schleswig, von da teils nach dem seitdem ihren Namen tragenden Britannien, teils mitten durch Deutschland bis an den Main vorgedrungen, wo eine kleine Gruppe der bei ihnen so beliebten Ortsnamen: Ettleben, Zeitzleben, Eßleben, Güntersleben noch heute von ihren südlichsten Vorposten Kunde gibt. Diese Tatsache im Verein mit dem Umstand, daß auf der skandinavischen Halbinsel nicht nur der Goten altberühmter Name, sondern auch der des großen Schwabenvolkes bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat (Svithiod = Sueothiuda, Volk der Sueonen oder Sueven, wie sie auch in verschiedenen Urkunden genannt werden), genügt allein schon, die Auswanderung aller Germanen aus jenem meerumschlungenen Lande zu beweisen und damit eine berühmte, hundertjährige Streitfrage zur Entscheidung zu bringen; denn folgerichtig muß die Urheimat eines indogermanischen Volkes auch die aller übrigen sein. (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1908, 2.)

Ein Leonardo da Vinci-Archiv besteht seit 1905 in Mailand. Es bezweckt zunächst die möglichst vollständige Sammlung der Leonardo da Vinci-Bibliographie. Ueber die bedeutenden Zugänge der Sammlung berichtet der Direktor des Mailänder Stadtarchivs E. Verga in den Jahresheften des Archivs. Die Adresse lautet: Raccolta Vinciana, Castello Sforcesco, Mailand.

Eine Ausstellung des gesamten Deutschtums der Erde soll auf Anregung der Dresdener Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes 1912 in Dresden stattfinden. Man will, falls das Unternehmen zustande kommt, Sonderausstellungen des Deutschtums in Siebenbürgen, im Banat, in Südrußland, in den baltischen Provinzen, in Kleinasien und der Türkei, in Nordamerika, Brasilien und den deutschen Kolonien zur Darstellung bringen.

Rassenunterschiede in der Tätowierung. Louis Vervaeck untersuchte im Laufe von vier Jahren die Tätowierungen an 5000 Insassen des Prison des Minimes zu Brüssel. In seinen Mitteilungen bespricht er u. a. die Unterschiede zwischen Deutschen, Franzosen und Belgiern hinsichtlich der Muster. Er fand die Tätowierung bei den Franzosen üppiger, lebhafter, weniger sorgfältig ausgeführt, dabei amüsant, sarkastisch, rachgierig oder lasterhaft, voll Phantasie und Uebertreibung in Form und Zeichnung. Die deutsche Tätowierung erschien dagegen

korrekt, kalt, steif, vorzüglich in der Ausführung, dezent in Form und Bedeutung, mechanisch. Die belgische Tätowierung endlich ist bescheidener, künstlerisch mangelhafter, weniger geistreich, aber naiver und aufrichtiger; sie zeigt häufig militärische Embleme und Inschriften, Initialen von Eltern und Freunden, Erinnerungen an die Liebe, Abzeichen des Sportes, der Hahnenkämpfe usw. (Bull. de l'Acad. Roy. de médic.)

Den Niedergang des Madjarentums bespricht Graf Varga, ein Madjare von Geburt, in einer „Studie über die soziale Lage der madjarischen Landbevölkerung". Varga weist statistisch nach, daß der Verlust der Auswanderung aus Ungarn fast ausschließlich vom Madjarentum getragen wird, da alle anderen größeren Volksstämme Ungarns, obwohl auch sie unter der Auswanderung leiden, einen wesentlichen Ueberschuß an Geburten aufzuweisen haben. Infolgedessen kann der jährliche Verlust der Madjaren — nach Varga — auf mindestens 100 000 Köpfe berechnet werden. Die Gesamtzahl der ungarländischen Bevölkerung hat sich in den letzten beiden Jahren um 80 000 vermindert. Graf Varga erbringt den Nachweis dafür, daß alle madjarischen Landgemeinden, die noch einen Zuwachs an Geburten verzeichnen, eine um so größere Menge von Auswanderern liefern; und nur dort wandert das Madjarentum nicht aus, wo das Zweikindersystem herrscht, das sich aber infolge der ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse sehr bald zum Einkindersystem entwickelt. Varga zählt 96 Gemeinden im Schümegher Komitat auf, in denen die Einschränkung der Kinderzahl bei sämtlichen Bauern und Kleingrundbesitzern durchgeführt ist; infolgedessen ging hier die Bevölkerungszahl in den letzten zehn Jahren nahezu um 10 v. H. zurück. Aehnlich — zum Teil noch schlimmer — liegen die Verhältnisse unter den Madjaren des Tolnaer, Weißenburger, Baranyaer und Vesprimer Komitats. Ueber eine Gemeinde des Baranyaer Komitats, Nagybarsonyi, wird berichtet, es sei dort das „System" bereits so fortgeschritten, daß in der Gemeinde während der Jahre 1905 und 1906 überhaupt keine Kinder mehr geboren wurden. Im Januar 1907 wurde in Nagybarsonyi ein Kossuthdenkmal enthüllt, wozu aus Ofenpest eine Abordnung erschienen war. „Diese Herren wunderten sich darüber — so heißt es in dem Bericht, — daß entgegen dem Programm die Schulkinder nicht Spalier bildeten. Da mußte der Ortsschullehrer mitteilen, daß in der Gemeinde von fast 1800 Einwohnern nur 18 schulpflichtige Kinder vorhanden waren." Gleichzeitig ist in ganz Ungarn eine unnatürlich große Zunahme der madjarischen „Studierten" zu bemerken; was madjarisch ist oder sich madjarisch gibt, hascht nur zu gern nach irgendeinem Amt, bei dem sich je nach Landessitte auch andere als die regelmäßigen Einnahmequellen ergeben. Auch die Advokatur ist sehr begehrt; in Ungarn entfallen auf 100 Richter 186 Rechtsanwälte (gegen 96 in Oesterreich). (Alldeutsche Blätter 1908, 8.)

Unerwünschte Einwanderer in den Vereinigten Staaten. Dem Kongreß der Union liegt zurzeit ein Gesetzentwurf vor, wonach jeder Einwanderer gezwungen werden soll, bei seiner Landung ein behördliches Leumundszeugnis vorzuweisen. Anlaß zu dem Gesetz hat die Wahrnehmung gegeben, daß die meisten Verbrechen von Einwanderern begangen werden, und daß 60 pCt. der Einwanderer, die mit den Strafgesetzen in Konflikt gerieten, in der Heimat vorbestraft waren. (L. N. N. 1908, 87.)

Einwanderung in Brasilien. Für die vielbesprochene deutsche Auswanderung nach Brasilien geben die Zahlen einen Maßstab, die in dem Werke „O Brasil" über die Einwanderung in Brasilien mitgeteilt werden. Dieses Werk ist auf Veranlassung der Bundesregierung herausgegeben worden, die neuerdings die Oberleitung über den Kolonisationsdienst erhalten hat, nachdem dieser bis vor kurzem den einzelstaatlichen Regierungen überlassen war, in deren Hand er unter dem Einfluß der nativistischen Strömungen ganz ins Stocken kam. Nach jener Statistik betrug die Einwanderung in Brasilien von 1835—1905: Deutsche 88 562, Oesterreicher 45 888 (bis 1887 meist Deutschredende, später mehr Polen und Italiener), Schweizer 7810, Portugiesen 764 034, Italiener 1 054 310, Spanier 249 232, Russen 40 165, Franzosen 18 723, Engländer 3552 usw. Zusammen 2 491 928. Heute wird das durch Geburten vermehrte Gesamtdeutschtum in Brasilien auf etwa 350 000 Seelen geschätzt.

Statistik der Chinesen im Auslande. Bis vor kurzem waren alle Angaben über die Anzahl der Chinesen außerhalb Chinas stark anzuzweifeln, weil jegliche

Kontrolle fehlte. In der letzten Zeit hat sich dies geändert. Seitens der chinesischen Regierung sind Erhebungen angestellt worden über die Zahl der im Auslande weilenden Chinesen. Hiernach leben deren in Japan 17673, in Hongkong 314391, in Siam 2755709, auf Java 1825000, in Malaysia 1023500, im russischen Asien 37000, auf den Philippinen 83785, in Australien 34465, in Amerika 272829, in Afrika 8200, in Europa 1760; im ganzen 6,8 Millionen Chinesen im Auslande. (Dtsch. Kolonialztg. Nr. 5, 1908.)

Das Seßhaftmachen der Landarbeiter durch Kreisansiedelungsgenossenschaften. In einem Aufsatz über „das Wachstum der Bevölkerung in Deutschland, die Wirtschaftspolitik und die Landarbeiter“ bespricht A. v. Wenckstern die Zukunft der deutschen Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik. Zunächst besteht nach seiner Ansicht gar keine Sorge, daß wir nicht wissen, wohin mit unserem Volk, wenn nur der innere Markt keine Erschütterungen erleidet. Das geht schon daraus hervor, daß die Auswanderung nicht etwa mit der absoluten Bevölkerungsziffer zugenommen, sondern im Gegenteil von 1,77 pCt. i. J. 1886 auf 0,47 pCt. i. J. 1905 abgenommen hat. Die Stetigkeit des inneren Marktes wird aber gefährdet durch den Fortzug der ländlichen Arbeiterklasse, und ihre Seßhaftmachung ist das wesentliche Problem. „Liest man die Reden und Schriften, die den agrarischen Standpunkt zum Ausdruck bringen, so tritt immer als eines der großen Argumente für die Notwendigkeit der Erhaltung einer blühenden Landwirtschaft der Hinweis auf die kräftige ländliche Bevölkerung auf. Vom Standpunkt der Gesellschaft muß man wünschen, daß das Land nicht bloß Fleisch und Getreide, sondern vor allem gesunde, tüchtige Menschen produziert. Wer aber von den ländlichen Unternehmern arbeitet heute an dieser Aufgabe bewußt? Die Landwirtschaft strebt lediglich den höchsten Reinertrag an! Aber gerade die Vertretungen der Landwirtschaft haben in der letzten Zeit den Nachweis versucht, daß die deutsche Landwirtschaft den deutschen Fleischbedarf decken kann. Viel weniger ist von den ländlichen Unternehmern die andere große Aufgabe ins Auge gefaßt: die Schaffung und Pflege eines tüchtigen Menschenmaterials. Die hat man allen anderen Instanzen überlassen, im Grunde dem lieben Herrgott selbst. Man suchte sich aus dem Menschen heraus, was einem paßte, und nur dann, wenn es einem gerade paßte. Nur deshalb fing und hielt die Abwanderung vom Lande an.“ Aber was soll geschehen? Freiwillig zustande gekommene Seßhaftmachung der Arbeiterfamilien auf dem Lande! Ihre Durchführung übersteigt die Kraft des einzelnen Unternehmers; aber ebenso warnt v. Wenckstern vor dem Rufe nach dem Staat. Sondern „durch ad hoc zu gründende Ansiedelungsgenossenschaften müssen Rentenstellen für Arbeiter gegründet werden. Ist der Raum vorhanden? Der deutsche Landwirtschaftsrat hat nahezu eine Million Hektar als entbehrlich für den Großgrundbesitz allein im Königreich Preußen erklärt“. Eine Hauptaufgabe der Ansiedelungsgenossenschaft ist es, für diejenigen Perioden des Jahres, in denen die ländliche Arbeit ruht, den angesiedelten Arbeitern andere Arbeit zu verschaffen: im Winter muß zu der Basis der Landarbeit Hausindustrie hinzugenommen werden. Eine freiwillig zur Verfügung stehende Arbeiterschaft kann sich die deutsche Landwirtschaft nur schaffen, wenn sie der Arbeiterschaft wirkliche Vorteile, wirkliche Rechte sichert und jede Bindung der einzelnen Personen im Sinne des früheren Schollenzwanges vermeidet. Es erscheint sicher, daß die Geldmittel ohne irgendwelche Schwierigkeit auf dem gewöhnlichen Wege des Rentengutkredits beschafft werden können. „Wenn es wahr ist, daß die Leute »nach Land schreien«, daß Landhunger besteht, so mache man doch den Versuch, ihnen zu zeigen: »Hier ist Land!«“ (Dtsch. Rundschau 6, 1908, S. 390.)

Zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit hat das bayerische Staatsministerium des Innern in einem Erlaß an die bayerischen Kreisregierungen und Kammern aufgefordert. Der Erlaß legt den Nachdruck auf das Selbststillen der Mütter und empfiehlt folgende Maßnahmen: Einrichtungen von Beratungsstellen für stillende Mütter sowie Auskunftsstellen über alle bestehenden Einrichtungen zur Säuglingsfürsorge; Verteilung von Stillprämien; Einrichtung von Säuglingsküchen und Kindermilchanstalten; bessere Aufsicht über die Kostkinder. — Auch im bayerischen Abgeordnetenhause kam die Frage der Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zur Behandlung durch einen Antrag von liberaler Seite, von Staats wegen Mittel bereit zu stellen zu Versuchen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Der Antrag wurde jedoch durch die Stimmen des Zentrums abgelehnt, während alle übrigen Parteien dafür eintraten. (Soz. Mediz. u. Hyg. III, 2.)

Die Entwicklung der Kindersterblichkeit in Stadt und Land. Auf Grund einer sorgfältigen statistischen Untersuchung kommt Prinzing-Ulm zu dem Ergebnis, daß die Entwicklung der Kindersterblichkeit in Stadt und Land sich immer mehr nach der Richtung hin vollzieht, daß da, wo bisher die Städte höhere Ziffern zeigten als das Land, durch rascheren Rückgang der Kindersterblichkeit in den Städten die Ziffern in Stadt und Land sich nähern, oder daß die Kindersterblichkeit der Städte unter die der Landgemeinden herabgeht, ein Vorgang, der in Süddeutschland, Oesterreich und Sachsen schon lange stattgefunden hat. So starben von 100 ehelichen Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre in Preußen im Jahrfünft 1881—85 Stadt 21,1, Land 18,3; 1901—05 Stadt 18,1, Land 17,8; in Sachsen 1881—85 Stadt 28,6, Land 28,2; 1901—05 Stadt 24,0, Land 25,4 usw. Als Ursache dieser Entwicklung ist die Art der Ernährung anzusehen. In Ländern, in denen langes Stillen üblich ist, wie in den nordeuropäischen Staaten, sind die Stadtkinder ungünstiger daran als die Kinder auf dem Lande, da die Arbeiterfrau in den Städten häufig unter Verhältnissen, in denen ein Fortstillen des Kindes nicht möglich ist, mit verdienen muß, während die Frau auf dem Lande (wenigstens bei landwirtschaftlicher oder hausindustrieller Arbeit) meist ihr Kind weiter zu stillen in der Lage ist. Wo dagegen künstliche Ernährung der Brauch ist, da sind gewöhnlich die Stadtkinder besser daran, weil gerade in diesen Gegenden auf dem Lande die größten Mißbräuche bei der Ernährung der Säuglinge herrschen, und weil die Frauen auf dem Lande nur mit größtem Widerstreben von alten Gewohnheiten lassen, während die Frau der Stadt, auch die der unteren Volkskreise, viel eher zu einer vernünftigen Ernährung ihrer Kinder überredet werden kann. (Ztschrft. f. soz. Med. III, 1908.)

Die Inderfrage in Transvaal. Auf einen sanften Druck von London aus hat die Transvaalregierung die „Immigration Restriktion Act“ (vergl. Nr. 1 unserer Zeitschrift) bedeutend gemildert. So ist allen Indern, die für eine Registrierung in Betracht kommen, eine weitere Frist von drei Monaten für diesen Zweck bewilligt worden. Alle Strafen gegen die Widerspenstigen werden aufgehoben. Die Inder der gebildeten Klasse brauchen ferner sich nicht der Fingerabdruckmethode zu unterziehen; einfache Unterschrift genügt, und auf religiöses Gefühl soll volle Rücksicht genommen werden. Auch ist Indern, die vor dem Kriege in Transvaal ansässig waren, der Zutritt nicht verwehrt. Indem man so den alten Verhältnissen Rechnung trägt, beabsichtigt man aber trotzdem, mit voller Schärfe die neuen Bestimmungen auf Neuankömmlinge anzuwenden, um weitere asiatische Einwanderung abzuwehren. Im Oberhaus wurde trotz der allgemeinen Befriedigung über diese Erledigung die Frage mit großem Ernst besonders seitens Lord Roberts und Lord Curzon besprochen. Letzterer warf dem Kolonialamt Mangel an Verständnis und Weitblick vor, die für einen Staatsmann insbesondere bei Behandlung orientalischer Volksstimmungen unerläßlich seien. — Das Verhältnis der Weißen zur farbigen Rasse wird aber im britischen Weltreich stets eine Quelle der Reibung bleiben. Die meist unter dem Einfluß der Arbeiterpartei stehenden Kolonien, besonders Kanada und Australien, wollen nach ihrem eigenen Ermessen handeln, die billige Arbeit der Farbigen ausschließen, und in keiner Weise Rücksicht nehmen auf die Interessen des Mutterlandes: eigene Schutzzollpolitik, eigene Handelsverträge, eigene Einwanderungspolitik. Die auswärtige Politik Englands kann hier nicht immer ruhig zusehen. Die Rassenfrage erscheint ganz wesentlich ein soziales Problem, das sich im letzten Grunde aus dem Zahlenverhältnis der weißen zur gefärbten Bevölkerung ergibt. Beanspruchen wir nicht etwa ein für unsere Zwecke zu großes Territorium, und kann sich die rapide vermehrende farbige Bevölkerung genügend ausdehnen? Die Zukunft Europas wird sich mit dieser Frage näher zu beschäftigen haben. (Dtsch. Kolonialztg. 9, 1908.)

Die Bedeutung der Nationaleugenik hat Karl Pearson eindringlich dargestellt (Journal Oxford University Junior Scientific Club). Nach Pearson ermangeln die Sozialreformer, Aerzte usw., die sich mit den Problemen der Eugenik befassen, nur allzuoft in kläglichem Maße der hierzu nötigen Vorbereitung. Er glaubt, daß in 20 Jahren jede Universität, wie jetzt nur die in London, ein „Laboratorium für Nationaleugenik“ haben werde, und daß ein vorurteilsfreies Studium der Eugenik allgemein unter die akademischen Fächer aufgenommen sein werde. Um zu verstehen, wie eine Nation leiblich und geistig kräftiger und im Weltdaseinskampf tüchtiger wird, dazu genüge das Studium der Philosophie und der politischen Geschichte nicht. Aber auch die bisherige Anthropologie einschließlich der Cranio- und sonstigen Anthropometrik habe in dieser Hinsicht kein einziges Gesetz zu

zeitigen vermocht. Die erste Aufgabe der Staatskunst sei es doch, dafür zu sorgen, daß die Nation leiblich und geistig gesund sei. Hierzu ist nach Pearson die wichtigste Bedingung die, daß die geistig und leiblich tüchtigeren Typen eine überwiegende Fruchtbarkeit entfalten. Von der Rasseentwicklung hänge auch die gesellschaftliche und politische Entwicklung der Völker ab. Nun bestehe aber ein Antagonismus zwischen hoher Zivilisation und Rassereinigung durch natürliche Auslese. Mittels irgendwelcher Milieuverbesserungen, die nicht Selektion der Keime bedeuten, sei keine Rassereinigung möglich. Erzieherische Erfolge an Verbrechern oder hygienische Erfolge bei tuberkulösen, neuropathischen usw. Individuen verdecken bloß die Entartung hinter einer Anhäufung aufgehaltener Entarteter. Das Heil liege nur in einer bewußten Rassekultur. Aber die Ausschaltung der Untüchtigen von der Fortpflanzung sei nur die eine Seite der Eugenik; die andere bestehe in der Anwendung der Vererbungsgesetze zur Begünstigung der Vermehrung der wertvolleren Typen und zu deren Vervollkommnung. — Mittels einer Tafel, welche die Fruchtbarkeit der Taubstummen, der Tuberkulösen, der Verbrecher und der Geisteskranken im Vergleich mit den mehr normalen Personen darstellt, wird gezeigt, daß unter den heutigen sozialen Bedingungen die degenerierten Konstitutionen mehr als die normale Zahl von Nachkommen zu haben pflegen. Von den sonstigen statistischen Ergebnissen und Berechnungen, die Pearson in dieser Arbeit bietet, mag erwähnt werden, daß nach seiner Berechnung 55—75 pCt. der menschlichen Todesfälle nicht durch Zufälligkeiten bedingt, sondern selektiv sind; ferner, daß die zwei oder drei Erstgeborenen einer Familie einen relativ größeren Beitrag zur Tuberkulose, zur Kriminalität, zu den Geisteskrankheiten und sonstigen psychischen Defekten liefern als die später geborenen Kinder. (Nach dem Referat Schallmayers im Zentralblatt f. Anthrop. 1908, 1.)

Alkoholismus und Strafgesetz. Im Anschluß an den gleichnamigen Aufsatz von Dr. H. Popert-Hamburg in voriger Nummer dieser Zeitschrift sei an dieser Stelle noch nachgetragen, daß der Herr Verfasser zur Ergänzung des deutschen Strafgesetzbuches einen Entwurf zu einem Trunkenheitsgesetz ausgearbeitet hat, dessen Bestimmungen folgendermaßen lauten sollen: Wer ein Verbrechen oder ein Vergehen begeht, wird, wenn er die Tat im Zustande der Trunkenheit oder Angetrunkenheit ausgeführt hat, wegen dieses Zustandes als solchen mit Haft bis zu sechs Wochen bestraft. — Ist die Tat ein Verbrechen, so ist außerdem auszusprechen, daß der Verurteilte nach verbüßter Strafe der Landespolizeibehörde zu überweisen sei. Die Ueberweisung ist auch dann auszusprechen, wenn die Verurteilung wegen des bezeichneten Zustandes erfolgt, nachdem der Schuldige innerhalb der letzten drei Jahre deswegen bereits zweimal rechtskräftig verurteilt worden ist. Die Ueberweisung kann auch in jedem Falle ausgesprochen werden, wo überhaupt schon eine rechtskräftige Verurteilung des Schuldigen wegen des bezeichneten Zustandes vorhergegangen ist. — Die Verurteilung wegen der Trunkenheit oder der Angetrunkenheit tritt auch dann ein, wenn eben des Vorliegens dieses Zustandes wegen der Schuldige für das Verbrechen oder Vergehen wegen § 51 St. G. B. nicht bestraft werden kann. Auch findet die Verurteilung wegen der Trunkenheit oder der Angetrunkenheit sowohl dann statt, wenn dem Schuldigen wegen dieses Zustandes für das Verbrechen oder das Vergehen mildernde Umstände zugebilligt werden können, als auch, wenn dies nicht der Fall ist.

Hat die menschliche Rasse Fortschritte gemacht? Wallace hat jüngst eine Arbeit veröffentlicht, die der Frage der Entwicklung der menschlichen Rasse gilt. Das Hauptergebnis dieser Arbeit ist, daß Wallace die Ueberlegenheit der Kulturmenschheit über die Naturvölker in intellektueller Hinsicht bestimmt leugnet. Alle Fortschritte der Kultur in dieser Hinsicht bezeichnet er als Einbildung; die Kulturvölker beweisen nach ihm in ihrer Sprache, ihrem sozialen Leben und ihrem Charakter ganz dasselbe Maß geistiger Fähigkeit, wie die modernen Kulturvölker; und wenn sie wirklich in einzelnen Punkten zurückständen, so seien sie in andern überlegen. So seien Idiotie und Geisteskrankheiten durchweg bei den Naturvölkern seltener als bei uns. Nun kann aber wohl kaum in Zweifel gezogen werden, daß sowohl die Fähigkeit der Begriffsbildung und damit die geistige Entwicklung der Sprache, als auch die Fähigkeit der Objektivierung künstlerischer Vorstellungen sich im Laufe der Jahrhunderte bei den Kulturvölkern unendlich hoch über das Niveau der Naturvölker entwickelt haben. Uebrigens gibt Wallace die Hoffnung für die Zukunft der Menschheit nicht auf; nur verlangt er, daß die fernere Entwicklung des Menschengeschlechtes mit voller Strenge nach den Gesetzen der natürlichen Zuchtwahl geleitet

werde. Die menschliche Natur ist nach ihm unvollkommen, aber des Guten wie des Schlechten fähig. Die so eröffnete Aussicht wäre aber immerhin nur ein schwacher Trost für den Gedanken, daß die Menschheit seit vielen Tausenden von Jahren nicht um einen Schritt weiter gekommen sein sollte.

Australische Verbrüderung mit Amerika. Bei einem Bankett aus Anlaß der Feier des irischen Nationalfestes bezeichnete Fisher, der Führer der Arbeiterpartei im australischen Bundesparlament, die Einladung der amerikanischen Flotte als einen staatsmännischen Akt Deakins. Amerika und Australien müßten im südlichen Pacific zusammengehen, sobald der weißen Rasse Gefahr drohe. Das zwischen Australien und Amerika gelegene Neu-Seeland müsse sich des Schutzes beider Länder erfreuen, dann wäre sein Geschick gesichert. Der Besuch der amerikanischen Flotte bedeute mehr als einen Akt der Höflichkeit. Er sei der Beginn des klaren Einvernehmens mit einer mächtigen Nation, die mit Australien verwandt sei in ihrem nationalen Gedanken und in ihren Zielen, in der Verfassung und der Religion.

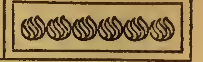
Der Schulunterricht in Japan. Die außerordentlichen Anstrengungen Japans seit dem Beginn seiner „Europäisierung" haben auch auf dem Gebiet des Unterrichts Erfolge erzielt, um die so mancher europäische Staat die asiatische „Konkurrenz" beneiden könnte. Wer etwa mit spanischen oder russischen Schulverhältnissen vertraut ist, wird aus jeder Ziffer des amtlichen Berichts, den der japanische Unterrichtsminister Makino für das Jahr 1905 veröffentlicht, ersehen, mit welch erstaunlicher Energie die japanische Verwaltung es verstanden hat, das Schulwesen ungeachtet der Kriegsereignisse voran zu bringen. Von 7 551 445 schulpflichtigen Kindern beider Geschlechter haben 97,16 v. H. der Knaben und 91,46 v. H. der Mädchen, also im Durchschnitt 94,43 v. H. die Schule besucht. Was damit geleistet worden ist, wird noch deutlicher, wenn man sich gegenwärtig hält, daß im Jahre 1873 dieser Prozentsatz nur 28 betragen hat, und noch im Jahre 1884 der Mädchenunterricht so sehr benachteiligt war, daß die Differenz zwischen Knaben und Mädchen, auf je 100 gerechnet, für letztere ein Minus von 33 ergab, während es im Jahre 1905 nur mehr 6 beträgt. Dabei ist die Bezahlung der Unterrichtskräfte eine überaus geringe. Die Gehälter schwanken zwischen 4 und 65 Yen im Monat (1 Yen = 4 Mark). Die Gehälter für die gewöhnlichen Schulen kosten monatlich etwa 15 000 und die der höheren Elementarschulen etwa 20 000 Yen. Auch sei hier daran erinnert, daß in rückständigen europäischen Ländern, wie Spanien, die Lehrer noch weit schlechter gestellt sind, da sie dort nur zu häufig das Wenige, was sie erhalten sollen, überhaupt nicht bekommen und die Verwaltung einfach ein paar Millionen an Lehrergehältern schuldig bleibt. Die Japaner ließen übrigens auch im Jahre 1905 eine immerhin erhebliche Anzahl von Studierenden, nämlich 2011, im Auslande ausbilden, wovon 84 auf Deutschland, 45 auf England, 32 auf die Vereinigten Staaten und 25 auf Frankreich entfielen, während sich die übrigen auf Belgien, Holland, Italien, Oesterreich, Schweiz und Türkei sowie auf China und Indien verteilten.

Die militärische Reorganisation Chinas. Der Sieg Japans über die Russen hat im Reiche der Mitte einen gewaltigen Widerhall geweckt, von dessen Bedeutung die wenigen Berichte aus China, die sich zudem meist nur auf Peking und die Hafenstädte erstrecken, kaum ein Bild geben können. Das Beispiel Japans, das aus eigener Kraft dem europäischen Vordringen Halt gebot, ist von der chinesischen Regierung rasch begriffen worden, und bald nach dem Kriege erhielt Sir Robert Hart den Auftrag, einen Reorganisationsplan für die chinesische Armee auszuarbeiten und vorzulegen. Unter dem Einfluß der europäischen Gesandten kam dann auch ein Projekt zustande, das die Aufstellung von vier Armeekorps vorsah, und für dessen Verwirklichung eine Zeitdauer von mehr als zehn Jahren in Aussicht genommen wurde. Man war damals in Peking nicht wenig überrascht, als jenes Projekt von der chinesischen Regierung kurzerhand als völlig unzulänglich zurückgewiesen wurde. Die Chinesen nahmen die Sache selbst in die Hand, und es erfolgte die Gründung der Lien-Ping-Pu, des obersten Kriegsrates, der sich offiziell nur aus Chinesen zusammensetzt und die Europäer nur indirekt zur Mitwirkung zuläßt. Der Onkel des Kaisers, Prinz Tschin, übernahm die Leitung, und drei Monate später lag ein neuer Organisationsplan vor, an dessen Verwirklichung in aller Stille mit einer Energie gearbeitet wird, die zu denken gibt. Der Plan erstreckt sich auf die Aufstellung von zwanzig Armeekorps zu je zwei Divisionen, die

Division zu zwei Brigaden, die Brigade zu vier Regimentern Infanterie, die ihrerseits sich aus je drei Bataillonen von 300 Mann Stärke zusammensetzen. Jeder Division ist ein Artillerieregiment, ein Regiment Kavallerie, ein Bataillon Pioniere und ein Trainbataillon beigegeben. Die Aushebung geschieht in den einzelnen Provinzen; die erste Aushebung umfaßt 500 000 Mann. Die Dienstzeit ist auf neun Jahre bei der Fahne und sieben in der Reserve festgesetzt. Alljährlich wird die Infanterie auf einen Monat, die Kavallerie und Artillerie auf zwei Monate zur praktischen Uebung einberufen. — Zugleich wurde die Gründung von 25 Kadettenschulen in Aussicht genommen, aus der alljährlich 1500 Offiziere hervorgehen. Um die Kosten zu beschaffen, erging an die Vizekönige der strikte Befehl, vor allen Steuern die Kontribution zu erheben und keine Gehälter auszuzahlen, ehe die Summen für das Heer nicht abgeführt seien. Die Aufstellung eines regelrechten Kriegsbudgets erfolgt erst dann, wenn die aktiven Truppen auf 800 000 Mann, die Reserven auf 4 000 000 gebracht sind. Und seit der Veröffentlichung dieses Planes hat man auch entschlossen mit seiner Ausführung begonnen. 15 Korpskommandos sind bereits formiert und in reger Arbeit, und sie verfügen schon heute über 420 000 Mann, die eine regelrechte sechsmonatige militärische Schulung hinter sich haben und auf den Fachmann einen außerordentlichen günstigen Eindruck machen. Sie alle sind mit dem Mausergewehr 88 ausgerüstet, und was für die Entschlossenheit Chinas bezeichnend ist: sie erhalten regelmäßig ihre Löhnung, eine recht ansehnliche Löhnung, nämlich 3 Taëls, also beinahe 10 Mark im Monat. In den Provinzen empfangen in 57 Kadettenschulen junge Leute ihre Vorbildung zum Subalternoffizier (die Schülerzahl übersteigt bereits 7000), und in vier höheren Militärschulen bereiten sich 900 Offiziere zum Besuche der Kriegsakademie vor, die in Peking organisiert werden soll. Bis dahin wird alljährlich eine größere Anzahl von Offizieren zur Vollendung ihrer militärischen Studien nach Japan entsandt. Inzwischen arbeiten sechs neue chinesische Arsenale mit fieberhaftem Eifer Tag und Nacht, um die Munition und die Waffen für die neue Armee herzustellen; schon heute ist ihre Leistungsfähigkeit soweit entwickelt, daß sie wöchentlich 3000 Gewehre herstellen können. Diese Waffe ist ein chinesisches Modell, ein Repetiergewehr, das eine Vervollkommnung der bisher im Gebrauch befindlichen europäischen Schußwaffen darstellt, und das außerordentliche Vorzüge besitzen soll. Alle Bemühungen, über die Konstruktion dieser Waffe Näheres zu erfahren, sind bisher gescheitert; das einzige, was man weiß, ist, daß es sich um ein Siebenmillimeterkaliber handelt. Das Geheimnis wird sorgfältig gehütet, und das chinesische Gewehr ist wohl das einzige der Welt, dessen genauer Mechanismus den europäischen Generalstäben bisher trotz aller Bemühungen unbekannt geblieben ist. Im Oktober 1905 legte die neue Truppe zum ersten Male eine Probe ihrer kriegsmäßigen Verwendbarkeit ab: große Herbstmanöver wurden veranstaltet und eine Anzahl europäischer Offiziere eingeladen, den Uebungen beizuwohnen. Yuen-Chi-Kaï übernahm das Kommando einer Invasionsarmee, die mit 50 000 Mann und 100 Kruppgeschützen von Weiheiwei aus vordringen, Peking angreifen sollte. Die Gegenpartei setzte sich von Pac-Ting-Fu aus in Marsch und hatte die Aufgabe, mit ihren 20 000 Mann den Angreifern den Weg zu verlegen und sie von der Hauptstadt abzubringen. Schon dieses erste kriegsmäßige Manöver zeigte die hervorragenden Anlagen des Chinesen zum Soldaten im hellsten Lichte und lehrte auch, welch außerordentliche Resultate die höheren chinesischen Offiziere nach kurzem Studium in der Führung größerer Truppenmassen erworben hatten. „Diese ersten großen chinesischen Manöver“, so berichtete damals einer der europäischen Militärattachés an seine Regierung, „sind eine umwälzende Enthüllung gewesen, und es wäre gefährlich, sie nicht in ihrer ganzen Schwere in Rechnung zu setzen.“ Bereits im folgenden Jahre, im Oktober 1906, vergrößerte die chinesische Regierung den Maßstab der kriegsgemäßen Uebungen, und damals rückten nicht weniger als 100 000 Mann zu den Manövern aus. Die Kavallerie war inzwischen mit Lanzen versehen worden, und neben der Feldartillerie trat zum ersten Male die neugeschaffene Gebirgsartillerie in Aktion und setzte die Fachleute durch ihre Gewandtheit und Leistungskraft in vorbehaltloses Erstaunen. Yuen-Chi-Kaï verteidigte diesmal die Wege nach Peking gegen Tschang-Tsche-Tang, der mit einer Invasionsarmee in Schanghai landete und sofort ins Innere vordrang. Die Uebungen dauerten drei Wochen. Das Verpflegungswesen und der Train erfüllten ihre Aufgabe mit einer Sicherheit und einer Pünktlichkeit, die bei den als indolent verschrienen Chinesen besonders überraschen mußte; während der Gefechte konnte man beobachten, mit welcher Umsicht rasch hergestellte telephonische Verbindungen ausgenutzt wurden, und wie sorgfältig die chinesische Heeresverwaltung die Sanitätstruppen auf ihre Arbeit im Kriege vorbereitete. („Lectures pour tous.“)



Bücherbesprechungen.



Lobedank, Dr. Emil, Der Stammbaum der Seele. Carl Marhold, Halle a. S. 1,50 M.

Der Verfasser entwirft mit großem Scharfsinn ein überaus klares Bild von den Entwicklungsstufen der geistigen und seelischen Leistungen im Tierreich bis hinauf zum Menschen. (Francé hat uns in seinem „Leben der Pflanze" gelehrt, dieselben Schlußfolgerungen auch auf die Pflanzenwelt anzuwenden.) Als Psychologe hat er sicherlich das erste Anrecht, sich mit dem Seelenproblem zu befassen, und es muß ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden, daß er die ausgefahrenen Geleise des Dualismus verläßt und eine reale Lösung auf naturwissenschaftlichem Boden anstrebt. Allein mit bloßen naturwissenschaftlichen Tatsachen, und wenn wir sie bergehoch aufhäufen, gelangen wir nicht zum Ziele. Wir werden immer wieder an Schopenhauer erinnert, der da meinte: und wenn mir eine ganze Gesellschaft mitsamt ihren Stammbäumen vorgestellt wird, so weiß ich schließlich doch nicht, wo die Gesellschaft herkommt. — Ich steige von den Seelenleistungen des Menschen hinab bis zu den schattenhaftesten Empfindungsäußerungen der Einzelligen, oder mache es umgekehrt, wie der Verfasser: das Problem behält auch in diesen primitivsten Regungen seine riesenhaften Umrisse. Es ist ein und derselbe rätselhafte Faden, der sich durch die ganze Entwicklungsreihe hindurchzieht, nur daß er sich immer mehr verwickelt, um uns im Menschen als unentwirrbarer Knäuel ganz lahm zu legen. Und warum bleibt die naturwissenschaftliche Behandlung aller Lebensprobleme so aussichtslos? Weil sie es nur mit Beobachtungstatsachen, mit Erscheinungen und Erscheinungsformen zu tun hat und sie sich durch diese bloßen Erscheinungen über das wahre Wesen der Dinge täuschen läßt. Es fehlt ihr der philosophische Untergrund, es fehlt ihr der belebende Geist; es fehlt ihr der weite Ausblick und die Macht der Unterscheidung, der richtigen Klassifizierung. „Eine bloße Materie gibt es nicht. Es gibt nur eine fortwährend bewegte oder belebte Materie. Materie und Bewegung oder Energie sind ohne einander nicht denkbar; sie sind ein Einziges. Und das, was wir Empfindung, Vorstellen, Wollen und Fühlen nennen, ist nur eine Erscheinungsform der bewegten Substanz." Also ist die ganze Welt nur ein großer Brei! Zu was uns da weiter den Kopf zerbrechen! Seit Jahrtausenden fühlt die denkende Menschheit, daß die Vorgänge in der anorganischen Welt grundverschieden von denjenigen der organischen Welt sind, so grundverschieden, daß man zwei spezifische Welten postuliert hat, um eine Erklärung zu finden. Und nun glauben wir, im Handumdrehen wieder alles Kopfzerbrechen los zu werden, indem wir die fundamentalen Unterschiede zwischen organischem und anorganischem Geschehen gewaltsam verwischen, die organische Welt in die anorganische hineinschieben und behaupten, es existiere zwischen beiden kein absoluter, sondern nur ein relativer Unterschied! Gewiß, es existiert nur eine Welt, nur eine Materie; eine zweite metaphysische oder transzendentale Welt ist für eine naturwissenschaftliche Weltanschauung absolut unannehmbar; aber mechanische Energie und Empfindung, Bewußtsein usw. dürfen nie und nimmermehr in einen Topf geworfen werden. Die absolute Verschiedenartigkeit ihrer Wesenheiten muß unbedingt auseinander gehalten werden, und die Philosophie hat sie zu begründen. Tun wir dies nicht, vermögen wir die Logik des Dualismus durch keine mächtigere zu untergraben, so werden wir auch nimmermehr die Wege für eine reale Weltauffassung ebnen. Kompromisse mit der Religion, wie sie der Verfasser zum Schlusse noch anstrebt, sind auf realem Boden vollends undenkbar; auf diesem Boden muß von Grund auf neu gebaut werden, und von dem alten Bau darf auch nicht ein Stein auf dem andern bleiben! Ebbard.

Simroth, Prof. Dr. H., Die Pendulationstheorie. K. Grethlein, Leipzig 1907. — 564 S. 12 M.

Daß der Ursprung des Organischen auf der Erde in letzter Instanz auf den Einfluß der Sonnenwärme zurückzuführen ist, dieser Gedanke ist uns schon lange geläufig; daß aber auch die Entwicklung der Organismen vom Urwesen bis zum Menschen unter dem Zwang eines kosmischen Gesetzes, gewissermaßen durch klimatische Auslese sich vollzogen habe, ist eine Theorie, die erst in neuerer Zeit durch ihren Begründer, den Ingenieur P. Reibisch, zur Diskussion gestellt wurde. Danach sollen die Erdpole periodisch auf dem 10. bezw. 170. Längengrad hin- und

herpendeln, dergestalt, daß die Achse dieses von den Polen beschriebenen Schwingungskreises durch Ecuador und Sumatra verläuft. Die Amplitude des Pendelausschlags wird mit ca. 25° angenommen (gegen die jetzige Lage der Pole um ca. 5° nach Norden und ca. 20° nach Süden sich erstreckend). Die Ursache dieser Pendulation wird auf einen vor der geologischen Urzeit erfolgten Aufsturz eines zweiten Erdmondes zurückgeführt, wodurch der Schwerpunkt der Erde sich gegen ihren Mittelpunkt verschoben haben soll. Die Pendelausschläge bedeuten die großen geologischen Perioden; in der diluvialen sowohl wie in der permischen Eiszeit lagen wir weiter nördlich, in der Kreide und im Eozän weiter südlich. Dadurch, daß die einzelnen Punkte der Erdoberfläche, am stärksten unter dem Schwingungskreis, d. h. dem Meridian, der durch das Rheintal und die Beringsstraße geht und von den Schwingpolen gleich weit entfernt ist, unter immer andere Breiten rücken und damit ihre Stellung zur Sonne und ihr Klima verändern, wird die ganze Schöpfungsgeschichte auf ein kosmisches Prinzip zurückgeführt. Der Unterschied zwischen dem großen und dem kleinen Erdradius (ca. 22 Kilometer) hat dabei eine wesentliche Folge. Das flüssige Wasser nimmt jederzeit die Form des Rotationsellipsoides an, das durch die Zentrifugalkraft bedingt wird. Da die feste Erdkruste erst allmählich in der Gestaltänderung folgen kann, ergeben sich abwechselndes Auf- und Untertauchen der Küsten, Trockenlegen und Verschwinden von Landbrücken. Der Wechsel zwischen Land und Wasser enthält aber den stärksten Anreiz für die Weiterbildung der Lebewesen (neben der Aenderung des Klimas). So kommt es, daß unsere atlantisch-indische oder afrikanisch-europäische Erdhälfte und hier wieder unser zerrissenes Europa der Ort ist, auf dem die ganze Schöpfung zu ihrer jetzigen Höhe heranreifte. Wie hier die menschliche Kultur sich entwickelt hat, so ist hier der Mensch entstanden, so vor ihm alle Lebewesen, soweit sie sich in der Paläontologie rückwärts verfolgen lassen. Von hier aus haben sie sich in bestimmten Linien über die ganze Erde verbreitet, so daß selbst Erscheinungen, wie der Wanderzug der Vögel, zu mathematischen Problemen werden und ihre Erklärung finden. Die geologischen Perioden und Formationen, der Vulkanismus, die Erdbeben, selbst die meteorischen Erscheinungen der Atmosphäre folgen denselben Linien. Die ganze Schöpfung wird folgerecht und kontinuierlich.

Von seinem Standpunkt als Zoologe untersucht nun Prof. Simroth die Theorie auf ihre Richtigkeit und gelangt zu dem Schluß, daß sie in allen wesentlichen Punkten stichhaltig sei und auf die Entwicklung und Verbreitung der Tierwelt auf der Erde mit Einschluß des Menschen vielfach neues und überraschendes Licht werfe. Hiernach darf man erwarten, daß sie auch der Nachprüfung auf anderen Gebieten standhalten wird.

Was die oben erwähnte Ursache der Pendulation betrifft, so erscheint sie durchaus plausibel; denn meteoritische Aufstürze hat die Erde zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag erfahren, und es steht nach den jüngsten astronomischen und geologischen Forschungsergebnissen nichts im Wege, für die früheren Erdepochen Aufstürze von Mondgröße anzunehmen, deren kombinierte Wirkung die heutige Polbewegung als Resultante hat hervorgehen lassen.

Dr. Gerwing.

Kant, Metaphysik der Sitten, herausgegeben von Karl Vorländer. LI und 378 S. 4,60 M. — **Hegel,** Phänomenologie des Geistes. Jubiläumsausgabe von Georg Lasson (von S. Bartholomäus, Berlin). CXIX und 532 S. 5 M. (Band 42 und 114 der Philosophischen Bibliothek.) Leipzig 1907, Dürrsche Buchhandlung.

Daß die Textherstellung bei Prof. Vorländer in guten Händen liegt, bedarf kaum der ausdrücklichen Bemerkung. Besonderen Wert erhält die vorliegende Ausgabe noch dadurch, daß der Herausgeber die Seitenzahlen der Akademieausgabe, die ihm in den Korrekturbogen zugänglich war, beigefügt hat. Außerdem hat der Herausgeber in der Einleitung die Entstehungsgeschichte der Schrift philologisch getreu dargestellt, sowie den Gedankengang in recht wertvollem Exzerpt angegeben und endlich noch ausführliche Register beigefügt. Durch alles dies empfiehlt sich die Ausgabe aufs beste. — Von Hegels Phänomenologie fehlte seit langem eine neuere Ausgabe im Buchhandel. Georg Lasson hat den Text mit Sorgfalt behandelt, nur hätten u. E. die Seitenzahlen des grundlegenden Originaldruckes beigefügt werden können. Glücklich erscheint uns die Einteilung des oftmals langatmigen Textes in kürzere Abschnitte mit vorgesetzten Rubren. In der Einleitung gibt Lasson weitausgreifende und beachtliche Ausführungen über Hegels Werdegang und die Absichten und den Inhalt der Phänomenologie, vielleicht etwas zu sehr als Hegelianer

und etwas zu wenig als historischer Kritiker. Die Phänomenologie „ist mehr als bloß eine Fortführung von Kants Gedanken über die praktische Vernunft; sie ist die Fortsetzung oder Vollendung der Aufgabe, die Kants ganzem Lebenswerk zugrunde liegt, sie ist das Gegenstück und das auf breiterer und festerer Grundlage neu durchgeführte Unternehmen der Kritik der reinen Vernunft". — „Man wird dem Inhalte der Phänomenologie nicht gerecht, wenn man darin einfach eine »Theorie des Bewußtseins« (Rosenkranz) oder eine »Darstellung der Erscheinungsarten des Wissens« (K. Fischer) sehen will. Sie ist in genau demselben Maße auch eine Theorie der Wirklichkeit, da ja in dieser allein das Bewußtsein selber wirklich ist."

Dr. Drasto.

E. Pechuël-Loesche, Volkskunde von Loango. Mit Illustrationen von Göring, Lämmel, Mützel und Herrfurth. Stuttgart 1907, Strecker & Schröder.

Der stattliche, hübsch ausgestattete, mit Unterstützung der aufgelösten Afrikanischen Gesellschaft herausgegebene Band enthält die von dem bekannten Forschungsreisenden während eines zweimaligen Aufenthalts im Lande gesammelten, durch Mitteilungen von anderen Landeskundigen ergänzten Erfahrungen. In behaglicher, aber niemals als langweilig empfundener Breite werden leibliche und geistige Eigenschaften der Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche, insbesondere Zauber- und Fetischwesen, sowie die Geschichte des Landes und seiner Erforschung in eingehender und anschaulicher Weise geschildert. Das sich selbst Bafioti nennende Volk gehört dem großen Bantustamm an, ist aber keineswegs ganz rasserein; im allgemeinen herrschen zwar längliche Schädel, schlanke Gestalt, dunkle Haut und krauses Haar vor, doch findet man im einzelnen mancherlei Unterschiede, besonders auch ausgesprochen semitische Gesichtsbildung und weichere Haare. „Von einer Beimischung europäischen Blutes sind nicht einmal Spuren zu erkennen." Wie bei den meisten Naturvölkern ist der Unterschied der Geschlechter im Gliederbau weniger ausgeprägt als bei uns. Von Kopf bis zu Fuß tadellose Gestalten sind selbstverständlich dort ebenso selten wie anderswo. „Am schönsten sind Schultern, Hals, Rücken und Arme gebildet." Im Gesicht ist meistens die Nase das einzig „Unschöne". Die Haut ist niemals rein schwarz, sondern „durchschnittlich warm dunkelbraun mit einem Stich ins Rötliche". Es ist sehr begreiflich, daß ein längere Zeit unter den Schwarzen lebender, sich eingehend mit ihnen beschäftigender Forscher in ihrem Wesen auch allerlei liebenswürdige Züge entdeckt, und dies hervorgehoben zu haben, ist ein Verdienst des Verfassers. Er überschätzt sie aber doch zweifellos zuungunsten unserer „Altvorderen", wenn er diese „schwerlich eine bessere Art von Wildvolk" nennt. Die verschiedene Begabung der Menschenrassen und der große entwicklungsgeschichtliche Vorsprung der hellfarbigen ist heute über jeden Zweifel erhaben. Das gut geschriebene, gehaltvolle Werk bildet für Anthropologen und Ethnographen, für Geographen und Kolonialpolitiker eine reiche Fundgrube.

Ludwig Wilser.

Fromer, Dr. J., Vom Ghetto zur modernen Kultur. Charlottenburg, Selbstverlag. 272 S.

Im dunkelsten Dunkel des Lodzer Ghettos wächst ein „Jüngel" heran. Früh wird sein Verstand im Talmudstudium geübt und geschärft, und unter der Einwirkung äußerer Einflüsse erkennt er bald das ganze menschenunwürdige Elend seiner Umgebung. Damit wächst in ihm immer mächtiger die Sehnsucht empor, die Schranken des Ghettos zu durchbrechen, fern im Westen im Schutze moderner Kultur als ein Mensch unter Menschen zu streben und zu schaffen. Von nun an steht dieses Ziel wie ein leuchtendes mirage occidental, um Reinachs Wort zu variieren, vor seinem Lebensweg, und mit übermenschlicher Anstrengung, unter unerhörten Opfern materieller, wie ideeller Natur strebt er ihm zu. Und als er es endlich, endlich zu erreichen glaubt, da entschwindet das „Trugbild" für immer in unerreichbare Ferne; nachdem er Familie und Heimat und das Beste seines Selbst geopfert hat, gibt er den Kampf auf, ihm „ekelt vor den Menschen mit ihrer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, ihrem Haß und ihrer Liebe, ihrer Bewunderung und Verachtung". Ihm „ekelt vor der Welt, vor dem Leben".

Ein Menschenschicksal voll Kampf und Streben, voll tiefer Tragik über den Rahmen des Persönlichen hinaus. Und doch — warum kann man seinem Gange, seinem Ab und Auf nicht mitfühlend, mitleidend folgen? An Farbe fehlt es den Berichten wahrlich nicht, die Ursache liegt wo anders. Im Maße, wie F. auf dem

Wege seines Lebens fortschreitet, gibt er immer mehr vom höchsten menschlichen Gute, von seiner Persönlichkeit dahin, immer mehr wird ihm das Mittel zum Zweck und er vergißt, daß alle überlieferte Kultur erst der individuellen Verarbeitung, Umbildung und Neubildung bedarf, um lebendige Persönlichkeitskultur zu werden. —

Der Konflikt, an dem Fs. Leben krankt, geht durch breite jüdische Schichten. Von den alten starren Satzungen und Formeln, der „talmudischen Kruste“, wie F. es nennt, haben sie sich mehr oder minder losgelöst und im Aussehen ihrem Milieu angepaßt; aber die Kluft, die immer und überall die Juden von ihren Wirtsvölkern trennt, konnten sie nicht überbrücken. Wenn deshalb F. glaubt, daß die Juden, wenn sie die Thora verlassen, sich nicht erhalten könnten und ihnen nur der Ausweg bliebe, jede Eigenart aufzugeben und so schnell wie möglich in ihren Wirtsvölkern „unterzutauchen“, so urteilt er zu eng aus seinen persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen. Im Gegenteil. Die Geschichte lehrt, daß noch keine Vermischung, die die Juden eingingen, eine dauernde blieb; immer wieder setzte sich die Entmischung durch, und heute besteht das jüdische Volk in ausgeprägter physischer und psychischer Besonderheit, kommen diese auch nicht allen seinen Zweigen gleich klar zum Bewußtsein. Durch unsere Zeit geht ein Zug der Rassenentmischung, in dem tief gegründete Gesetze des Völkerlebens nach Ausdruck streben. Warum sollte da gerade das jüdische Volk mit Sondermaß gemessen werden? Daß in der starren Schale der Thora ein lebenskräftiger Kern steckt, hat sich schon einmal gezeigt. Die aufsteigende Linie unserer Entwicklung geht über das Judentum. Das darf man nicht vergessen, wenn man heute seinen Wert einschätzt. G. Weiß.

Fritsch, Theodor, Handbuch der Judenfrage. Eine Zusammenstellung des wichtigsten Materials zur Beurteilung des jüdischen Volkes. 26. Aufl. Hamburg 1907, Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt. 438 S.

Das Buch, das bereits 1886 unter dem Namen „Antisemiten-Katechismus“ zum erstenmal in die Welt gegangen ist und bis zum Jahre 1893 nicht weniger als 25 Auflagen erlebt hat, will diesmal — fern allen parteipolitischen Interessen — rein sachlich ein Stück Wissenschaft, einen Abschnitt der Gesellschaftskunde behandeln. Ein ungeheueres, vielfach nur schwer zugängliches Tatsachen- und Zahlenmaterial hat der Verfasser gesammelt, um es hier statistisch zu verarbeiten, und wenn auch zuzugeben ist, daß der Ton des Ganzen oft polemischer ist, als die Vorrede vermuten ließ, so kann der fleißigen, in diesen 438 Seiten zusammengedrängten Arbeitsleistung doch die Anerkennung nicht versagt werden. —

Die Gesamtzahl der Juden auf der Erde muß augenblicklich auf etwa 11¾ Millionen geschätzt werden. In Europa leben davon 9½ Millionen, wovon 5 700 000 allein auf Rußland kommen. Das Deutsche Reich steht unter den europäischen Staaten mit 610 000 an dritter Stelle. Die jüdische Vermehrungskraft ist nachweislich größer als die aller anderen Völker.

Gewaltig groß ist der Einfluß der Juden auf die Gesamtheit unseres öffentlichen Lebens. Das liegt z. T. in der Opferfähigkeit jüdischer Eltern begründet, die sich — wenn nötig — alles versagen, um ihre Kinder von vorneherein in einflußreiche Karrieren hineinzubringen. In Berlin besuchten von den katholischen Kindern etwa $^1/_9$, den Dissidenten $^1/_8$, den evangelischen $^1/_7$, von den jüdischen aber mehr als zwei Drittel die höheren Lehranstalten. Aehnlich stellt sich das Verhältnis der Studierenden auf den Universitäten. Während von 10 000 Evangelischen 25, von ebensoviel Katholiken nur 13 die Universität besuchen, übertrifft die Zahl der Juden den Durchschnitt hier um das Achtfache (160 : 10 000). Nicht anders ist es im akademischen Lehrfach. Im Deutschen Reiche kommt auf 80 Deutsche 1 Jude, unter 80 Universitätslehrern jedoch befinden sich 12 Juden. Im Aerztestand bilden sie einen besonders hohen Prozentsatz.

Neuerdings ist auch ihr Einfluß in Politik und Parlament im Wachsen begriffen; und geradezu ein Monopol besitzen sie auf viele Gebiete der Presse und der Literatur sowie auf die Börse. „Denn nicht mehr die Fürsten, sondern die Kinder Juda halten heute die goldenen Säckel und den Ruhmeslorbeer in den Händen und verteilen sie nach Willkür.“ —

Wie gesagt, vieles in dem Buche ist sehr lesenswert, wenn es auch in seinen Begründungen und Konsequenzen nicht immer objektiv genannt werden kann.

Dr. Gg. Lomer.

v. Dungern, Dr. O. Frhr., Ahnen Deutscher Fürsten. — I. Haus Zollern. — Papiermühle, S.-A., 1906, Kommissionsverlag von Gebr. Vogt. — Prachtband von 60 S. in Albumformat. 30 M.

Das vorliegende Werk, das erste in einer Reihe von geplanten Publikationen ähnlicher Art, geht über die Zingelersche „Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern" insofern hinaus, als es in jedem Einzelfalle auch die weiblichen Aszendenten bis ins fünfte Glied zurückverfolgt und somit dem weiblichen Keimplasma und seiner eminenten Bedeutung für die Vererbung die gebührende Stellung anweist. Der Band umfaßt die Ahnen aller Kurfürsten, Herzöge, Könige und Kaiser aus dem Hause Hohenzollern und ihrer Gemahlinnen, beginnend mit Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg, dessen 62 Ahnen in männlicher und weiblicher Linie bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgt werden, und endigend mit dem gegenwärtigen deutschen Thronfolger. Von jedem Herrscher und jeder Herrscherin zählt eine besondere Tafel die vorausgehenden fünf Generationen lückenlos auf. Man muß den Fleiß des Autors rühmen, der eine Unsumme von Arbeit und Sorgfalt auf dieses Werk verwendet hat. — Ueber den speziellen Zweck seiner Publikation äußert sich der Verfasser u. a.: „Diese Tafeln, die von nichts anderem als von Filiationen reden, sehen trocken aus. Gewiß, in dieser Form sind sie nur Material, aber doch ganz anderer Art wie jene Genealogien, die nur alle geschichtlich bekannten Mitglieder eines Hauses aneinanderreihen. Niemals ist so wie heute nach dem Einfluß von Rasse und Herkunft auf die persönlichen Eigenschaften des einzelnen gefragt worden. Hier sind lange Vorfahrenreihen einer ganzen Anzahl Menschen, die zu den auserlesensten und erfolgreichsten unserer Geschichte gehören, nicht nur durch ihre Stellung bedeutend, viele auch durch ihre Persönlichkeit. Wir gehen an der Hand einiger unserer scharfsinnigsten Denker außerordentlich weit in der Anwendung von Analogien aus der Rassenbildung bei den Tieren auf die Deutung von Kontrasten in dem Zustand und in der Entwicklung des Menschen. Auf Beispiele aus der Rassenbildung des Menschen hat die naturwissenschaftliche Lehre bisher fast ganz verzichtet. Notgedrungen, denn es fehlte an Material. In diesen Tafeln ist der Grund gelegt zu einer Statistik der Menschenbildung. Die naturwissenschaftliche Methode darf nicht an dem nächstliegenden Material vorübergehen, das ihm die Geschichte der Abstammung der einzelnen Menschen bietet — wenigstens nicht bis sie es geprüft hat. Man zieht die tiefgreifendsten Schlüsse aus der Beobachtung von Pferde- und Hundestammbäumen. Hier sind die Stammbäume einer stolzen Reihe von Kaisern und Königen, mindestens ebenso zuverlässig in der Wahrheit dessen, was sie erzählen, wie die Versicherungen irgendeines Züchters! Ottokar Lorenz hat erkannt, daß die geschichtliche Forschung in solchen Ahnentafeln gerade für die Kontrolle der umwälzenden Deszendenzlehre ein Material zu liefern vermag, dem kein anderes gleichkommt. Er hat bedauert, daß ihm der Beobachtungsstoff fehlte. Hier ist ein Anfang gemacht, um diese Lücke auszufüllen." —

Wir wünschen mit dem Verfasser, daß seine fleißige Arbeit recht bald in der angedeuteten Richtung fruchtbar gemacht werden möge. Uebrigens würde dem Spezialforscher die Orientierung in den Tabellen erleichtert werden, wenn bei zukünftigen Publikationen dieser Art in allen Fällen, wo unter den Vorfahren eines Paares ein und derselbe Ahne auftritt (engere oder weitere Inzucht), oder wo bei einem Ahnenpaar eine Stände-, Stammes-, Nationen- oder Rassenmischung eingetreten ist, dies durch den Druck oder durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben würde.

Dr. Thewaldt.

Epiktet, Handbüchlein der Moral. Mit Anhang: Ausgewählte Fragmente verlorener Diatriben. Deutsch von Wilhelm Capelle. Jena 1906, Eugen Diederichs. 2 M. — Derselbe, Unterredungen. Deutsch von Josef Grabisch. Ebenda. 3 M.

Die Uebersetzungen alter Schriftsteller, welche der Diederichssche Verlag erscheinen läßt, erstreben keine philologischen Ziele; sie wollen vielmehr mit Verwendung aller modernen Sprachmittel einen einheitlichen Eindruck hervorbringen und die Autoren in ihrer ganzen Wirkung lebendig machen. In diesem Stile hat Rud. Kassner die bedeutsamen Platoübersetzungen erscheinen lassen; jetzt liegen auch die beiden genannten Schriften von Epiktet vor. Zum Handbüchlein hat Capelle ein stimmungsvolles Vorwort geschrieben. Die Schriften der stoischen Moralphilosophen sind beredt geworden in diesen Uebersetzungen, und der moderne Leser wird überrascht sein, wieviel sie uns zu sagen haben.

Dr. Drasto.

Magnus, Dr. Rudolf, Vom Urtier zum Menschen. Gemeinverständliche Darstellung des gegenwärtigen Standes der gesamten Entwicklungslehre. Halle a. S. 1908, Carl Marhold. 126 S., 14 Tafeln, 11 Abb. 2 M.

Der Verfasser behandelt in den beiden ersten Kapiteln historisch-kritisch die gesamte Vorgeschichte der „Lehre Darwins", unter dessen Vorläufer er den Dichter Wilhelm Jordan mit aufgenommen hat, und nach einer hübschen Skizze des zoologischen Systems den „Darwinismus" selbst; leider versäumt er dabei, mit eindringlicher Schärfe zu betonen, daß Darwinismus und Entwicklungslehre nicht dasselbe ist — eine Begriffsverwirrung, die immer noch weit verbreitet ist, und der entgegenzutreten eine Hauptaufgabe der gemeinverständlichen Schriften, wie der vorliegenden sein sollte. In dem faßlich und anziehend geschriebenen Abschnitte „Nach Darwin" erörtert der Verfasser die neueren und neuesten deszendenztheoretischen Abhandlungen, mit besonderem Geschick die schöne Mnemelehre von Semon. Das Schlußkapitel seiner Broschüre bringt eine Darlegung der Abstammungslehre an der Hand zahlreicher Stammbaumtafeln, die sehr anschaulich angeordnet sind. Leider hat der Verfasser nicht die Gelegenheit benutzt, dem Nichtfachmann klar vor Augen zu führen, daß das Gesamttierreich nicht unter dem Bilde eines Baumes verstanden werden kann, wie er schreibt, aus Gründen der Anschaulichkeit. Es wäre zu wünschen, daß sich gerade in populären Schriften das Bild eines Waldes für das Tierreich einbürgern möchte — Magnus denkt noch an eine einzige Wurzel (S. 109) — da ja doch die wissenschaftlichen Tatsachen mit der Annahme besser übereinstimmen, daß neben vielen Stämmen im Tierwalde, die durch verborgene oder zerstörte Wurzeln zusammenhängen, sicher auch solche existieren, die weder wurzel- noch samenverwandt mit ihren Genossen sind. Ein solches Bild würde auch dem Laien viel klarer zu zeigen erlauben, daß im Walde zwar ein Stamm der höchste sein muß, daß aber neben ihm so manche fast ebenso hochragende Wipfel stehen. — Vor vielen anderen gemeinverständlichen Schriften über die Deszendenztheorie zeichnet sich die vorliegende durch ihre ruhige, klare und nicht phantastische Sprache und Darstellungsweise aus. Poll-Berlin.

Lombroso, C., Neue Verbrecher-Studien. Autoris. Uebersetzung aus dem Italienischen von E. Jentsch. Halle a. S. 1907. 4,50 M.

Dem Altmeister der Kriminalanthropologie gebührt zweifellos ein besonderer Anspruch auf Beachtung, wenn er, wie in dem vorliegenden Werke, aufs neue zur Verteidigung seiner Anschauungen das Wort ergreift, und auch der Gegner seiner Anschauungen wird aus seinen Worten sicherlich reiche Anregung schöpfen dürfen. Wenn aber Lombroso in der Vorrede zu dem vorliegenden Buche die Klage durchklingen läßt, als werde er gerade deutscherseits nicht in entsprechendem Maße gewürdigt, so darf man ihm vielleicht entgegenhalten, daß auch er seinerseits der nun einmal zu kritischen Skeptizismus neigenden deutschen Denkweise nicht in allem gerecht wird. Und so soll auch nicht geleugnet werden, daß wissenschaftlicher Chauvinismus — wie es, wenn Ref. nicht irrt, Dubois Reymond vorgeahnt hat — jetzt auch auf deutscher Seite sich breit zu machen droht: so darf man doch nicht vergessen, daß die Priorität hierin keineswegs den Deutschen zukommt, sondern weit eher manchen Forschen fremder, vorzüglich romanischer Zunge.

Angriffspunkte findet die Kritik in den Ausführungen Lombrosos gewiß nicht wenige. Hier gleich ein Beispiel. Lombroso findet einen Parallelismus zwischen der Zahl der Tötungsdelikte und dem Kulturgrade (gemessen an der Schülerzahl) eines Volkes, muß aber gleich zwei Ausnahmen gelten lassen, die seine Theorie jedenfalls nicht stützen: Rußland auf der einen, die Schweiz auf der anderen Seite. Aber das sind nicht die einzigen Unstimmigkeiten: Belgien hat 10,9 Schüler (auf 100 Einwohner), Spanien 9,1; also keine gerade besonders erhebliche Differenz; in der Tötungsziffer aber stellt sich das Verhältnis in gleicher Folge wie 18 (auf 100000 Einwohner) zu 74! Es ist ja doch klar, daß die Art der Delikte eines Volkes auch durch immanente Rassenfaktoren mit determiniert wird. Neuere Untersuchungen (Herz) haben speziell für Oesterreich dargetan, wie sehr regionäre Variationen der Kriminalität auch durch wirtschaftliche Verschiedenheiten mitbedingt sind. Solche wirtschaftliche Besonderheiten sind aber ihrerseits zuweilen ganz unabhängig von Schulverhältnissen. Lombroso dürfte übrigens auch nicht auf ungeteilten Beifall rechnen können, wenn er die Vereinigten Staaten als einen „Herd der Weltkultur" darstellt, „wie es Europa etwa in hundert Jahren sein wird", Australien sogar noch höher einschätzt. Man würde natürlich fehlgehen, nähme man etwa an, daß sich Lombroso manche der hier gemachten Einwände nicht selber

machte; im Gegenteil! Es ergeben sich freilich dergestalt in seiner Darstellung mancherlei Widersprüche, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll.

Der erste Abschnitt des Buches bringt Beiträge zur Rassenkriminalität, wie schon angedeutet, und speziell die Betrachtung der amerikanischen Verhältnisse enthält interessante Streiflichter und Details, gerade im Sinne der oben gemachten kritischen Bemerkungen. Die Atavismustheorie des Verfassers (bezüglich des geborenen Verbrechers) blitzt überall in der Darstellung durch. Ob das alte Europa, wie Verfasser meint, durch die gelbe oder semitische Rasse aufgefrischt werden könnte, bleibe dahingestellt.

Der zweite, größere Abschnitt bringt Beiträge zur Kriminalität des Individuums. Das Kapitel Anatomie und Histologie wird wohl scharfe Gegnerschaft unter den Hirnpathologen finden; in so wenig kritischer Weise dürfen Hirnbefunde nicht gedeutet werden, wie es Verfasser tut, zumal solche, die angesichts der neueren Fortschritte in der Histopathologie der Hirnrinde jedenfalls fragwürdig sind. Natürlich schreibt Verfasser hier stark im Banne einer bekannten „Epilepsietheorie". Die Atrophie der Körnerschicht und das Auftreten von Nervenzellen in der weißen Substanz hält Verfasser für einen spezifischen Großhirnbefund bei krimineller Anlage (!). Interessanter ist, was Verfasser über die Psychologie und Biologie des Verbrechers erzählt. Freilich setzt es auch da Entgleisungen. Namentlich wird die maßlose Ueberspannung des Hereditätsbegriffes, gegen die neuerdings Wagner v. Jauregg unter Hinweis auf die Untersuchungen von Koller und Diem besonders energisch Stellung nimmt, den berechtigten Widerspruch der Psychiater herausfordern. Auch die an sich geistvolle Theorie von der atavistischen Bedeutung der Zeichenschrift der Verbrecher (Piktographie) wird jedenfalls auf Skepsis stoßen, zumal diese, ähnlich der Gaunersprache, doch wohl eine simplere Auslegung gestattet.

Vorschläge zur Bekämpfung des Verbrechens und casuistische Mitteilungen beschließen das, wie schon einleitend bemerkt wurde, unter allen Umständen in hohem Maße anregende Buch des Verfassers, dem auch die Gegner gerechterweise die Anerkennung nicht werden versagen dürfen, daß seine Lehren, mag auch von ihnen nur wenig an Tatsächlichem bestehen bleiben, heuristisch und eminent befruchtend gewirkt haben und noch wirken. Dr. Erwin Stransky.

Bauer, M., Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit. 5. Aufl. Berlin und Leipzig, H. Seemann Nachf. 366 S., 4 M.

In unseren Tagen, wo sich dem sexuellen Problem in steigendem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet, darf ein geschichtlicher Rückblick auf die Stellung des Mittelalters zu den geschlechtlichen Fragen auf besonderes Interesse rechnen. An der Hand zahlreicher, z. T. wenig bekannter Quellenwerke schildert der Verfasser, von den primitiven und noch leidlich gesunden Verhältnissen der germanischen Vorzeit ausgehend, die zunehmende Lockerung der geschlechtlichen Sitten während des Mittelalters. Dabei hebt er gebührend hervor, daß trotz aller körperlichen Ausschreitungen das damalige Geschlechtsleben moralisch höher zu werten sei, als dasjenige späterer Perioden, weil das sexuelle Empfinden noch weit ursprünglicher und naiver war, als z. B. heutzutage. Im einzelnen wird dies an den verschiedenen Ständen, den Fürsten und dem Adel, der Geistlichkeit, dem Bürger- und Bauernstand nachgewiesen, wobei auch das Leben und Treiben in den Klöstern, öffentlichen Bädern, Freudenhäusern usw. behandelt wird, und die mit dem Geschlechtsleben in mittelbarer Beziehung stehenden Faktoren, wo Tanz und Spiel, Kleidung, Liebeszauber u. dergl. eingehende Würdigung finden. Die ganze Darstellung bildet ein geschlossenes und anschauliches kulturhistorisches Dokument, dessen sich der Spezialforscher mit besonderem Nutzen bedienen wird.

Dr. Landmann.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 3. 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

O. Schraders Hypothese von der südrussischen Urheimat der Indogermanen[1]).

Karl Penka.

I.

O. Schrader hat in der im Vorjahre (1907) abgeschlossenen dritten Auflage seines bekannten Werkes „Sprachvergleichung und Urgeschichte“ eingehender, als er es bisher getan hatte, seine Ansicht, nach der wir die Gebiete im Norden und Westen des Schwarzen Meeres als die Urheimat der Indogermanen zu betrachten hätten, zu begründen und gleichzeitig die in neuerer Zeit aufgestellten Urheimats-Hypothesen anderer Forscher zu widerlegen gesucht. Bei dem Ansehen, dessen sich Schrader in weiten Kreisen erfreut, und bei dem Umstande, daß er mit großer Zähigkeit und unleugbarem Geschicke seine schon längst von vielen für unhaltbar angesehene Hypothese aufrecht zu erhalten bestrebt ist, erscheint es notwendig, sowohl die Argumente, die er für seine Hypothese, als auch die Argumente, die er gegen andere Hypothesen vorgebracht hat, auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Schrader glaubt zunächst Anhaltspunkte für die Bestimmung der indogermanischen Urheimat aus den ältesten Stammsitzen der indogermanischen Einzelvölker gewinnen zu können. Indem er von der Ansicht ausgeht, daß die Unterschiede in den Lautverhältnissen der Satem- und Centumsprachen (skrt. çatá, aw. satem, lit. szim̃tas gegenüber griech. ἑκατόν, lat. centum, altir. cét, got. hund) auf schon in der indogermanischen Grundsprache vorhandenen Unterschieden beruhen, ergibt sich ihm in Verbindung mit der Wahrnehmung, daß noch die älteste geschichtliche Lagerung der indogermanischen Einzelvölker diesen angeblich vorgeschichtlichen dialektischen Unterschied insofern widerspiegele, als die Centumvölker noch heute den Westen, die Satemvölker den Osten des indogermanischen Sprachgebietes einnehmen, die Schlußfolgerung, daß in dem relativen Lagerungsverhältnis

[1]) Schrader, dessen Terminologie ich in dieser Arbeit beibehalte, gebraucht noch den Namen „Indogermanen“ statt des immer mehr in Aufnahme kommenden Namens „Arier“, den er nach älterem Gebrauche ausschließlich zur Bezeichnung der Indo-Iranier verwendet.

der indogermanischen Einzelvölker zueinander durch die Ausbreitung der Indogermanen keine allzu große Verschiebung eingetreten sein könne, und daß diejenige Lokalisierung der Urheimat die wahrscheinlichste sein werde, welche in der frühhistorischen Lagerung der Einzelvölker nicht viel mehr als ein vergrößertes und auseinander gezogenes Bild ihrer Lagerung in der Urheimat erblicke.

Und tatsächlich glaubt auch Schrader die Stammsitze aller indogermanischen Einzelvölker in der unmittelbaren Nachbarschaft seiner indogermanischen Urheimat nachweisen zu können. So glaubt er, daß, seitdem Scheftelowitz in den Kossäern des Zagrosgebirges und ebenso in den Mitani Iranier nachgewiesen hat, auch der Annahme einer sowohl vom Westen (durch die Kaspischen Tore) als auch vom Osten (längs des Oxus und Jaxartes) ausgehenden Besiedlung Irans nichts im Wege stehe, und verlegt die gemeinsame Ausbildung der ältesten, speziell arischen (indisch-iranischen) Spracheigentümlichkeiten schon in die „nordische Heimat in den Grenzgebieten Europa-Asiens“. Da es ihm aber durchaus unwahrscheinlich ist, daß an den arischen Kulturgleichungen alle iranischen Stämme, also auch die skythischen, einmal teil hatten, nimmt er außer dem soeben erwähnten indisch-iranischen Stammlande noch ein zweites Gebiet, als das vielleicht die beiden Abhänge des Hindukusch in Betracht kommen, an, auf dem sich später die arische Kultur entwickelt habe.

Hinsichtlich der urslawischen Wohnsitze entwickelt Schrader keine neue Ansicht, sondern schließt sich der Meinung Müllenhoffs an, nach der sie vom Gebiet des mittleren und oberen Dniepr bis zum oberen Laufe der Weichsel gereicht hätten. Und wie nach Müllenhoff das Gebiet des mittleren und oberen Dnieprs die älteste und eigentliche Heimat der Slawen ist, so glaubt Schrader auf Grund der Uebereinstimmung des Namens der beiden Flüsse Bug, des Nebenflusses der Weichsel und des sich in das Schwarze Meer ergießenden, die Vermutung aussprechen zu können, daß die Slawen einstmals aus dem Bereich des südlichen in den des nördlichen gewandert sind.

Ebenso findet er Müllenhoffs Meinung für wahrscheinlich, daß die Ausbreitung des preußisch-lettischen Sprachzweiges von Süden oder Südosten her vor sich gegangen sei, und daß somit die Sumpfregion des Pripet einmal seine natürliche Südgrenze und die erste Basis seiner Ausbreitung gewesen sei.

Zu den Satem-Völkern gehört auch der einst weitverbreitete Volksstamm der Thraker. Schrader weist darauf hin, daß aus den Ueberlieferungen der Alten und der sprachlichen Betrachtung hervorgehe, daß die thrakisch-phrygischen Stämme Kleinasiens ebenso wie die ihnen zunächst verwandten Armenier aus Europa gekommen sind, und daß das Verbreitungsgebiet der Thraker Europas von den Gestaden des Aegäischen Meeres und der Propontis bis zum Unterlauf des Ister reiche und sich so ergebe, daß auch der Westen des Pontus von indogermanischen Satemvölkern besetzt war.

Was die Centum-Völker anlangt, so betrachtet Schrader als das Stammland der Griechen das „später illyrisch gewordene“ Epirus. Und wie Griechenland seine indogermanische Bevölkerung von Nordwesten her empfangen habe, so hätten sich die Italiker in der Apenninhalbinsel umgekehrt von Nordosten her ausgebreitet. Wäre auch das

Altillyrische eine Centum-Sprache, wofür die Sprachreste der von den Alten ausdrücklich als Illyrier bezeichneten Veneter sprächen, so hätten wir in frühhistorischer Zeit eine ununterbrochene Kette von Centum-Völkern vor uns, die von den Italikern bis zu den Griechen reiche. Die Herkunft der Italiker weise aus „zwingenden linguistischen und geographischen Gründen" in das mittlere Donautal, wo auch die Stammsitze der ihnen am nächsten verwandten Kelten zu suchen seien. Weise das Italische wichtige Uebereinstimmungen auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre auf, so trete in Beziehung auf den Wortschatz, wie das Keltische, auch das Germanische sehr nahe an das Italische heran. „Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß das Italische in vorhistorischer Zeit den beiden genannten Nordsprachen, besonders aber dem Keltischen, benachbart gewesen sein muß, eine Nachbarschaft, deren Schauplatz, da die Ankunft der Kelten in Oberitalien bekanntlich erst in historische Zeit fällt, außerhalb Italiens gesucht werden muß." Die geographischen Gründe entlehnt er Ratzel, der bemerkt, daß für Italien der Eintritt von Nordosten her der natürliche sei, denn auf dieser Seite sei Italien am zugänglichsten. „Die Wege nach dieser Ecke kommen von der Donau her." Dies sollen auch die Funde beweisen. „Die Umgebungen der beiden großen Naturwege durch die Ostalpen zur Adria, des Predilpasses und des über den Birnbaumer Wald, den niedrigsten und südöstlichsten Teil der Julischen Alpen, führenden Weges, ferner das in der Fortsetzung des letzteren Weges liegende Krain sind so reich an Funden aus der Hallstätter Zeit, daß man hier die Verbindung zwischen einem Ausstrahlungsgebiet im östlichen Oberitalien und den nordalpinen und danubischen Fundstätten zu sehen meint." Auch historische Gründe sollen dafür sprechen, daß das mittlere Donautal die eigentliche Basis der keltischen Völkerverbreitung gewesen sei. „Noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. war ganz Süddeutschland von Kelten besetzt, indem den Raum zwischen Bodensee und Main die Helvetier einnahmen." Von den Donaulandschaften aus hätte dann zunächst eine starke Ausbreitung der Kelten besonders in nördlicher, nordwestlicher und westlicher Richtung nach Nordwestdeutschland, Frankreich und Britannien stattgefunden. Hervorgehoben möge noch werden, daß Schrader die Etrusker als ein nichtindogermanisches Volk erklärt, das ebenso wie die Ligurer und Sikaner der voritalischen Bevölkerung Italiens zugerechnet werden müsse. „Mit ihnen verwandt waren die Räter, die in das Alpengebiet versprengt worden oder in ihm zurückgeblieben sind."

Er geht dann zu den Germanen über, deren älteste Stammsitze festzustellen eine der schwierigsten, wenn nicht die schwierigste Aufgabe der alteuropäischen Ethnographie sei. Doch gehöre keine große Kühnheit dazu, sie aus den nördlichen Karpathenländern, von denen aus sie zuerst in die Geschichte eingetreten seien (Bastarnen) und auf die auch gewisse slawisch-germanische Sprachverwandtschaften wie got. gulth „Gold" — slaw. zlato, lett. selts und ahd. lahs — russ. lósosĭ, lit. laszizà hinweisen, in die Länder zwischen Elbe und Weichsel bis hinauf nach Schleswig-Holstein, Jütland, Dänemark und Schonen in spätneolithischer Zeit einrücken zu lassen. Doch könnte von diesen Germanen als eigentlichen Germanen erst in einer verhältnismäßig sehr

späten Zeit gesprochen werden. „Ueberaus lange wurde in diesen Ländern die indogermanische Ursprache im wesentlichen treu bewahrt, und erst an der Schwelle der Geschichte, d. h. mit dem Beginn des Vorrückens der Germanen gegen die Kelten im Westen und Süden ca. im 4. oder 3. Jahrhundert treten die spezifisch germanischen Spracherscheinungen auf, darunter die erste germanische Lautverschiebung noch unter der Herrschaft des alten freien indogermanischen Akzents. Wer etwa bezweifelt, daß eine solche lautliche Umwälzung auf dem großen Gebiete wirksam sein konnte, das wir damit als prägermanisch in Anspruch genommen haben, der möge bedenken, daß R. Much, obgleich er die Germanen von einem ganz kleinen Bezirke (Schonen) ausgehen läßt, genau dasselbe annehmen muß, wenn er, wie er es tut, die Germanen noch vor der ersten Lautverschiebung nach Thüringen und noch vor der ersten Lautverschiebung in Berührung mit den Thrakern (*hanapiz „Hanf“ aus thrak. *kánabis) kommen läßt. Die besonderen Sprachbeziehungen zwischen Ost- und Nordgermanen kann man sich dann auch bei unserer Anschauung ungefähr so wie Much vorstellen, d. h. so, daß man annimmt, später tatsächlich aus Skandinavien herübergekommene Nordgermanen, vielleicht die Goten, hätten seit Urzeiten im Osten ansässige Germanen sprachlich mehr oder minder beeinflußt.“

Werfe man, fährt Schrader fort, diesen Tatsachen gegenüber die Frage nach der Heimat der indogermanischen Völker auf, so liege für den historisch Denkenden, d. h. für den, der diese Heimat unter äußerster Schonung der historischen Verhältnisse zu bestimmen suche, ihre Beantwortung schon in jenen Tatsachen selbst. Wir hätten ein Ländergebiet erhalten, als dessen geographischer Mittelpunkt die Steppen, Waldsteppen und Waldgebiete der nördlichen und nordwestlichen Gestade des Schwarzen Meeres anzusehen seien. Man habe sich früher die Indogermanen bei ihrer Ausbreitung als von einem immer in gleicher Richtung verlaufenden Wandertrieb beseelt gedacht. Die Analogie der Ausdehnung der Einzelvölker von ihren oben erörterten Stammsitzen aus lehre uns aber, daß wir diese Vorstellung berichtigen müssen.

II.

Diesen Ausführungen gegenüber ist zu bemerken, daß weder der Grundsatz, die Indogermanen von dem Zentrum ihres ältesten historischen Verbreitungsgebietes ausgehen zu lassen, in der Analogie der Ausdehnung der indogermanischen Einzelvölker von ihren Stammsitzen aus eine ausreichende Grundlage besitzt, noch daß es in den Tatsachen begründet ist, in der frühhistorischen Lagerung der indogermanischen Einzelvölker nicht viel mehr als ein vergrößertes und auseinander gezogenes Bild ihrer Lagerung in der Urheimat erblicken zu wollen. Es wird sich zeigen, daß Schrader nur in wenigen Fällen die Stammsitze der Einzelvölker richtig lokalisiert oder doch wenigstens den Ausgangspunkt ihrer Siedlungen richtig angegeben hat.

Unterliegt es schon den größten Bedenken, die gemeinsamen indisch-iranischen Spracheigentümlichkeiten und die gemeinsame indisch-iranische Kultur in zwei weit voneinander getrennten Gebieten, und zwar die einen in den Grenzgebieten Europa-Asiens, die andere in

Zentral-Asien entstehen zu lassen, so fehlt auch dieser Trennung insofern die Berechtigung, als die Mitani, die Schrader, und zwar mit Recht, nicht von Osten her in die von ihnen besetzten Gebiete einwandern läßt, — wodurch er sich eine Grundlage geschaffen zu haben glaubt, um das Stammland der Indo-Iranier mehr nach den europäisch-asiatischen Grenzen verlegen zu können —, von der engeren indo-iranischen Spracheinheit ausgeschlossen werden müssen, weil ihre Sprache in einem wichtigen Punkte von der Sprache der eigentlichen Iranier und Inder abweicht: sie hat nämlich an Stelle der arischen Mediae aspiratae Tenues[1]) eine lautliche Eigentümlichkeit, die aus bestimmten Gründen auf Einflüsse zurückzuführen ist, die sich bereits in Europa geltend gemacht haben.

Da die Vorfahren der späteren Iranier und Inder während ihrer engeren Sprach- und Kulturgemeinschaft auch Ackerbau trieben, — sich hierdurch von den nomadisierenden Skythen, aus denen sie nach der Ueberlieferung der Alten hervorgegangen sind, wesentlich unterscheidend —, und auch eine eigene Ackerbausprache entwickelten, so kann ihr Stammland nur in dem Gebiete außerhalb des Steppengebietes Westasiens gesucht werden. Höchst wahrscheinlich lag es in dem Flußgebiete des oberen Oxus und Jaxartes, also weder im Zentrum des indo-iranischen Verbreitungsgebietes, noch nahe der südrussischen Steppe.

Sind als Ausgangsländer der Indogermanen die Gebiete im Norden und Westen des Schwarzen Meeres zu betrachten, dann müssen wir wohl erwarten, in den ihnen benachbarten Gebieten ein und dieselbe Kultur, insbesondere ein und dieselben Bestattungsgebräuche zu finden. Nun sind nach den Untersuchungen M. Florinskys von der südrussischen Steppe an bis in die Gebiete von Semipalatinsk, Semirjetschensk, Kaschgar und Jarkand gleichartige Grabhügel, sogenannte Kurgane, mit steinernen Figuren, den „Kamennye baby“ und gleichartigen Bronzen vom sogenannten sibirisch-skythischen Typus verbreitet, die man, und wohl mit Recht, indogermanischen Völkern zugeschrieben hat (J. L. Píč, Die Urnengräber Böhmens. Leipzig 1907, S. 308). Es muß vom Standpunkte der Schraderschen Urheimats-Hypothese als höchst auffallend bezeichnet werden, daß diese Art von Grabhügeln nur auf das südrussische Gebiet beschränkt ist.

Es spricht aber auch diese Tatsache gegen die Annahme Müllenhoffs, der übrigens noch auf dem Standpunkte der Ansicht von der asiatischen Herkunft der Indogermanen stand, und Schraders, daß sich die Slawen von Osten her gegen Westen verbreitet haben. Dagegen sprechen überdies noch andere archäologische Tatsachen, die später zur Sprache kommen werden. Daß sich auch der preußisch-lettische Sprachstamm von Westen her gegen Osten verbreitet hat, folgt gleichfalls aus den archäologischen Tatsachen, wie denn überhaupt die Kultur der im Süden der Ostsee gelegenen Küstenländer eine jüngere wird, je weiter man nach Osten kommt. Während Mecklenburg im allgemeinen sich auf das engste an die dänische Steinzeit anschließt, doch auch neue Gefäßformen aufweist, die dann auch im Osten (Pommern) sowie im Süden und Südosten gefunden werden (R. Beltz,

---

[1]) Vergl. Scheftelowitz, Zeitschr. f. vergleich. Sprachf. XXXVIII, 273.

Steinzeitliche Funde in Mecklenburg. Schwerin 1897, S. 78), weist in Pommern alles darauf hin, daß in dieses Land die ersten neolithisch-indogermanischen Ansiedler aus dem Westen gekommen sind. „Die ältesten pommerschen Beile", sagt H. Schumann (Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit. Berlin 1897, S. 22), „die eigentlich keine pommersche Form darstellen, finden sich besonders im Südwesten von Deutschland als die ältesten. Auch die Gräber werden, je weiter man nach Westen geht, um so älter. Es ist wahrscheinlich, daß unsere Hünenbetten mit den westdeutschen Dolmen in Verbindung zu bringen sind. Auch der Bernsteinschmuck der Steinzeit ist im westbaltischen Gebiete älter als im ostbaltischen. Daß die Menge der schönen Feuersteingeräte in Westpommern eine größere ist wie in Ostpommern, ist bekannt. So scheint die ganze Kultur nach Osten hin eine jüngere zu werden, und die Annahme, daß dieselbe von Westen her gekommen sei, ist wahrscheinlich."

Als das Ausgangsgebiet der Thraker kann mit größter Wahrscheinlichkeit das Gebiet der untern Donau angesehen werden. Dafür sprechen ebenso bestimmt linguistische wie archäologische Gesichtspunkte. Von hier aus verbreiteten sie sich nach Osten, Süden und Südosten. Es hat also auch das Stammland der Thraker keine zentrale Lage.

Ebensowenig hat das von Schrader als Stammland der Griechen betrachtete „später illyrisch gewordene" Epirus eine zentrale Lage. Es ist jedoch ganz unmöglich, dieses Land als das Stammland der Griechen betrachten zu wollen. Denn Epirus ist diejenige Landschaft, die am spätesten von allen griechischen Landschaften hellenisiert worden ist. Es war aber niemals ganz illyrisch, wie Schrader meint. Es lassen sich zwar in ihm eine Anzahl von illyrischen Ansiedelungen nachweisen, die wahrscheinlich von aus Italien vertriebenen Illyriern angelegt wurden, wie ich in meiner „Herkunft der alten Völker Italiens und Griechenlands wie ihrer Kultur" (Leipzig 1907, S. 23) ausgeführt habe, doch bildete trotz dieser illyrischen, wie auch der hellenischen und thrakischen Niederlassungen die nichtindogermanische, der mediterranen Rasse angehörende Urbevölkerung bis in die römische Kaiserzeit den Hauptbestandteil der Bevölkerung von Epirus, so daß noch Strabo (VII, 7) die Epiroten als einen von den Illyriern, Hellenen und Thrakern verschiedenen Volksstamm hinstellen konnte. Es muß also das Stammland der Hellenen anderswo gesucht werden.

Wäre Schraders Urheimatshypothese richtig, so müßten wir erwarten, daß das Illyrische dem unmittelbar benachbarten Thrakischen weit näher stünde, als es wirklich der Fall ist. Doch sind die Zeiten vorüber, wo man von den Illyriern und Thrakern als von zwei einander sehr nahestehenden, wenn nicht gleichen Völkern reden durfte. So gering auch die sprachlichen Ueberreste der Illyrier und Thraker sind[1],

---

[1]) Auch die heutigen Albanesen, die man gewöhnlich als die Nachkommen der alten Illyrier betrachtet, können als solche nicht angesehen werden. Sie gehören zum großen thrakischen Stamm, der sich auch im Westen der Balkanhalbinsel ausgebreitet hat. Dies ergibt sich nicht nur aus dem Umstande, daß das Albanesische eine Satemsprache ist, sondern auch daraus, daß sich auf dem weiten Gebiete von Apollonia bis Liburnien, wie C. Patsch (Thrakische Spuren an der Adria. Jahreshefte d. österr. archäol. Instit. in Wien, X, 1907, 169 fg.) gezeigt hat, in Fluß-, Berg-,

so kann man doch aus ihnen ersehen, daß das Illyrische und Thrakische sich stark voneinander unterschieden. Das erstere ist eine Centum-, das letztere eine Satemsprache; ebenso sind die illyrischen Orts- und Personennamen, wie W. Tomaschek (Mitteil. d. Wiener anthropol. Ges. XXIII, Sitzungsber. 36) nachgewiesen hat, anders als die thrakischen gebildet.

Diese Verschiedenheit der Sprachen der Illyrier und Thraker findet eine merkwürdige Parallele in den archäologischen Verhältnissen der von diesen Völkern besiedelten Länder. In den Grenzgebieten beider, die in die Länder der ungarischen Krone und nach Bosnien fallen, stoßen nämlich zwei verschieden voneinander entwickelte Zweige der neolithischen Kultur in voller Ausbildung und unvermittelt aneinander. Die thrakische Gruppe weist nach dem Osten, die illyrische nach dem Westen als ihren Ausgangspunkten. Die erstere, deren auffallendsten keramischen Merkmale die Spiraldekoration, Gefäßmalerei und Tonplastik sind, umfaßt das östliche Galizien, die Bukowina, das angrenzende südwestliche Rußland, Rumänien, das östliche Ungarn, Serbien, das östliche Bosnien, Bulgarien, Griechenland, die ägäischen Inseln, sowie den westlichen Teil von Kleinasien, also slawisch-thrakische Gebiete, während die letztere außer in Italien, dem Westen Ungarns und dem nordwestlichen Teile der Balkanhalbinsel in den österreichischen Alpenländern, in Süddeutschland und der Schweiz, sowie im Westen Deutschlands vertreten ist und sich bis nach Nord-Deutschland und Skandinavien fortsetzt. Den äußersten Ausläufer der slawisch-thrakischen Gruppe im Nordwesten bilden die berühmten Funde von Butmir in Bosnien, die typisch verschieden sind von den Funden des benachbarten Debelo-brdo sowie der slawonischen Fundstätten bei Vukowar und Esseg, den Funden von Vučedol, Sarvaš und vom Varádberg bei Erdöd, Kom. Virovititz in Slawonien. (Vergl. M. Hoernes, Die neolithische Keramik in Oesterreich. Jahrbuch der k. k. Zentral-Kommission f. Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmäler, III, 2 fg. und P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süd-Deutschland. Westdeutsche Zeitschrift, 1900, S. 209 fg.) Es kann wohl nach den Ergebnissen der linguistisch-historischen Forschung nicht daran gezweifelt werden, daß diese bosnisch-slawonischen Funde, sowie die gleichartigen Funde von Italien und den Ostalpenländern (aus dem Laibacher Moor und den Seen des Salzkammergutes) auf die Illyrier zurückgehen, deren Zugehörigkeit zu den Indogermanen linguistisch wohl außer jeden Zweifel gestellt ist.

Können wir aber auch die Träger der neolithischen Kultur Süd-Deutschlands und der angrenzenden Schweiz, die, wie wir gesehen haben, eine Art Mittelstellung zwischen der neolithischen Kultur der

---

Stamm- und Ortsnamen eine thrakische Namengebung nachweisen läßt. Bemerkenswert ist, daß die eigentümliche Haartracht, die wir auf den Skulpturen des römischen Siegesdenkmals von Adamklissi in der Dobrudscha finden — ein Haarschopf, der in Form eines Schneckengehäuses zusammengedreht und über dem rechten Ohr an der Schläfe befestigt ist — und die E. Fischer (Die Herkunft der Rumänen. Bamberg 1904, S. 183—185) für altthrakisch hält, weil sie bis vor kurzer Zeit von den Motzen in Siebenbürgen (s. u.) getragen wurde und noch jetzt von den Bulgaren und Südwalachen, in denen die Reste der alten Thraker aufgegangen sind, getragen wird, auch bei den Albanesen vorkommt.

illyrischen Länder und der neolithischen Kultur West-Norddeutschlands und Skandinaviens einnimmt, als Indogermanen betrachten? Die Geschichte nennt als älteste Bewohner eines Teiles dieses Ländergebietes die Räter. Bedenkt man jedoch, daß in dieses Gebiet zur La Tènezeit Kelten eingerückt sind, so wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß das von den Rätern in historischer Zeit bewohnte Gebiet nur einen Teil ihres einstigen Verbreitungsgebietes ausmachte und ihnen einst ganz Süddeutschland und die angrenzende Schweiz angehörte. Vom anthropologischen Standpunkte aus können wir die Räter ohne weiteres als Indogermanen ansprechen. Wenigstens tragen heute die bedeutendsten Vertreter der physischen Anthropologie kein Bedenken mehr, Schädel, die der typischen germanischen Schädelform gleichen, den Indogermanen zuzuschreiben und die typischen Merkmale der Germanen als allgemein indogermanisch zu betrachten. So sagte Virchow in der Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Stettin im Jahre 1886 über die Menschen, die in der jüngeren Steinzeit in Pommern gelebt haben, folgendes: „Daß bis in die nächste Nähe der Stadt eine Steinbevölkerung gewohnt hat, das ist unzweifelhaft, aber wir haben noch nichts, was uns mit Sicherheit darüber urteilen ließe, zu welcher Nation sie gehörte. Einigermaßen können wir das ergänzen, insofern, als von jenseits der Weichsel bis jenseits der Elbe in allen Monumenten dieser Zeit langköpfige Schädel gefunden sind, welche in hohem Maße den späteren germanischen Schädeln ähnlich sehen. Wenn man daraus auch nicht mit Sicherheit folgern kann, daß sie Germanen gewesen sein müssen, so ist doch das sicher, daß es Leute desselben Urstammes waren, mochten sie nun Kelten heißen oder Germanen oder wie sonst; das können wir nicht mehr ausmachen, aber wir können ausmachen, daß es Arier waren. Arier saßen hier schon in der Steinzeit.“ (Korrespondenzblatt, 1886, S. 77.) Aehnliche steinzeitliche Schädel sind auch in Bayern, Württemberg und am Rhein gefunden worden. „Nach den Untersuchungen von A. Ecker“, bemerkt J. Ranke (Der Mensch. II^2, 565), „ist von den beiden Schädelfragmenten aus dem Gräberfeld am Hinkelstein das eine dolichocephal, das andere mesocephal mit Hinneigung zur Dolichocephalie, Schädelindex 71,8 und 76,2. Auch ein von Schaaffhausen bei Niederingelheim gefundener Steinzeitschädel hatte einen Index von 73. Es sind, wie die von mir beobachteten steinzeitlichen Schädel aus Bayern und die Schädel aus den obenerwähnten thüringischen (Aschersleben und Rössen) Gräberfeldern der Steinzeit, Langschädel von der Form, welche zuerst A. Ecker aus den Gräbern der Merowingerperiode als Reihengräberschädelform bezeichnet hat, die typische Schädelform der Franken, Alemannen, Thüringer und Bayern der Völkerwanderungsperiode. Die Schädelform scheint sonach dafür zu sprechen, daß die im Hinkelsteiner Gräberfeld begrabenen Menschen der neolithischen Steinzeit arischer, indogermanischer Rasse gewesen sind.“ Auch die 1887 auf dem Seelberg in Württemberg ausgegrabenen Skelette von einer Frau und fünf Kindern, von denen aber nur der Schädel der Frau und die zweier Kinder gemessen werden konnten, hatten nach H. v. Hölder (Skelettfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns. Stuttgart 1895, S. 18) „vollkommen germanischen Typus“.

Die neolithische Kultur unseres Ländergebietes zeigt alle charakteristischen, nur lokalgefärbten Merkmale der neolithischen Kultur Europas. Hat diese Kultur einen gemeinsamen Ursprung — und diesen hat sie — und sind ihre Schöpfer und Träger Indogermanen, dann haben wir auch ein Recht, die Träger der neolithischen Kultur Süddeutschlands und der Schweiz als Indogermanen anzusehen.

Auch vom linguistischen Standpunkt aus läßt sich manches für das Indogermanentum der Räter vorbringen. W. Schulze (Zur Geschichte latein. Eigennamen. Abhandl. d. k. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Philol.-hist. Klasse. N. F. V, 2, 1904) hat S. 547 fg. gezeigt, daß auch die Etrusker den Namen des Geschlechtes zur Bezeichnung des Ortes seiner Niederlassung oder seiner Herrschaft verwendet haben. Diese Gentilnamen sind im Etruskischen besonders häufig mittelst des Suffixes -na aus Individualnamen abgeleitet. So geht wohl auch der Name Rasena, wie sich die Etrusker selbst benannten, auf den Namen eines Ahnherrn *Rasus zurück, wie nach der Analogie von Lausus: Lausenna geschlossen werden darf. Da nun die Etrusker nach der Ueberlieferung der Alten mit den Rätern verwandt sind — und dies ist jedenfalls wenigstens für einen Teil der Etrusker nach den archäologischen und anthropologischen Tatsachen richtig —, so können wir auch den Namen der rätischen Stadt Clavenna (des heutigen Chiavenna), das Schulze mit dem Personennamen Clavius verbindet, sowie den Namen von Clarenna (im heutigen Württemberg) so erklären. Und was steht im Wege, dasselbe Suffix -na auch in den Namen der bekannten illyrischen Städte auf -na (wie z. B. von Flanona, Salona), also von Städten, die von unzweifelhaften Indogermanen begründet und benannt worden sind, zu erkennen und in dieser Uebereinstimmung auch auf sprachlichem Gebiete einen Beweis einer engeren Zusammengehörigkeit der Räter und Illyrier zu erblicken? Dazu kommt noch ein anderes Moment. Ansprechend bringt Schrader auch den Namen Dânuvius (Donau) mit dem iranischen, also indogermanischen dânu, osset. don „Fluß“ in Verbindung. Bezeichnenderweise führte der Unterlauf der Donau im Altertum den Namen Ister, den Tomaschek wohl richtig für thrakisch hält. Sind aber die neolithischen Anwohner der oberen und mittleren Donau (des Dânuvius) von Westen her gekommen — und dies ergibt sich aus den archäologischen Tatsachen — und ist der Name Dânuvius wirklich indogermanischen Ursprungs — und dies kann ebensowenig bezweifelt werden — so wäre auch dieser Name ein Beweis für das Indogermanentum der Räter, die am Oberlauf der Donau siedelten, also ein Mittelglied zwischen den im Norden sitzenden Kelten und den nach Osten und Süden vorgedrungenen Illyriern bildeten.

Die „zwingenden linguistischen und geographischen Gründe“, die Schrader bestimmen, die Stammsitze der Italiker in das mittlere Donautal zu verlegen, in deren Nähe auch die Stammsitze der Kelten zu suchen seien, sind durchaus nicht geeignet, seine Annahme zu stützen. Die Hallstatt-Kultur kam nicht durch die Italiker, sondern durch die rätisch-etruskischen Rasener nach Italien und ist jünger und reicher entwickelt, als die Kultur war, in deren Besitze die Italiker nach Italien einwanderten, wie denn auch nach der Ueberlieferung der Alten (Herodot, I, 94) die aus Lydien gekommenen Tyrrhener, die vereinigt

mit den Rasenern das Volk der Etrusker bildeten, in dem von ihnen besiedelten Lande bereits Umbrer vorfanden. Daß von Süddeutschland als Stammland der Kelten nicht die Rede sein könne, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß die La Tène-Kultur, die unzweifelhaft keltischen Ursprungs ist, sich nicht in Süddeutschland entwickelt hat, sondern erst vom fünften Jahrhundert v. Chr. an dorthin mit den eindringenden Kelten (Galliern) vom Norden her, wo sie sich entwickelt und die größte Verbreitung gefunden hat, gekommen ist.

Im übrigen muß für die Kelten und Italiker ein gemeinsames, vom Meer (lat. mare, gall. more, altir. muir Meer) bespültes Heimatland angenommen werden. Denn ihre Sprachen sind so enge miteinander verwandt, insbesondere das Umbrische mit dem Gallisch-Britannischen, in denen beiden p für ursprünglich k gebraucht wird, wie z. B. in umbr. petur, gall. petor = lat. quadru „vier“, daß sogar die alten Grammatiker diese Verwandtschaft erkannten. So lesen wir bei Servius zu Vergil, Aen., XII, 753: „Sane Umbros Gallorum veterum propaginem esse M. Antonius refert.“ Dieses Zeugnis ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil M. Antonius Gnipho, der Lehrer Cäsars, ein in Gallia cisalpina geborener Gallier war. Die keltischen Sprachen weisen eine solche Menge gemeinsamer Züge, insbesondere auf dem Gebiete der Neubildungen mit den italischen Sprachen (Umbrisch-Oskisch, Lateinisch) auf, daß man mit vollem Rechte von einer keltisch-italischen Spracheinheit sprechen kann. Diese Uebereinstimmung zeigt sich sowohl auf dem Gebiete der Deklination wie auf dem Gebiete der Konjugation. Die von Whitley Stokes (Celtic declension. Beitr. z. Kunde d. indogermanischen Spr. XI, 162—175) für das Substantivum, Adjectivum und Numerale rekonstruierten protokeltischen Formen sind mit den italischen vollkommen identisch und treten als solche in einen scharfen Gegensatz zu den entsprechenden Formen der übrigen indogermanischen Sprachen. Was die Konjugation anlangt, so bilden die keltischen Sprachen geradeso wie die italischen das Medio-Passiv mit r, entstanden aus dem Reflexivum se, eine Bildung, die weder im Griechischen noch im Germanischen noch überhaupt in einer indogermanischen Sprache Europas vorkommt, den Konjunktiv mit -â- (vergl. R. Thurneysen, Der italokeltische Conjunktiv mit â. Beitr. z. Kunde d. indogermanischen Spr. VIII, 269 fg.) und das Futurum der abgeleiteten Verba mit -b. Hinzu tritt noch auf dem Gebiete der Stammbildung die Schöpfung des Suffixtypus -tion- bei den Nomina actionis und die Neubildung der im Lat. als -issimo- auftretenden Superlativendung (vergl. F. Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre. Heidelberg 1902, S. 17).

Als das Stammland der Italo-Kelten, von dem aus die Italiker gegen das Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. ihre Auswanderungs- und Eroberungszüge in geschlossenen, organisierten Massen angetreten haben, verschieden von der wachstumsähnlichen Ausbreitung, wie die erste indogermanische Besiedlung Europas erfolgte, haben wir das nordwestliche Deutschland samt dem angrenzenden Belgien, Holland und Dänemark zu betrachten. In den drei erstgenannten Ländern und nur in diesen finden sich nämlich zahlreiche Orts- und besonders Flußnamen auf -apa, -ipa, -upa, die Composita sind, und deren zweiter Teil nach dem Ausweise der Urkunden ehemals -apa lautete, ein Wort,

das auf urkeltisches aqâ zurückgeht und, wie die hervorragendsten Keltisten (Stokes, Holder u. a.) annehmen, mit lat. aqua, got. ahva identisch ist, also genau denselben Lautwechsel (p für ursprüngliches k) zeigt, der ein charakteristisches Merkmal ebenso des Umbrisch-Oskischen wie des Gallisch-Britannischen ist. Nach diesen Ländern weist auch der Umstand, daß die älteste Kultur der Italiker — die sog. Villanova-Kultur — deren Hauptmerkmale Verbrennung der Verstorbenen, Verwendung eines bikonischen Gefäßes zur Aufnahme ihrer Asche und Knochen, von dem der eine Henkel absichtlich abgeschlagen wurde, Brunnengräber (tombe a pozzo), vorwiegender Gebrauch von Bronze, neben der das Eisen anfangs nur zu Schmuckgegenständen verwendet wurde, sind, in ihren wesentlichen Zügen mit der gleichzeitigen Kultur eben jener Länder übereinstimmt.

Das östlich von diesem Gebiete mit den Flußnamen auf -apa gelegene Gebiet der Saale und unteren Elbe ist als das Stammland der Latiner und der ihnen zunächst verwandten Stämme anzusprechen; es ist das sonst nirgends nördlich von den Alpen nachweisbare Gebiet der Hausurnen, die in Form und Material den in den Nekropolen Latiums und Südetruriens gefundenen, gleichfalls aus der beginnenden Eisenzeit stammenden Hausurnen so ähnlich sind, daß an ihrem gemeinsamen Ursprung nicht gezweifelt werden kann.

Im alten Rom wurden die Verstorbenen nicht nur verbrannt, sondern auch, und zwar schon seit den ersten Zeiten der Ansiedlung, begraben. Es geschah dies in Särgen aus gebranntem Ton, wie auch ein paar solcher Särge in der letzten Zeit unter dem servianischen Wall gefunden wurden. In Särge von ganz ähnlicher Form, die aus gespaltenen und ausgehöhlten Baumstämmen gebildet waren, wurden auch während der Bronzezeit in Schleswig-Holstein wie in Dänemark die Verstorbenen gelegt. Aber hier sowohl wie in Latium überwog die Leichenverbrennung.

Daß die Ursitze der Kelten weit nach Norden reichten und zwar in Gebiete, in die man heute vielfach die Ursitze der Germanen verlegt, ergibt sich auch aus der von dem gelehrten Griechen Timagenes ermittelten Stammsage der Gallier, wie sie die Tradition der Druiden überliefert hatte. Ammianus Marcellinus (XV, 91, 1) berichtet über dieselbe nach Timagenes in folgender Weise: Drasidae memorant re vera fuisse populi partem indigenam, sed alios quoque ab i n s u l i s e x t i m i s confluxisse et tractibus transrhenanis, crebritate bellorum et adluvione fervidi maris sedibus suis expulsos. Es kann wohl kein Zweifel sein, daß die häufigen Kämpfe, von denen hier die Rede ist, durch das Vorrücken der aus der skandinavischen Halbinsel hervorbrechenden Germanen veranlaßt worden sind.

Was nun die von Schrader vorgenommene Lokalisation der Heimat der Germanen anlangt, so ist es ganz undenkbar, daß sich in diesen großen, durch weite Meeresarme getrennten Gebieten der Länder zwischen Elbe und Weichsel, von Schleswig-Holstein, Jütland, den dänischen Inseln und Schonen eine so einheitliche Sprache, wie sich die germanische Grundsprache darstellt, im Laufe von Jahrtausenden entwickeln und die germanischen Einzelsprachen sich so gleich bleiben konnten, daß nach der bestimmten Meinung Müllenhoffs (Deutsche Altertumskunde, III, 202) die sprachlichen Unterschiede zwischen den

„Ostgermanen“, zu denen bekanntlich auch die Nordgermanen gerechnet werden, und den „Westgermanen“ um den Anfang unserer Zeitrechnung so gering waren, daß nicht nur die Westgermanen sich untereinander ohne Mühe verständigten, sondern auch mit den Ostgermanen und umgekehrt. Und da handelt es sich um einen Zeitraum von ungefähr 4000 Jahren. Denn nach den Untersuchungen schwedischer und norwegischer Forscher, die auf geologisch-archäologischer Grundlage die Zeit zu berechnen unternahmen, in der die Ackerbau und Viehzucht treibenden Vorfahren der späteren Germanen die skandinavische Halbinsel zu besiedeln begannen und die eigentliche neolithische Periode begann, fällt dieselbe in das Jahr 3900 v. Chr. Und auf diese neolithischen Einwanderer geht in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit die jetzige germanische Bevölkerung der skandinavischen Halbinsel zurück, eine Tatsache, die in mehr als einer Richtung von Bedeutung ist. „Der Umstand, daß die Mehrzahl der aus der jüngeren Steinzeit in schwedischen Gräbern gefundenen Schädel denen der heutigen Schweden gleicht“, bemerkt Montelius (Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1906, S. 58), „spricht in hohem Grade dafür, daß wirklich die Vorväter der heute lebenden Bevölkerung schon damals im Lande wohnten. Und dies wird dadurch bestätigt, daß kein Zeitpunkt nach dem Ende der Steinzeit irgendeine solche Unterbrechung der Entwicklung aufweist, daß man sagen könnte: damals wanderte in Schweden ein neues Volk ein. Nach der Steinzeit hat gewiß zu mehreren Malen ein Zuzug von Fremden in unser Land stattgefunden. Aber man hat keinen Grund, an eine große Einwanderung zu denken, durch welche in diesen vielen Jahrtausenden die Hauptmasse der Bevölkerung Schwedens eine ganz andere geworden wäre, als sie vorher gewesen.“ Erwähnt möge in diesem Zusammenhang noch werden, daß Montelius, der früher die Vorfahren der späteren Germanen von den Ländern am Schwarzen Meer und der unteren Donau nach Schweden einwandern ließ, eine Ansicht, die ich eingehend in meiner „Heimat der Germanen“ (Wien 1893) bekämpft habe, jetzt erklärt, längst der Meinung zu sein, daß die Germanen im nordischen Gebiet — Skandinavien und Norddeutschland — ihren Ursitz haben. Schrader schreibt jedoch noch jetzt Montelius dessen frühere Ansicht bei. Aehnlich wie Montelius spricht sich auch Gustaf Retzius (Crania suecica antiqua. Stockholm 1900, S. 174) über das Verhältnis der vorgeschichtlichen Bevölkerung Schwedens zur jetzigen Bevölkerung des Landes aus. „Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die dolichocephale Bevölkerung, welche in den prähistorischen Zeitaltern das jetzige schwedische Land bewohnte, von eben derselben hochwüchsigen, hellfarbigen, blauäugigen und langköpfigen Rasse war, welche noch etwa 85 pCt. der Bevölkerung dieses Landes bildet, oder mit andern Worten, daß unsere Vorfahren während des Eisenzeitalters, des Bronzezeitalters und des Steinzeitalters von germanischem Stamme waren. Davon liefern ihre in den alten Gräbern gefundenen Schädel deutliche Zeugnisse.“

Gehen aber die heutigen Schweden auf die neolithischen Einwanderer zurück und hat von Süden her insbesondere zur jüngeren Bronzezeit und im Anfang der Eisenzeit keine neue Einwanderung von eigentlichen Germanen stattgefunden, dann ist die erste (germanische)

Lautverschiebung, nach Müllenhoff (a. a. O. 196) „das erste und älteste Merkmal der vollzogenen Abtrennung und das erste Anzeichen einer besonderen Entwicklung der Germanen“, von der jetzt H. Meyer (Zeitschr. f. deutsches Altertum, 1901, S. 127) glaubt, sie kaum später als etwa 1000 v. Chr. setzen zu dürfen, in Schweden entstanden und zwar in demjenigen Gebiete Schwedens, in dem sich allophyle (lappisch-finnische) Elemente als vorindogermanische Bevölkerung nachweisen lassen, auf deren Einfluß höchstwahrscheinlich, wie ich Or. Ar. 165 fg. dargelegt habe, die Lautverschiebung und wohl auch, wie C. Nörrenberg („Globus“, 77. Bd., Nr. 23 und 24) meint, noch andere Veränderungen der indogermanischen Lautverhältnisse zurückgehen. Und dieses Gebiet ist das mittlere Schweden. Dorthin weist auch, wie ich schon einmal ausgeführt habe (Pol.-anthrop. Revue, V, 214) die merkwürdige, von Hoops nachgewiesene Bedeutungsentwicklung in den germanischen Wörtern ahd. forha, altengl. furhwudu, altn. fura „Föhre“ gegenüber dem urverwandten lat. quercus aus perqus „Eiche“, die sich in altn. tyrr „Föhre“, sowie lit. dervà „Knieholz“ gegenüber griech. δρῦς, maked. δάρυλλος, altir. daur „Eiche“ wiederholt. „Es ist sicher kein Zufall“, bemerkt derselbe (Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905, S. 119) zu dieser Bedeutungsentwicklung, „daß die jüngere Bedeutung sich übereinstimmend beide Male in den germanischen, in einem Falle außerdem in den benachbarten baltischen Sprachen findet. Die auffallende Tatsache scheint mir darauf hinzuweisen, daß die Germanen und Balten aus der alten Eichenheimat der Indogermanen in Gebiete gewandert sind, wo die Föhre der herrschende Waldbaum war. Das Zwischenglied des semasiologischen Wandels haben wir in allgemeineren Bedeutungen, wie altn. trêo »Baum« und altslaw. drěvo »Baum, Holz«, russ. derewo »Baum« zu erblicken. Aehnlich hat bekanntlich eik auf Island, wo es weder Eichen noch sonst größere Bäume gibt, den allgemeinen Sinn »Baum« angenommen.“ Daß diese Bedeutungsentwicklung Dänemark, das K. Helm (Die Heimat der Indogermanen und der Germanen. Hessische Blätter für Volkskunde. Bd. 4, 1905, S. 39—71) als die engere Heimat der Germanen betrachtet, und das südliche Schweden als engere Heimat der Germanen ausschließt, folgt schon aus dem Umstande, daß in diesen Ländern infolge der Veränderungen des Klimas in der Eichen- und der darauf folgenden Buchenzeit die Kiefer von den Laubbäumen derart vollständig verdrängt wurde, daß kaum ein einziges Exemplar noch zu finden war, als der Waldbau die Kiefer wieder in die genannten Länder einführte. Außerdem ist noch zu bemerken, daß einerseits die Verbreitung der Eiche und der übrigen, ein wärmeres Klima erfordernden Laubhölzer und Pflanzen gegen Norden in älteren Zeiten weit über die heutige hinausging und anderseits noch heute trotz der Verschlechterung des Klimas in einer weiten Region am Südrande des Verbreitungsgebietes der Kiefer nur „degenerierte“ Exemplare dieser Baumart vorkommen. (Vergl. Gunnar Andersson, Die Entwicklungsgeschichte der skandinavischen Flora. Resultats scientifiques du Congrès intern. de Botanique. Vienne 1905, S. 74.) Daraus ergibt sich, daß nicht nur nicht das südlichste, sondern auch nicht das südliche Schweden für die Frage, wo sich die erwähnte Bedeutungs-

entwicklung vollzogen hat, in Betracht kommt. Dagegen bestanden die gewaltigen, heute mit Fichten vermischten Nadelwälder des mittleren und nördlichen Schwedens früher durch Jahrtausende hindurch ausschließlich aus Kiefern.

Von dem mittleren Schweden aus, also von der äußersten Peripherie des späteren Verbreitungsgebietes der Germanen, haben sich diese weiter nach Norden, dann nach Westen und Osten (Finnland), hauptsächlich aber nach Süden verbreitet und allmählich den größten Teil Europas und einen Teil des Nordrandes Afrikas besiedelt, wie denn auch die durch die Vorstöße der Germanen bewirkten Wanderungen der Kelten (Gallier) vorwiegend eine südliche und südöstliche Richtung verfolgten.

Aus den bisherigen Darlegungen geht hervor, daß wir das Gebiet ostwärts von der Elbe bis zur Weichsel nicht zur Heimat der Germanen rechnen und seine neolithischen Bewohner nicht als Germanen ansprechen dürfen. Indogermanen waren sie aber jedenfalls. In dieses Gebiet nun habe ich schon längst die engere Heimat der Griechen verlegt[1]). Dafür sprechen nicht nur bestimmte archäologische Tatsachen, sondern auch die Stellung des Griechischen innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie. Denn dürfen wir auch nicht mehr von einer gräko-italischen Spracheinheit sprechen, obwohl noch W. Christ in einer postumen Arbeit (Sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italer. München 1906) den allerdings mißglückten Versuch unternommen hat, eine der Sonderentwicklung des Griechischen und Lateinischen vorausgehende gemeinsame gräko-italische Vorstufe nachzuweisen, so bestehen doch zwischen dem Griechischen und der Sprache der Latiner, deren Ursitze, wie wir oben sahen, bis zur Elbe reichten, zahlreiche Berührungspunkte, die gewiß nicht auf Zufall beruhen können (vergl. H. Hirt, Handbuch der griech. Laut- und Formenlehre. Heidelberg 1902, S. 23). Stellt sich also das Griechische zunächst an die Seite des Lateinischen, so ist es anderseits unzweifelhaft diejenige unter den Centum-Sprachen, die den Satem-Sprachen, als deren Westgrenze man die Weichsel ansehen kann, am nächsten steht[2]). Und auf diesem ganzen Gebiete finden sich keine so schroffen archäologischen Gegensätze, wie wir sie aus Ungarn-Bosnien, wo gleichfalls eine Satem-Sprache mit einer Centum-Sprache zusammenstieß, kennen gelernt

---

[1]) Zur Paläoethnologie Mittel- und Südeuropas. Wien 1897, S. 40 fg. Bemerkenswert ist außer den in dieser Arbeit mitgeteilten archäologischen Analogien der Umstand, daß in diesem Gebiete, und zwar bei Thorn, in einer Tiefe von 3½ Fuß 1858 ein typischer mittelländischer (griech.-römischer) Sohlpflug gefunden wurde, der sich von dem auf der Felsenzeichnung bei Tegneby in Bohuslän abgebildeten Hakenpflug, sowie von dem dem letzten Teil der Eisenzeit zugeschriebenen, bei Döstrup in Jütland gefundenen Pfluge, der gleichfalls ein Hakenpflug ist, wesentlich unterscheidet. Ein dem Thorner Pflug gleichender alter Sohlpflug ist auch 1822 bei Dabergotz (bei Neu-Ruppin) gefunden worden. Vergl. H. Behlen, Der Pflug bei den Römern und in Mitteleuropa in vorgeschichtlicher Zeit. Dillenburg 1904, S. 21, 72, 75, 157.

[2]) Es ist nicht einzusehen, weshalb Schrader (I, 135), der der indogermanischen Ursprache wohl mit Recht eine besondere Futurform abspricht und die indisch-litauische mittelst -sjo gebildete Futurform ebenso als eine uralte Neubildung wie das italokeltische Futurum auf -b betrachtet, das Griechische, das dieselbe Futurform hat, von dieser Sprachgruppe, zu der wohl auch das Slawische zu rechnen ist, ausschließt.

haben, sondern allmähliche Uebergänge und deutliche Zusammenhänge. „Das weite Gebiet, das sich westöstlich im Norden der Karpathen vom 17. bis zum 24.° östl. L. hinlagert“, sagt M. Hoernes (a. a. O. 108), „zerfällt in einen kleineren, westlichen Teil: Westgalizien, und einen größeren, östlichen Teil: Ostgalizien und die Bukowina. Im ersteren zeigt die jüngere Steinzeit deutlichen Anschluß an die Sudetenländer, im letzteren teilweise nahen Zusammenhang mit den östlichen und südlichen Nachbarländern: Westrußland und der Moldau, anderes verrät in beiden Teilen enge Beziehungen zu Norddeutschland und Russisch-Polen.“ Zu diesen Bemerkungen von Hoernes möge man noch die oben angeführten Ausführungen von Beltz und Schumann über die jüngere Steinzeit Mecklenburgs und Pommerns vergleichen.

Wie wir also gesehen haben, war das Gebiet, auf dem sich die indogermanischen Einzelsprachen entwickelt haben, ungleich größer, als Schrader angenommen hat. Es hätte ihn aber schon von vornherein die Analogie der slawischen Sprachen und Völker, deren Heimat er ja in die nächste Umgebung seiner nord- und westpontischen Urheimat der Indogermanen verlegt, davon abhalten sollen, die Grenzen jenes Gebietes so enge zu ziehen. Denn trotzdem das Verbreitungsgebiet der Slawen größer ist, als Schrader für seine erweiterte Heimat der indogermanischen Einzelvölker annimmt, so wird doch noch die nahe Verwandtschaft ihrer sämtlichen Sprachen lebhaft gefühlt und erscheinen sie gegen alle Nachbarn deutlich abgegrenzt. Anderseits ergibt sich aus der Feststellung der engeren Heimat der Germanen, daß es durchaus nicht notwendig ist, für die Urheimat der Indogermanen ein weit ausgedehntes Gebiet anzunehmen.

III.

Schrader glaubt aber auch auf linguistisch-historischem Wege die Ursitze der Indogermanen in die Länder nördlich und westlich des Schwarzen Meeres verweisen zu können. Für die Bestimmung derselben scheide der höchste Norden Europas und der äußerste Osten ihrer asiatischen Ausdehnung aus. „In Norwegen, Schweden, Dänemark, Jütland, Schleswig-Holstein dürfen die Ursitze der Indogermanen deswegen nicht gesucht werden, weil in dem Wortschatz der indogermanischen Grundsprache ein Ausdruck für die Schildkröte (griech. *χέλυς*, altsl. želŭvĭ) und für den Waid (griech. *ἰσάτις*, lat. vitrum, got. vizdila) vorhanden war, in den genannten Ländern aber weder das genannte Tier, noch das zum Tätowieren in der Urzeit benutzte Färbemittel in wildem, bezüglich ungebautem Zustand vorkommt. Die Oxus- und Jaxartesländer aber scheiden aus, da aus der Gleichung: skrt. mádhu = griech. *μέθυ* usw. folgt, daß der Honig dem indogermanischen Urvolk bekannt war, die Honigbiene aber ursprünglich in Turkestan nicht einheimisch ist.“ Auf den Osten Europas sollen zwei Tatsachen hinweisen. „Einmal der Umstand, daß zwar in dem Wortschatze der Ursprache deutlich die Jahreszeiten, nämlich Winter, Frühling und Sommer unterschieden wurden, daß aber die Wahrnehmung, daß der indogermanische Name des Frühlings nicht, wie der des Sommers, als pars pro toto zur Bezeichnung des ganzen Jahres verwendet wurde, den Schluß erlaubt, der Frühling sei in dem Urland mehr eine kurze, wenn auch noch so charakteristische Ueber-

gangszeit zwischen Winter und Sommer, als eine eigentliche Jahreszeit gewesen, was zu der Natur des osteuropäischen Frühlings sowohl in den russischen Wald- wie Steppengegenden aufs beste stimmt. Zweitens ist für die indogermanische Urzeit mit großer Wahrscheinlichkeit die Bekanntschaft mit einer wilden oder angebauten Cucurbitaceenart: griech. *σίκυς* »Gurke« = altsl. tyky »Kürbis« anzunehmen, was ebenfalls empfiehlt, die Urheimat nicht zu fern von den eurasischen Steppengebieten zu lokalisieren."

Es sei aber noch eine genauere Lokalisierung der indogermanischen Urheimat möglich. „Durch die Sprachen der indogermanischen Völker zieht sich ein tiefer, längst bemerkter Kulturgegensatz. In den Sprachen der europäischen Indogermanen finden wir einerseits eine ausgebildete Terminologie der Waldbäume, andererseits eine ebensolche des Ackerbaues, die in beiden Fällen nur in verhältnismäßig schwachen Spuren bis zu den Ariern hinüberreicht. Da es sich nun wissenschaftlich nicht beweisen läßt, weder, daß auch die Arier an jenen Namen der Waldbäume oder Kulturpflanzen und anderen Ackerbautermini einmal teilhatten, noch auch, daß dieselben verhältnismäßig späte, wenn auch vorhistorische Neuerwerbungen der Europäer darstellen, so empfiehlt es sich, den geschilderten Zustand als den erreichbar ältesten einfach zu akzeptieren und daraus den Schluß zu ziehen, daß die Indogermanen im Osten des Urlandes in Steppen und fast ausschließlich von Viehzucht, im Westen in Uebergangssteppen, Waldsteppen und Waldgebieten nicht mehr ausschließlich von Viehzucht, sondern auch von Ackerbau lebten.... Ein Terrain aber, auf dem diese Voraussetzungen ohne weiteres ihre geographischen Grundlagen finden, ist in unserem Erdteil nur einmal vorhanden. Es sind die Steppen, Waldsteppen und Waldgebiete derjenigen Länder, welche den Norden und Westen des Schwarzen Meeres umsäumen.... Der Versuch einer Lokalisierung der indogermanischen Einzelvölker, bezüglich ihrer Vorfahren auf dem bezeichneten Gebiet im einzelnen würde, abgesehen von der Erkenntnis, daß die Satem-Völker den Osten, die Centum-Völker den Westen des Urlandes einnahmen, die uns zur Verfügung stehenden Mittel überschreiten."

Hinsichtlich der Namen des Aales und Lachses, die bekanntlich in den Flüssen des Schwarzen Meeres nicht vorkommen und auf deren Bedeutung für die Lokalisation der indogermanischen Urheimat ich zuerst in meiner „Herkunft der Arier" (S. 46) hingewiesen habe, bemerkt Schrader, daß es erstens zweifelhaft sei, ob ein urverwandter Name des Aales anzunehmen sei, und zweitens sei sein uraltes Vorkommen in dem Stromnetz des Schwarzen Meeres in hohem Grade wahrscheinlich. Der Name des Lachses beschränke sich auf das Germanische und Baltisch-Slawische und könne nicht als ein sicher „indogermanisches" Wort gelten.

Schrader schließt diese linguistischen-historischen Ausführungen mit folgenden Worten: „Für eine Lokalisierung der indogermanischen Ursitze in den europäisch-asiatischen Grenzgebieten sprechen auch die mannigfachen prähistorischen Kulturbeziehungen zwischen dem indogermanischen Urland und den orientalischen Kulturzentren. Dieselben sind doppelter Art. Einmal ist von den Sumerern her ein Name des Kupfers und des Beils zu den Indogermanen, Ariern und Europäern

gedrungen. Das andere Mal machen sich sumerisch-semitische, bezüglich ägyptisch-semitische Einflüsse bei den noch vereinigten Europäern auf dem Gebiete des Zahlenwesens und der Kulturpflanzen geltend."

IV.

Gegen diese Darlegungen ist zunächst zu bemerken, daß die gleiche Bezeichnung der Schildkröte, an deren Panzer, wie Schrader (II, 149) bemerkt, schon allein meine Lehre von dem südskandinavischen Ursprung der Indogermanen scheitern soll, im Griechischen und Slawischen uns noch nicht berechtigt, die Bekanntschaft mit diesem Tier bereits der indogermanischen Urzeit zuzuschreiben. Wie oben ausgeführt wurde, grenzten die Ursitze der Griechen an die der Slawen, und die Annahme hat hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Vorfahren der Griechen und Slawen, als sie sich über das östliche Deutschland, wo bekanntlich die europäische Sumpfschildkröte häufig gefunden wird, verbreiteten, dieses ihnen neue Tier mit einem neuen nur ihnen eigenen Namen benannten. Aehnlich läßt sich auch die Entstehung der zweiten griech.-slawischen Gleichung (*σίκυς* = altsl. tyky) erklären. Schraders Ansicht, daß ein Wort, das in einer nord- und einer südeuropäischen Sprache vorkomme, als indogermanisch gelten könne, hat die Annahme zur Voraussetzung, daß frühzeitig die geographische Kontinuität zwischen den betreffenden Sprachen zerrissen worden ist, eine Annahme, die hinsichtlich des Griechischen und Slawischen gewiß nicht zutrifft.

Es ist auch im höchsten Maße fraglich, ob aus griech. *ἰσάτις*, das Schrader auf ein **Γιτ-σατις* zurückführt, lat. vitrum („Glas und Waid"), got. vizdila, ahd. weit geschlossen werden könne, daß die Indogermanen in ihrer Urheimat schon einen Ausdruck für den Waid gehabt haben. Denn die angeführten Wörter gehen einerseits in ihren Suffixen sehr weit auseinander, andererseits sind, wie Walde (Latein. etymol. Wörterbuch s. v. vitrum) richtig bemerkt, die Verhältnisse des Wurzelauslautes unklar, so daß letzterer an Entlehnungen aus uns unbekannter Quelle denkt. Damit werden allen Schlußfolgerungen, die Schrader gegen die Annahme einer nordeuropäischen Urheimat gezogen hat, die Grundlagen benommen.

Die Tatsache, daß der indogermanische Name des Frühlings nicht, wie der des Winters und Sommers, als pars pro toto zur Bezeichnung des ganzen Jahres verwendet wurde, spricht nicht in dem Maße für die südrussische Urheimat der Indogermanen, als der Umstand, daß überhaupt ein solcher indogermanischer Name besteht, gegen sie spricht. Denn wie Schrader selbst (II, 238) bemerkt, ist nichts für das europäische Rußland, sowohl für die Steppengegenden, wie auch für die Waldgebiete so charakteristisch, wie der fast unvermittelte Uebergang von einem sehr kalten Winter zu einem verhältnismäßig warmen Sommer.

Wenn Schrader aus dem Umstande, daß in den Sprachen der europäischen Indogermanen sich gemeinsame Benennungen von zahlreichen Waldbäumen sowie von Kulturpflanzen und Verrichtungen und Geräten des Ackerbaues finden, die in nur verhältnismäßig schwachen Spuren zu den Ariern hinüberreichen, die ihrerseits bekanntlich eine eigene Ackerbausprache ausgebildet haben, den Schluß zieht,

daß die Indogermanen im Osten des Urlandes in Steppen und fast ausschließlich von Viehzucht, im Westen in Uebergangssteppen, Waldsteppen und Waldgebieten und nicht mehr ausschließlich von Viehzucht, sondern auch von Ackerbau lebten, und daß als das Gebiet, das diesen geographischen Voraussetzungen entspreche, nur die Länder im Norden und Westen des Schwarzen Meeres betrachtet werden können, und diesen Schluß deswegen zieht, weil es sich wissenschaftlich nicht beweisen lasse, daß auch die Arier an jenen Namen der Waldbäume und den Ausdrücken der europäischen Ackerbausprache teil hatten, so ist derselbe nichts weniger als zwingend, weil es noch eine andere Möglichkeit der Erklärung dieser Unterschiede in den Sprachen der europäischen und asiatischen Indogermanen gibt, die ich bereits eingehend in meiner „Heimat der Germanen“ (S. 14 fg.) dargelegt habe.

Es ist nämlich ganz gut denkbar, daß die Heimat der Indogermanen sowohl wie die Länder, über die sie sich später ausgebreitet haben, waldreiche Gebiete gewesen seien, in denen sie einen mehr oder weniger entwickelten Ackerbau getrieben hätten, den sie erst dann aufgegeben und dessen Terminologie sie erst dann vergessen hätten, nachdem sie bei ihrer weiteren Ausbreitung nach dem Osten Europas und dem Westen Asiens in den Bereich der für den Betrieb des Ackerbaues höchst ungünstigen Steppe gekommen wären, und daß sie auch während des Aufenthaltes in diesen Steppen die Namen aller jener Bäume (und Tiere), die sie daselbst nicht vorgefunden, vergessen hätten.

Diese Annahme erhält eine kräftige Stütze in Vorgängen, die sich in analoger Weise bei einzelnen indogermanischen Völkern und Volksstämmen abgespielt haben. So sondert Herodot (I, 125) die persischen Stämme in ackerbauende und nomadisierende. „Andere Perserstämme sind noch diese: die Parthialäer, die Derusiäer, die Germanier; diese alle sind Ackerbauer, die andern aber sind Nomaden.“ Und an einer anderen Stelle (VII, 85) sagt derselbe Herodot: „Da gibt es auch Nomaden, welche Sagartier genannt werden, ein persisches Volk auch der Sprache nach; ihre Rüstung aber war halb persisch und halb paktyisch.“ Sollen wir deswegen in ähnlicher Weise, wie dies Schrader für die indogermanische Urheimat tut, annehmen, daß das Stammland der Indo-Iranier zum einen Teile Steppe oder Wüste, zum andern Teile fruchtbarer Ackerboden war und daß die Perser schon in ihrem arischen Stammlande aus viehzüchtenden Nomaden und seßhaften Ackerbauern bestanden? Diese Annahme ließe sich gleichfalls nicht wissenschaftlich beweisen. Daß aber „Steppen Nomaden machen“, um einen Ausdruck K. E. Baers zu gebrauchen, zeigt aus der jüngeren Geschichte das Beispiel der Kosaken, die, dem Blute und der Sprache nach Russen und aus waldreichen und kornbauenden Gegenden stammend, bei der Ansiedelung in der Steppe in vieler Hinsicht die Lebensart der Tataren annahmen. Und so erfahren wir auch von alten Schriftstellern, daß die die Grenzgebiete Europas und Asiens bewohnenden Skythen und Sarmaten, die gleichfalls Indogermanen waren, keinen Ackerbau getrieben und keine festen Wohnsitze gehabt haben, sondern, hauptsächlich durch Viehzucht sich ernährend, unstet als Hirten zu Wagen und zu Pferde über die weiten Steppengegenden gestreift sind.

Doch nicht allein die Steppen, sondern auch die Gebirge zwingen die Menschen, von einem mit Viehzucht verbundenen Ackerbau zur ausschließlichen Viehzucht überzugehen. Das ist der Fall bei zwei Volksstämmen, die beide noch ziemlich rein die kennzeichnenden Merkmale der indogermanischen Rasse erhalten haben (vergl. meine „Herkunft der Arier", S. 108 u. 109), den in den Gebirgen des westlichen Siebenbürgen lebenden Motzen, einem rumänischen, von den anderen Rumänen scharf unterschiedenen Volksstamm, in denen wir die romanisierten Nachkommen eines entweder zurückgebliebenen oder dorthin verdrängten thrakischen Volksstammes zu sehen haben, und in den Sphakioten, den auf den bis zu 2469 m hohen Weißen Bergen der Insel Kreta lebenden Nachkommen der alten Hellenen (Dorer). Beide Volksstämme leben fast ausschließlich von der Viehzucht, obwohl sie von Völkern abstammen, die den Ackerbau kannten und betrieben.

Bei dem Uebergange zur ausschließlichen Viehzucht wurde das bei vegetabilischer Nahrung unentbehrliche Salz entbehrlich, und so erklärt sich, daß nur in den europäisch-indogermanischen Sprachen ein gemeinsamer Ausdruck für das Salz vorkommt.

Gegen die Schradersche Lokalisierung der indogermanischen Urheimat in den nördlich und westlich vom Schwarzen Meere gelegenen Ländern sprechen aber auch allgemeine sprachgeschichtliche Erwägungen. Haben die Europäer im Westen und die Arier im Osten dieses Gebietes gelebt, dann ist es unbegreiflich, daß sich auf dem verhältnismäßig kleinen, von den Europäern eingenommenen, durch keine Gebirge und Meeresarme unterbrochenen Gebiete keine einheitliche europäische Grundsprache, wie sie seinerzeit irrtümlich Lottner und Fick angenommen haben, entstanden ist, was um so auffallender ist, als es bis heute noch nicht im Bereiche der slawischen, der angeblichen indogermanischen Urheimat benachbarten, ja einen Teil derselben bildenden Ursitze, in denen nur zwei sich sehr nahestehende Sprachen, wie das Polnische und Kleinrussische, gesprochen werden, zur Bildung von Sprachen gekommen ist, die sich etwa wie die germanischen und slawischen Sprachen gegenüberstehen. Ebensowenig kann Schrader von seinem Standpunkte aus in befriedigender Weise erklären, wie es gekommen ist, daß in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die zwischen der spätneolithischen Periode, in der er erst die Indogermanen sich aus ihren Ursitzen in andere Länder ausbreiten läßt, bis zu der von ihm um das Jahr 2000 v. Chr. gesetzten Entstehung des Rigveda, dessen Sprache bereits indisch, und der homerischen Gedichte, deren Sprache bereits griechisch ist, verfloß, so tiefgehende Unterschiede entstanden sind, wie sie das Indische und Griechische aufweisen, während es um das Jahr 2000, ja vielleicht noch um das Jahr 1000 v. Chr. die europäischen Nordsprachen, Keltisch, Germanisch, Lito-Slawisch, überhaupt noch gar nicht gegeben haben soll. Indem er einesteils die Frage, ob die indogermanischen Idiome, die die Einwanderer in ihre neuen Wohnsitze mit sich brachten, bedeutsame Veränderungen durch den Mund der Ureinwohner erfahren haben, verneint, findet er anderseits, daß diejenigen Sprachen, die am frühesten einschneidende Veränderungen aufzuweisen haben, denjenigen Völkern angehören, die, wie die Inder, Iranier, Griechen, Römer am frühesten in den Bann des

Orients eingetreten seien und damit die Bahn geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Entwicklung betreten haben. Indem er weiter einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung annimmt, alle geschichtliche oder kulturgeschichtliche Entwicklung auf die Erschaffung von Individualitäten gerichtet erklärt, folgert er, daß die Sprachen derjenigen indogermanischen Völker, die frühzeitig vom Strom der Geschichte erfaßt worden, deshalb ein schnelleres Tempo der Differenzierung eingeschlagen, weil sich nunmehr in ausgeprägten Individualitäten wirksame Ausbreitungszentren der sprachlichen Veränderungen gebildet hätten. Abgesehen davon, daß es methodisch unzulässig ist, die Sprachen von Völkern, deren älteste Sprachdenkmäler aus so verschiedenen Zeiträumen stammen — das älteste slawische Sprachdenkmal, die altbulgarische Uebersetzung der Bibel, ist um 900 n. Chr. entstanden — gerade in dieser Hinsicht zu vergleichen, halte ich auch die ganze Annahme eines solchen Zusammenhanges zwischen Geschichte und sprachlicher Veränderung, wie sich ihn Schrader denkt, für eine ganz willkürliche, der auch die Tatsachen der Sprachgeschichte widersprechen. Das Gallo-Britannische war gewiß schon um das Jahr 1000 v. Chr. eine vollkommen von den Nachbarsprachen differenzierte Sprache, denn sonst hätte nicht M. Antonius Gnipho die nahe Verwandtschaft des Umbrischen mit dem Gallischen erkannt, trotzdem bereits mindestens 1000 Jahre verstrichen waren, seitdem die Italiker aus der italo-keltischen Spracheinheit geschieden waren. Es waren also schon lange vor dem Eintritte der Gallier in die Geschichte die oben besprochenen gemeinsamen italo-keltischen Veränderungen eingetreten. Ebenso waren auch alle jene Differenzierungen, durch die sich das Germanische von der indogermanischen Grundsprache abhebt, wie z. B. die Lautverschiebung, lange vor dem Eintritt der Germanen in die Geschichte vor sich gegangen. Was Schrader gegen die von mir aufgestellte und begründete Ansicht, nach der ein großer Teil der phonologischen, morphologischen sowie auch syntaktischen Veränderungen auf die Einwirkung allophyler, d. i. rassenhaft und nicht etwa nur ethnographisch verschiedener Elemente auf die Sprache der Indogermanen zurückgehen, vorbringt, ist nicht geeignet, sie zu widerlegen.

Unbegreiflich ist auch vom Standpunkte der Schraderschen Urheimatshypothese aus, daß an den sprachlichen Veränderungen, durch die sich die Satem-Sprachen von den Centum-Sprachen unterscheiden und die man sich doch, da an ihnen auch die Indo-Iranier teilnehmen, in der Urheimat entstanden denken muß, nur ein Teil der europäischen Indogermanen teil hat.

Schrader bestreitet, daß man aus den europäischen Namen des Aales : lat. anguilla, griech. ἔγχελυς, lit. ungurỹs, russ. ugorĭ usw. einen schon indogermanischen Namen des Fisches erschließen dürfe, da der etymologische Zusammenhang dieser Sippe überhaupt nicht sicher sei, und andererseits, wenn ein urverwandter Kern vorliege, als älteste Bedeutung desselben „Schlange“ (lat. anguis, griech. ἔχις, lit. angìs), nicht „Aal“ zu vermuten sei. Dagegen ist zu bemerken, daß angesehene Etymologen, die keine Urheimatshypothesen zu verteidigen oder zu bekämpfen haben, an der etymologischen Zusammengehörigkeit dieser Sippe nicht im geringsten zweifeln, dieselbe jedenfalls weit sicherer

anzunehmen ist, als sie für die Wörter, die den Waid bezeichnen, angenommen werden kann, und daß sich die Namen des „Aales“ von den Namen der „Schlange“ sprachlich wesentlich unterscheiden, nämlich durch ein Suffix, dem früher Schrader sowohl wie Max Müller eine diminutive Bedeutung beilegten, die Namen des Aales: lat. anguilla usw. als „kleine Schlange“ deutend, eine Auffassung, die ich wiederholt bekämpft habe und die nun auch Schrader als unhaltbar aufgegeben hat. Es geht aber auch nicht an, dieses Suffix als gar nicht vorhanden zu betrachten und das Wort anguilla seiner ursprünglichen Bedeutung nach dem Wort anguis ohne weiteres gleichzusetzen. Schrader bestreitet überhaupt auch die Richtigkeit der Angaben Brehms, daß der Aal in den Gewässern des Schwarzen Meeres nicht lebe, und beruft sich auf die Mitteilungen Dr. G. Antipas in Bukarest, der es für höchst wahrscheinlich erklärt, daß Aale von jeher im Schwarzen Meere gelebt hätten. Doch dürfte kaum jemanden die Begründung dieser Ansicht von ihrer Richtigkeit und der Unrichtigkeit der Angaben Brehms, der sie ja doch nicht erfunden hat, überzeugen. Wenn noch Schrader hinzufügt, daß er sich ohne die Annahme, daß Aale von jeher im Schwarzen Meere gelebt haben, das Vorhandensein eines gemeinslawischen Namens des Fisches (russ. ugorĭ, kleinruss. uhor, serb. ugor, poln. węgorz, tchech. úhoř usw.) überhaupt nicht erklären könne, so ist zu bemerken, daß nicht nur die Großrussen, Polen und Tschechen in Gebieten von Flüssen, die mittelbar und unmittelbar in die Ostsee münden, leben, sondern auch ein wenn auch kleiner Teil der Weiß- und Kleinrussen. Ebenso wohnen die serbischen, im südwestlichen Teile Istriens, auf den Quarnerischen Inseln und im nordöstlichen Teile Dalmatiens lebenden Morlaken an einem Meere, der Adria, in dem der Aal gleichfalls vorkommt.

Außer dem Aal fehlt in den Flüssen des Schwarzen Meeres der Lachs (altn. lax, ags. leax, ahd. lahs, lit. laszìszà, lett. lasis, poln. łosoś), ein Wort, das wir sicher als ein indogermanisches betrachten können, weil es im Germanischen, also einer Sprache, die sich in einem räumlich von den Ursitzen der Slawo-Letten weit entfernten Gebiete und am wenigsten unter allen indogermanischen Sprachen von den Sprachen der andern Indogermanen beeinflußt entwickelt hat, vorkommt und von einer Entlehnung auch schon wegen der lautlichen Veränderung des ursprünglichen Gutturalen in einen Sibilanten, wie sie das Slawo-Lettische zeigt, keine Rede sein kann.

In diesem Zusammenhange möge noch bemerkt werden, daß S. Zaborowski in seinem in der Pariser anthropologischen Gesellschaft am 21. Juni 1906 gehaltenen Vortrage über meine südskandinavische (altdänische) Hypothese, welche die Urheimat der Indogermanen in Schleswig, Jütland, den dänischen Inseln und Schonen lokalisiert, Norddeutschland jedoch und das nördlich von Schonen gelegene Schweden sowie Norwegen aus archäologischen Gründen ausschließt, als ein gegen dieselbe sprechendes Argument den Mangel eines indogermanischen Ausdruckes für die Gezeiten (Ebbe und Flut) vorbringt (Bulletins, 1906, p. 282). Es läßt sich gewiß nicht bestreiten, daß sich diese Erscheinung in der Nordsee ganz besonders bemerkbar macht, während die Ostsee und das Schwarze Meer keine merkliche Ebbe und Flut haben, wie sie auch im

Mittelländischen Meer nur sehr schwach auftritt. Ob die Indogermanen einen Ausdruck für diese Erscheinung hatten, wird sich niemals entscheiden lassen. Aus dem Fehlen eines solchen kann jedoch nicht gefolgert werden, daß sie nie einen solchen hatten; denn wozu hätten sie den Ausdruck bewahren sollen, nachdem sie in Länder gekommen waren, die von Meeren bespült werden, die keine merkliche Ebbe und Flut haben? Es gibt aber eine Art mittelbaren Beweises insofern, als sich als indogermanisch eine Reihe von Namen von Meerestieren wahrscheinlich machen läßt, deren Bekanntschaft die Indogermanen nirgends so leicht machen konnten, als an den von der Nordsee bespülten Küsten der jütischen Halbinsel, sowie auf den ihr vorgelagerten Inseln, und auf deren Fang sie nirgends schwerer verzichten konnten, als in eben diesen unfruchtbaren Küstenstrichen und auf eben diesen gleichfalls so beschaffenen Inseln. Denn bekanntlich meiden die Fische der Nordsee den Aufenthalt in der Meeresstrecke, deren Schlammboden bei der Ebbe vielfach stundenweit aufgedeckt wird, und überlassen sie dem Rochen, dem Seehund, sowie verschiedenen Krustentieren, die dann leicht nach Eintritt der Ebbe gefangen genommen werden können. Denn trotz gewisser lautlicher Bedenken (hh statt des zu erwartenden kk im ags. reohha aus *rohha) fällt es schwer, die zuerst von Froehde (Zeitschr. für vergl. Sprachf. XXII, 253) vorgebrachte Zusammenstellung von lat. râja „Rochen“ aus *ragja mit schwed. rocka, dän. rokke „Roche, Rochen“ zurückzuweisen. Auch altn. selr, ags. seolh, ahd. selah „Robbe“ läßt sich nicht von griech. *σέλαχος* „Knorpelfisch“ trotz des Bedeutungsunterschiedes trennen. Und ganz sicher stellt sich zu altn. humarr „Hummer“ griech. *κάμ(μ)αρος*, *κάμμορος* „Hummer“.

Außer dem Rochen und dem Hummer, deren Fleisch als Nahrung dienen, sowie dem Seehund, von dem auch das Fell zur Bekleidung benützt werden kann, weist das indogermanische Lexikon noch Namen von anderen Meerestieren auf: so eine von Schrader selbst (Reallexikon 333) nachgewiesene Benennung des Hering: ir. scatan, neuir. sgadan, kymr. yskadan „Hering“, ags. sceadd, norw. skadd, nhd. Schade, Schaden „Maifisch“ und einen Namen für den Walfisch: lat. squalus „ein größerer Meerfisch, vielleicht der Meersaufisch“, altisl. hualr, ahd. (h)wal „Walfisch“, mhd. und nhd. wels, altpreuß. kalis „Wels“. Da vom lat. squalus auch das griech. *σκύλιον* „Haifischart“ nicht getrennt werden kann, so ist Schrader (II, 301) nicht berechtigt, wegen der angeblichen Bedeutungsübereinstimmung des „Germanischen“ (doch nur Mittel- und Neuhochdeutschen) und Altpreußischen zu behaupten, daß bei dieser Gruppe von der Bedeutung „Wels“ auszugehen sei. Zu diesen Namen tritt noch lat. squatina, squatus „Engelfisch, Meerengel (eine Art Haifisch)“, dem griech. *ψῆσσα*, *ψῆττα*, dor. *ψᾶσσα* „Butte, Scholle“ zur Seite gestellt wird (vergl. Walde, a. a. O. s. v. squatina). Hirt weist übrigens auch in seinen „Indogermanen“ (II, 667) noch eine Reihe von Flußfischen als indogermanisch nach, ebenso wie auch Namen für Fischereigeräte (Angelhaken, Netz), woraus folgt, daß auch in der neolithischen Periode die Fischerei wenigstens bei einem Teile des indogermanischen Urvolkes eine ganz besondere Rolle spielte.

Läßt sich auch kein indogermanischer Ausdruck für die Gezeiten nachweisen, so finden sich doch keltische Ausdrücke — also Aus-

drücke in der Sprache jenes indogermanischen Volkes, von dem ein Teil bis zum Einbruche der Germanen in der indogermanischen Urheimat geblieben ist, und den wir als die daselbst seßhaft gebliebenen Nachkommen des indogermanischen Urvolkes betrachten müssen — für Erscheinungen, die für die Nordsee und die von ihr bespülten Küstengegenden geradezu typisch sind: die öden, langgezogenen Hügel oder Hügelreihen an den sandigen Flachküsten, die dadurch entstehen, daß der Wind den während der Ebbe trockengelegten Sand hügelartig zusammenfegt und vor sich hertreibt, und die seichten Stellen an der niederländischen und deutschen Nordseeküste, die sich von der niederländischen Provinz Friesland bis nach Schleswig zwischen dem Festlande und den vorliegenden Inseln hinziehen und bei der Ebbe ganz oder teilweise vom Meere verlassen sind. Erstere heißen bekanntlich „Dünen" (ndd. düne, ndl. duin), ein Wort, das ohne Zweifel aus dem Keltischen (altir. dûn „Hügel") entlehnt ist, letztere im Niederländischen Wadden (im Niederdeutschen Watten), ein Wort, dem lat. vadum „seichte Stelle im Wasser" zur Seite zu stellen und hinsichtlich der allgemeineren Bedeutung mit altir. dûn zu vergleichen ist. Auch dieses Wort ist als ein keltisches Lehnwort zu betrachten, wenn es sich auch in keinem der keltischen Idiome nachweisen läßt, wie denn auch die keltische Benennung der Nordsee (Morimarusa) nach Polemo (Plin. IV, 13) von den germanischen Kimbern als Name derselben gebraucht wurde.

Aus den eigentümlichen Verhältnissen der jütischen Halbinsel erklärt sich, daß die die sterilen Küstengegenden des Westens bewohnenden Indogermanen hauptsächlich durch die Fischerei ihr Leben fristen mußten, wie dies ja auch bei den wilden Völkern an der Rheinmündung der Fall gewesen sein soll, „qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur" (Caesar IV, 10), sondern es erklären sich auch andere Erscheinungen des indogermanischen Altertums, wie sie die linguistische Forschung erschlossen hat. Was von Jütland noch heute gilt, dessen steile ins Meer abfallende Ostseite höchst fruchtbar und mit schönen Laubholzwaldungen bedeckt ist, während die Mitte viele Moore und Heiden aufweist, doch zwischen diesen auch Ackerland hat, und die flache, kahle West- und Nordseite sich steril zeigt, galt auch seiner Zeit von Schleswig, als noch nicht die vom Meere zur Flutzeit mitgeführten Sinkstoffe sich als fruchtbarer Schlamm (Schlick) hinter der schützenden Dünenkette abgelagert und die so fruchtbaren Marschen gebildet hatten. Es ist daher unmöglich anzunehmen, daß sich der Ackerbau und die Viehzucht im Westen der Halbinsel entwickelt haben, aber auch wenig wahrscheinlich, daß dies in der Mitte geschehen ist. Ein gedeihlicher Ackerbau und eine lohnende Viehzucht konnte erst an der Ostseite aufkommen. Hier aber ebenso wie auf den dänischen Inseln, deren neolithische Kultur die neolithische Kultur der Ostseite der jütischen Halbinsel fortsetzt, stellten sich der Ausbreitung der zunehmenden Bevölkerung in den dichten Urwäldern schwere Hindernisse entgegen, die sie teils dadurch, daß sie anbaufähige waldlose Stellen aufsuchte und so ein immer größer werdendes Gebiet besiedelte, teils durch Rodungen, bei denen der Feuerbrand die Steinaxt unterstützte (vergl. Worsaae, Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern. Hamburg 1878, S. 29) überwand.

Es wäre bei dem Umstande, daß infolge der geologischen Umwälzungen, die zur Litorinazeit eintraten, jedenfalls eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung der jütischen Halbinsel erfolgte, die dann in weiterer Entwicklung zum eigentlichen Ackerbau und zur Viehzucht nach Auffindung hierzu geeigneter Gegenden führte (vergl. meine „Entstehung der neolith. Kultur Europas“. Leipzig 1906, S. 24), von vorneherein bei der westöstlichen Richtung der ganzen Bewegung auffallend, wenn die Mitte der Halbinsel mit ihren Heiden und ihren zum Ackerbau geeigneten Stellen unbewohnt geblieben wäre. Wird auch das Heidekraut nur von Schafen und Ziegen gefressen, und ist auch der Ackerboden wenig fruchtbar, so kann doch der Mensch durch die Schafzucht mit ein wenig Ackerbau, aber auch ohne diesen sein Dasein fristen. Tatsächlich hat auch das indogermanische Urvolk auf der ersten Stufe der neuen Kulturphase zuerst das Schaf (und wohl auch die Ziege) gezüchtet, nachdem aber schon auf einer noch früheren Stufe — der Stufe der Kjökkenmöddinger-Kultur — der Hund in die Reihe der Haustiere getreten war. Dies hat Schrader richtig erkannt (Reallexikon 708), und man kann ihm nur beistimmen, wenn er (I, 201) als die älteste Bedeutung der Wortsippe: lat. pecus, auf das pecunia „Geld, Vermögen“ zurückgeht, und pecudes, skrt. páçu, got. faíhu usw. nicht „Vieh, Viehherde“, sondern „Schaf, Schafherde“ (vergl. altn. fær, kurd. pez, osset. fus „Schaf“) annimmt und bemerkt, daß wir damit in eine Zeit zurückgeführt werden, in der der Hauptbesitz der Indogermanen an Vieh in Schafen, nicht etwa in Rindern bestanden habe, eine Voraussetzung, unter der allein der Bedeutungsübergang von „Schaf“ in „Vieh“ sich erkläre.

Während die den Osten der jütischen Halbinsel bewohnenden Indogermanen mit ihrer daselbst entstandenen neolithischen Kultur, die vor allem durch einen entwickelten, durch die Großfamilie betriebenen Ackerbau in Verbindung mit der Zucht von Rindern, Schafen, Schweinen und Pferden nebst dem Gebrauch von geschliffenen Werkzeugen charakterisiert ist, sich allmählich zunächst einerseits nach den dänischen Inseln, andererseits nach dem Süden ausbreiteten, verharrte noch lange der den Westen und die Mitte der Halbinsel bewohnende Teil, durch die Macht der natürlichen Verhältnisse dazu gezwungen, auf einer älteren Kulturstufe. Und so erklären sich auch die in Mittel- und Westjütland gefundenen, wahrscheinlich dem Schluß der Steinzeit angehörenden Einzelgräber, die, mit niedrigen und flachgewölbten Hügeln bedeckt, von den megalithischen Grabbauten der übrigen Teile Dänemarks vollständig abweichen (vergl. Sophus Müller, Nord. Altertumskunde I, 120).

Schrader bestreitet ferner, daß auch der Name der Buche (lat. fâgus, ahd. buohha „Buche“, griech. *φηγός* „Speiseeiche“) zur Bestimmung der Ursitze der Indogermanen verwendet werden könne, weil bei der abweichenden Bedeutung des griechischen Namens es nicht möglich sei, den ursprünglichen Sinn der genannten Baumnamen mit Sicherheit festzustellen. Bedenkt man aber, daß auch andere indogermanische Baumnamen in von den Ursitzen eines Volkes entfernten Gebieten auf andere Bäume übertragen wurden, daß die Buchenwälder Griechenlands (am Olymp, Pelion, Pindos und am Oxyagebirge) sämtlich in der Höhenregion von 1300—1800 m liegen und die Baum-

grenze bilden und daß sie infolgedessen leicht unbemerkt bleiben konnten, so wird man wohl mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß im Lateinischen und Germanischen sich die ursprüngliche Bedeutung erhalten hat, da Germanen und Italiker nie eine engere Spracheinheit bildeten und auch nicht angenommen werden kann, daß sich in beiden Sprachen unabhängig voneinander ein und derselbe Bedeutungswechsel vollzogen habe. Da die östliche Buchengrenze westlich von einer Linie Königsberg-Lemberg-Donaumündungen-Südspitze Krims verläuft, muß auch aus diesem Grunde die indogermanische Urheimat in ein Gebiet westlich von dieser Linie verlegt werden[1]).

Was die von Schrader behaupteten prähistorischen Kulturbeziehungen zwischen dem indogermanischen Urland und den orientalischen Kulturzentren anlangt, so sind dieselben in keiner Weise bewiesen. Denn es ist sehr zweifelhaft, ob in idg. *raudha, auf das altsl. ruda „Metall“, lat. raudus „Erzstück“, skrt. lôhá „Kupfer“ usw. zurückgehen, eine uralte Entlehnung aus dem sumerischen Wort für Kupfer: urudu erblickt werden kann, zumal jene Wörter leicht mit dem indogermanischen Ausdruck für „rot“ (skrt. rudhirá, griech. ἐρυθρός) in Verbindung gebracht werden können. Dann ist es auch möglich, daß umgekehrt idg. *raudha und *pereku „Beil“ (skr. paraçú, griech. πέλεκυς), dem sum. balag, assyr. pilakku „Beil“ zu entsprechen scheint, aus der Sprache der iranischen Kossäer und Mitani, die nach E. Meyer (Das erste Auftreten der Arier in der Geschichte. Sitzungsber. d. k. preuß. Ak. d. Wiss., 1908, S. 14) schon vor dem 18. Jahrhundert v. Chr. nach Mesopotamien und Syrien vorgedrungen waren und hier, inmitten einer fremdsprachlichen Bevölkerung Dynastien gegründet hatten, in die Sprache der Sumerer und Assyrier gedrungen ist[2]). Letztere Annahme ist um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß nicht einmal der dem semitisch-sumerischen Kulturzentrum nahe gelegene Kaukasus Einwirkungen von ihm erfahren hat. Dagegen besteht, wie Wilke (Archäologische Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern. Zeitschr. f. Ethnologie, 1904, S. 39—104) nachgewiesen hat, ein direkter Zusammenhang zwischen dem kaukasischen und dem donauländischen Kulturkreis, und dieser Zusammenhang ist von der Art, daß die donauländische Kultur, wie derselbe Forscher gezeigt hat, die ältere ist, und daß die Kenntnis der Metallbearbeitung vom Westen her nach dem Kaukasus gelangte und zwar zu einer Zeit, als die Metallkunst in den Donauländern sich noch nicht allzuviel über die ersten Anfänge erhoben hatte, und zwar nicht etwa über Kleinasien,

---

[1]) Gegenüber dem zuletzt von Hoops geäußerten Zweifel, ob die Buche schon im jüngeren Steinalter im Norden heimisch gewesen sei, sei bemerkt, daß derselbe unberechtigt ist, da einerseits in einigen Torfmooren Dänemarks in bedeutender Tiefe und aus einer Zeit, die ihr Vorkommen noch vor der Zeit des Maximums der Litorinasenkung beweist, Buchenblätter und anderseits Buchenkohlen in Gräbern der Steinzeit auf Seeland und Möen gefunden worden sind (vergl. Andersson, a. a. O. 90). Doch ist sie in jener Zeit wahrscheinlich noch nicht als Waldbildnerin, als die sie später die Eiche verdrängte, sondern nur vereinzelt aufgetreten.

[2]) Iranische Entlehnungen im Babylonisch-Assyrischen in babylonisch-assyrischer und auch schon kassitisch (kossäisch)-babylonischer Zeit nimmt auch Fr. Hommel (Grundriß der Geographie u. Geschichte des alten Orients. 2. Aufl. München 1904, S. 228 Anm.) bei einigen Wörtern an.

sondern entlang dem Nordufer des Pontus. „Nur durch die Annahme einer Einwanderung eines bereits metallkundigen Volkes läßt sich dieses plötzliche und unvermittelte Erscheinen einer bereits entwickelten Metallkultur (im Kaukasus) in befriedigender Weise erklären.“ Zu einer ähnlichen Anschauung ist auch E. Rößler in Tiflis, der in der Nähe von Bajan, Kreis und Gouvernement Elisabethpol in Transkaukasien, eine Anzahl von Gräbern aus der Bronze-Eisenzeit im Jahre 1901 geöffnet und untersucht hat, gekommen (vergl. Zeitschr. f. Ethnologie, 1905, S. 118). Daß die semitisch-sumerischen Einflüsse auf dem Gebiete des Zahlenwesens nicht in der Weise stattfanden, wie es sich Schrader denkt (über Südrußland), beweist der Umstand, daß die slawischen Sprachen von ihnen unberührt geblieben sind.

(Schluß folgt.)

Physischer Rückgang der Appenzeller Bevölkerung.

Dr. H. Christ.

Während die einen höchst freigebig mit dem Begriffe „Degeneration“ umgehen, wollen ihn die andern nicht gelten lassen, wenigstens bei unsern modernen Kulturvölkern nicht. Von seiten dieser anderen werden insbesondere Beweise dafür verlangt, daß es früher anders und besser aussah bei den betreffenden Völkern; eher wollen sie an eine Degeneration nicht glauben.

Da die Meinungen noch so sehr einander widerstreiten, dürfte es am Platze sein, Beispiele physischer Minderwertigkeit, bei denen es sich möglicherweise um einen Rückgang, eine „Degeneration“ handeln könnte, zu sammeln und zu besprechen, um an ihrer Hand tiefer auf den Grund der so sehr wichtigen Sache zu gelangen.

Ich möchte in folgendem die Zustände eines kleinen Landes besprechen, in welchem die Verhältnisse zurzeit so liegen, daß bereits die Behörden sich mit der Frage befassen, ob wirklich die Volkskraft im Rückgange sich befinde, und welches die Mittel zu ihrer Hebung seien.

Das Land Appenzell, ein Kanton der schweizerischen Eidgenossenschaft, unweit des Bodensees, am Nordfuße des hohen Säntisgebirges gelegen, hat kürzlich (1903) das Jubiläum seiner politischen Selbständigkeit, seines Freiheitskampfes, gefeiert. Ein urwüchsiges, kräftiges Bergvolk, ein Volk von Hirten — so erzählt die Geschichte — hat am Anfang des 15. Jahrhunderts das harte Joch seiner Herren, des Abtes von St. Gallen und des Adels, trotzig entschlossen von sich abgeworfen, in mehreren Schlachten trotz seiner mangelhaften Bewaffnung und seiner Minderzahl die Heere, welche seine Unterdrücker herbeiriefen, besiegt, hat dann zum Schrecken der Herren seine Waffen weit in das umliegende feindliche Gebiet hinein getragen und hat ferner seine dauernde Unabhängigkeit behauptet.

Das war vor einem halben Jahrtausend. — Und heute?

Heute beschäftigt sich die oberste Behörde dieses selben Landes mit der sogen. Motion Eugster, welche, kurz gefaßt, dahin geht:

„Angesichts der sanitarischen Ergebnisse der Rekrutenprüfungen in den letzten 20 Jahren, welche ernste Bedenken erregen müssen, sei der Regierungsrat einzuladen, eine Untersuchung anzuordnen über die Ursachen dieser Ergebnisse und die Mittel zur Hebung dieser Uebelstände."

Den Anstoß zu dieser Motion gab eine Veröffentlichung von Dr. Wiesmann[1]), welcher darlegte, daß der Kanton Appenzell a. R. das minderwertigste Rekrutenkontingent der ganzen Schweiz stellte.

Die Hauptdaten der Aufstellung Wiesmanns sind folgende:

Dienstbefreiungsgrund 1883—1902	Appenzell a. R. ‰	Ganze Schweiz ‰
Zu geringe Körperlänge	57	24
Zu geringer Brustumfang	14	11
Schwächlichkeit, Anämie	48	24
Geistige Beschränktheit	14	9
Mangelhafte Hörschärfe u. a. Gehörleiden	8	7
Sehschwäche u. a. Augenleiden	90	67
Stottern	3	2
Krankheiten des Herzens	20	13
Kropf	80	62
Hernien	33	30
Gesamte Dienstuntauglichkeit	464	369

Die Minderwertigkeit des appenzellischen Rekrutenkontingentes besteht also darin, daß dieser Kanton verhältnismäßig bedeutend mehr Militäruntaugliche stellt, als die gesamte Schweiz.

Insbesondere sind die Leute sehr zahlreich, welche nicht die zur Aushebung erforderliche Körperlänge (156 cm) besitzen, ferner diejenigen, welche wegen allgemeiner Schwächlichkeit, Blutarmut, geistiger Beschränktheit u. a. nicht tauglich sind.

Was die geringe Körperlänge betrifft, so könnte man freilich behaupten: das appenzellische Bergvolk ist von Natur ein kleiner Menschenschlag. Wir wollen zugeben, daß das Volk dort durchschnittlich von kleiner Statur sei. Nicht so selten trifft man auffallend kleine Individuen, welche man als Zwerge bezeichnen möchte. Ob dieser Zwergwuchs auf Rasseneigentümlichkeit (eventuell möchte es sich um Deszendenten einer Kollmannschen Zwergrasse handeln?) oder aber auf ungenügender individueller Entwicklung (Kümmerzwerge) beruht, wäre noch zu beweisen. Doch bin ich der Ansicht, daß vom kleinen Wuchse vieler — nicht aller — Appenzeller abgesehen, die Bevölkerung dieses Ländchens im großen und ganzen eine Anzahl von Eigentümlichkeiten aufweist, welche mehr oder weniger krankhafter Natur sind, und welche sich zum Teil statistisch nachweisen lassen. Freilich sind diese Eigentümlichkeiten auch anderswo zu finden, doch trifft man sie in Appenzell in einer Häufigkeit an, die dem Beobachter auffallen muß. Ich erinnere mich z. B. an die Aussagen von Fremden, Frauen, welche das Ländchen besuchten. Der einen fiel auf, „daß es in diesem Lande so viele »serblige« Leute gebe", der andern, „daß man da so viele kleine Männer mit krummen Beinen sehe".

[1]) Appenzellische Jahrbücher. 4. Folge, 1. Heft 1904.

Die schweizerische Statistik[1]) liefert uns u. a. folgende Daten:
Auf 1000 Einwohner lebend geboren
in der ganzen Schweiz 29 Kinder,
in Appenzell a. R. 33 Kinder.
Von je 100 Lebendgeborenen starben im ersten Lebensjahre
in der ganzen Schweiz 18 Kinder,
in Appenzell a. R. 24 Kinder.

Also zwar größere Natalität, aber noch größere Mortalität im ersten Lebensjahre in Appenzell.

Von den Kindern, welche am Leben bleiben, sind viele bleichsüchtig und schwächlich. Auch der Prozentsatz der geistig Zurückgebliebenen soll nicht unerheblich sein. Im Jahre 1899 ergab die Untersuchung der ins schulpflichtige Alter tretenden Kinder in der Schweiz 3 pCt., in Appenzell a. R. 7 pCt. mit geistigen Gebrechen Behaftete.

Ein in Appenzell auffallend verbreitetes Uebel ist die Zahnkaries. Hierüber fehlen leider statistische Erhebungen. Sicher aber ist, daß sie sehr böse Zahlen zutage fördern würden. Sie würden wohl dartun, daß der Durchschnitt des appenzellischen Volkes vom Beginn der zwanziger Jahre an bereits zu den Zahnlosen gehört.

Auf je 100 Geburten kamen folgende Zahlen von Totgeburten:
in der ganzen Schweiz 4, in Appenzell a. R. 5.

Dieses Zahlenverhältnis spricht ebenfalls in gewissem Sinne für die physische Minderwertigkeit des Volkes unseres Ländchens. Die größere Zahl von Totgeburten hat wohl ihre Wurzel in einer größeren Zahl schwerer Geburten, diese letzteren die ihrige in Beckenverengung infolge von Rachitis.

Die Appenzellerin stillt, wenn überhaupt, ihr Neugeborenes nur ganz kurze Zeit, einige Tage, meistens aber gar nicht, an der Brust. Die für Kind und Mutter vorteilhafteste Art der Kinderernährung ist hier eine extreme Seltenheit. Teils ist sie außer Sitte und Gebrauch gekommen, teils stehen die Frauen auf Rat ihrer Mütter, Nachbarinnen oder der Hebamme nach oder eher noch vor dem ersten Versuche davon ab. Erkundigt man sich nach dem maßgebenden Grunde, so heißt es in der Regel: „ich hätte es nicht mögen verleiden“. Die Frauen werden also meist von ihrem nächsten Ratgeber — Mutter oder Hebamme — für zu schwach gehalten, dieses Geschäft auszuführen, zu dem ihnen doch Mutter Natur ein besonderes Organ gab.

Das Unterlassen des Selbststillens ist wohl auch einer der Gründe dafür, daß in vielen Familien Appenzells die Kinder in Minimalabständen — kaum ein Jahr — einander folgen. Für die Mutter sowohl als die Nachkommenschaft ist es bekanntlich nicht vorteilhaft, wenn das letztere der Fall ist.

Schließlich ergibt sich für den Appenzeller noch eine, allerdings geringe, Kurzlebigkeit: von je 1000 Lebendgeborenen erreichen das Alter von 70 Jahren in der ganzen Schweiz 250, in Appenzell a. R. 242.

Wir resümieren: die appenzellische Bevölkerung weist folgende Stigmata auf: große Kindersterblichkeit, großen Prozentsatz geistig

[1]) Korrespondenzblatt für schweiz. Aerzte, 1906, Nr. 14 (Motion Eugster).

zurückgebliebener Kinder, außerordentlich verbreitete Zahnkaries, Rachitis, minderwertiges Rekrutenkontingent, d. h. mangelhafte physische Entwicklung der männlichen Jungmannschaft; viele schwere Geburten und Totgeburten, mangelhaftes bis aufgehobenes (?) Stillungsvermögen der Frauen, welches alles eine mangelhafte physische Ausbildung auch der weiblichen Jungmannschaft diagnostizieren läßt. —

Dürfen resp. müssen wir nun im Hinblicke auf obige Verhältnisse nicht von einer Volksverschlechterung, also einem degenerativen Vorgange, sprechen? Die „Degeneration“ wäre als sicher nachgewiesen, wenn wir den vollen Beweis hätten, daß die alten Appenzeller physisch besser beschaffen gewesen wären als die heutigen. Wir haben nun allerdings keine statistischen Belege, keine ärztlichen Beobachtungen darüber, wie das Appenzeller Volk vor 500 Jahren sich in den oben aufgezählten Punkten verhielt, wie viele zur Zeit der Befreiungskämpfe wehrfähig, wie viele untauglich waren usw., aber — ich wiederhole Dr. Wiesmanns Worte — „die Vorstellung machen wir uns unwillkürlich, daß, was bei Vögelinseck und am Stoß (zwei Entscheidungsschlachten) den Morgenstern und die Hellebarde schwang, von anderem Schrot und Korne (d. h. wohl physisch tüchtiger) war, als das Geschlecht, das heutzutage unsere Webkeller und Appreturen bevölkert“. Im Jahre 1736 äußerte sich ein Appenzeller Arzt, Dr. Laurenz Zellweger, folgendermaßen: „Die Leute sind nicht übel gebaut, besonders da, wo die jungen Leute sich nicht durch das Weben in feuchten Kellern oder durch üppiges Leben in Verbindung mit Nichtstun verderben.“

Die Wurzeln oben genannter Uebelstände mögen ja recht verschiedene sein. Ich möchte folgende nennen: Einmal die mangelhafte, geringe Volksernährung. Wir haben oben gesehen, daß dem neugeborenen Appenzeller wunderselten Muttermilch zuteil wird. Gar zu oft dekretieren die Mütter kurzweg: „das Kind kann Milch überhaupt nicht verleiden“ und geben nicht einmal Kuhmilch, sondern Abkochung von Gries oder Mehl. Daß ein gepäppeltes Geschlecht zu verschiedenen Krankheiten und krankhaften Zuständen besonders geneigt ist, vorab zu Rachitis und Zahnkaries mit ihren Folgezuständen, ist ja allgemein anerkannt.

Beim erwachsenden und erwachsenen Appenzeller spielt unter anderem der Kaffee eine größere Rolle in der Ernährung, als er eigentlich sollte. Vielfach besteht die Verköstigung überhaupt ausschließlich in diesem, nur mit wenig Milch vermengten Getränke nebst Weißbrot, das etwa noch durch eine süße Latwerge oder einen Zipfel Wurst verschönt wird. Diese ärmliche, stets gleichbleibende und in ihrem Nährwerte ungenügende Kost wirkt nun entschieden nachteilig auf die Volksgesundheit, indem sie einen Zustand von Unterernährung herbeiführt. Ungünstigen Einfluß auf die Volksernährung hat ja jedenfalls auch der Umstand, daß im Lande Appenzell keinerlei Feldbau mehr betrieben wird, während in frühern Zeiten unter anderm noch Hafer angebaut und viel konsumiert wurde.

Die allgemeine Lebensweise ist ebenfalls einer kräftigen physischen Entwicklung nicht förderlich. Der Appenzeller lebt zwar in einem guten Gebirgsklima, wo z. B. Lungenschwindsucht und andere tuberkulöse Erkrankungen nicht häufig vorkommen; während in der ganzen Schweiz 6 ‰ der Rekruten wegen Schwindsucht als untauglich

befunden wurden, betrug die entsprechende Zahl in Appenzell a. R. nur 4 ‰. Appenzell ist ein Gebirgsland, dessen Ortschaften in einer Höhe von 700 bis 1000 Metern liegen. Die Bevölkerungsdichte ist eine beträchtliche für eine so hohe Gebirgsgegend (55 000 Einwohner auf 240 qkm in Appenzell a. R.); ein großer Teil des Ländchens wird dazu noch von hohen Bergen eingenommen, welche entweder gar nicht oder nur als Alpweiden nutzbar sind. Die Bevölkerung kann sich infolgedessen unmöglich vom Grunde und Boden ernähren. Es wird nun — wie wir oben sahen — keinerlei Feldbau mehr betrieben, sondern nur noch Wiesenbau und Viehzucht; dieser Betrieb scheint noch am besten rentabel zu sein. Das Land ist in eine große Menge kleiner, sehr oft mit Hypotheken belasteter Parzellen geteilt; ein Bauerngütchen hat oft nicht mehr Grund, als um drei Stück Vieh zu ernähren. Das genügt selbstverständlich nicht zum Unterhalt der Familie. Folglich hat schon — und zwar schon seit Jahrhunderten — die Industrie Eingang gefunden, früher als Leinwandweberei, in neuester Zeit aber als Baumwollweberei und -stickerei. Diese Industrien sind nun derart, daß sie sowohl vom Manne wie vom Weibe betrieben werden können. Die Folge ist, daß sich die Arbeitslöhne sehr tief stellen. Faktisch ist im Appenzell der Hauptteil der Bevölkerung industriell beschäftigt; fast in jedem Hause steht ein Webstuhl oder eine Stickmaschine; außerdem finden sich im Lande eine große Anzahl von Web- und Stickfabriken, Bleichereien, Färbereien, Appreturen usw. Der Appenzeller, der im Lande bleiben und sich und die Seinigen redlich nähren will, ist gezwungen, sich der Industrie zu widmen. Wir wollen diese letztere gewiß nicht verunglimpfen; sie gibt den Leuten Brot und hat noch andere Verdienste. Aber auf der andern Seite: in der Art, wie sie heute noch betrieben wird, mit ihrer Kinder- und Frauenarbeit, langer, zu langer Arbeitszeit, unhygienischen Arbeitslokalen (Webkeller, Appreturen) u. a. m. hat sie auch ihre Schattenseiten für die Volksgesundheit; sie saugt der Bevölkerung gewissermaßen das Mark aus den Knochen. Bekanntlich „sproßt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor“, nicht aus dem Marke des Industriearbeiters resp. der Fabrikarbeiterin. So haben wir denn im heutigen Appenzellervolke — einem exquisiten Landvolke — ein richtiges Fabrikproletariat, das dem städtischen Proletariate in aller Proletariermisere nichts nachgibt, sondern dasselbe eher noch übertrifft. Es sei hier erwähnt, daß Appenzell a. R. schon auf 83 Einwohner ein Wirtshaus besitzt.

In frühern Jahrhunderten zogen, wie die übrigen Schweizer, auch viele Appenzeller in fremde Kriegsdienste; es war dies ein Haupterwerb der kräftigen Jugend. Viele davon — und ihr kräftiger Same — sind wohl der Heimat dadurch dauernd entzogen worden. Heutzutage findet aus Appenzell eine sehr starke Auswanderung statt, sei es nach den übrigen Teilen der Schweiz, sei es — und letzteres ist noch mehr der Fall — in überseeische Länder. Kaum eine Familie, von der nicht Glieder jenseits des großen Wassers leben. Und wir gehen sicher nicht irre, wenn wir annehmen, daß diese Glieder, welche den Staub des ihnen zu enge gewordenen Heimatbodens von den Füßen geschüttelt haben, die kräftigsten sind, diejenigen, welche Intelligenz, Energie und auch die bessere physische Ausbildung besitzen. Die Schwächlinge aber bleiben zurück und finden bei weibischer Arbeit:

Weben, Sticken und anderen Branchen der Textilindustrie noch leidliche Verwendung. Durch diese starke Auswanderung vollzieht sich gewiß eine negative Auslese, welche ganz wesentlich zur Depravation des Volkes beiträgt.

Wir resümieren wiederum: die Ursachen des physischen Rückganges — denn wir können den Gedanken, daß es früher mit diesem Volke besser bestellt war, nicht abweisen! — sind u. a. in folgendem zu finden: in schlechter Volksernährung, schlechter Kinderernährung, schlechten Volkssitten: Vorliebe zu minderwertigen resp. falschen Nährmitteln: Kaffee, Alkohol, Leckereien statt kräftiger Hausmannskost; in mangelhaften ökonomischen Zuständen, proletarischer Misere, gesundheitsschädlicher Beschäftigung usw.

Daß diese Uebelstände — zumal wenn sie während mehrerer Generationen fortwirken — einen schädigenden Einfluß auf die Volkskraft, auf die Nachkommenschaft ausüben, ist doch zum mindesten sehr wahrscheinlich, wenn es auch noch nicht strikte bewiesen wäre.

Ferner kommt zu den obigen Ursachen eine durch Auswanderung bedingte negative Auslese. —

Noch sei anhangsweise erwähnt, daß in Appenzell selbst von mehreren Untersuchern, die sich mit der Frage des physischen Rückganges befaßten, das frühe Heiraten als eine der Wurzeln des Uebels erklärt wurde. In der Tat wird in Appenzell frühe geheiratet, wie überhaupt auf allen Altersstufen in Appenzell bedeutend mehr Ehen geschlossen werden, als in der ganzen Schweiz; im Alter von 18 bis 19 Jahren z. B. entfallen auf 1000 unverheiratete Männer im Alter der Ehefähigkeit in Appenzell a. R. 11, in der ganzen Schweiz 4; im Alter von 20—24 Jahren in Appenzell a. R. 96, in der ganzen Schweiz 50 Eheschließungen. Ich glaube wohl kaum, daß diese für unsere Länder allerdings ziemlich frühen Eheschließungen für die Nachkommenschaft so sehr ungünstige Folgen haben könnten, falls Männlein und Fräulein wirklich gesund wären. Bei einem an und für sich schon entkräfteten Volke mag freilich das frühe Heiraten nicht vom Guten sein.

Eine Rehabilitierung des Krieges?

Dr. W. Borgius.

Im Aprilheft der „Polit.-anthrop. Revue“ hat Dr. F. Kühner an der Hand eines neu erschienenen Werkes von Dr. Steinmetz eine Rehabilitierung des Krieges unternommen, die meines Erachtens nicht unwidersprochen bleiben darf. Die Argumentation von Kühner-Steinmetz ist auf den ersten Blick so plausibel und einleuchtend, daß ich anfänglich selbst geneigt war, mich ihrer Auffassung anzuschließen. Bei näherem Nachdenken tritt denn aber doch zutage, wie außerordentlich oberflächlich teils und teils sophistisch die Beweisführung ist. Dies möchte ich wenigstens an den wichtigsten der berührten Punkte in aller Kürze darzulegen suchen.

St.-K. greift die „falsche Friedensphrase von den ungeheuren Verlusten eines modernen Krieges“ an mit dem Einwurf, „daß die normalen Schwankungen in der allgemeinen Sterblichkeit von Jahr zu Jahr viel

größer sind". Er erwähnt aber in diesem Zusammenhang gar nicht, was an anderer Stelle zugegeben wird, daß der Krieg eine gewaltige einseitige Steigerung der Sterblichkeit gerade der in der Blüte des Lebens stehenden männlichen Bevölkerung mit sich bringt. Daß innerhalb der im Kriege verwundeten die individuelle Konstitution wieder einen bescheidenen Auslesefaktor bildet, liegt auf der Hand. Aber dieser kommt naturgemäß nur im Vergleich zwischen solchen Personen mit gleich schweren bezw. gleichartigen Wunden zur Wirkung, wodurch seine praktische Bedeutung außerordentlich herabgesetzt wird.

Die Bemerkung, daß die Bevorzugung des Soldaten vor dem Zivilisten seitens der heiratsfähigen weiblichen Jugend die antiselektorische Wirkung des Krieges (einschließlich des durch ihn hervorgerufenen Militarismus) auch nur teilweise aufhebe, kann wohl nur scherzhaft aufgefaßt werden. Wer sich mit der Frage der Offiziers- und Unteroffiziers-Ehen vom rassenbiologischen Standpunkt aus näher befaßt, wird in ihnen schwerlich ein Uebergewicht der wertvollen Faktoren über die bedenklichen entdecken können. Der Rest der Soldaten heiratet bezw. verlobt sich in der Regel nicht als Soldat, sondern nach Ableistung seiner Militärpflicht als Zivilist. Dagegen bringt umgekehrt just der Militärdienst bekanntlich eine so verhängnisvolle Verseuchung auch der aus Kleinstädten und vom Lande stammenden Bevölkerung mit Geschlechtskrankheiten mit sich, trägt weiter so wesentlich zu der Zahl unehelicher Schwangerschaften ohne darauffolgende Ehe und damit zur Ausscheidung biologisch geeigneter Mütter aus der weiteren Fortpflanzung bei, daß schon dieser Gesichtspunkt im wesentlichen alle aus der sexuellen Bevorzugung des bunten Rocks etwa fließenden Vorzüge kompensieren dürfte.

Die Qualen des Soldatentodes werden doch sicherlich nicht durch die Erkenntnis verringert, daß auch die Krankenstuben und Kliniken voller Qualen sind! Und der Einwand, daß „die Toten nicht alle als absolute Verluste aufs Konto zu setzen" seien, daß sich vielmehr unter ihnen „Verbrecher" und andere „Schiffbrüchige des Lebens" befinden dürften, scheint mir doch erstens den prozentualen Anteil dieses „Ballastes" an der Gesamtbevölkerung zu überschätzen, zweitens aber zu ignorieren, daß gerade die zu solchen Existenzen prädestinierten Personen zum weitaus größten Teile außerhalb des Militärs verbleiben. Denn erstens sind bekanntlich Zuchthäusler vom Militärdienst ausgeschlossen; zweitens verstehen es just die zur Hefe des Volkes gehörenden Individuen in der Regel, sich der Dienstpflicht zu entziehen; drittens dürfte ein erheblicher Teil gerade der späteren „Schiffbrüchigen" wegen geistiger oder körperlicher Unzulänglichkeit vom Militärdienst befreit bleiben.

St.-K. suchen dann den Vorwurf, daß die modernen Millionenheere enorme Summen kosteten, die der Kultur entzogen würden, durch den Hinweis zu entkräften, daß das deutsche Heeresbudget für 1894/95 trotz seiner, absolut betrachtet, hohen Summe prozentual doch kaum 2½ pCt. des gesamten Volkseinkommens ausmache. Zunächst verschweigen St.-K. das erschreckend schnelle Wachstum dieser Belastung. Sie begnügen sich seltsamerweise mit der alten Ziffer für 1894/95, deren Nachprüfung mir im Augenblick nicht möglich ist. Beim

Vergleich der Ziffern für die Jahre 1899 und 1907, zu denen mir das Material vorliegt, finde ich die jährliche Gesamtausgabe des (ordentlichen und außerordentlichen) Etats für die Verwaltung des Reichsheeres und der Marine, einschließlich Reichsmilitärgericht und Reichsinvalidenfonds, binnen acht Jahren gestiegen von 833 auf 1018 Millionen Mark, während sie 1894/95 nach St.-K. erst 657 Millionen Mark betrug! Und dazu sind eigentlich noch die Beträge für die Verwaltung und Verzinsung der Reichsschuld mit 76 bezw. 137 Millionen Mark zu rechnen, da die Reichsschuld ganz überwiegend den Militärlasten zu danken ist. Weiter aber ist es finanztechnisch unzulässig, die Staatsausgabe für einen bestimmten Posten in Vergleich zu setzen mit der Gesamtheit des Volkseinkommens. Sie darf und kann höchstens nur verglichen werden mit der Gesamtheit oder anderen Einzelposten der Gesamtausgaben. Hierbei ergibt sich nun, wenn man die Staatsausgaben allein betrachtet, daß das Militärbudget annähernd die Hälfte aller Ausgaben aus öffentlichen Mitteln verschlingt. Die wohl nicht aus der Welt zu schaffende Erkenntnis, daß unter diesem Mißverhältnis die Förderung der Kulturaufgaben durch den Staat schwer leidet, suchen St.-K. nun durch die unglaublich oberflächliche Rückfrage zu eskamotieren: „Wer beschäftigt denn die Hunderttausende von Menschen, die jetzt von Heer und Flotte leben?“ Ich weiß wirklich nicht, ob es nötig ist, hierauf ernst zu antworten. Danach müßte es ja geradezu ein Segen für die deutsche Volkswirtschaft sein, wenn der Militärbestand und das Heeresbudget noch verdreifacht würde! Daß eine plötzliche Entlassung sämtlicher Dienstpflichtiger und damit Kaltstellung auch der für ihre Bedürfnisse arbeitenden Kreise eine momentane Panik auf dem Arbeitsmarkt nach sich ziehen müßte, das wird niemand bestreiten. Aber ebenso selbstverständlich ist natürlich doch, daß es ein reiner Schaden der Volkswirtschaft ist, wenn ständig Hunderttausende produktionsfähiger Männer zu unproduktiver Exerziertätigkeit, andere Hunderttausende an Stelle einer nützlichen Tätigkeit zur Herstellung von Gegenständen genötigt werden, die nur als Handwerkszeug jener Exerziertätigkeit zu dienen bestimmt sind. Es wird doch wohl jedermann einsehen müssen, daß zehn Personen sich insgesamt besser stehen, wenn sie alle täglich acht Stunden für die Befriedigung ihrer natürlichen wirtschaftlichen Bedürfnisse arbeiten, als wenn einer von ihnen seine ganze Zeit damit hinbringt, zu Fuß und zu Pferde die Landstraßen auszumessen und ein anderer demgemäß seine Arbeitskraft darauf verwenden muß, ihm die hierfür nötige Ausstattung zu beschaffen und in Ordnung zu halten. Der Gesamtbedarf an Lebensgütern für die zehn muß in letzterem Falle eben durch die Arbeit von acht aufgebracht werden, statt durch die Arbeit aller zehn; anders ausgedrückt: ihrer aller Lebenshaltung wird unnötigerweise um ein Fünftel verschlechtert, mag dies auch äußerlich durch ein kompliziertes Lohn- und Verdienst-System noch so sehr verschleiert werden.

Wenn man nun aber auch die Ausgaben für Militärzwecke in Parallele setzt mit allen Ausgaben der Bevölkerung überhaupt, was aus verschiedenen Gründen ein schiefes Bild ergibt, so ist für einen solchen Vergleich der Prozentsatz von 2½ nach meinem Dafürhalten schon ein recht einschneidender. K. erläßt uns nicht die pièce de

resistance aller Militär- und Flotten-Schwärmer, daß die Militärlast auf den Kopf der Bevölkerung berechnet weniger ausmache, als die Ausgaben für alkoholische Getränke. Er vergißt dabei nur eine Kleinigkeit, — die, nebenbei gesagt, auch regelmäßig die Temperenzler in ihrer Propaganda verschweigen, — daß nämlich auch das rigoroseste Aufhören jedes Alkoholismus jene Summe keineswegs ersparen lassen würde oder doch nur um einen wahrscheinlich nicht übermäßig großen Bruchteil, während der weitaus größere Bruchteil bei Ausscheiden des Alkohols für — andere erfrischende, wohlschmeckende und anregende Getränke ausgegeben werden würde. (Ich bin selbst seit einem guten halben Jahr fast absoluter Antialkoholiker, ja ich vermeide auch Kaffee und Tee beinahe vollständig. Aber die Summe, die ich früher für Bier, Kaffee usw. ausgegeben habe, ist nicht viel größer gewesen, als die, die ich jetzt für Milch, Limonade, Sodawasser und dergl. ausgebe.)

Kühner bringt nun weiter noch die besondere Entdeckung vor, daß der Krieg in moralischer Hinsicht sogar segensreich wirke, indem er „allen zur Gewalttätigkeit neigenden Individuen“, die im Frieden „an ungenügender Energieentladung leiden“ und deshalb eventl. zu Verbrechern werden, „die ihnen fehlende Richtung auf etwas Nötiges, Erstrebenswertes gibt“: im Krieg „findet das Messerheldentum ein Wirkungsgebiet“. — Es liegt sicherlich ein kleines Fünkchen Wahrheit in diesem Ausspruch; zweifelhaft ist mir nur, ob es dazu geeignet ist, den Krieg moralisch zu rehabilitieren. Kühner hätte recht, wenn wir, wie seinerzeit das Mittelalter, Söldnerheere hätten, in welche alle zu Gewalttätigkeiten neigenden Elemente ständig abfließen könnten und auch durch unablässige Kriegsdienste — bald gegen diesen, bald gegen jenen kleinen Raubstaat — ständige Betätigung jener ihrer Neigungen fänden. Leider — oder vielmehr glücklicherweise — ist aber heute doch weder das eine, noch das andere der Fall. Unser modernes stehendes Heer kann sogar zu Gewalttätigkeiten neigende Personen gar nicht brauchen; solche Elemente stecken meist schon nach kurzer Dienstzeit in der zweiten Klasse des Soldatenstandes bezw. auf Festung. Und selbst im Kriege kann heutzutage eine solche Neigung sich nur in äußerst beschränktem Maße noch als „Einzelentladung in kriegerischen Gewalthandlungen“ Luft machen. Der wesentliche Inhalt des Krieges sind heutzutage nicht mehr Bajonettkampf und Säbelkampf, sondern endlose Märsche, deren Sinn und Ziel der einzelne nicht sieht, und stumpfsinniges stundenlanges Liegen im Schützengraben. Und an Stelle des Stehlens, Mordens und Brennens, des Plünderns und Frauenschändens ist heute eine ziemlich scharfe Manneszucht auch im Quartier getreten, die dem einzelnen nicht übermäßig seinen privaten Gewaltneigungen nachzugehen ermöglicht. Dazu kommt ferner, daß es durchaus falsch ist, Verbrechertum und Neigung zu Gewalttätigkeiten miteinander mehr oder weniger zu identifizieren. Die Gewalttätigkeit umfaßt nur einen, nicht allzu großen, Bruchteil des Verbrechertums. (Ich will ganz absehen davon, daß, wie Kühner an anderer Stelle bemerkt, auch im Frieden sich manche Arten der Betätigung bieten, die wenigstens eine gewisse Befriedigung derartiger Neigungen ermöglichen, so im Sport, in der Auswanderung und Kolonialpolitik.) Was kann es alledem gegenüber ausmachen,

wenn alle Menschenalter vielleicht einmal ein Krieg einigen solcher Elemente eine teilweise Entladung ihrer Neigung gewährt! Endlich aber: Der ganze Entwicklungsgang der Kultur ist offenbar doch dahin gerichtet, die Neigung zu Gewalttätigkeit planmäßig abzuschwächen und einzuschränken. In dem Maße, wie der Einwurf von Kühner richtig ist, arbeitet also der Krieg den Zielen der Kulturentwicklung gerade entgegen und wirkt dahin, atavistischen Neigungen neue Nahrung zuzuführen, ihre Ueberwindung zu erschweren und zu verzögern.

Weiter sagt Kühner: „Was fragen wir heute nach den Opfern des Friedens, die sich doch viel leichter vermeiden ließen und die summiert ein Zehnfaches des Kriegsverlustes bedeuten!“ Mit Verlaub; ich meine, wir fragen sehr viel nach diesen Opfern, und ein ganz außerordentlich großer Teil unserer kulturellen Bestrebungen auf den verschiedensten Gebieten zielt gerade darauf hin, unnötige und vermeidbare „Opfer des Friedens“ zu bekämpfen. Es wäre der größte Widerspruch in sich selbst, wenn eine Gesellschaft, welche die Volksseuchen zu vertreiben, die Säuglingssterblichkeit zu verringern, die gesundheitsschädigenden Faktoren der erwerblichen Tätigkeit auszumerzen, die sanitären Nachteile des Stadtlebens zu paralysieren, die Kalamitäten des Wohnungswesens usw. aufzuheben sucht, Halt machen und passiv bleiben wollte vor den Greueln des Kriegs. Sicherlich hat der zitierte Ausspruch Carnegies viel Wahres: „Wie unendlich viel Schmerz unschuldiger Menschen verursacht die Ansammlung eines einzigen großen Vermögens!“ Aber als Argument gegen die Friedensfreunde hätte er m. E. doch nur Sinn, wenn diese sich aus begeisterten Anhängern aller Schäden des Großkapitalismus zusammensetzten. Und das wird Kühner doch wohl nicht behaupten wollen.

Durchaus als richtig erkenne ich es an, wenn Steinmetz sagt: „Was einen so großen Platz einnimmt und immer eingenommen hat, könnte ohne entsprechende Funktion nicht bestehen, wäre längst zugrunde gegangen.“ Und deshalb pflichte ich auch Kühner darin bei, daß die bloße philanthropische Propaganda der Friedensvereinler schwerlich eine Abschaffung des Krieges herbeiführen wird, daß freiwillige Abrüstung und Unterwerfung unter Schiedsgerichte eine Utopie sind. Der Krieg ist der Schatten des Staates, eine unausbleibliche und unvermeidliche Begleiterscheinung der politischen Organisation der Menschheit, etwa so wie die Prostitution ein unerläßliches Korrelat der Ehe ist. Und so wenig alle Sittenprediger von Jesaias und Jeremias bis zu den modernen Abolitionisten und Frauenrechtlerinnen durch Traktätchen und Polizeiverordnungen gegen die Prostitution haben ausrichten können, so werden auch alle Anstrengungen der Friedensfreunde den Krieg nicht aus der Welt schaffen, solange der Staat als Form des menschlichen Zusammenlebens existiert. Konsequent sind auf beiden Seiten nur diejenigen, welche ihre Feindschaft bis zur Bekämpfung der Ehe bezw. des Staates an sich ausdehnen. Nun, die Frage, ob Ehe oder Staat selbst einmal aufhören werden, ob die Menschheit einmal ohne sie wird auskommen können, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Aber wenn wir auch den engen und unzertrennlichen Zusammenhang der Prostitution mit der Ehe, des Krieges mit dem Staate einsehen und zugeben, so folgt doch daraus

noch nicht, daß wir die Prostitution bezw. den Krieg nun auch als etwas an sich Gutes und Schönes preisen müssen. Im Gegenteil, wir sollen uns durch die Erkenntnis, daß es sich hier um ein mindestens einstweilen noch notwendiges Uebel handelt, darüber nicht hinwegtäuschen lassen, daß es eben doch ein Uebel ist, und zwar ein recht großes, und sollen über dem deprimierenden Bewußtsein, daß wir es nicht aus der Welt schaffen können, doch nicht vergessen, ihm wenigstens soviel Boden abzugraben, wie im Rahmen der bestehenden Verhältnisse möglich ist.

Homers Helden und Götter.

Otto Hauser.

Daß wir uns die Achäer Homers im allgemeinen als hochblond vorzustellen haben, ist bekannt. Das Wort dafür ist ξανθος, von Voß (nach Luther, I. Sam. XVI 12, XVII 42) mit „bräunlich" wiedergegeben. Welche Farbe damit gemeint ist, ersieht man daraus, daß Odysseus' Haar, das nach Od. XIII 399 u. ö. ξανθος ist, in Od. VI 231 ff. mit der Blüte des ὑακινθος und darauf mit dem Golde, das über Silber fließt, verglichen wird, welcher Vergleich Od. XXIII 156 ff. fast wörtlich wiederkehrt. ξανθος wird als stehendes Beiwort wahllos angewendet, so bei Menelaos, dem es fast stets beigegeben ist (Ilias III 434 u. ö.), bei Achilles (Il. I 197 u. ö.), Odysseus (s. o.), Meleagros (Il. II 642), Rhadamantys (Od. VII 323). Das Haar ließ man lang wachsen; es wurde darum gelegentlich als Mähne (χαιται) bezeichnet.

Die weiße Hautfarbe wird mehrfach bezeugt. So werden Menelaos' Schenkel mit dem Elfenbein verglichen (Il. IV 141 ff.), Odysseus' Hautfarbe mit dem Silber (s. o.); „glänzende Füße" sind ein stehendes Beiwort, so bei Agamemnon (Il. II 44), bei Nestor (Il. X 132).

Die hohe Gestalt ist ebenfalls bezeugt, doch sind nicht alle Helden gleich groß. Aias, des Oïleus Sohn, ist kleiner als der Telamonier Aias (Il. II 527 ff.); Agamemnon wird von anderen überragt (Il. III 167 ff.); Odysseus ist noch kleiner als er, aber breiter in den Schultern (Il. III 193), Aias ist größer als alle (Il. III 227); Tydeus dagegen war klein, so daß man ihn kaum für den Vater des Diomedes halten konnte (Il. V 801). Die Größe wird besonders hervorgehoben bei Tlepolemos (Il. II 652) und bei Periphas (Il. V 843). Die Knöchel und Sohlen werden als „schön" bezeichnet (bei Menelaos Il. IV 147, bei Telemach Od. II 4), wodurch die Schlankheit des Fußes bezeugt ist; „zierlich" übersetzt Voß.

Ueber die Augen fehlt eine bestimmte Farbenangabe. Nur eine Göttin, Pallas Athene, hat das besondere Beiwort „blauäugig". Sonst heißen die Augen nur „schön" (bei Patroklos Il. XXIII 66, bei Telemach Od. I 209, bei Odysseus Od. XIII 399), bei Göttern und Göttinnen auch „strahlend" oder „glänzend", was wohl, wie in der Renaissance, mit blau und den nahestehenden Nuancen identisch ist. Da braune

Augen bei blondem Haar an und für sich selten sind, sind sie wohl auch hier kaum anzunehmen, wo nur zwei Personen (s. u.) als vom blonden Typus einigermaßen abweichend geschildert werden. Rein blaue Augen sind aber ebenfalls selten genug, um das besondere Epitheton der Pallas Athene zu rechtfertigen.

Die Frauen sind durchwegs „lilienarmig", „weißer als Elfenbein" und „schönwangig" und tragen das Haar in Locken; die Göttinnen ebenso.

In Umkehrung des Schönheitsideals ist Thersites nicht nur schielend und lahm, krummschultrig und engbrüstig, sondern er hat auch einen spitzen Schädel und statt des langen Haares spärliches Wollhaar (Il. II 216 ff.). Ihm ähnlich ist der ob seiner Klugheit von Odysseus geschätzte Eurybates. Seine besonderen Kennzeichen sind (Od. XIX 246) runde Schultern (*γυρος* bezeichnet nicht notwendig eine anormale Bildung wie *κυρτος* bei Thersites), dunkle Haut (*μελανοχροος*) und Kraushaar (Voß übersetzt *οὐλοκαρηνος* mißverständlich mit „lockig"). Es scheint sich in beiden Fällen um Mischlinge zu handeln. Der Typus nähert sich jedenfalls sehr dem der „semitischen" Völker, mit denen die Griechen zusammentrafen.

Odysseus, sonst wiederholt ausdrücklich als *ξανθος* bezeichnet, erscheint an einer Stelle (Od. XVI 175), wo Athene ihn aus der Gestalt des greisen Bettlers in seine eigene zurückverwandelt, als dunkel von Hautfarbe und Bart (*ἂψ δὲ μελαγχροιὴς γένετο . . . κυάνεαι δ' ἐγένοντο γενειάδες ἀμφὶ γένειον*), doch ist hier wohl nur die Veränderung mit möglichst starken, mehr nur den Eindruck impressionistisch wiedergebenden Worten hervorgehoben. Wäre hier ein Widerspruch empfunden worden, so wäre die Stelle kaum so stehen geblieben.

Der Trojaner Hektor hat zu „schöner" Hautfarbe (Il. XI 351) schwarze Haare (*χαῖται κυάνεαι*, Il. XXII 402).

Von den Göttern und Göttinnen haben jene dunkles Haar oder mindestens dunkle Brauen, in deren Wesen etwas Drohendes ist, oder deren Element ein dunkles ist. Poseidon, der Herrscher im dunkelblauen Meere ist schwarzlockig (Il. XIV 390); schwarze Brauen haben Zeus (Il. I 527) und Themis (Il. XV 102). Aphrodite wird die goldene genannt, und Kassandra gleicht ihr (Il. XXIV 699); glänzende Locken (*φαεινος*) hat Hera (Il. XIV 176), ebenso die Schuld (Il. XIX 126), bei der man eigentlich schwarze Haare erwarten sollte. Ueber die Augen werden mit der oben erwähnten Ausnahme der Pallas Athene auch bei den Göttern nur allgemeine Ausdrücke wie „strahlend" und „glänzend" gebraucht, so bei Aphrodite (Il. III 397), bei Zeus (Il. XIII 3), Helios (Il. XIV 345). Daß darunter wahrscheinlich blaue Augen zu verstehen sind, wird besonders dadurch bezeugt, daß auch Pallas Athenes Augen als „strahlend" bezeichnet werden (Il. XXI 415), also blaue Augen für strahlend galten. Trotz ihrer dunkeln Brauen sind natürlich auch Zeus und Themis nicht unbedingt als schwarzhaarig zu denken, da eine dunkle Brauenfärbung auch bei blondem Haar vorkommt. Man kann übrigens *κυανεος* hier auch im übertragenen Sinne wie unser „finster" nehmen, was sogar das Wahrscheinlichere ist.

Der wirtschaftliche Wert des Menschenlebens.

Dr. Drasto.

Unter dem Titel: „Der wirtschaftliche Wert des Menschenlebens" veröffentlicht Dr. Heinz Pothoff in der „Umschau" (XII, 15) einen Aufsatz, der aus einem doppelten Grunde Beachtung verdient. Seinem Inhalt nach darum, weil er eine ganz eigenartige und m. E. sehr lehrreiche Kreuzung wirtschaftlicher und biologischer Gesichtspunkte enthält. Der Person des Verfassers nach schon darum, weil der Autor Mitglied des Reichstags ist. Die Zahl der parlamentarischen Vertreter, die fähig sind, zur Betrachtung sozialer Erscheinungen biologische Gesichtspunkte beizubringen, ist ja so jämmerlich gering, daß man jede Stimme gern verzeichnet. Daß aber der Verfasser im praktischen politischen Leben steht, kommt auch in den praktischen Anwendungen zum Ausdruck, die er aus seinen Gedanken folgert.

Nach einer allgemeineren Einleitung sagt Pothoff: „Man hat uns daran gewöhnt, daß alle Wissenschaft vor dem Menschenleben Halt machen soll. Die wichtigste Tatsache in aller Politik und Wirtschaft, die Fortpflanzung, hat man mit dem Schleier des Verbotenen, des Göttlichen, des Unanständigen umgeben. Dieser Unfug kostet uns ungeheure Summen. Wir verschwenden Witz und Mühe darauf, die Produktion von Waren technisch und wirtschaftlich zu vervollkommnen, recht gute Tiere rentabel zu züchten, aber wir versäumen es, die dort gefundenen Wahrheiten auf das wichtigste Gebiet anzuwenden, nämlich auf die Produktion des Menschen. Vielleicht hält ein übertriebenes Zartgefühl uns davon ab, vielleicht nur der seit unendlicher Zeit gepflegte Unverstand."

Nach diesen ganz biologisch orientierten Gedanken, an denen man nur seine reine Freude haben kann, fährt Pothoff unvermittelt mit rein wirtschaftlicher Argumentation fort: „Gewiß ist der Mensch keine Ware und kein Stück Vieh, nicht alle Seiten seines Wesens lassen sich wirtschaftlich werten und in Zahlen ausdrücken. Aber die wirtschaftliche Seite des Menschenlebens ist doch eine ungeheuer wichtige, und man wird niemals zu einer richtigen Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik kommen, wenn man es nicht lernt, auch das Menschenleben mit dem Auge des rechnenden Kaufmannes zu betrachten und sich zu fragen: Was kostet der einzelne Mensch der Gesamtheit? Was bringt er ihr ein? Ist das Volk durch den einzelnen reicher oder ärmer geworden?

„Zweifellos ist, daß auch der Mensch eine Kapitalanlage darstellt, daß in jedem Glied unseres Volkes ein gewisser wirtschaftlicher Wert kapitalisiert ist. Von der Höhe der in der Ernährung und Erziehung des Volkes verausgabten Summe kann man sich nur einen ungefähren Begriff machen. Der Berliner Statistiker Engel hat geschätzt, daß der deutsche Staatsbürger im Durchschnitt etwa jährlich 500 M. gebraucht. Die Zahl wird von andern Gelehrten für zu hoch gehalten, von andern für zu niedrig. Für England schätzt ein Statistiker die doppelte Summe — auf Kleinigkeiten kommt es nicht an. Nehmen wir die Engelsche Zahl für richtig, so ergibt sich, daß die Aufzucht der gegenwärtig vorhandenen 60 Millionen Einwohner Deutschlands mit

einem Durchschnittsalter von 30 Jahren rund 1000 Milliarden gekostet hat.“

Zunächst eine Zwischenbemerkung. Es ist in der eben zitierten Aeußerung unklar, ob alle für Ernährung und Erziehung der Völker verausgabten Summen bezw. welcher Teil als „Kapitalanlage“ eingestellt werden soll. Jedenfalls wird ein großer Teil dieser Summen nicht in produktiver Absicht verausgabt. Das gilt z. B. von allen Verwendungen für einen Luxus im weiteren Sinne. Viele Ausgaben für raffiniertere Nahrung, für feinere Kleidung werden nicht gemacht, damit das betreffende Individuum mit dieser Nahrung, in dieser Kleidung entsprechend mehr leiste, sondern in rein konsumtiver Absicht. — Doch wollen wir den Gedankengang Pothoffs nicht aufhalten. Er fährt fort: „Das Sachvermögen des deutschen Volkes, also Geld, Wertpapiere, Häuser, Maschinen, Vieh, Wälder, Grund und Boden usw. wird von Professor Lexis auf rund 300 Milliarden geschätzt. Auch diese Zahl mag sehr ungenau sein, jedenfalls ergibt sie ein Verhältnis des Sachvermögens zum Personenvermögen von 1:3. Das im Menschen angelegte Kapital ist also unermeßlich viel größer, als alles sonst vorhandene. Die Erhaltung und Verbesserung des Menschenbestandes ist also wirtschaftlich bedeutsamer, als jede Verbesserung etwa des Rindviehbestandes, als jede Veränderung der Grundrente, als der Bau von Maschinen usw. Alle diese Sachgüter können zunehmen, und unser Volk wird doch ärmer, wenn die Produktion des Menschen weniger rentabel sich gestaltet. Und umgekehrt können wir reicher werden, auch wenn alle Sachgüter sich im Werte vermindern. Das ist beim Volke genau so wie beim einzelnen, der sein Kind auch besser versorgt durch eine gute Erziehung, als durch die Vererbung eines kleinen Sparkapitals. Der Reichtum einer Nation besteht in ihren produktiven Kräften; die wichtigste darunter ist der Mensch.“

Solche rein wirtschaftliche Beweisführung fordert zunächst eine rein wirtschaftstheoretische Kritik heraus. Da könnte man sagen, daß der Mensch als solcher keine „produktive Kraft“ ist, sondern daß er nur den einen Produktionsfaktor, die Arbeit, liefert, daß aber zum Zustandekommen jeglicher Produktion außer der Arbeit noch Kapital und Grund und Boden erforderlich ist. Der wirtschaftliche Reichtum einer Nation wird durch das rechte Verhältnis dieser Faktoren bedingt, und die Erhöhung des einen Faktors der Arbeit bedeutet, da die Arbeitskraft selbst wieder der Erhaltung bedarf, noch keine Erhöhung der nationalen Produktion. — Man könnte ferner methodisch einwenden, daß man den Wert des Menschenbestandes im ganzen nicht wirtschaftlich auswerten könne. Denn zum Zustandekommen aller wirtschaftlichen Werte bedarf es eines wertenden Subjektes; drückt man den Wert eines Volkes im ganzen wirtschaftlich aus, so könnte man höchstens sagen, wieviel das Volk einem anderen Subjekt, etwa einer herrschenden Kaste oder einem Eroberervolke, wert sei, nicht aber, wieviel das Volk sich selbst wert ist. — Wir äußern diese Gedanken, nicht um sie gegen den Verfasser einzuwenden, sondern um solche Einwendungen abzufangen. Denn für uns liegt die Bedeutung der Pothoffschen Gedanken gar nicht in ihrer wirtschaftstheoretischen Einkleidung. Wir werden gleich sehen, wie seine weiteren Folgerungen ungenügend bleiben.

Pothoff teilt in Verfolgung seines wirtschaftlichen Gesichtspunktes das Leben jedes Menschen in drei Perioden, die er nach kaufmännischem Sprachgebrauch als aktive und passive bezeichnet. Bis zur Beendigung der Ausbildung dauert die passive Periode, dann beginnt die aktive, bis im Alter Erwerbsunfähigkeit usw. das Leben mit einer passiven Periode abschließen lassen. Es ergibt sich nun als „wichtigste Aufgabe der Bevölkerungspolitik:

1. Das Einzelleben möglichst aktiv zu machen.
2. Die Zahl der aktiven Leben zu vermehren.

Es gibt gar keine rentablere Anlage von Staatsgeldern, als die Förderung einer recht großen Zahl von gesunden, leistungsfähigen Menschen“.

Dieser ganze gewiß zu billigende Gedankengang entspricht durchaus dem Geiste der herrschenden Nationalökonomie, welche die „Bevölkerung“ als einen wesentlich statischen Faktor einsetzt und nur die wirtschaftlich auswertbaren Leistungen in Rechnung setzt. Demgegenüber ist zu betonen, daß die Bevölkerung in einem fortwährenden dynamischen Prozeß begriffen ist, und daß wertvoller als alle wirtschaftliche Leistung die biologische Leistung ist, welche zur beständigen Regeneration der Bevölkerung führt. Auch diese biologische Leistung beschränkt sich im individuellen Leben auf eine begrenzte aktive Periode, und die rechte Ausnutzung dieser aktiven Periode ist vor allen Dingen die Aufgabe der „Bevölkerungspolitik“. Allerdings erscheint diese biologische Leistung in keinem Lehrbuche der Nationalökonomie, und nach den erfrischenden Einleitungsworten, die wir zitiert haben, mag man es kaum glauben, daß unser Autor ihrer nicht gedenkt. Er könnte antworten, er wolle ja nur den „wirtschaftlichen“ Wert des Menschenlebens fixieren, und diese ganze biologische Zeugungsarbeit habe mit seinem Thema nichts zu tun. Allerdings haben wir uns leider entwöhnt, in die wirtschaftliche Betrachtungsweise, unter der wir nun einmal das Staatsleben vornehmlich sehen, die Zeugungsarbeit einzubeziehen, deswegen, weil wir das Individuum und seine Familie als individuell und damit als individualwirtschaftlich frei betrachten. Dem römischen Gutsbesitzer war die wirtschaftliche Betrachtung der Menschenzüchtung durchaus geläufig; er überlegte sich wohl, ob er seinen Sklavenbestand billiger durch Züchtung oder durch Zukauf ergänze. Er entschied sich meist für das letztere — mit welchen Konsequenzen für die antike Wirtschaft, lehrt die Geschichte. Grade dieses Beispiel kann zeigen, daß die Zeugungsarbeit durchaus auch eine sozialwirtschaftliche Betrachtung — wenn denn nun mal die Betrachtung sozialer Phänomene durchaus wirtschaftlich sein soll — erheischt. In erster Linie natürlich so, daß man die Leistungsfähigkeit der zu zeugenden Generation in Rechnung zieht. Wirtschaftlich denkt man ja so gern an die kommende Generation, wenn es gilt, sie mit der Tilgung aufzunehmender Anleihen zu belasten. Aber wir können durchaus bei der Gegenwart bleiben. Da gibt man große Summen aus für Ziehkinderwesen und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, und zerbricht sich den Kopf, warum denn die unehelichen Kinder immer zunehmen und die Prostituierten nicht abnehmen, ohne daran zu denken, daß man durch die unnötige Verlängerung des Bildungs-

ganges der Beamten usw. das wirtschaftlich aktive Alter gegen das biologisch aktive normwidrig verschiebt. Wenn man diesen Gedanken weiter denkt, so wird man die Forderung Pothoffs, das Einzelleben möglichst aktiv zu machen, durch den Zusatz ergänzen, daß der Beginn dieser Aktivität gegen die biologische Aktivität nicht unnatürlich verspätet werden soll.

Betrachten wir noch die praktischen Folgerungen, die Pothoff aus seiner Argumentation zieht.

„Die gesetzliche Einführung der Sonntagsruhe ist bisher hauptsächlich unter dem Standpunkt der Sonntagsheiligung vertreten worden. Mag der Pfarrer dieses Argument verwerten, der Volkswirt wird die Forderung der Sonntagsruhe mit Rücksichten kaufmännischer Rentabilität begründen. Er wird nachweisen, daß ein Mensch, der wöchentlich sechs Tage arbeitet und am siebenten sich ausruht, im Lauf der Jahrzehnte mehr leistet, als derjenige, der ohne Ruhetag tätig sein muß." In ähnlicher Weise redet Pothoff einer Verbesserung der Wohnungsverhältnisse das Wort. — „Auf einem Gebiet ist dieser kaufmännische Gesichtspunkt zu offener Anerkennung gekommen: in der vorbeugenden Heilbehandlung der Invaliden - Versicherung. Die Landesversicherungsanstalten errichten Lungenheilstätten und andere Anstalten nicht in der Absicht, den Versicherten besondere Vorteile zuzuwenden, sondern in der richtigen Erkenntnis, daß für jede Million, die zur Erhaltung der Gesundheit, zur rechtzeitigen Beseitigung einer Krankheit ausgegeben wird, verschiedene Millionen an Renten erspart werden." Da diese Ausführungen nur von der „vorbeugenden" Heilbehandlung sprechen, wird man sie im wesentlichen billigen können. Aber die Wertung der Versicherung wird sofort modifiziert, wenn man an die Nachkommen denkt, deren Erzeugung sie ermöglicht (vergl. z. B. Schallmeyer, Der Einfluß des sozialen Versicherungswesens auf die Erbqualitäten der Bevölkerung, Zeitschrift für soziale Medizin III, 1, diese Zeitschrift VI, S. 600), und wenn man den biologischen Begriff der verschiedenen individuellen Disposition zu Hülfe nimmt.

Pothoff fährt fort: „Eine bekannte Tatsache ist die erschreckend hohe Sterblichkeitsziffer bei unehelichen Kindern. Die Ziffer beruht nicht auf natürlichen Ursachen, sondern auf dem Vorurteil, das unsere humane Zeit diesen Kindern schon vor der Geburt entgegenbringt. Die wenigsten, die über solche Dinge berichten, haben sich wahrscheinlich jemals klar gemacht, daß ihre Haltung gegen die uneheliche Mutter und ihr Kind dem deutschen Volke jährlich einige 100 Millionen an nutzlos vergeudeten Menschenleben kostet."

Hier scheint dem Verfasser sein eigener Gedanke ein Schnippchen zu schlagen. Die unehelichen Kinder sterben bekanntlich meist sehr früh, das in ihnen angelegte Kapital ist mithin noch verhältnismäßig gering, und der wirtschaftliche Ausfall könnte als Aufwendung für Erhaltung anderer (ethischer usw.) Güter (man denke an die höhere Kriminalität der Unehelichen) von der Volkswirtschaft schließlich ertragen werden. Beklagenswert ist vor allen Dingen die biologische Energie, die in diesen „nutzlos vergeudeten Menschenleben" verloren geht.

Schließlich wendet sich Pothoff noch gegen die Kinderarbeit, gegen die er in ganz biologischer Weise argumentiert. „Wer einem

Landwirt den Rat gibt, ein halbreifes Fohlen vor den Pflug zu spannen, wird diesem als ein sehr schlechter Ratgeber erscheinen. Weiß man wirklich nicht, daß die vorzeitige Anspannung des Organismus bei Menschen genau so schädlich wirken muß, wie beim Pferde? O, ja, man weiß es, aber man will es nicht wissen. — Ich habe ein wirtschaftliches Interesse an meinem Pferde, aber ich habe kein wirtschaftliches Interesse an meinem Mitmenschen, der in meinem Dienste arbeitet. Wir haben den Menschen äußerlich frei gemacht, so daß der Arbeitgeber am freien Arbeiter nicht mehr das persönliche Interesse hat, wie an dem Sklaven. Aber wir haben das alte römische Recht beibehalten und haben nicht gelernt, daß die Gesamtheit des Volkes an dem einzelnen arbeitenden Menschen das gleiche Vermögensinteresse hat, das früher der Privatbesitzer hatte. Unser Recht ist noch in erster Linie ein Recht für Sachen, nicht ein Recht für Menschen. Unsere Volkswirtschaftslehre befaßt sich mit Sachgütern, nicht mit Lebensgütern. Sie ist, wie Finanzrat Losch es ausdrückt, eine Unternehmer-Oekonomie, keine Volkswirtschaftslehre. Als rentabel gilt uns ein Unternehmen, wenn es dem Unternehmer sein Kapital angemessen verzinst. Dabei kann es volkswirtschaftlich längst unrentabel sein, denn der Unternehmer kalkuliert den wichtigsten Posten nicht mit: den Verbrauch an Menschenkraft und Menschenleben. Auch heute gibt es noch mancherlei Industriezweige, namentlich Exportindustrien, die auf Heimarbeit, auf Frauen- und Kinderarbeit beruhen, an denen die Unternehmer noch Geld verdienen, an denen aber die Gesamtheit Geld verliert. Wir haben keinen Grund, auf die Exportzahlen solcher Industrien stolz zu sein, denn wir exportieren an Menschenkraft und Gesundheit hundertmal mehr, als der Gewinn der Unternehmung wert ist, und je früher solche Industrien zugrunde gehen, desto besser ist es.

„Umgekehrt kann ein Betrieb volkswirtschaftlich noch sehr rentabel sein, auch wenn der Privatunternehmer Geld dabei zusetzt. Radikale Freihändler haben sich beispielsweise mit einem Schutzzoll für den deutschen Wald einverstanden erklärt, weil sie glauben, daß er aus ethisch-kulturellen Gründen das Opfer wert sei. Viel wichtiger ist auch hier der wirtschaftliche Gesichtspunkt. Der Schutzzoll macht sich glänzend bezahlt. Der Wald als Erholungsstätte für die arbeitende Bevölkerung spart so viel Lebenskraft und Arbeitskraft, daß der wirtschaftliche Aufwand dagegen verschwindet."

Pothoff schließt: „Der Mensch ist für die Gesellschaft das wert, was er ihr leistet." An dieser Formel erkennt man am besten den Wert und die Grenzen seiner These. Er geht über die individualistische Wirtschaftstheorie hinaus, indem er nicht die einzelne Leistung dem einzelnen Unternehmer gegenüber, sondern die Gesamtsumme der Leistung eines Menschenlebens in ihrem Ertrag der Gesellschaft gegenüber in Betracht zieht. Diese Betrachtungsweise führt aber sofort weiter zu biologischen Gesichtspunkten, darum, weil die Gesamtleistung des Menschen von seinen biologischen individuellen wie Erbqualitäten abhängig ist, und weil die wichtigste Leistung des Menschen an die Gesellschaft sein Beitrag zu ihrer Fortzeugung ist.

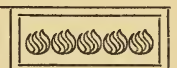
Wir haben die Pothoffschen Ausführungen einer Betrachtung unterzogen, weil sie so anschaulich den Durchgangspunkt darstellen

von individual-ökonomischer zu sozial-biologischer Betrachtung, und weil sie so deutlich zeigen, wie diese beiden Betrachtungsweisen nicht in einem Gegensatz stehen, sondern wie die ökonomische Betrachtung, wenn nur der enge individualistische Rahmen gesprengt wird, von selbst zur Heranziehung biologischer Gesichtspunkte führt.

Wir brauchen wohl kaum ausdrücklich zu sagen, daß unsere Ausführungen keine Einwendungen gegen Pothoff darstellen sollen, sondern eine Ergänzung. Wir begrüßen die Pothoffschen Gedanken, wir begrüßen auch ihr wirtschaftstheoretisches Gewand, denn wir glauben, daß gerade in diesem Gewande die sozialbiologische Betrachtungsweise manchem Politiker der älteren Schule wird eher eingängig gemacht werden; wird doch gerade mit mißverstandenen ökonomischen Gründen öfters gegen sozialbiologische Forderungen polemisiert. Wir freuen uns auch der praktischen Anwendungen, die Pothoff zieht, denn sie zeigen, daß der sozialbiologische Grundgedanke ohne Rücksicht auf alle strittigen oder zukünftigen Ergebnisse der Biologie bereits zu hochbedeutsamen und unbestreitbaren praktischen Forderungen berechtigt. Eine praktische Einzelheit sei noch erlaubt anzuführen. Im Manöver kommt es oft vor, wenn an einem Biwaktage Regen eingetreten ist, daß die Kavallerie Quartiere bezieht, aus Rücksicht auf die Pferde, während die Infanterie unter freiem Himmel bleibt. Der Grund ist klar: nur der Pferdebestand figuriert im Etat mit einem Geldbetrag, nicht aber der Menschenbestand. Wenn nun schon die Militärbehörde so wenig fähig ist, an die dauernden Gesundheitsqualitäten des Mannschaftsbestandes zu denken und an die Volkskraft, der doch der militärische Nachwuchs zu verdanken ist, wie soll man es von einem Privatunternehmer erwarten!



Berichte und Notizen.



Der Mechanismus der Nahrungsaufnahme bei Infusorien. Bekannt ist das Experiment, daß Infusorien, wenn man sie mit Karminkörnern füttert, den Farbstoff aufnehmen, als wenn er ein Nahrungsmittel wäre, obgleich er ihnen nicht den geringsten Nutzen gewährt; nach einiger Zeit werden dann die Körner völlig unverdaut wieder ausgeschieden. Daraus hatte man bisher geschlossen, daß die Nahrungsaufnahme bei Infusorien rein mechanisch erfolge und ihnen die Fähigkeit, ihre Nahrung zu wählen, abgehe. Diese Annahme trifft nicht zu, wie Metalnikow durch überraschende Versuche nachgewiesen hat. Er fütterte Infusorien mehrere Tage hintereinander mit Karmin und fand, daß die Tiere allmählich aufhörten, ihn zu fressen. Auch als sie in frisches Wasser mit neuen Karminkörnchen gesetzt wurden, ließen sie sich nicht verleiten, diese aufzunehmen, während sie ebenso unverdauliche Tusche annahmen. Zweifellos werden die Infusorien durch längere Karminfütterung befähigt, diese Substanz von andern Farbstoffen zu unterscheiden und eine Auswahl zu treffen; ja sie behalten diese neue Eigenschaft sogar bis zur Teilung unverändert bei. Die entstandenen Tochterindividuen erst beginnen wieder Karmin zu fressen. Diese einzelligen Lebewesen haben also die Fähigkeit, Erfahrungen zu erwerben, die sich jedoch nicht vererben. Die rein mechanische Erklärung der Nahrungsaufnahme dürfte also voreilig sein. (Naturw. Rundschau 10, 1908.)

Ueber die Vererbung erzwungener Fortpflanzungsanpassungen hat P. Kammerer an Salamanderarten interessante Ergebnisse erzielt. Der Feuersalamander ist lebendig gebärend und setzt eine größere Zahl von mit Kiemen und

Schwanzflossensaum versehenen Larven ab. Durch viel Feuchtigkeit und hohe Temperatur (30—37°) brachte Kammerer die Tiere zu der den Amphibien eigentümlichen Fortpflanzungsweise zurück, d. h. sie setzten Eier ab, aus denen nach 9—16 Tagen kleine Larven ausschlüpften. Im Gegensatz dazu wurden die Tiere durch Wassermangel und Kälte (12°, Winterschlaf bei 2—4°) veranlaßt, die Tiere bis zur vollzogenen Verwandelung im Uterus zurückzubehalten. Während der intrauterinen Entwicklung nährten sich die Jungen von dem Dotterbrei der Abortiveier, wodurch die Zahl der Jungen entsprechend zurückging. Ebenso wurde der Alpensalamander durch viel Feuchtigkeit und hohe Temperatur (25—30°) larvengebärend. Wichtig war nun die Frage, ob die neu erworbene Fortpflanzungsweise vererbt werde. Nach den Versuchsergebnissen hat „eine Vererbung der aufgezwungenen Fortpflanzungsveränderung in jedem Falle stattgefunden; die Veränderung ist bei Rückversetzung der zweiten Generation in primäre Bedingungen in abgeschwächtem und um so mehr zurückgehendem Grade wieder aufgetreten, je längere Zeit zwischen jener Rückversetzung und der Geburt verstrichen war; sie ist bei Fortwirkung der abgeänderten Bedingungen auf die zweite Generation in gleichem oder verstärktem Grade wieder aufgetreten". — Selbstverständlich handelt es sich bei der Fortpflanzungsveränderung nicht um eine „neuerworbene Eigenschaft", sondern um Reaktivierung einer im früheren Entwicklungsstadium ausgeübten und potentiell gebliebenen Anlage.

Ueber somatische Perioden im weiblichen Organismus und ihre Abhängigkeit von kosmischen Perioden stellt Riebold eigentümliche Hypothesen auf. Danach ist die Länge der physiologischen Wochenperiode individuell vollständig konstant. Die Menstruation tritt nicht regelmäßig am Ende einer physiologischen Woche ein, und zwar erfolgt die Verschiebung nach dem Gesetz der Halbteilung der Perioden; sie kann also eine ganze, eine halbe, viertel, achtel usw. Woche betragen. Die Verschiebungen gleichen sich aber in längeren Reihen stets wieder aus. Es gibt nun wahrscheinlich nur die vier Wochenperioden von 6,48, 6,83, 7,28 und 7,71 Tagen. Die Berechnung der physiologischen Wochenperiode führt bei allen Frauen, genügend lange Reihen vorausgesetzt, auf eine der vier Zahlen, bis auf die zweite Dezimale genau. Die Wochen von 6,48 und 6,83 ergeben Monate von 25,92 und 27,32 Tagen, und diese stimmen mit den kosmischen Perioden von 25,92 und 27,32 genau überein. Riebold will darin keinen Zufall sehen. (Arch. f. Gynäkol. XLIV, 1907.)

Das Geheimnis des Geschlechts. Neuerdings will der Gelehrte van Lint die Formel gefunden haben, nach der die Natur die Verteilung der Geschlechter auf Erden geregelt hat. Seine den gewöhnlichen Annahmen völlig entgegengesetzte Theorie geht dahin, daß sich das Geschlecht des Kindes nach dem schwächeren der beiden Eltern richtet. Den Beweis dafür sucht er auf statistischem Wege zu erbringen. In allen Ländern der Welt findet man mit fast mathematischer Regelmäßigkeit auf 100 Knaben 105 oder 106 Mädchen. Dieses feststehende Verhältnis erleidet nur durch einen einzigen Umstand eine Veränderung: den Krieg. Nach jedem Kriege werden bei den Kriegführenden viel mehr Knaben als Mädchen geboren. So gab es bis 1869 in Preußen wie gewöhnlich eine Ueberzahl von Mädchen; aber nach dem Kriege 1871 war die Ziffer der Geburten bei den Knaben größer. Ebenso ist als eine Tatsache, die allgemein auffiel und bestaunt wurde, die außerordentliche Zunahme von Knabengeburten während der langen Kriege Napoleons in Frankreich zu verzeichnen. Auch bei wilden Volksstämmen, die in beständiger Fehde leben, fällt Reisenden und Forschern immer wieder das Uebergewicht der männlichen über die weiblichen Geburten auf. Bei den Maoris in Neu-Seeland z. B. sind Knaben unter den Kindern in großer Mehrheit. Die Erklärung für diese seltsame Beobachtung wird durch das Gesetz van Lints gegeben. Da bei einem Kriege alle starken und jungen Männer ins Feld ziehen, so bleiben nur noch schwächliche oder ältere Männer zurück, und nach dem Gesetze von der Bestimmung des Geschlechts durch den Schwächsten zeugen diese Männer zum großen Teil Knaben. Als den tieferen Sinn dieses Naturgesetzes erklärt sein Entdecker das auf die Erhaltung der Art gerichtete Streben der Natur. Die in der Welt waltende Lebenskraft gibt dem schwächeren Ehegatten einen Nachfolger, damit sein mehr gefährdetes Geschlecht nicht verschwinde und das notwendige Gleichgewicht in der Fortpflanzung der Rasse bewahrt werde. Aber auch noch viele andere Beobachtungen unterstützen die Aufstellung dieses Gesetzes. Wenn ein alter Mann eine junge Frau heiratet, so ist diese Ehe häufig nur mit Knaben oder

jedenfalls mit mehr Knaben als mit Mädchen gesegnet. Diese Tatsache wird ganz deutlich durch eine von Sadler aufgenommene Statistik. Danach kommen auf 1000 Mädchen 865 Knaben, wenn der Vater jünger als die Mutter, 948 Knaben, wenn sie gleichaltrig sind, 1037 Knaben, wenn der Vater 1—6 Jahre, 1267, wenn er 6—11 Jahre, 1474, wenn er 11—16 Jahre, 1632, wenn er 16 und mehr Jahre älter ist als die Mutter. Wenn der Mann mehr als 18 Jahre älter ist als die Frau, sollen sogar auf 100 Mädchen 200 Knaben kommen. In allen diesen Fällen ist es das Alter, das die Schwächung des Vaters hervorruft. Natürlich können aber auch andere äußere Umstände ein physisches Uebergewicht der Frau über den Mann hervorrufen. Um dies zu illustrieren, wird aus einem reichen Material ein Fall aus der Praxis des Dr. Quintard mitgeteilt. Eine Dame, die bereits fünf Mädchen hat, bringt als sechstes Kind einen Knaben zur Welt. Die Ursache für diese Veränderung unter sonst gleichen Umständen kann allein in dem Gesundheitszustande des Mannes gesucht werden, der durch eine hartnäckige Bronchitis in seiner Körperkraft geschwächt worden war. Ein anderes Beispiel soll die Wirkung einer geschwächten Konstitution bei der Frau auf das Geschlecht des Kindes veranschaulichen. Ein ägyptischer Stamm raubt einige hundert Frauen, deren physischer Zustand durch die gewaltsame Entführung natürlich stark beeinträchtigt wird. 482 dieser Frauen bringen nun Kinder zur Welt und davon sind 403 Mädchen und nur 79 Knaben.

Die Zähne des Homo primigenius von Krapina, von denen er 85 nebst einem Bruchstück des Oberkiefers in natura untersuchen konnte, hat Adloff-Königsberg zum Gegenstand zweier Abhandlungen (Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop. X, 2 und Anat. Anz. XXXI, 11/12) gemacht, die für „die systematische Stellung“ des europäischen Urmenschen von Bedeutung sind und darum die Beachtung aller Anthropologen verdienen. Während Gorjanovic-Kramberger, der Entdecker der kroatischen Spielart des Urmenschen, diesen für den Vorgänger und Stammvater der jetzt in unserem Weltteil lebenden Menschen erklärt und Schwalbe (Zur Frage der Abstammung des Menschen, Stuttgart 1906, E. Schweizerbart) auf die Entscheidung der Frage, ob unmittelbarer Vorfahr oder Vertreter einer seitlichen Abzweigung, „wenig Wert“ legt, da jedenfalls große Aehnlichkeit bestanden habe, gibt Adloff auf Grund der Zahnbildung für die Spy-Rasse die Möglichkeit der Stammvaterschaft zu, glaubt jedoch den Homo primigenius von Krapina „als besondere Art“ bezeichnen zu müssen, von der vielleicht „im äußersten Winkel eines Kontinentes“, keineswegs aber in Europa noch Nachkommen vorhanden seien. Dies würde zu meinen eigenen Anschauungen (Menschwerdung, Strecker & Schröder, Stuttgart 1907), daß wir im Homo primigenius „bloß einen Vorläufer zu erblicken und spätere Nachschübe aus der Urheimat anzunehmen“ haben, vortrefflich passen, wenn nicht zwischen den Zähnen des Schädels von Spy und denen des Urmenschen von Krapina nach Adloff so große Unterschiede beständen, daß letzterer „als besondere Art“ bezeichnet werden muß. Gibt es nun eine Möglichkeit, diese anscheinend so widerspruchsvollen Ansichten und Tatsachen zu verbinden und zu versöhnen? Ich glaube ja, wenn man, ohne vorläufig den durch die Schädelbildung wahrscheinlich gemachten Zusammenhang der urgeschichtlichen Rassen von Neandertal, Spy und Krapina zu zerreißen, letztere als vorläufige Verbreitungswelle betrachtet, die in frühzeitiger Rückbildung des Gebisses eine besondere Entwicklungsbahn eingeschlagen hatte. Uebrigens war, als ich den Namen Homo primigenius in die Wissenschaft einführte, der Fund von Krapina noch nicht gemacht, und die Zerstreuung der spärlichen Horden des Urmenschen über weite Länderstrecken erklärt leicht die Sonderentwicklung einzelner Teile. Wenn Adloff hervorhebt, das Gebiß der Australier sei noch ursprünglicher als das „sämtlicher“ fossilen Rassen, so darf doch daran erinnert werden, daß nach Gaudrys Untersuchungen (L'Anthropologie XIV, 1) die Zähne des Urmenschen der Doppelbestattung aus der „Kinderhöhle“ bei Mentone, von mir als H. primigenius var. nigra sive fossilis und Stammvater der schwarzen Rasse bezeichnet, denen der Australneger „auffallend gleichen“, aber schon wegen ihrer Größe noch altertümlicher erscheinen. — Ludwig Wilser.

Eine Höhle aus der Steinzeit. Im Müllertal bei Echternach hat man eine prähistorische Wohnung gefunden. Der bekannte luxemburgische Archäologe van Werveke untersuchte die vorgeschichtliche Wohnstätte, die einige Holzhauer als Höhle aufgefunden hatten. Die Höhle hat eine Gesamtlänge von 25 bis 30 m und eine Breite von 6 m. Durch eine enge Spalte gelangt man in das Innere der Wohnung. Der Boden der Höhle ist mit einer Schicht von Humus bedeckt, in der

sich zwar keine vollständigen Gefäße fanden, wohl aber viele Scherben, meist aus dunkler, fast schwarzer Masse, die nur halb gebacken ist. Die primitiven Verzierungen weisen auf die ausgehende Steinzeit hin. Auch viele Tier- und einige Menschenknochen lagen zwischen dem Schutt. Als bemerkenswerte Fundstücke sind noch die Stücke von zwei Steinnäpfen und ein ausgezeichnet erhaltener, aus Stein angefertigter Löffel zu nennen. Am hinteren Ende des Löffels ist ein Loch angebracht, wo wohl der Holz- oder Knochenstiel eingefügt war. Die vorgefundenen Knochen von Hirsch, Reh und Wildschweinen beweisen, daß die Bewohner der Höhle von der Jagd lebten. Die Höhle war noch zur Römerzeit bewohnt. Es fanden sich nämlich noch Scherben unzweifelhaft römischen Ursprungs, so u. a. die feine Sigillata des 1. Jahrhunderts n. Chr. Die ersten Bewohner dieser Höhle reichen nach van Wervekes Meinung bis auf mindestens 1000 Jahre v. Chr. zurück. (Frkf. Ztg. Nr. 100, 1908.)

Schädel von polynesischen Inseln. In den Veröffentlichungen aus dem kgl. Museum für Völkerkunde (XII, 1907, Berlin) teilt von Luschan seine Untersuchung der von Geh. Hofrat Prof. Baeßler gesammelten Schädel von den polynesischen Inseln mit. Im ganzen wurden untersucht 28 Schädel von den Marquesasinseln, 30 von der Tahitigruppe, 23 von Mangaia (dazu einer von der Nordküste von Rarotonga), ferner 87 von Neuseeland. Aus dem Vergleich der Kapazitäten der längsten und der kürzesten Schädel ergibt sich, daß die Dolichocephalen im Mittel eine geringere Kapazität aufweisen, als die Brachycephalen. Ein Hauptergebnis ist die Erkenntnis, daß man die „polynesischen Inseln" nur in sprachlicher Hinsicht zusammenfassen darf; es gibt eine polynesische Spracheinheit, aber, wie so vielfach, entspricht ihr keine somatische.

Die Skelettreste des Dolmen von Menouville. Der Dolmen von Menouville (Seine-et-Oise) wurde 1902—03 ausgegraben. Jetzt veröffentlicht Manouvrier die Ergebnisse seiner Untersuchung der Knochenreste. Die mutmaßliche Körperlänge bestimmt er für 10 Männer im Durchschnitt auf 159,4 cm, für 7 Frauen auf 150,2 cm. Von den Schädeln waren 6 dolichocephal, 5 mesocephal und 5 brachycephal. (Bull. et. Mém. de la Société de l'anthrop. de Paris, VIII, 1907.)

Ueber das Alter des Menschen in Amerika hat jetzt der amerikanische Anthropologe A. Hrdlicka im Auftrage des American Bureau of Ethnology eine zusammenfassende Arbeit geliefert (Skeletal Remains Suggesting or Attributed to Early Man in North America. Washington 1907). Bis jetzt sind in Amerika 14 Funde von geologischem Alter bekannt geworden. Sie zeigen durchweg die größte Aehnlichkeit, wenn nicht Identität mit dem heutigen Indianer; Ueberreste von Menschen mit primitivem Typus sind bisher in den Vereinigten Staaten nicht gemacht worden. Demnach erscheint der Mensch in diesem Gebiet relativ jung.

Ein neuer Volksstamm in Afrika. In der Pariser Académie des Inscriptions et Belles-Lettres machte nach der Frkf. Ztg. der französische Major Lenfant, der mit Unterstützung der Akademie eine wissenschaftliche Expedition nach Zentral-Afrika unternommen hatte, eine höchst interessante Mitteilung über die Menschenrassen jener Gebiete, von denen gewisse Volksstämme noch Menschenfresser sind. Es sind Menschen von kleiner Statur von etwa 1,50 m Höhe. Sie ähneln in ganz merkwürdiger Weise den Schimpansen und besitzen selbst deren Greifzehe. Die Leichtigkeit, mit der sie sich in dem unentwirrbaren Dickicht des tropischen Urwalds bewegen, ist überraschend. Ihre Sprache ist in Syntax und Grammatik von der größten Einfachheit.

Ueber die Verschiedenheit männlicher und weiblicher Schädel. P. J. Moebius beschreibt in seiner letzten Arbeit als unterscheidendes Geschlechtsmerkmal am Schädel ein schon Gall bekanntes Charakteristikum: die relativ bedeutende Entwicklung des weiblichen Hinterhauptes. Er trennt die größte Länge durch eine von der Mitte des Gehörganges ausgehende, zur größten Länge senkrechte Linie in die vordere und die hintere Länge und setzt die hintere Länge zur ganzen ins Verhältnis. Es ergab sich als Index bei 20 männlichen Schädeln 40,25, bei 20 weiblichen 47,68. Drei weitere Gruppen von je 20 lieferten dasselbe Resultat: das weibliche Hinterhaupt ist relativ länger als das männliche. In seiner Weise sinnt Moebius sogleich auf eine Deutung: „Die stärkere Ausbildung dieser einen Stelle muß der Eigenschaft des Weibes entsprechen, durch die es den Mann zweifellos übertrifft." (Arch. f. Anthrop. 1907, VI.)

Ueber Verbrechergehirne. F. Marino hat 13 Verbrechergehirne aus dem Museo di anthropologia criminale von Parma untersucht und folgende Abweichungen vom normalen Typus beobachtet: 1. Uebertriebene Ausbildung der Sagittalfalten im Stirnlappen; 2. leichte Unterbrechung des Sulcus interparietalis, besonders rechterseits; 3. Einfachheit der ersten Schläfenwindung und ihrer Vertiefung in den Sulcus Rolando auf der linken Seite; 4. häufige Variationen in übermäßiger Entwicklung des Präcuneus; 5. relativ häufige Unterbrechung der aufsteigenden Stirnwindung und 6. Fehlen des Sulcus centralis des Lobus supraorbitalis linkerseits in zwei Fällen. (Ztrbltt. f. Anthrop. XIII, 2.)

Die Ruinen der ältesten Stadt der Welt hat Edgar Banks entdeckt. Er erzählt darüber in „Putnams Monthly“: Die Stadt hieß Bismya und war seit undenklichen Zeiten in Vergessenheit geraten. Zuerst verweigerte der Sultan die Erlaubnis zu Ausgrabungen, denn er wollte nicht, daß ein christlicher Archäologe die Erinnerungen an Abraham, den die Türken als einen der Vorfahren der Völker des Islam betrachten, störe. Nach jahrelangen Bemühungen ermächtigte endlich ein Irade des Großherrn den Gelehrten zu den Ausgrabungen. Diese gestalteten sich sehr schwierig; fast ein Jahr verging, bis die Arbeiter Wasser fanden. In einer Tiefe von 5 m erschienen die $1^1/_2$ km in der Länge und 1 km in der Breite ausgedehnten Ruinen der Stadt. Die Ausschachtungen führten zur Entdeckung des ältesten jemals freigelegten Tempels. Die bemerkenswertesten Funde sind der Kopf einer kleinen Alabasterstatue, der aus dem Jahre 3800 v. Chr. stammen dürfte, und eine Statue ohne Kopf, als deren Entstehungszeit 4500 v. Chr. angenommen wird. Der Alabasterkopf verdient deshalb besondere Beachtung, weil bis jetzt noch an keiner anderen babylonischen Statue so ausgesprochen semitische Merkmale aufzufinden waren. Das Gesicht ist lang und mager, die Lippen dünn. Als die Entdeckungen des amerikanischen Archäologen bekannt wurden, überfiel eine arabische Reiterschar das Lager und entführte die Funde. Nach langen Unterhandlungen erreichte Banks, daß die älteste Statue den ottomanischen Behörden ausgeliefert wurde. Die türkische Regierung ordnete die sofortige Einstellung der Ausgrabungen an. Es läßt sich noch nicht sagen, ob sie definitiv aufgegeben werden müssen. (Voss. Ztg. 201, 1908.)

Die älteste europäische Kunst. Die prähistorische Abteilung des Berliner Museums für Völkerkunde hat jüngst eine hervorragende Erwerbung von paläolithischen Funden aus der „grotte des Forges“ bei Bruniquel (Dep. Tarn-et-Garonne) gemacht, die von dem Vicomte de Lastic um das Jahr 1860 durch eigene Ausgrabungen gesammelt worden sind. Die Funde gehören, wie Hubert Schmidt in den amtlichen Berichten aus den Königlichen Kunstsammlungen ausführt, der letzten paläolithischen Hauptstufe, der Periode des Magdalénien, an. In den zahlreichen Gebrauchs- und Schmuckgegenständen wird ein eigenartiger Ueberblick über Industrie und Kunst der damaligen Renntierjäger Mitteleuropas geboten. Besonders enthält die Sammlung vielgestaltige Geräte aus Renntiergeweih für die Jagd. Man sieht vor allem die verschiedenartigsten Speer- und Pfeilspitzen und dann die sogenannten Harpunen, wie sie sich auch noch unter den Geräten der heutigen Eskimos finden. Meißelartige Geräte mit breiter glatter Spitze dienten wahrscheinlich als Glättewerkzeuge; sogenannte „Kommandostäbe“, aus Geweihstücken in verschiedener Stärke hergestellt und mit einem oder mehreren großen Löchern versehen, manche auch flach und brettförmig, sind wahrscheinlich mit den „Pfeilstreckern“ der Eskimos in Parallele zu stellen. Unentbehrlich für die Jäger müssen auch die aus Fußknöchelchen hergestellten Pfeifen als Signalinstrumente gewesen sein, und für ihre Arbeit brauchten sie Pfriemen oder Bohrer und zur Herstellung der Felle, mit denen sie sich kleideten, Nähnadeln aus Knochen. Dem Körperschmuck dienten eine Reihe von Gegenständen, die die Sammlung enthält, und die ganz der Kulturstufe der heutigen primitiven Völker entsprechen; es sind kleinere Knochen und Knochenstücke, Muscheln, Schnecken, sowie Zähne von verschiedenen Tieren, wie Pferd, Renntier und Fuchs, die durchlocht oder mit tiefen Kerben versehen sind und zu Kolliers aneinander gereiht wurden. Ein kleiner Stein von unregelmäßiger Form mit natürlicher Durchlochung oder eine aus einem Röhrenknochen verfertigte zylindrische Perle war als Anhänger verwendbar. Als kostbares Unikum enthält die Sammlung eine große Perle aus Gagat in Form einer plattgedrückten Kugel mit durchgehendem Bohrloch, wobei eine der Flachseiten eine Einritzung in Form eines Auges zeigt; das Ganze war jedenfalls ein Amulett. Die Steinindustrie zeigt die gewöhnlichen Typen dieser Periode, besonders die charakteristischen Grabstichel, mit denen

man auf Geweih und Knochen zu gravieren verstand, ferner die Werkzeuge wie Schaber, Bohrer, feinbearbeitete Späne und Spitzen, Spanmesser u. dergl. Den wertvollsten Teil der Sammlung aber bilden die durch Gravüren verzierten Geräte aus Geweih und Knochen. Auf ihnen finden sich rohe strichelartige Einritzungen, aber auch feinere geometrische Motive und figürliche Darstellungen, wie Köpfe vom Bison, Renntier, Steinbock, Pferd und ganze Fische. Auf einem flachen Fisch als Vollfigur ist ein Pferd in gestrecktem Galopp zu sehen. Zu den besten Leistungen dieser ältesten Kunst Europas gehört ein stabförmiges Schmuckgerät, das an einem Ende durchbohrt und am andern wie ein Huf gebildet ist; auf seiner Vorder- und Rückseite sind in lebendiger Darstellung je ein Bisonkopf und je ein Bein desselben Tieres mit lose herabhängendem Huf meisterhaft eingeritzt. Man sieht hier, wie einzelne Teile des Tierkörpers selbständig als dekorative Motive verwendet sind, und man könnte sich denken, daß auf diese Weise durch häufige Wiederholung diese Naturformen sich in rein geometrische Muster umwandeln. Als künstlerische Merkwürdigkeiten sind die „Chevaux de Bruniquel“ hervorzuheben, Rundstäbe aus Renntiergeweih mit der plastischen Darstellung des Vorderteils eines Pferdes; Kopf, Brust und Vorderbeine sind dabei in sanft erhobenen Flächen modelliert, während Einzelheiten, wie Mähne, Augen, Fellzotteln, durch feine Einritzungen wiedergegeben werden. Da die stilisierte Mähne mit einem spitzen Vorsprung gegen die Stirn absetzt, hat man die Stäbe als Wurfhölzer deuten wollen, wie sie als Vorläufer des Bogens bei amerikanischen und australischen Stämmen, sowie bei den Eskimos im Gebrauche sind und auch in Alt-Mexiko bekannt waren. Gegen diese Deutung spricht aber die geringe Größe, und Schmidt zieht daher die andere Deutung, wonach diese Stäbe Nadeln für Frauenarbeiten sind, vor. Zum Schluß weist der Verfasser noch auf die Zeichen und Marken hin, mit denen Röhrenknochen und Geweihstäbe versehen sind: es sind teils einfache kurze Parallelstriche oder Kerben, teils Y-förmige Marken, die eine besondere Bedeutung gehabt haben müssen. Auch für diese Gegenstände, die auf das intellektuelle Leben der alten Renntierjäger ein Licht werfen, bieten die Völkerkunde und die Ethnographie in den Kerbhölzern und dergleichen bemerkenswerte Parallelen.

Die preußische Bevölkerung nach der Muttersprache. Von der preußischen Bevölkerung sprachen vom Tausend deutsch 1890 880163; 1900 881372; 1905 881069; eine nichtdeutsche Sprache 1890 115116; 1900 112504; 1905 114481. Es hat von den fremdsprachigen Personen im letzten Jahrfünft die Zahl der Litauer, Wenden, Friesen und Schweden abgenommen, dagegen die der Polen, Mährer, Tschechen, Wallonen, Holländer, Dänen oder Norweger, Italiener, Russen, Engländer, Franzosen, Ungarn, Spanier und Portugiesen zugenommen. (Pr. St. L. A. Z. 1908, 1.)

Die deutschen Einzelstaaten in den Kolonien. Darüber schreibt Dr. R. Hermann in der „Deutschen Kolonialzeitung“ (15, 1908): „Eine Frage, die näherer Betrachtung wohl würdig ist, die aber merkwürdigerweise in der kolonialen Literatur, soviel mir bekannt, nur ganz gelegentlich und vorübergehend gestreift worden ist, soll im folgenden etwas ins Licht gerückt werden; sie heißt: Welchen Anteil haben die deutschen Einzelstaaten bisher an der Erschließung, Verwaltung und Bewirtschaftung der deutschen Kolonien genommen, und welchen Anteil nehmen sie zurzeit? Möge man es nicht etwa partikularistische Beschränktheit oder platte Neugier nennen, wenn man zu untersuchen sich bemüht, welcher Bundesstaat im Verhältnis zu seiner Volkszahl die meisten Angehörigen in die Schutzgebiete sendet. Es sind zum Teil recht tiefgründige Probleme, die da auftauchen, und ihre Verfolgung führt bis hinab in das Dunkel der Rassenfrage und zu den Geheimnissen ihrer Lebenskraft und Anpassungsfähigkeit. Warum sollten wir nicht die koloniale Tauglichkeit der einzelnen deutschen Stämme so gut betrachten, wie es England bei der Unterscheidung in Iren, Schotten und Engländer tut? Zwei Beispiele mögen die Frage beleuchten: Von Bismarck ist bekannt, daß er bei der Auswahl der auswärtigen Vertreter des Reiches den Süddeutschen vor seinen eigenen Stammesgenossen den Vorzug gab, und auch von der Kolonialverwaltung ist bekannt, daß sie den zahlreichen Zuzug Süddeutscher in den Kolonialdienst gerne sieht. Und wie, wenn sich am Ende herausstellen sollte, daß gerade aus dem Süden Deutschlands, wo weite Volkskreise in der Lehre unterrichtet werden, daß die Kolonien ein unnötiger und kostspieliger Luxus seien, Männer aller Berufskreise in besonders großer Zahl in den Kolonien ihr Glück suchen? Wäre diese Tatsache nicht geeignet, das kolonialfeindliche Rauschen im Blätterwald der verblendeten Provinzpresse verstummen zu machen?“

Das größte Ghetto der Welt. Ueber die Zahl der Juden in New-York schreibt Ernst Kahn-Charlottenburg am Schluß längerer statistischer Angaben: „Ich glaube durch meine Ausführungen nachgewiesen zu haben, daß New-York eine jüdische Bevölkerung von reichlich einer Million besitzt; d. h. also, in einer einzigen Stadt sind bedeutend mehr Juden als im Deutschen Reiche, Frankreich, Schweiz, Großbritannien und Italien zusammen. Wie das weiter geht, ist naturgemäß nicht zu sagen. Vorerst aber streben unaufhaltsam neue Massen aus den jüdischen Reservoirs nach diesem neuen Ghetto von nie gesehener Ausdehnung." (Ztschr. f. Demogr. u. Stat. d. Jud. 1907, 12.)

Die englische Wirtshausbill. Die englische „Licensing Bill", welche die Zahl der Wirtshäuser beschränken soll, ist bereits am 27. Februar 1908 zur ersten Lesung gelangt. Inzwischen ist aber ihr Urheber Asquith zum Haupt des Kabinetts aufgestiegen, und damit ist die Bedeutung seiner Bill erheblich gewachsen. Nach diesem Gesetz sollen von den am 1. Januar 1908 in England und Wales bestehenden 95 700 Wirtshäusern 30 000 bis 32 000 abgeschafft werden. Die Abschaffung soll durch die licensing justices erfolgen, welche Asquith in ihre alten Befugnisse wieder einsetzt (die Konservativen haben ihnen ihre alten Befugnisse entzogen und sie durch die schwerfälligeren quarter sessions ersetzt). Die Inhaber der Konzessionen erhalten eine Entschädigung, aber nur innerhalb 14 Jahren. Von 1923 ab kann der Staat mit den Wirtshäusern verfahren wie er will. — Die Agitation gegen diese Vorlage ist natürlich eine gewaltige.

Internationales Bureau zur Bekämpfung des Alkoholismus. Das in Stockholm aus Anlaß des Antialkoholkongresses gegründete internationale Bureau zur Bekämpfung des Alkoholismus (Adresse Ed. Dapples 24, Lausanne, Schweiz) erfreut sich einer immer größeren Beachtung. Etwa 35 Vereine der verschiedenen Nationen und zahlreiche Private aus Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Oesterreich, Ungarn, der Schweiz, Italien, Frankreich, Holland, England, den Vereinigten Staaten gehören ihm an. Der norwegische Storthing hat ihm einstimmig eine jährliche Subvention gewährt. Ein ähnlicher Antrag ist in der schwedischen zweiten Kammer gestellt worden. Eine Anzahl Regierungen, unter andern mehrere überseeische, schicken ihre offiziellen, den Alkoholismus betreffenden Veröffentlichungen dem Bureau regelmäßig zu.

Eine Eingabe über die Unterernährung auf dem Lande haben die Preußische Zentralstelle für Volkswohlfahrt und der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrtspflege an die Staatsregierungen gerichtet. Wie verhängnisvoll das Wachstum der Städte auf die ländliche Volksernährung gewirkt hat, hat schon 1884 der eidgenössische Gewerbeinspektor und Arzt Schuler an dem Rückgang des Milchkonsums in der Schweiz gezeigt. Früher wurden von der ländlichen Bevölkerung der Schweiz große Mengen von Milch, Käse und Butter verzehrt, Die Bevölkerung aß also eine zwar monotone, aber in bezug auf das Verhältnis von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten durchaus zweckmäßig zusammengesetzte Kost. Jetzt wird die Milch ganz allgemein von den Bauern in die Molkereien eingeliefert, so daß für die einheimische Bevölkerung nur minderwertige Produkte, wie Magermilch oder überhaupt keine Molkereiprodukte mehr übrig bleiben. Die Denkschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt weist nun nach, daß ähnliche Beobachtungen jetzt auch in größerem Umfange in Deutschland gemacht werden. Es läßt sich berechnen, daß in Deutschland die Zahl der Milchkühe in dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 von 8 700 000 auf nur 9 300 000 zugenommen hat, der Milchkonsum der Städte hingegen von 2870 auf 5130 Millionen Liter in diesem Zeitraum angewachsen ist. Aus der Kopfquote des Milchverbrauches deutscher Großstädte läßt sich berechnen, daß auf dem Lande der Milchkonsum von 115 Litern im Jahre 1890 auf 54 Liter im Jahre 1900 vermindert werden mußte. Die oben genannten Vereinigungen richten an die einzelnen Staatsregierungen die Bitte, durch Erhebungen in allen Bundesstaaten über diesen Wandel der Ernährung und seinen Einfluß auf die Mutterschafts- und Säuglingsfürsorge im Hinblick auf die Erhaltung der Volks- und Wehrkraft Deutschlands Klarheit zu schaffen, damit auf Grund erschöpfender Belege die erforderlichen Maßnahmen getroffen werden können. Auch besteht die Absicht, diese Frage zum Gegenstand der Verhandlungen auf der nächsten Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege zu machen. Es wird von den obigen Vereinigungen gebeten, alles einschlägige Material an den

sozialhygienischen Beirat der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Dr. med. Kaup, zu senden. (Ztschr. f. soz. Medizin III, 3.)

Reform der Ehe in China. In China steht eine Reform der Ehe bevor: An den Generalgouverneur der Provinz Tschili, Jangschihsiang, ist von einem seiner Unterbeamten eine Eingabe gerichtet worden, die eine Aenderung der Ehegesetzgebung vorschlägt. Ob der Generalgouverneur darauf eingeht, ob andere Provinzen seinem etwaigen Beispiele nachfolgen, ob die Pekinger Regierung ihn zum Gesetz macht, bleibt fraglich. Jedenfalls ist die dem Vorschlag zugrunde liegende Beobachtung von größter Bedeutung für die Hindernisse, die sich einer allgemeinen Gesundung und Reform des chinesischen Lebens entgegenstellen. In China wird meistens viel zu früh geheiratet. Verlobungen im Kindesalter sind sehr häufig, es kommt aber oft vor, daß einem Knaben, der noch nicht geschlechtsreif ist, eine erwachsene Frau zur Gattin gegeben wird. Die Folgen sind Untauglichkeit der Nachkommenschaft, Zank und Streit in der Ehe, Ehebruch, Mord aus Eifersucht und eine allgemeine Schädigung der Moral. Die Eingabe schlägt daher vor, es solle verboten werden, daß die Ehefrau älter sei als der Mann; das Mindestalter solle auf 20 Jahre beim Mann und 16 Jahre bei der Frau festgesetzt werden, und bei der Eheschließung sollen die Trauzeugen vor dem Standesamt das gesetzmäßige Alter der Brautleute bescheinigen. (D. neue Generation 3, 1908.)

„Auch eine Ehereform.“ Unter diesem Titel gibt Bezirksarzt Graßl in der Umschau (XII, 13) Gedanken zur Ehereform von biologischen Gesichtspunkten aus. „Frauen, in welchen die Anlockungseigenschaften übermäßig zuungunsten der Muttereigenschaften ausgebildet sind, nenne ich in nackter Weise »Dirnen« zum Unterschied von der »Mutter«. Völker, welche der »Dirnen«eigenschaft im Weib den Vorzug geben, gleichgültig ob in oder außer der Ehe, gehen zugrunde, mag auch ihre Kultur noch so hoch stehen (Perikleisches Zeitalter). Die alten Deutschen, die Trinker und Spieler und in ihrem Sexualleben keineswegs einwandfrei waren, hätten sicher nicht den Aufschwung genommen, welchen uns die Geschichte zeigt, hätten sie nicht tadellos treue Gattinnen und Mütter gehabt. Daß die Treue durch die Brutalität ihrer Männer erzwungen war, tut gar nichts zur Sache. Im 10. und 11. Jahrhundert übertrifft die deutsche Frau unter dem Einflusse der Klöster den Mann an Gelehrtheit, differiert also in der Anlockungseigenschaft und bereitet dadurch jene hochgepriesene, in Wirklichkeit aber biologisch äußerst bedenkliche Zeit vor, in der das Rittertum durch weichliche Minne zugrunde geht, und dem dann der Tiefstand des deutschen Volkes folgt. Denn das ist Naturgesetz: die »Mutter« ist wesentlich etwas Körperliches, die »Dirne« wirkt auch mehr geistig.“ Das bürgerliche Zusammenleben zwischen Mann und Weib hat den Zweck, „das Geschlechtsleben zu ermöglichen, ohne daß der Mann immer wieder geschlechtlich erobernd auftreten muß, und ohne daß die Frau ihre Anlockungskünste im ganzen Umfange spielen zu lassen braucht. Durch dieses bürgerliche Zusammenleben werden also jene Kräfte frei, welche der Mann auf die Eroberung und die Frau auf die Anlockung verwenden müßte. Nur durch diese bürgerliche Paarung ist ein Vorwärtsschreiten in der Kultur möglich. Die völlige zeitliche Ausschaltung des außerehelichen Eroberungs- und Anlockungszwanges gelingt nur bei der monogamen Ehe, und die in der geschlechtsfähigen Zeit ganz gleiche Anzahl von Mann und Weib läßt die monogame Ehe auch als durchführbar erscheinen. Nun kommen in der Neuzeit Männlein und Weiblein und klagen, daß die Form der monogamen Dauerehe nicht mehr unserer Kulturhöhe entspreche, daß die geistige Hochkultur eine Irrung bei der Eingehung der Ehe als unerträglichen Zwang erscheinen lasse und dergleichen. Demgegenüber ist zu erwähnen, daß für einzelne Individuen die Bemängelung an der monogamen Dauerehe meinerseits unumwunden zugegeben wird. Aber aus dieser Konzession folgt noch keineswegs, daß wir die bewährte Form aufgeben sollen. Jedes Gesetz und jedes Gewohnheitsrecht drückt einzelne Individuen, ja der Druck auf einzelne Individuen ist der Zweck des Gesetzes. Allgemein geltende Gesetze sollen überhaupt nur für die Mittelklasse erlassen werden; die unter- und oberschichtigen Klassen sollen in den Rahmen eingezwängt werden. Wenn man nun behaupten wollte, daß die Dauerform der Ehe das Volk in seiner Gesamtheit bedrücke, so ist das sicherlich nicht richtig. Und wenn es wahr wäre, so wäre es ein Unglück, derartig groß, daß man die Dauerform einführen müßte, wenn sie nicht bestünde. Die Gründe hierfür sind oben angeführt. Aber die meisten Klagen über das Institut der Ehe kommen nicht von jenen, welche einmal mit Unglück verheiratet sind, sondern von solchen, welche trotz Eingehung der Ehe nicht ver-

heiratet sind und es auch nie werden. Diese Personen tragen die geschlechtlichen Eroberungs- und die Anlockungsgelüste in der Ehe mit ihrer vollen Stärke, wie sie vor der Ehe notwendig ist, ja sie erhöhen dieselbe noch. Diesen Personen ist das Höchste das »Dirnentum«, das aktive und passive, der erklärte Feind der »Mutterschaft«. Auch in Deutschland machen sich, wie in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz, deutliche Spuren bemerkbar, welche auf die Zunahme des »Dirnentums« in der Ehe schließen lassen, und daraus folgere ich, daß es Zeit ist, unsere Ehegewohnheiten zu ändern. Nun wendet man ein, daß ja wegen des Dranges zur »Mutterschaft« die Befruchtung außer der Ehe als erlaubt angestrebt wird. Ich halte dieses Bestreben, das in der allergrößten Mehrzahl der Fälle das Einkind-, im allerhöchsten Falle das Zweikinderwesen beabsichtigt, lediglich für ein gedecktes »Dirnentum«. Ich glaube, daß man im Interesse unseres Volkes der »Mutterschaft« mehr Aufmerksamkeit zuwenden sollte. Und dazu bedarf es großer Mittel. Vor allem ist die Auswahl der Ehegattin nach der Mitgift durch Gesetz und Gewohnheiten einzudämmen. Die reiche Frau ist ja nicht selten das Produkt des »Dirnentums« in der Ehe, und sie ist die stärkste Provokateurin der »Dirne«. Nirgends herrscht die »Mutter« weniger als in reichen vornehmen Kreisen. In den unteren Kreisen wird die »Mutterschaft« behindert durch den modernen Zwang, daß der Frau ein viel zu großer Teil an dem Erhalte der Familie zufällt. Diejenigen Arbeiten, welche die Frau neben ihrer Mutterschaft verrichten kann, hat der brutale Mann an sich gezogen und der Frau Verrichtungen auferlegt, die dem Manne zukommen. Deswegen fordere ich Säuglingsstillrenten, diese beste Versicherungsform der Mutterschaft; Hinaufsetzung des Ehealters, auch schon deswegen, um in das Geburtsoptimum zu gelangen ohne übermäßige Kinderzahl; ich verlange die Zurückgabe vieler Arbeitsmöglichkeiten an die Frau, so z. B. die geregelte Hausindustrie. — Ich verlange systematische Ausbildung der Muttereigenschaft unter Zurückstellung der bisherigen Erziehungsmethode, welche die Anlockungsfähigkeit der Frau fördert. — Ich wünsche völlige Ausnützung der Zeugungsfähigkeit in der optimalen Gebärzeit (25. bis 38. Jahr der Frau) und naturgemäße Ernährung der Kinder (Stillen), wodurch die Ueberproduktion an Kindern verhindert wird.“

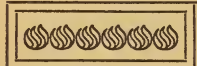
Bevölkerungsstatistik des Deutschen Reiches. Im Jahre 1906 ist im Deutschen Reich nach der soeben veröffentlichten amtlichen Statistik im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung gegenüber dem Vorjahre die Eheschließungsziffer von 8,07 auf 8,16 ‰ gestiegen. Die Geburtenziffer ist nahezu die gleiche geblieben; sie war im Jahre 1905: 34,00 und im Jahre 1906: 34,08 ‰. Dagegen ist die Sterblichkeitsziffer erheblich gesunken, von 20,84 ‰ im Jahre 1905 auf 19,20. Der Geburtenüberschuß des Vorjahrs mit 792839 oder 13,16 ‰ ist danach auf 910275 oder 14,88 ‰ gewachsen; der unbedingten Zahl nach eine bisher nicht erreichte Höhe.

Die Sterblichkeitsziffer für Preußen im Jahre 1906 beträgt 18,0 auf 1000 Lebende und hat damit ihren bisher günstigsten Stand erreicht. (Pr. St. L. A. Z. 1908, I.)

Ueber die Geburtenhäufigkeit in Preußen nach Stadt und Land veröffentlicht die „Statist. Korr.“ eine bemerkenswerte Abhandlung, aus der hervorgeht, daß die Landbevölkerung eine erhebliche, zum Teil um 40—50 pCt. größere Fruchtbarkeit aufweist als die Stadtbevölkerung. Es entfielen 1896—1900 im Jahresdurchschnitt Lebendgeborene auf 1000 Personen der mittleren Bevölkerung 36,50; 1901 bis 1905 nur 34,88. In den Städten betrug der Satz 33,16 bezw. 31,70, auf dem Lande 38,95 bezw. 37,39. Will man aber die eigentliche Fruchtbarkeitsziffer ermitteln, so muß man die Zahl der Geborenen mit der Zahl der im Alter von 15—45 Jahren stehenden weiblichen Personen vergleichen. Es entfielen auf 1000 gebärfähige Frauen 1896—1900 161,85, 1901—1905 154,83 Lebendgeborene, und zwar in den Städten 136,59 bezw. 129,12, auf dem Lande 183,06 bezw. 178,72.

Ein Kursus über Familienforschung und Vererbungslehre wird in Gießen vom 3.—6. August 1908 auf Anregung von Prof. Sommer abgehalten. Es soll dabei die angeborene Anlage und ihre Bedeutung für das Gebiet der Psychologie, der Medizin im allgemeinen und der Psychiatrie im besonderen, ferner der Pädagogik mit Berücksichtigung des angeborenen Schwachsinnes, sowie der Kriminalpsychologie dargestellt werden. Der Kurs ist daher in erster Linie für Aerzte, speziell Irrenärzte, Lehrer, besonders von Hülfsschulen und Idiotenanstalten, Juristen, die mit dem Strafverfahren zu tun haben, und Geistliche bestimmt, sodann für alle sonstigen

Gebildeten, welche die Bedeutung der angeborenen Anlage, der Abstammung und Familie erkannt haben. Das Studium der angeborenen Anlage führt zur Familienforschung. Bei dieser müssen einerseits die Genealogie, andererseits die naturwissenschaftlichen Erfahrungen im Gebiet der körperlichen Medizin, der Entwicklungsgeschichte, sowie der Botanik und Zoologie berücksichtigt werden. Es werden vortragen: Prof. Dr. Sommer und Prof. Dr. Dannemann in Gießen: „Die angeborene Anlage im Gebiet der Psychologie, Psychiatrie, Pädagogik (in bezug auf den angeborenen Schwachsinn) und Kriminalpsychologie." Dr. Kekule von Stradonitz, Groß-Lichterfelde bei Berlin: „Grundbegriffe und Methoden der Genealogie." Dr. Strahl, Professor der Anatomie in Gießen: „Die Keimzellen und ihre Entwicklung." Dr. Hansen, Professor der Botanik in Gießen: „Ueber Variation, Vererbung und Artenbildung bei den Pflanzen." Dr. Martin, Professor der Veterinäranatomie in Gießen: „Die Entwicklung und Züchtung von Tierarten." Vorläufige Anmeldungen ohne bindende Verpflichtung können an Prof. Dr. Dannemann, Gießen, Klinik für psychische und nervöse Krankheiten, gerichtet werden. Zur Deckung der Kosten, Vortragshonorare usw. wird eine Gebühr von 20 Mk. erhoben.



Bücherbesprechungen.



A. C. Benson und **Lord Esher.** Königin Victorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung S. M. des Königs Eduard herausgegeben, mit Einleitung, geschichtlichen Ueberblicken und Anmerkungen. Uebers. von Konter-Admiral z. D. M. Plüddemann. 2 Bde., 691 u. 693 S. Berlin 1908, Karl Siegismund.

Das Werk ist eine Fundgrube für Einzelheiten der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts und als solche durch Besprechungen und Auszüge in der Tagespresse dem Publikum schon näher gebracht worden. Ich möchte deshalb darauf verzichten, es hier von dieser Seite zu betrachten und lieber zeigen, daß es auch in anderer Hinsicht interessant ist. Es bildet nämlich einen wertvollen Beitrag zur Bildung eines Urteils über die Befähigung der Frau für leitende Stellungen im öffentlichen Leben. Die Geschichte ist ja nicht arm an gekrönten Frauen, und man wird von den meisten sagen müssen, daß sie nicht zum Segen ihrer Länder regiert haben. Die englische Geschichte weist die Besonderheit auf, daß ihre zwei glänzendsten Epochen mit der Regierungszeit von Frauen zusammenfallen: Elisabeth und Victoria. Ist das Zufall? Oder haben diese beiden Frauen die Befähigung ihres Geschlechts zum Regieren doch erwiesen?

Ueber Elisabeth ist die Geschichte wohl nachgerade im klaren. Es kann ihr nicht abgestritten werden, daß sie die Triebfeder dessen war, was das England ihrer Zeit so mächtig emporhob, was insbesondere den Grund zu seiner Weltmachtstellung legte. Aber ebensowenig wird zu bestreiten sein, daß es nicht so sehr ihre eigene Staatsklugheit war, die den Erfolg bewirkte, als vielmehr ihr Einfluß auf Männer, die fähig waren, ihre Machtbestrebungen in Entwürfe und Taten umzusetzen. Und Elisabeths Wesen war dazu angetan, gerade diejenigen Männer zu inspirieren, deren die Zeit bedurfte: den Abenteurer, den „Knighterrant".

Wie ist es nun mit Victoria? Sie konnte uns nirgends deutlicher gezeigt werden, als in den Briefen, die jetzt vor uns liegen. Man mag bedauern, daß sie schon mit dem Tode des Prinz-Gemahls, 1861, abbrechen, und daß uns so nicht auch das Wesen der alternden und schließlich der alten Frau vor Augen geführt wird. Aber der Ausschnitt, von dem wir Kenntnis erhalten, ist für sich schon interessant genug, und man darf sagen, wenn Victorias Leben mit dem ihres Gemahls abgeschnitten hätte, so wäre es doch schon ein volles, reiches Leben gewesen.

Bei Victoria können wir wohl fragen, ob nicht ihr Verstand es war, der das englische Staatsschiff im ganzen so erfolgreich durch alle Schwierigkeiten hindurchsteuerte, daß die „Victorian Aera" vielleicht in der Geschichte der der Elisabeth vorangestellt werden wird. Der scheinbar so geringe Einfluß, den die englische Verfassung dem Staatsoberhaupte zumißt, stände einer solchen Annahme nicht im Wege. Und daß die Königin ein weit über den Durchschnitt sich erhebendes Maß praktischen Verstandes besaß, wird kein Leser ihrer Briefe bestreiten. Eben diese Briefe zeigen aber, daß trotzdem die Hauptquelle ihres Einflusses nicht hierin lag,

um so weniger, als auch ihre Ausbildung ihren Anlagen nicht ganz adäquat gewesen zu sein scheint. Vielleicht ist über den Grad ihrer Fähigkeit, durch Geist und Kenntnisse zu herrschen, das Urteil Lord Melbournes der beste Maßstab. Eine Ausbildung erkannte er ihr zu, die jeder jungen Dame Ehre machen würde und darüber hinaus ein Mehr, das sie ihrer angeborenen Klugheit und raschen Auffassung verdanke. Aber er bezweifelte, ob das alles in allem genug sei für jemanden, der die Krone Englands trüge. Und Melbourne war gewiß kein unfreundlicher Beurteiler.

Keineswegs soll gesagt sein, daß sie nicht fähig gewesen wäre, aus eigener Initiative politische und selbst politisch kluge Maßnahmen zu treffen. Aber fast überall, wo wir ihr Denken und Handeln unzweideutig als spontan erkennen, sehen wir ihr weibliches Gemüt in besonderer Weise beteiligt. So ist insbesondere in der auswärtigen Politik ihr scharfes Reagieren auf kleine Beleidigungen unverkennbar; weiter, in allen Beziehungen, ihre Neigung, moralischen Erwägungen den Vorzug vor dem positiven Recht, diesem wieder den Vorzug vor höheren politischen Gesichtspunkten zu geben. Selbst ablenken ließ sie sich von ihrem Fürstenberufe, wenn anderes ihr Gemüt stärker in Anspruch nahm: die Kinderstube ließ gelegentlich ihr Interesse an der Politik soweit abflauen, daß es auch für ihre Umgebung merklich wurde.

Sie selbst erkannte, daß ihr etwas von dem fehlte, was einer ihrer Vorgänger auf dem Throne (der sich freilich nur einbildete, es zu besitzen) „kingcraft“ nannte und sie sprach es auch wiederholt aus, daß die Frau zum Regieren eigentlich nicht tauge.

Wenn trotzdem ein nicht zu messender, aber sicherlich großer Anteil der Erfolge Englands in ihrer Zeit auf ihre Rechnung zu setzen ist, so müssen wir den Grund dafür ähnlich wie bei Elisabeth in dem seelischen Einflusse suchen, den sie auf die Männer ihrer Umgebung ausübte. Weiter freilich geht die Parallele nicht. Denn Victorias Wesen war grundverschieden von dem Elisabeths. Und das war gut. Die Zeit war eine andere, sie forderte nicht den Abenteurer, sondern den ruhigen, zielbewußten Arbeiter. Und Männer dieser Art waren es, die Victoria mit ihrem fast bürgerlich-soliden Wesen, ihrem reinen Wollen anregte, ihr Bestes zu tun. Wie ihre innige seelische Uebereinstimmung mit dem Prinz-Gemahl dem Lande gute Früchte trug, ist ja bekannt. Aber was die Gattenliebe wirkte, darf hier nicht als Beispiel dienen. Deutlicher sprechen Victorias Beziehungen zu ihren Ministern, besonders zu ihrem ersten Premierminister Lord Melbourne, der ihr ein väterlicher Freund und uneigennütziger Berater über die Dauer seines Amtes hinaus blieb. Ein ausdrückliches Zeugnis dafür, wie Lord Derby sich von ihrem Wesen seelisch berührt und angeregt fühlte, haben wir in einem Briefe seiner Frau an die Marchioness of Ely. Heraufdämmern sehen wir auch schon die Sympathie Disraelis für die Königin, eine Sympathie, die unverkennbar ein starker Faktor in der erfolgreichen Weltpolitik des nachmaligen Earl of Beaconsfield wurde, und, auf die Königin zurückwirkend, sie im Gegensatz zu ihrer Whig-Erziehung ganz in das Lager der Tories zog. Charakteristisch ist weiter Victorias Stellung zu Peel, dessen hervorragenden Eigenschaften sie anfänglich absolut nicht gerecht zu werden vermochte, weil sie in ihrem Gemüt sich durch sein Wesen abgestoßen fühlte, und den sie erst schätzen lernte, als dieser Eindruck allmählich wich. Peel seinerseits entzog sich dem Einflusse der Königin nicht. Völlig unempfindlich für ihn scheint dagegen das Gemüt Lord Palmerstons gewesen zu sein. In der Tat vermochte auch Victoria gegen seine Eigenmächtigkeiten nicht aufzukommen, und in vollem Gegensatz zu ihrem ganzen Denken und Fühlen verfolgte er eine Politik, die zwar manchen greifbaren Erfolg zeitigte, aber ein nachhaltiges (freilich auch später durch Gladstones Schuld aufgefrischtes) Mißtrauen gegen England auf dem Kontinent und besonders in Deutschland erzeugte.

Einzelheiten zu berühren, muß ich mir versagen. Der Gesamteindruck, den die Briefsammlung hinterläßt, ist der, daß auch Victorias Beispiel nichts dagegen beweist, daß Regieren eigentlich Männersache ist, und daß eine Frau auf dem Throne nicht versuchen soll, Männer zu Werkzeugen ihrer Staatsweisheit zu machen, sondern — wenn ihr das gegeben ist — die Männer, die der Tag braucht, zu eigenen Entwürfen und Taten zu inspirieren.

Zum Schlusse mag bemerkt werden, daß die den einzelnen Briefserien vorangeschickten geschichtlichen Ueberblicke das Verständnis der Briefe in erfreulicher Weise erleichtern, und daß die Uebersetzung es sich offenbar zur Aufgabe gemacht hat, dem Original tunlichst nahe zu kommen. Dr. J. G. Weiß-Eberbach.

Larsen, Karl, Ein modernes Volk im Kriege. Lipsius & Tischer, Leipzig 1907. 347 S., 6 M.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen des Uebersetzers, nun auch diese Sammlung von Briefen, die, wie die Vorrede mit Recht hervorhebt, einzig in der Literatur der Völker steht, deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Gruppieren sie sich auch alle um einen gemeinsamen Kern, so steht der Inhalt dieser documents humains doch über Ort und Zeit, indem er unmittelbare, tiefe Einblicke in rein menschliche Gebiete, in das intimste Gefühl- und Gedankenleben aller Schichten und Berufe, von jung und alt, von arm und reich eröffnet.

Jedem Freunde psychologischen Studiums an lebenswarmer Quelle wird das Buch von Interesse und Nutzen sein. G. Weiß-Nizza.

Pater, W. Die Renaissance. Aus dem Englischen übertragen von Wilhelm Schölermann. Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1906. 2. Auflage. VIII und 296 S., 6 M.

Der besondere Wert der Paterschen Studien ist bekannt. Verfasser ist von der Bedeutung der Individualwerte für die Geistesgeschichte tief durchdrungen. „Schönheit ist etwas Bedingtes; ihre Definition wird daher um so sinn- und wertloser, je mehr sie nach Verallgemeinerung strebt. Das Ziel des echten Aesthetikers besteht nicht darin, die Schönheit in ihren abstrakten, sondern in ihren konkreten Bedingungen zu erklären, keine allgemeingültige, sondern die besondere Formel zu finden, welche diese oder jene Offenbarung der Schönheit am klarsten zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen vermag." Aus dieser Anschauung heraus gestaltet er sein Buch als eine Sammlung von acht Essays über die hervorragendsten Vertreter der Renaissance. Indem aber die Auswahl mit außerordentlichem Feingefühl der zeitlichen, räumlichen und inneren Entwicklung der Renaissance folgt, wird sie zu einem Gesamtbilde ihres Verlaufs. Da alles gelehrte Quellenwerk beiseite gelassen wird, ist die Darstellung leicht eingängig, leichter auch als das Werk J. J. Burckhardts, der ja das Schwergewicht auf die sozialen Phänomene legt und darum ganz anderen Schwierigkeiten gegenübersteht. So erscheint uns Paters Werk als die beste Einführung in den Geist der Renaissance, dieser „vielseitigen und doch einheitlichen Gesamtbewegung, in welcher die Liebe für die Dinge des Geisteslebens und der Einbildungskraft um ihrer selbst willen fühlbar wird, die Sehnsucht nach einer freieren und anmutigeren Lebensauffassung, welche alle diejenigen, die von ihr ergriffen sind, antreibt, ein Mittel geistigen Genusses nach dem anderen aufzuspüren, und zwar keineswegs allein zur Aufdeckung alter, verlorener oder vergessener Quellen dieses Genusses, sondern zur Entdeckung frischer Brunnen, neuer Erfahrungen, dichterischer Vorstellungen und künstlerischer Formen".

Dr. Drasto.

Florenz, Dr. Karl, Professor zu Tokyo, Geschichte der japanischen Literatur. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig 1906. X und 642 S., 7,50 M.

Bei der großen Bedeutung, die der japanischen Kunst zukommt, ist von vornherein zu erwarten, daß das japanische Volk auch auf literarischem Gebiet bemerkenswerte Erzeugnisse hervorgebracht hat. Um so mehr ist es zu verwundern, daß es bis 1899 gedauert hat, bis ein Europäer, W. G. Aston, eine japanische Literaturgeschichte verfaßt hat. Nunmehr haben wir die Freude, auch eine bedeutende Darstellung von einem deutschen Gelehrten aufweisen zu können. Karl Florenz hat sich bereits durch feinsinnige Uebertragung japanischer Dichtungen bekannt gemacht, so daß man seiner literargeschichtlichen Arbeit mit großen Erwartungen entgegensehen konnte, und wir können sagen, daß das Werk diese Erwartungen erfüllt. Ist selbstverständlich die Darstellung der rein geistigen Literaturentwicklung Hauptangelegenheit des Werkes, so wird doch auch der nicht bloß literarisch interessierte Leser Anregung erhalten; denn über die Bedingungen literarischer Entwicklung, fremder Einwirkung und geistiger Wechselwirkung drängen sich bei der Verfolgung eines so fernen Kulturkreises fortwährend Beobachtungen auf. Noch sei bemerkt, daß Florenz so zahlreiche Literaturproben in Uebertragung einfügt, daß sein Werk allein ein genügendes Bild der japanischen Literatur gewährt. Dr. Drasto.

Albrecht, Dr. Paul, Fritz Reuters Krankheit. Eine Studie. Verlag Carl Marhold, Halle a. S. 1907.

Gehässige Epigonen haben oftmals versucht, das Andenken unseres größten plattdeutschen Humoristen durch den Hinweis auf seine „Trunksucht" herabzusetzen. Hier unternimmt es nun ein Fachmann, die tatsächlichen Verhältnisse an der Hand zuverlässiger Quellen festzustellen.

Es handelte sich nach seinen Ausführungen bei Reuter um Dipsomanie oder periodische Trunksucht, d. h. um periodisches Auftreten anfallsartiger Zustände, in denen nach und neben einer gemütlichen Verstimmung der unwiderstehliche Trieb nach Genuß berauschender Getränke auftritt, heftige Ausschreitungen verursacht, mit einer leichteren oder tieferen Bewußtseinstrübung einhergeht, bis nach Stunden oder Tagen der Anfall von selbst sein Ende findet und nach Ueberwindung der Alkohol-Vergiftungserscheinungen einem mehr oder weniger gesunden Verhalten Platz macht.

„Daß bei solcher Auffassung des Leidens Reuters weder von einem Laster noch von einer »Neurose« des Magens oder der Speiseröhre die Rede sein kann, ergibt sich von selbst."

Die auslösende Ursache für schwereres Auftreten der Krankheit ist wahrscheinlich die jahrelange Festungshaft mit ihren mannigfachen, die Gesundheit schädigenden Momenten gewesen. Die letzte Endursache muß aber, wie bei anderen psychischen Abnormitäten, so auch hier in einer — vermutlich ererbten — krankhaften psychischen Anlage gesucht werden, über deren Ursprung wir allerdings bei Reuter nichts Näheres wissen.

Dr. Gg. Lomer.

H. Driesmans, Dämon Auslese. Vom theoretischen zum praktischen Darwinismus. Berlin-Charlottenburg 1907, Deutsches Verlagshaus Vita.

In der Anmerkung 83 dieses seines neuesten Buches sagt der Verfasser, der verstorbene Begründer dieser Blätter habe die „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" bei ihrem Erscheinen „abfällig beurteilen lassen". Diese Bemerkung ist ebenso unzutreffend wie ungehörig; die mir seinerzeit von Woltmann zur Besprechung übergebenen ersten Driesmansschen Bändchen habe ich, wie zahlreiche andere Bücher und Schriften, nach bestem Wissen und Gewissen rein sachlich und niemand zulieb oder zuleid beurteilt. Daß mein in dieser Zeitschrift (I, 5 und 9) abgegebenes Urteil nicht besser ausgefallen ist, das ist wahrhaftig weder meine noch des Herausgebers Schuld. Seitdem habe ich die weitere schriftstellerische Tätigkeit des Verfassers mit Aufmerksamkeit verfolgt, kann aber bei aller Anerkennung seines rastlosen Eifers zu meinem Bedauern wesentliche Fortschritte nicht feststellen. Freilich gehören die von ihm behandelten Fragen zu den allerschwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben, an denen sich schon mancher hochstrebende Forscher erfolglos versucht hat, und dieser Umstand mag die Schärfe meines Urteils einigermaßen mildern, wenn ich auch nach dem Durcharbeiten des letzten seiner Bücher sagen muß: die übernommene Last ist zu schwer für seine Schultern; er ist ihr weder nach Kenntnissen noch nach Urteilskraft gewachsen. Doch nun zu Einzelheiten; denn ohne „Entscheidungsgründe" habe ich noch niemals einen Schriftsteller abgeurteilt. Ich selbst habe schon längst die Forderung gestellt, unsere Zeit müsse zum Heile der Menschheit „vom theoretischen Darwinismus (soll heißen Entwicklungslehre), der wie ein dicker Nebel in fruchtlosem Für und Wider über den Geistern liegt, zum praktischen Darwinismus" übergehen. Um auf diesem für das Volkswohl unstreitig hochwichtigen, aber ebenso schwierigen Gebiet Ersprießliches leisten zu können, ist das Ausgehen von richtigen Voraussetzungen unumgängliche Grundbedingung. Um die Auslese, die im allgemeinen nicht wie ein grauenvoller „Dämon" oder unsichtbarer „Teufel", sondern durch Ausmerzung alles Ausgearteten und Krankhaften ungemein wohltätig und segensreich wirkt, mit Erfolg in bewußter Zuchtwahl auch beim Menschen anzuwenden, muß man vor allem ihr Wesen und Walten richtig durchschaut und erkannt haben. In einem wissenschaftlich unzulänglichen und darum den nicht Sachverständigen vielfach irreleitenden Abschnitt über „Vererbungstheorien" kommt aber der Verfasser zu einer entschiedenen Ueberschätzung der Auslese, die in der freien Natur keine umgestaltende, sondern im Gegenteil erhaltende Wirkung hat. Gerade wie bei den Haustieren heben beim Kulturmenschen künstliche Schutzmittel den gesunderhaltenden Einfluß der Auslese auf, und die Folge ist meist nach kurzer Blüte eine leibliche und geistige Entartung. Um eine solche zu verhüten oder doch zu verzögern, muß eine zweckmäßige Zuchtwahl eingreifen, die selbstverständlich beim unvernünftigen Tier unendlich viel

leichter durchzuführen ist als bei dem auf seinen freien Willen stolzen Menschen. Als Beispiel der in diesem Abschnitt vorkommenden Unrichtigkeiten sei die Behauptung angeführt, Darwin habe nicht gewagt, die aus seinen Forschungen „sich selbst ergebenden Folgerungen für den Menschen zu ziehen“; bekanntlich hat er damit zwar gezögert, um die „Vorurteile“ gegen seine Ansichten nicht zu verstärken, hat aber doch der „Entstehung der Arten“ zwölf Jahre später die „Abstammung des Menschen“ folgen lassen. Was der Verfasser im „Geleitwort“ als „neue Gesichtspunkte“ und „unbegangene Wege“ preist, ist nach seinen eigenen Worten folgendes: „die Abwertung der wählerischen Naturen männlichen wie weiblichen Prinzipes in psychophysischer Auslese, ferner die Kult- und Religionsgemeinschaften als Zuchtgenossenschaften, endlich die Tragödie der sensibeln und feingeistigen Naturen im Eliminationsprozeß unseres Kulturlebens, zumal die Tragödie der reichen Erbin“. — Neu in diesen Abschnitten sind aber nur die schiefen Auffassungen und Uebertreibungen, wenn z. B. „die erotische Seelensucht und weich-willige Hingebung an ein weibliches Ideal als germanische Erbkrankheit“ oder die „slavomongolische“ Blutmischung in Oesterreich als „neues Lebenselixier“ für „Großdeutschland“ bezeichnet wird; die richtigen und guten Gedanken sind schon früher besser und klarer ausgesprochen worden. Antonius war, um noch einige tatsächliche Irrtümer anzuführen, kein „Sohn“, sondern durch seine Mutter Julia nur ein Verwandter Cäsars; die Goten sind nicht „spielend überwältigt“ worden, sondern erst nach einem ein Menschenalter dauernden Heldenkampf ohnegleichen und nur durch die Waffen anderer Germanen; ebenso ist es unrichtig, daß „das von einem Weißen einmal befruchtete Naturweib“ weiterhin „nicht mehr zu gebären“ vermöge. Die Sprache ist teils geziert, teils nachlässig und wimmelt von entbehrlichen Fremdwörtern. Redewendungen wie „das tiefe Manko seiner Lehre“ mögen im täglichen Umgang hingehen, in der gewählteren Schriftsprache sind sie verwerflich. Auch das abscheuliche, ein bedenkliches „Manko“ an Sprachgefühl verratende „nur mehr“ findet sich allenthalben.

Ludwig Wilser.

le Bon, Gustave, Psychologie der Massen. Deutsch von Dr. R. Eisler. Leipzig 1908, Dr. W. Klinkhardt. 153 S., 3 M.

Das Buch verdankt seine Entstehung dem Umstand, daß den Franzosen neuerdings der Sozialismus auf den Nägeln zu brennen beginnt, weshalb der Verfasser es für zeitgemäß gehalten hat, zur Unterweisung von Diplomaten und Politikern eine Analyse der Masse, ihrer historischen Rolle und ihrer vielfachen Betätigungsweise im staatlichen Leben zu geben. Er ist nämlich der Ueberzeugung, daß wir uns mit raschen Schritten der Demokratie nähern. „Allgemeine Symptome, die bei allen Nationen ersichtlich sind, zeigen uns das rapide Anwachsen der Macht der Massen und verbieten uns die Annahme, diese Macht werde bald aufhören zu wachsen. Was sie auch bringe, wir werden sie ertragen müssen. Alles Gerede dagegen ist nur leerer Wortschwall.“

Die Darstellung ist speziell auf französische Verhältnisse zugeschnitten, kann aber in den meisten Punkten auch auf die Zustände in anderen Staaten übertragen werden. Seinen Stoff verarbeitet der Verfasser in drei Abschnitten, deren erster die Massenseele nach psychologischen Gesichtspunkten gliedert und analysiert. Ein weiteres Kapitel handelt von den Anschauungen und Ueberzeugungen der Massen, und eine Klassifikation und Beschreibung der verschiedenen Arten von Massen bildet den Schluß. Das Buch ist reich an anregenden Gedanken, und mancher geschichtliche Vorgang wird darin auf Grund der gewonnenen massenpsychologischen Erkenntnis in interessanter Weise beleuchtet. Kulturhistorisch betrachtet ist das Buch ein Dokument für die Rückständigkeit der Volksbildungsverhältnisse aller Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Staat, der allen seinen Bürgern gleichmäßig die Quellen einer wahren Bildung erschlösse und auch alle andern, der Gesundheit des sozialen Körpers dienlichen Faktoren zu ihrem Rechte kommen ließe, würde an seiner „Masse“ das festeste Rückgrat seines Bestandes, anstatt, wie heute, einen Pfahl in seinem Fleische haben. — Es kann nicht fehlen, daß das Werk le Bons noch von manchem Geheimrat am grünen Tisch studiert werden wird. — Die Uebersetzung ist gut.

Dr. Landmann.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 4. 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

O. Schraders Hypothese von der südrussischen Urheimat der Indogermanen.

Karl Penka.

V.

Am Schlusse des die Urheimat der Indogermanen behandelnden Kapitels seines Werkes sucht Schrader noch paläo-geographische, prähistorisch-archäologische und linguistische Gesichtspunkte für seine Hypothese geltend zu machen. Er betrachtet es mir gegenüber, der ich erst die Vorfahren der Indogermanen nach der Eiszeit zugleich mit dem Renn, auf dem in der letzten Periode derselben ausschließlich ihre Existenz beruhte, aus Mitteleuropa nach dem nun eisfrei gewordenen Norden auswandern lasse, als einen Vorzug seiner Heimatshypothese, daß sie gestatte, die Indogermanen auf dem Raume entstehen zu lassen, von dem sie ausgegangen seien. Da die von ihm als Ausgangspunkt der Indogermanen in Anspruch genommenen Länder nördlich und westlich des Pontus von jeher eisfrei gewesen seien, so stehe von diesem Gesichtspunkte aus nichts im Wege, sie zugleich als ihre Ursprungsländer aufzufassen. Und wie sich ihm ergeben habe, daß die Kultur der indogermanischen Urzeit derjenigen entspreche, die man vom archäologischen Standpunkt, weil durch den Besitz des Kupfers ausgezeichnet, als spätneolithisch bezeichne, so sei auch diese spätneolithische Kultur in der Ukraina vertreten, wie die Ausgrabungen Chwoikos am mittleren Dnjepr gezeigt hätten. Und da diese sich wiederum nur aus der Kultur der älteren Steinzeit allmählich entwickelt haben konnte, so sei die weitere Frage die: „kann eine solche Entwicklung auch in den Ländern nördlich und westlich des Pontus stattgefunden haben? Oder, mit andern Worten: lassen sich Spuren des paläolithischen Menschen auch hier nachweisen?“ Das sei nun allerdings der Fall. „In einer Straße der Stadt Kiew selbst sind zusammen mit Knochen des Mammuts zahlreiche Steinwerkzeuge der paläolithischen Epoche zutage gekommen.“ Daß diese paläolithischen Menschen Südrußlands Indogermanen gewesen seien, erhelle aus dem Umstande, daß die zahlreichen finnisch-ugrischen und indogermanischen Analogien auf proethnische Zusammenhänge und uralte Nachbarschaft

der beiden Sprachstämme hinweisen. „Damit scheiden aufs neue die altgermanischen Länder als Urheimat der Indogermanen aus, und ein weiteres Argument für ihre Lokalisierung im südlichen Rußland tritt hinzu. Denn in jedem Fall müssen wir jene Epoche finnisch-ugrischer und indogermanischer Gemeinschaft, in der eben erst die Keime des beiderseitigen Sprachbaues vorhanden waren, in eine ungemein frühe Zeit verlegen, in eine Zeit, für die wir nun wirklich mit der geologischen Vergangenheit unseres Erdteils rechnen müssen. Alsdann aber bleiben als ursprüngliche Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker nur die Gebiete westlich von dem mittleren Ural bis zu einer Linie übrig, die man sich etwa von Norden nach Süden durch die Mündung der Wetluga in die Wolga bis zum 50. Breitengrade gezogen denkt. Nördlich und westlich von diesen Länderstrichen war Europa mit Eis, dann mit Tundren und Steppen bedeckt. Jene ältesten Berührungen der Finnen und Indogermanen können daher nur an der mittleren Wolga stattgefunden haben, wo bekanntlich noch heute in Tscheremissen, Mordvinen und Wotjaken finnische Stämme sitzen. Erst nachdem im Westen und Norden das Eis zurückgegangen war und der Wald sich ausgebreitet hatte, andererseits der Ural, der bisher Europa und Asien nahezu voneinander abgesperrt hatte, wegsamer geworden war, wird sich der finnisch-ugrische Sprachstamm über den Norden Osteuropas und Asiens ausgebreitet haben, in letzterem mit starken turkotatarischen Elementen verschmelzend.‘‘

VI.

Es ist ein Irrtum Schraders, wenn er glaubt, daß die eigenartige spätneolithische (kupfersteinzeitliche) Kultur einer archäologischen Provinz, die außer Südwestrußland und den angrenzenden Gebieten noch den Westen Kleinasiens, Griechenland und die Inseln des Aegäischen Meeres umfaßt, mit der Kultur des indogermanischen Urvolkes identisch ist. Schraders Annahme stützt sich allerdings auf die bekannte Gleichung: skrt. ayas, aw. ayah, lat. aes, got. aiz „Kupfer“. Allein hierbei ist zu beachten, daß diese Gleichung eine Kulturgleichung ist, die nicht jene Schlußfolgerungen für die indogermanische Urzeit gestattet, die aus anderen Gleichungen gezogen werden können. Es läßt sich nämlich ganz gut denken, daß erst in einer viel späteren Zeit, nachdem sich die Indogermanen über weite Gebiete Europas verbreitet hatten, in einem Teile dieses Verbreitungsgebietes das Kupfer bekannt wurde, und daß sich zugleich mit dem Metalle der Name desselben überallhin verbreitete, ein Vorgang, der in historischer Zeit außerordentlich häufig stattgefunden hat. In diesem Sinne ist dieser Name des Kupfers als eines der ersten indogermanischen Lehnwörter zu betrachten. Gerade der Umstand, daß die „altgermanischen“ Länder eine zwar schon hochentwickelte neolithische Kultur aufweisen, das Kupfer aber in ihnen erst spät — nach Montelius um 2500 v. Chr. — auftritt, spricht, vorausgesetzt, daß die neolithische Kultur Europas einen gemeinsamen Ursprung hat, dafür, daß sie sich von Norden nach Süden verbreitet hat, weil erstens die jungneolithische Kultur des Nordens sich gegenüber der spätneolithischen Kultur des Südens als eine primitivere Entwicklungsform erweist, und man sich zweitens nicht erklären könnte, warum die Indogermanen, wenn sie von Süd-

osten nach Nordwesten gezogen wären, den Gebrauch des Kupfers wieder aufgegeben haben sollten.

Aus demselben Grunde, aber auch noch aus anderen Gründen, verlegt man auch die Heimat der hervorragendsten Denkmale der neolithischen Periode, der auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgehenden megalithischen Grabdenkmäler, die, wie ich nachgewiesen habe (Die ethnologisch-ethnogr. Bedeutung d. megalith. Grabbauten. Wien 1900), sicher von indogermanischen Völkern errichtet worden sind, in den skandinavischen Norden, wie denn auch der dänische Archäologe L. Zinck (Det nordevropæiske dysse-territoriums stengrave og dyssernes udbredelse i Evropa. Köbenhavn 1901), ohne Rücksicht auf die Frage nach der Heimat der Indogermanen, bloß auf dem Wege der vergleichenden Betrachtung aller in Betracht kommenden archäologischen Merkmale, sowohl der Formen der megalithischen Grabbauten an und für sich, wie ihres Inhaltes an Geräten und Schmuckgegenständen, sowie der Form und Ornamentation der Gefäße und der Bestattungsarten den Nachweis führt, daß nur der skandinavische Norden und in diesem wieder nur das Gebiet der altdänischen Lande als das eigentliche Heimatland der megalithischen Grabbauten angesehen werden könne, und daß Holstein in dieser Hinsicht der Charakter eines Zwischengliedes zwischen der holländisch-norddeutschen und der skandinavischen Provinz zukomme. Und geradeso wie die Dolmen Südfrankreichs, der pyrenäischen Halbinsel, Nordafrikas und Vorderasiens (des Kaukasus, Syriens, Linkorans, Palästinas) zahlreiche Objekte von Kupfer und Bronze enthalten, während solche in den Dolmen des mittleren und nördlichen Frankreichs sowie Norddeutschlands mit ganz geringen Ausnahmen, in denen der skandinavischen Länder aber vollständig fehlen, und nur Steingeräte gefunden werden, so zeigen auch die Dolmen der Krim nach W. Köppen (Die megalithischen Denkmäler der Krim. Russische Revue. V, 538), die zu dem von Schrader angenommenen indogermanischen Urlande gehört, nur Bronzegeräte, ein Beweis, daß sie später als die des Nordens errichtet wurden, und daß die Besiedlung der Krim durch Indogermanen später als die des Nordens erfolgte.

Es möge dahingestellt bleiben, ob es an und für sich ein Vorzug der Schraderschen Heimatshypothese ist, daß sie gestatte, die Indogermanen auf dem Raum entstehen zu lassen, von dem sie ausgegangen seien. Sicher aber ist es, daß es zum Beweise, daß sich aus der paläolithischen Kultur die neolithische Kultur in Südrußland entwickelt habe, nicht genügt, darauf hinzuweisen, daß in diesem Gebiete nicht nur zur paläolithischen, sondern auch zur spätneolithischen Zeit Menschen gelebt haben. Diese Entwicklung erfolgte jedenfalls, wie auch Schrader annimmt, allmählich, und deshalb ist es zur Begründung einer Heimatshypothese notwendig, die einzelnen Entwicklungsphasen nachzuweisen. Diesen Beweis ist Schrader vollständig schuldig geblieben. Wie kam es, daß die Vorfahren der Indogermanen, die Ackerbau und Viehzucht trieben, aus herumschweifenden Jägern und Fischern Ackerbauer und Viehzüchter wurden? Es müssen zwingende Gründe vorhanden gewesen sein, um den allen primitiven Völkern eigenen Widerwillen gegen ein seßhaftes Leben und den mühsamen Betrieb des Ackerbaues zu überwinden. Der Hinweis, daß die Gegenden nördlich

und westlich vom Schwarzen Meer von einer „zum Ackerbau einladenden“ Origanum-Flora, „dem Nährboden eines primitiven Ackerbaues“, bedeckt sind, erklärt die Sache noch nicht. Da befand sich Schrader auf einem prinzipiell richtigeren Standpunkte, als er in der zweiten Auflage seines Werkes bemerkte, daß der Uebergang von der Viehzucht zum Ackerbau durch den Umstand veranlaßt worden sei, daß die allmähliche Ausbreitung der Indogermanen die europäischen Völker auf ein fruchtbareres Erdreich geführt habe, als ihr Ausgangspunkt besessen hätte, in höherem Maße aber noch dadurch, daß dieses fruchtbarere, aber mit dichtem Urwalde bedeckte Gelände ihre Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen beschränkt und schließlich infolge der fortschreitenden Volksvermehrung dem „ungeduldigen Nomaden“, wenigstens für die Zeit einer „vorübergehenden Niederlassung“, den „verhaßten“ Pflug in die Hände gedrückt hätte.

Diesem Mangel der archäologischen Beweisführung Schraders gegenüber bemerke ich, daß, seitdem ich in meiner „Herkunft der Arier“ (1886) die archäologischen Verhältnisse der altdänischen Lande, die schon früher skandinavische Forscher zur Annahme einer mesolithischen Periode geführt hatten, zur Grundlage meiner südskandinavischen (altdänischen) Heimatshypothese gemacht habe, immer mehr Zwischenglieder zwischen der Kultur der paläolithischen Periode Mitteleuropas und der neolithischen Kultur Altdänemarks gefunden wurden. Erst in den letztverflossenen Jahren sind, wie J. Mestorf im 43. Berichte des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel (Kiel 1904, S. 29) mitteilt, Stein- und Knochenartefakte eingeliefert worden, die eine überraschende Verwandtschaft mit dem Solutréen der Franzosen zeigen, und zu den von Sophus Müller in den Aarbögern vom Jahr 1896 veröffentlichten, von Menschenhand bearbeiteten Renntierstangen gesellen sich nun drei gleichartige aus Schleswig-Holstein, ein Beweis, daß der Mensch zugleich mit dem Renn nach dem Norden gezogen ist und dort zugleich mit dem Renn in der ersten Zeit der postglazialen Epoche, in der das nun gletscherfrei gewordene Schleswig-Holstein, sowie die dänische Landschaft das Bild einer Renntiersteppe oder Tundra mit arktischer Flora (Dryas octopeta usw.) gewährten, lebte. Und zwischen den wichtigen, von F. L. Sarauw in den Aarbögern vom Jahre 1903 beschriebenen Fund aus dem Maglemose bei Mullerup auf Seeland, der einem der Zeit der ältesten Muschelhaufen vorausliegenden Zeitabschnitt angehört, in dem zwar schon die Kiefer, Hasel, Ulme, Espe und Esche im Lande vertreten waren, aber noch die Eiche fehlte, und die ältesten Muschelhaufen schiebt sich jetzt der später gemachte, von Th. Thomsen und A. Jessen in den Aarbögern vom Jahre 1906 beschriebene Braband-Fund ein, der ein Bindeglied zwischen dem Funde aus dem Maglemose und den ältesten Muschelhaufen bildet. Und ebenso haben die in den Jahren 1893—1897 ausgeführten Untersuchungen neuer Muschelhaufen, darunter dreier aus der jüngeren Steinzeit, ergeben, daß nichts darauf hindeutet, daß sich ein neues Volk auf den untersuchten Wohnplätzen eingefunden hat, daß im Gegenteile alles darauf hinweist, daß die Muschelhaufen-Menschen mit den Trägern der Kultur der jüngeren Steinzeit in einem friedlichen Verkehr gestanden sind, woraus folgt,

daß sowohl die einen wie die andern einem und demselben Volksstamme angehörten, und daß die Kultur der jüngeren Steinzeit irgendwo im Lande selbst entstanden ist.

Durch die zahlreichen finnisch-ugrischen und indogermanischen Analogien kann weder bewiesen werden, daß die paläolithischen Bewohner Südrußlands Indogermanen waren, noch daß die Ursitze der Indogermanen und die Ursitze der Ugro-Finnen benachbart waren. Dieselben sind derart, daß man sie leicht erklären kann, wenn man annimmt, daß die Sprache der europäischen Ugro-Finnen zu einer Zeit, in der die Vorfahren der späteren Indo-Iranier noch in Europa eine Einheit bildeten, in ihrem Wortvorrat wie in ihrem grammatischen Bau eine starke Einwirkung seitens dieser erfahren haben. Daß aber die ugro-finnischen Stämme nicht so vollständig wie andere nicht-indogermanischen Elemente indogermanisiert worden sind, hat wohl darin seinen Grund, daß die Indogermanen im Osten Rußlands sich nicht als seßhafte Ackerbauern ausbreiteten, sondern, da sie in der Steppe Nomaden geworden waren, nomadisierend diese Gebiete durchzogen und mit den gleichfalls nomadisierenden Ugro-Finnen — auch die heutigen Finnländer waren früher Nomaden und lebten weiter im Osten — in Berührung kamen. Solche Berührungen haben zwar die Sprache der Ugro-Finnen stark beeinflußt und ihren physischen Typus infolge eingetretener Kreuzungen mehr oder weniger stark verändert, so daß der ursprüngliche mongoloide Typus durch Vermischung mit den blonden Dolichocephalen den Charakter eines Mischtypus erhalten hat, der sich zumeist in der Verschmälerung der Schädel und in dem häufigen Auftreten der hellen Komplexionen ausspricht, doch konnten sie nicht die Wirkung haben, daß dieselben ganz ihre Sprache aufgegeben und mit der Sprache der indogermanischen Wanderstämme vertauscht hätten.

Im übrigen sind die Ugro-Finnen nicht europäischen, sondern, wie ihr bester Kenner, Castrén (Ethnologische Vorlesungen über die altaischen Völker. Petersburg 1857, S. 89 fg.), nachgewiesen hat, hochasiatischen Ursprungs und haben sich erst nach der Eiszeit über das nördliche Asien sowie über den Osten und Norden Europas verbreitet. Auf sie gehen zurück die gleichartigen im nördlichen und mittleren Schweden, in Norwegen, Finnland, Nordrußland und Nordasien gefundenen Geräte von Stein und Knochen, die, was das Material und die Form anlangt, durchaus verschieden sind von den Steingeräten der anderen Länder Europas und eine eigene sogenannte arktische Gruppe in der europäischen Steinalter-Kultur bilden.

Wie wenig die indogermanischen Analogien, wie sie die ugro-finnischen Sprachen aufweisen, geeignet sind, die Schradersche Hypothese zu stützen, ergibt sich auch aus dem Umstand, daß Tomaschek, der zuerst auf Grund derselben die indogermanische Urheimat nach dem Osten Europas verlegte, dieser Anschauung nicht treu blieb, sondern sie, was Schrader entgangen zu sein scheint, in den letzten Jahren seines Lebens nach dem Gebiete der mittleren Donau verlegte, eine Ansicht, die aber ebensowenig wie die frühere begründet war.

VII.

Schrader hat auch eine Kritik der *anthropologischen Grundlagen* der Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen unternommen. Er findet, daß sie in einem „ganz offenbaren circulus vitiosus“ wurzeln. Diesen circulus vitiosus gibt derselbe mit folgenden Worten an: „Die Indogermanen sind von Nordeuropa ausgegangen.“ „Warum?“ „Weil sie dolichocephal, blond und groß waren.“ „Warum waren sie das?“ „Weil sie von Nordeuropa ausgegangen sind.“ Es stehe fest, daß Dolichocephalie, Blondheit und Größe nicht durch ein naturnotwendiges Band miteinander verknüpft seien, indem es ebensowohl brünette Dolichocephale wie blonde Dolichocephale gebe. Es spreche gerade auf indogermanischem Boden manches für die besonders von Nyström vertretene Anschauung, daß Dolichocephalie und Brachycephalie ein variables, von der Bodenbeschaffenheit und den menschlichen Beschäftigungsarten abhängiges Element darstelle. So seien unter den 34 dänischen Schädeln der jüngeren Steinzeit 10 brachycephal, 16 meso-, 8 dolichocephal, während die schwedischen Steinzeitschädel vorwiegend dolichocephal wären. Aber auch wenn man an die Stabilität des menschlichen Schädels glaube, ja wenn man die Indogermanen für reine Dolichocephale halte, würde darin noch nicht der geringste Beweis für ihre nordeuropäische Herkunft liegen. Wie sich J. Kollmann wiederholt ausgesprochen habe, hätten weder die Burgunder noch die Alemannen oder die Franken, noch die Völker, die ihre Toten in den Kurganen begraben haben, jemals nur aus Abkömmlingen einer und derselben europäischen Rasse, sondern stets aus mehreren europäischen Rassen bestanden, die neben- und untereinander gelebt haben, und daß jedes dieser Völker *zusammengesetzt* sei aus den Abkömmlingen reiner Rassen, also aus Lang- und Breitgesichtern, aus Lang- und Kurzköpfen, aus Blonden und Brünetten und aus Mischlingen dieser europäischen Rassen, die sich nach und nach aus der Kreuzung derselben entwickelt hätten.

Etwas besser stehe es mit der Beweisbarkeit der Prädikate blond und groß, die man dem Urvolk gegeben habe. Der bedauerliche Irrtum, der dabei immer wieder von zahlreichen Autoren begangen werde, sei nur der, daß sie jene Eigenschaften als einen fast ausschließlichen Besitz den Germanen beilegen. Vielmehr seien alle europäischen Nordvölker von den Alten als groß und als *μαλακό-*, *εὐϑύ-*, *λεπτό-* und *πυρρότριχες* geschildert worden. Gleichwohl hätten wir kaum ein Recht, uns das indogermanische Urvolk als eine völlig homogene blonde und große Menschenmasse vorzustellen. Selbst wenn man sich dasselbe als vorwiegend groß und hell vorstelle, liege nicht der geringste Grund vor, es deswegen gerade aus den „Germanenländern“ hervorquellen zu lassen.

VIII.

Man kann Schrader zugestehen, daß Dolichocephalie, Blondheit und Größe nicht durch ein naturnotwendiges Band miteinander verknüpft sind — gibt es doch auch hochgewachsene dolichocephale Neger —, und man kann ihm auch zugestehen, daß es seit der

neolithischen Periode kein Land in Europa gibt, in dem sich nicht die Anwesenheit von mindestens zwei Rassen nachweisen ließe, und doch ist damit nicht die Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen widerlegt, weil nicht widerlegt ist, daß es in Europa eine wohlcharakterisierte, sich von allen Rassen der Welt scharf abhebende Rasse gibt, die durch Millionen von Menschen vertreten ist, bei denen sich, soweit sie unvermischt geblieben und nicht entartet sind, folgende Eigenschaften in steter Verbindung finden: hohe Statur, kräftiger Körperbau, Blondheit der Haare, blaue Farbe der Augen, helle Hautfarbe, Leptoprosopie, Dolichocephalie, Leptorhinie und große Schädelkapazität. Alle diese Eigenschaften sind konstante Merkmale dieser Rasse, und Schrader hätte nicht nur von Kollmann lernen können, daß es seit der neolithischen Periode keine reinrassigen Völker in Europa mehr gibt, sondern auch, daß seit dem Diluvium die charakteristischen Merkmale aller Rassen unverändert geblieben sind, und daß alle Veränderungen im Knochenbau wie im Kolorit einer Rasse durch Vermischung mit anderen Rassen entstanden oder als Erscheinungen der Degeneration aufzufassen sind[1]). Selbst Nyström kann nicht unterlassen, in der von Schrader angezogenen Arbeit (Formveränderungen des menschlichen Schädels und deren Ursachen. Archiv f. Anthropologie, XXVII, 211—231), in der er durch Aufstellung einer neuen, aber wenig glücklichen Hypothese die Frage zu beantworten sucht, wie die Brachycephalie unter den brachycephalen Völkern sowie die Dolichocephalie entstanden ist, ausdrücklich die große Bedeutung der Vererbung hervorzuheben, durch die in unzähligen Fällen eine gegebene Schädelform — wie auch die Gesichtsform, Farbe der Haut, die Form des Haares usw. — als Rassenmerkmal fortgepflanzt worden sei.

Als Träger des Indogermanischen läßt sich nur eine Rasse annehmen, die als ein Bestandteil aller indogermanischen Völker der Vergangenheit und Gegenwart nachgewiesen werden kann. Als man daran ging, die Frage zu beantworten, welche Rasse unter den vielen indogermanische Sprachen redenden Rassen den meisten Anspruch habe, als die eigentliche indogermanische Rasse zu gelten, war es von vornherein klar, daß das indogermanische Urvolk nicht alle diese Rassen umfassen konnte, die jetzt indogermanische Sprachen reden, und daß es einst eine Zeit gegeben haben müsse, in der in einem bestimmten Gebiet Rasse und Volk zusammenfielen, weil man annehmen muß, daß sich in einem und demselben Gebiete nur eine Rasse entwickelt haben konnte. Es wurde nachgewiesen, daß die Rasse, die man gewöhnlich — wenn auch unrichtig — als die germanische Rasse bezeichnet, als die Schöpferin und Trägerin des Indogermanischen zu gelten hat. Dies geschah auf Grund eines reichen osteologischen, ikonographischen und literarischen Materials, aus dem sich ergab, daß nicht nur die Urgermanen, sondern auch die Urslawen, Urkelten usw. blond, blauäugig, von heller Hautfarbe, dolichocephal, leptoprosop, von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau waren. Und so fand auch Chvojko an einer Fundstelle bei Tripolje in der Ukraina, also

---

[1]) Eine Zusammenstellung seiner diese Frage behandelnden Arbeiten hat Kollmann im Archiv f. Anthropologie, XXXIII, 226 gegeben.

im Gebiete der Schraderschen Urheimat, zwei schmale, extrem dolichocephale Schädel, wie auch 25 solche extrem dolichocephale Schädel in der Höhle Zlote Bilcze in Ostgalizien zusammen mit bemalter Keramik vom Typus vom Tripolje, die also der spätneolithischen Zeit angehören, gefunden worden sind (vergl. Píč, a. a. O. 250).

Diese Ansicht ist bis jetzt nicht widerlegt worden. Trotzdem ist sie noch nicht allgemein durchgedrungen, insbesondere nicht — aus leicht begreiflichen Gründen — in den romanischen Ländern. Aber auch deshalb nicht, weil man bei dieser Annahme eine Reihe von anthropologischen, archäologischen und historischen Tatsachen nicht erklären zu können glaubte. So könne nach E. de Michelis (L'origine degli Indo-Europei. Torino 1903) von den drei Grundrassen Europas — der kleinen dunklen dolichocephalen Rasse der drei südeuropäischen Halbinseln, der großen blonden dolichocephalen Rasse Nordeuropas und der mittelgroßen dunklen brachycephalen Rasse Mittel- und Osteuropas in jener Gestaltung, die als der sogenannte slawo-keltische Typus bekannt sei — nur die letztere als diejenige Rasse betrachtet werden, die in Europa und zwar in dem im Westen und Süden von der Donau, im Norden von den Karpathen und im Osten vom Dnjepr begrenzten Teil Mitteleuropas die indogermanische Grundsprache geschaffen und von diesem Gebiete aus, das demnach als die eigentliche Heimat des indogermanischen Urvolkes anzusehen sei, zur Bronzezeit und zur Zeit des beginnenden Eisenalters zugleich mit der Sitte der Leichenverbrennung nach den Nachbargebieten verbreitet und die daselbst befindlichen Völker anderer Abstammung indogermanisiert habe. Sei auch Europa als Heimat des indogermanischen Urvolkes zu betrachten und nicht Asien, so sei es dennoch seiner physischen Abstammung nach asiatischen Ursprungs und von der großen turanischen Rasse Asiens nicht zu trennen. Aus Asien seien ein oder mehrere Stämme dieser Rasse über Kleinasien in der Uebergangszeit zwischen der paläolithischen und neolithischen Periode nach Europa gekommen, und hier sei in dem vorhin bezeichneten Gebiete, in dem sich seit den ältesten Zeiten die Dolichocephalen des Nordens und des Südens Europas begegnet und vermischt hätten, im Laufe der viele Jahrhunderte umfassenden neolithischen Periode durch den Einfluß des Milieus und durch Vermischung mit diesen Dolichocephalen eine Umbildung des ursprünglichen turanischen Typus zu dem von ihm als indogermanisch betrachteten slawo-keltisch-iranischen Typus vor sich gegangen. Hier sei auch unter Mitwirkung der einheimischen europäischen Dolichocephalen die Sprache und Kultur des indogermanischen Urvolkes, in dem allerdings die asiatischen brachycephalen Elemente überwogen, entstanden. Nur wenn man annehme, daß das indogermanische Urvolk diesen Typus hatte, und daß erst die Verbreitung der indogermanischen Sprache und Kultur zugleich mit der Sitte der Leichenverbrennung in der Metallzeit erfolgte, erkläre sich bei dem Umstand, daß Europa in der neolithischen Zeit überwiegend von Dolichocephalen bewohnt war, die sonst unerklärliche Tatsache, daß seit der Bronzezeit die Brachycephalie in Ländern vorherrschend wurde, in denen, wie z. B. in Süddeutschland, in der Schweiz, in Frankreich, sich niemals nord- und mittelasiatische Völker zu bleibendem Aufenthalte niedergelassen hätten.

Aehnliche Ansichten wie Michelis hat auch Píč (a. a. O. 377 fg.) ausgesprochen. Auch er findet, daß die Spitze des Problems darin liege, wieso es komme, daß die Bevölkerung des heutigen Europas zum großen Teile die Brachycephalie aufweise, während es doch keinem Zweifel unterliege, daß die Urbewohner Europas, das Volk der Hockerskelette, bis auf kleine Inseln dolichocephal war. Es gehe aus der archäologischen Schichtung klar hervor, daß zu dem seinem Ursprunge nach europäischen, in Kulturgruppen geteilten Volke der Hockerskelette ein neues Volk gleichfalls in Gruppen aus Asien hinzugekommen sei, welches gleich bei seinem ersten Erscheinen in Europa durch die Kenntnis der Metalle und durch teilweise oder überwiegende Leichenverbrennung charakterisiert sei; dieses neue Volk sei der Urheber der heute in Europa überwiegenden Brachycephalie. Dieses Volk sei das eigentliche indogermanische Volk. Die neuen Ankömmlinge hätten sich unter dem angesiedelten Urvolke niedergelassen und, nachdem sie an Ausdehnung und numerischer Stärke gewonnen, hätten sie Europa ihren Typus aufgedrückt, und das einheimische nichtindogermanische Volk der Hockerskelette sei entweder verdrängt worden oder der Waffengewalt unterlegen. Letzteres habe dann auch die Sitte der Leichenverbrennung und auch die Sprache des neu angekommenen Volkes übernommen, habe sich mit demselben vermischt und sei nach und nach verschwunden.

In manchen Punkten von den soeben dargelegten Ansichten abweichend hat E. Houzé im ersten Teile seines „L'Aryen et l'anthroposociologie“ (Bruxelles et Leipzig 1906) seine Anschauungen über unsere Frage entwickelt. Es sei unmöglich, unter den verschiedenen Rassen, die indogermanische („asio-europäische“) Sprachen reden, eine festzustellen, auf die als Schöpferin die indogermanische Grundsprache zurückgeführt werden könne; den geringsten Anspruch hierauf habe die blonde Rasse Nordeuropas, deren die Küstenländer der Ostsee bewohnende Völker am längsten in der Kultur zurückgeblieben seien; es sei widersinnig, von ihnen, deren kulturelle Entwicklung durch die Beschaffenheit des Milieus solange gehemmt worden sei, anzunehmen, sie hätten in irgendeiner Epoche der Vergangenheit die Kultur gefördert; es hätten im Gegenteil ihre Einbrüche in fremde Länder auf die kulturelle Entwicklung derselben entweder vernichtend oder doch hemmend eingewirkt; ebenso sei es wenig wahrscheinlich, daß die um die Ostsee wohnenden Barbaren die ersten gewesen seien, die ein Idiom der „asio-europäischen“ Sprachfamilie gesprochen hätten. Die blonde Rasse erscheine übrigens erst in der Uebergangsperiode zwischen der Bronze- und Eisenzeit; er nennt sie deshalb den „Hallstätter Typus“, der sich vielleicht aus dem Neandertal-Typus entwickelt habe. Aelter, jedoch keineswegs vor der neolithischen Zeit erscheinend, sei der brachycephale Typus von wahrscheinlich asiatischer Herkunft, der den zweiten dolichocephalen Typus Südeuropas von dunkler Komplexion von den blonden Dolichocephalen des Nordens trenne. Dieser dunkle dolichocephale (mittelländische) Typus Südeuropas, der ein wesentlich europäischer und nicht ein afrikanischer Typus sei, sei einer der Hauptfaktoren der ägäischen, ägyptischen, griechischen und römischen Kultur gewesen. Gegen die Annahme, daß die Indogermanen aus Asien gekommen seien und von dort die Nutzpflanzen

und Haustiere, sowie die Bronzetechnik mitgebracht hätten, sucht Houzé den Nachweis zu führen, daß Getreidearten in Europa bereits seit dem Ende der Quartärzeit angebaut worden sind, daß diese auf einheimische Arten zurückgehen, sowie daß ihr Anbau nach und nach erfolgt sei, ebenso daß gleichfalls die Haustiere allmählich gezähmt worden seien, und daß alle europäischen Haustiere der neolithischen Zeit in europäischen Wildformen der Quartärzeit ihre Vorfahren haben; während der neolithischen Zeit habe sich auch in Europa die Metallurgie in der Weise entwickelt, daß dem Kupfer die Bronze gefolgt sei.

Gegen die Anschauungen von Michelis wie auch die von Píč spricht zunächst der Umstand, daß es ganz und gar undenkbar ist, daß ein turanischer Stamm, von dem wir doch annehmen müssen, daß er keineswegs sprachlos war, sondern daß er jedenfalls eine eigene turanische Sprache hatte, nach seiner Ankunft in Europa diese Sprache aufgegeben und unter der Mitwirkung von Menschen anderer, gleichfalls nichtindogermanischer Rassen die indogermanische Grundsprache mit ihrer von den turanischen Sprachen und den Sprachen der mittelländischen Rasse stark abweichenden Sonderart entwickelt habe. Gehört auch dem dunklen brachycephalen Typus die überwiegende Mehrheit der heutigen europäisch-indogermanischen Völker, so der Slawen, Franzosen, Norditaliener, Süddeutschen und Schweizer an, und ist dieser Typus auch unter den iranischen Stämmen Asiens, den Galtschas und Tadschiks, vertreten, so ist er bei anderen indogermanischen Völkern nur schwach oder gar nicht vertreten, was von um so größerer Wichtigkeit ist, als die Menschen dieses wie auch des mittelländischen Typus ganz im Gegensatz zu der blonden dolichocephalen Rasse Nordeuropas unter den klimatischen Verhältnissen aller indogermanischen Länder fortkommen und sich vermehren. Darin liegt auch der Grund, daß das numerische Verhältnis der einzelnen Rassenbestandteile in einem aus zwei oder mehreren Rassen zusammengesetzten indogermanischen Volkskörper auch ohne fremde Einwanderung sich nicht immer gleich bleibt, wie das Beispiel mehrerer Länder Europas während der historischen Periode zeigt; das natürliche und sozialpolitische Milieu kann im Laufe einiger Jahrhunderte ganz bedeutende Verschiebungen zuungunsten des einst vorherrschenden Rassenelementes herbeiführen[1]). Wie schwach ist heute nur noch das blonde Element in Italien trotz der noch in historischer Zeit stattgefundenen gallischen und germanischen Einwanderung vertreten! Aehnliche Vorgänge haben sich jedenfalls auch in andern von Indogermanen noch früher besiedelten subtropischen und tropischen Ländern abgespielt; ist doch die blonde Rasse trotz ihrer großen Expansionskraft nur in geringem Maße akklimatisationsfähig, und erscheint sogar in Mittel- und Osteuropa ihre Vitalität gegenüber der der dunklen brachycephalen Rasse als eine geringere. Es ist daher bei aus zwei verschiedenen Rassen zusammengesetzten Völkern aus dem Umstande, daß in späteren Zeiten eine Rasse als die numerisch stärkere sich zeigt, nicht ohne weiteres zu schließen, daß sie es

[1]) Auf die große sozialpolitische Bedeutung der fast unbemerkt vor sich gehenden Veränderung in der anthropologischen Struktur eines Volkskörpers habe ich bereits in der Vorrede zu meinen „Or. Ar." hingewiesen.

gewesen ist, auf die die nun beide Rassen verbindende gemeinsame Sprache zurückgeht, wie es verkehrt wäre, aus dem Umstande, daß das heutige Süddeutschland mehr dunkle Brachycephale als blonde Dolichocephale aufweist, den Schluß zu ziehen, daß die letzteren von ersteren germanisiert worden sind. Ebenso ist es undenkbar, daß die alten Germanen und die alten Gallier, bei denen weder ihr von den alten Schriftstellern geschilderter physischer Typus noch ihre sicher nachweisbaren nordischen Ursitze eine erhebliche Beimengung von dunklen brachycephalen Elementen zur Zeit ihres Eintritts in die Geschichte annehmen lassen, von letzteren ihre indogermanischen Sprachen erhalten haben. Im übrigen ist es unmöglich, die anthropologische Zusammensetzung der einzelnen indogermanischen Völker in der Periode der Leichenverbrennung zu bestimmen.

Es besteht ferner nicht der geringste Grund, die Sitte der Leichenverbrennung von Asien abzuleiten; sie konnte auch in Europa entstanden sein. Haben doch die Semiten sowohl wie die alten Aegypter ihre Leichname bestattet und nicht verbrannt. Ebenso liegen bestimmte Tatsachen für die Annahme vor, daß die in Europa betriebene Kunst der Metallbereitung und Metallverarbeitung eine Erfindung dieses Erdteils ist.

Auf wie schwachen Füßen diese ganze Lehre, daß wir in dem dunklen brachycephalen Typus den eigentlichen indogermanischen Typus zu sehen und Asien als die Urheimat der Indogermanen zu betrachten haben, steht, ergibt sich schon allein aus dem Umstande, daß Ch. de Ujfalvy, der auf drei im Auftrage der französischen Regierung unternommenen wissenschaftlichen Reisen die genaueste Kenntnis der anthropologischen Verhältnisse Zentral-Asiens erlangt hat, später diese Lehre aufgegeben und sich vollständig in seinem im Jahre 1896 veröffentlichten Hauptwerke „Les Aryens au nord et au sud de l'Hindoukouch“ zu der Lehre bekehrt hat, die die Urheimat der indogermanischen Völker nach dem Norden Europas verlegt und in der großen blonden dolichocephalen Rasse Nordeuropas jene Rasse erkennt, welche wir als die eigentliche Schöpferin und Trägerin der indogermanischen Ursprache zu betrachten haben, nachdem er im Jahre 1884 in seiner in der „Revue d'anthropologie“ erschienenen Besprechung meiner „Or. Ar.“ die von mir aufgestellte Hypothese von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen bekämpft und die alte Ansicht von der zentralasiatischen Herkunft derselben mit neuen Gründen zu stützen versucht hatte, einer Besprechung, auf Grund deren Schrader noch in dieser Auflage (I, 115) Ujfalvy als einen Hauptgegner meiner Hypothese hinstellt. Allein diese neuen Gründe waren ebensowenig wie die früher vorgebrachten Argumente geeignet, die alte Ansicht zu stützen, wie ich in der Einleitung zu meiner „Herkunft der Arier“, S. VI fg., eingehend darzutun unternommen habe. Tatsächlich liegen aber auch schon bei den indogermanischen Völkern des Hindukusch, wie später Ujfalvy selbst erkannt hat, die linguistisch-anthropologischen Verhältnisse so, daß sie sich nur auf Grund der neuen Hypothese erklären lassen. Die Idiome aller dieser sowie der ihnen sprachlich verwandten Stämme zeigen besonders auf den früheren Stufen ihrer Entwicklung eine so nahe Zusammengehörigkeit, daß man dieselben bekanntlich zu einer

eigenen Sprachgruppe — der indo-iranischen — vereinigt hat; andererseits sind die im Norden des Hindukusch lebenden iranischen Stämme anthropologisch ganz verschieden von den im Süden dieses Gebirges lebenden indischen Stämmen: erstere sind brachycephal und gleichen in ihrem physischen Habitus den gleichfalls indogermanische Sprachen redenden mittelgroßen dunklen Brachycephalen Europas, weshalb auch Ujfalvy nach dem Vorgange anderer Forscher diesen Typus früher für den eigentlichen indogermanischen gehalten hat; letztere sind dolichocephal. Doch zeigen Inder wie Iranier in anthropologischer Hinsicht einen gemeinsamen Zug; bei beiden finden sich noch heute, wenn auch nur äußerst selten vereinigt — so begegnete Ujfalvy selbst solchen Individuen von ganz nordeuropäischem Aussehen sowohl unter den Tadschiks Zentralasiens wie unter den Panditen Kaschmirs — die Merkmale der nordeuropäisch-indogermanischen Rasse: hoher Wuchs, blondes Haar, blaue Augen, helle Hautfarbe, Leptoprosopie, Dolichocephalie und Leptorhinie; öfter finden sich dieselben infolge der Vermischung der eingedrungenen Indogermanen mit der Urbevölkerung vereinzelt und zwar um so häufiger, je weiter wir in der Geschichte dieser Völker zurückgehen, wie dies die ikonographischen Denkmäler aus alter Zeit bezeugen. Seither stellte es sich auch Ujfalvy bis zu seinem Tode zur Aufgabe, auf solche ikonographischen Behelfe (Münzen, Medaillen, Kameen, Basreliefs, Büsten, Statuen, Malereien) und literarische Daten gestützt, die verschiedenen Evolutionen des „arischen" (indogermanischen) Typus durch zahlreiche Jahrhunderte hindurch zu verfolgen und Vergleiche mit jenen Völkern aufzustellen, die, mit „arischem" (indogermanischem) Blute mehr oder weniger vermischt, Zentralasien und Indien bewohnen, und bei denen er anthropologische Messungen anzustellen Gelegenheit hatte. Und so entstand eine Reihe höchst verdienstvoller Arbeiten, deren Titel ich in meinem Nachruf auf Ujfalvy (Mitteil. d. Wiener anthropol. Ges., XXXIV, 182) zusammengestellt habe.

Auch Houzé ist es nicht gelungen, die Ansicht zu widerlegen, daß wir in der blonden Rasse die Schöpferin der indogermanischen Grundsprache, sowie der über ganz Europa verbreiteten, ein gemeinsames Gepräge tragenden neolithischen Kultur, deren in den altdänischen Landen erfolgte Schöpfung von der besonderen Energie und Tüchtigkeit ihrer Bewohner zeugt, wie auch der hochentwickelten Kultur Indiens, Persiens, Griechenlands und Italiens zu sehen haben. Daß die im Norden Europas zurückgebliebenen Indogermanen so spät zu einer höheren Kultur gelangt sind, hat darin seine Ursache, daß die unerläßlichen Vorbedingungen hierzu lange gefehlt haben: die Bildung von Staaten mit ihren auf den natürlichen Unterschieden der Menschen aufgebauten sozialpolitischen Gliederungen, die von den Indogermanen erst dann geschaffen wurden, als sie, nach der im Anfange wachstumsähnlich erfolgten Ausbreitung, von einzelnen Gebieten aus infolge von Uebervölkerung in geschlossenen, organisierten Massen den Weg der Eroberung betraten. Daß die erobernden und Staaten bildenden Indogermanen infolge ihrer geistigen und körperlichen Veranlagung vor allen andern Rassen besonders befähigt waren, die Kultur eines Landes auf die höchste Stufe zu erheben, ergibt sich schon allein aus der Tatsache, daß gegenwärtig diejenigen Staaten, in denen das

eigentliche indogermanische Element den numerisch stärksten Bevölkerungsbestandteil bildet, an der Spitze der Kultur stehen, wie umgekehrt jene Länder, in denen es großenteils oder ganz erloschen ist, von ihrer früheren politischen und kulturellen Höhe herabgesunken sind. Und nehmen wir nicht an, daß die indogermanischen Sprachen in vorgeschichtlicher Zeit von Menschen der blonden Rasse verbreitet worden sind, welche Rasse soll sie denn verbreitet haben, da die zur mediterranen Rasse gehörenden Urbewohner der drei südeuropäischen Halbinseln, die physisch der indogermanischen Rasse am nächsten stehen, ebensowenig wie die Mongoloiden Europas vor ihrer Indogermanisierung nichtindogermanische Sprachen gesprochen haben.

Die anthropologischen Grundlagen der Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen wurzeln keineswegs, wie Schrader behauptet, in einem „ganz offenbaren circulus vitiosus". Als ich seinerzeit die Heimat des indogermanischen Urvolkes nach dem Norden verlegte, tat ich das nach dem Vorbilde der Botaniker und Zoologen, die gleichfalls die Heimat einer Art dorthin verlegen, wo sie am kräftigsten und zahlreichsten vorkommt, nicht aber deswegen, weil ich glaubte, daß die blonde Rasse dort entstanden ist — wie allerdings auch behauptet worden ist — aber auch aus dem Grunde, weil der skandinavische Norden wie die benachbarten Länder durch alle historischen Perioden hindurch bis zur Gegenwart das Ausstrahlungszentrum zahlreicher indogermanischer Völker waren, was von den im Norden und Westen des Schwarzen Meeres gelegenen Ländern nicht gesagt werden kann. Ihre charakteristischen Eigenschaften hat aber die blonde Rasse unter dem Einfluß von klimatischen Faktoren erhalten, wie sie in der quartären Eiszeit in den nicht vergletscherten Teilen Mittel- und Westeuropas herrschten, worüber auf meine Ausführungen in meiner „Entstehung d. neolith. Kultur Europas" (S. 8 fg.) verwiesen sein möge.

Als die Vorfahren des indogermanischen Urvolkes nach dem Ende der Eiszeit zugleich mit dem Renn nach dem nun gletscherfrei gewordenen Norden zogen — als Menschen einer vollentwickelten Rasse und auch nicht als homines alali —, waren sie nicht die einzigen Einwanderer. Denn in postglazialer Zeit erscheinen zum erstenmal in Europa Menschen der vorhin erwähnten dunklen brachycephalen (mongoloiden) Rasse Asiens, die heute einen so bedeutenden Bestandteil der Bevölkerung Europas ausmacht und die in jener Zeit sich auch — wenn auch wahrscheinlich in sehr geringer Zahl — nach den südskandinavischen Ländern verbreitet hat und dort mit den Menschen der blonden Rasse zusammengekommen ist. Ihre Anwesenheit ist aus dänischen Gräbern der neolithischen Zeit nachgewiesen worden, allerdings nicht in so großer Zahl, wie sie Schrader angibt. Denn die von ihm nach Nyström mitgeteilten Ziffern entsprechen nicht den tatsächlichen Verhältnissen, wie sie die Untersuchungen H. A. Nielsens (Bidrag til Danmarks forhistoriske befolknings — særligt stenalderfolkets — antropologi. Aarböger, 1906, S. 237—318) ergeben haben. Dieser fand, daß von den 119 aus dem Steinzeitalter erhaltenen Schädeln 83 — also 70 pCt. — dolichocephal waren. Aber auch die 36 brachycephalen Schädel — 30 pCt. — ergeben, für sich genommen, nur einen mittleren Index von 82, der um einige Einheiten niedriger

ist, als ihn die ungemischten kurzschädeligen Völker aufweisen. Nielsen erklärt wohl mit Recht die leichten Uebergänge, die bedeutende Anzahl von Schädeln, deren Indices auf die Ziffern 78 und 79 (bei den dolichocephalen) und auf die Ziffern 80 und 81 (bei den brachycephalen) entfallen, durch die Annahme einer alten Vermischung zwischen den zwei das Land bewohnenden Rassen. Es kann diese Annahme einer alten Vermischung um so leichter gemacht werden, als jedenfalls zwischen der Zeit der Entstehung der Riesenstuben und dem Erscheinen der beiden Rassen auf dänischem Boden ein sehr langer Zeitraum verstrichen ist. Die oben erwähnte Entstehung der finnisch-ugrischen Mischvölker findet hier ein Gegenstück, nur mit dem Unterschiede, daß die Vermischung der Ugro-Finnen mit indogermanischen Elementen in eine spätere Zeit fiel, und in Dänemark die indogermanische Rasse stets weitaus stärker vertreten war[1]). Im übrigen weist das Bild, das Nielsen (S. 297) von der Statur, dem Körperbau sowie dem Gehirn- und Gesichtsschädel der neolithischen Bewohner Dänemarks entwirft, alle kennzeichnenden Merkmale dieser Rasse auf, wie dieselben Merkmale auch die gleichzeitige Bevölkerung Schwedens zeigt.

Ist es schon ganz undenkbar, daß in unmittelbarer Nähe der angeblichen nord- und westpontischen Ursitze der Indogermanen sich ein zweiter, trotz einiger Uebereinstimmungen doch verschiedener Sprachstamm — der ugro-finnische — entwickeln konnte, bei dem stets das dunkle mongoloide, im Innern Asiens wurzelnde Element überwog, so kommt noch der Umstand hinzu, daß gewisse Tatsachen, die ich im „Ausland“, 1891, Nr. 10, S. 192 zusammengestellt habe, darauf hinweisen, daß wir jedenfalls mit größerem Recht das südliche, zur Quartärzeit sicher schon bewohnte Rußland als Urheimat der dunkelhaarigen Kaukasier, die nach den Untersuchungen E. Chantres (Bell. Soc. d'anthrop. de Paris, 1888, p. 217) ursprünglich gleichfalls dolichocephal waren, als als Urheimat der Indogermanen in Anspruch nehmen können. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß die kaukasische Völkerfamilie ebensowenig wie die andern Sprach- und Völkerfamilien angehörenden Stämme, wie z. B. die Osseten, von allem Anbeginn im Kaukasus seßhaft waren, sondern daß sie sich, verdrängt von anderen Völkern, dorthin geflüchtet haben. Ebensowenig ist es möglich anzunehmen, daß sich unter dem Einfluß ein und derselben klimatischen Faktoren die charakteristischen Merkmale der Kaukasier und der indogermanischen Rasse entwickelt hätten.

Aus diesen Darlegungen geht hervor, daß Schrader weder die Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen widerlegt, noch seine Lehre von ihrer nord- und westpontischen Urheimat begründet hat.

---

[1]) Auf diesen anthropologischen Tatsachen wie auf den ugro-finnisch-indogermanischen Uebereinstimmungen beruhte die von Isaac Tylor (The origin of the Aryans) aufgestellte Hypothese, nach der der sog. slawo-keltische Typus, der mit dem ugro-finnischen Typus übereinstimme, der eigentliche indogermanische Typus sei, und nach der sich die indogermanischen Sprachen aus den ugro-finnischen entwickelt hätten.

Neue biologische Grundlagen der Soziologie.

C. H. de Méray.

II. Morphologie[1]).

Es läßt sich erweisen, daß für den Ursprung und die Entwicklung des menschlichen Gemeinschaftslebens, der Zivilisation, ganz dieselben morphologischen Gesetzmäßigkeiten gelten, wie sie schon im Leben der Zellen walteten, als aus ihnen ein lebendiger Komplex entstand. Dieser Nachweis soll uns im folgenden beschäftigen.

I.

„Es gibt in der Gruppe der Protozoen — sagt Schaper (Ueber die Zelle) einige Organismen, die sowohl als einzellige wie auch als mehrzellige Individuen auftreten können. Wir sehen in diesem Falle das einzellige Individuum, obgleich für sich allein zu selbständigem Leben befähigt, sich häufig mit mehreren Individuen seiner Art zu lockeren Zellverbänden vereinigen, und zwar nicht selten in so typisch gesetzmäßiger Weise, daß letztere wieder als in sich abgeschlossene organische Individuen höherer Ordnung imponieren.“

Schon dieses Uebergangsstadium vom Bakterienleben zum höheren Zellenleben, aus dem der einfachste Zellenverband zu einem selbständigen Organismus hervorging, können wir an der Grenze des tierischen und menschlichen Lebens wiederfinden. Denn auch die niedersten Menschenverbände waren derart, daß ihre noch halb tierischen Mitglieder sowohl ein selbständiges tierisches Einzelleben führen, wie auch schon zu einfachsten gesellschaftlichen Gebilden zusammentreten konnten. „Bald schart man sich zu kleinen Rudeln oder größeren Herden zusammen, bald trennt man sich wieder“, wie Bücher (Entst. d. Volkswirtsch.) sich ausdrückt. In Zentral-Kalifornien sollen nach Bancroft noch unzählige solcher kleiner Herden zerstreut sein. „Es soll freilich nicht geleugnet werden, daß auch schon an dieser Kulturstufe hier und da schwache Ansätze zu einer gewerblichen Arbeitsteilung vorkommen“, bemerkt Große (Die Formen d. Fam. u. d. F. d. Wirtsch.), was eben der obigen physiologischen Bestimmung entspricht. Von den Bushmans bemerkt Liechtenstein (Reisen im südl. Afrika), daß sie einen Stammesverband überhaupt noch nicht zu kennen scheinen, und daß man sie stets in Banden von wenigen Köpfen antrifft. Das sind also Uebergangsstadien zu jener höheren Formation des Zusammenlebens, wo wir schon einen gewissen typischen morphologischen Bau finden werden. Diese Daten stimmen auch mit dem, was Metschnikoff (Untersuch. üb. d. intrazellulare Verdauung wirbelloser Tiere) über den Ursprung der Organismen sagt: „die meisten Embryologen nehmen übereinstimmend an, daß die Metazoen am ehesten von solchen Protozoen abstammen, welche die größte Aehnlichkeit mit den heute lebenden, koloniebildenden Monaden haben“. Jene niedersten Wilden gleichen durchaus solchen koloniebildenden Monaden.

---

[1]) Vergl. den ersten Aufsatz in Nr. 10 des vorigen Jahrg. d. Ztschr.

„Zwischen den hier gekennzeichneten mehrzelligen Organismen — fährt Schaper fort — sind die in den Zellverband eintretenden Zellen für gewöhnlich ihrer physiologischen Individualität nicht verlustig, insofern jede einzelne derselben, aus dem Verbande herausgerissen, noch zu weiterem Leben befähigt ist, während in höheren Organismen die Zellen zu einer morphologischen Einheit im Dienste des Ganzen umgewandelt sind."

Es ist leicht zu erkennen, daß dies auch für die Urmenschen zutrifft. Auch sie sind ihrer tierischen, physiologischen Individualität noch nicht verlustig; auch sie können aus ihrem Verbande austreten und als Tiere weiter leben, während die Individuen höherer Kulturstufe sich schon zu einer morphologischen Einheit ihres Gemeinwesens umgewandelt haben, außerhalb dessen sie kein selbständiges Leben führen können[1]).

Die Eigenschaft der „morphologischen Einheit" entwickelt sich von hier aus sowohl bei den Zellen, wie auch bei den Urmenschen. Es entstehen die höheren Organisationsstufen, in denen beide immer mehr zu zweckdienlichen Elementen des höheren, aus ihnen zusammengesetzten Organismus werden. Und zwar finden wir hier auf den niedersten Stufen des physiologischen Lebens die zentrische Formation, den zentrischen Zusammenbau der Zellen. Nach Haeckel (Gen. Morphologie) zentromorphe, nach Hertwig (Zoologie): I. Homaxone, II. Monaxone Formationen. Daß tatsächlich diese zentrische Form die Urgestalt aller späteren Organismen war, geht schon daraus hervor, daß in unserer embryonalen Entwicklung dieser geometrisch reine, zentrale Bau das erste Stadium ist. Die Gastrulaformen (Hatschek, Butschli, Haeckel) sind reine Typen dieser Urstufe.

Warum zuerst solche zentrische Formationen sich ausgebildet haben, können wir heute nach den Forschungsergebnissen der Zellenphysiologie und besonders nach den bedeutenden Arbeiten Metschnikoffs schon erklären.

Wir sahen im vorigen Aufsatz, daß der physiologische Hauptunterschied zwischen den Bakterien und den höheren Zellen der ist, daß die Bakterien zu einem gegenseitigen Austausch ihrer Produkte noch nicht fähig sind. Dem gegenüber fängt das Leben der höheren Zellen eben damit an, daß sie ihre Produkte austauschen können, und diese Tauschvorgänge, welche immer ständiger, ausgeprägter und vollkommener werden, verbinden sie miteinander, machen das Leben der einen Zelle von dem der anderen abhängig, und so werden sie zu morphologischen Einheiten ihres Komplexes.

Wir haben also hier ganz dasselbe Verhältnis, wie unter Tieren und Menschen, von denen die ersteren noch keinen Austausch ihrer Produkte bewirken können, während das Leben der letzteren eigentlich damit beginnt. Sehr bezeichnend sind diesbezüglich die Beobachtungen

---

[1]) In meinem vorigen Aufsatz (Jahrg. VI, Nr. 10 d. Z.) habe ich schon erwähnt, daß wir uns zwar vorstellen können, daß Kulturmenschen, aus ihrer Zivilisation losgelöst, weiter zu leben imstande sind, daß wir aber in der Natur keine solchen losgelösten Kulturmenschen vorfinden, und daß sie nur unter ihren eigenen kulturellen Beziehungen, aber nicht mehr tierisch zerstreut leben können. Ich erinnere in diesem Zusammenhange auch an den früher dargelegten physiologischen Unterschied zwischen Tierstaaten und menschlichen Zivilisationen.

H. de Parvilles an dem Schimpansen des Pariser zoologischen Gartens. Dieses dem Menschen am nächsten stehende Tier sammelt schon die verschiedensten Gegenstände, ebenso wie nach Panckrow (Betracht. üb. d. Wirtschaftsleb. d. Naturvölk.) die Urmenschen eifrige Sammler waren. Jener Schimpanse hatte sogar in seiner Sammlung eine Glasscheibe und ein Stück schwarzes Tuch, von denen man nicht wußte, wozu er sie brauche, bis man merkte, daß er das schwarze Tuch unter das Glas legte, sich auf diese Weise einen Spiegel herstellte und sich darin betrachtete. Damit bewies er also schon eine ungewöhnliche Intelligenz und Erfindungsgabe, die ihn fast auf die Stufe des Menschen erhob. Jedoch ist uns kein Fall bekannt, wo Tiere ihre Erzeugnisse auch in Tausch gegeben hätten, während bekanntlich der Tausch der Erzeugnisse schon auf den niedrigsten Menschenstufen beginnt[1]).

Die Bakterien, ebenso wie die höheren Lebewesen können sich Stoffe, die einen Wert für sie haben, nicht durch Tausch verschaffen, sondern nur durch Aneignung, durch Raub von anderen.

Diese ihre Eigenschaft vererben die Einzelligen, die den Bakterien nahe stehen, ebenso, wie die Menschen, die sich noch kaum über die Tierstufe erhoben haben; und erst langsam, allmählich entwickelt sich bei ihnen die neue Eigenschaft, die Tätigkeit des Austausches der Produkte.

Allerdings, wenn diese neue Eigenschaft bei den ersten Zellen, die nicht mehr Bakterien sind, und bei den ersten Menschen, die nicht mehr Tiere sind, beginnt, dann tritt sie gegenüber den voll entwickelten ererbten Bazillen- resp. tierischen Raubeigenschaften noch ganz zurück.

Ebenso beginnt, wo diese Elemente sich zu einem Organismus zusammenfügen, zwar schon ein schwacher Stoffwechsel unter den Zellen oder unter den Menschen, aber ihre Haupteigenschaft bleibt doch der Raub. Metschnikoff hat gezeigt, daß ursprünglich alle Zellen des Körpers „phagocytär" waren, d. h. fressende, und sich erst im Laufe der Entwicklung zu arbeitenden, zu produktiven, zu stoffwechselvermittelnden differenzierten. So waren auch die Menschen ursprünglich nur raubende, einander selbst auffressende, ihr Hab und Gut, ihre Kulturstoffe, ihre Kulturprotoplasmen gegenseitig ohne Tausch an sich reißende Individuen, und nur allmählich differenzierten sie sich zu produktiven und mit ihren Produkten Tausch treibenden Wesen.

In ihrem ursprünglichen primitiven Verbande erscheinen also die Menschen durch diese ihre „phagocytäre" raubende, selbst mordende Tätigkeit miteinander in Beziehung. „Wo und wann er vermag, da nimmt der Wilde — schreibt Panckrow — was er nehmen kann; das ist der wahre Kommunismus der Urzeit." „Körperliche Behauptung oder physische Ueberlegenheit gilt als Besitztitel. In diesem Stadium treffen wir noch heute nach den Schilderungen von Lumholz die australischen Eingeborenen. Noch im frühen germanischen Mittelalter fand nicht selten anläßlich eines Diebstahles ein regelrechter Zweikampf zwischen Dieb und Bestohlenem statt. Ganz natürlich, — denn „nach der ursprünglichen Auffassung erlischt mit der Fähigkeit der

[1]) Vergl. Somló, Austausch der Güter in den einfachsten Gesellschaften.

Behauptung auch das Recht des Besitzes“. Dieselbe Beziehung waltet zwischen den Zellen mit ihrer „phagocytären“ Tätigkeit.

II.

Unter solchen Umständen sind natürlich nur jene Individuen fähig, im primitiven Verband zu leben, die dieser „phagocytären“ Tätigkeit auch widerstehen können. Diese Widerstandsfähigkeit ist ihre Lebensbedingung. Ein jedes Individuum muß da das höchste leisten, um sich zu behaupten. Unablässig muß der Einzelne sich wehren, unablässig muß er dem anderen entreißen, soviel er kann. Es herrscht eine stete Kampfbereitschaft; sie wird zum Lebensziel, also zum wichtigsten Faktor in den niederen Kulturen.

In einem solchen Verbande, unter dieser ewigen gegenseitigen „phagocytären“ Spannung können natürlich nur solche Individuen leben, die einander an Widerstandskraft ungefähr gewachsen sind. Die schwächeren werden niedergemacht, ausgeschieden. So bemerken wir auch bei den niedersten Tieren unter dem Mikroskop eine auffallende geometrische Uebereinstimmung der Zellen, die ihrer annähernd gleichen Lebensenergie entspricht. Dementsprechend wirkt auch die Auslese unter den Menschen der niederen Kulturen, indem nämlich nur jene erhalten bleiben, die den übrigen gewachsen sind.

So müssen also normalerweise in einem primitiven Zellenverband immer nur gleiche, einander gewachsene Individuen vorkommen, da ja die schwächeren unterliegen müssen. Schwankungen kommen aber bezüglich dieser gleichen Lebensenergie immer vor, und dadurch wird das normale Gleichgewicht bald für diese, bald für jene Zelle aufgehoben. Wird sie auch nur momentan geschwächt oder aus irgendeinem Grunde ihren Nachbarn unterlegen, so ist ihr Leben in Gefahr. Es wird aber auch das Gleichgewicht des ganzen Verbandes beeinträchtigt. Denn einerseits hatte die jetzt unterliegende Zelle schon gewisse, wenn auch noch so geringe Funktionen in der Erzeugung von Produkten, die schon die Zirkulationsstoffe des ganzen Verbandes waren, und die nun ausbleiben und die Lebensfähigkeit der Gesamtheit benachteiligen. Anderseits hat diejenige Zelle, die sich das Protoplasma der ersteren aneignete, dadurch an Kräften gewonnen und bildet dadurch eine neue Gefahr für die anderen.

Die Mechanik der Natur ist aber wunderbar. Es brauchte nur eine Zelle lebhafter zu verspüren, daß bei dem Untergang einer Nachbarzelle auch ein Produktionsausfall eintreten müsse, der ihr und den übrigen nachteilig werden würde, und alsbald entstand ein Antrieb, eine Gegenaktion gegen die Zerstörung jener Zelle auszuüben. Die bloße Gefahr genügt ja schon, um einen solchen Reiz hervorzurufen; denn wir sahen schon früher, welche hochgradige Empfindlichkeit die Bakterien, Infusorien, Amoeben gegen Gefahren besitzen. Kurz, ein Reiz dieser Art konnte genügen, um irgendeine Zelle dazu zu veranlassen, dem gefährdeten Nachbarn beizustehen und mit ihm zusammen die Angreifer niederzuhalten. Hier haben wir den ersten Anfang einer Spezialisation der Zelltätigkeit, nämlich die Empfindlichkeit für eine Störung des Zellverbandes und die Einleitung einer Gegenaktion. Wenn wir dementsprechend bei den primitivsten Menschenverbänden sehen, wie es hauptsächlich die Alten sind, die diese Empfindlichkeit

besitzen und ihr „Gerechtigkeitsgefühl“ zum Schutze der übrigen walten lassen, dann scheint daraus hervorzugehen, daß die älteren Individuen eine erhöhte Fähigkeit zu dieser Beschützerrolle haben, was sich im allgemeinen daraus erklären mag, daß diese doch die entwickelteren und intelligenteren sind. So mag es auch wohl in den Zellenverbänden zugehen, wo diese Empfindlichkeit, und mit ihr die Spezialisationsfähigkeit, in einer höher entwickelten Zelle entsteht. Nun ist aber diese spezialisierte Funktion für alle diejenigen von Nutzen, die in Gefahr geraten können; die geleistete Hülfe kann sogar Lebensbedingung werden. Mit Rücksicht auf diese Funktion des gegenseitigen Schutzes ist dann diejenige Anordnung der Zellen die günstigste, bei welcher jede einzelne sofort eingreifen kann, wenn es not tut. Und diese morphologische Form ist eben die Kreisform, die zentrische Formation.

Nun wissen wir aber weiter, daß es bei diesen niedersten, zentrisch gebauten Organismen noch keine Stoffwechselapparate gibt, noch keine besonderen Nährstoffe zirkulieren, wie bei den höheren das Blut, sondern daß eine jede Zelle für sich den Stoffwechsel sowohl mit den Rohstoffen der umgebenden Natur, wie auch mit den benachbarten Zellen unmittelbar betreibt. Metschnikoff nennt diese Art der Verdauung ektoderme Verdauung, d. h. die ganze Oberfläche des Tieres verdaut. Jene Zelle aber, die eine zentrale Stelle einnimmt, kommt teils weniger dazu, sich derart zu ernähren, teils ist sie auch für eine andere Funktion in Anspruch genommen. Folglich kann sie nur dann leben, wenn sie von den anderen ihren Unterhalt empfängt. Je größer der Verband wird, je regeres Leben in ihm vor sich geht, um so notwendiger wird ihre Funktion zum Ausgleich der vorkommenden Differenzen. Je besser sie ernährt wird, um so ausgiebiger kann sie ihr entsprechen. Wo sie am besten ernährt wird, da ist die Organisation am wenigsten gestört, und folglich die kräftigste Entwicklung, die gesteigertste Lebensfähigkeit des Organismus vorhanden. Alle Gründe sprechen dafür, daß dieses zentrale Individuum mit seinen spezialisierten Tätigkeiten immer wichtiger für den Verband werde, und sich immer mehr zum Zentralapparat des ganzen Systems differenziere.

Diese Entwicklung des Zentralorgans dürfte aber ähnlich langsam vor sich gegangen sein, wie unter den Menschen. „In primitiven Verhältnissen hat der Häuptling, der oft ganz in den Hintergrund tritt, meist nur geringe oder gar keine Ansprüche auf besondere Einkünfte. Allenfalls fällt ihm ein ausgesuchtes Stück der Jagdbeute zu, und man sorgt allgemein für seinen Unterhalt“ (Schurtz, Grundr. e. Entstehungsgeschichte d. Geldes). In Nordafrika werden vielfach nur freiwillige Gaben eingesammelt, wenn der Häuptling es braucht (Pantitschke, Ethnogr. Nordostafr.). Bei den Indianern Brasiliens erhalten die Häuptlinge weder Abgaben, noch Geschenke, sondern nur einen größeren Anteil an der Beute (Martins, Rechtszustand). In Dahomeh (nach Ellis) macht der Fürst Plünderzüge im eigenen Land, oder hat Diebe im Gefolge, die auf seine Rechnung stehlen (Hutton, die Aschantis). Die Steuererhebung des Babulafürsten ist dagegen kaum mehr als eine organisierte Bettelei. „Fast überall indessen wird auf einem Umwege das Ziel erreicht, einen Teil der von Privatpersonen aufgesammelten

Besitztümer in die Hände der Häuptlinge zu bringen" (Schurtz). Die Form der Geldstrafen wird eine entwickeltere Art der Ernährung des Zentrums, „die in diesem Sinne auch der Anfang oder doch der Anstoß zur eigentlichen Besteuerung sind" (Schurtz). Freveltaten — also den Verband störendes Benehmen — werden mit körperlichen Strafen verfolgt, von denen man sich aber durch Lösegeld befreien kann. Dem Beschädigten wird Ersatz für seinen Schaden geleistet, aber der als Richter angerufene Häuptling nimmt einen Teil der gezahlten Buße für sich in Anspruch. Bisweilen fallen ihm sogar die Geldstrafen zu (Hagen, Battak). „Zugleich steigt das Ansehen des richtenden Häuptlings; die Gewohnheit bürgert sich ein, ihn durch regelmäßige Geschenke günstig zu stimmen, und hieraus bildet sich die wirkliche Besteuerung des ganzen Volkes aus" (Schurtz). Sind diese menschlichen Verhältnisse nicht eine Parallele zu dem physiologischen Vorgang, durch den sich die Ernährung des zentralen Apparats des einfachen Organismus auch im Tierreich entwickelt haben mag?

Je bedeutender jene zentrale Stelle wird, um so automatischer wirkt sie. Sie selbst organisiert sich zu einem Mechanismus, der immer mehr in das gemeinsame Leben eingreift. Sie wird mit Hülfsapparaten ausgestattet; neue Zellen reihen sich ihr an, die an den speziellen Funktionen des Zentrums teilnehmen, bis schließlich aus der ursprünglichen Zelle ein ganzes Organ heranwächst. — Ganz dasselbe geschieht auch mit dem Häuptling; seine Stellung entwickelt sich; — „neben den Häuptling treten nun auch andere Persönlichkeiten, deren Dienste erkauft werden müssen" (Schurtz). Allmählich wirkt auch diese Stelle automatisch, und das Fürstenzentrum wird ein förmliches Organ. Mag wer immer die Stelle einnehmen, das Organ funktioniert, wie es ausgebildet ist.

In dieser Weise wird dieses Zentrum zu einer Stelle, die mit dem ganzen Organismus verbunden ist, das Zusammenwirken regelt, die Störungen ausgleicht und die Einzelfunktionen zum Leben des Ganzen zusammenfaßt. Wir sahen aber, daß diese Einzelfunktion zunächst in jener phagocytären Tätigkeit besteht, die die Zellen aus ihrem Bakterienleben mitgebracht haben. Was sie also von der rohen äußeren Natur sich aneignen, verarbeiten sie in eigener Wirtschaft, und es besteht für den Anfang nur eine ganz spärliche Zirkulation der Stoffe. Es sind auch noch keine Stoffwechselwege und Organe vorhanden; auch ist das Zentrum noch kein Stoffwechselapparat. Es hatte sich für den Ausgleich der phagocytären Tätigkeit gebildet, und nur für diese Tätigkeit entwickelte sich seine Empfindlichkeit, sein „Sensorium", und nur für diese eine Wirkungsfähigkeit eine „motorische" Einwirkung auf die einzelnen Zellen. Da der ganze Organismus ein phagocytärer Organismus ist, so sind seine Gesamtwirkungen auch solcher Art, und zwar einheitlich vom Zentrum regiert.

Ganz dieselbe physiologische Natur haben auch die zentrischen Menschenformationen unter den Häuptlingen, Fürsten, Königen. Diese zentralen Funktionen sind auch nur für die „phagocytären" raubenden und mordenden Tätigkeiten entstanden, die aus dem früheren Tierleben ererbt wurden. Sie sind auch keine Stoffwechselorgane, keine Apparate für die Zirkulation der Produkte geworden, die anfangs überhaupt

noch sehr spärlich war. Nur für die raubende und mordende Tätigkeit der einzelnen, für die kriegerischen Funktionen haben sie eine sensorielle Fähigkeit erworben, und nur auf diese eine motorische Wirkung entwickelt. Auch in diesen primitiven Organismen erfolgt die Aufnahme der Rohstoffe der Natur und ihre Umwandlung zu Kulturstoffen durch eigene, private Hauswirtschaft, und nur weniges kommt in Zirkulation. Wo sich dann etwas bietet, was verzehrt, einverleibt werden kann, was angegriffen werden muß, oder wo ein Angriff abzuwehren ist, da entsteht auch hier ein rein phagocytäres Zusammenwirken: der ganze Organismus ist mit allen seinen Elementen dazu bereit, und das zentrale Organ, der fürstliche, der königliche Apparat, kann nur eine Art des Zusammenwirkens betätigen: die kriegerische.

Es ist ganz falsch zu behaupten, daß die kriegerische Tätigkeit, die kriegerische Organisation der Kulturen den Kriegen entstamme. Umgekehrt: aus der raubenden und mordenden Tätigkeit der primitiven Menschen erklärt es sich, daß sie keine andere Gesamtwirkung, keine andere Organisation vereinter Funktionen zustande bringen konnten, als die kriegerische, und daß für Gesamtwirkungen nur diese motorisch betätigt werden konnte.

Und das wichtige dabei ist, daß, so wie die zentrische Formation der niedersten Organismen mit der ererbten phagocytären Tätigkeit der Zellen zusammenhängt, auch die Häuptlings-, die fürstliche, die königliche, überhaupt die kriegerisch funktionierende zentrale Formation der Menschen damit zusammenhängt; daß darin noch die ererbten tierischen Eigenschaften vorherrschend sind, daß sie noch eine „phagocytäre“ und keine „produktive“ Lebensweise führen.

Aber auch in der Entwicklung der Zivilisationen tritt ebendasselbe ein, was in der Entwicklung der niedersten physiologischen Organismen zu beobachten ist, nämlich: daß die zentrische Formation sich auflöst; daß das für die phagocytäre Tätigkeit entwickelte zentrale Organ nicht mehr genügt; daß die Stoffwechselvorgänge immer komplizierter werden; daß in immer höherem Grade die produktive Tätigkeit der Zellen es ist, was dem Organismus seinen Zusammenhalt verleiht, und daß statt des ursprünglichen Zentralorgans für die phagocytäre Tätigkeit ein System des Stoffwechsels, eine Organisation der Zellenproduktivität, daß zentrale Apparate für die „arbeitenden“ Zellen entstehen müssen. Und es beginnt die Entwicklung der höheren Organismen, die Auflösung des zentrischen Systems, die Ausbildung der verschiedenen Stoffwechselorgane, die Unterordnung der Individuen unter diese, die Aufhebung ihrer Unterordnung unter das ursprüngliche, niederste Zentrum. Auch in der Entwicklung der Zivilisationen bildete sich diese Stufe aus, und zwar mit dem Hellenismus, dem unsere heutige Zivilisation entstammt, und ohne dessen physiologisches Verständnis wir gar nichts vom Wesen des heutigen Lebens begreifen können.

III.

Bevor wir aber zur Physiologie des Hellenentums übergehen, wollen wir untersuchen, wie diese Umwandlung des Organismus der

niederen Tiere zu dieser höheren Stufe vor sich geht, oder wenigstens was als Grund dieser Umwandlung festzustellen möglich ist.

Aus den klassischen Arbeiten Metschnikoffs, der mit den „die Genealogie der Metazoen" betreffenden Fragen sich beschäftigte, geht hervor, daß die Zellen, die anfangs alle phagocytär waren, sich später differenzierten, indem aus ihnen teils die organisierenden Elemente des Körpers wurden, teils die Leukocypten, d. h. freie, nicht an den Ort gebundene Zellen, die ihre phagocytäre Tätigkeit auch weiterhin bewahrten. Die ersteren differenzierten sich für die Lieferung der Stoffe, wie sie der Organismus bedarf, zu immer spezielleren Funktionen; sie entwickelten ihre ineinandergreifenden Prozesse, gruppierten sich nach ihren Arbeitsleistungen und bildeten ihre Ernährungswege aus; die letzteren hingegen blieben „mobile" Zellen, von denen z. B. Mouton (La digestion ch. l. Amibes) sagt, „sie führen die aktive Verteidigung des Organismus". Und zwar in zweierlei Richtungen. Erstens sind sie es, die in den Organismus gedrungene fremde Elemente sofort unschädlich machen, seien es nun Mikroben oder fremde (nach Medwedeff und Lówit auch gelöste) Stoffe, seien es Abfallprodukte irgendeines krankhaften Vorganges, seien es Zellen, die aus ihrem Verbande getreten sind, kurz, sei es, was immer die organische Ordnung stören mag. Sie sind die eigentliche „Polizeiwache" im Inneren unseres körperlichen Lebens, wie sie gern von den Physiologen bezeichnet werden. Erleidet irgendein Teil des Körpers eine Verletzung, so eilen die Leukocypten alsbald auf diese Stelle zu und sperren sie ab. „Randstellung" nehmen sie bei den Entzündungen ein und lassen nichts Zersetzendes in den Körper eindringen. Unter ihrem Schutze fangen die „Gewebszellen" an, den Defekt auszubessern. Es ist z. B. bezeichnend, daß man heute Operationen derart vornimmt, daß man zuvor eine „Leukocytose" hervorruft, d. h. die Leukocyten veranlaßt, sich an der zu operierenden Stelle zu sammeln, worauf dann der ganze Heilungsprozeß günstiger verläuft. Eine förmliche Mobilisation und ein förmlicher Feldzug der Leukocyten findet bei jeder Entzündungskrankheit statt. Nach Werigo-Jegunow gehen dabei ihrer viele zugrunde, aber es erfolgt gleichzeitig auch eine enorme Produktion neuer Leukocyten im Blute. Nach Metschnikoff (Path. comp. de l'inflammation) ist das primum movens der Entzündung eine phagocytäre Reaktion des Organismus, und alle anderen Erscheinungen sind Nebenerscheinungen. Es handelt sich also bei den Leukocyten in allen Formen um die Verteidigung der Ordnung gegen alles Störende im produktiven Organismus.

Es ist also ersichtlich, daß mit den Leukocyten eine Differenzierung vor sich ging, in der aus den ursprünglichen Zellen, die alle phagocytär waren, teils arbeitende, teils wieder solche hervorgingen, die den Schutz des Organismus übernahmen.

Wenn wir nun die niedrigsten Entwicklungsstufen der Kultur betrachten, so finden wir auch hier dieselbe Differenzierung. Ursprünglich waren alle Menschen phagocytär, alle kriegerisch-räuberisch, alle darauf bedacht, anzugreifen und niederzumachen, was ihnen im Wege stand. Bei den Hellenen sehen wir aber zum ersten Male, daß sich die Menschen ähnlich differenzierten, wie die Zellen, d. h. sie wandelten sich um zu arbeitenden, produzierenden Individuen; nur ein Teil ver-

harrte bei der phagocytären Tätigkeit, und zwar zum Schutze der Gesamtheit. Allerdings ist diese Differenzierung in ihren Anfängen noch etwas unbestimmt. Gelegentlich sind die arbeitenden Elemente auch noch — sagen wir jetzt — phagocytär tätig. Je später aber in der Geschichte, um so deutlicher finden wir die eigentlich wehrhaften Elemente entwickelt. Auch sie bilden kein an den Ort gebundenes Gewebe, wie die Produzenten, sondern sie bilden das mobile Element, das immer dahin dirigiert wird, wo man seiner bedarf. Hat irgendwo eine Störung der normalen Ordnung, ein Angriff auf den Organismus stattgefunden, sofort erfolgt auch ihre Mobilisation, sie nehmen „Randstellung" um die beschädigte Stelle und verhindern das Eindringen der zerstörenden Elemente.

Und aus der Rolle der Leukocyten können wir ersehen, daß auch die Rolle dieser verteidigenden Individuen eigentlich dann erst voll differenziert ist, wenn sie nur mehr eine „Polizeitätigkeit" ausüben. Wenn sie einzig und allein die in den Organismus eingedrungenen Schädlinge einfangen und vernichten, die normalen, produktiven Elemente aber unbehelligt lassen.

Es kommt zwar vor, wie dies Metschnikoff und nach ihm seine Schüler im Institut Pasteur bewiesen haben (z. B. Soudakenstsch in den für Muskeln), daß die Leukocyten wohl auch die normalen Elemente angreifen; dies ist indessen schon eine pathologische Erscheinung.

In unserem modernen Leben sehen wir schon die volle Differenzierung der Kulturleukocyten, der Polizei, und zwar schon abgesondert vom eigentlichen Militär, tätig. Das Militär ist meistens auch noch nicht das reine organische, mobile, schützende Element, sondern vielmehr nur ein Uebergangsstadium von jenem Zustand, wo noch alles phagocytär war, zu dem der Differenzierung. Deshalb können beide auch nicht als identisch betrachtet werden. Polizei ist eine normale Funktion, Militär hingegen etwas Abnormales, Pathologisches.

Im Organismus ist dieser pathologische Fall ganz gut bekannt; er kommt bei Entzündungen vor. Es lösen sich fixe Bindegewebezellen von ihrem normalen Standort und wirken phagocytär, parasitär (Ribbert, Menschliche Zellen als Parasiten). D. h. sie lösen sich aus ihrer normalen Stelle im arbeitenden Gewebe und werden verzehrende Parasiten an anderen Stellen, zerstören ohne Wahl und wuchern auf Kosten des Körpers, „verdrängen die Ordnungselemente, schädigen dieselben durch Nahrungsentziehung, setzen sich in Widerspruch mit den normalen Elementen des Körpers" (Benecke, Ueber pathol. Wachstum). Solche Wucherungsgebilde sind die, welche bei den Geschwülsten und Krebsen entstehen. Wir werden diese Pathologie noch näher verfolgen müssen; denn nur diese gibt eine Erklärung des Verfalles der hellenisch-römischen Kultur bis in das Mittelalter hinein, wo tatsächlich eine Kulturkrankheit eintrat, in der eben diese pathologischen Wucherungselemente, die kriegerisch-phagocytären, alle produktiven Elemente, alle Produktivität, und mit ihr alle normalen Tätigkeiten des aufblühenden Zivilisationskörpers vernichteten.

Hieraus ist auch ersichtlich, daß wir erst an jener Grenze der physiologischen Entwicklung des Zivilisationskörpers stehen, wo die

Differenzierung der Leukocyten beginnt. Also weit unten bei den Wirbellosen.

IV.

Wenn wir so diese Entwicklung in ihren verschiedenen physiologischen Richtungen verfolgen, dann drängt sich uns der Gedanke auf, daß der Gang der Kultur sich nach ganz bestimmten Gesetzen vollzieht. Läßt sich dies beweisen, so ist zugleich auch der Beweis dafür gegeben, daß nicht der Mensch gemäß einer bestimmten Einsicht, nach einem bestimmten Plane gehandelt hat, als er dem Kulturleben jene Formen gab, die wir kennen, sondern daß er nur ebendasselbe tat, was die Natur mit ihren Gesetzen zuwege brachte. Und sobald wir dies erkannt haben, muß es uns klar werden, daß jene Veränderungen, die unser Menschenkomplex durchmacht, auch heute durchaus nicht kraft menschlicher Zielstrebigkeit vor sich gehen, und daß kein Zukunftsstaat nach menschlichem Ermessen ausgeklügelt werden kann, sondern daß nur das entstehen wird, was die Natur als Form einer zukünftigen Zivilisation gesetzmäßig hervorbringt.

Und daraus folgt, daß alle soziologischen Konstruktionen der Weltverbesserer wertlos sind. Die wissenschaftliche Soziologie kann nur erkennen, was für Vorgänge heute vor sich gehen, welches die ihnen zugrunde liegenden Gesetze sind, und was aus ihnen für die Zukunft hervorgehen kann oder muß.

Die Tendenz zu dem, was hervorgehen muß, schlummert ja in uns Menschen; denn was die Natur im Zivilisationsleben zustande bringen will, bringt sie durch uns zustande. Wir sind naturgemäß dazu auf der Welt, daß mit uns das geschehe, was nach den Entwicklungsgesetzen der Zivilisation für uns bestimmt ist. Wie überall im Leben, so finden wir auch hier eine stete Umwandlung zur nächst höheren Stufe der Entwicklung. Daraus resultiert ein steter Kampf zwischen jenen Individuen, die neuen Entwicklungszielen lebhafter zustreben, gegen jene, die weniger fortschrittlich oder sogar konservativer geartet sind. Daß dies tatsächlich so ist, beweist De Vries in seiner Mutationstheorie, indem er zeigt, daß beim Aufkommen neuer Arten sich immer ein Kampf zwischen den Trägern der neuen Eigenschaften und den „Atavisten“ abspielt. All unsere großen sozialen Kämpfe sind auch nichts anderes, als der Kampf zwischen Trägern neuer Eigenschaften, die die Organisation der Menschheit diesen entsprechend umgestalten wollen, und den „Atavisten“, die diesen gegenüber die bisherige Ordnung wahren wollen. In der Masse der Vorwärtsstrebenden lebt also gewiß die Richtung der natürlichen Entwicklung, und die „sozialen Wahrheiten“ der jeweiligen Epoche sind gewiß immer der Ausdruck jener Richtung. Doch darf nie vergessen werden, daß diese Wahrheiten immer unter akuten Reizen entstehen, von denen die jeweilige Generation beherrscht wird. Dementsprechend sehen wir auch, wie jene „sozialen Wahrheiten“ die Generation mit Begeisterung erfüllen, für die nächste schon unmodern geworden sind. Denn diese Wahrheiten waren eben nur Empfindungswahrheiten aus einer Phase der Entwicklung.

Die Wissenschaft kann sich selbstverständlich mit Empfindungswahrheiten, und wären diese selbst mit dem ganzen Arsenale der

modernen Wissenschaften ausgestattet, nicht begnügen. Sie darf sich von den jeweilig herrschenden Stimmungen und Strömungen nicht beeinflussen lassen, sondern muß rein naturwissenschaftlich die Vorgänge beobachten und muß feststellen, was gegenwärtig bei diesem ganzen Prozesse entwicklungsgeschichtlich und gesetzmäßig vor sich geht, und was der kommende Tag bringen kann. Und so muß die wissenschaftliche Soziologie auch eine Wissenschaft der Zukunftsentwicklung werden, und nur als solche hat sie einen reellen Wert.

Die Erkenntnis dessen, was vor sich geht, ist für den Menschen von größtem Nutzen, da sie ihn befähigt, sich dem Gang der Entwicklung anzupassen und damit ihre Ziele der Natur zu fördern. Gewiß wandeln wir uns auch ohne jene Erkenntnis; denn die Natur, das Leben, die Entwicklung bringt es so mit sich. Sind wir aber dazu nicht genügend vorbereitet und disponiert, so ruft die zwangsmäßige Umwandlung Leiden hervor. „Die Krankheit ist die Leidensgeschichte der Zellen“, sagt Virchow, und dieses Leiden besteht darin, daß sie eben tun müssen, was für sie nicht normal ist, und was sie daher zwangsmäßig tun müssen. Sind wir aber vorbereitet, ist eine Disposition in uns schon ausgebildet, so vollzieht sich die Aenderung, die sich nun einmal vollziehen muß, teils schmerzlos für uns — wir sehen ja, wie die Alten alles schmerzt, was heute vor sich geht — teils leichter und glatter für das Ganze, und mit weniger Kraft- und Energieverlust für die Zivilisation.

Die Perspektive einer wirklich wissenschaftlichen und fruchtbaren Soziologie eröffnet sich erst dann, wenn wir erkannt haben, daß im Werdegang der menschlichen Zivilisation die strengsten biologischen Gesetze gewaltet haben und noch in Zukunft walten müssen.

Die alldeutsche Frage im Altertum.

Th. Bieder.

Eine moderne politische Frage ins Altertum zu projizieren, muß von vornherein Bedenken erwecken; man fühlt nur zu leicht die Absicht und wird verstimmt. Der „alldeutschen“ Frage aber, mag man sie nun auf frühere oder spätere Zeiten beziehen — für das Altertum wäre sie richtig mit „allgermanisch“ zu bezeichnen —, liegt nicht nur eine politische, sondern auch eine allgemein wissenschaftliche Bedeutung zugrunde. „Nicht nur politisch“, denn schließlich müssen auch die mehr konstanten politischen Stellungen der einzelnen Nationen und Rassen mit den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft harmonieren; und die Germanen haben sich nicht soweit verändert, daß besonders charakteristische Erscheinungen der Gegenwart nicht auch auf das germanische Altertum zuträfen.

Vor nahezu 10 Jahren schrieb Fr. v. Löwenthal[1]): „Schon Vater Arndt hat uns gelehrt, was des Deutschen Vaterland ist: nicht scharf begrenzt mit Grenzpfahl und Schlagbaum, sondern in die Weite schweifend. Er hat damit angedeutet, daß es die Aufgabe unseres

[1]) „Deutsches Reich und deutsches Volkstum“ im „Kynast“, Nov. 1898.

Volkes ist, in die weite Welt zu gehen." Damit ist ein hervorragender Charakterzug des deutschen Volkes gekennzeichnet. Dasselbe könnte von den Germanen vor 2000 Jahren gelten. Ist doch die Keltenfrage auf das gleiche Maß zugeschnitten!

Der grundlegende Unterschied zwischen den klassischen und den mit Unrecht so genannten barbarischen Völkern des Altertums ist doch der, daß jene in politisch konsolidierten Staaten wohnten, daß ihre Kultur den Eindruck harmonischer Ausgeglichenheit machte, diese aber ein chaotisches, wogendes, nie fertiges oder ruhendes Gebilde darstellten.

Unzweifelhaft ist das zum Teil der Grund für die schier unlösbaren Schwierigkeiten, die sich der geschichtlichen Sondierung der „Barbaren"-Stämme in den Weg stellen, — zum Teil, denn auch in bezug auf die klassischen Völker war man sich lange über die Rangordnung der Rassen- und Kultur-Verhältnisse im unklaren, und auch heute ist noch nicht alles Dunkel geschwunden.

Mit den Kelten hat man in geschichtswissenschaftlicher Beziehung manche Experimente gemacht, die Germanen aber aus dem Spiele gelassen. Man trug sich mit zuviel Bedenken. Dies Urteil ist keineswegs zu hart. Es wäre interessant, einmal die ganze Fachliteratur des 19. Jahrhunderts auf den Spielraum hin zu untersuchen, den man den Kelten gegenüber den Germanen eingeräumt hat. Das Resultat wird sein: die Germanen schneiden auffallend schlecht ab. Und ein weiteres Resultat: wie oft werfen Fachleute sich gegenseitig „blutigen" Dilettantismus vor, während doch gerade in nicht wenigen Fällen Dilettanten (im Sinne Schopenhauers) die richtige Synthese in den erhaltenen Forschungsergebnissen herzustellen wußten.

Die Germanen-Frage ist also bis jetzt noch in allerlei Bedenken eingeschnürt, die bei der keltischen nicht aufgekommen sind und zum Teil auch nicht aufkommen konnten.

Da haben wir zunächst die bekannte Stelle des Tacitus, „ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum". Darum wagt man es nicht, die Germanen als fertiges Volk weiter in die Vergangenheit hinaufzurücken und substituiert dafür die nordische, weiße Rasse, zu der man notgedrungen auch die nachbarlichen „Kelten" rechnen muß. So hat man denn Gelegenheit genug, nach Wohlgefallen Kelten oder Germanen für die gleichen Kultur-Erscheinungen in Anspruch zu nehmen. Diesem „trunkenen Durcheinanderspiel" müßte eigentlich wissenschaftliche Autorität ein Ziel setzen, zumal nach neueren Forschungen die Kelten zu der brachycephalen Rasse gehören.

Sodann hat — ganz im Gegensatz zur Keltenfrage — die „Germanenfrage" unter dem Streit nach der Heimat, der Herkunft der Germanen gelitten. Immerhin war dieser Streit psychologisch interessant, denn es war deutlich herauszufühlen, daß man — unbewußt — in dem Germanentum „eine erste Bewegung, ein aus sich rollendes Rad" erblickte. Darum mußte man den Zwiespalt der Meinungen sich austoben lassen.

Ich will die einzelnen Theorien für und wider hier nicht anführen und verweise auf die Zusammenstellung im 2. Bande von Hermann Hirts „Die Indogermanen", S. 617 ff. Allerdings ist dort das Register nicht vollständig; insonderheit beruht die Anmerkung, daß Latham

1862 zuerst mit wirklichen Gründen für Europa eingetreten sei, auf einem Irrtum. Vor Latham ist namentlich die Tätigkeit K. J. Clements (Ursprung der Theudisken, 1836, und „Die nordgermanische Welt" 1840) bemerkenswert. Lediglich des interessanten Stoffes willen setze ich eine Stelle aus Aug. B. Wilhelms „Germanien und seine Bewohner", 1823, hierher: „Uns, die wir die heiligen Urkunden der Israeliten, welche auch unsere Religion geheiligt hat, gläubig verehren, bleibt keine Wahl: mit der Annahme der Entstehung des Menschengeschlechts aus einem Paare haben wir uns auch schon für die Einwanderung unserer Stammväter entschieden." Mit diesen Worten ist nämlich die Anschauung der großen Menge treffend gezeichnet.

Wichtiger als die Aufzählung der einzelnen Theorien ist aber der Hinweis auf die totale Umkehrung des kulturgeschichtlichen Bildes, die die Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Germanen bewirkt. Es ist doch schließlich zweierlei, ob man das Germanentum als äußersten Ausläufer einer von den Hochebenen Asiens herkommenden Völkerbewegung hält, oder ob man seine Wirkungswellen vom europäischen Norden ausgehen läßt. Zunächst wäre das im ethnographischen Sinne die Umkehrung der von Sophus Müller für den Gang der Kultur aufgestellten Theorie von „Peripherie und Zentrum" (s. seine „Urgeschichte Europas"). Das zweite Stadium wird durch Prof. Kossinnas Wort gekennzeichnet, daß „die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungswellen einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerbewegungen zu halten sind".[1]) Das dritte und auch wohl letzte Stadium ist die Anerkennung des europäischen Nordens als Ausgangspunkt der Züge der sog. indogermanischen Völker samt ihren Kulturen.

Vor kurzem fand ich in einem Werke der vierziger Jahre die Bemerkung, daß England dank seiner insularen Lage dem altgermanischen Charakter in weit höherem Maße treu geblieben sein müßte als Deutschland. Dabei stieg in mir die Vermutung auf, daß möglicherweise die bekannte Kolonisation Englands durch Angeln und Friesen nicht als erste Beziehung zwischen Mutterland und Kolonie anzusehen ist; daß vielleicht schon Jahrhunderte vorher kulturelle Einwirkungen hinüber und herüber flossen, bevor Britannien völlig keltisiert wurde. Zwei Umstände bestärken mich in dieser Vermutung: die megalithischen Denkmale in England und das nachweislich frühe Einsetzen einer Bronze-Kultur daselbst. Schon 1865 stellte Dr. F. Wibel in seiner Abhandlung „Die Kultur der Bronzezeit Nord- und Mittel-Europas"[2]) — ganz im Gegensatze zu der damals in großem Ansehen stehenden Phönizier-Theorie Nilssons — fest, „daß die Kultur der Bronzezeit eine durchaus einheimische ist, ihrem ersten Ursprunge nach auf Großbritannien zurückführt, und somit als höhere Entwicklungsstufe der Urbewohner dieses Landes betrachtet werden muß".

---

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1902, Heft V, S. 162.

[2]) 26. Bericht der Schlesw.-Holst.-Lauenb. Ges. für die Sammlung und Erhaltung vaterl. Altertümer. Kiel 1865.

Für die Bedeutung der megalithischen Kultur hat Willy Pastor in seiner neuesten Schrift „Aus germanischer Vorzeit“ aus englischen Quellen prachtvolles Material gesammelt. Er beschreibt besonders ausführlich die „Stonehenge“ genannte Steinsetzung bei Salisbury in Süd-England, die eingehende Forschung als eine Beobachtungsstation des Sonnenlaufes erkannt hat. Als Zeit ihrer Erbauung gibt Pastor 1680 v. Chr. an, womit auch Dr. L. Forrer (Reallexikon der prähistorischen Altertümer) übereinstimmt. Wie lange Zeit aber mußte vergehen, ehe die Menschheit eine solche Kulturhöhe erklimmen konnte; — werden doch die Beobachtung des astronomischen Jahres und soziale Gliederung dabei vorausgesetzt!

Wir werden nun allerdings von verschiedenen Seiten darüber belehrt, daß diese erste Blüte der Kunst von den Kelten ausgegangen sei, zumal auch „*Κασσίτερος*“, das namentlich in Britannien gefundene Zinn, keltischen Ursprungs ist oder wenigstens sein soll. Das stimmt nun mit der Chronologie durchaus nicht überein. Die Besiedelung Britanniens durch die Kelten hat nach allgemeiner Annahme — genaue Feststellungen lassen sich nicht machen — stattgefunden, als nach der Errichtung der Stonehenge und dem ersten Auftreten der Bronze-Kultur etwa ein Jahrtausend verflossen war. Dazu gesellt sich noch ein anderes Bedenken. Ich habe vorhin darauf hingewiesen, daß man es nicht wagt, die Germanen dem Tacitus zuliebe in allzufrühe Zeiten hinaufzurücken und dafür den weiteren Begriff der nordischen, weißen Rasse einsetzt. Darum halte ich es auch für verkehrt, die Kelten zu weit zurückzudatieren. Wie, wenn sie sich erst im Laufe der Zeit aus einer südlichen Rasse, der alpinen oder mediterranen, als besonderer Stamm losgelöst hätten? Als Urheber der ersten Kultur in Britannien kann nach allen bisherigen Forschungsergebnissen nur die nordische, weiße Rasse angesehen werden, aus der die Germanen als das Zentralvolk hervorgegangen sind.

Ist erst dieses eine Bedenken beseitigt, so können wir auch weitere Ergebnisse einer nochmaligen Untersuchung unterziehen.

Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat man, der Angabe Cäsars entsprechend, „plerosque Belgas ortos esse a Germanis“, an der Zugehörigkeit der Belgier zum germanischen Kernvolke festgehalten. Caspar Zeuß („Die Deutschen und die Nachbarstämme“) hat wohl als erster Einspruch dagegen erhoben und die Belgier den Kelten eingereiht. Und Otto Bremer bekennt in der „Ethnographie der germanischen Völkerstämme“: „Diese Ansicht (daß die Belgier zum Teil germanischer Abkunft seien) ist, obwohl sie neuerdings von Much und Kossinna und besonders von Zippel abermals vertreten wird, meines Erachtens durch Zeuß’, Contzens und Müllenhoffs Darlegungen endgültig abgetan.“ Die letzten zwei Worte sind wohl nicht ganz am Platze. Zur Beurteilung dieser Frage müssen jedenfalls Ch. Brandes, das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen (Leipzig 1857) und Prof. Dr. Watterich, der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer (Paderborn 1870) mit herangezogen werden.

Die gleichen Schriften verdienen Berücksichtigung bei der Parteinahme in dem Streite um die Nationalität des Ariovistus und seines

Volkes. Ohne selbst ein Urteil zu fällen, das für mich, wie ich selbst fühle, verfrüht wäre, begnüge ich mich mit dem Hinweise auf die im germanischen Sinne ausfallenden Ergebnisse dieser beiden nach meiner Ansicht höchst wichtigen Werke. Jedenfalls muß die Möglichkeit dieser zweiten Erweiterung des germanischen Kulturkreises zugestanden werden.

Eine dritte eröffnet sich nach Südosten hin. Auf dem Wege über die Bastarnen, deren Germanentum wissenschaftlich gesichert ist, gelangen wir östlich zu den Skythen, südlich zu den Thrakern. Einen Zweig der letzteren läßt Hermann Hirt auf der vierten, seinem Werke über die Indogermanen beigefügten Karte das heutige Galizien und südliche Polen bewohnen. Der Verfasser gründet seine Ausführungen der Hauptsache nach auf Ergebnisse der Sprachwissenschaft, die uns bei der Beurteilung des Völker- und Rassen-Zusammenhanges bekanntlich nicht immer den richtigen Weg geführt hat. Im Gegensatze zu Hermann Hirt und anderen Sprachforschern ist man versucht, Thrakern und Skythen germanisches Element zuzusprechen, wenn man die außerordentlich interessanten Ergebnisse eigener Forschungen liest, die Dr. Ernst Krause (Carus Sterne) in seinem Werke „Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat“ auf S. 91 ff. über die Thraker, und Dr. Ludwig Wilser in seinem Germanenbuche auf S. 148 ff. über die Skythen niedergelegt haben. Damit würde, die Richtigkeit dieser kühnen, aber durchaus nicht unwahrscheinlichen Theorie vorausgesetzt, das Germanentum in engste Fühlung mit dem Hellenentume gebracht werden. Bei den wechselseitigen Beziehungen zwischen Griechen und den „Hyperboräern“, von denen schon die antiken Schriftsteller zu berichten wissen, ist es nicht ausgeschlossen, daß germanisches Element zuzeiten bis hart an die Grenzen des griechischen Kulturbereiches vorgedrungen ist.

In früheren Zeiten, als die einschlägige Wissenschaft noch nicht ihre „Aufräumungs“-Arbeit vollbracht hatte, scheinen wir uns der größeren Ausdehnung des Germanentums mehr bewußt gewesen zu sein. So finde ich z. B. in einer kleinen Abhandlung „De vocabulo Germaniae“ von Joh. Heinr. Eggeling (Bremen 1694) folgende interessante Stelle:

> „Sufficiat itaque ex probatissimis Scriptoribus scire: Majores nostros ex vasto illo arctoi orbis spacio, quod indigenae alterum terrarum orbem apud Plinium, veteres Latini Scandinaviam, Scandiam et Scanziam, Graeci Balthiam appellant, ex officina illa Gentium et vagina Nationum prodiisse, atque, ut victoriosa ubique arma, sic Mavortia in terrarum orbis terrorem late circumtulisse Nomina; Sive enim Scythae, sive Celtae, sive Galli, sive Cimbri, in omnibus Fortes audivere et Bellatores..... Nec Scythae aliud sonant quam Sagittarios aut Jaculatores; batavice »de Skyters«; hoc enim Eos armorum genere ceteris praestitisse, Parthi probant et Persae, immo ipsi Germani nostri, a Scythis omnes oriundi.“

Letzteres ist eine weitverbreitete und sogar noch einmal 1886 von Fressl verteidigte Ansicht gewesen; der Anlage der ganzen hier zitierten Stelle nach muß man annehmen, daß der Verfasser auch die Skythen

vom hohen Norden herunterziehen läßt, und das würde ja den heutigen Forschungsergebnissen nicht widersprechen.

Ich will durchaus nicht behaupten, daß Eggeling unsere Fachgelehrten etwa an Wissenschaftlichkeit überträfe, aber in einem Punkte war er, wie seine großen Vorgänger in der Renaissancezeit[1]), manchem von ihnen doch voraus, nämlich in dem natürlichen Bewußtsein der Einzigartigkeit des deutschen Volkes und des großen, umfassenden Kulturbereiches des Germanentums im allgemeinen.

Das beste Mittel, sich über den Weg und die Ausdehnung einzelner Völkerbewegungen zu orientieren, ist die kartographische Skizze. Für das germanische Altertum wäre besonders das prachtvolle Kartenwerk von Roderich von Erckert „Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen“ heranzuziehen. Aus demselben käme für das vorliegende Thema in erster Linie die zweite Karte „Indogermanische Völker in Europa zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr.“ in Betracht. Man sieht auf dieser Karte die germanischen Stämme das Gebiet von Skandinavien bis Mitteldeutschland (etwa Magdeburg) einnehmen. Im Sinne der nunmehr der „allkeltischen“ gegenüber spruchreif gewordenen „allgermanischen“ Frage im Altertum bedarf das Kartenbild wesentlicher Ergänzungen, die zum Teil durch die bereits erwähnte Karte in dem Werke von Hirt (mehr Sprachenkarte) geliefert werden. Das richtige Kartenbild scheint bis jetzt noch auszustehen. Allerdings sind die Schwierigkeiten, alle Erscheinungen auf ein Zeitalter zu reduzieren, fast unüberwindlich. Meines Erachtens müßte eine Karte von Europa aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. das Germanentum (d. h. die nordische Rasse) in folgender Ausdehnung zeigen: Skandinavien (wenigstens der Süden), Britannien, die Nordseeküste und die Südküste der Ostsee, von wo es sich allmählich bis zum ägäischen und schwarzen Meere abstuft.

Die bisherigen Forschungen haben unter der großen Differenzierung der einzelnen Gebiete gelitten; wahrscheinlich wird die Zukunft die einfachen Verhältnisse in den Völkerbewegungen des Altertums erkennen, indem sie nur noch nach Rassen und ihren geistigen Ausprägungen unterscheiden wird. Einstweilen liegt aber über der Vorzeit noch soviel Dunkel und Schweigen, daß es noch weiterer Kleinarbeit, vielleicht auch noch mancher „Experimente“ bedürfen wird, ehe ihre Rätsel in allen Teilen gelöst sind.

Zur Kritik von „Varuna“.

Dr. W. Hentschel.

In Nr. 2 dieser Zeitschrift befindet sich eine Abhandlung des Herrn Dr. von Gerhardt „Der Niedergang der arischen Rasse“, in der sich der Verfasser, wesentlich von einem medizinischen Standpunkte,

---

[1]) Das Material, das Dr. Friedrich Gotthelf in seiner Abhandlung „Das deutsche Altertum in den Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Berlin 1900) zusammengetragen hat, ist unvollständig und deshalb nicht genügend beweiskräftig.

mit meinem Buche „Varuna" befaßt. Da ich mich in dieser Schrift in bewußter Absicht über alle fachlichen und Partei-Standpunkte erhoben habe, ist es nicht jedermanns Sache, ihr gerecht zu werden; jedenfalls aber möchte ich einige offenkundige Entstellungen meiner Absichten nicht stillschweigend übergehen.

Der Verfasser will aus meinem Buche die Behauptung herausgelesen haben, „Jahve sei der Gott der Zerstörung, der allen irdischen Besitz und Wohlstand für Sünde erklärt, um uns im Jenseits für alles erlittene Ungemach zu entschädigen". Eine solche Behauptung über die wesentlich auf diesseitige Ziele gerichtete Religion der Juden wird aber kein vernünftiger Mensch aufstellen. Die von Gerhardtsche Unterstellung ist völlig aus der Luft gegriffen.

Ebenso entschieden muß ich der Behauptung entgegentreten, ich hätte alle Kulturfortschritte und zivilisatorischen Errungenschaften für falsche Götzen erklärt. Vielmehr bin ich niemals müde geworden, zu behaupten, daß wir die Kultur nicht mehr entbehren können, aber allen Grund haben, daran zu denken, daß wir nicht unsere ganze Volkskraft auf Kultur verwenden. Meine Forderung nach völkischen Reserven, nach rassisch und züchterisch umhegten Landgemeinden (Mittgart-Dörfern) hat denn auch bei ernsten Leuten Widerhall gefunden und unter anderem zur Gründung des Mittgart-Bundes und der Mittgart-Blätter geführt, auf die auch die Polit.-anthropol. Revue wiederholt hingewiesen hat.

Auch die Behauptung, daß ich mir beim Erscheinen der ersten Auflage meines Buches die Nachweisung einer ganzen Reihe von Irrtümern durch L. Wilser hätte gefallen lassen müssen, beruht auf Irrtum. Diese Nachweisung beschränkte sich sachlich auf Kleinigkeiten, während der größere Streitfall: Die Frage nach der Urheimat der germanischen Völker, sich im Laufe der letzten Jahre eher zu meinen Gunsten entschieden hat, — zum mindesten steht hier Meinung gegen Meinung. Wilser macht es sich freilich leicht, wenn er das für mich sprechende Material, vor allem das Buch von Frobenius: Das Zeitalter des Sonnengottes, ignoriert. Wenn Frobenius den Nachweis geführt hat, daß alle kosmischen Mythen der heroischen oder, um mit Klemm zu reden, der aktiven, seefahrenden Völker, also auch des arischen Muttervolkes, ihren Ausgang aus einem bestimmten ozeanischen Mittelpunkte genommen haben, so liegt doch der Schluß nahe, daß auch die Träger dieser Mythen, jene heroischen Völker selber, ebenfalls aus Ozeanien herstammen. Sie trugen jene Mythen als die religiösen und Rechtfertigungs-Gedanken an alle jene Küsten, die sie seit Jahrtausenden auf ihren Eroberungsfahrten erreichten; und wenn der von mir unabhängig von Frobenius und vor ihm aufgestellte Stammbaum dieser Völker sich Zug für Zug mit dem Frobeniusschen Mythenstammbaum deckt, so liegt darin mehr Beweiskraft, als in der rein dogmatischen Behauptung Wilsers: Was der Mann sagt, ist Unsinn. Vollends muß ich Herrn Dr. von Gerhardt, solange er das Gegenteil nicht durch irgendwelche Leistungen begründet hat, allen Beruf absprechen, sich in dieser Frage ein Urteil anzumaßen. — Uebrigens findet das Buch von Frobenius auch noch anderweitige Betätigung in der vielschichtigen Literatur über das ozeanische Phänomen: ich erinnere nur an die neuerliche klassische Studie von Sarasin über die Beziehung

der Lobo, des Pfahlhauses von Celebes, zum griechischen Tempel, nach deren Lektüre mir ein alter Kunstforscher sagte: es sei ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, und er sehe jetzt in klaren Linien, was ihm sein Leben lang wie ein unlösbares Rätsel erschienen sei — die Geschichte des dorischen Tempels.

Einige weitere Angriffe des Referenten sind so wenig substantiiert und so unklar, daß ich sie nur ganz im allgemeinen zurückweisen kann, so die Behauptung, ich verträte Malthussche Ideen. — Auch in seinem Eifer gegen die Polygamie als germanisches Rechtsinstitut bekundet mein Gegner, daß er wenig von diesen Dingen weiß. Die Polygamie war im germanischen Altertum, wie wir heute bestimmt wissen, nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Das ist eine von der historischen Wissenschaft anerkannte Tatsache. Es ist geradezu absurd, wenn der Referent hier von einer (Hentschelschen) Hypothese spricht. So darf man nicht mit Geschichte umgehen! Da solches schiefe Urteil aber, wie es scheint, noch immer ziemlich verbreitet ist, so setze ich hierher, was die Mittgart-Blätter in Nr. 1 und 2 über diesen Gegenstand mitgeteilt haben; es wird dazu beitragen, daß man sich in Zukunft etwas vorsichtiger über dieses Thema äußert. Die betreffenden Ausführungen lauten:

„Aus den Niederungen des völkischen Verfalls, in die uns falsche Hochziele und verwirrte Lebensbegriffe im Laufe der Jahrhunderte gestürzt haben, schauen wir sehnenden Herzens zurück nach dem versunkenen Hochland der Vorzeit, die das germanische Volkstum im Ueberfluß seiner rassischen Kraft, auf der Höhe ungebrochenen Menschentums sah. Wir wissen heute, daß die arische Rasse jene einstige Gestaltung der Gunst einer vermutlich durch Jahrzehntausende wirkenden Hochzucht verdankt, die auch heute nicht ohne Einsatz der stärksten lebentragenden Hülfen denkbar ist.

Eine solche Hülfe ist die eheliche Zuchtwahl und in ihrem Dienste bedingungsweise die Vielehe. Zwar rühmt Tacitus — und nach dieser Quelle selbst noch einige neuere Geschichtsschreiber — den germanischen Männern nach, daß sie sich im allgemeinen an einer Frau genügen ließen. Diese Angabe bedarf aber sehr der Einschränkung, da sie nur von einem gewissen Zeitpunkte an und selbst dann nicht für das gesamte Germanien jener Zeit richtig ist. Die germanischen Volksstämme lebten auf verschiedenen Stufen der kulturellen Entwicklung, und wenn die allgemeine Tendenz auch auf die Einehe hin gerichtet war, so gab es doch Gebiete, in denen die Vielehe auch in nachtacitäischer Zeit noch in voller Blüte stand. Tacitus hatte nur süddeutsche und rheinische Verhältnisse vor Augen, wo die Bewohner jener Zeit — in beständiger Berührung mit dem Römertum — bereits im Begriff waren, die alten Anschauungen und Bräuche abzustreifen. Anders bei den von fremdvölkischer Lebens-Praxis noch nicht betroffenen Nordstämmen. Von den Skandinaviern erzählt Adam von Bremen, daß sie in allem Maß hielten, nur nicht im Verhältnis zu den Weibern. „Jeder hat nach der Größe seines Vermögens deren zwei, drei oder mehr zugleich, die Reichen und Fürsten unzählige“; — und es waren das richtige Ehen, was daraus hervorgeht, daß die Kinder aus allen diesen Verbindungen nach Erledigung gewisser Formalitäten als vollberechtigt gelten konnten.

Ins Gewicht fällt hierbei, daß diese Angaben des Bremer Domherrn sich auf eine Zeit beziehen, in der sich in Deutschland bereits das Christentum ausgebreitet hatte, und in der die Einehe bei den weiter westwärts wohnenden Stämmen schon zur allgemeinen Herrschaft gelangt war. Dagegen waren die nordischen Landschaften noch von den römisch-christlichen Lebensformen unberührt geblieben; mithin haben die Worte des ehrsamen Kirchenschriftstellers, wo es sich um die ursprünglichen Zustände handelt (deren Kenntnis eben für die Entwicklung der Rasse von besonderer Wichtigkeit ist), höheren Wert, als diejenigen des römischen Tendenzschriftstellers, der schon an der Mündung des Stromes der Entwicklung saß, während Adam von Bremen noch an seinen Quellen stand. Der Wert des Zeugnisses des letzteren erfährt noch eine Steigerung durch die Tatsache, daß seine Worte im Einklang stehen mit dem gesamten Schrifttum des Nordens, besonders den Rechtsaltertümern!

Maßgebend für die Kenntnis der ursprünglichen Zustände eines Volkstums sind seine Sagen, in denen sich ehrlich und treu die Lebensgewohnheiten, Erfahrungen und Weistümer seiner Frühzeit spiegeln. Nun sind die Helden und Könige der skandinavischen Sagen meistens vielbeweibt, und wo das nicht der Fall zu sein scheint, da ist unschwer die bessernde Hand mönchischer Redaktoren zu erkennen. Kann es wohl einen überzeugenderen Beweis für die Vielehe im germanischen Altertum geben? Auch bei den Ost- und Westgoten, bei den Merowingern, wie bei den Franken überhaupt, läßt sie sich nachweisen. Cheribert I. hatte viele Frauen, während der bei der Kirche so hoch angesehene Dagobert I. (628—638) die Zahl derselben auf drei beschränkte, zu denen allerdings noch eine Unzahl von Kebsinnen kam. Pippin II. hatte ein halbes Jahrhundert später nur noch zwei, Karl der Große hingegen wieder fünf edle Gemahlinnen, die durch öffentliche Verlobung, Brautkauf und Heimführung rechtmäßig geehelicht worden waren. Die skandinavischen Rechtsaltertümer kennen neben der Ehefrau und der Kebsin noch die Friedel und die Frilla und bezeichnen mit diesen Namen zugleich verschiedene Rechtsverhältnisse der Weiber zu den Männern, wobei die letzteren in ihren Beziehungen zu den jenen völlig unbeschränkt waren.

Es eröffnet sich nun die Frage, welche Umstände die Entwicklung von der Vielehe zur Einehe bewirkten. Zu einem sehr wesentlichen Teile haben die germanischen Frauen durch ihren Kampf um den Alleinbesitz ihrer Männer den Untergang der alten Eheformen befördert.

Zwischen der ideellen Wertung der Frau und ihrer realen Stellung besteht in den Zeiten des germanischen Altertums ein schreiender Widerspruch. Obschon das Weib auf einer hohen Stufe des sittlichen Bewußtseins, der Selbstzucht und Selbstachtung steht, wird sie doch nicht besser als eine rechtlose Sache, als eine käufliche Ware behandelt; ihre Gattenwahl ist äußerst beschränkt; sie wird erkauft, wie ein Stück lebenden Inventars gehalten und zumeist nach äußerlichen Umständen eingeschätzt. Dieser Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit erklärt sich dadurch, daß die Frau in Zeiten, die wir im Spiegel der vorgeschichtlichen Synthesis noch erkennen können, auf einer höheren sozialen Stufe gestanden hatte: im Zeitalter des Mutterrechts. In jener grauen Vorzeit war sie hoch über den Begriff der käuflichen Ware

erhaben, da sie sich noch keinem Mann für immer leibeigen gemacht hatte, sondern sich den Würdigsten nach freier Entschließung zu liebendem Umfangen kürte.

Veranlaßt durch die Notwendigkeit einer gesteigerten Lebens-Fürsorge traten später die mutterrechtlichen Organisationen hinter den Kriegs- und Friedens-Verbänden der Männer zurück, wodurch gleichzeitig eine geringere soziale Wertung der Frau bedingt wurde. Neben dem Mann sank sie immer tiefer — zuletzt bis auf die Stufe, auf der wir sie im Morgengrauen der Geschichte erblicken. Nun empfand aber das Weib das Unwürdige seiner Lage; es suchte — wie auch heute wieder — einen Ausweg aus der Verstrickung und fand ihn so wenig wie jetzt. Es wagte nicht, an der einmal geschaffenen männerrechtlichen Grundlage der Ehe zu rütteln; es hatte sich damit abgefunden, einen Teil des dem Manne gehörigen Haushalts zu bilden; weibliches Trachten richtete sich lediglich darauf, die Nebenbuhlerin aus demselben zu entfernen. Daß damit gar wenig erreicht war, daß ihre Stellung als alleinige Frau bei dem nun einmal mit polygamen Neigungen behafteten Mann eine wenn möglich noch unnatürlichere sein würde, daß sie hinfort neben allem Bedenklichen auch noch ein Reich der Lüge um sich würde dulden müssen, daß sie von den fortdauernden sexuellen Ansprüchen ihres Gatten in ihrer Weiblichkeit aufs äußerste mißbraucht werden würde, kam ihr gar nicht in den Sinn. Sie richtete ihren starren Blick auf die Nebenbuhlerin und verlor dabei alles Verständnis für die Gefahren, die ihre zukünftige Stellung bedrohten. Der Mann andererseits stand diesem entschiedenen Willen der Frau wie immer hülflos gegenüber; er trieb — Realpolitik!

Sehr ernst und warm klingt, was die nordischen Sagen von diesen Weiberkämpfen erzählen. Die Königstochter Ragnhild läßt dem Norweger Harald Schönhaar erklären, kein König sei so mächtig, daß sie sich mit dem dreißigsten Teil seiner Liebe begnügen würde, worauf Harald in leidenschaftlicher Wallung seine zehn Ehefrauen und zwanzig Kebsen fortschickt und Ragnhild als Einzige heimführt, dieselbe, unter deren hochsinnigem Ansporn er sich später die Stellung eines norwegischen Großkönigs erkämpfte.

König Altrek von Hördaland hatte zwei Frauen, die fortwährend im Streite miteinander lagen. Um dem ein Ende zu machen, beschließt der König, eine derselben fortzuschicken: Er will diejenige behalten, die das beste Bier brauen würde. Mit Odhins Hülfe siegt die „neugeheiratete“ junge Geirhild über ihre ältere Rivalin.

Auf einer schon wesentlich fortgeschrittenen Stufe steht die schwedische Königswitwe Sigrid, die den König Harald Groenski kurzweg abweist, weil er schon verheiratet sei; sie empfindet die fortgesetzte Bewerbung des Königs so sehr als Schmach, daß sie ihn in ihrer Empörung im Einvernehmen mit seiner Gemahlin Asta zu nachtschlafender Zeit verbrennen läßt. Asta ist noch mehr als Sigrid empört, daß es dem Könige nach mehr Weibern gelüstet.

Neben dem Streben der Frauen nach dem Alleinbesitz ihrer Gatten und dem allgemeinen Zeitstreben hat das meiste die Kirche mit ihren demokratischen Absichten zur Zertrümmerung der Vielehe beigetragen.

Ursprünglich war die Einehe, wie noch heute bei den Mohammedanern, auch im alten Germanien die Eheform der Armen. Dieser aber nahm sich die Kirche vor allem an; sie mußte also schon aus einer arithmetischen Erwägung aus der Not der Armen eine gemeinsame Tugend machen: sie verdammte die Vielehe der Reichen und erhob die Einehe der Armen zum Ideal für alle. Zweifellos waren es auch ideelle Motive, die sie in ihre extreme Kampfstellung gegen die Vielehe brachten. Die dauernde Seelengemeinschaft von Mann und Weib, wie sie die Einehe im Gefolge hat, rückt das ganze Verhältnis von dem Grunde der sinnlichen Wirklichkeit in ein Reich seelischer Verfeinerung, in dem sich auch der christliche Gedanke bewegt. Nicht in der Betätigung der natürlichen Triebe, sondern in ihrer Bekämpfung und der Erweckung sinnenferner Himmelssehnsüchte erblickte die Kirche das Ziel ihres Heilsstrebens, — ein Ziel, dem die feinseelische Einehe näher lag als die sinnenheiße Vielehe. Unter dem Einfluß solcher Tendenzen mußte die Ehe freilich ihrem ursprünglichen Zwecke immer mehr entfremdet werden, mußte die Vielehe endlich als ein Merkmal überwundener „heidnischer" Zustände gelten: als ein Ausfluß des Bösen. Daß ohne sie die früher noch immer leidlich gesicherte rassische Höhenlinie in Frage gestellt war, daß der Umschwung der Begriffe den alten heroischen Lebensgedanken und damit das Leben selbst aus dem Sattel hob — wer dachte in einer Zeit daran, deren Streben einzig auf den Erwerb der ewigen Seligkeit gerichtet war?!

Nicht Hochzucht und Verbesserung des diesseitigen Lebens war jetzt das Ziel, sondern Erniedrigung; wer sich im Diesseits erniedrigte, der sollte ja im Jenseits erhöht werden. Den höchsten Grad der Selbsterniedrigung aber gewann derjenige, der das Gelübde der Armut und der Keuschheit auf sich nahm. Es lag im Wesen der Dinge begründet, daß es die Besten und Willensstarken waren, die diesem Ideale nachlebten, wie es auch heute noch die Besseren sind, die es ernst mit ihrem ehelichen Treuschwur nehmen. Indem aber gerade die seelisch Wertvollen und die Willensstarken in strenger Einehe auf eine ergiebige Betätigung ihrer Zeugungskraft verzichten, indem sie in hochsinnigem Kulturstreben wohl gar der Ehe fernbleiben oder doch ihre Kraft einseitig in heroische oder geistige Richtungen lenken — man denke an die geringe Eheziffer des Offizierstandes — überlassen sie die Fortzeugung des Menschengeschlechtes den Willensschwachen und Minderwertigen.

Kann man sich dann über die Entmannung und Verlumpung der historischen Völker verwundern, über den Zustand der Hülf- und Zuchtlosigkeit, in dem wir heute kaum noch den Gedanken rassischer Zucht zu denken wagen? —

Die Betrachtung des Werdeganges der Eheformen vermag wie wenig anderes diesen Gedanken zu wecken, und zur unbefangeneren Einschätzung der gottgewollten Wechselbeziehungen zwischen Mann und Weib anzuregen."

Soweit die Mittgart-Blätter.

Uebrigens hat diese Frage nicht bloß historische Bedeutung. Prof. Christian von Ehrenfels hat in früheren Jahrgängen der Polit.-anthropol. Revue, neuerdings auch in andern Blättern und selbständigen

Schriften (Sexual-Moral) den bündigen Nachweis geführt, daß die abendländischen Völker rassen-hygienisch gar keine Aussicht haben, noch einmal auf einen grünen Zweig zu kommen, wenn sie nicht in dieser wesentlichsten Frage den Rat der Biologen annehmen; und ich sehe es als selbstmörderische Versäumnis an, daß diese sich über allerhand Spielereien (Monismus) der Pflicht entziehen, unsere sozial-ethischen Begriffe einer Revision zu unterziehen. Wir stehen hier vor dem springenden Punkte aller modernen Erörterungen. Wer nicht den Mut hat, in dieser wesentlichen Frage Farbe zu bekennen, oder wer in seiner geistigen Kultur nicht soweit fortgeschritten ist, diese Zusammenhänge zu überblicken, der sollte mit Strenge aus dem Kreise solcher fortgewiesen werden, in denen das rassische Selbstbewußtsein erwacht ist. Wie es sich immer mehr herausstellt, sind auch scheinbar fernliegende politische Fragen, so z. B. die auch von meinem Kritiker gestreifte „gelbe Gefahr“, nicht zu erfassen, solange man sich in den Fragen der sexuellen Zuchtwahl beide Augen zuhält; hat doch derselbe Ehrenfels erst in jüngster Zeit gezeigt, daß es lediglich die biologisch besser gerechtfertigte Moral der orientalischen Völker ist, die ihnen die gesünderen Nerven und damit die günstigere Stellung gegenüber den abendländischen Völkern verleiht (s. Chr. v. Ehrenfels: „Die gelbe Gefahr“ in der Zeitschrift: Sexualprobleme).



Berichte und Notizen.



Mutation bei Bakterien hat de Jager beobachtet. Die Veränderung der Bakterien bei der Züchtung kann nach de Jager entweder eine scheinbare sein, indem Bakterien in den Vordergrund treten, die anfangs von anderen überflügelt wurden (Veränderung durch Selektion); oder die Bakterien nehmen durch Einfluß des Milieus andere Eigenschaften an (Veränderung durch Anpassung); oder aber die Veränderung beruht auf Mutation. An Kulturen des B. fimbriatus will de Jager tatsächlich Mutation im Sinne von de Vries beobachtet haben (Tijdschr. voor Geneesk. 18, 1908). — Auch Burk-Kiel fand Mutation bei einem der Koligruppe verwandten Bakterium. (Arch. f. Hyg. 65, 3, 1908.)

Ueber den Einfluß des Lichtes auf die Bewegungsrichtung niederer Tiere hat Ditlevsen neue Versuche angestellt. Unter Verwendung von Prismen wurde festgestellt, daß die Tiere der Richtung der Lichtstrahlen nicht nachstreben; für ihre Bewegungsrichtung ist vielmehr ausschließlich die Helligkeit (unabhängig von der Richtung des einfallenden Lichtes) maßgebend. Die Tiere zeigen also nicht Phototaxis, sondern Photopathie. (Skandin. Archiv f. Physiol. XIX, p. 241.)

Die Pigmentflecke erregen fortgesetzt die Aufmerksamkeit der Gelehrten. So untersuchte Brennemann 40 Kinder von amerikanischen Negern (Amer. Anthropologist N. S. Vol. IX). Er kommt ebenso wie ten Kate zu dem Ergebnis, daß die Sacralflecke kein Rassencharakteristikum sind. — Wateff untersuchte die Mongolenflecke an bulgarischen Kindern, die er unter 3500 Kindern bei 40 vorfand. (Bull. et. Mém. de la Soz. d'anthropol. de Paris VIII.) In fünf Fällen waren die Flecken zu beiden Seiten der Wirbelsäule entsprechend den Segmenten der Wirbelkörper angeordnet, was eine gewisse Aehnlichkeit mit den Fellzeichnungen der Säugetiere ergab.

Beckenmessungen an lebenden Japanerinnen hat M. Ogata vorgenommen. Er fand als das Ergebnis von 725 Messungen, daß die äußeren Beckenmaße der Japanerinnen im allgemeinen um 2 cm kürzer sind, als die der deutschen Frauen, daß ferner die Becken der schwere Arbeit verrichtenden Japanerinnen um

1 cm stärker entwickelt sind als die der nichtarbeitenden, und daß enge Becken in Japan sehr selten sind. (Hegars Beitr. z. Geburtshülfe u. Gynäk. XIII, 1, 1908.)

Die Hockerbestattung macht Richard Andree im Archiv für Anthropologie (XXXIV, 4) zum Gegenstand einer grundlegenden Untersuchung. Er weist zunächst nach, daß sie über alle fünf Erdteile verbreitet ist. Was Europa und den Orient angeht, so hat man bis in die neueste Zeit vielfach an die Existenz eines besonderen neolithischen „Hockervolkes" geglaubt, das auf seinen weiten Wanderungen diese Art der Beerdigung überall hin mitgenommen hätte, woraus sich die Verbreitung erkläre. Aber diese Annahme erscheint überflüssig und irrig angesichts der universellen Verbreitung der Sitte. In der Art der Fesselung und Beisetzung gibt es zahlreiche Unterschiede. Die Beisetzung in der Erde erfolgt teils in aufrechter, teils in liegender Form; manchmal liegen die Leichen einzeln, manchmal in „Gesellschaften" nebeneinander oder zu zweien (die Doppelhocker unserer Steinzeit). Die Orientierung nach den Himmelsrichtungen schwankt sehr; es werden für sie oft bestimmte Gründe angegeben. Auch die Formung der Leichen ist außerordentlich verschieden; es gibt Halbhocker, liegend, bei denen nur die Beine mehr oder weniger hoch gezogen sind; solche, bei denen die Knie bis fast auf den Rücken gebogen sind; die Arme hat man hinaufgezwängt oder nach unten gedrückt, und öfters ist der Kopf so herabgezogen worden, daß er zwischen den hinaufgerückten Knien liegt. Endlich hat das Geschlecht des Toten einen Einfluß, indem manchmal nur die Männer und manchmal nur die Frauen als Hocker begraben sind, sowie die soziale Stellung, indem mitunter nur den Vornehmen und Priestern die Hockerbestattung zuteil wird. Wichtig ist nun die Frage, welche Vorstellungen oder Zwecke der Sitte zugrunde liegen. Darüber sind verschiedene Meinungen geäußert worden, die sich aber hauptsächlich an die prähistorischen Hocker knüpfen. Die eine geht dahin, daß Faulheit maßgebend gewesen sei: warum hätte man ein großes Grab graben sollen, wenn man die Leiche so zusammendrücken konnte, daß nur ein kleines nötig war? Eine andere Erklärung besagt, daß die Hockerstellung bei sehr vielen Völkern die gewöhnlichste und bequemste Ruhestellung sei: man hätte den Toten also hockend bestattet, weil er auch im Leben in dieser Stellung ausruhte. Ein dritter Gedanke war der, daß man bei der Bestattung der Leiche die Embryolage nachahmen wollte; Peschal hielt das für einen sinnigen Brauch, er bedeute, „daß die Toten einer neuen Geburt im Dunkel der Erde entgegenreifen sollten". Andree meint, daß einzelne dieser Erklärungsversuche für einzelne Fälle wohl stimmen könnten; aber er sucht nach einem allgemeinen Gedanken und findet diesen in der weitverbreiteten Vorstellung, daß der Tote Böses im Schilde führen, daß er wiederkommen und andere beunruhigen oder holen könne, und daß man das durch ein Zusammenschnüren der Leiche hindern müsse. So erklären auch in der Tat manche Naturvölker ihre Hockerbestattung und die oft sehr gründliche und komplizierte Art der Fesselung (Daumen mit Daumen, Zehen mit Zehen). Manchmal werden auch die Hocker in Urnen gesteckt, die mit der Oeffnung nach unten begraben werden, oder mit Steinen beschwert. Wie ein Ueberbleibsel aus der Steinzeit mit ihren verschnürten Hockern mutet es daher an, wenn vor 40 Jahren im sächsischen Voigtlande die Sitte herrschte, dem Toten im Sarge die Hände mit einem Tuche zusammenzubinden, damit er nicht zurückkehre und noch jemand aus der Familie hole.

Die Entstehung der Rechtshändigkeit untersucht Th. Zell und kommt zu dem Ergebnis, daß die Entstehung unserer Rechtshändigkeit darauf zurückzuführen ist, daß der Mensch im Kampfe mit wilden Tieren die rechte Hand benutzen mußte. Da wohl alle Völker ursprünglich Jägervölker waren, so erklärt sich hieraus die sonst unverständliche Erscheinung, daß die Menschen überall rechtshändig sind. In neuerer Zeit hat sich besonders Dr. Ernst Weber mit dieser Frage eingehend beschäftigt. Wenngleich er zu einem andern Resultate gelangt, so scheinen seine Ausführungen doch in hohem Grade beachtenswert. — Auf die Tierwelt weist auch Guldberg hin in einer Abhandlung über „die Zirkularbewegung als tierische Grundbewegung". Guldberg behauptet, daß die vierfüßigen Tiere eine Seite des Körpers mehr als die andere benützen, und daß sie deshalb, wenn sie ihre Bewegung nicht durch ihre Sinne kontrollieren und verbessern, beim Laufen einen Kreis beschreiben, indem die beiden rechten oder die beiden linken Beine kräftiger bewegt werden als die beiden anderen. Dieser unwillkürliche Kreislauf sei den Tieren deshalb nützlich und sogar notwendig, weil so allein die jungen Tiere, bei denen die Sinne noch nicht so weit entwickelt sind, daß sie selbst die Leitung und Führung über-

nehmen können, sich wieder zu ihren Eltern und Futterplätzen zurückfinden könnten, wenn sie einmal durch Feinde auseinandergejagt worden seien. Für diese Kreisbewegung der Tiere führt Guldberg eine Anzahl Beispiele an. So hat er Beobachtungen auf Hasenjagden gesammelt und durch Zeichnungen illustriert, bei denen die Hasen, verwirrt von der Verfolgung, die Richtung ihres Laufes nicht mehr kontrollieren konnten und deshalb ihrer natürlichen Veranlagung nach in Kreisläufen sich bewegten. Ebenso fügt er Berichte und Zeichnungen von Schlittenfahrten auf Eisflächen im Nebel hinzu, bei denen die Pferde, durch keinen Anhaltspunkt geleitet, in einem weiten Kreise auf den alten Fleck zurückkamen. — Hiergegen hat bereits Weber folgendes geltend gemacht: Der Vorteil, den alten Futterplatz durch das Laufen im Kreise wiederzufinden, würde doch sehr teuer dadurch erkauft sein, daß es eben dadurch den Vierfüßlern bei Verfolgung fast unmöglich wäre, sich in gerader Linie zu flüchten, und zudem scheint er ein sehr unsicherer zu sein, da es nur ein Zufall wäre, wenn das betreffende Tier wieder genau denselben Ort bei seinem weiten Kreislauf erreichen würde. — Manche haben auf den Urmenschen hingewiesen, der namentlich beim Zeichnen einen Vorteil hatte, wenn er sich der rechten Hand bediente. Es ist nämlich, sagt Weber, für einen Rechtshänder ganz bedeutend leichter, das Profil eines Tieres oder Menschen so zu zeichnen, daß es nach links blickt, so daß man also die linke Seite des Kopfes sieht, für Linkshänder ist es umgekehrt. Die Urmenschen der Steinzeit werden es sich nun bestimmt bei diesen frühesten Kunstbetätigungen so leicht gemacht haben wie nur möglich, und man wird also wohl von der Richtung des Profils auf die Hand schließen können, mit der es ausgeführt worden ist. Unter der geringen Anzahl solcher Zeichnungen, die auf uns gekommen sind, sind die Mehrzahl der Profile nach links gerichtet, also von Rechtsern gezeichnet, eine starke Minderheit dieser Profile schaut aber nach rechts; so die Pferde aus der Höhle La Madelaine, das Pferd von Creswell Crags und das grasende Renntier von der Höhle bei Thayingen. — Im allgemeinen kann man bei den Urmenschen noch nicht feststellen, daß sie eine bestimmte Hand bevorzugt haben. Bei geschichtlichen Völkern wird dagegen die Rechtshändigkeit als etwas Selbstverständliches hingestellt, so bei den Aegyptern, Juden usw. Homer erzählt von einem Helden als Besonderheit, daß er mit beiden Armen gleich gut kämpfen konnte. Fast in allen Sprachen hat links die Bedeutung von linkisch. Ebenso fällt gewöhnlich fünf mit links und zehn mit rechts zusammen, weil man mit der rechten Hand zählte. Für diese Erscheinung bei so ziemlich allen Völkern muß es eine zwingende Ursache geben. Der Umstand, daß die entsprechende Gehirnpartie stärker entwickelt ist, kann unmöglich als Beweis für die Entstehung der Rechtshändigkeit herangezogen werden. Schon von anderer Seite ist darauf hingewiesen worden, daß man hier Ursache und Wirkung verwechseln dürfte, denn die stärkere Entwicklung des Gehirnteils kann sehr wohl die Folge, nicht die Ursache der Rechtshändigkeit sein. Am einleuchtendsten erscheint noch die Erklärung, daß man im Kampfe gezwungen war, das Herz durch den Schild zu decken und somit seine Angriffswaffe in die rechte Hand zu nehmen. Dieser Ansicht ist auch Weber. Hiernach wäre eigentlich erst die Einführung des Schildes der Grund der Rechtshändigkeit gewesen. Außerdem hätte man in Gegenden, die von äußeren Feinden nicht bedroht wurden, keinen Anlaß gehabt, die rechte Hand vor der linken zu bevorzugen. Weber nimmt an, daß von den Urmenschen die Hälfte mit dem linken, die andere Hälfte mit dem rechten Arm kämpfte. Damals aber, sagte er, war schon der wichtigste Unterschied beider Körperseiten der, daß auf der linken Seite das Herz, das zum Leben notwendigste Organ, lag. Beim Wurf oder beim Nahkampf war nun die Brustseite des erhobenen, kämpfenden Armes dem Gegner zugewandt und Verletzungen mehr ausgesetzt als die andere, die bei den Steinwerfern durch die Reservesteine, die der andere Arm trug, geschützt war und im Nahkampf durch den herab- und davorgehaltenen nicht kämpfenden Arm, später durch den dort getragenen Schild. Es hatten daher diejenigen, die zufällig den rechten Arm zum bevorzugten Kampfarm gewählt hatten, einen Vorteil vor den andern, den „Linksern" voraus, indem sie weniger als diese den stets tödlichen Herzwunden ausgesetzt waren. Infolgedessen gingen mehr Linkser zugrunde als Rechtser, oft bevor sie Nachkommenschaft erzeugt hatten, die Rechtser konnten deshalb ihre Gewohnheit, rechts zu fechten und ihre dafür passend gearbeiteten Waffen häufiger auf Nachkommen vererben, nahmen an Zahl immer mehr zu, und die schon in der Minderheit befindlichen „Linkser" folgten schließlich dem Beispiele der Mehrheit und der Nützlichkeit und suchten, ihre nachteilige Gewohnheit abzulegen, bis die Rechtshändigkeit fast ganz allgemein geworden war. Weber hält diese Erklärung für vollständig genügend, doch dürfte er sich im Irrtum befinden. Bei dem Kampfe

eines Linkshändigen mit einem Rechtshändigen, wobei beide einen kleinen Schild tragen, ist die Verwundung der rechten Seite nicht viel ungefährlicher als die der linken. Ferner kann der Linkshändige nach der Ansicht von Zell auch mit der Waffe sein Herz verteidigen und, wenn er ein großes Schild trägt, auch mit diesem decken. Außerdem drohen außer den Herzverletzungen dem Rechtshänder noch genügend tödliche Verletzungen, welche, wie Zell durch zahlreiche Beispiele belegt, auch Homer bekannt waren. Demgegenüber findet Zell für die Einführung der Rechtshändigkeit zwei andere Gründe, nämlich die Einführung spitzer Waffen und die Jagd. Solange die Menschen mit Steinen oder Keulen jagten oder sich bekämpften, hatte es keinen Zweck, die Rechte vor der Linken zu bevorzugen. Man kann sowohl mit der Linken wie der Rechten den Schädel des Tieres oder des Gegners zerschmettern. Ganz anders wurde die Sache, sobald spitze Waffen in Gebrauch kamen. Allerdings war hierfür nicht der Kampf mit Menschen bestimmend. Ausschlaggebend war vielmehr der Kampf mit oder die Jagd auf Bestien, namentlich auf Wildschweine. Hierbei macht man die interessante Beobachtung, daß sich die Erlegung eines Ebers durch Jahrtausende in gleicher Weise — und zwar mit der rechten Hand, und nur der rechten Hand — vollzieht. Die Wildschweinjagd zwang den Menschen zur Rechtshändigkeit. Im Kampfe mit anderen starken Tieren lag die Sache nicht viel anders. Eine Bestie wie einen starken Bären zu töten, ohne selbst verwundet zu werden, gelingt einem einzelnen Manne kaum. Es ist interessant zu hören, daß erfahrene Jäger, die sowohl die linke wie die rechte Hand bewaffnen, hierbei der linken mehr die passive Rolle übertragen, mit der rechten jedoch die eigentliche Tötung vollführen, weil eben nur sie naturgemäß das Herz treffen kann. Zum Beleg führt Zell Jagdbeschreibungen aus Xenophon und Brehm an. Die rechte Hand ist die zum Halten der Schweinsfeder richtige Hand. Aus der Schilderung der Saujagd, wie sie unsere Vorfahren trieben, ersehen wir, daß sie mit der linken Hand „dem Eisen die Richtung geben". Hierdurch bekommt das sonst ganz dunkle Wort link eine höchst einleuchtende Erklärung. Die rechte (richtige) Hand hält, die linke ist die Lenkhand, die das Eisen lenkt. Den Schild lenkt man nicht, sondern hält ihn fest, folglich gibt uns auch die Etymologie recht, daß rechts und links vom Jagdgebrauche herrühren. Die Frage nach der Entstehung der Rechtshändigkeit dürfte also folgendermaßen am richtigsten beantwortet werden: Nicht, wie Weber meint, war hierfür der Kampf mit Menschen bestimmend. Vielmehr wurde seit dem Gebrauche spitzer Waffen der Mensch durch die Jagd auf Bestien zur Rechtshändigkeit gezwungen. Aus diesem Grunde war unter den Urmenschen, die mit Steinen kämpften, die Linkshändigkeit sehr verbreitet. Mit Einführung spitzer Waffen mußte der Jäger jedoch rechtshändig werden. Da wohl alle Völker ursprünglich Jägervölker waren, so erklärt sich hieraus, wie wir schon eingangs erwähnten, die merkwürdige Erscheinung, daß Rechtshändigkeit überall anzutreffen ist. (Voss. Ztg. Nr. 205, 1908.)

Ein Konkurrent des Neandertalers. Mit der Frage, ob Menschen vom Typus des Neandertalers und seiner Verwandten bis in die geschichtliche Zeit ausgedauert haben, beschäftigt sich ein polnischer Anthropologe K. Stolyhwo in Warschau, dessen Abhandlung in den Bulletins der Krakauer Akademie der Wissenschaften erschien. In einem Kurgan bei Nowosiolka im Gouvernement Kiew ist nämlich ein Schädel gefunden worden, der in hervorragender Weise jenen von Neandertal, Spy usw. gleicht, die als Homo primigenius und Vorläufer des Homo sapiens betrachtet werden. Ueber das Alter bezw. die Jugend des Skeletts von Nowosiolka kann man nicht im Zweifel sein, da die Beigaben, eiserne Waffen, Schuppenpanzer usw. auf die Völkerwanderungszeit deuten. In der vorliegenden Akademieschrift hat Stolyhwo nun diesen Schädel genau anthropologisch untersucht, worauf er den Schluß zieht, daß noch bis in die geschichtliche Zeit Menschen mit Schädelformen existierten, die jenen des Homo primigenius glichen. (Globus XCIII, 19, 1908.)

Die diluvialen Funde von Neustadt an der Haardt untersucht Professor Dr. Mehlis in einem längeren Artikel im Archiv f. Anthrop. (VII, 1, 1908). In den bearbeiteten Renntierknochen und Geweihstangen erblickt er mit die ältesten Spuren des diluvialen Menschen im Rheinlande.

Ueber die Diluvialfunde von Ehringsdorf bei Weimar (vergl. die vorige Nummer dieser Zeitschrift) wird den „Leipz. N. Nachr." (Nr. 141 u. 145) geschrieben: Was man suchte, hat man, im ganzen genommen, gefunden: wirkliche Spuren von

Menschen, wie sie sich vor vielleicht 500000 und mehr Jahren hier zeitweise niederließen. Freilich sogenannte klassische Stücke finden sich in den bisher herausgearbeiteten Resten nicht. Die tierischen Knochenreste haben höchstens eine Länge von 15—18 cm, zeigen alle deutlich die Spuren künstlichen Bruches, die zum Teil auf die Absicht zurückzuführen sind, aus den Knochenröhren das Mark auszusaugen; nur Reste eines Bärenunterkiefers konnten nebst den zugehörigen Zähnen zu einem, wenn auch nicht gerade vollkommenen Ganzen gefügt werden. Die beiden Schädelstücke, die man ebenfalls in der freigelegten Schicht fand, und die man als Teile eines menschlichen Schädels ansprach, haben sich nach eingehenden Untersuchungen als solche erwiesen, doch kann man aus diesen vereinzelten Resten kaum einen Schluß auf das geistige Niveau dieser Diluvialmenschen ziehen. An Steinwerkzeugen wurde nur ein, wahrscheinlich beim Anfertigen abgesprungenes, Stück in Form einer Lanzen- oder Pfeilspitze gefunden, ein ganz natürliches Ergebnis, da man die brauchbaren Werkzeuge beim Verlassen der Stätte mitnahm und nur die unbrauchbaren Abschläge als Verlorenes zurückließ. Doch ist es nach dem Verlauf der Aufdeckung nicht ausgeschlossen, daß man bei weiterer Bearbeitung der Fundstätte noch bessere Stücke findet, denn bisher konnte man erst ein Stück von wenigen Quadratmetern untersuchen, während der übrige Teil der Stätte noch unter Tuffkalkfelsen liegt, der erst in einer Stärke von etwa 10 m abgearbeitet werden muß. — Auch die Weimarer Gesellschaft für Naturwissenschaft, Völker- und Altertumskunde beschäftigte sich mit den Ausgrabungen. Die Unzahl von zerschlagenen Knochen und Feuersteinen in Verbindung mit Kohle und Asche weisen danach auf ein Zusammenbringen durch Menschenhand hin, bevor der alte Lagerplatz der Elefantenjäger durch eine 15 m starke Steinschicht bis auf heute zugedeckt wurde. Sowohl die körperliche Beschaffenheit der Taubach-Krapina-Neandertal-Menschen als auch ihre technischen Erzeugnisse weisen auf primitivere Zustände hin. Die Schädelreste führen zu einer außerordentlich weit zurückliegenden Wurzel der Menschheit, einer weit hinter dem Tertiär zu suchenden Urform, von der sich Mensch, Affe und Pithekanthropus gleichmäßig abzweigten, um vor allem in der Schädelbildung völlig getrennte Wege zu gehen. Taubach-Ehringsdorf zeigt uns den paläolithischen Menschen schon auf einer hohen geistigen Entwicklungsstufe.

Die bronzezeitliche Heilquelle von St. Moritz. In einer Abhandlung „Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz" beschreibt der Schweizer Prähistoriker Heierli die in St. Moritz gefundene alte bronzezeitliche Quellfassung und die in der Nähe gefundenen Bronzen, offenbar Votivgaben an die Quelle. Die Funde beweisen, daß zur Bronzezeit das obere Engadin schon so bewohnt war, daß sich die Herstellung einer kunstreichen Quellfassung lohnte. (Anz. f. Schweizer. Altertumskunde, N. F. IX, 1907.)

Altertumsforschung in Westdeutschland. Die beiden großen Verbände von über 80 Altertumsvereinen, deren Tätigkeit der Erforschung römisch-germanischer Vorzeit des westlichen Deutschland gewidmet ist, haben vom 21. bis 23. April zum erstenmal gemeinsam, und zwar in Dortmund, ihre Hauptversammlungen abgehalten. Hiervon sei nur das Wichtigste kurz berührt. Neue Beobachtungen zur Kultur der neolithischen Zeit, die sich nicht, wie seither fast immer, an die keramischen Erzeugnisse dieser Periode knüpften, machte Professor Wolff (Frankfurt) zum Gegenstand seiner Darlegungen. Er schilderte die typische Gestalt der steinzeitlichen Besiedlung in der südlichen Wetterau und legte in Originalen eine größere Reihe von bisher noch nirgends beobachteten Funden vor. Es sind dies recht geschmackvolle, aus flachen, zum Teil durch Punkte ornamentierten Kieseln zusammengesetzte Halsketten. Wichtig ist, daß dabei der Nachweis geführt werden konnte, daß auch in jener Zeit Leichenbrand vorkommt. Ueber ein derselben Periode entstammendes megalithisches Grab mit eingemeißelten Menschenfiguren in der Provinz Hannover berichtete Dr. Hahne (Hannover), doch wurden erhebliche Zweifel an dem alten Ursprung dieser von allem Aehnlichen abweichenden Art von Darstellungen laut. Eingehend besprach Museumsdirektor Baum (Dortmund) unter Vorführung von Lichtbildern die Grabungen, die von der Stadt Dortmund gemeinsam mit der römisch-germanischen Kommission bei Oberaden vorgenommen werden; sie haben zur Auffindung eines im Gegensatz zu den Halterner Anlagen nur einer einzigen Periode angehörigen Römerlagers geführt, in dessen schlammigen Gräben sich so viele Reste bearbeiteten Holzwerks erhalten haben, daß sich das einstige Aussehen der Befestigung klar zeichnen lassen wird. Ferner kamen hier in großen Mengen eigentümliche, mit Inschriften versehene Holzwaffen zum Vorschein, denen Dr. Kro-

patscheck (Frankfurt) eine eingehende Erklärung widmete. Die Vorbilder für diese pila muralia sieht er in den antiken Mörserkeulen, die ebenfalls pila hießen, und deutete diese Bezeichnung der späteren Eisenwaffe als eine Art von Scherznamen, wie er auch jetzt in dem „Kuhfuß" gebräuchlich ist, und wie er sich in der Doppelbedeutung des Wortes Mörser als Waffe und Gerät erhalten hat. (Frankf. Ztg. Nr. 125, 1908.)

Das Fortleben geschichtlicher Ereignisse in der Tradition der Naturvölker. Einen bisher noch nicht betretenen Weg, die mythische Umdichtung historischer Ereignisse bei den Naturvölkern zu prüfen, schlägt Richard Lasch-Wien ein. Er geht dabei von genau bekannten Ereignissen aus. So hat sich im Gedächtnis der Tlinkitindianer die Ankunft des ersten europäischen Schiffes unter Cook als Mythus erhalten: „Sein Schiff war einst vom Nebel verhüllt. Ganz plötzlich lichtete sich derselbe, und ein Häuptling erblickte das Schiff. Es war das erstemal, daß ein Tlinkit einen Weißen sah. Er ging an Bord und kehrte dann nach Hause zurück. Vier Tage saß er bewegungslos am Feuer und sann über die unerhörte Erscheinung nach, dann erzählte er seinem Volke von den fremdartigen Menschen, die aus der Nebelwolke hervorgetreten seien." In ähnlicher Weise berichtet Lasch die mythische Verarbeitung historischer Ereignisse bei den Naturvölkern aller fünf Erdteile. Das Ganze beweist, daß die oftmals „ungeschichtlich" genannten Naturvölker des historischen Sinnes durchaus nicht entbehren. (Globus 18, 1908.)

Ueber die Gruppenehe äußert sich Kohler neuerdings in einem kritischen Aufsatz („Nochmals über die Gruppenehe und den Totemismus", Ztschr. f. vergl. Rechtsw. XXI, 1/2, 1908). „Das Richtige ist: Die Gedankenwelt der Völker, welche von der Gruppenehe ausgeht, nimmt nicht Einzelkinder, sondern Gruppenkinder, nicht Einzelväter, sondern Gruppenväter, nicht Einzelmütter, sondern Gruppenmütter an!" Die Gruppenehe führt regelmäßig zur Cousinehe, und zwar in der Gestalt, daß die Brudertochter den Schwestersohn heiratet. Setzen wir die Gruppen nebeneinander:

$$A_1, A_2, A_3, — b_1, b_2, b_3$$

und umgekehrt $B_1, B_2, B_3, — a_1, a_2, a_3$

(wobei großer Buchstabe = männlich, kleiner = weiblich, Querstrich = Ehe), so ist, wenn wir Vaterrecht annehmen, das Kind der ersten Gruppe ein A und das der zweiten Gruppe ein B, und beide sind zur Heirat miteinander bestimmt, also:

$$A_1, A_2, A_3 — b_1, b_2, b_3 \qquad B_1, B_2, B_3 — a_1, a_2, a_3$$

A ——————————— b

Dagegen wäre die Ehe des Sohnes A mit der Vaterbrudertochter oder der Mutterschwestertochter unstatthaft, denn beide wären = a. — Die Viererteilung entsteht dadurch, daß ein Stamm sich in zwei Unterklassen spaltet, also A in A_1 und A_2, B in B_1 und B_2, in der Art: A_1 heiratet b_1, das Kind ist ein A_2, A_2 heiratet b_2, das Kind ist ein A_1. Hier haben wir also den Rhythmus: Vater — Sohn, Sohn — Enkel, Enkel = Vater. Der Uebergang zum Achtersystem erklärt sich folgendermaßen: Es erregte Bedenken, daß im Vierersystem der Enkel mit dem Großvater in der gleichen Gruppe steht. Dies leitete die Völker von selbst dazu, noch eine weitere Stufe herunter zu gehen und zu bestimmen, daß nicht die Cousins, sondern die Kinder der Cousins einander heiraten sollten.

Die Renaissance des Burentums. Unter diesem Titel behandelt Harbart d. J. in der „Deutsch. Kolonialztg." (20, 1908) zunächst die wirtschaftliche Zukunft Transvaals und fährt dann fort: Mit dem Minenproblem verbindet sich unmittelbar ein anderes schwerwiegendster Bedeutung, die Rassenfrage. Die südafrikanische Rassenpolitik ist von Anfang an zwiespältig und daher erfolglos gewesen. Die bigotten Buren betrachteten die Söhne Hams als unebenbürtig den Söhnen Japhets und verweigerten ihnen alle politischen, ja selbst die gewöhnlichsten wirtschaftlichen Rechte, wie den Erwerb von Eigentum. Die kosmopolitisch größer denkenden Briten betrachteten die Schwarzen als von Natur gleichberechtigte Menschen, die es auf höhere Kulturstufe zu erheben gälte. Aber die Briten selbst gingen bei diesem ihrem Streben nicht einheitlich vor. Diese verschiedenartige Behandlung der Farbigen hat nicht nur ungemeinen politischen Schaden, sondern auch wirtschaftliches Unheil angerichtet. Sie bereitete die Rebellion der Indier gegen den Erlaß der Buren-

regierung vor, der die Identifizierungspflicht der Registerbill durch Fingerabdruck auf die Gläubigen Mohammeds ausdehnte. Sie verschuldet es aber zugleich, daß heute Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit in Britisch-Südafrika seltene Dinge geworden sind. Je eifriger die Farbigen sich um ihre politischen Rechte herumschlagen, desto fauler werden sie. Die Weißen hinwiederum haben sich angewöhnt, den großen Herrn zu spielen; zu persönlichen Dienstleistungen geben sie sich nicht her, selbst Lehrlinge zu sein, erachten sie unter ihrer Würde. Die vielen landwirtschaftlichen, Gewerbe- und Fortbildungsschulen, die die Briten gegründet, führen ein kümmerliches Dasein, weil niemand lernen will. Die Buren selbst haben nur Sinn für die Farmwirtschaft alten Stils. So ist es nicht zu verwundern, daß eine Rasse immer weitere Teile des Erwerbslebens erobert, gegen die man nicht die Farbe als rassenpolitisches Kennzeichen geltend machen kann, für die sogar die im Geist des Alten Testaments lebenden Buren besondere Zuneigung empfinden müßten. Das sind die levantinischen, galizischen, polnischen Juden, die sich vermöge ihres Fleißes, ihrer Anspruchslosigkeit und Nüchternheit in allen Geschäften und Gewerben, die Arier verdrängend, festsetzen. — Im vorigen Jahr machte das Blaubuch „Papers relating to a Federation of the South African Colonies" von sich reden (vergl. diese Zeitschrift VI, S. 536), in dem Lord Selborne ausführlich die Nachteile des heutigen Partikularismus den Vorteilen gegenüberstellte, die die Einheitlichkeit in Verwaltung, Justiz, Militärwesen, Wirtschafts- und Verkehrspolitik haben würde. Die Föderation der südafrikanischen Kolonien ist in der Tat nichts als eine Forderung einfachster politischer Vernunft. Auch die Buren haben sich der Idee nie grundsätzlich entgegengestemmt, aber in ihrer klugen Fabierpolitik die Verwirklichung hinauszuschieben gesucht, bis die Durchführung nach ihren nationalen Interessen gesichert war. Dieser Zeitpunkt ist jetzt gekommen. Tatsächlich hat die Regierung Transvaals den 1903 abgeschlossenen Zollvereinigungsvertrag zum nächsten Termin (Ende 1908) gekündigt — nicht um, wie es in deutschen Zeitungen dargestellt wurde, aus dem Verein auszutreten, sondern um eine Revision des Vertrags herbeizuführen. Noch im Laufe des Jahres wird also die Frage der Föderation wieder aufgerollt werden, um die Grundlage dazu, die zollpolitische Einigung, neu und besser zu gestalten. Dabei werden die Buren jetzt, wo sie in den maßgebenden Kolonien die ministerielle Gewalt erobert haben, da sie politische Führer der Südafrikaner geworden sind, erweisen müssen, ob sie die Lehren des Krieges beherzigt haben, ob sie ein modern denkendes Volk geworden sind, das nicht im Verharren bei altmodischen Wirtschaftsformen und in anmaßendem Herrenmenschentum sich gefällt, sondern alle produktiven Energien des Landes zur Betätigung aufruft, die Jugend zum Arbeitssinn erzieht und solche liberale staats- und wirtschaftsrechtliche Einrichtungen schafft, wie sie allein die Einheit und Größe eines aus verschiedensten Rassen- und Stammeselementen zusammengefügten Staatsgebildes begründen können. Dann wird man von der Renaissance des Burentums, das vor wenigen Jahren tödlich getroffen schien, in dem Sinne nationaler Erneuerung sprechen können, kraft deren ein Volk, durch Unglück geläutert, sich über sich selbst erhebt und ein in der politischen Welt verjüngend wirkender Kulturträger und Machtfaktor wird.

Erforschung des Eingeborenenrechts. Die bekannte Kommission des Reichstags zur Erforschung des Eingeborenenrechts hat bisher zwei Sitzungen abgehalten. In diesen wurde für den früher sehr ausgedehnten Fragebogen mit Fragen zur Erkundung der Rechtsverhältnisse der Eingeborenen ein solcher in einfacher, präziserer Form beschlossen. Dieser Fragebogen liegt nunmehr im Druck vor und soll demnächst zur Versendung an die verschiedenen Schutzgebiete gelangen. Der Fragebogen zerfällt in folgende Hauptteile: 1. Familienrecht und Personenrecht. 2. Vermögensrecht. 3. Strafrecht. 4. Prozeßrecht. 5. Staats-, Verwaltungs- und Völkerrecht. (Dtsch. Kolonialztg. 19, 1908.)

Die Bevölkerungszahl des Königreichs Griechenland. Es werden jetzt die Resultate der Volkszählung bekannt, die die griechische Regierung am 9. November v. J. vornehmen ließ. Sie ergab eine Bevölkerungsziffer von 2 631 952 Einwohnern und eine Bevölkerungsdichte von 42,2, gegen 2 433 806 Einwohner im Jahre 1896. In früheren Jahrzehnten galt Griechenland als das Land, in dem der Ueberschuß an männlichen Individuen am fühlbarsten sei. Die letzte Zählung zeigt nur noch eine Mehrheit von 17 932 Männern, gegenüber einem Plus von 99 826 Männern im Jahre 1896. (Münchner Allgem. Ztg. Nr. 2, 1908.)

Altgermanische Volksreste im heutigen Marokkanertum. Vor einiger Zeit ging eine Notiz durch die Zeitungen, die sich auf die Erzählung eines englischen

Reisenden stützte und in einer Verwunderung über die zahlreichen weißhäutigen Marokkaner auslief. Man hat zur Erklärung die Verpflanzung der Westgoten nach Afrika vergessen. Die Trümmer dieses Germanenstammes nahmen zwar die Sprache und Tracht der Umgebung an, aber sie blieben Germanen in maurischer Hülle: blauäugige, blondhaarige Recken, die jedem auffallen müssen, der sie zum ersten Male zu Gesicht bekommt. Und ein instinktiver Rassenhaß besteht auch heute noch zwischen diesen Marokkanern altgermanischen Geblüts und jenen maurisch-afrikanischen Ursprungs. Wir stehen also vor der unbestreitbaren Tatsache, daß die Bergstämme, die heute den Franzosen soviel zu schaffen machen, zum guten Teil altgermanisches Blut in den Adern haben. (M. A. Z. 30, 08.)

Die völkischen Gegensätze unter den Mongolen schildert Harbart d. J. in einem Artikel, in dem er den „Kampf um die chinesischen Tributärstaaten" behandelt: „Die Ostmongolen, die Mongolen reiner Rasse, zu denen noch Buräten und Kalmücken zählen, haben weder Sympathien für die Japaner noch für die Chinesen. Sie besitzen die Tugenden, die bei Nomaden und Kindern der freien Steppen gewöhnlich sind: Ritterlichkeit, Tapferkeit, Gastlichkeit, Offenherzigkeit, Sittenstrenge, Eigenschaften, denen Chinesen und Japaner meist entgegengesetzte Charakterzüge gegenüberstellen. Ebenso verschieden sind die religiösen Vorstellungen. Der Ostmongole ist ein großdenkender Siderist und dabei fanatisch, der Japaner und Chinese ein engherziger Manist und konfessionell indifferent. Diese Volkselemente können auf die Dauer so wenig friedlich nebeneinander leben wie Feuer und Wasser. Um so weniger, als Japan und China ruhelos gegen die Ostmongolei andrängen, insbesondere gegen den Schingan, das fruchtbare Grenzgebiet an der Mandschurei, die schon aus diesem Grund der eigentliche Zankapfel zwischen den ostasiatischen Großmächten ist. Japan bedarf eines Auswanderungsgebiets, nicht eigentlich weil es übervölkert, sondern weil es an fruchtbarem Boden verhältnismäßig arm ist. Die Mandschurei und die benachbarten Gebiete der Ostmongolei sind also die natürlichen Ziele des Ausdehnungsdranges. In der Südmandschurei faßte Japan durch den Krieg mit Rußland festen Fuß; trotz der Verpflichtungen beim Friedensschluß denkt es gar nicht daran, den Schauplatz seiner Siege zu räumen. Auf die Nordmandschurei richtet sich augenblicklich der Hauptstrom der japanischen Auswanderer. — Wir können uns nicht mehr der Einsicht verschließen, daß der Ausdruck Mongolen in der üblichen Auslegung ein Begriff ethnologischer Theorie ohne jede moderne politische Bedeutung ist, ähnlich wie der Begriff Arier. Die Ostmongolen haben keine nationalpolitische Gemeinschaft mit den Japanern oder Chinesen, ebensowenig wie die Südchinesen mit den Nordchinesen und den in Peking bislang maßgeblichen Mandschus. Wiederum ist Japan nicht nur eine geographische, sondern auch eine nationalpolitische Insel in diesem Völkergemisch, das der ethnographischen Vielgestaltigkeit Europas nicht allzuviel nachgibt. Die Forschungen von Dr. Aurel Stein im nordöstlichen Turkestan haben ergeben, daß hier, im innersten Asien, völkerreiche Städte bestanden haben, deren Ueberreste Zeugen einer weitgehenden Kulturvermählung von Kaukasiern und echten Mongolen sind. Wird die Zukunft eine Wiederannäherung bringen? Möglich, sogar wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Sympathien der Ostmongolen, die als eine vierte Großmacht in Ostasien sich zu erheben im Begriff sind — und vielleicht auch die Sympathien des Dalai Lama? — nicht nach Osten, sondern nach Westen, zu den Russen hin gerichtet sind. Die Gegensätze zwischen den Nationen Ostasiens werden, darauf deuten die wirtschaftlichen Kämpfe unverkennbar hin, in Zukunft immer mehr sich verschärfen. Europa aber wird gut tun, dabei sich möglichst auf die Rolle eines interessierten Zuschauers zu beschränken." (Dtsch. Kolonialztg. 16, 1908.)

Die Bewohner von Deutsch-Fersental behandelt Dr. Wilh. Rohmeder-München in einem längeren Essay: Sie sind sämtlich deutsch nach Herkunft und Geschichte. Wieweit das Deutschtum des Fersentales zurückreicht, dafür gibt ein Vertrag einen Anhalt, den die sieben Pflegschaften der Herrschaft Persen im Jahre 1166 mit der damals noch „zimbrischen Stadt" Vicenza schlossen. Darin war von den Pflegschaften ausdrücklich bestimmt, daß sie ungehindert „nach ihren Gewohnheiten, Gesetzen und alten Gebräuchen weiterleben dürfen, nach welchen sie immer seit Menschengedenken oder früher schon, seit 100, 200, 400 Jahren gelebt haben, sowohl nach salischem, wie nach langobardischem Recht". Ueber die gegenwärtige Umgangssprache teilt Rohmeder folgende Zahlen mit: es sprachen 1880 von 1877 ortsanwesenden Personen 1061 deutsch, 816 welsch, 1900 von 1802 ortsanwesenden

Personen 1629 deutsch, 173 welsch. Die Familiennamen sind durchaus deutsch, ebenso der ganze Ortsnamen-Wortschatz. (Voss. Zeitung, 177, 1908.)

Die Zahl der Mischehen zwischen Juden und Nichtjuden in Preußen ist in erheblicher Zunahme begriffen. Es gab Mischehen 1885: 2111; 1895: 3287; 1905: 5117. Besonders stark war die Zunahme der Mischehen eines jüdischen Mannes mit einer nichtjüdischen Frau; diese haben sich von 1900 bis 1905 um 30,7 pCt., die Mischehen eines nichtjüdischen Mannes mit einer jüdischen Frau nur um 20,8 pCt., beide zusammen um 26,3 pCt. vermehrt. Von sämtlichen Kindern aus Mischehen waren nur 22,67 pCt. jüdisch, während theoretisch zu erwarten wäre, daß die Hälfte der Kinder jüdisch wären. Dieser Prozentsatz der jüdischen Kinder nimmt stetig ab; er betrug 1885: 24,78 pCt., 1895: 24,47 pCt., 1905: 22,67 pCt. (Ztschr. f. Dem. u. Stat. d. Jud. 5, 1908.)

Der Wert genealogischer Betrachtungsweise in der psychiatrischen Erblichkeitslehre wird von W. Strohmayer in der Monatsschrift für Neurologie (XXII, Erg.-Heft) behandelt. Der Verfasser wendet sich gegen die Erblichkeitsmassenstatistik ebenso wie gegen den „staatlich kontrollierten Rassenstall" und fordert demgegenüber eine auf Genealogie basierende Familienforschung. So wenig dieses Gebiet noch bebaut ist, gewährt es doch schon einige Erkenntnisse. Es zeigt, daß für die Nachkommenschaft eines Individuums weniger dessen Qualitäten in Betracht kommen, als vielmehr die Chancen, die seine Ahnentafel gibt. Die valesische Ahnentafel beweist, daß weder einseitige schwere erbliche Belastung, noch Inzucht, noch konvergierende Belastung schlechthin zur Degeneration führen müssen, sondern daß nur das Zusammentreffen zweier Familien gleichsinniger Erbschaftskadres verhängnisvoll wird.

Die Geschichte der Mitgift. „In der Sozialgeschichte der Kulturwelt hat die Mitgift eine so hervorragende Rolle gespielt, daß wir, wie von einem Stadium der Kaufehe, von einem späteren Stadium sprechen dürfen, in welchem Sitte oder Gesetz die Väter zur Gewährung einer Mitgift bei Verheiratung ihrer Töchter anhält. Bei den Juden und Mohammedanern gilt diese Pflicht als eine religiöse. Die Griechen sahen in der Mitgift ein Zeichen der Unterscheidung zwischen Gattin und Konkubine. Isaeus schreibt, daß kein anständiger Mann seiner gesetzlichen Tochter weniger als ein Zehntel seines Vermögens mitgeben würde. Die Griechen gaben oft eine so große Mitgift, daß zu Aristoteles Zeit fast zwei Fünftel des Gebietes von Sparta Frauen gehört haben sollen. In Rom galt die Mitgift in noch höherem Grade als in Griechenland für ein Merkmal der legitimen Gattin, und die alte Sitte erhielt sich dauernd, obgleich Justinian wiederholt erklärte, daß die Mitgift nur für hochstehende Personen eine Verpflichtung darstelle. Das preußische Landrecht schreibt noch jetzt vor, daß der Vater — in seiner Ermangelung die Mutter — die Hochzeit ausrichte und das Haus des jungen Paares ausstatte. Dagegen verpflichtet der Code Napoleon die Eltern nicht, den Töchtern Mitgift zu gewähren, und dieser Grundsatz ist fast von der gesamten modernen Gesetzgebung angenommen worden. In den romanischen Ländern besteht zwar noch immer die ausgeprägte Neigung, Mitgift zu geben, doch gewinnt die gegenteilige überall an Boden. In einer Gesellschaft, deren Gesetze die Monogamie vorschreiben, und welche einen Ueberschuß an erwachsenen Weibern aufweist, in einer Gesellschaft, in der überdies viele Männer überhaupt nicht heiraten, und zahlreiche verheiratete Frauen sich einem Leben der Trägheit hingeben, in einer solchen Gesellschaft sinkt die Mitgift sehr oft zu einem Kaufpreis herab, für den der Vater der Tochter einen Gatten erwirbt. Da nun aber, wie Sutherland in seinem Buche »Ursprung und Fortentwicklung des Moralinstinkts« bemerkt, der Gedanke, »daß Geldinteressen die Eheschließung auf der einen oder anderen Seite in hohem Maße beeinflussen sollen, der zunehmenden Zartheit des Empfindens abstoßend erscheint, stirbt in der Kulturwelt das Mitgiftwesen allmählich ebenso aus, wie einst mit der Zunahme der Zivilisation das Kaufgeld aufhörte«." (Ed. Westermarck in d. Z. „Die Neue Generation".)

Der Einfluß des Alkoholismus auf die Imbezillität. Bayerthal-Worms weist in einem Aufsatze „Schulärztliche Erfahrungen" darauf hin, daß neben der Erblichkeit auch den Schädlichkeiten, die vor, bei und nach der Zeugung einwirken, eine große Bedeutung für die Entstehung des angeborenen Schwachsinnes zukommt, unter denen der Alkoholismus in erster Linie zu nennen ist. Ihm und der Erblichkeit gegenüber treten die übrigen Einflüsse in den Hintergrund. So konnte z. B. bei

acht unter zehn Kindern, die im Schuljahre 1906/7 zur Aufnahme in die Hülfsschule gelangten, nachgewiesen werden, daß chronischer und vorübergehender Alkoholismus des Vaters zur Zeit der Zeugung des später schwachsinnigen Kindes bestanden und somit eine Keimesschädigung bedingt hatte. Aber auch indirekt trug der Alkoholismus des Vaters Schuld an dem Schwachsinn der Kinder, da in sechs Fällen (unter zehn) die Mutter während der Schwangerschaft schweren Gemütsbewegungen ausgesetzt war, die mit dem Alkoholmißbrauch des Vaters mehr oder weniger in ursächlichem Zusammenhang standen. (Daß Gemütsbewegungen einer Schwangeren ohne Mitwirkung der Heredität oder des Alkoholismus von nachteiligem Einfluß auf die Gehirnentwicklung der Frucht sein können, bezeichnet der Verfasser als zweifelhaft.) Noch eine andere Erscheinung, die bei den erwähnten Aufnahmeuntersuchungen zutage trat und in Uebereinstimmung mit früheren Erfahrungen steht, ist geeignet, den traurigen Einfluß des Alkoholmißbrauches auf die Nachkommenschaft klarzulegen. Unter fünf Kindern, welche in den ersten Lebensjahren an Konvulsionen gelitten hatten, war bei drei eine erbliche Belastung nicht nachzuweisen, aber bei zwei fand die Zeugung im Rausche statt, und die übrigen drei Kinder hatten Väter, welche Gewohnheitstrinker waren. Eine weitere Stütze für die Ansicht Bayerthals über den Zusammenhang zwischen Alkoholismus und Schwachsinn liegt in der Tatsache, daß unter den geistig normal veranlagten Kindern, die wegen mangelhafter Ernährung und Nachtruhe, Schwerhörigkeit und Sehschwäche, vorübergehender Krankheiten, häufigen Schulwechsels oder unregelmäßigen Schulbesuchs usw. in der Schule zurückgeblieben waren, der Alkoholmißbrauch bei der Zeugung keine Rolle gespielt hatte. Endlich spricht noch ein Moment, das an sich zwar nicht einwandfrei ist, für die Richtigkeit der aus den anderen Beobachtungen gefolgerten Schlüsse, nämlich die Tatsache, daß schwachsinnige Schulkinder jüdischen Glaubens in den letzten 17 Jahren nicht zur Aufnahme in die Wormser Volksschulen gelangt sind, obwohl es dem Prozentsatze nach, mit dem die jüdischen Schüler unter der Gesamtschülerzahl vertreten sind, zu erwarten gewesen wäre; die bekannte Mäßigkeit der Juden gibt die Erklärung dafür. (Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift IX. Jahrg., Nr. 43/44.)

Ueber die „Syphilis der Unschuldigen". Einen interessanten Vortrag über die „Syphilis der anständigen Frau" hat jüngst Fournier in Paris gehalten. Nach seinen außerordentlich reichen Erfahrungen sind von 100 syphilitischen weiblichen Personen im Durchschnitt 20 verheiratet und von ihren Männern infiziert. Unter 218 Fällen hatten aber nur in 94 Fällen die Ehemänner während der Ehe die Syphilis sich anderweit zugezogen, 124 hatten, nachdem sie sich als Junggesellen angesteckt hatten, zu früh geheiratet. (Ztschr. f. Sozialw. XI, 3, 1908.)

Altersversorgung in England. Mr. Asquith hat in seiner Budgetvorlage den großen demagogischen Wurf getan. Gemäß seinem Vorschlag wird von nun an jeder Brite, der 70 Jahre alt ist und weniger als 26 £ Jahreseinnahme hat, berechtigt sein, vom Staat eine Wochenrente von 5 s. zu empfangen. Ein Ehepaar über 70 Jahre hat den Anspruch auf $7^1/_2$ s. per Woche aus der Staatskasse und zwar ohne jede Gegenleistung; es ist eine Altersrente sans phrase. Der erzieherische Gedanke unserer Altersversicherung fehlt vollständig.

Die „kulturelle" Sexualmoral und die moderne Nervosität. Hierüber schreibt Freud-Wien in einem Artikel, in dem er seine bekannten Theorien gemeinverständlich zusammenfaßt: Sieht man von den unbestimmteren Arten, „nervös" zu sein, ab und faßt die eigentlichen Formen des nervösen Krankseins ins Auge, so reduziert sich der schädigende Einfluß der Kultur im wesentlichen auf die schädliche Unterdrückung des Sexuallebens der Kulturvölker (oder Schichten) durch die bei ihnen herrschende „kulturelle" Sexualmoral. Unsere Kultur ist ganz allgemein auf der Unterdrückung von Trieben aufgebaut. Jeder Einzelne hat ein Stück seines Besitzes, seiner Machtvollkommenheit, der aggressiven und vindikativen Neigungen seiner Persönlichkeit abgetreten; aus diesen Beiträgen ist der gemeinsame Kulturbesitz an materiellen und ideellen Gütern entstanden. Außer der Lebensnot sind es wohl die aus der Erotik abgeleiteten Familiengefühle, welche die einzelnen Individuen zu diesem Verzicht bewogen haben. Der Verzicht ist ein im Laufe der Kulturentwicklung progressiver gewesen; die einzelnen Fortschritte desselben wurden von der Religion sanktioniert; das Stück Triebbefriedigung, auf das man verzichtet hatte, wurde der Gottheit zum Opfer gebracht; das so erworbene Gemeingut für „heilig" erklärt. Wer kraft seiner unbeugsamen Konstitution diese Triebunter-

drückung nicht mitmachen kann, steht der Gesellschaft als „Verbrecher“, als „outlaw“ gegenüber, insofern nicht seine soziale Position und seine hervorragenden Fähigkeiten ihm gestatten, sich in ihr als großer Mann, als „Held“ durchzusetzen. Die Neurotiker sind jene Klasse von Menschen, die es bei widerstrebender Organisation unter dem Einfluß der Kulturanforderungen nur zu einer scheinbaren und immer mehr mißglückenden Unterdrückung ihrer Triebe bringen, und die darum ihre Mitarbeiterschaft an den Kulturwerken nur mit großem Kräfteaufwand, unter innerer Verarmung, aufrecht erhalten oder zeitweise als Kranke aussetzen müssen. Die Erfahrung lehrt, daß es für die meisten Menschen eine Grenze gibt, über die hinaus ihre Konstitution der Kulturanforderung nicht folgen kann. Alle, die wohler sein wollen, als ihre Konstitution es ihnen gestattet, verfallen der Neurose; sie hätten sich wohler befunden, wenn es ihnen möglich geblieben wäre, schlechter zu sein. Die allen Autoritäten genehme Behauptung, die sexuelle Abstinenz sei nicht schädlich und nicht gar schwer durchzuführen, ist vielfach auch von Aerzten vertreten worden. Man darf sagen, die Aufgabe der Bewältigung einer so mächtigen Regung wie des Sexualtriebes, anders als auf dem Wege der Befriedigung, ist eine solche, die alle Kräfte eines Menschen in Anspruch nehmen kann. Die Bewältigung durch Sublimierung, durch Ablenkung der sexuellen Triebkräfte vom sexuellen Ziel weg auf höhere kulturelle Ziele gelingt einer Minderzahl, und wohl auch dieser nur zeitweilig, am wenigsten leicht in der Lebenszeit feuriger Jugendkraft. Die meisten anderen werden neurotisch oder kommen sonst zu Schaden. Auch der Sexualverkehr in legitimer Ehe bietet keine volle Entschädigung für die Einschränkung vor der Ehe; die für den Mann in unserer Gesellschaft geltende „doppelte“ Sexualmoral ist das deutlichste Eingeständnis, daß die Gesellschaft selbst, welche die Vorschriften erlassen hat, nicht an deren Durchführbarkeit glaubt. Nehmen wir noch hinzu, daß mit der Einschränkung der sexuellen Betätigung bei einem Volke ganz allgemein eine Zunahme der Lebensängstlichkeit und der Todesangst einhergeht, welche die Genußfähigkeit der einzelnen stört und ihre Bereitwilligkeit, für irgendwelche Ziele den Tod auf sich zu nehmen, aufhebt, welche sich in der verminderten Neigung zur Kinderzeugung äußert, und dieses Volk oder diese Gruppe von Menschen vom Anteil an der Zukunft ausschließt, so darf man wohl die Frage aufwerfen, ob unsere „kulturelle“ Sexualmoral der Opfer wert ist, welche sie uns auferlegt. (Sexual-Probleme 3, 1908.)

Die Verpestung der Großstadt durch die Provinz behandelt Heinz Pothoff im „Morgen“ (Nr. 7, 1908): Es ist wie ein Evangelium, daß die Großstadt (Berlin vor allem) der Sitz des Lasters, der Unzucht, ein Sodom und Gomorrha, die Kleinstadt, das Dorf die Stätte ehrsamer Zucht und Sitte sei. Kein Philister kommt aus Berlin nach Pasewalk, ohne die Augen zu verdrehen. Bis hierher habe ich alle Werturteile im Sinne der landläufigen Moral wiederholt, ohne zu prüfen, ob diese Moral richtig ist. Aber nun kommt das Abweichende, das uns an die Wurzel des Uebels führt: der Großstädter ist trotz der verführerischen Gelegenheiten, denen er oft und gern nachgibt, reiner und anständiger als der Kleinstädter, weil er ehrlicher ist. Der Provinzler fügt zu der nach seinen eigenen Moralbegriffen verpönten großstädtischen Unzucht noch ein schweres Laster: er lügt! Und diese Lüge ist schuld an Sodom und Gomorrha. Wenn ich von dieser Lüge spreche, so meine ich nicht das Dorf. Denn dort ist das „Unsittliche“ meist noch nicht unsittlich, weil es natürlich und aufrichtig ist. Der Kern des Uebels ist (neben der ländlichen „Gesellschaft“) die Kleinstadt, wo jeder hübsch fromm und sittsam sein, die wahre Natur verleugnen muß. Alle Lamentationen der Krähwinkler über die Sündhaftigkeit Berlins sind ja gelogen. Wer irgend kann, fährt zur Großstadt, um die verachteten Genüsse zu kosten. Und wer nicht hinein kann, schilt mehr aus Neid als aus Ueberzeugung. (Alles mit vielen Ausnahmen natürlich!) Erlaubt ist, was sich ziemt — und was die andern nicht merken. Wie einst die englische Gesellschaft sich entrüstete über Byrons Don Juan und das Buch heimlich verschlang, so „sündigt“ heute noch der Offizier in Zivil, der Student ohne „Couleur“ und der schlichte Bürgersmann in der fremden Stadt, wo er sich ungekannt glaubt. — Es ist übertrieben, aber darum nicht unrichtig: das sündhafte Berlin ist eine Notwendigkeit, damit alle Krähwinkler zu Hause Anstand und fromme Zucht heucheln können! Wären die Kleinstädter nicht solche Heuchler, lebten sie zu Hause wie es ihrer inneren Natur entspricht, so könnten und müßten der Vergnügungslokale um zwei Drittel weniger sein. Die Gewohnheit der Provinz, zu Hause fein sittsam zu sein und in der Großstadt sich auszutoben, hat Babel groß gemacht. Man könnte mit dem zweiten Gatten der Frau von Elbe sagen: Berlin ist das Klosett Deutschlands

geworden. — Nicht die Provinz sollte auf Berlin schelten. Eher könnte Berlin sich beschweren, daß es die Ablagerungsstätte sein muß für alle, die zu Hause nicht „sich auszuleben" wagen. Die Verlogenheit und die Lüsternheit der Provinz hat den Sumpfboden geschaffen, aus dem von Zeit zu Zeit die „großstädtischen Miasmen" aufsteigen. Aber wenn dann die Kleinstädter jammern über die Sittenverderbnis, die sie in ihren Zeitungen um keinen Preis missen möchten, so kann die Großstadt ihnen antworten: Behaltet ihr euren Unrat selbst, dann wird es bei mir nicht halb so stinken!

Ueber gesellschaftliche Selbstzersetzung schreiben die Mittgartblätter (11, 1908): „Wo immer im Umkreise der Stadtkultur ein körperlich und seelisch hervorragender Mensch geboren wird, da setzt sich das gesellschaftliche Getriebe gegen ihn in Gang, da richtet sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Schritte, reizt ihn zu Torheiten und Lastern und arbeitet auf seinen Untergang hin; er muß schon sehr viel angeborene Festigkeit besitzen, wenn er nicht von dem Strome des gesellschaftlichen Lebens fortgeschwemmt werden soll. Ist es doch dahin gekommen, daß die rassische Tüchtigkeit sich nicht selten zu allerhand Schaustellungen preisgibt. Auf Schaubühnen und in Konzertsälen, in Varietés und Kabaretts, vor allem aber in den Bordellen wird unser bestes Menschenmaterial der Eitelkeit und Genußgier geopfert; an allen diesen Orten findet man nicht selten die körperlich wertvollsten Elemente, neuerdings auch besonders viele von nordischem Typus, wie sie unter dem Beifall und Jubel der Zuschauer und Genießer biegen und brechen. Ein Beobachter erzählte mir, es sei ihm während seines Aufenthaltes in Berlin sehr aufgefallen, wie viele minderwertige Frauen tagsüber auf den Straßen ihren Geschäften nachgingen; sobald aber die Laternen angezündet würden, da zeige sich eine große Zahl stattlicher Erscheinungen von hohem Wuchs und gutem Brustumfang; diese alle seien käuflich! Und diese Sintflut scheint auch das männliche Geschlecht nicht zu verschonen: ich hörte von einem Hof-Schauspieler, er habe öffentlich gegen die ihm von seiten seiner Verehrerinnen zugemutete Prostituierung Einspruch erhoben. Ja, dieser Verderb erstreckt sich sogar schon auf die Kinder: »Welch ein schönes Mädchen!« hörte ich Vorübergehende auf der Straße rufen, als eine Schülerin von etwa zwölf Jahren von hervorragender Gestalt des Weges daher kam, der man indessen ansah, daß diese Art gesellschaftlicher Aufmerksamkeit bereits Schatten in ihre Seele geworfen hatte. Man sieht heute mit Befremden auf das Mittelalter zurück, wo jeder, der sich öffentlich zur Schau stellte, als »unehrlich«, als gesellschaftsunfähig galt. Betrachtet man die Sache vom rassenhygienischen Standpunkte aus, so gewinnt sie ein neues Gesicht; das finstere Mittelalter erscheint wieder einmal in hellerem Lichte, als die im Glanze ihrer Bogenlampen strahlende Gegenwart. Man kann also wohl die Regel aussprechen, der körperlich und seelisch hervorragende Mensch sei im gesellschaftlichen Getriebe größeren Gefahren ausgesetzt als der Minderwertige; er kann sich mit Sicherheit nur unter seinesgleichen behaupten. Die konstitutiv unter ein gewisses Niveau gesunkene Gesellschaft richtet die unter ihr fortexistierenden Reste konstitutiv unverminderten Menschentums in geometrischer Progression zugrunde, wobei natürlich nicht nur die erwähnten Erscheinungen mitwirken, sondern noch andere Erscheinungsweisen, die man unter dem Begriffe der Kontraselektion, der fortschrittswidrigen Auslese zusammenfaßt. Man denke an die vielen körperlich hervorragenden Jungfrauen, die sich aus »unglücklicher Liebe« der Krankenpflege widmen und die Fortpflanzung ihren minderwertigen Schwestern überlassen, oder an die Ehe- und Kinderlosigkeit der Auslese unter der Männerwelt, die man noch immer im Offizier-Korps vereinigt findet. In ihrer Gesamtheit erklären diese Ursachen die Plötzlichkeit, mit der in fortgeschrittenen Kultur-Zeitaltern die Verlumpung und Entartung um sich greift. Zöge man dieselben nicht in Betracht, dann blieben zahlreiche Bewegungen der Geschichte unverständlich. Dasselbe Holland, welches im 16. und 17. Jahrhundert eine große Reihe tüchtiger Heerführer, Künstler, Forscher erzeugt hatte, ist schon um 1700 völlig von originalen Menschen entblößt. »Der an Geld so reiche, aber an tüchtigen Menschen arme Staat ist wehrlos« — sagt Hansen in seinen »drei Bevölkerungsstufen« in betreff dieses Zeitabschnittes der holländischen Geschichte. Solche Erscheinungen bleiben unverständlich ohne Berücksichtigung der hier ausgesprochenen Gesetzmäßigkeit."

Die „gelbe Gefahr". Zu diesem Thema hat kürzlich Christian v. Ehrenfels folgendes ausgeführt: „Die gelbe Gefahr zählt in ihrem tiefsten Wesen zu den Sexualproblemen. Denn ihr primum agens ist die expansive Geburtenrate des Gros

der mongolischen Volksstämme. Bei meinem Studium der sexualen Sitten der Chinesen begegnete mir eine der merkwürdigsten Bestätigungen durch Tatsachen, welche in der Geschichte des menschlichen Denkens vorgekommen sein dürften. Anders wird es wohl auch Fresnel bei der Verifizierung der Periodizitätsnatur der Lichtquelle durch den Interferenzspiegel nicht zumute gewesen sein, wie mir, als ich mir den Inhalt des Büchleins »Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen« von M. v. Brandt (Stuttgart, Verl. v. Strecker & Schröder, 1900) aneignete. — Durch persönliche Erfahrungen, deren Mitteilung hier überflüssig wäre, war ich — es sind nun 13 Jahre her — zur Feststellung der Alternative gelangt: »Entweder bin ich ein Individuum von total korrupten, sexualen Instinkten, oder es ist unsere monogamische Sexualordnung eine Institution von total korrumpierenden Tendenzen.« Nun war mir aus einzelnen Hinweisen und Berichten, wie sie dem Gebildeten unserer Zeit eben unterlaufen, wohl aufgefallen, daß die psychisch widerstands- und leistungsfähigsten Völker der Erde, die Chinesen und Japaner, im wesentlichen jenen Prinzipien tatsächlich huldigen, die ich als die einzig dauernd gesunden erkannt zu haben glaubte. Ich trat daher an eine genauere Kenntnisnahme ihrer sexualen Sitten allerdings mit der Erwartung heran, hier eine Bestätigung meiner Schlüsse zu finden. Was ich aber nicht erwartet hätte, war, — alle wesentlichen, von mir für die Erhaltung der Stammesgesundheit als förderlich erkannten Prinzipien hier Punkt für Punkt ausgeübt und festgehalten zu finden, in einem Sittenkodex von 3- bis 4000jährigem Bestand, durch teils drakonische, in die minutiösesten Einzelheiten gehende Verfügungen, die, obgleich ihnen die Patina eines unvordenklichen Alters anhaftet, obgleich sie unmöglich im Bewußtsein ihrer biologischen Tragweite entstanden sein konnten, doch auf die biologische Schlußwirkung, die Erhaltung und Steigerung der Stammesgesundheit, auch heute noch mit einer für den Kundigen geradezu verblüffenden Stringenz hinweisen.“ — Von den einzelnen biologischen Anforderungen an die Sexualordnung zählt Ehrenfels auf: „1. Hauptzweck der Ehe muß die Erzeugung von Nachkommen sein. Diese Forderung ist bei uns nicht erfüllt, wohl aber bei den Chinesen (Ahnenkult). 2. In der betreffenden Gesellschaft muß Polygynie prinzipiell, das heißt moralisch und rechtlich, erlaubt sein. — Im Gegensatz zu unserer monogamischen Sexualordnung ist dieser Forderung durch die Sitte der Chinesen auf zweierlei Weise Genüge getan, nämlich durch Gestattung simultaner und sukzessiver Polygynie. 3. Damit die virile Auslese nicht durch allerhand züchtungsfremde Motive beeinträchtigt werde, ist es nötig, daß in den gegenseitigen Beziehungen der Gatten das spezifisch sexuale Moment alle übrigen Motive (der Freundschaft, der Lebens-, Interessen- und Seelengemeinschaft auf asexualen Gebieten) dominiere. — Dieser Forderung widerstreitet direkt ein Hauptmotiv unserer sexualethischen Wertungen. Uns gilt ein Ehebund dann am höchsten, wenn er sich zu einer Solidarität asexualer Interessen sublimiert hat, und das spezifisch sexualsinnliche Moment zu einem bloßen Akzedens der eigentlich psychischen Beziehungen herabgesunken ist. Der Chinese würde ein derartiges Verhältnis als lächerlich und verkehrt, vielleicht sogar als unkeusch empfinden. Das spezifisch sexuale Moment gilt ihm als eigentlicher Inhalt der heiligen Ehe, der dadurch entwürdigt wird, daß man ihn zur bloßen Zutat degradiert. 4. Die virile Auslese verlangt ferner eine tiefgehende Differenziertheit der Sexualmoral nach den Geschlechtern, Aktivität und Initiative von seiten des Mannes, Passivität und höchstens Abwehr von seiten der Frau. Die Vorschriften der chinesischen Sitte entsprechen diesen Anforderungen großenteils. 5. Die zur Durchführung der virilen Auslese nötige Gestattung der Polygynie und Verurteilung der Polyandrie führt selbstverständlich zu einer direkt gegensätzlichen Wertung der Eifersucht beim Manne und bei der Frau. Eifersucht der Frau wird von der chinesischen Moral geradezu als Laster aufgefaßt und gilt als einer von den sieben legalen Ehescheidungsgründen. In ihren moralischen Schriften, in Sage und Dichtung aber werden von den Chinesen die Frauen hochgepriesen und gefeiert, die es über sich gewannen, ihren Männern freiwillig schöne und tugendhafte Genossinnen (Beischläferinnen) zuzuführen. Ehebruch der Frau dagegen gibt dem Manne, wenn er sie auf frischer Tat ertappt, das Recht zu ihrer und ihres Buhlen sofortiger Tötung. 6. Die virile Auslese verlangt, damit sie die „Tauglichkeit“ bevorzuge, daß gerade die im sozialen Konkurrenzkampf obsiegenden Männer am meisten Kinder in die Welt setzen. Dieser Forderung aber widerstreitet überall, wo zwischen Vater und Kindern eine engere Lebensgemeinschaft und innigere, individuelle Bande der Liebe bestehen, die absichtliche Kinderbeschränkung der Männer aus Erbrücksichten, das heißt also Kinderbeschränkung zu dem Zweck, um jedem Kinde ein um desto größeres Erbe an Kapital und guter Erziehung hinterlassen zu können. Daher

fordert die wohlgerichtete virile Auslese eine Familienverfassung, welche für die Regel wirkliche Lebensgemeinschaft und innige, individuelle Bande der Liebe zwischen Vater und Kindern nicht aufkommen läßt. Obwohl der Chinese sich kein Gut des Lebens so sehr wünscht, wie zahlreiche Kinder, speziell Söhne, bleibt seine Liebe zu ihnen doch immer ein Gefühl „in Bausch und Bogen“. Der Abendländer muß sich daher sagen, daß er, wenn er als Rassewesen weiterleben will, einen großen Strich zu machen hat durch fast alle leitenden Prinzipien seines sexualen Fühlens und Handelns, daß er sich auf das Gegenteil dessen umzustimmen hat, was seit den Tagen des Beginnes unserer Zeitrechnung und von früher her noch bis auf heute für hoch, edel und erstrebenswert gegolten hat. Anders, vielmehr gerade entgegengesetzt der Chinese. Wenn er an die biologische Ueberprüfung seiner sexualen Sitten herantritt, so wird er mit Staunen gewahr werden — oder auch nicht mit Staunen, denn der Kerl ist verdammt hochmütig und von vornherein überzeugt, daß er immer das Beste und Vollkommenste haben muß ... er wird dann also konstatieren, daß ein wunderbarer Genius der Hygienik und der Konservierung über den Selbstbestimmungen seiner Rasse gewaltet hat und diese seit unvordenklichen Zeiten her in unbewußtem, dunklem Zwang stets das festsetzen und verfügen ließ, was für die dauernde Erhaltung ihrer Gesundheit und Tüchtigkeit das Zweckmäßigste und Zuträglichste war. Wo wir das dem Gewohnten Gegensätzliche als das Richtige anzuerkennen, uns in das scheinbar Paradoxe hineinzufühlen haben, dort hat der durch seinen Konservatismus sprichwörtlich bekannte Chinese nur Altehrwürdiges gutzuheißen, weiter auszubilden, noch entschiedener herauszuarbeiten. Wo wir durchzustreichen haben, hat er lediglich zu unterstreichen und sein biologisches placet darunterzusetzen. (Sexual-Probleme 4, 1908.)

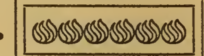
Paradoxe der Rassenpolitik. In der Nummer vom 11. März 1908 der Zeitung „Le Nouvelliste“, die in Port-au-Prince auf Haïti als erstes Journal der Republik erscheint und vor Ausgabe dem Minister des Innern zur Durchsicht unterbreitet wird, macht nach der Mitteilung des „März“ ein Mitarbeiter folgende „Proposition intéressante“: Nach allgemeinen Erörterungen über den Geburtenrückgang heißt es: Frankreich fehlt die Tätigkeit der Volksvermehrung, das ist sicher. Warum sollte es da nicht daran denken, kräftigere Völker um ein paar tausend tüchtige Arbeiter zu bitten, die geneigt wären, ihm neues Blut und neue Lebenskraft zuzuführen? Haïti, seine getreue Tochter, würde ihm mit Vergnügen ein zahlreiches Kontingent von Arbeitern schicken, die sicherlich der Rasse Ehre machen würden. Kinder machen: da liegt unsere Stärke. Niemand kann uns auf diesem Felde schlagen. Tausend von der französischen Regierung ernährte und unterhaltene Haïtier würden Frankreich in einem Nichts von Zeit wieder bevölkern.... Ich wäre glücklich, wenn der Landwirtschaftsminister Ruan und der Präsident und Minister des Inneren Clémenceau sich über ein „nationales Menschengestüt“ verständigen könnten.

Die Gynäkokratie in Amerika. Henry F. Urban tadelt in einem Artikel „Amerika und die Professoren“ (im Berl. T.) die irrigen Ansichten, welche deutsche Gelehrte oft nach einem kurzen Aufenthalte in Amerika mitbringen, und äußert sich über die Amerikanerinnen: „Gerade von diesen zeichnet der Ausländer meist die allerfalschesten Bilder, weil die Amerikanerin bei flüchtiger Bekanntschaft durch ihre Schönheit, ihre Eleganz, ihre Liebenswürdigkeit und Intelligenz einen überaus bestechenden Eindruck macht und sich überdies immer besser darzustellen weiß als sie ist. Er sagt, die Männer fügten sich dem Einfluß der Frauen, weil sie ihn im allgemeinen als wohltätig empfinden. Zunächst fügen sie sich ihm, weil sie von Hause aus dazu erzogen worden sind, in dem weiblichen Wesen ein gottähnliches Wesen zu sehen, und weil dessen brünstige Anbetung wiederum als Kennzeichen des wahren „Gentleman“ betrachtet wird. Zweitens fügen sie sich ihm durchaus nicht immer gutwillig, sondern mit mancher geheimen Verwünschung (die nur der Anstand nicht laut werden läßt), oder sie tun nach tausend lächelnden Verbeugungen das Gegenteil von dem, was die Frauen wünschen. Drittens hat sich dieser Fraueneinfluß zu einer Gynäkokratie ausgewachsen, die wie jede Gynäkokratie an sich verwerflich und in zahllosen Fällen nichts weniger als wohltuend ist. Dieser Frauendespotismus richtet in Newyork alle Augenblicke neues Unheil an, indem er das öffentliche Hetärentum durch sogenannte Lasterkreuzzüge aus seinen Vierteln in die Häuser der anständigen Leute treibt. Es stimmt auch nicht, wenn der Gelehrte erwähnt, daß diese verbohrten Puritanerinnen als Hüterinnen puritanischer Tugenden keine Erschlaffung im Wohlleben und Ueppigkeit aufkommen ließen. Das Wohl-

leben und die Ueppigkeit in den größeren Städten, aber auch in kleineren Städten, bei Männern und Frauen, spottet aller Beschreibung und ist unzählige Male von Amerikanern selber, die Geistlichen an der Spitze, verdammt worden. Sogar die minder Bemittelten leben oft über ihre Verhältnisse. Diesem Wohlleben ist der Rassenselbstmord (Zweikinder- und Keinkindersystem) zuzuschreiben, vor dem Roosevelt gewarnt hat, und der gerade bei Neu-Engländern sich besonderer Beliebtheit erfreut. Wir verdanken dem ungesunden Fraueneinfluß in Amerika ferner die unerhört große Zahl der jährlichen Scheidungen, die Verweiblichung aller Künste, namentlich des Romans und des Dramas, die nur für Sonntagsschüler und Schülerinnen geeignet sein sollen. Wir verdanken ihm die bewußte Verweiblichung der männlichen Jugend, über die hervorragende Pädagogen klagen, und zugleich die Vermännlichung der weiblichen Jugend durch Erzeugung einer Abneigung gegen Pflege der besonderen weiblichen Instinkte (häusliche Pflichten gegen Gatten und Kinder). Damit soll durchaus nicht geleugnet werden, daß es in Amerika trotz dieser Gynäkokratie die trefflichsten Frauen und Hausfrauen gibt, auch unter den Puritanerinnen, besonders auf dem Lande. Und ganz selbstverständlich ist, daß eben diese Gynäkokratie eine offen zur Schau getragene sexuelle Begehrlichkeit der Männer ausschließt, wie sie in Deutschland zu beobachten ist. Im stillen freilich, nach beliebter Yankeesitte, läßt der Amerikaner seinen sexuellen Begierden desto mehr die Zügel schießen. Aber all diese Dinge enthüllen sich nur dem in Amerika Ansässigen, der es sich angelegen sein läßt, fleißig hinter den so beliebten nationalen Vorhang vor allen Yankeeuntugenden zu gucken."



Bücherbesprechungen.



Lomer, G., Bismarck im Lichte der Naturwissenschaft. Halle 1907, C. Marhold. 160 S.

Hervorragende Gestalten großer Männer pflegen von allen möglichen Seiten betrachtet und beleuchtet zu werden; es ist darum nicht zu verwundern, daß ein Schriftsteller auch einmal den Versuch gemacht hat, „Bismarcks Persönlichkeit vom Standpunkte moderner Naturwissenschaft, insbesondere der Anthropologie, Psychologie und Medizin, zu erfassen und zu verstehen". Das mit „Ehrfurcht und Liebe", aber „möglichst unbefangen" geschriebene Buch behandelt in anziehender Darstellung Abstammung, äußere Erscheinung, geistige Begabung, seelische Anlagen und Gesundheitsverhältnisse des eisernen Kanzlers und erfüllt in der Tat den vorgesetzten Zweck, dem Leser dessen Art und Wesen „näher zu bringen". Auch ich freue mich sagen zu können, daß ich des Verfassers Ausführungen mit Vergnügen und Vorteil gelesen, mit Befriedigung aus der Hand gelegt habe. Einige Anmerkungen aber darf ich als gewissenhafter Beurteiler doch nicht unterdrücken. Bismarcks Abstammung ist ziemlich genau bekannt: von väterlicher Seite überwiegen leibliche Kraft und Kühnheit, von mütterlicher geistige Begabung und Ausdauer, während Schönheit auf beiden Seiten vertreten war. Daß auch auf der einen wie auf der anderen Seite „ein gewisser Einschlag slawischen Blutes vorhanden" gewesen sei, ist nicht unmöglich, aber durchaus nicht erwiesen. Außerdem wäre das ja an sich noch keine „Rassenmischung"; denn Germanen wie Slawen sind aus der gleichen nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus) hervorgegangen, die allerdings bei ersteren infolge späteren Verlassens der Urheimat ihre Reinheit länger bewahrt hat. Es gibt aber gerade in Niederdeutschland noch heute Slawen von reiner Rasse ohne jede rundköpfige Beimengung. Mit Stolz sagt Bismarck selbst: „dem niedersächsischen Volksstamme gehöre ich nach meiner Abstammung und nach meiner Geburt an", und ohne Zweifel war unter seinen Vorfahren das sächsische Blut vorherrschend. Die ältest bekannten deutschen Namen seiner Ahnherren, Herbord und Rudolf, legen aber die Vermutung nahe, diese seien fränkischen Stammes gewesen, denn gerade solche Namenbildungen (Charibert und Chrodulf) waren bei den Franken sehr beliebt. Die den Slawen abgenommene Mark ist ja nicht bloß von Sachsen, sondern auch von Franken, Thüringern und Schwaben besiedelt worden.

Wenn von Bismarcks Schädel- und Gesichtsbildung gesagt wird, daß sie „alpine Rassenzüge" verrate, so kann ich auch das nicht unwidersprochen lassen. Die von Lomer zugrunde gelegten Maße, nach Poschinger und Möbius, sind

nämlich beide unzuverlässig, denn des ersteren Gewährsmann, der Bildhauer Schaper, hat nach Ammon („Die Gedankenwerkstätte des Fürsten Bismarck“, Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau Nr. 71, 1895, u. ff., dem Verfasser anscheinend unbekannt) selbst andere Zahlen, 21,2 cm Länge und 17 cm Breite des Kopfes, 15,8 cm Gesichtsbreite zwischen den Jochbeinen, angegeben, und letzterer hat seine Maße, 19,7 : 16,2, gar nur nach der Hutweite berechnet. Aus den richtigen Schaperschen Zahlen ergibt sich ein Kopfindex von 80,2, ein Schädelindex von 79,2, d. h. der mächtige, geräumige, sehr lange und auch breite Schädel steht immer noch an der oberen Grenze der für Homo europaeus bezeichnenden Langköpfe; dem entsprechen auch die Gesichtsverhältnisse. Wir können darum, da alle übrigen Merkmale, Größe, Haar- und Augenfarbe, zusammenstimmen, mit vollem Recht dem Verfasser beipflichten, daß der größte deutsche Staatsmann „dem Anthropologen ein prächtiges Bild schaffensfreudiger Nordlandsrasse“ darbietet.

Ludwig Wilser.

Dietrich, L., Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1905. Herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde. Hessische Blätter für Volkskunde V. Leipzig 1907, C. G. Teubner.

Ein wertvolles und umfassendes Nachschlagewerk, dessen Bedeutung schon die Inhaltsangabe erkennen läßt: 1. Volkskundliche und verwandte Zeitschriften, 2. Altertumswissenschaft, 3. Romanische und anglistische Zeitschriften, 4. Aus der semitischen Philologie, 5. Theologische Zeitschriften, 6. Sprachwissenschaftliche Zeitschriften, 7. Zeitschriften der deutschen und nordischen Philologie, 8. Literarische Zeitschriften, 9. Aus der Rechtswissenschaft und verwandten Gebieten, 10. Anthropologische und ethnographische Zeitschriften, 11. Geographische Zeitschriften, 12. Historische Zeitschriften, 13. Verschiedene Zeitschriften, Akademieberichte, allgemeine Zeitschriften und Zeitungen, sämtliche Abschnitte von Fachmännern bearbeitet. Wer selbst erfahren hat, wie schwer es ist, die überreiche literarische Produktion auf verschiedenen Wissengebieten auch nur einigermaßen zu verfolgen, weiß den Wert solcher Hilfswerke zu schätzen. Im vorliegenden Falle ist die Brauchbarkeit wesentlich erhöht durch ein Zeitschriften- und Bücherverzeichnis, sowie durch ein genaues Sachregister.

Ludwig Wilser.

Häckel, E., Das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné. Frankfurt a. M. 1907, Neuer Frankf. Verlag.

Dieser zum Gedächtnis des großen schwedischen Naturforschers im Juni vorigen Jahres im Volkshause zu Jena gehaltene Vortrag war ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt, ist jedoch auf vielfachen Wunsch und „mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse“ in etwas erweiterter Gestalt dem Druck übergeben worden. Im Anschluß an die kurz vorher in Upsala abgehaltene Zweihundertjahrfeier, bei der die anwesenden Zoologen in einer besonderen Versammlung sich vereinigt und „die Frage aller Fragen“, die Abstammung des Menschen, behandelt hatten, wird die einmütige Auffassung aller beteiligten Gelehrten von einem „einheitlichen Ursprung aller Säugetiere“ hervorgehoben. So selbstverständlich dies heutzutage ist, so streitig sind doch die Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb der von Linné aufgestellten Ordnung der Primaten (ursprünglich hatte er sie Anthropomorpha genannt), d. h. der „Herren- oder Hochtiere“. Wenn auch die allgemeine Uebereinstimmung ihres Leibesbaues in die Augen fällt, so ist doch nicht zu verkennen, daß Menschen und Halbaffen auf sehr ungleichen Entwicklungsstufen stehen, daß die Fledermäuse sich durch eine einseitige Anpassung schon früh vom gemeinsamen Stamme abgezweigt haben. Anatomisch und physiologisch (durch die „biologische Reaktion“ festgestellt) besteht eine nähere Verwandtschaft nur zwischen den Großaffen, von denen heute noch Gorilla und Schimpanse in Afrika, Orang und Gibbon in Inselindien leben, und dem Menschen. Diese müssen unbedingt unmittelbare gemeinsame Vorfahren gehabt haben, die aber selbstverständlich gerade darum weder den einen noch den anderen gleich gewesen sein können. Der Mensch ist freilich ein Zweig des Primatenstammes, und die Menschenaffen sind gewiß als seine nächsten Verwandten, nicht aber als seine „Vorfahren“ zu betrachten. Letztere, die bisher fossil nicht gefunden sind, lassen sich nur aus Rückschlüssen vermuten und müssen so beschaffen gewesen sein, daß sich aus ihnen große baumkletternde Affen und aufrechtgehende Menschen entwickeln konnten. „Die viel bestrittene und viel gefürchtete Abstammung der Menschen vom Affen“ ist daher keineswegs, wie Häckel behauptet, „eine wissenschaftlich anerkannte historische

Tatsache". Die Gabelung des Stammbaums in die Zweige der Großaffen und Menschen liegt unmittelbar vor der Menschwerdung, die Abzweigung der kleineren Affen der Alten Welt viel weiter, die der neuen Welt noch weiter, die der Halbaffen und Fledermäuse unendlich weit in der Erdgeschichte zurück. Die neueste Häckelsche Schrift bedeutet darum für die Anthropologie kaum einen Fortschritt gegen den Cambridge-Vortrag von 1898 „Ueber unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen". Sogar der Irrtum, der immer noch „pliocän" genannte Pithekanthropus sei 1894 gefunden worden, ist beibehalten. Trotzdem wird bei dem großen Namen des Verfassers auch diese Veröffentlichung der Verbreitung einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung vom natürlichen Werden aller Dinge förderlich sein. Die Polemik gegen Reinke, Spahn u. A. berührt uns hier nicht.

Ludwig Wilser.

Hasse, E., Deutsche Politik II. 1. Weltpolitik, Imperialismus und Kolonialpolitik. München 1908, J. E. Lehmann. 71 S., 1,50 M.

„Andere mögen anderen Göttern opfern. Mein Hochziel, der Gegenstand meiner Liebe und meiner Sorge ist mein deutsches Volk." Besser läßt sich das Leben und Wirken des Verfassers, eines echt deutschen Mannes, der in seiner Jugend für sein Vaterland geblutet und ihm seine ganze Lebensarbeit gewidmet hat, nicht kennzeichnen, als mit diesen seinen eigenen Worten, die zum Letzten gehören, was er geschrieben. Denn leider hat ihn, den Begründer und langjährigen Leiter des Alldeutschen Verbandes, ein grausames Geschick allzufrüh, in vollster Schaffenskraft seinen zahlreichen Freunden, seinem rastlosen Wirken im Dienste des Deutschtums entrissen. Daß Hasse kein beschränkter und gegen andere ungerechter „Chauvinist" war, daß seine Hochschätzung vaterländischen Wesens und deutscher Art auf einer festen und wohlbegründeten wissenschaftlichen Ueberzeugung beruhte, zeigen seine Werke, von denen das auch in diesen Blättern (VI, 4) besprochene vierte Heft des ersten Bandes „Die Zukunft des deutschen Volkstums", sich in dem Abschnitt „Rasse" ganz den vom Begründer dieser Zeitschrift und seinen eifrigsten Mitarbeitern vertretenen Anschauungen anschließt. — Die Vermehrungskraft ist eine hervorragende Eigenschaft der nordischen Rasse, und „das den Fragen der Weltpolitik, des Imperialismus und der Kolonialpolitik Gemeinsame ist die Ausdehnungslust eines Volkes oder eines Staates". Nachdem die Ausbreitungsversuche der übrigen Weltmächte einer vergleichenden Beurteilung unterzogen worden sind, behandelt der Verfasser in den beiden letzten Abschnitten besonders eingehend die „deutsche Weltwirtschaft und deutsche Weltpolitik". Die bezeichnenden Worte Eugen Richters, der Preußen und Deutschland den „Großmachtskitzel" austreiben wollte, „Weltpolitik, das ist für die Politik, was der Größenwahn für den einzelnen Menschen ist", werden eben so treffend wie sachlich widerlegt. Dabei verliert aber Hasse nie den festen Boden unter den Füßen und geht über das wirklich Erreichbare nicht hinaus, denn „was ein künftiges Deutsches Weltreich" von anderen unterscheidet, „das ist, daß Deutschland, gemäß der duldsamen Natur des deutschen Volkes, niemals den Anspruch auf Alleinherrschaft in der Welt erheben, sondern daß es stets nur eine den anderen Weltreichen ebenbürtige Stellung erstreben wird". Bei der starken Vermehrung und den guten Eigenschaften unseres Volkes dürfen wir aber bei der Aufteilung der Welt nicht allzu bescheiden im Hintergrund stehen; wir brauchen „Ausdehnung, Entwicklungsfreiheit, Abhängigkeitsgebiete, Land!"

Ludwig Wilser.

Hanftmann, B., Hessische Holzbauten. Beiträge zur Geschichte des westdeutschen Hauses und Holzbaues. Marburg 1907, R. G. Elwert.

Das hübsch ausgestattete, mit reichem Bilderschmuck gezierte Werk möchte der prächtigen Bickellschen Sammlung gleichen Namens „ein Herold sein", wahrlich eine große und schöne Aufgabe, wenn fachmännisches und künstlerisches Verständnis mit gründlicher Kenntnis germanischer Vorzeit und Stammeskunde Hand in Hand gehen. Leider hat sich aber der Verfasser in letzterer Hinsicht auf Abwege locken lassen. Seine Gewährsmänner, Hermann von Pfister-Schwaighusen und Guido von List, die ihn „mehrfach durch Rat und Teilnahme gefördert" haben, sagen dem Kundigen genug. So verwahrt er sich, um einige Beispiele anzuführen, gegen die Annahme, daß die „Katten", wie er schreibt, in den Franken, ihren „Stammesnachbarn", wie er meint, „aufgegangen seien", während doch die Hessen den Hauptbestandteil der Ostfranken bilden. Die Sachsen seien „erst seit der Karolingerzeit der Seßhaftigkeit auf Haus und Hof... zugeführt" worden,

obwohl es feststeht, daß die Vorfahren der Germanen schon seit der jüngeren Steinzeit grundbesitzende Ackerbauer waren. „Mit den Goten ist jedenfalls eine starke binnenländisch gefestigte Kunstbildung" nicht nach Norden gezogen, sondern diese haben gerade umgekehrt eine solche aus ihrer meerumschlungenen, noch heute ihren Namen tragenden Stammesheimat mitgebracht. Lob und Anerkennung verdient des Verfassers gut deutsche und vaterländische Gesinnung; er findet mit Recht, „einem Schriftwerk, das deutscher Art nachgeht, stünden Fremdwörter übel an", hat aber doch nicht so viel Sprachgefühl und Geschmack, um mit seinen „Rückdeutschungen" immer das Richtige zu treffen. Seine Wortbildungen sind daher oft entweder geradezu falsch, wie „deuchen" für dünken, oder unschön und schwerfällig, wie „Heimatgeschichtler, Veräscherter, Verzierlichung, Geschoßauffügeweise, Dachrücktreppung, Zwischengeschoßvorbauung, Zapfschloßknaggung, Rähmgeschoßschichtung, Brüstungslangschwertung" u. dergl. Auch macht sein Verdeutschungseifer vor Wörtern wie intensiv und extensiv Halt, deren Bedeutung sich ganz gut durch „tiefgehend" und „weitgehend" wiedergeben läßt. Was den Inhalt anlangt, so kann ich mich zu meiner Freude mit vielen Aussprüchen Hanftmanns durchaus einverstanden erklären. So ist es leider eine bekannte Tatsache, daß in der „schulmäßigen Kunstgeschichtsschreibung", die „Meistertaten der Handwerksübung", ganz besonders aber „die heimische Holzbaugeschichte" schlecht weggekommen sind. Und doch zeigt sich gerade hier „die Kraft handwerklicher und völkischer Vererbung... in ihrer ganzen Zähigkeit". Auch ich bin stets der Ansicht gewesen, „daß eine kommende Art Kunstbeschreibung und -wertung sich von den uns unumgänglich scheinenden Unterscheidungswörtern romanisch und gotisch befreien wird", und habe schon vor Jahren gezeigt, daß die Eigenart des Holzbaus nach Fügung und Zierwerk mit geringer äußerlicher Anpassung durch alle Stilgattungen durchgeht, und für die obigen Kunstausdrücke die zutreffenderen Bezeichnungen „fränkisch" und „normannisch" vorgeschlagen. In diesem Sinne sage ich mit dem Verfasser: „der Holzbau ist kein Stilbau". Gegen Dehio u. A., die der germanischen Kunst verständnislos gegenüberstehen, vertritt er mit Erfolg und an schlagenden, durch Abbildungen erläuterten Beispielen die auch von mir längst behauptete Herkunft des „Würfel-Säulenhaupts" und anderer Steinbauformen aus der werkgerechten Holzbearbeitung. Die Wertschätzung von Strzykowskis in seinem „Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte" kann ich dagegen nicht teilen, und die Listsche Sinnbildelei und Geheimniskrämerei geht mir entschieden viel zu weit, wenn ich auch zugebe, daß uralte Sinnbilder, so besonders das Sonnenzeichen als Scheibe und Hakenkreuz, fast bis in unsere Tage den Einflüssen des Christentums getrotzt haben. Schön und gut ist das von der Steingotik Gesagte: sie „streift... jählings schier alles alte, ihr in gewissem Sinne heidnische Schmuckwerk ab; mit entschiedenem Entschlusse stellt sie sich in keusche Nacktheit, um sich erst mählich mit eigener Zier, jenem Blattschmuck zu gewanden, den ihr, entgegen aller (?) seitherigen germanischen und gallischen Art, peinliche Beobachtung des heimischen Kräuterwuchses liefert". Aber der Holzbau rettet manche altererbte Kunstübung bis in die Zeit der Wiedergeburt (Renaissance) hinüber und holt sich „Neuformen aus dem Holzbau selbst". Wenn demnach auch an dem besprochenen Werk noch allerlei auszusetzen ist, so darf es doch als entschiedener Fortschritt auf der Bahn vaterländischen Kunstverständnisses und wegen seines Reichtums an fruchtbaren und anregenden Gedanken freudig begrüßt werden. Ludwig Wilser.

Kuckuck, Martin, Arzt in St. Petersburg, Die Lösung des Problems der Urzeugung. Johann Ambrosius Barth, Leipzig.

Der Verfasser gibt sich sicherlich die denkbar größte Mühe, seiner hohen Aufgabe gerecht zu werden. Er verfügt über ein reiches Material, und seine eigenen Experimente sind mit großem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit durchgeführt. Trotzdem vermag er nicht zu überzeugen. Die anorganische und die organische Welt sind zwei spezifische, vollkommen voneinander getrennte Welten. Das Leben schließt einen Faktor in sich, der in der anorganischen Welt nirgends und zu keiner Zeit zur Tätigkeit gelangt. Er taucht in der organischen Welt spontan auf und verschwindet wieder mit ihr. Die moderne Biologie ignoriert ihn hartnäckig; sie läßt sich fortwährend täuschen, weil sie ewig nur die Beteiligung der anorganischen Stoffe an den Lebensprozessen unter ihre Lupe nimmt. Das Leben entwickelt sich innerhalb der anorganischen Welt und kann sich selbstverständlich nur in ihr entwickeln, weil ihm absolut kein anderes Material zur Verfügung steht. Alles, was die Empirie zu erfassen vermag, ist nur die Mechanik des Lebens, die äußere Erscheinung des Lebens, womit offenbar das Lebensproblem nicht erschöpft ist.

Das Problem der Urzeugung wäre nur gelöst, wenn uns gezeigt würde, wie die unbelebte anorganische Substanz in die organische übergeführt wird. Nun erzeugt Kuckuck seine Baryumzellen aus einem Gelatine-Pepton-Asparagin-Glycerin-Meersalzgemisch, welches schon organische Substanzen in sich schließt, also nie und nimmermehr eine Urzeugung genannt werden kann. Die Jonenenergie, an die er dabei appelliert, ist ein physikalisches Moment, das wohl molekulare Umlagerungen zu beherrschen vermag, das aber nie zu den Hauptträgern des Lebens, Empfindung und Intellekt, führen kann. Es ist die alte Aufzählung der Lebensleistungen: Nahrungsaufnahme, Teilung, Bewegung usw., die der Verfasser als Prüfsteine für seine Experimente benützt. Den Hauptlebensfaktor, die Empfindung, erwähnt er mit keinem Worte; über die absolute Mechanik des Lebens kommt er nicht hinaus. Seit den neueren Studien über flüssige Kristalle sind wir wieder zu der größten Vorsicht in der Urzeugungsfrage gemahnt worden. — In einem Satze erwähnt auch der Verfasser die Experimente Prof. O. Lehmanns und fragt sich, ob seine Baryumzellen vielleicht nicht in diese Kategorie gehören. Es dünkt ihm am wahrscheinlichsten, daß sie nicht in dieselbe gehören. Diesen Zweifel respektiere ich hoch; er stempelt den Verfasser zu einem echten Forscher, dem wir gerne folgen, der unser Denken anregt, und dessen Arbeit wir volle Anerkennung zollen. Wir können nur stufenweise in unserer Erkenntnis fortschreiten, und diesem Buche ist unstreitig der hohe Wert einer solchen Erkenntnisstufe zuzumessen.

Ebbard.

Dumstrey, Dr. Fritz, Der erste Napoleon. Leipzig 1908, Verlag Otto Wigand, G. m. b. H.

„Ein psychologisches und pathologisches Problem" nennt Verfasser den Gegenstand seiner Studie. Es ist nicht minder ein anthropologisches und erweckt schon aus diesem Grunde unser besonderes Interesse.

Napoleon hatte blaue oder graublaue Augen und hellbraunes Haar. „Seine Gestalt machte den Eindruck einer anmutigen, verfeinerten Abart der nordischen Rasse, und die über den Ursprung der Familie Buonaparte angestellten genaueren Untersuchungen ergeben mit größter Wahrscheinlichkeit einen anthropologischen Zusammenhang der alten korsikanischen Adelsfamilie Buonaparte mit den eingewanderten germanischen Eroberern Italiens; jedoch sind darüber, mit welchem Stamme der Germanen, der Langobarden, Franken oder Vandalen dieser Zusammenhang besteht, die Ansichten geteilt."

Auch in der Familie von Napoleons Mutter war anscheinend germanisches Blut. Die Ramolini waren Genueser Patrizier, deren Adel nachweislich langobardischen und fränkischen Ursprungs ist.

Napoleons Schädel war, wie sich aus den zahlreich vorhandenen Büsten sowie aus der Totenmaske erkennen läßt, dolichocephal.

Von besonderem Interesse für den Arzt und Biologen ist, was über „Das Pathologische bei Napoleon" gesagt wird. Daß geniale Vorzüge und Fähigkeiten auf der einen Seite oft durch Schwächen, ja, durch pathologische Züge auf der anderen kompensiert werden, ist ja bekannt. Napoleon scheint — wie Mohammed — Epileptiker gewesen zu sein. Er litt an „Wut- und Zornausbrüchen, die oft ohne erkennbaren Grund entstanden, jeden überraschten und verblüfften, die selbst vor Fürsten und Königen, vor Gesandten und Botschaftern, den offiziellen Vertretern großer Nationen, nicht Halt machten" und von Dumstrey „als charakteristische Symptome seiner pathologischen Veranlagung" gedeutet werden. Noch bezeichnender sind die seltsamen Schlafzustände, die den Kaiser zuweilen heimsuchten. Dumstrey faßt sie als Endzustände sogenannter „epileptiformer" Anfälle auf und trifft damit, wie mir scheint, das Richtige. Bekannt und besonders charakteristisch ist jene Episode aus der Schlacht bei Wagram, als Napoleon — ungeachtet der gefährlichen Lage und der noch unentschiedenen Schlacht — die letztere als gewonnen bezeichnete, vom Pferde stieg, sich auf ein Tierfell niederwarf und über eine halbe Stunde, ungestört durch den Donner der Geschütze und das Tosen des Kampfes, in tiefstem Schlafe lag. „Als er nach einiger Zeit von selbst erwachte, war er frisch und munter, und die Schlacht war gewonnen." —

Die folgenden Kapitel, die von der machtvollen Persönlichkeit des Kaisers sowie von seinem Verhältnis zu den Frauen, zu Wissenschaft und Künsten handeln, bringen nichts wesentlich Neues. Von besonderem Interesse sind dagegen wiederum einige Bemerkungen über Napoleons Ende.

Daß der große Korse, wie allgemein angegeben wird, an Magenkrebs gestorben sei, scheint dem Verfasser nicht einwandsfrei erwiesen. Zwar stammte

Napoleon aus einer Krebsfamilie (seine Schwestern sind bestimmt, sein Vater wahrscheinlich an Krebs gestorben), doch behaupten seine Freunde, gestützt auf einen Bericht des wegen seiner napoleonfreundlichen Haltung von der englischen Regierung aus St. Helena entfernten Arztes O'Meara, daß die ungenügende Wohnung, das ungesunde Klima, die geringe Bewegung, das schlechte Wasser, kurz die ganze schlechte Unterbringung auf der Insel ein chronisches Leberleiden hervorgerufen habe, das auch seinen Tod veranlaßte. Die Sektion ergab neben einer Vergrößerung der Leber Geschwüre am Magen, deren krebsige Natur jedoch — mangels mikroskopischer Untersuchung — nicht feststeht.

Die Frage nach der Todesursache wird also immer offen bleiben. Ein Lapsus, der Dumstrey bei dieser Gelegenheit untergelaufen ist, darf jedoch nicht ungerügt bleiben. Dumstrey beruft sich nämlich auf eine Aeußerung der Graphologin Frau Thumm-Kintzel, wonach in der Handschrift Napoleons, namentlich aus der letzten Zeit, Züge vorhanden seien, die auf eine Erkrankung der Leber hinwiesen, daß dagegen Züge für ein chronisches Magenleiden sich gar nicht vorfänden.

Die medizinische Wissenschaft ist noch keineswegs so weit, aus der Handschrift eines Menschen kühnlichst ein Magen- oder Leberleiden diagnostizieren zu können. Frau Thumm-Kintzel pfuscht der Medizin ins Handwerk, wenn sie derartige Dinge als bewiesene Wahrheiten hinstellt. Was wir bis jetzt aus der Handschrift erkennen können, das sind lediglich gewisse geistige Erkrankungen im vorgeschrittenen Stadium. Darüber hinaus tappen wir vorläufig im Finstern.

Dr. G. Lomer.

Mensendieck, Dr. Bess M., Körperkultur des Weibes. Praktisch-hygienische und praktisch-ästhetische Winke. Zweite verb. Aufl. München 1907, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. 195 S., 3,80 M., geb. 4,80 M.

Ein „ausschließlich für die Frau" geschriebenes Buch, aus dem aber auch alle diejenigen, die aus besonderem beruflichen oder allgemein menschlichem Interesse den für die körperliche und geistige Fortentwicklung gesunder und damit anmutigschöner Frauen so wichtigen modernen Bestrebungen Zeit und Aufmerksamkeit widmen müssen und wollen, eine Fülle guter, scharfer Beobachtungen und viele wertvolle neue Anregungen entnehmen werden. Ein Mangel an Hand- und Lehrbüchern der Körperkultur ist ebensowenig vorhanden, wie an „Systemen" der zweckmäßigsten Gymnastik. Wenn dies Buch dennoch eine Lücke ausfüllt, so ist dies dem glücklichen Umstand zu danken, daß eine Frau mit umfassender ärztlicher und besonders vertiefter anatomisch-physiologischer Bildung ihre gründlichen Kenntnisse auf dem Sondergebiet gymnastischer Körperpflege verwertet, um ihren Mitschwestern in freimütigen, verständlichen Worten, guten, überzeugenden Abbildungen und faßlicher, klarer Anleitung neben sachverständiger Kritik Mittel und Wege zur Erlangung eines erreichbaren Anmutsideals bei allseitiger Gesundheit zu geben und zu zeigen.

Mütter und solche, die es werden wollen, ferner alle Erzieher und Berater weiblicher Jugend sollten das Buch oft und mit Aufmerksamkeit lesen; ein anmutiges, lebensfrohes, kulturtüchtiges Frauengeschlecht der nächsten Generationen wird es ihnen danken.

Dr. Gasters.

Rutgers, Dr. J., Rassenverbesserung, Malthusianismus und Neumalthusianismus. Einzig berechtigte Uebersetzung von Martina G. Kramers. Mit Einführung von Maria Stritt. Dresden und Leipzig 1908. Verlag von Heinrich Minden.

Wohl kaum eine zweite volkswirtschaftliche Doktrin hat die Gemüter im letzten Jahrhundert so nachhaltig beschäftigt, wie das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz und dessen Nutzanwendungen durch die Neomalthusianer. So wuchs denn auch die Literatur über dieses Gebiet mit der Zeit ins Unermeßliche, und noch immer erscheinen neue Schriften von Volkswirten, Theologen und Aerzten, die an der Hand der Bevölkerungsprobleme ihre Weltanschauung dartun möchten. Aber allmählich scheint das Thema erschöpft zu werden, denn wirklich originelle Gedanken und neue Gesichtspunkte über Malthus werden immer seltener. So stellt denn auch das vorliegende Buch eigentlich nur eine Wiederholung des schon hundertmal vorher Gesagten dar, ausgeschmückt mit neuen Daten, die jedoch vielfach recht kritisch aufzunehmen sind. Versucht doch Rutgers u. a. zu beweisen, daß die Bevölkerungsverhältnisse Frankreichs durchaus nicht so ungesunde seien, wie allgemein angenommen wird. Er konstatiert immer noch eine Zunahme der Einwohnerzahl, wobei er der recht beträchtlichen Einwanderungsziffer geflissentlich wenig Wert beimißt. Auch von einer physischen Degeneration der Franzosen will Rutgers bislang noch

nichts bemerkt haben und zieht zu seiner Rechtfertigung den Umstand heran, daß Frankreich noch immer das alljährliche Rekrutenkontingent aufbringen könne. Nun, darin müssen wir dem Verfasser recht geben, soweit die quantitative Seite in Frage steht. Was jedoch die Qualität der Rekruten betrifft, so könnte Rutgers sich aus der einschlägigen Literatur und durch Aussprüche französischer Militärärzte leicht überzeugen, daß ein großer Teil der jenseits des Rheines für brauchbar befundenen Mannschaften z. B. bei uns kaum noch in die Ersatzreserve aufgenommen werden würde. Aehnliche Verkennungen, um nicht zu sagen Entstellungen, finden sich bei Rutgers noch mehrfach, und man muß daher sein Buch mit größter Vorsicht lesen, wenn man Richtiges von Falschem unterscheiden will, zumal Verfasser in gemeinverständlichster und eindringlichster Sprache zu uns redet. — Es wäre übrigens zu wünschen, daß die Akten über Malthus bald geschlossen würden, denn viel Wichtiges dürfte kaum noch über ihn und seine Lehre ungesagt sein.

Dr. von Gerhardt.

Fuchs, Ernst, Rechtsanwalt beim Gr. Oberlandesgericht Karlsruhe in B., Schreibjustiz und Richterkönigtum. Ein Mahnruf zur Schul- und Justizreform. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag. 2 M.

Die bekannten Mißstände unserer Justizverfassung werden hier von erfahrener anwaltschaftlicher Seite, wenn auch nicht unter wesentlich neuen Gesichtspunkten, so doch durchwegs sachlich und interessant kritisiert. Verfasser sieht sehr richtig den Zusammenhang der Unpopularität und Weltfremdheit der heutigen Justiz mit der aus dem Mittelalter übernommenen antirealen logisch-grammatischen Gymnasialbildung, welche infolge der obligaten Pflege eines falschen Idealismus einerseits, der Verkrüppelung jedes Ueberzeugungsmutes andererseits die Wahrhaftigkeit untergräbt. Dazu anstatt klinischer Uebungen und sonstiger praktischer Ausbildungselemente, die Verfasser im Anschlusse etwa an Hans Groß fordert, der Krebsschaden der römisch-rechtlichen Methode mit ihrer theologisch-scholastischen Begriffslogik und das Chinesentum der juristischen Staatsexamina. Verfasser verlangt daher vor allen anderen Justizreformen die Reform der ganzen juristischen Erziehung von der Mittelschule über die Universität bis zum Vorbereitungsdienst. Erst nach einer solchen Reform werde unsere heutige „Schreibjustiz" wieder einer natürlichen Rechtskultur weichen, die aber nicht in Kopierung englischer Justizeinrichtungen bestehen könne, sondern auf dem echt deutschen Gedanken eines „Richterkönigtums" beruhen müsse, um sich durchzusetzen. Als Richterkönig denkt sich Verfasser einen aus der Elite der mit dem Richterstande in organischer Verbindung stehenden Anwaltschaft hervorgegangenen, in einer ähnlich angesehenen Stellung und Besoldung wie etwa die heutigen Oberbürgermeister stehenden, vom Volke periodisch gewählten und staatlich bestätigten rechtskundigen Vorsitzenden, der allenthalben als erste Instanz in Zivil- und Strafsachen zu bildenden Schöffengerichte mit nötigenfalls technisch gebildeten Schöffen. Nur einem solchen vom Vertrauen des Volkes getragenen Richterfürsten könne die als Postulat aufgestellte freie Rechtsfindung und Interessenabwägung, also Rechtsprechung vom Standpunkte wahrer Gerechtigkeit anvertraut werden. Verfasser entwirft dann noch eine detaillierte Darstellung der sich auf dieser, deutschem Fühlen gewiß ganz anders als unser heutiges Assessortum zusagenden Gestaltung des Gerichtes erster Instanz nach seiner Meinung notwendig aufbauenden Gerichtsorganisation, die vielfach mit den bekannten Vorschlägen von Adickes und anderen zusammentrifft. — Das Büchlein verdient wegen seiner warmen und doch maßvollen Haltung von allen, die der Anschauung des Verfassers beipflichten, daß Juristerei und Verwaltung um des Volkes willen da sind, gelesen zu werden.

Dr. Richard Beer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 5. — 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Probleme der vorgeschichtlichen Völkerkunde Europas.

Dr. Gustav Kraitschek.

Nachdem der Sprachforschung die außerordentlich wertvolle Entdeckung gelungen war, daß die meisten historischen Völker Europas und einige Asiens einer großen Sprachfamilie angehören, die man gewöhnlich als die indogermanische zu bezeichnen pflegt, wurde alsbald die Frage nach deren ältester Kultur, Heimat und Wanderungen laut, die bis auf den heutigen Tag die Kardinalfrage der vorgeschichtlichen Völkerkunde Europas geblieben ist. Alle palethnologische Forschung auf europäischem Boden dient also schließlich dem einen Hauptzwecke, festzustellen, in welchem Zusammenhange die vorgeschichtlichen Kulturen Europas mit den Indogermanen als Gesamtheit oder mit den indogermanischen Einzelvölkern stehen.

Da es nicht meine Absicht ist, hier eine Geschichte der indogermanischen Frage zu geben, so will ich mich darauf beschränken, den gegenwärtigen Stand derselben kurz zu skizzieren. Die alte Ansicht von einer asiatischen Herkunft der Indogermanen besitzt heute wohl nur mehr eine ganz verschwindende Zahl von Vertretern. Allen jenen, die sich für die Argumente interessieren, die gegen die asiatische Theorie sprechen, sei das treffliche Werk des Italieners Michelis, L'Origine degli Indo-Europei, 1903, empfohlen, in dem die ganze Frage eingehend erörtert wird. Der Autor kommt, wie vor ihm schon andere, zu dem Schlusse, daß nicht Asien, sondern nur Europa als Heimatland zu betrachten sei. Wo nun aber in Europa die engere Heimat der indogermanischen Völkerfamilie zu suchen sei, darüber gehen die Meinungen der Gelehrten noch stark auseinander.

Während Schrader im wesentlichen auf Grund linguistischer Argumente das südliche Rußland als Heimat annimmt, tritt Michelis aus archäologischen und anthropologischen Gründen für das untere Donaugebiet ein; eine Reihe von Forschern jedoch sucht die Heimat der noch ungetrennten Indogermanen an der Ostsee, so Hirt in Nordostdeutschland, Wilser hauptsächlich auf Grund anthropologischer Erwägungen auf der skandinavischen Halbinsel, Penka aus anthropo-

logischen, besonders aber aus archäologischen Gründen im Gebiete der altdänischen Länder, M. Much und Kossina auf Grund der archäologischen Verhältnisse in Norddeutschland und Südskandinavien; Hoops endlich gelangt durch Kombination linguistischer und archäologisch-botanischer Argumente ebenfalls zu der Ueberzeugung, daß Norddeutschland, vielleicht mit Einschluß von Dänemark, als die Heimat des noch ungetrennten indogermanischen Urvolkes zu betrachten sei.

Von allen Gebieten, die man als Heimat der Indogermanen angesprochen hat, scheinen mir die Ostseeländer am meisten Aussicht zu haben, endgültig als solche anerkannt zu werden. Es sei mir hier gestattet, die wichtigsten Argumente, die Hoops in seinem Werke „Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertume, 1905“ entwickelt, kurz vorzuführen.

Aus der Uebereinstimmung der den indogermanischen Sondersprachen eigenen Bezeichnungen für eine Reihe von Pflanzen hat man schon wiederholt versucht, die Flora der Urheimat annähernd festzustellen. Da der größte Teil der den ungetrennten Indogermanen bekannten Bäume über einen sehr großen Komplex verbreitet ist, so sind nur jene Arten für unsere Frage von Bedeutung, deren Verbreitung auf ein kleines Gebiet beschränkt ist. Es sind das die Eiche, die Buche und die Eibe. Daß die Eiche den Indogermanen bekannt war, geht nach Hoops aus der großen Verbreitung des Stammes dru (aind.) hervor, der zwar in einer Reihe von Sprachen bloß Baum schlechtweg, dann Föhre, Zeder usw., im Makedonischen, Griechischen und Keltischen aber übereinstimmend Eiche bedeutet. Hoops glaubt noch einen zweiten, ja vielleicht sogar einen dritten urindogermanischen Eichennamen nachweisen zu können. Dieser Umstand, sowie die Verbreitung und reiche Differenzierung der betreffenden Wortstämme betrachtet Hoops als Beweis dafür, daß das Eichenholz eine wichtige Rolle im Leben der Indogermanen spielte. Ist dies tatsächlich der Fall gewesen, so scheidet Asien als Heimatsgebiet aus, da die waldbildenden Eichenarten auf die Länder westlich des Ural und des Kaspischen Meeres beschränkt sind. Noch mehr eingeengt wird das in Frage kommende Gebiet durch den Nachweis, daß auch der Buchenname gemein-indogermanisch ist. Diese Annahme, auf die schon Penka großen Wert legte, wird von Hoops eingehend begründet. Während man bisher gegen die Zugehörigkeit des Buchennamens zu den gemein-indogermanischen Baumnamen den Einwand erheben konnte, daß er sich nur in den westlichen Gliedern der indogermanischen Sprachen, den sogenannten Centum-Sprachen, nicht aber in den östlichen, den Satem-Sprachen, nachweisen lasse (das slaw. bŭky ist Lehnwort), glaubt Hoops mit Bartholomae in dem kurdischen Worte für Ulme būz, den fraglichen Stamm zu erkennen. Da nun das Kurdische ein Zweig des Iranischen ist, so wäre damit auch der Buchenname als gemein-indogermanisch erwiesen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes erschließt Hoops daraus, daß es im Germanischen und im Lateinischen übereinstimmend Buche bedeutet bei vollständiger Bedeutungsdivergenz in den anderen Sprachen. War die Buche dem indogermanischen Urvolk bekannt, so kommt auch Osteuropa in Wegfall, da sie östlich einer Linie, die vom südlichen Schweden über Königsberg gegen die Donaumündung verläuft, abgesehen von der

südlichen Krim und dem Kaukasus nicht mehr vorkommt, und auch seit der Eiszeit nie vorgekommen ist.

Daß auch die Balto-Slawen, also Satemvölker, einst westlich der durch die Buchengrenze markierten Linie saßen, wird durch den Nachweis bestätigt, daß ihnen die Eibe bekannt war, deren Ostgrenze mit der der Buche fast ganz zusammenfällt.

Ist also die Heimat des indogermanischen Urvolkes im mittleren oder westlichen Teile Europas, nicht aber in Osteuropa zu suchen, so könnte auch die Ansicht Michelis richtig sein, der sie nach Ungarn verlegt. Gegen diese Anschauung sprechen jedoch auch wieder Gründe der linguistischen Paläontologie, auf die ebenfalls Hoops hinweist. Seine Untersuchungen haben ergeben, daß die sicher urindogermanischen Ackerbau-Ausdrücke sämtlich nur Bezeichnungen für Getreidepflanzen oder Wörter, die sich auf den Getreidebau beziehen, darstellen. Er zieht daraus den Schluß, daß die Indogermanen in ihren Stammsitzen außer den älteren Getreidearten (Weizen, Emmer, Einkorn, Gerste, Hirse) keine Kulturpflanzen kannten. Die Untersuchung der neolithischen Kulturhinterlassenschaft in dem fraglichen Ländergebiete hat nun ergeben, daß hier einer cirkumalpinen Gruppe, die die nördlichen Alpenvorländer, Oberitalien, Bosnien und Ungarn umfaßt und einen großen Reichtum an verschiedenen Kulturpflanzen (abgesehen von den Getreidearten Linse, Erbse, Mohn, Flachs usw.) aufweist, eine norddeutsch-nordische gegenübersteht, der nur die oben genannten Getreidearten eigen sind.

Diese Feststellung engt also das für die Heimat der Indogermanen in Betracht kommende Gebiet wieder beträchtlich ein, und es scheidet also das südliche Mitteleuropa ebenfalls aus.

Für die Länder um die Ostsee herum sprechen aber auch noch andere, auf linguistischem Wege erschlossene Tatsachen. So ist es von sehr weittragender Bedeutung, daß dem indogermanischen Urvolke die Kenntnis des Meeres zugeschrieben werden muß, woraus man den Schluß gezogen hat, daß die Heimat an einem Meere gelegen sei. Nach dem oben Gesagten müßte es sich um die Nord- oder Ostsee handeln. Schrader glaubt freilich, daß an das Schwarze Meer zu denken sei. Gegen diese Ansicht spricht jedoch nach Hoops auch der Umstand, daß gerade die Sprachen der diesem Meere ursprünglich sicher am nächsten wohnenden Stämme, der Griechen und Indoiranier, für die Bezeichnung des Meeres Sonderausdrücke entwickelt haben und an der sonst bei allen verwandten Völkern vorkommenden Sippe von lat. mare keinen Anteil haben. Dazu kommt noch, daß wir auch dazu berechtigt sind, die Kenntnis des Lachses und des Aales dem Urvolke zuzuschreiben (Penka, Herkunft der Arier), die weder im Schwarzen noch im Kaspischen Meere, noch in den ihnen zuströmenden Flüssen vorkommen[1]).

Man kann zugeben, daß allen diesen Deduktionen linguistischer Art eine gewisse Unsicherheit anhaftet, obwohl man in letzter Zeit im

---

[1]) Schrader behauptet in seiner Sprachvergleichung und Urgeschichte, 3. Aufl., daß der Aal vereinzelt auch im Gebiete des Schwarzen Meeres vorkomme. Ist diese Annahme richtig, so hat natürlich der Nachweis, daß dem indogermanischen Urvolke der Aal bekannt war, seine Beweiskraft verloren.

Skeptizismus zu weit gegangen ist. Immerhin aber wird man nicht bestreiten können, daß alle diese methodisch durchgeführten Untersuchungen zu demselben Ergebnisse führen und übereinstimmend auf ein Gebiet als Heimatland hinweisen, für das auch noch gewichtige Erwägungen nicht linguistischer Art sprechen.

Es dürfte bekannt sein, daß im größten Teile Europas die neolithische Kultur sich nicht als eine Fortsetzung der paläolithischen darstellt, sondern beide Kulturabschnitte durch eine tiefe Kluft voneinander geschieden werden, die man als Hiatus bezeichnet hat. Es hat den Anschein, daß die Gebiete, in denen sich ein Hiatus nachweisen läßt, ihre Bevölkerung am Schlusse der paläolithischen Epoche ganz oder wenigstens zum größten Teile verloren haben, und daß erst nach längerer Zeit eine Neubesiedelung durch die Träger der neolithischen Kultur stattgefunden hat. Gilt nun auch das angegebene Verhältnis für den größten Teil Europas, so gibt es doch einige Gegenden, wo man einen Zusammenhang zwischen den beiden großen prähistorischen Kulturgruppen nachweisen zu können glaubt. Ich gehe hier nicht näher auf diese Frage ein und bemerke nur, daß die vermeintlichen Uebergangsfunde des nordfranzösischen Campignien bis jetzt wohl noch nicht einwandfrei als solche nachgewiesen worden sind (Penka, Polit.-anthr. Rev. V, S. 622).

Es gibt nur eine Gegend in Europa, deren archäologische Beschaffenheit mit größter Wahrscheinlichkeit auf einen solchen Uebergang hinweist, das ist das Gebiet der altdänischen Länder. Ich erinnere hier nur kurz daran, daß es die Funde der letzten Zeit fast zur Evidenz erwiesen haben, daß die Kultur der Kjökkenmöddinger, jener eigentümlichen Muschel- und Abfallhaufen an der dänischen Küste, als ein später Ausläufer der spätpaläolithischen Kultur des westlichen und mittleren Europa zu betrachten sind, und daß sich von ihnen wieder eine Brücke zu der vollentwickelten neolithischen Kultur derselben Gegenden schlagen läßt. Es gehen nicht nur in einigen Abfallhaufen die beiden Kulturphasen allmählich ineinander über, sondern es lassen sich auch für die meisten neolithischen Geräte Entwicklungsreihen aufstellen, die nicht nur bis zu den Kjökkenmöddingern, sondern teilweise über die Funde von Maglemose sogar bis ins Magdalénien zurückgeführt werden können[1]). Leider ist das Studium des keramischen Materials im Norden noch nicht so weit gediehen, um auch in dieser Hinsicht einen klaren Ueberblick zu gestatten.

Fassen wir nun ins Auge, daß diese Uebergangserscheinungen gerade in einem Teil jenes Bereiches nachweisbar sind, auf das die linguistischen Argumente als Heimatsgebiet des indogermanischen Urvolkes hindeuten, so erscheint der von Penka schon in seiner „Herkunft der Arier“ gezogene Schluß sehr einleuchtend, daß es sich hier eben um die archäologische Hinterlassenschaft eines Volkes handele, aus dem sich die Indogermanen entwickelt haben. Es ist hier notwendig, festzustellen, daß die von Hoops gegen die Einbeziehung Dänemarks in den als Heimat in Betracht kommenden

---

[1]) S. Müller, Nordische Altertumskunde, Sarauw, En Stenalders Bopladti Maglemose, Aarboger for nord. Oldkyndighed 1903, M. Much, Die Trugspiegelung der orientalischen Kultur in den vorgesch. Zeiten Nord- und Mitteleuropas, 1907.

Bereich geltend gemachten Bedenken heute nicht mehr berechtigt erscheinen, nachdem durch Andersson das Vorkommen der Buche im Neolithikum Dänemarks nachgewiesen wurde, wenn sie auch damals hier noch keine größeren Bestände gebildet haben dürfte[1]). Man kann demnach gerade den entgegengesetzten Standpunkt geltend machen, daß nämlich Norddeutschland von dem engeren Heimatlande auszuschließen sei, und gerade nur jene Länder dafür in Frage kommen, deren Zugehörigkeit zur Indogermanenheimat Hoops in Zweifel gezogen hat, da nur hier, nicht aber in Norddeutschland die erwähnten archäologischen Uebergangserscheinungen nachgewiesen werden können. Die Anschauung, daß die Kjökkenmöddinger einem von den einwandernden Neolithikern teils unterworfenen, teils verdrängten Stamme zuzuschreiben seien, dessen Nachkommen man in den brachycephalen Bewohnern des südwestlichen Norwegen vermutet, entbehrt jeder Grundlage. Gegen diese Annahme spricht auch der Umstand, daß die Kjökkenmöddingerkultur ein Ableger der Magdalénienkultur ist, deren Träger, soweit wir bis jetzt unterrichtet sind, dolichocephalen Schädelbau besaßen.

Bestätigen die bisher erörterten archäologischen Tatsachen vollkommen die Annahme einer westbaltischen Indogermanenheimat, so kann man das von den übrigen archäologischen Verhältnissen Europas nicht so unbedingt behaupten. Darauf allerdings muß besonders hingewiesen werden, daß die Archäologie auch keine Argumente liefert, die dagegen ins Treffen geführt werden könnten. Nach der Ansicht Penkas und M. Muchs haben sich die Indogermanen schon zur Steinzeit von dem oben genannten Zentrum über Europa ausgebreitet. Penka hat die Ansicht entwickelt, daß diese Ausbreitung zuerst in wachstumsähnlicher Weise ganz allmählich sich vollzogen habe, wodurch Europa eine erste Schichte indogermanischer Bevölkerung erhalten habe. Während und nach dieser Ausbreitung hätten sich die Indogermanen differenziert, und es hätten sich die verschiedenen Sondersprachen entwickelt, worauf dann in der Metallzeit ganze Stämme aus Nord- und Mitteleuropa ausgewandert seien, um entferntere, teilweise schon früher von Indogermanen besiedelte Gebiete zu besetzen. So habe Italien und Griechenland seine historische Bevölkerung bekommen, deren Einwanderung also als ein ähnlicher Vorgang aufzufassen wäre, wie die späteren Wanderungen der Kelten und Germanen. Der Zeit der Ausbreitung sei also eine solche der Auswanderung gefolgt.

Diese Theorie erscheint ungemein plausibel und dürfte wohl auch das Richtige getroffen haben. Die archäologischen Verhältnisse allerdings lassen sich bei dem heutigen Stand der Forschung nur zum Teil dafür ins Treffen führen; besonders für den Beweis einer wachstumsartigen Ausbreitung vom dänischen Zentrum aus versagt die Archäologie noch fast vollständig. Es ist aber zu bemerken, daß die archäologischen Tatsachen noch durchaus nicht so weit festgestellt sind, um einen klaren Einblick zu gestatten. Im folgenden soll nun eine Darstellung der archäologischen Verhältnisse des neolithischen Europa versucht werden, soweit sie für die behandelte Frage von Wichtigkeit zu sein scheinen.

---

[1]) Penka, Polit.-anthrop. Revue 1906, V. Jahrg., S. 220.

Von den älteren Kjökkenmöddingern ausgehend, hat sich, wie schon oben erwähnt, die neolithische Kultur Skandinaviens entwickelt, deren ältere Phase durch die jüngeren Muschelhaufen und durch die sogenannten Feld- und Moorfunde repräsentiert wird, die Mittelsteinzeit der nordischen Archäologen; daran schließt sich dann die Periode der aus gewaltigen erratischen Blöcken errichteten megalithischen Grabbauten, die Steingräberzeit. Daß es sich innerhalb der neolithischen Periode hier um die Hinterlassenschaft ein und desselben Volkes handele und eine Einwanderung im Norden nicht stattgefunden habe, darüber sind die nordischen Archäologen wohl einig; die Frage, aber, ob die Sitte, den Toten steinerne Grabkammern zu errichten, einheimischen oder fremden Ursprungs sei, soll hier nicht erörtert werden. Eine mit dieser dänischen Megalithkultur fast identische Kultur läßt sich auch durch einen großen Teil des südlichen und mittleren Schwedens verfolgen, und die Fundverhältnisse lassen deutlich erkennen, daß sich die schwedische von der dänischen abgezweigt hat. Jene Gräberform, die Montelius und Müller als die ältesten betrachten, die der Dolmen, kommt nur in Schonen, Holland und Bohuslän vor, Landschaften im Süden und Westen von Südschweden. Die jüngere Form des Ganggrabes finden wir in denselben Landschaften, doch sehr zahlreich auch in Westergötland, das sich schon tiefer in das Innere des Landes, gegen Wener- und Wettersee hin erstreckt. In den übrigen, d. h. den östlichen Teilen Schwedens und gegen Norden zu findet sich nur die jüngste Gräberform, die aus behauenen Platten gebaute Steinkiste[1]). Sowohl diese Verteilung der Grabformen als auch der Umstand, daß in Schonen die ältesten Gerättypen, hier sowie an der Westküste die meisten Steinzeitsachen gefunden wurden, deutet, wie Montelius hervorhebt, darauf hin, daß die eben genannten Gegenden zuerst besiedelt wurden, und daß die Bevölkerung von hier aus Schritt für Schritt in das Innere des Landes vordrang, indem sie dem Lauf der Flüsse, den großen Seen und der Ostküste folgte. Für dieses Gebiet läßt sich also die Ausbreitungstheorie archäologisch vollständig belegen.

Nicht so günstig liegen die Verhältnisse im nördlichen Deutschland, da die dortigen Megalithgräber noch lange nicht so vollständig erforscht sind wie die dänischen und schwedischen. So viel aber ist sicher, daß den skandinavischen nahe verwandte Steingräber in einem Bereiche vorkommen, der beiläufig durch eine Linie umschrieben wird, die bei den Rheinmündungen beginnt, das rheinische Schiefergebirge streift und, den Harz berührend, bis zur Elbe verläuft. Oestlich der Elbe sind die megalithischen Gräber auf der mecklenburgischen und pommerschen Seenplatte häufig, werden aber gegen Osten immer seltener und fehlen in Ostpreußen ganz. Ihre Südgrenze ist in diesem ostelbischen Gebiete nach Krause und Schoetensack[2]) wahrscheinlich durch die großen Diluvialströme bedingt, deren altes Bett als Sumpfgebiet das Vordringen einer geschlossenen Besiedlung verhinderte. Die südlich von Thorn gelegenen sogenannten Kujavischen Gräber dürften wohl auch als allerdings modifizierte Ausläufer der nord-

---

[1]) Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 60 ff.

[2]) Krause u. Schoetensack, Die megalith. Gräber Deutschlands, Zeitschr. für Ethnolog. 1893.

deutschen Megalithgräber zu betrachten sein. Es ist bezeichnend, daß auch im westelbischen Gebiete die neolithische Besiedlung im wesentlichen sich auf die diluvialen Hochflächen beschränkt und das tief gelegene Land meidet. So ist es z. B. im nordöstlichen Holland (Provinz Drenthe)[1]) und in der Altmark. Daß die megalithische Kultur der Ostseeländer von Westen her eingedrungen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel[2]). Weniger klar sind die Verhältnisse im Westen. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß im Süden dieses Gebietes, bei Züschen an der Grenze von Waldeck, gerade jene Gräberform vorkommt, die in Schweden und Dänemark die jüngste Phase der Steingräberzeit repräsentiert. Zinck versucht in einer eigenen Arbeit über das norddeutsch-dänische Megalithgräbergebiet den Nachweis, daß sich die Steingräber von Dänemark aus über Schleswig-Holstein nach dem nördlichen Deutschland verbreitet haben[3]). Wenn für diese Ansicht auch viele Umstände sprechen, so kann sie doch auf Grund des heute publizierten Materiales noch nicht mit voller Sicherheit bewiesen werden. Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß das nordische Megalithgräbergebiet eine zusammenhängende archäologische Provinz bildet, die nicht nur durch die großen Steingräber, sondern auch durch eine ganz bestimmte, allerdings in verschiedenen Regionen differenzierte Keramik, sowie durch eigenartige Steingeräte charakterisiert ist. In der Keramik finden sich Formen mit gesondertem Ober- und Unterteil, besonders bauchige Näpfe mit hohem Hals, weitmündige Töpfe, nach oben sich konisch verengende Hängegefäße und eine eigentümliche Flasche mit einer kragenförmigen Verzierung am Halse. Die Ornamentik beschränkt sich meist auf die oberen Partien des Gefäßes, besteht aus eingeritzten Linien oder Kerbstich und zeigt oft weiße Einlagen. Die Elemente der Ornamentik sind die gerade Linie und der Punkt. Mit Querstrichen oder Punkten gefüllte Dreiecke, Zickzackbänder, Fischgräten und Schachbrettmuster herrschen vor. Die Ornamente knüpfen sich meist an die Ränder und Kanten der Gefäße; die Flächen werden erst ornamentiert, wenn ein Rahmen gelegt ist[4]). Die schönen Feuersteingeräte dieser Periode haben, wie schon erwähnt, eine sehr lange Ahnenreihe. Wir finden hier z. B. den Silexdolch mit ausgebildetem Feuersteingriff, das Feuersteinbeil mit ausladender Schneide, das dicknackige Beil, dessen Vorläufer als dünn- und spitznackiges bezeichnet werden. Die prächtigen geschliffenen und durchbohrten Streithämmer des Nordens, die aus anderen Gesteinsarten hergestellt werden, lassen sich zwar nicht bis in die Kjökkenmöddingerzeit zurückverfolgen, doch scheinen sie zum großen Teile auf eine von Sophus Müller abgebildete Form eines Arbeitsbeiles ohne Schaftloch zurückzugehen, oder sich aus anderen primitiven Formen entwickelt zu haben[5]).

Wenn sich nun auch für Deutschland auf Grund der Funde noch nicht deutlich ältere und jüngere Siedlungsbereiche innerhalb der megalithischen Kulturzone nachweisen lassen, so dürfte dennoch der

---

[1]) L'Anthropologie 1899, S. 1 ff.
[2]) Schumann, Kultur Pommerns, 1897.
[3]) Zinck, Det nordeuropeiske Dysse-Territoriums Stengrave, 1901.
[4]) Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst, S. 276, 277,
[5]) Sophus Müller, Nord. Altertumskunde; Madsen, Antiquités préhist du Danemark, Taf. 30—33.

Annahme einer Ausbreitung von Dänemark her kaum ein ernstliches Hindernis gegenüberstehen, so daß also auch für dieses Gebiet die archäologischen Tatsachen der Ausbreitungstheorie nicht widersprechen. Eine andere Frage ist allerdings, ob wir es hier mit einer ersten Ausbreitungswelle zu tun haben, oder ob nicht schon früher, in der Mittelsteinzeit der nordischen Archäologen, eine solche Ausbreitung stattgefunden hat. Unwahrscheinlich wäre die Sache nicht, da diese Periode ja nach Montelius' Annahme sehr lange gedauert haben muß. (Kulturgeschichte Schwedens, S. 65.) Die Funde allerdings geben heute noch keine Aufklärung darüber, ob eine solche vormegalithische Ausbreitung der nordischen Steinzeitmenschen stattgefunden hat.

Was südlich von dem nordischen Steingräberterritorium liegt, ist ungemein reich an neolithischen Funden, deren chronologische Gruppierung aber bis heute noch nicht zu einem einheitlichen Ergebnis geführt hat. Es handelt sich hier nicht darum, in die Diskussion aller einschlägigen Einzelfragen einzugehen, sondern vielmehr um den Versuch, in großen Zügen das Wesentliche aus dem Chaos widerstreitender Meinungen herauszugreifen. Ganz Mitteleuropa nördlich der Alpen sowie Südosteuropa bilden eine zusammengehörige archäologische Provinz, deren keramische Erzeugnisse man mit dem Namen Bandkeramik bezeichnet. Nach Hoernes[1]) und Schlitz[2]) besteht in Form und Ornamentik eine große Uebereinstimmung in der Keramik des ganzen Gebietes, dessen bekannteste Fundorte im Westen in der Gegend von Worms[3]) und bei Großgartach[4]), im Osten aber bei Lengyel im südlichen Ungarn und bei Butmir in Bosnien liegen. Wie weit es sich nach Norden erstreckt, läßt sich noch nicht mit Sicherheit sagen, doch finden sich bandkeramische Reste noch im Vorlande des Harzes und vielleicht noch weiter nördlich. Der mitteleuropäischen Bandkeramik nahe verwandt oder mit ihr identische Erscheinungen finden sich auch im nördlichen Frankreich, auf der Pyrenäenhalbinsel, wahrscheinlich in Italien, im südwestlichen Rußland und, was besonders wichtig erscheint, im ägäischen Gebiete und in Kleinasien[5]). In dem deutsch-bosnisch-ungarischen Gebiete herrschen nach Hoernes (l. c.) bauchige Töpfe mit eingezogenem Mundsaum (Bombengefäße) und weitausladende henkellose Schalen oder Näpfe mit Fuß vor. Die Verzierungen, die die ganze Gefäßfläche bedecken oder wenigstens keine architektonische Gliederung bedingen (Umlaufstil nach Hoernes), bestehen aus Spiralmustern oder aus mehr oder weniger gradlinigen Verzierungen, die häufig Bandform zeigen. Besonders charakteristisch sind für die ganze Gruppe geschliffene beilartige Steingeräte, deren Eigentümlichkeit hauptsächlich darin besteht, daß sie auf der einen Seite flach, auf der anderen aber konvex

[1]) Hoernes, Die neolith. Keramik in Oesterreich, Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Kunst u. histor. Denkmale, III. 1, 1905.

[2]) Schlitz, Der schnurkeramische Kulturkreis, Zeitschrift für Ethnologie, 1906, S. 312.

[3]) Koehl, Die Bandkeramik der steinzeitl. Gräberfunde u. Wohnstätten in der Umgebung von Worms, 1903. (Festschrift zur 34. Versammlung der deutschen anthropol. Gesellsch.)

[4]) Schlitz, Das steinzeitl. Dorf von Großgartach.

[5]) S. hier auch Reinecke, neolithische Streitfragen, Zeitschrift für Ethnologie, 1902, S. 223.

erscheinen. Eine besonders typische Form derselben wird mit dem Namen „Schuhleistenkeil" bezeichnet[1]).

Innerhalb dieses großen Bereiches der Bandkeramik lassen sich wieder gewisse sekundäre Provinzen unterscheiden, die oft ihrerseits wieder in lokale Untergruppen zerfallen. Große Verwandtschaft zeigt sich z. B. zwischen den beiden Fundorten Lengyel und Butmir; beiden Fundorten sind, abgesehen von anderen Uebereinstimmungen, die Gefäße mit hohem Fuße (Pilzgefäße) gemeinschaftlich, die übrigens auch in Mähren und Schlesien und besonders weiter im Südosten nachweisbar sind, doch kommt in Lengyel polychrome Gefäßmalerei vor, die Butmir vollkommen fehlt, wo die Ornamente hingegen wieder häufig plastisch aufgelegt erscheinen. Die Gefäßmalerei läßt sich auch weiter westwärts bis nach Nieder-Oesterreich und Mähren verfolgen, ohne aber einen durchaus einheitlichen Charakter zu behaupten. In Süd- und Mitteldeutschland fehlt sie bis jetzt in neolithischer Zeit vollständig. Eine Sonderstellung nimmt die Ostgalizien, die Bukowina, die Moldau und Südwestrußland umfassende neolithische Provinz ein, in der eine ganz eigenartige Gefäßmalerei herrscht. Hier wird die Spirale viel freier und willkürlicher behandelt als im ungarisch-bosnischen Gebiete; die Ornamente sind dunkel auf gelbem, gelbrotem oder gelbbraunem Grunde aufgemalt. Es scheint sich hier um eine etwas jüngere Entwicklungsstufe der einfachen Spiralkeramik zu handeln, doch ist auch diese an einzelnen Fundorten des Gebietes nachweisbar. Aus dem Besprochenen geht hervor, daß in den östlichen Gebieten die Bandkeramik viel reicher und schöner entwickelt war als im Westen, wo nicht nur die Gefäßmalerei, sondern auch die im Osten an manchen Orten sehr häufige Tonplastik fehlt. Auch die Spirale wird im Westen und Nordwesten mit geringerem Verständnis behandelt als im Osten.

Neben den beiden bisher erörterten großen keramischen Gruppen, der megalithischen und der bandkeramischen, steht in Mitteleuropa noch eine dritte, die sich durch Gefäßform, Ornamentik und Steingerättypen deutlich von den anderen scheidet. Man nennt sie nach der Technik der Gefäßverzierung Schnurkeramik, da die Ornamente meist durch das Eindrücken von Schnüren in den weichen Ton hergestellt wurden. Doch kommen daneben auch andere Techniken, wie Stich- und Strichverzierung, zur Anwendung. Besonders häufig erscheint sie in Thüringen, wo sie auch sehr eingehend studiert wurde[2]). Besonders charakteristische Gefäßformen sind die bauchige, mit mehr oder minder hohem Halse versehene Amphore und der Schnurbecher, der in seiner typischen Form aus einem bauchigen Unterteil und einem davon abgesetzten oder allmählich daraus hervorgehenden hohen Halsteile besteht. Die aus geraden Linien, Zickzacklinien, schraffierten Dreiecken, Tannenzweigornament und dergleichen bestehenden Verzierungen beschränken sich meist auf die oberen Teile des Gefäßes. Von Steinwerkzeugen sind für diese keramische Gruppe eigenartige geschliffene

---

[1]) Abbildungen bei Koehl, Festschrift zur 34. Vers. d. deutschen anthr. Ges., Taf. Ia. Die Auffassung dieser Geräte als Bodenhacken zum Zwecke der Feldbestellung ist wahrscheinlich richtig.

[2]) Götze, Gefäßformen und Ornamente der neolith. schnurverzierten Keramik im Flußgebiete der Saale.

und durchbohrte Steinhämmer, die in der Mitte meist breit sind, sich nach beiden Seiten verjüngen und mit „Facetten" geschmückt sind (facettierte Hämmer) ebenso charakteristisch, wie für die Bandkeramik die Schuhleistenkeile.

Grabformen sind im Gebiete der thüringischen Schnurkeramik mehrere vertreten, die nach Götzes Ansicht verschiedene chronologische Stufen repräsentieren. An der Spitze der Entwicklung stehen Hügel- und Flachgräber mit Steinkisten, dann folgen Hügel- und Flachgräber ohne Kistenbau. Die Skelette sind entweder als sitzende und liegende Hocker oder gestreckt beigesetzt. Die zuerst genannte Beisetzung findet sich nur in den Hügelkistengräbern, in denen gestreckte Skelette vollkommen fehlen. Die Kistengräber kommen nur im nördlichen Teile des Gebietes vor. Die Verbreitung der Schnurkeramik ist ebenfalls eine sehr ausgedehnte und erstreckt sich zum Teil auch in den Bereich der beiden anderen keramischen Gruppen. Im Osten läßt sie sich über Sachsen, Preußen, Posen und Polen bis zum Ladogasee, ja sogar bis Perm verfolgen; im Norden haben sich schnurkeramische Erscheinungen bis Dänemark, Hannover und Pommern nachweisen lassen; im Süden findet sie sich im nördlichen Böhmen, in Mähren, in Südwestdeutschland, in der Schweiz und in Norditalien; im Westen zeigen die Niederlande, West- und Südfrankreich, sowie England schnurkeramische Funde[1]). Freilich gehört die Schnurkeramik nicht in allen diesen Ländern der rein neolithischen Zeit an, sondern reicht in manchen Gegenden bis in die Kupfer-, ja sogar in die frühe Bronzezeit hinein.

Eine der schwierigsten Aufgaben der prähistorischen Archäologie ist es nun, die chronologische Stellung dieser großen neolithischen Kulturgruppe, ihre Herkunft, sowie ihre gegenseitigen Einwirkungen nachzuweisen. Da die Lokalforschung darüber noch vielfach nicht ins reine gekommen ist, kann die hier vorgetragene Ansicht natürlich nur auf sehr bedingte Geltung Anspruch machen.

Koehl, der am Rhein in der Gegend von Worms eine ganze Reihe von Wohnplätzen und Gräbern aufgedeckt hat, glaubt, daß hier der eigentlichen Spiralmäanderkeramik, die in den Gräberfeldern von Flomborn, Wachenheim, Mölsheim und in den Wohnplätzen von Flomborn, Mölsheim und Osthofen vertreten ist, eine andere vorangegangen sei, die er ältere Winkelbandkeramik nennt, und deren Ornamente hauptsächlich aus winkelig gestellten Strichbändern, schraffierten Dreiecken und Rhomben besteht, die teils eingeritzt, teils eingestochen oder mit einem Stempel eingedrückt sind. Sie gehören den Gräberfeldern von Worms, vom Rheingewann, von Rheindürkheim und vom Hinkelstein an.

Wie aus den Ausführungen von Schlitz[2]) hervorgeht, scheint trotz dieser lokalen Trennung verschiedener bandkeramischer Stilgruppen eine durchgehende chronologische Scheidung derselben nicht berechtigt zu sein, da die Elemente, aus denen sich die Grundlage der gesamten Bandkeramik von der Donau bis zum Rhein und zur Elbe zusammensetzt, in deutschen Fundstätten ebenso vereinigt vor-

[1]) Reinecke, a. a. O.
[2]) Der schnurkeram. Kulturkreis, Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 312 ff.

kommen, wie in Butmir. Auch Hoernes hebt hervor, daß in Butmir die schönen Spiralornamente, die nach Koehls Chronologie einer jüngeren Stufe zuzurechnen wären, gerade im unteren Drittel der Kulturschicht häufig vertreten seien. Das Wesentliche scheint mir hier zu sein, daß sich die bandkeramische Ornamentik auf zwei Hauptelemente zurückführen läßt: auf ein mehr oder weniger geradliniges System, das sich nicht prinzipiell von den Verzierungen der nordischen und der Schnurkeramik unterscheidet, und ein auf der Spirale und dem Mäander beruhendes System, das den beiden anderen Stilgruppen absolut fremd ist. Die Feststellung von Hoernes, daß die in Frage stehende Keramik sich von den beiden anderen Gruppen auch durch die gleichmäßige Verteilung der Ornamente über die ganzen Gefäßwände unterscheide (Umlaufstil), ist zwar sehr wichtig, darf uns aber, wie ich glaube, nicht dazu verführen, die große Bedeutung der Verwandtschaft zwischen dem geradlinigen Bestandteil der bandkeramischen Ornamentik mit der der beiden anderen neolithischen Stilgruppen zu unterschätzen.

Ueber den Ursprung der bandkeramischen Kultur heute eine bestimmte Behauptung aufzustellen, scheint mir entschieden verfrüht, da sich die bedeutendsten Kenner des Materiales noch in sehr verschiedener Weise darüber äußern. Während Much[1]) z. B. glaubt, daß das Vorland des Harzes der Ausgangspunkt dieser Kulturgruppe oder wenigstens des Spiralmotives sei, leiten sie andere, wie Schlitz[2]), Seeger[3]) und Kossina[4]) vom Südosten her. Ueber manche prinzipielle Frage ist hier noch keine Entscheidung getroffen, so z. B., ob die in Süd- und Mitteldeutschland auftretende Spirale als Ausgangspunkt der Spiraldekoration aufzufassen sei, wie Much will, oder ob sie als ein degenerierter Ausläufer der auf dem Verschiebungsprinzip beruhenden donauländischen Spiralverzierung zu betrachten sei, wie Wilke[5]) annimmt. Es leuchtet ein, daß man vor einer endgültigen Beantwortung dieser Frage über Ursprung und Ausbreitung der bandkeramischen Kultur gar nichts sagen kann. Nur das eine scheint mir gegenwärtig fast zur Gewißheit geworden zu sein, daß eine Ausbreitung der europäischen Bandkeramik aus dem Bereiche der ägäischen Kultur nach Norden nicht stattgefunden hat, da hier die der Bandkeramik entsprechenden Erscheinungen kupfer- und frühbronzezeitlich sind, während die Bandkeramik im östlichen Mitteleuropa neolithisch und kupferzeitlich, weiter im Westen aber rein neolithisch ist[6]). Es ist nun wohl eine ganz unmögliche Annahme, daß sich ein Dekorationsstil ausbreitete, für das materielle Leben aber so wertvolle Errungenschaften, wie Bronze- und Kupfergeräte, von der Verbreitung ausgeschlossen blieben. Es wäre das etwa so, als wenn heutzutage ein primitiver Menschenstamm wohl begierig die Dekorationsformen der modernen Kunstrichtung aufnehmen würde, sich dabei aber gegen eiserne Beile, Schießwaffen u. dergl. ablehnend verhielte. Solange es

---

[1]) Heimat der Indogermanen, 2. Aufl.
[2]) Zeitschr. f. Ethnol. 1906.
[3]) Die Steinzeit in Schlesien, Archiv f. Anthrop. 1906, S. 116 ff.
[4]) Die indogerman. Frage, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 161 ff.
[5]) Wilke, Mitteil. der anthropol. Gesellsch. in Wien 1905, S. 249 ff.
[6]) Hoernes, Die neol. Kultur, l. c.

nicht gelingt, in den ägäischen Gebieten eine reinneolithische Schicht mit den charakteristischen Eigenschaften der Bandkeramik aufzudecken, ist deren Herleitung von dorther eine rein aprioristische Konstruktion. Aber selbst wenn es gelingt, eine solche Schichte zu entdecken, so ist die Ableitung aus dem ägäischen Gebiete nur in den Bereich der Möglichkeit gerückt, aber durchaus noch nicht bewiesen[1]). Meiner Ansicht nach ist ein genetischer Zusammenhang der Bandkeramik mit der nordischen durchaus nicht ausgeschlossen. Es würde sich hauptsächlich darum handeln, welche Beziehungen zwischen den bandkeramischen Erscheinungen und den älteren, noch wenig studierten Phasen der nordischen Keramik bestehen, ferner, ob Uebergangserscheinungen, die im Bereiche Norddeutschlands zu fehlen scheinen, nicht irgendwo im Osten, im litu-slawischen Gebiete nachweisbar sind. Durch das „geradlinige" Element in der bandkeramischen Dekoration ist ein Bindeglied mit der nordischen Keramik gegeben, das die Annahme eines gemeinsamen Ursprunges nicht ganz aussichtslos erscheinen läßt.

Die Schnurkeramik scheint in ihrem mitteldeutschen Verbreitungsgebiete sehr alt zu sein. In Thüringen läßt diese Kulturstufe auch gewisse Beziehungen zur megalithischen Zone erkennen, indem die Steinkisten der älteren Schnurkeramik nach Götze Analogien mit den nordischen Ganggräbern zeigen. Sie besitzen zwar keinen eigentlichen Gang, doch zuweilen an der Seitenwand ein mit einer Platte verschlossenes Loch. Auch die großen Dimensionen der Kammern, die Beisetzung von mehreren Leichen in einer Kammer, die Bestattung der Leichen als aufrechter Hocker sind Momente, die auf eine Verwandtschaft mit den nordischen Gangbauten hinweisen. Ein Zusammenhang der schnurkeramischen Kultur mit der nordischen scheint mir daher nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit zu liegen, da ja auch in den Elementen der Ornamentik, abgesehen von der Technik, kein gar zu großer Unterschied besteht.

So wenig wir nun auf Grund der Funde über das absolute Alter der drei neolithischen Hauptstilarten sagen können, so wertvolle Untersuchungen liegen doch schon über das relative Alter derselben in gewissen Gegenden vor. Die Untersuchungen bei Baalberge, die Höfer[2]) vorgenommen hat, haben das Ergebnis geliefert, daß in Norddeutschland die Schnurkeramik jünger sei als die megalithische Keramik, der mit dieser nahe verwandte Bernburger Typus und die spätneolithischen Kugelamphoren. Zu ähnlichen Ergebnissen haben auch die Untersuchungen in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Brandenburg geführt. Höfer ist der Ansicht, daß sich die beiden

---

[1]) Die rein neolithisch-polychrome Keramik mit Spiral- und schräger Mäanderdekoration aus Dimini und Sesklo in Thessalien repräsentiert scheinbar allerdings eine solche neolithische Schichte, doch verweisen sie ihre Analogien mit der Keramik von Kronstadt anscheinend in eine spätere Entwicklungsphase der Spiralmäanderkeramik (Hoernes, Die neol. Kultur, S. 26). Sie kann daher nicht als Ausgangspunkt für ältere Entwicklungsstufen dieser Stilrichtung betrachtet werden. Die neolithische Schichte von Knossos scheint noch jünger zu sein, da sich hier neben dem Mäander auch Scherben mit Rahmenstilcharakter und weißen Einlagen zeigen (Hoernes, a. a. O., S. 12, Anm. 1).

[2]) Baalberge, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüring. Länder 1902, S. 16 ff.

Stile, die sich die längste Zeit getrennt gehalten haben, gegen Ende der Steinzeit durchdrungen haben, wodurch eine Stilmischung entstand, wie sie z. B. auch Reinecke für Heckkathen bei Hamburg feststellt[1]).

Die chronologische Stellung der Schnurkeramik zur Bandkeramik im Süden soll nun im folgenden von einem allgemeineren Standpunkte aus behandelt werden. Es ist insbesondere die schon oft zitierte Arbeit von Hoernes über die neolithische Kultur Oesterreichs, aus der hervorgeht, daß hier, in Ungarn und Bosnien, die Hinterlassenschaft der neolithischen Zeit keine einheitliche ist, sondern aus einer älteren und einer jüngeren Schichte besteht. Die ältere Stufe wird repräsentiert durch die Bandkeramik des Umlaufstiles, die jüngere jedoch durch die Schnurkeramik, die Kulturgruppe der sogenannten Glockenbecher und einen bisher meist auch der Bandkeramik zugezählten Stil, den Hoernes aber als Rahmenstil scharf von der älteren Bandkeramik unterscheidet. Während beim Umlaufstil die ganze Gefäßfläche in gleicher Weise vom fortlaufenden Ornament bedeckt erscheint, bleiben beim Rahmenstil große Teile des Gefäßes prinzipiell unverziert. Es werden Rahmen gelegt, die dann oft durch Streufiguren belebt werden; oft wird der Rahmen weggelassen, und es bleiben nur die Streufiguren übrig. Das Ornament ist kräftig eingetieft und meist mit weißer Masse ausgefüllt. Die vorherrschenden Gefäßformen sind weitmündige, bauchige Töpfe mit breiten Bandhenkeln und zweihenkelige urnenförmige Gefäße. An Stelle der Schuhleistenkeile erscheinen beiderseits gewölbte Flachbeile, und an Stelle des einfachen durchbohrten Hammerbeiles erscheinen geschweifte Formen.

Von den dieser Gruppe angehörigen ostalpinen Pfahlbaugefäßen hat schon Much in seiner ‚Kupferzeit‘ hervorgehoben, daß sie eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der kujavischen Gräber und einiger norddeutscher Fundorte besitze. Es handelt sich hier um den spätneolithischen Bernburger Typus, den enge Beziehungen mit der Keramik des Megalithgebietes verbinden[2]). Auch nach Hoernes besteht nun ein unleugbarer Zusammenhang zwischen der nordischen Megalithkeramik und dem Rahmenstile Oesterreichs. Schon in den Mitteilungen der prähistorischen Kommission (I. Nr. 5, S. 274) macht Hoernes auf solche Analogien aufmerksam. Die Aehnlichkeit eines aus Vučedol in Kroatien stammenden Gefäßes (Fg. 4) mit einem aus Schweden (Fg. 23) ist geradezu frappierend[3]).

Ansiedelungen mit Rahmenstilkeramik sind außer den Pfahlbauten des Salzkammergutes und des Laibacher Moores auch Wohnplätze in

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnolog. 1902, S. 223.

[2]) Höfer a. a. O. sagt, daß der Bernburger Typus dieselben Formen habe, wie die Megalithkeramik.

[3]) Im Detail der Ornamentik zeigt der besonders im unteren Saalegebiet entwickelte und nordwärts bis Tangermünde nachgewiesene Bernburger Typus, abgesehen vom Rahmenprinzip, allerdings nur eine geringe Verwandtschaft mit der österreichischen Rahmenstilkeramik, doch finden sich in der Gefäßform vielfach auffallende Analogien. Hierher gehören z. B. die breiten Bandhenkel, die scharfe Bruchkante vieler Gefäße und überhaupt allgemeine Formverwandtschaft (S. Virchow, Verh. d. Berl. Ges. für Anthrop. 1883, S. 430, Tangermünde; Höfer, Baalberge, a. a. O., Götze, Bernburger Typ., Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. 1892, S. 177). Nach Hoernes ist auch die so auffallende wellenförmige Gestaltung des oberen Gefäßrandes, wie sie beim Bernburger Typus vorkommt, der Keramik der ostalpinen Pfahlbauten nicht fremd.

Kroatien (z. B. bei Vukovar), sowie in Bosnien (z. B. bei Debelo-brdo). Es handelt sich hier meist um befestigte Höhensiedelungen, die sich auch durch ihre ganze Kultur von den Siedelungen mit Umlaufstil unterscheiden. Während bei letzteren, die meist in der Ebene liegen und gewöhnlich unbefestigt sind, die Funde auf intensiven Ackerbau hindeuten, sind bei ersteren Jagd und Viehzucht die Hauptgrundlagen des Lebens. Fassen wir alle diese Erscheinungen zusammen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß gegen Ende der neolithischen Zeit aus dem Gebiete der nordischen und Bernburger Keramik eine Auswanderung nach dem Südosten stattgefunden hat. Wenn es sich nur allein um eine Aenderung des Stiles der Gefäßdekoration handelte, wäre ein Zweifel gegenüber dieser Annahme gewiß am Platze. Da aber gleichzeitig mit dem Rahmenstil auch die dem Norden eigenen geschweiften Hämmer erscheinen, die Kulturverhältnisse der betreffenden Ansiedelungen gegenüber denen der älteren Zeit meist primitiver sind, wie es bei einem kaum erst zur Ruhe gekommenen Volke begreiflich erscheint, und die Ansiedelungen mit der neuen Keramik meist befestigte Höhenstationen oder Pfahlbauten sind, so dürfte die Annahme einer Einwanderung wohl nicht zu kühn sein. Es ist nun auch durchaus nicht verwunderlich, wenn sich in diesen Ansiedelungen vielfach Kupfergeräte finden, während sie im Norden bei den verwandten keramischen Erscheinungen fehlen, da ja wahrscheinlich im Süden das Kupfer schon früher bekannt war als im Norden, ferner die südlichen Ansiedlungen auch meist jünger sein müssen als die nördlichen. Die von Hoernes festgestellten Tatsachen berühren sich nun hier mit den Anschauungen, denen M. Much in seiner Heimat der Indogermanen Ausdruck gegeben hat. Es ist also der neolithische Rahmenstil und die mit ihm verbundene Kultur, wofür wir die von Much behauptete Ausbreitung von einem nordischen Zentrum aus auf Grund der archäologischen Tatsachen annehmen dürfen. Die von verschiedenen Autoren hervorgehobenen Analogien zwischen den Ornamenten der trojanisch-ägäisch-kyprischen frühbronzezeitlichen Keramik und denen des späten nordischen Neolithikums werden angesichts dieser Verhältnisse nun wohl auch anders gedeutet werden müssen, als durch kulturelle Strömungen von Süden nach Norden[1]), eine Auffassung, die an derselben Schwäche leidet, wie die Herleitung des Umlaufstiles aus derselben Gegend: Ausbreitung von Zierformen unter Verlust des Metalles.

Es lag nun in der Natur der Sache, daß der Rahmenstil auch durch den älteren Umlaufstil beeinflußt wurde und aus ihm neue Motive aufnahm. So hat z. B. die Pfahlbaukeramik die Spiralschleife übernommen, und auch die konzentrischen Kreise mit Strahleneinfassung, sowie die gegliederten Quadrate dürften dem Rahmenstil ursprünglich fremd gewesen sein. Durch diese Aufnahme bandkeramischer Elemente in der neuen Heimat ist wohl auch der stilistische Unterschied in der Ornamentik zwischen der Bernburger und der österreichischen Rahmenstilkeramik zu erklären. Beide Stile, der Umlauf und der Rahmenstil, finden sich, wie schon erwähnt, vielfach kombiniert auch im ägäisch-mykenischen Kulturbereiche.

---

[1]) Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, S. 43.

Doch diese Einwirkungen des alpin-adriatischen Rahmenstiles nach Südosten zu sind nicht die einzigen. Seine bronzezeitlichen Ausläufer lassen sich auch nach Oberitalien verfolgen, wie Hoernes schon 1893 nachgewiesen hat[1]). In den Terramaren finden sich nicht nur Uebereinstimmungen in der Ornamentik mit der österreichischen Pfahlbauregion (konzentr. Halbkreise, Fenstergitter, Sonnenfiguren), sondern auch andere nichtkeramische Analogien, wie z. B. sichelförmige Messerklingen aus Stein[2]), die mit den von Much erwähnten sichelförmigen Sägen der österreichischen Pfahlbauten identisch sind.

Ganz ähnlich wie in dem besprochenen Gebiete liegen die Verhältnisse auch in den Sudetenländern; nur finden wir hier, besonders in Böhmen, neben dem Rahmenstil mit seinen nordischen Beilformen auch die Schnurkeramik mit den facettierten Hämmern. Den spätneolithischen Eindringlingen gehören hauptsächlich die Ansiedelungen auf den Höhen Mittelböhmens sowie die Burgwälle der Scharka, von Řivnač, des Schlaner Berges an. In eine noch jüngere Zeit scheinen die Glockenbecher zu gehören; bei dieser Gruppe fehlen typische Steinwerkzeuge, doch findet man sie in den Sudetenländern ziemlich häufig zusammen mit Kupfersachen. Bezeichnend für diese Kulturgruppe sind die sogenannten Armschutzplatten aus Knochen, Ton und Stein. Ihre Verbreitung ist sehr ausgedehnt, indem sie von Spanien bis Galizien, von Italien bis England verfolgt werden können. Eine begründete Ansicht über ihren Ursprung gibt es noch nicht; die von Montelius vorausgesetzte Annahme einer orientalischen Herkunft wird mit Recht von Hoernes und Much abgelehnt. Auch in den nordkarpathischen Ländern glaubt Hoernes eine jüngere neolithische Schichte nachweisen zu können, die durch Schnurkeramik, Kugelamphoren, sowie durch die im Sinne des Rahmenstiles beeinflußte Spiralkeramik vertreten wird.

Auch in Süddeutschland und der Schweiz läßt sich ein Vordringen nordischer Ansiedler nach dem Süden erkennen. In Südwestdeutschland scheint eine schnurkeramische Einwanderung schon recht früh stattgefunden zu haben, da Schlitz[3]) im Neckarbergland bei Wimpfen und bei Jungheim in der Untermaingegend dieser Gruppe angehörige Steinkistengräber erwähnt, eine Grabform, die in Thüringen die älteste Stufe der Schnurkeramik repräsentiert. Die schnurkeramische Besiedelung muß hier von langer Dauer gewesen sein, da sich eine Weiterentwicklung der Bestattungsgebräuche durch allerlei Zwischenformen bis zur reinen Brandbestattung nachweisen läßt. Auch hier sind die Schnurkeramiker Höhenbewohner. Die Gräber — Wohnplätze hat man keine gefunden — zeigen durchwegs nur Waffen als Beigaben, nie Geräte bäuerlicher Bodenbearbeitung und seßhaften Handwerks. Es ist bezeichnend, daß sich auch hier die schnurkeramischen Reste häufig in befestigten Refugien befinden, wie z. B. bei Urmitz am linken Rheinufer. Weiter im Süden, in der Schweiz, fallen die schnurkeramischen Funde schon in die Kupferzeit. Es handelt sich da um die Pfahlbauten im Bieler und Neuenburger See bei Vinelz, Sutz,

[1]) Mitteil. der prähistor. Kommission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften I., Nr. 3.
[2]) Hoernes, Die neolith. Kultur, S. 56.
[3]) Der schnurkeram. Kulturkreis, a. a. O.

Lattrigen, sowie um die Brandhügel von Oberwenigen und Schöfflisdorf. Die späte Ansetzung der Schnurkeramik der Schweizer Pfahlbauten ergibt sich auch daraus, daß hier die edle Becherform schon zu teilweise recht plumpen Töpfen degeneriert ist[1], — eine Erscheinung, die auch bei den Urmitzer Bechern beobachtet werden kann, die von Schlitz ebenfalls an das Ende der neolithischen Zeit gesetzt werden.

Es hat also den Anschein, als ob die Schnurkeramiker in Südwestdeutschland von Thüringen aus schon recht früh vorgedrungen, in die Schweiz und nach Westen über den Rhein aber erst in der Uebergangszeit zur Metallperiode gelangt seien.

Die schnurkeramischen Funde sind jedoch nicht die einzigen Zeugen einer nordischen Einwanderung im südlichen Deutschland. Das württembergische Oberland besitzt im Federsee einen Pfahlbau, dessen Keramik mit der des Mondsees sehr nahe verwandt ist. Sie ist auch noch aus anderen süddeutschen Fundorten bekannt. Man bezeichnet diesen keramischen Typus als den von Schussenried. Die Station scheint etwas älter zu sein als die im Mondsee, da sich im Federsee noch kein Kupfer zeigt. Faßt man nun die Rahmenstilkeramik des Mondsees als einen Abkömmling des nordischen bezw. des Bernburger Typus auf, so gilt natürlich dasselbe auch für den Schussenrieder. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß im Federsee auch eine Flintsäge von nordischem Typus gefunden wurde[2], wie solche auch aus dem Mondsee zahlreich vorliegen. Aehnliche, dem Rahmenstil angehörige Motive, wie sie die Keramik des Federsees und des Mondsees zeigt, finden sich auch in der späteren Schweizer Pfahlbaukeramik und in der Ornamentik der Bronzen in den metallzeitlichen Pfahlbauten der Schweiz. (Hoernes, Die neolith. Kultur.)

Auf nordische Einflüsse geht auch die Entstehung des in Mittel- und Süddeutschland vertretenen Rössen-Niersteintypus zurück, der jüngeren Winkelbandkeramik Koehls, deren eingeritzte oder eingestochene Muster schon durch die weiße Füllmasse auf nordische Analogien hinweisen. Die Aehnlichkeiten liegen jedoch auch in der Form der Ornamente. Hoernes stellt diese Gruppe mit seinem Rahmenstil zusammen. Nach Schlitz ist sie im wesentlichen entstanden aus einer Mischung bandkeramischer Ornamente mit der nordwestdeutschen Stich- und Strichornamentik. Götze fügt als weitere Komponente noch den Bernburger Typus hinzu[3]. Die Gruppe dürfte an das Ende der neolithischen Zeit zu stellen sein, wie Götze in der zitierten Arbeit ausgeführt hat.

Wenn wir auch über Süddeutschland nicht in so übersichtlicher Weise orientiert sind wie über Oesterreich, so geht doch aus der vorstehenden Betrachtung hervor, daß im Laufe der neolithischen Zeit,

---

[1] Die Schnurkeramik der Schweizer Pfahlbauten scheint in keinem direkten Zusammenhange mit der südwestdeutschen Schnurkeramik zu stehen. Abgesehen von den abweichenden Gefäßformen ist auch ihre stete Verbindung mit Silexgeräten nordischen Ursprungs bemerkenswert. Schlitz glaubt, daß es sich hier um eine besondere unter nordischem Einflusse entstandene Gruppe handele (Schlitz, das steinzeitl. Dorf Großgartach, S. 24).

[2] Munro, The lake dwellings, S. 147.

[3] Zeitschr. f. Ethnologie 1900, Verhandlungen, S. 240.

besonders aber gegen deren Ende, Einwanderungen aus dem Norden auch in dieses Gebiet stattgefunden haben dürften.

Kehren wir nun zu unserem Hauptproblem, der Ausbreitung der Indogermanen von einem norddeutsch-dänischen Zentrum zurück, so können wir auf Grund des archäologischen Materiales für Mittel- und Südosteuropa etwa folgendes feststellen. Die Bandkeramik des Umlaufstiles scheint für den größten Teil dieses Gebietes die älteste bisher bekannte Besiedelung zu repräsentieren. Ueber deren Ausgangspunkt gibt uns das Material vorläufig noch keine Aufschlüsse, doch deuten die geradlinigen Elemente in der Gefäßdekoration darauf hin, daß die bandkeramische Bevölkerung mit der der beiden anderen Stilgruppen vielleicht doch verwandt gewesen ist. Im Laufe der neolithischen Zeit, besonders aber gegen deren Ende, fanden wiederholte Auswanderungen aus dem norddeutsch-skandinavischen Gebiete statt, die nach Süden und Südosten teils Erscheinungen des schnurkeramischen, teils solche des megalithischen Kulturkreises oder seiner Abkömmlinge, des Rössener und des Bernburger Typus brachten. Selbst einen anderen Ursprung der Bandkeramik zugegeben, erweist sich also doch das nördliche Deutschland schon in neolithischer Zeit als Ausgangspunkt großer Wanderungen, wie sie die Theorien von Penka und M. Much voraussetzen. Die Schnurkeramiker so scharf von den Megalithikern zu trennen, wie es Kossina (Zeitschrift für Ethnologie 1902, S. 161 ff.) tut, halte ich nicht für richtig, da ja sowohl hinsichtlich der Ornamentik und der Gräberform als auch hinsichtlich der Rasse Uebereinstimmungen bestehen, die sich am besten durch die Annahme naher Verwandtschaft erklären lassen. Freilich muß nach erfolgter Trennung die Entwicklung der beiden Gruppen lange Zeit eine getrennte gewesen sein.

Es soll hier auch erwähnt werden, daß eine vom nördlichen oder mittleren Deutschland ausgehende Bewegung in der ältesten Bronzezeit auch England erreicht zu haben scheint. Eine eingehende Untersuchung der ältesten Bronzezeitkeramik Großbritanniens hat nämlich ergeben, daß sich hier zwei Typen von Bechern finden, deren einer ein Ausläufer der echten Schnurbecher sein dürfte, dessen Ornament allerdings von den Glockenbechern beeinflußt ist, während der andere stärkere Einflüsse der Glockenbecher auch in der Form erkennen läßt. Aehnliche Becher finden sich am Mittelrhein und in Holland, in welchem Lande sie ebenfalls in die frühe Bronzezeit gehören. Die beiden Typen haben sich nicht in England auseinander entwickelt. Der zuerst genannte scheint nach Form und Begleiterscheinungen älter zu sein. Abercromby nimmt an, daß die beiden Bechergruppen zwei verschiedenen Einwanderungen vom Kontinent aus entsprechen, deren erste in eine Zeit fiel, wo die Bronze noch sehr selten war[1]).

Wenn die archäologischen Verhältnisse des neolithischen Europa auch noch kein klares Bild der vorhistorischen Völkerbewegungen erkennen lassen, so hat man doch den Eindruck, daß sich das Dunkel zu lichten beginnt und einzelne Leitlinien erkennbar werden. Freilich

---

[1]) Abercromby, The oldest Bronze-age-ceramic Type in Britain, Journal of the anthropol. Institute 32, S. 373.

wird es noch eingehender Arbeit bedürfen, um all die angedeuteten Zusammenhänge klar auffassen und einwandfrei nachweisen zu können. Mit Vergnügen aber kann man konstatieren, daß die einseitige Ableitung aller europäischen Kulturerscheinungen vom Oriente in der prähistorischen Archäologie immer mehr zurücktritt und einer vorurteilsloseren Auffassung Platz macht, die bei voller Anerkennung der Möglichkeit solcher Einflüsse in erster Linie der einheimischen Entwicklung Rechnung trägt und fremde Einflüsse nur dann anerkennt, wenn sie zweifellos nachgewiesen sind, nicht aber, wenn sie bloß auf Grund vorgefaßter Meinungen aprioristisch behauptet werden. Wenn wir vorläufig auch über den Zusammenhang der Bandkeramik mit den nordischen keramischen Gruppen nichts Näheres sagen können, — eines läßt sich mit Bestimmtheit behaupten: Als Argument gegen die nordische Herkunft der Indogermanen ist die Archäologie des europäischen Neolithikums nicht zu gebrauchen. Ob wir schon die Bandkeramiker als Indogermanen auffassen dürfen, ist eine Frage, die heute noch nicht mit voller Sicherheit zu beantworten ist. Doch läßt sich dieselbe wohl kaum auf archäologischer Basis allein lösen. Die Anthropologie aber gewährt der Anschauung vom Indogermanentum der Bandkeramiker eine entschiedene Stütze. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß mir die Gleichsetzung des indogermanischen Urvolkes mit der nordischen Rasse trotz aller dagegen vorgebrachten Einwendungen zweifellos festzustehen scheint. Die zahlreichen diese Annahme beweisenden Argumente sind nämlich meiner Ansicht nach bisher in keiner Weise widerlegt worden und alle auf allgemeine Redensarten gestützten Ablehnungen können natürlich nicht in die Wagschale fallen. Uebrigens kommen auch fortwährend neue Tatsachen ans Licht, die für die Richtigkeit der Theorie sprechen. Es sei hier auf die von Ujfalvy beschriebenen Fresken von Adjanta in den Ostghats[1]), die uns über den Typus der Perser und Inder um 600 n. Chr. Aufschluß geben, und auf die in der Zeitschrift für bildende Kunst (N. F. XVIII, 7, 1907) abgebildeten griechischen Terrakotten hingewiesen.

Eine von Schlitz veröffentlichte Uebersicht über das Schädelmaterial des behandelten Gebietes gibt über die Rasse seiner Bewohner sehr dankenswerte Aufschlüsse[2]). Von den Bandkeramikern von Lengyel wissen wir schon lange auf Grund eines Urteils von Virchow, „daß keine arische Bevölkerung schönere Formen hervorgebracht hat, und daß unter allen lebenden Stämmen nur die nordarischen eine nähere Verwandtschaft erkennen lassen. Ebenso ist unter diesem Materiale nicht ein Bruchstück, welches den Eindruck macht, als hätte der ehemalige Inhaber einer Mischrasse angehört“. Die fraglichen Schädel besitzen also den ausgesprochenen nordischen Typus. Nach Schlitz ist dieser Typus bei allen ihm bekannten bandkeramischen Schädeln erkennbar. Da derselbe Typus sich auch bei der nordischen Megalithbevölkerung, sowie bei den Schnurkeramikern nachweisen läßt, so haben wir hier einen weiteren Zug vor Augen, der auf eine Verwandtschaft der drei Bevölkerungsgruppen schließen läßt. Abweichungen untergeordneter Art, wie z. B. feinere Modellierung der

[1]) Iconographie et Anthropol. Irano-Indienne, l'Anthropologie 1902, S. 433 ff. S. auch Kossina, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 176.

[2]) Der Schnurkeram. Kulturkr., l. c.

Formen bei den Bandkeramikern kommt gegenüber den Uebereinstimmungen nicht in Betracht.

Die Bewohner der älteren, reinneolithischen Pfahlbauten der Schweiz, die auch eine von der Bandkeramik ganz abweichende Keramik besaßen, unterscheiden sich auch durch ihre Brachycephalie von der langköpfigen Bevölkerung der übrigen Kulturgruppen, während in den spätneolithischen Pfahlbauten mit schnurkeramischen und nordischen Kulturelementen neben den brachycephalen Schädeln auch dolichocephale auftreten. Ein von Schlitz abgebildeter Schädel aus einem spätneolithischen Glockenbechergrab zeigt brachycephale Form; doch weisen das verhältnismäßig lange Gesicht und die mächtig entwickelten Augenbrauenbogen auf Mischung mit der nordischen Rasse hin. Die ethnologische Deutung dieser Erscheinung muß wohl gegenwärtig noch unterbleiben, da nur eine zusammenfassende Behandlung der ganzen Gruppe eine Aufklärung über die Stammeszugehörigkeit und Herkunft der Glockenbecherleute bringen kann.

Die altkretische Kultur.

Dr. Ludwig Wilser.

Ohne Frage war der verstorbene Furtwängler einer unserer bedeutendsten Archäologen, der mit manchem veralteten Vorurteil gebrochen hatte und im ganzen sehr verständige Anschauungen vertrat. Trotzdem war ich genötigt, in diesen Blättern (VI, 2) meine Stimme gegen ihn zu erheben, weil er der Wissenschaft vom Menschen, der doch immer und überall Kunst und Kultur schafft und verbreitet, nicht den gebührenden Einfluß auf Kunstgeschichte und Altertumskunde zugestehen wollte. Indem der Münchener Gelehrte der Anthropologie zwar eine „große Zukunft" und eine „herrliche Aufgabe" zuerkannte, diese aber auf ihren „ältesten, gesündesten und kräftigsten" Zweig zu beschränken suchte und lediglich in der „Wissenschaft vom menschlichen Körper und seiner Entwicklung" erblickte, vergaß er vollständig, daß in unserem Leib auch eine Seele wohnt, daß der menschliche Geist sich in demselben Verhältnis wie seine äußere Hülle vervollkommnet und veredelt hat und demgemäß bei den auf verschiedener Entwicklungsstufe stehenden Menschenrassen auch eine sehr ungleiche Ausbildung und Befähigung erkennen läßt. Eine zutreffende Beurteilung der einzelnen Rassen nach der leiblichen wie nach der geistigen Seite, eine genaue Kenntnis ihrer Bildungsherde und Ausdehnungsbestrebungen, ihrer Wanderwege, Mischungen und Kreuzungen ist darum von der allergrößten Bedeutung für ein richtiges Verständnis der Kulturgeschichte, ja, sie bildet, wie die Geschichte dieser Wissenschaft lehrt, dafür die notwendige Voraussetzung. Die meisten Irrtümer, die der älteren Archäologie als Hemmschuh anhafteten und es unmöglich machten, die einzelnen Tatsachen in ursächliche Verbindung zu bringen, rührten von den verkehrten Vorstellungen her, die man über die vorgeschichtlichen Wanderungen der Völker hegte, und gerade in dieser Hinsicht verdanken wir eine Wendung zum Besseren unstreitig nur der naturwissenschaftlichen Rassenlehre, die das Ausstrahlungs-

gebiet der hellfarbigen, leiblich wie geistig höchstentwickelten Menschenart (Homo europaeus), deren innigsten Zusammenhang mit dem indogermanischen Sprachstamm niemand mehr leugnen kann, im Norden unseres eigenen Weltteils ermittelt hat. Nun erst war die Brücke von der klassischen Archäologie zur nordischen Altertumswissenschaft geschlagen, denn es wurde, wie Furtwängler selbst zugab, „immer deutlicher, in welch unlöslich engen Beziehungen die sogenannten prähistorischen Funde des klassischen Südens mit denen Mitteleuropas und des Nordens stehen".

Hatte man früher die Wurzeln der europäischen, und damit der menschlichen Gesittung überhaupt, am Nil oder im Zweistromland gesucht, so geht jetzt infolge der reichen und überraschenden, in den letzten Jahrzehnten auf Kreta gemachten Funde die Strömung in der gelehrten Welt dahin, diesem Eiland eine hervorragende, ja führende Rolle in der Geschichte der Erfindungen, der Kunst, sowie aller Verfeinerungen des menschlichen Lebens zuzuschreiben. Da diese Ansicht von dem eingangs erwähnten, auch nach seinem frühen Tode noch einflußreichen Forscher geteilt wurde, scheint es mir am zweckmäßigsten, meinen Betrachtungen die aus seinem Nachlaß veröffentlichte „Einführung in die griechische Kunst" (Deutsche Rundschau, XXXIV, 5/6) zugrunde zu legen. Nach den begleitenden Worten der Witwe ist an dieser „ersten Niederschrift" der Einleitung zu einer „großen griechischen Kunstgeschichte", die der Verstorbene vorbereitet hatte, „fast nichts fortgelassen oder geändert worden", so daß sie seine Anschauungen vollständig und unverfälscht wiedergibt. Ich begrüße es mit freudiger Genugtuung, daß in bezug auf die Steinzeit ein Unterschied zwischen ihnen und den meinigen nicht mehr besteht. „Eine mächtige Schicht neolithischer Epoche", lesen wir in der angeführten Abhandlung, „hat man auf Kreta in Knosos unter der ältesten Palastanlage gefunden. Allein die relativ höhere Kultur zeigt sich in dieser Epoche nicht im Süden, sondern im Norden; die Funde neolithischer Periode in Thessalien zeigen eine reich entwickelte lineare Dekoration, die auf die Tongefäße aufgemalt erscheint; sie steht in Beziehung zu Erscheinungen ähnlicher Art, die wir weiter nordwärts nach Rußland und Ungarn hinein verfolgen können." In den nördlichen Teilen unseres Weltteils sind in Gräbern dieses Zeitalters mit gleich oder ähnlich verzierter Töpferware und vorzüglich gearbeiteten Steinwerkzeugen so viele wohlerhaltene Schädel und Gebeine gefunden worden, daß über die Rasse der Verfertiger solcher Gegenstände und Verbreiter dieser Kultur ein Zweifel nicht mehr obwalten kann. Mit verschwindenden Ausnahmen lassen die aus der neueren Steinzeit stammenden Gerippe auf einen kräftigen, hochgewachsenen, langköpfigen Menschenschlag mit geräumiger Schädelhöhle und edler Gesichtsbildung schließen, d. h. die neolithische Kultur zeigt sich aufs innigste verbunden mit der nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus), als deren Werdeland und Ausstrahlungsgebiet Nordeuropa, insbesondere die skandinavische Halbinsel, auf naturwissenschaftlichem Wege in durchaus einwandfreier Weise festgestellt ist. Wir können darum die Spuren des Ursprungs der neolithischen Kultur auf Kreta noch etwas weiter nach Norden verfolgen als bis Ungarn oder Rußland; doch lassen diese Länder immerhin die Wege erkennen, auf denen die

Volkswellen und mit ihnen die Kulturströmungen aus dem Norden über die Balkanhalbinsel auf die Eilande des Mittelmeers gelangt sind. Daß Kreta wie die drei großen südlichen Halbinseln unseres Festlandes ursprünglich von einer zwar verwandten, aber doch nicht unwesentlich verschiedenen Menschenart, der gleichfalls langköpfigen, aber weniger kräftigen und dabei schwarzhaarigen und dunkeläugigen Mittelmeerrasse (H. mediterraneus), bewohnt war, steht außer Frage; aber der unleugbare Zusammenhang der kretischen mit der mittel- und nordeuropäischen Steinzeitkultur läßt erkennen, daß die ersten Anstöße zu höherer Gesittung und überlegener Kunstfertigkeit von nordischen, auf selbstgezimmerten Fahrzeugen über die Meerflut gekommenen Einwanderern ausgegangen war.

Wäre es nicht eine höchst sonderbare und merkwürdige Erscheinung, wenn sich trotz einer, wie die Geschichte lehrt, stetig wiederholenden Einwanderung nordischer Völkerschaften im darauffolgenden Zeitalter der Kupfer- und Bronzezeit, das Verhältnis geradezu umgekehrt hätte? „Die Dekoration der Geräte und Gefäße", muß der unbefangen urteilende Kunstforscher zugeben, „ist linear und der ganze künstlerische Charakter kein wesentlich anderer als in der neolithischen Epoche." Gewiß, werden die Anhänger und Vertreter der jetzt so beliebten Modetheorie vom kretischen Ursprung unserer europäischen Kultur sagen; aber hat nicht die Bearbeitung der Metalle jeden weiteren Fortschritt eingeleitet, ist nicht das benachbarte Kypros der älteste Fundort des Kupfers, das davon seinen Namen trägt, liegt nicht die von dort ausgehende Bearbeitung und Verwendung des roten Metalls der ganzen, für die Entwicklung menschlicher Kunstübung so bedeutungsvollen Bronzekultur zugrunde? Wiederholt, zuletzt in einem kleinen Aufsatz über „Das Wort Kupfer" (Mitt. zur Gesch. der Med. u. Naturwiss. VI, 4, 07) habe ich gezeigt, daß diese Bezeichnung nicht, wie man bisher fast allgemein annahm, von der gleichnamigen Insel abgeleitet werden darf, sondern einem ureuropäischen Wortstamm angehört, nach dem viele andere Dinge, Tiere, Pflanzen, Gewässer, Städte, Götter benannt sind, und der gerade umgekehrt dem Eiland den Namen gegeben hat, genau so wie Rose nicht von Rhodos, sondern einem gemeinsamen Wurzelwort herstammt. Zudem gibt es noch eine ältere, fast allen Indogermanen gemeinsame Bezeichnung (skr. ayas, lat. aes, got. aiz, ahd. er) des Metalls, das übrigens auch im Westen des Mittelmeers, in Spanien, in großer Menge und vorzüglicher Beschaffenheit gewonnen wurde, wie auch in Nordeuropa sehr ergiebige, trotz mehrtausendjährigem Betrieb noch heute nicht erschöpfte Fundstätten bekannt sind. Da aber der weitere Fortschritt von der dem Steinalter noch sehr nahestehenden Kupferzeit zu der in jeder Hinsicht, nach handwerksmäßiger Geschicklichkeit wie nach künstlerischem Geschmack, höher entwickelten Bronzezeit an die Bekanntschaft und Versorgung mit einem zweiten Metall gebunden war, entsteht die Frage, aus welchen Erzeugungsgebieten und auf welchen Wegen das erste Zinn ans Mittelmeer gelangt ist. Auf diese wie auf so manche andere Fragen hatte die ältere Schule nur die eine, stets sich gleichbleibende Antwort „aus dem Osten". Suchen wir aber nach bergmännischer Zinngewinnung in Asien, so finden wir zwar bei Strabo (XV, 2) die Angabe, daß es bei den persischen Drangern

Zinn gebe, doch kann die Ausbeute, da heute Persien gar nichts mehr davon auf den Weltmarkt liefert, auch im Altertum nicht bedeutend gewesen sein, und außerdem ist die Entfernung vom Mittelmeer größer als die Britanniens, das noch heute zu den zinnreichsten Ländern der Welt gehört. Das schon bei Homer vorkommende Wort *κασσιτερος* ist, wie ich zuerst nachgewiesen und eingehend begründet habe, keltischen Ursprungs und genau in der gleichen Weise und aus denselben Bestandteilen zusammengesetzt, wie die gallischen Namen Cassignatus, Brogitarus u. ä. Nach Herodot (III, 106 und 118) kam der kostbare Stoff „vom Ende der Welt“, von den „Zinninseln“ oder Kassiteriden, d. h. den britischen Inseln, her, und da diese Länder seit dem grauesten Altertum von keltischen Völkern bewohnt waren, erklärt sich die weite, bis nach Indien und Arabien reichende Verbreitung des keltischen Namens des weißen, für die Kulturentwicklung der Menschheit so wichtigen Metalls. Wir müssen demnach annehmen, daß es auch nach Kreta, entweder rein oder schon mit Kupfer vermischt, zuerst vom europäischen Festlande aus durch indogermanische Einwanderer oder kühne Seefahrer und unternehmende Handelsleute gleichen Stammes gebracht wurde. Wie schon erwähnt, war ja auch im Anfang dieses Zeitalters die Kultur in Südosteuropa und auf den Inseln des Mittelmeeres vollkommen gleichwertig.

„Eine höhere Kultur sollte sich dagegen“, lesen wir in der angeführten Abhandlung weiter, „im zweiten Jahrtausend v. Chr. auf einer Insel entwickeln, die durch Größe, Lage und andere natürliche Vorzüge bestimmt war, Jahrhunderte hindurch eine dominierende Rolle im Kulturleben Griechenlands zu spielen, auf Kreta.“ Ganz gewiß sind solche äußere Umstände nicht ohne Einfluß auf die Kulturentwicklung und geben bei sonst gleichen Verhältnissen oft den Ausschlag zugunsten des einen oder des anderen Landes, die Hauptsache bleiben aber doch immer die Bewohner, deren geistige Regsamkeit den Fortschritt fördert, und die eine günstige Lage oder andere Vorteile auszunützen verstehen. Das hat auch Furtwängler empfunden, denn er fährt fort: „Hier wohnte ein begabter, kräftiger Menschenschlag (echte oder Urkreter, Eteokreter) ... sie waren nicht Hellenen, sondern gehörten dem Kreise altkleinasiatischer Volksstämme an.“ Läßt sich nun das Volkstum dieser Urkreter mit einiger Sicherheit ermitteln? Ich glaube, daß man diese Frage auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung wie der meisten Funde auf Kreta bejahen darf. Wir lesen in der Odyssee (XIX, 175):

> Allerlei Sprachen sind vielfach gemischt; hier wohnen Achäer,
> Dort Urkreter, ein tapferes Volk, dort ferner Kydonen,
> Dorier auch, die dreifach geteilten, und edle Pelasger ...

und Strabo (X, 4) hält die Etrokreter und Kydonen für Urbewohner, alle anderen dagegen für Einwanderer. Nach den auf der Insel selbst verbreiteten Sagen, von denen Diodor (V, 64 u. ff.) berichtet, stammten die ältesten Bewohner des Landes von den idäischen Daktylen und den erdgeborenen Kureten ab, die zugleich die Begründer aller Gesittung und die Erfinder vieler nützlicher Dinge waren, „sehr verständige Leute, die viele gemeinnützige Einrichtungen schufen. Sie waren nämlich die ersten, die Schafherden sammelten, verschiedene andere Haustiere zähmten und die Bienenzucht einführten. Ebenso

ist das Bogenschießen und die Jagd ihre Erfindung. Sie waren ferner die Stifter des bürgerlichen Gemeinwesens und des geselligen Lebens, sowie der Friedfertigkeit und der äußeren Zucht. Sie erfanden die Schwerter und Helme, sowie den Waffentanz". ... Sollten wirklich alle diese Erfindungen von den ältesten Urbewohnern der Mittelmeerrasse gemacht sein? Das ist um so unwahrscheinlicher, als die Funde auf eine schon in der Steinzeit erfolgte nordische Einwanderung hindeuten. Zudem weist der Name der idäischen Daktylen nach dem troischen Berg Ida, dem Urbild des kretischen hinüber, und die Kureten stammten nach Strabo (X, 3) aus Griechenland, denn dort „kämpften die kühnen Kureten und streitbewährten Aetoler", wie der Dichter singt (Ilias IX, 525).

Diese, wie man einwenden könnte, rein sagenhaften Angaben werden bestätigt durch farbige Malereien, die das Vorhandensein lichthaariger, also der nordischen Rasse angehörender Menschen unter den höheren Ständen der Inselbewohner zur Zeit der höchsten Blüte der kretischen Kultur außer Zweifel stellen. So ist bei Haghia Triada ein bemalter Sarkophag mit dem Bildnis einer reichgekleideten Frau, deren „schönes, blondes Haar mit Rosen durchflochten" ist, und am gleichen Orte ein Specksteinkrug gefunden worden mit der erhabenen Darstellung eines gottesdienstlichen Aufzuges, dessen Teilnehmer durchaus nordeuropäischen Gesichtsschnitt mit länglichen Köpfen und geraden Nasen erkennen lassen. Unter den Wandmalereien des durch Evans aufgedeckten Palastes von Knosos (auch Knossos geschrieben) fallen zwei Darstellungen von Frauengestalten auf, deren eine reiches, lockiges, ganz helles Haar hat, und die in Tracht und Gesichtsbildung so westeuropäisch und neuzeitlich anmuten, daß Reinach (L'Anthropologie XV, 1904) sie „les Parisiennes" nennen konnte. Daß auch die alten Griechen selbst die Beherrscher der Insel für ein verwandtes, ihnen schon im Aeußeren ähnliches Geschlecht hielten, geht aus den Worten Homers hervor, der an verschiedenen Stellen (Od. IV, 564, VII, 323) den Bruder des Königs Minos wie die griechischen Helden „lichthaarig" nennt, ξανθος Ῥαδαμανθυς.

Unter den vom gleichen Dichter genannten Bewohnern von Kreta sind die Dorier unzweifelhaft Hellenen, die Achäer und Pelasger stammverwandte Vorgänger, zu denen wir nach dem eben Gesagten auch die Kydonen und Eteokreter rechnen müssen. Aus dem großen vermehrungsfähigen und wanderlustigen Volksstamm der Thraker, der in vorgeschichtlicher Zeit die Länder nördlich vom Balkan in Besitz genommen hatte, sind nacheinander verschiedene, die Balkanhalbinsel selbst, dann aber auch Teile von Italien, Kleinasien und die Inseln des östlichen Mittelmeers überflutende Wellen von Auswanderern hervorgegangen, so Karer und Lykier, Phryger, Lydier und Myser, die nach Herodot (I, 171) „Brüder" waren und ein gemeinsames Stammesheiligtum, den uralten Tempel des karischen Zeus zu Mylassa, hatten, Tyrsener und Pelasger, Achäer, Danaer und Argiver, dann die in zwei Hauptstämme, den jonischen und den dorischen, gespaltenen Hellenen und endlich die Thessaler, Makedonier und Epiroten. Wie aus Schädelfunden, Wandmalereien, farbigen Bildwerken (vergl. meine Mitteilung über „Die Rasse der alten Griechen", VI, 3 dieser Blätter) und den Berichten von Augenzeugen mit unfehlbarer Sicherheit sich

erschließen läßt, haben alle diese Völker ursprünglich, ehe sie durch Blutmischung entstellt waren, einer langköpfigen, weißhäutigen, hellhaarigen und blauäugigen Rasse — vereinigt finden sich diese Merkmale eben nur bei der nordischen — angehört, und ihre zu hoher Blüte entfaltete Kultur muß darum als Schöpfung dieser Rasse betrachtet werden. Alexander der Große, eine der gewaltigsten Heldengestalten der Weltgeschichte und eine der letzten, die dieser Volksstamm hervorgebracht hat, könnte seinem Aeußern nach ebensogut ein Franke oder Sachse sein.

Wenn darum ein Mann, der als Physiologe sich eines geachteten Namens erfreut, Angelo Mosso (Escursioni nel Mediterraneo e gli scavi di Creta, Milano 1908), kürzlich die Ansicht ausgesprochen hat, die europäische Kultur stamme aus Kreta, wo „jedes indogermanische Element fehle", so kann man nur bedauern, daß er sich auf ein ihm fremdes Gebiet begeben und dem Vorurteil mehr Rechnung getragen hat als den Tatsachen, und muß einem ungenannten Kritiker der Frankfurter Zeitung (Nr. 138) beistimmen, der das auch ins Englische übersetzte Buch, The palaces of Crete and their builders, nur als „dilettantische" Reiseeindrücke bezeichnet, die „strengen wissenschaftlichen Anforderungen nicht standhalten". Darin müssen unbedingt alle Forscher übereinstimmen, daß die kretische Kultur, deren Blütezeit in die Mitte des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung fällt, eine erstaunliche Höhe erreicht hatte, von der die Wandgemälde von Knosos eine gute Vorstellung geben. „Wir bekommen", schreibt Baumgarten (Die hellenische Kultur, Leipzig und Berlin 1905, 2. Aufl. 1908), „Landschaften, wir bekommen allerhand Tiere dargestellt; wir lernen aber vor allem den mykenischen Menschen, seine Tracht, seine Beschäftigung hier ausgiebigst kennen. Krieg und Jagd und Stiergefechte galten offenbar den Männern als das Höchste; die Frauen aber am Hofe des Minos verstanden unheimlich viel von der Kunst sich zu schmücken: mit ihren Schmachtlocken, ihrem zarten Teint, mit den Wespentaillen und tief bis unter den Busen ausgeschnittenen Miedern, mit den Volants ihrer weiten Röcke sind sie vollendete Modedämchen." Da nach Furtwänglers Meinung „Kreta die eigentliche Heimat und der Ausgangspunkt jener Kultur war", zieht er vor, „sie jetzt kretisch-mykenische zu nennen"; Andere haben „ägäisch" vorgeschlagen, ich selbst möchte, da sie sich ja nicht auf den östlichsten Teil des Mittelmeers beschränkt, sondern von den Küsten Kleinasiens bis nach Italien und Sizilien erstreckt, die Bezeichnung „pelasgisch" wählen. „Man kann sich", fährt der Münchener Kunstforscher fort, „die Stellung und Geltung des damaligen Kreta vorstellen wie die von Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert", und ich muß diesen Vergleich als vollkommen treffend bezeichnen; wie in der Zeit des Rokoko die französischen, so haben im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die kretischen Künstler den Ton angegeben. Wie aber die kulturelle, in Kunst und Wissenschaft eine hohe Stufe erreichende Entwicklung unseres westlichen Nachbarlandes unmöglich gewesen wäre ohne die vorhergehende Einwanderung der Franken, Goten, Burgunden und Normannen, so war auch auf Kreta, das ja einen indogermanischen, mit unserem Wort „Kreide" verwandten Namen trägt, die frühe wirtschaftliche und künstlerische Blüte das Werk nordischer Eroberer, die

dorthin ihre Götter, Sitten und Gebräuche mitgebracht und zum Teil auf die neue Heimat übertragen hatten. So galt nach ihren durch Diodor u. A. überlieferten Sagen der Berg Ida als Geburtsort des von allen stammverwandten Völkern als oberster Himmelsgott verehrten Zeus, und die auf kretischen Denkmälern so häufige Doppelaxt, nach der ja das berühmte Labyrinth benannt wurde (labrys, labrundos) ist nichts anderes als der dem Thorshammer entsprechende Donnerkeil des nordischen Wettergottes. Der berühmte Waffentanz erinnert sehr an die römischen Trojaspiele, und das auf knosischen Münzen dargestellte Labyrinth gleicht vollständig den nordeuropäischen Steinringen und Trojaburgen, uralten, der Sonnenverehrung geweihten Heiligtümern.

„Nicht nur Kunstgegenstände werden exportiert“, schreibt Furtwängler, „auch Künstler selbst wanderten zahlreich aus und verbreiteten ihre Kunstweise weithin. Die kleinen Fürsten in Griechenland suchten es den großen Königen auf Kreta gleich zu tun.“ Das mag in vielen Fällen ebenso richtig sein, wie die Nachahmung französischen Wesens in Deutschland, und dennoch gründen die tiefsten Wurzeln der kretischen Kultur so wenig auf dem Eiland wie die der französischen in Frankreich. „Die kretischen Kunstarbeiter hatten, wie wir noch erkennen können, durch ihre kraftvolle Eigenart ihrerseits wieder Einfluß auf die ägyptische Kunst“; manches freilich haben sie bei dem regen Handelsverkehr, der zwischen ihrem Vaterlande und dem Pharaonenreiche bestand, auch entlehnt, aber nie rein äußerlich übernommen oder gedankenlos nachgeahmt, sondern alles nach eigenem Geschmack umgestaltet und ausgebildet. Eine solche Einverleibung fremder „Motive“ gelingt aber nur einem Volk von eigenartiger, in den ererbten Fähigkeiten seiner Rasse wurzelnder Begabung.

„Es wäre geradezu auffallend“, lesen wir bei Baumgarten, „wenn diesem in aller Kunstfertigkeit so fortgeschrittenen Geschlecht das wichtige Kulturmittel der Schrift gefehlt hätte.... Daß es (das kretische Schriftwesen) älter ist als das phönikische, scheint außer Frage; daß es mit ihm sehr nahe verwandt ist, lehrt der Augenschein. So gewinnt die Vermutung Raum, daß das phönikische Lautalphabet aus diesem kretisch-mykenischen Silbenalphabet sich entwickelt haben könnte, und Diodor behält am Ende recht, wenn er berichtet, daß Vater Zeus den griechischen Musen die Buchstabenschrift zu erfinden verliehen habe, daß aber die Phöniker diese griechische Erfindung noch um ein weniges vervollkommnet und sie so erst zum geeigneten Ausdrucksmittel für die meisten Völker der Erde gestempelt hätten. Im Reich des Minos ist also wohl die Schrift erfunden worden, deren wir uns noch heute bedienen.“ In Wahrheit kann man aber in bezug auf unsere Buchstaben ebensowenig von einer „kretischen“ oder „griechischen“ wie von einer „phönikischen“ Erfindung reden. Die Spuren ihres Ursprungs reichen viel weiter nach Norden und in ein bedeutend höheres Altertum zurück, denn Schriftzeichen aus der Steinzeit sind in Siebenbürgen, Frankreich und Portugal, solche der Kupfer- und Bronzezeit in Griechenland, Spanien und Kleinasien gefunden worden. Nach der auch von Furtwängler geteilten Ansicht von Evans, dem glücklichen Entdecker der kretischen, auf zwei verschiedenen Entwicklungsstufen, einer noch die ursprünglichen Bilder

erkennen lassenden und einer zu wenigen Strichen vereinfachten, stehenden Schrift (Cretan pictographs and prae-phoenician script, London and Newyork 1895), „saß Kadmos zu den Füßen des Minos“ (Nature, Sept. 1900). Entschieden der Wahrheit näher kommt Reinach, der Verfasser des von mir unter dem Namen „Trugbild des Ostens“ in Deutschland bekannt gemachten „Mirage oriental“, wenn er (L'Anthropologie XIII, 1) schreibt: „Eines ist sicher, die Linearschrift läßt sich weder aus Assyrien noch aus Aegypten herleiten; sie hat ein durchaus europäisches Gepräge und gibt sich als vorausgeeiltes Vorbild (image anticipée) hellenischer Inschriften zu erkennen.“ Auch in diesem Falle hat man — leider muß ich sagen, fast selbstverständlich — den wirklichen Zusammenhang verkannt, die Sache geradezu umgekehrt und behauptet, nach dem kretischen Vorbild hätten zuerst die Phöniker ihre Buchstaben gebildet, von diesen wieder die Griechen ihr Alphabet entlehnt, das dann von allen übrigen europäischen Völkern angenommen worden sei. Damit läßt sich schwer die Tatsache vereinigen, daß in Orchomenos ein großer Tonkrug mit einer aus vier ganz ähnlichen Zeichen bestehenden Inschrift gefunden worden ist. Man hat zwar gemeint, dieser sei, wohl mit Oel gefüllt, auf dem Handelswege aus Kreta gekommen, aber erstens war Griechenland gar nicht auf eine solche Einfuhr angewiesen, und zweitens hätte ein so umfangreiches und zerbrechliches Gefäß schwerlich die weite Verfrachtung heil und ganz überstanden. Es ist darum viel wahrscheinlicher, daß auch in Griechenland, wenngleich bis jetzt viel weniger Spuren entdeckt sind, schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die gleiche Schriftart wie auf Kreta im Gebrauch war. Nach der seit vielen Jahren von mir vertretenen und durch immer neue Beweise gestützten Ansicht (vergl. u. a. „Zwei Abhandlungen zur Runenkunde“, Wien und Leipzig 1905) ist diese „vorläufige“ Schrift auch da verbessert und vervollkommnet worden, wo sie erfunden war, d. h. in der nordischen Urheimat der indogermanischen Völker. Frühere Volkswellen haben die noch unvollkommene, spätere die vollendete Buchstabenschrift verbreitet. So ist auch nach Kreta mit den ersten Einwanderern nordischen Stammes zunächst die Bilder- und Silbenschrift, dann mit Pelasgern und Hellenen die richtige Buchstabenschrift in Gestalt des altgriechischen Alphabets gekommen. In ähnlicher Weise haben offenbar die Phöniker, ein halbsemitisches Mischvolk mit indogermanischem Namen, durch thrakische Stämme in Kleinasien die europäischen Buchstaben kennen gelernt, ihre Vorzüge zu schätzen gewußt und als praktische Handelsleute sofort ausgedehnten Gebrauch davon gemacht; auch ihr Lehrmeister Kadmos, der angeblich „zu den Füßen von Minos“ saß, trägt wie seine ganze Sippe einen griechischen Namen. So zeigt uns das lehrreiche Beispiel der Buchstabenschrift, wie wir die kretische Kultur aufzufassen, aus welchen Quellen wir sie herzuleiten haben.

Nach der anscheinend verloren gegangenen, überraschenden Kunst und Lebenswahrheit der paläolithischen Bildschnitzer tritt „erst mit der kretisch-mykenischen Kultur“ wieder „die Fähigkeit der Wiedergabe des Organischen auf. Sie ist das Seltene, das Kostbare, sie ist die Grundbedingung zu aller höheren Kunst überhaupt.... Die Vorbilder der Natur (Blumen, Blätter, Seetiere) hat man anfangs ziemlich treu

nachgebildet; gleichwohl wurden sie von Anfang an mit großem, dekorativem Geschick umgewandelt". Nach meiner eigenen Auffassung liegt ein Hauptvorzug europäischer Kunstübung gerade darin, daß sie nicht nur nachzuahmen, sondern die Vorbilder umzugestalten, zu „stilisieren" und aus ihnen ein reizvolles Zierwerk zu schaffen versteht. Später eingewanderte Völker brachten einen mehr starren, den sogenannten „geometrischen Stil" mit, und „dies ist", meint Furtwängler, „das Ende der großen kretisch-mykenischen Dekorationskunst". Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Griechen die Starrheit ihrer „archaischen Kunst" aus eigener Kraft überwunden und nicht nur in der Wiedergabe der schönen Menschengestalt fast Unerreichtes geleistet, sondern auch in der „hellenistischen" Zeit durch Wiederaufnahme pflanzlicher Motive eine neue Zierkunst von bestrickendem Reiz hervorgebracht haben.

Was endlich die Baukunst anlangt, so ist „die mykenische Säule nicht Stein-, sondern Holzsäule und geht als solche von der Idee des Pfahles aus, der nach unten etwas dünner wird". Das Kapitäl ist „prinzipiell verschieden von den ägyptischen Formen ... ein bloßer runder Wulst, will gar nichts darstellen ... eine abstrakte Kunstform, ein Symbol, das den lastenden Druck ... ausdrückt". Wir sehen auf Kreta „schon das Prinzip der hellenischen Architekturformen lebendig", besonders auch den Reiz der Farbe, denn die Herrschersitze boten ein „überaus farbenprächtiges Bild" dar. Wie die griechische ist demnach auch die kretische Baukunst aus dem Holzbau hervorgegangen und weist somit auf das waldreiche Nordeuropa hin. „Der tuskische Baustil, noch rein für Holzbau bestimmt, ist zweifellos nicht eine selbständige italische Erfindung, sondern aus Griechenland übertragen... Der Zusammenhang der tuskischen mit der mykenischen und der dorischen Säule ist evident; doch ist es deutlich, wie sie der mykenischen noch viel näher steht als der ausgebildeten dorischen Steinsäule." Für die Leser dieser Zeitschrift brauche ich wohl kaum hinzuzufügen, daß ich die etruskische Kultur nicht als eine übertragene, sondern aus der gemeinsamen Stammesheimat mitgebrachte auffasse.

Ebensowenig bedarf es der Versicherung, daß mit vorstehenden Ausführungen die hohe Bedeutung der kretischen Kultur, die ja zu den frühesten und schönsten Blüten europäischer Gesittung gehört, in keiner Weise herabgesetzt oder ihre anregende Rückwirkung auf das Mutterland in Abrede gestellt werden soll.

Möchte mir, ohne zu breit zu werden, an dem kretischen Beispiel der Nachweis gelungen sein, wie wertvoll eine genaue Kenntnis der „rassenhaften Wurzeln" für das Verständnis der alten Kulturen ist, und welche Vorteile für die Wissenschaft erwachsen, wenn Archäologie und Anthropologie Hand in Hand gehen.

Zur Anthropologie Indiens.

Hans Fehlinger.

Indien war, soweit sich die Geschichte seiner Völker verfolgen läßt, immer von mehreren verschiedenen Rassen bewohnt, die niemals

vollständig verschmolzen und eine Nation bildeten. Die Anschauungen, welche über die Herkunft und die Gliederung der indischen Rassen geäußert worden sind, stehen vielfach im Gegensatz zueinander. Historische Dokumente, die hierüber einwandfrei Aufschluß geben könnten, sind nicht vorhanden[1]). Einige Haupttypen sind unter der Bevölkerung Indiens ohne Schwierigkeit zu unterscheiden, doch gehen sie meist kaum merkbar ineinander über, und es ist schwer, diese Uebergangstypen richtig zu klassifizieren. Voraussichtlich wird nach der Beendigung der jetzt im Gange befindlichen ethnologischen Aufnahme mehr Klarheit geschaffen werden können, denn das bis nun vorliegende Material ist äußerst lückenhaft.

Es sind in Indien nicht allein regionale Verschiedenheiten der körperlichen Eigenart der Bevölkerung wahrzunehmen, sondern auch soziale. Wenn vom Pandschab, Radschputana und Kaschmir abgesehen wird, so besteht überall eine bemerkenswerte Uebereinstimmung zwischen Variationen des physischen Typus und Differenzen in der sozialen Stellung. Dies ist eine Folge der Wirkung des Kastensystems, das zumindest in der höchstentwickelten Form auf Indien beschränkt ist, und das die Möglichkeit der Verehelichung von Angehörigen verschiedener sozialer Klassen nahezu ganz verhindert[2]). Beim Bestande einer Gesellschaftsorganisation wie der indischen, die außerordentlich großen Wert auf die Abstammung und die zeremonielle Reinheit legt, zeigen die Rassendifferenzen große Beständigkeit. Der Grad, den die Vermischung erreicht hatte, als diese Gesellschaftsordnung herrschend geworden war, kommt noch zum Ausdruck im physischen Typus der einzelnen Gruppen der Bevölkerung des Reichs. In dieser Hinsicht steht Indien entschieden im Gegensatze zu Europa, dessen Völker aus einem ungehemmten Vermischungsprozeß hervorgegangen sind[3]).

Seit Jahrtausenden hat das Kastensystem ein Hindernis der Rassenkreuzung gebildet. Daneben wirkte noch ein anderer Faktor mit, um die eigenartige Stellung Indiens, die es in bezug auf die Bevölkerungszusammensetzung einnimmt, zu wahren: Die Oberflächengestaltung der Grenzgebiete, die Unzugänglichkeit des Landes. Das sanskritsprechende Volk, das in weit zurückliegender Zeit nach Indien kam, war auf keinen Fall numerisch besonders stark, und es wäre untergegangen, wenn nicht Klimaänderungen einen späteren ausgiebigen Zuzug vom Westen her verhindert hätten — die durch die Untersuchungen von Blanford und Vredenburg festgestellt sind[4]), — und wenn nicht die indische Halbinsel im Norden und Osten in solcher Weise abgeschlossen wäre, daß eine mongolische Invasion ausgeschlossen gewesen ist. Die Gebirgsketten, welche vom östlichen Himalaja abzweigen, setzen mit ihren tief eingeschnittenen Tälern, im Verein mit undurchdringlichen Wäldern, dem Landverkehre Schranken entgegen, die zu überwinden bisher nicht gelang. Die Bodengestaltung bewirkte, daß sich der Hauptstrom der mongolischen Wanderung nach Indo-China richtete. Andererseits sind die südwestlichen Ausläufer

---

[1]) Thomas Holdich, „India", S. 200; London 1904.

[2]) Fehlinger, „Beiträge zur Kenntnis der Lebens- und Entwicklungsbedingungen der Inder". Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1907, S. 837—839.

[3]) Census of India, General Report (1901), S. 496.

[4]) Vergl. Pol.-anthr. Revue, 4. Bd., S. 578.

des Himalaja zwar durch eine Anzahl Pässe zu übersetzen, die zweckdienlich genug erscheinen, um einer Armee das Vordringen zu ermöglichen, die aber ungeeignet sind für die langsame Einwanderung von Stämmen, die Frauen und Kinder mitführen. Zwischen der Suleimankette und dem arabischen Meer ist der Weg durch das Wüstenhochland von Mekran verschlossen. An den Küsten hinderten ebenfalls verschiedene Umstände die Einwanderung. Die streitbaren Fremden, welche nacheinander an der Westküste landeten, fanden einen schmalen Streifen fruchtbaren Landes, dessen Klima ihnen aber nicht zusagte, und ein weiteres Eindringen in das Innere machten ihnen die waldbedeckten westlichen Ghats unmöglich, wogegen sie im Osten der Halbinsel eine niedrige Küste fanden, der von Kap Comorin bis Balasore jeder Hafen mangelt, und die außerdem durch gefährliche Untiefen gegen Invasionen geschützt ist. Alles das hat mitgewirkt, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung Indiens seit historischer Zeit im großen Ganzen dieselbe blieb.

* * *

Auf Grund der bis nun vorliegenden anthropometrischen Ergebnisse, welche Angehörige mehrerer hundert Kasten und Stämme umfassen, unterscheidet H. H. Risley sieben Rassentypen: den indoarischen, den drawidischen, den mongoloiden, den turko-iranischen, den ario-drawidischen, den skytho-drawidischen und den mongolodrawidischen. Wie bereits bemerkt wurde, gehen die Typen ineinander über, so zwar, daß der Uebergang kaum recht zu merken ist. Außerdem muß betont werden, daß kein Rassentypus ein größeres Gebiet ausschließlich bewohnt. Wenn z. B. Madras als drawidisches Gebiet bezeichnet wird, so ist nicht gemeint, daß die gesamte Bevölkerung der Präsidentschaft dem drawidischen Typus zugehört. Seit undenklicher Zeit gingen in Indien Wanderbewegungen vor sich, die von Norden nach Süden und von Westen nach Osten gerichtet waren, und die zur Folge hatten, daß Vertreter der höheren Typen in das Gebiet der niedrigeren Typen gelangten. Im Verlaufe dieser Wanderbewegungen haben sich Indo-Arier über alle Teile Indiens verbreitet, sei es als Eroberer oder als Händler, Landbesitzer oder Priester. Sie bewahrten ihre körperliche Eigenart in variierendem Grade, und sie nehmen eine gesellschaftliche Stellung ein, die der vermutlichen Reinheit ihrer Abstammung von den ursprünglichen arischen Einwanderern entspricht. Sogar in den von den indo-arischen Ansiedelungen im Nordwesten des Reichs am meisten entfernten Gegenden unterscheiden sich die Angehörigen der höheren Kasten in ihrer körperlichen Erscheinung von der Masse der Bevölkerung[1]).

Der indo-arische Typus wiegt in Radschputana, im Pandschab und in Kaschmir vor; er ist in gewissen Teilen dieser Gebiete in verschiedenem Maße mit anderen Elementen assoziiert. Die Kopfform der Indo-Arier ist immer lang, die Form der Nase schmal und hoch; die Nase ist jedoch absolut kürzer als bei den Turko-Iraniern. Dieser Rassentypus übertrifft alle anderen in der Körpergröße. Die Hautfarbe ist ein sehr helles transparentes Braun, die Augen sind dunkel, Haar-

[1]) H. H. Risley, „The People of India“, Calcutta, 1908; und „Census of India“, 1901, General Report, Ch. IX.

und Bartwuchs reichlich. Blaue und graue Augen und blonde oder braune Haare kommen hie und da vor. Unter den Indo-Ariern sind die Variationen der Körpermerkmale — gegenüber den anderen Rassentypen — verhältnismäßig gering, obwohl bei ihnen große soziale Unterschiede bestehen, die nirgends größer sein können als z. B. zwischen den Radschputs von Udaipur und Merwar und den straßenkehrenden Chuhra (Sudras) im Pandschab. Die Unterschiede in der Körpergröße der Radschputs und der Sudras können ohne weiteres auf die günstigeren Lebensverhältnisse der erstgenannten zurückgeführt werden.

Die Drawidas, deren Wohngebiet sich von Ceylon bis zum Tal des Ganges erstreckt, herrschen in ganz Madras, Haiderabad, den Zentralprovinzen, im größten Teil der zentralindischen Agentie und in Chota-Nagpur vor. Ihre Gestalt ist klein, die Hauptpigmentation dunkel, fast schwarz. Das üppige schwarze Haar ist meist straff, in einzelnen Fällen kraus, der Bartwuchs reichlich. Die Augen sind dunkel, der Kopf ist lang, die Nase sehr breit und die Nasenwurzel manchmal tiefliegend, aber nicht so sehr, um dem Gesicht den Ausdruck der Flachheit zu verleihen, der bei mongolischen oder mongoloiden Völkern zu beobachten ist.

Der mongoloide Typus ist auf den Himalaja, Nepal, Assam und Birma beschränkt. Das Gebiet der mongoloiden Bevölkerung nimmt vom Westen nach Osten an Breite zu. Die vorwiegende Kopfform ist breit, doch sind auch Dolichocephalie und Mesocephalie bei einigen Stämmen anzutreffen. Die Nase ist schmal bis breit, an der Wurzel eingedrückt, die Lidspalte nach außen ansteigend, die Hautfarbe dunkel mit einem gelblichen Ton, das Haar straff, der Bartwuchs spärlich. Die Körpergröße ist klein oder unter mittelgroß.

Der mongolo-drawidische Typus von Unter-Bengalen und Orissa zeichnet sich gegenüber der mongoloiden Bevölkerung des äußersten Osten durch größere Körperlänge und stärkeren Bartwuchs, sowie durch eine breite Form der Nase aus. Die Pigmentierung dieser Mischrasse ist dunkel, der Kopf breit.

Der ario-drawidische Typus herrscht in den Vereinigten Provinzen vor, ferner in den angrenzenden Teilen des Pandschab, Radschputanas, in Bihar und in Ceylon. Das drawidische Element prädominiert bei den unteren, das arische bei den höheren Kasten. Die Kopfform ist zumeist lang, oft auch mittelbreit, die Nase mittelbreit oder breit, und zwar immer breiter als bei den Ariern im Pandschab, in Radschputana und Kaschmir; die Körperlänge ist geringer als bei diesen, aber bedeutender wie bei den Drawidas des Südens. Die Hautfarbe weist die verschiedensten Abstufungen von hellbraun bis schwarz auf.

Der skytho-drawidische Typus ist hauptsächlich in der Präsidentschaft Bombay und den daran grenzenden Teilen von Zentralindien, Haiderabad usw. vertreten; er wird vor allem durch die Maratha-Brahmanen, Kunbis und Kurgs repräsentiert. Die Kopfform ist breit, die Nase gewöhnlich schmal und kurz, die Gestalt mittelgroß, das schwarze Haar straff, der Bartwuchs spärlich, die Hautfarbe hell.

Als Turko-Iranier werden die Belutschen, Brahuis und Afghanen Belutschistans und der Nordwestgrenzprovinz bezeichnet. Ihre Kopfform ist breit, die Nase mäßig schmal, stark hervortretend und lang.

Der Bartwuchs ist reichlich und die Hautfarbe mit wenigen Ausnahmen hell. Die Augen sind meist dunkel, viel seltener grau. Die Körpergestalt ist gewöhnlich über mittelgroß.

* * *

Die am längsten in Indien ansässige Rasse sind die Drawidas; sie sind von der übrigen Bevölkerung am leichtesten zu unterscheiden. Huxleys Annahme, daß die Drawidas mit den Australnegern verwandt sind, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Hingegen vertreten William Hunter („The Indian Empire") und Thomas Holdich („India") die Ansicht, die Drawidas seien vom Nordwesten nach Indien eingewandert, wobei sie sich auf die Tatsache stützen, daß die Brahuis in Belutschistan einen Zweig der drawidischen Sprachfamilie bilden; anthropologisch sind sie mit den Drawidas nicht verwandt. Hunter und Holdich betrachten die Brahuis als die letzten Nachzügler der drawidischen Einwanderung, die im Westen, weit ab von der Masse ihrer Rassengenossen, verharrten. Viel eher kann man Risley zustimmen, dessen Meinung dahin geht, daß ein Teil der Drawidas aus ihren ehemaligen Wohnsitzen am unteren Indus verdrängt wurden und sich in den Bergregionen des zentralen Belutschistan niederließen, wo sie in der turkoiranischen Bevölkerung aufgingen, während ihre Sprache erhalten blieb.

Die Indo-Arier stehen nicht allein durch ihre körperliche Erscheinung im Gegensatz zu den anderen Rassen, sondern auch durch ihre soziale Organisation. Sie konnten der Anziehungskraft des Kastensystems zwar nicht ganz entgehen, aber es ist bei ihnen weniger exklusiv als bei den übrigen Indern. Die soziale Organisation der Indo-Arier weist noch in mancher Beziehung auf die Stammesorganisation hin. Die Theorie einer indischen oder zentralasiatischen Urheimat der Arier ist schon so oft widerlegt worden, daß sie hier nicht erörtert werden braucht. Man darf als sicher annehmen, daß die Arier vom Nordwesten her nach Indien eindrangen, zu einer Zeit, als das Tal des Ganges und Dschamna noch im Besitze der Drawidas war. Wie sich die Einwanderung aller Wahrscheinlichkeit nach vollzogen hat, ist in dieser Zeitschrift bereits gesagt worden. (Vergl. 4. Bd., S. 578—579.) Von Bihar ostwärts nach den Reisfeldern Bengalens schwinden die Anzeichen arischer Blutbeimischung bei der Bevölkerung rasch, nur bei einzelnen Individuen sind noch Spuren davon zu erkennen. Die Masse der Bewohner trägt hier drawidischen Typus, der modifiziert ist durch Kreuzung mit mongoloiden Völkern. Die physische Entartung der Mongolo-Drawidas Bengalens ist in erster Linie der Kinderehe zuzuschreiben, die nirgends in Indien so allgemein Brauch ist wie hier. Im westlichen Himalaja, an der Grenze von Tibet, Kaschmir und dem Pandschab, wie im Norden der Vereinigten Provinzen fand ebenfalls eine Vermischung mit mongoloiden Stämmen statt. Kriegerische Bewohner des Pandschab und Hindustans zogen nach Norden und eroberten die kleinen Königreiche vom Kaschmirtal bis Nepal; sie verblieben in den eroberten Gebieten und vermischten sich mit den dort ansässigen Mongolen. Die Dogras oder Berg-Radschputs von Kangra und die Khas von Nepal, die sich durch besonderen kriegerischen Geist auszeichnen, sind wohl die Nachkommen der Eroberer und eingeborener Frauen. — Im Osten Indiens

liegen die Verhältnisse anders. Weder die Bengali noch die Assamesen sind kriegerisch veranlagt; sie setzten den von Tibet einfallenden Bergstämmen keinen Widerstand entgegen, und wenn diese nicht bis in die Ebene vorgedrungen sind, so ist das lediglich dem für sie unerträglichen Klima zuzuschreiben.

Die Herkunft des dritten fremden Rassenelements, der breitköpfigen, hellpigmentierten Bevölkerung im Westen Indiens, erklärt Risley („Census of India", 1901, Gen. Rep., S. 512—514) in folgender Weise. Die chinesischen Annalen berichten, daß „Skythen", die Sakas — von den Chinesen Ssē genannt —, welche ursprünglich im südlichen China gelebt hatten, zur Zeit der Gründung der griechisch-baktrischen Monarchie Sogdiana und Transoxiana bewohnten; von dort durch die Yuetschi verdrängt, die vor den Hunnen flohen, fielen sie in Baktrien ein. Infolge eines weiteren Vorstoßes der Yuetschi wurden die Sakas aus Baktrien vertrieben; sie wandten sich nach Arachosien und Drangiane, von wo sie, etwa im Jahre 25 v. u. Z., aufs neue den Yuetschi weichen mußten und nun den Indus überschritten. Die Yuetschi hielten einen großen Teil Zentralasiens und den äußersten Nordwesten des heutigen Indien von 130 v. u. Z. bis 425 u. Z. besetzt. Aus Nordwest-Indien wurden sie im fünften Jahrhundert durch Hunnen (Hoa der chinesischen Annalen) verdrängt, die aus der Mongolei kamen. Zu Ende des fünften und Anfang des sechsten Jahrhunderts beherrschten die Hunnen oder Hoa Gudscharat, Radschputana und Teile des Gangestales. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts wurden sie von den Hindufürsten Malwa und Magadha unterworfen. Nun fragt es sich, ob diese „Skythen", die aus dem Innern Asiens kamen und lange Zeit in Indien lebten, spurlos verschwunden sind. Die Annahme, daß etwa die Radschputs und Dschats im Pandschab und in Radschputana ihre Nachkommen seien, ist unmöglich, da die aus China und der Mongolei eingedrungenen Völker ohne Zweifel breitköpfig waren, während die Radschputs und Dschats langköpfig sind. Auch sonst spricht ihre ganze physische Erscheinung gegen eine derartige Mutmaßung. Möglich ist es, daß die „Skythen" weiter nach Süden vorgeschoben wurden, als sich ihnen die Indo-Arier entgegenstellten, und daß sie sich mit der drawidischen Bevölkerung Bombays vermischt haben. Manche Ueberlieferungen und manche Charakterzüge der Marathas sind dieser Annahme günstig. Ob sie richtig ist, muß erst durch weitere Forschungen endgültig zu entscheiden gesucht werden.

Der Einfluß des Heiratsalters auf die Beschaffenheit der Nachkommenschaft.

Dr. Fr. von den Velden.

Es fehlt nicht an Statistikern, welche die Frage untersuchen, inwiefern die Fruchtbarkeit der Ehen von dem Alter der Heiratenden abhängt, doch ist meines Wissens der Versuch noch nicht gemacht worden, die Untersuchung auf die Gesundheit der Nachkommenschaft auszudehnen. Dies liegt wohl daran, daß geeignete Unterlagen sehr schwer zu beschaffen sind, da die Kirchenbücher und standesamtlichen

Listen, wenn es sich um Todesursachen handelt, wenig zuverlässig sind und, wenn es sich um nicht tödliche krankhafte Zustände handelt, ganz versagen. Nun besitzen wir aber ein brauchbares Material für derartige Untersuchungen in den verschiedenen genealogischen Tabellenwerken Riffels, deren Angaben den Vorteil besitzen, auf genauer Bekanntschaft und Verwandtschaft des Verfassers mit den beschriebenen Familien zu beruhen, so daß, wenigstens was die lebende und die jüngstverstorbene Generation betrifft, die Angaben durchaus zuverlässig sind, wenn auch natürlich über manche Familienglieder genaue Nachrichten nicht zu erlangen waren. Außerdem beziehen sich die Tabellen auf ganze Dörfer, und nicht nur auf solche Familien, die durch besondere Krankheitsverhältnisse interessant waren, so daß man annehmen darf, daß sie die durchschnittlichen Verhältnisse zur Anschauung bringen. Wenn sie auch ursprünglich aufgestellt sind, um die Erblichkeit der Schwindsucht und des Krebses klarzulegen, so enthalten sie doch, zumal soweit sie Geburts- und Sterbedaten angeben, schätzbares Material auch für andere Untersuchungen. Der vorliegenden Arbeit sind die „Mitteilungen über die Erblichkeit und Infektiosität der Schwindsucht“ (Braunschweig 1892) zugrunde gelegt; das an Umfang etwas kleinere Tabellenwerk Riffels „Schwindsucht und Krebs“ (Karlsruhe 1905) wurde nicht in Betracht gezogen, da neue Aufschlüsse hiervon nicht zu erwarten waren.

Die vorliegende statistische Uebersicht ist in der Weise entstanden, daß für alle Kombinationen das Heiratsalter, vom 16jährigen Mann mit der 20jährigen Frau bis zum 55jährigen Witwer mit der 38jährigen Witwe aufgezeichnet wurde, wie oft sie vorkamen, und ob die Eltern gesund oder eines oder beide erblich belastet waren; ferner wurde für jede Kombination die Gesamtzahl der Kinder, die Zahl der in der Kindheit (unter 20 Jahren) verstorbenen (außer durch Unglücksfälle), der erblich belasteten, der gesunden und derer, über die genaueres nicht zu ermitteln war, verzeichnet. Da nur 531 Ehen verwertet werden konnten, so waren die sich ergebenden Zahlen sehr regellos und die Tabelle mußte, um konstante und übersichtliche Resultate zu ergeben, stark ins Enge gezogen werden.

Heiratsalter des Ehemanns	Kinderzahl pro Ehe: Frau jünger als Mann		Kinderzahl pro Ehe: Frau älter als Mann		Zahl der defekten Kinder aus defekten Ehen: Frau jünger als Mann		Zahl der defekten Kinder aus defekten Ehen: Frau älter als Mann	
20		6,7				—		
21		4,8				—		
22	5,5	5,7	4,6	5,0	4,5	6,1	4,6	4,5
23		5,7		3,9		3,4		2,9
24		5,7		5,0		5,0		5,8
25		5,4		4,6		3,7		5,0
26	5,2	4,5	4,4	5,4	4,7	5,0	4,9	4,7
27		5,1		4,4		3,9		5,0
28		5,6		4,2		4,7		4,1
29		5,5		3,6		5,3		5,7
30		5,0				3,7		
31		5,5				4,3		
32		6,0				4,5		

Die erste Kolonne gibt, unter ausschließlicher Berücksichtigung der Lebensjahre, in denen die meisten Heiraten stattfinden, da bei den jüngeren und älteren die Zahlen zu dürftig sind, das Heiratsalter der Männer; Kolonne 2 und 3 zeigen die auf die Ehe entfallende durchschnittliche Kinderzahl, und zwar Kolonne 2 für die Ehen, in denen der Mann älter als die Frau, Kolonne 3 für die Ehen, in denen die Frau gleich alt oder älter ist als der Mann. Für die 20- und 21 jährigen und 30—32 jährigen Männer konnte diese Scheidung wegen dürftigen Materials nicht durchgeführt werden. Für die Altersklassen 22—25 und 26—29 ist außerdem die Durchschnittszahl angegeben. Man sieht ohne weiteres, daß die Fruchtbarkeit größer ist, wenn die Frau jünger ist als der Mann, und daß die Fruchtbarkeit um so mehr abnimmt, je älter der Mann in die Ehe tritt.

Wichtiger indessen als die Fruchtbarkeit, die gar zu oft durch schlechte Qualität wett gemacht wird, ist die gesundheitliche Beschaffenheit der Nachkommenschaft. Es ist bekannt (und wird durch Riffels Tabellen auf das schönste bestätigt), wie verschieden sich die Familien gegen geringwertiges Blut, das durch Heirat in sie eindringt, verhalten. In manchen kommt es kaum zur Wirkung, in anderen führt es eine Verseuchung der Nachkommenschaft herbei, die bis zum Aussterben gehen kann. Es war nun von vornherein anzunehmen, daß im Alter der größten Vitalität, das auch die größte Kinderzahl hervorbringt, stehende Eltern am geeignetsten seien, um trotz eigener erblicher Belastung eine verhältnismäßig geringe Zahl defekter Kinder zu erzeugen. Inwieweit sich diese Annahme bestätigt, zeigen die Kolonnen 4 und 5.

Diese beschäftigen sich nur mit defekten Ehen, d. h. solchen, in denen eines oder beide Eltern an Krankheiten litten, die erfahrungsgemäß eine Minderwertigkeit der Nachkommenschaft zur Folge haben (meist handelte es sich um Schwindsucht, Krebs, tödliche Lungenentzündung, Schlaganfall und geistige Defekte). Die 4. Kolonne umfaßt die Ehen mit jüngeren Frauen, die 5. die Ehen, in denen der Mann gleich alt oder jünger ist als die Frau. Zunächst ist ersichtlich, daß die auf die Ehe durchschnittlich entfallende Zahl der defekten Kinder mit dem Heiratsalter des Mannes, wenn auch langsam, wächst. Sehr bemerkenswert ist nun der Einfluß des Altersverhältnisses von Mann und Frau. Faßt man wieder vier Jahrgänge zusammen, so ist die Zahl der defekten Kinder größer, wenn die Frau älter ist als der Mann. Eine Ausnahme macht indessen die Reihe der 22- und 23 jährigen Männer: für die Beschaffenheit ihrer Nachkommenschaft ist es besser, wenn die Frau älter ist. Man kann also sagen, daß Männer bis etwa zum 24. Jahre besser daran tun, eine ältere Frau zu heiraten — wenigstens soweit die Beschaffenheit der Nachkommenschaft in Betracht kommt.

Im ganzen muß man aber doch zugestehen, daß der Einfluß des Alters und Altersverhältnisses der Eltern auf die Beschaffenheit der Nachkommen, wenigstens bis zum 29. Jahre, nicht bedeutend ist und neben der Konstitution in den Hintergrund tritt.

Das vorliegende Material gibt Gelegenheit zur Erörterung einer weiteren hie und da aufgeworfenen Frage, ob nämlich die Regel, daß Nervöse einander anziehen und sich vorzugsweise mit Nervösen ver-

heiraten, auf die Belasteten auszudehnen ist. Wäre dies der Fall, so könnte man darin ein Bestreben der Natur sehen, die Degeneration durch Häufung ihrer Elemente zu beschleunigen und eine raschere Reinigung der Rasse herbeizuführen, als sie möglich wäre, wenn die Ehepaare vorherrschten, deren einer Teil gesund, der andere defekt ist.

Gruppieren wir die 531 untersuchten Ehen mit Rücksicht auf diese Frage in solche, in denen beide Gatten defekt sind, in gemischte und beiderseits gesunde, so erhalten wir

	doppelt defekte:	gemischte:	gesunde:
	98	255	178
oder in pCt.:	18,5	48,0	33,5.

Dieses Verhältnis setzt 85 belastete auf 115 gesunde Ehegatten voraus. Stellt man nun experimentell fest, in welcher Weise sich Gegenstände von zwei Arten, z. B. gelbe und blaue Kugeln im Verhältnis von 17:23 gemischt, wobei die gelben die defekten und die blauen die gesunden Ehegatten darstellen, zu zwei und zwei gruppieren, so ergeben sich bei hinreichender Wiederholung des Versuchs als Durchschnitt fast genau dieselben Verhältniszahlen wie oben, nämlich

16,5 pCt.,	52,5 pCt.,	31 pCt.	(Versuch)
18,5 „	48 „	33,5 „	(Ehen).

Das heißt also, daß die defekten und gesunden Menschen sich im gleichen Verhältnis paaren, als wenn sie willenlose Kugeln wären; denn aus den kleinen Unterschieden zu folgern, daß einerseits die Defekten zu den Defekten, andererseits die gesunden Menschen zu den gesunden eine besondere Anziehungskraft zeigten, wird kaum angängig sein. Das vorliegende Material widerspricht also der Behauptung, daß belastete Individuen — das Wort „belastet“ in weiterem Sinne genommen — eine besondere sexuelle Anziehung aufeinander ausüben. Gegen die Attraktion speziell der Nervösen zueinander ist freilich damit nichts bewiesen.

Die Diskreditierung des Krieges.

Dr. F. Kühner.

Gegen meine Ausführungen über Steinmetz’ Philosophie des Krieges (in Nr. 1 d. Z.) wendet sich Herr Dr. Borgius in Nr. 3 und beschuldigt Steinmetz und mich „außerordentlicher Oberflächlichkeit“. Er spricht schon in der gewählten Ueberschrift aus, daß er hierzu nicht berechtigt ist. Der Krieg bedarf so wenig der Rehabilitierung, wie die Monarchie oder die Religion; eine unbedeutende Minorität, der sich Borgius in vielem anschließt, versucht ihn zu diskreditieren, das ist alles; denn die Friedenstöne der Börsianer sind belanglos, da man auch auf und für den Krieg spekulieren kann.

Um die Leser nicht zu langweilen, greife ich nur einige Hauptsachen heraus. Für das Kriegsbudget kommen nur zwei Vergleichspunkte in Frage: die Budgets der anderen Völker, die mit dem unseren gleichartig wachsen, und der Nationalreichtum, ausgedrückt im jähr-

lichen Einkommen; nicht aber das übrige Budget; denn es ist eine weltbekannte Sache, daß man ein Budget „machen“ kann: Man kann große Posten in das Extraordinarium setzen, kann Ausgaben verschieben, kann Ueberweisungen vornehmen usw., alles Dinge, die keinen Begriff von dem einzig Realen, wenn auch schwer Meßbaren, geben, nämlich vom nationalen Jahreseinkommen. Selbst wenn $^9/_{10}$ der Gesamt-Reichsausgaben für Heer und Flotte gelten, kann das ganz normal sein, solange das letzte Zehntel infolge des Nationalreichtums so groß ist, daß es für das Uebrige reicht, und solange andere Völker es geradeso machen.

Ich fragte nun: wer beschäftigt die Hunderttausende, die jetzt von Heer und Krieg leben? Hier erhebt Dr. Borgius mächtig die Keule der Kritik, gewährt aber leider uns Oberflächlichen keinen Einblick in seine Tiefe und beantwortet die Frage nicht. Das wäre auch leichtfertig, denn in einer Zeit, wo die Hochkonjunktur fühlbar und kontinuierlich abflaut, ist jeder einzelne Mann, der arbeitslos wird, eine Gewissensfrage für den, der ihn dazu macht. Hat mein Kritiker eine Antwort auf diese schwerwiegende Frage, über der so viele Nationalökonomen sich den Kopf zerbrechen? Er schweigt; und ich schließe mich dem Schweigen hierüber mit Bedauern an. Ich folgere nicht, wie Borgius ironisch meint, man müsse dann zum Besten der deutschen Volkswirtschaft das Heeresbudget verdreifachen; ich sage nur, es hat die Höhe, die es entwicklungsgemäß und organisch haben muß, genau und gerade diese, und läßt sich durch keine Theorie willkürlich mindern oder mehren.

Die Soldatentätigkeit ist nach Borgius ganz „unproduktiv“, — unproduktiv wie das Geweih des Hirsches und der Panzer des Krokodils, wie die Lebensversicherung und die Feuerversicherung, wie die Kunst und wie alle diese Wissensgebiete, die, gleich der Astronomie, kein bares Geld liefern. Das ist die Logik der Frau von Albrecht Dürer, die dem Meister die „teure Farbe“ vom Bild herunterkratzte, ist die Logik aller jener Primitiven, die bei unverstandenen Lebensformen und bei geistigen Dingen stets sagen: „Dabei kommt nichts heraus“! Das Friedensheer ist, wenn auch im Sinne platter Unternehmerökonomie unproduktiv, in jedem anderen unersetzlich produktiv, indem es das produziert, was gerade dem Modernen so wertvoll scheint: das Gefühl der Sicherheit[1]); indem es ferner an Erziehung zur Disziplin, zu unzähligen wertvollen Charaktereigenschaften, zum wundervollen Zusammenfassen aller Kräfte auf einen Punkt eine einzigartige Voraussetzung schafft; es ist produktiv in einem ideellen Sinn, neben dem die Produktionsberechnungen der Couponschneider armselig und leer erscheinen. Kein Argument ist kraftloser als das finanzielle: stark und lebensvoll war das arme Preußen, und mancher, der die Verwüstungen durch den Reichtum aus Geschichte und Erfahrung kennt, hat lebhafte Zweifel, ob das reiche Preußen mit seiner von Borgius angestaunten Produktivität wohl noch ebenso stark sei. Jede Wertbestimmung erhält ihre Grundlage nur durch persönliche Stellungnahme des einzelnen zum Objekt; hier hat Borgius nicht einmal den Niedergang des Geldwertes, die ganz verschiedene Stellung der An-

---

[1]) Vergl. dazu „Die Umschau“, Nr. 20, 16, V, 08.

sprüche an das Leben (vergl. die Skala: Engländer — Deutsche — Italiener — Kroaten — Ostasiaten) mit in Betracht gezogen.

Ein „Fünkchen Wahrheit“ soll in meiner Behauptung liegen, daß Menschen, die zur Gewalttätigkeit neigen und denen genügende Energieentladung fehlt, im Krieg das finden, was ihnen fehlt; solche Leute, wie es in höchsten Typen Bismarck, Napoleon, Wallenstein usw. waren, macht er zu pathologischen Rowdies, für die die Energieentladung in „Stehlen, Morden, Brennen, Plündern und Frauenschänden“ besteht. Sonst nichts!! Die Psychologie ist hier ebenso tief, wie vorher die Finanzkritik; daneben werde ich über das Verhältnis von Märschen, Säbel- und Bajonettangriffen belehrt, — ich glaube es mir versagen zu können, darauf zu erwidern. Ich bemerke übrigens, daß ich das Wort Verbrecher (S. 25) durch Anführungszeichen und weiterhin noch durch das Wort „formell“ einschränkte; denn wer juristisch und formell im Frieden mal zum „Verbrecher“ wird, kann im Krieg energetisch ganz unersetzlich sein. Solche Menschen sind in Kolonien von höchstem, schöpferischem Wert gewesen.

Augenscheinlich stehen meinem Herrn Kritiker medizinische Gesichtspunkte näher; ich will also nochmals auf dieses Gebiet eingehen. Er hält die konstitutionelle Auslese im Krieg für „außerordentlich“ gering, in Uebereinstimmung mit der herrschenden Bakterienüberschätzung, wenn ich das richtig herausfühle. Ich halte das eben für falsch und weiß, daß eine anämische, kollämische, lymphatisch-entartete Konstitution oft geringfügige Verletzungen, vor allem bei schlechter Pflege, nicht zu heilen vermag und ihnen unterliegt, während gesunde Konstitutionen durch die Maschen dieses Auslesesiebes zu schlüpfen pflegen. Russische Bauernsoldaten haben im Winterfeldzug 1806/1807 grausige Verwundungen überstanden, mit denen sie in einzelnen Fällen bis zu elf Tagen im Schnee ohne Nahrung gelegen hatten; Buren und Kaffern waren an nicht vitalen Teilen geradezu durchlöchert und ganz zerfetzt, und doch half die Konstitution ihnen durch. Ferner ist für den Rasseprozeß „die Blüte der männlichen Bevölkerung“ kein brauchbarer Begriff, denn diese Blüte erlangt nur durch die Fortpflanzung, nicht durch das einfache Dasein, vollen biologischen Wert, ist außerdem dem Prozentverhältnis nach zu gering, um einen fühlbaren Ausschlag zu geben (S. 24 meiner Ausführungen).

Des weiteren wird von Borgius behauptet, daß wir „sehr viel nach den Greueln des Friedens fragen“. Gut, aber wir bringen es bei dieser Frage zu keiner rechten Antwort, und doch haben wir hier zu 90 pCt. selbstgeschaffene und vermeidbare (S. 28) Schädigungen vor uns, an denen wir meistens achtlos vorbeigehen. Die Gesellschaft kann die chirurgischen Metzgereien, die noch vor kurzem der Triumph der Medizin waren, vermeiden, kann vermeiden, daß schwer Belastete Kinder, d. h. Leid, erzeugen, daß konstitutionelle Verbrecher frei umhergehen, daß sinnloser Reichtum neben erdrückender Armut steht, daß die Jugend, anstatt in ihrer Entwicklungsperiode geschont zu werden, durch maschinenmäßigen Schulbetrieb schwer geschädigt wird, daß elende Existenzen mit großen Geldopfern am Leben gehalten werden, während Vollblutmenschen weder für sich noch für die Fortpflanzung Sicherheit finden; aber sie kann nicht vermeiden den Krieg, da er

eine Funktion hat, deren Einzelgesetze sich dem Willen und oft auch der Erkenntnis der Gesellschaft durchaus entziehen. Borgius erkennt diese Funktion an; er konnte dann, bei etwas genauerem Ueberblick über die Kriegsgeschichte, darauf verzichten, dem Krieg das Schandmal aufzudrücken, indem er ihn mit der Prostitution in Parallele stellt. Ob wir ihn als „etwas Gutes und Schönes" ansehen, ist belanglos, und weder von Steinmetz noch mir geschehen; es genügt, daß er notwendig ist; das und nur das sollte bewiesen werden. Bei einer Daseinsform von solcher Kompliziertheit, wie es der Krieg ist, können Begriffe wie „gut" oder „schön" keine Anwendung finden.

Wie dachten doch die Völker über den Krieg, so lange sie kraftvoll und jugendfrisch waren, und wie denken und dachten müde Kulturvölker darüber! Wir wissen es. Was wir vielfach nicht wissen, ist, daß für müde und erschöpfte Nationen ein Krieg, vor allem ein unglücklicher, oft das letzte Heilmittel ist; denn für vollkräftige Rassen gehört er zum Grenzgebiet des Sports.

Abrüstung?

W. Hentschel.

Die letzten Hefte der Pol.-anthr. Revue brachten eine Auseinandersetzung über Wert und Bedeutung des Krieges, in deren Verlauf W. Borgius zu dem Ausspruche gelangte: „Danach müßte es ja geradezu ein Segen für die deutsche Volkswirtschaft sein, wenn der Militärbestand und das Heeresbudget verdreifacht würde"; damit will er seinen Gegner ad absurdum führen. Ich glaube aber, man kann sich jenen scheinbar widersinnigen Satz allen Ernstes zu eigen machen, wenn man sich nur entschließt, gewisse steuerpolitische Theorien beiseite zu lassen, die, wie das in der Volkswirtschaft leider zumeist geschieht, ein Zeitalter hinter den Tatsachen herwanken.

Gewiß — es gab Zeiten (etwa diejenigen des frühen Mittelalters), wo die Ansicht von Borgius durchaus richtig gewesen wäre; aber heute ist sie falsch.

Wir dürfen bei Beurteilung moderner finanztechnischer Fragen niemals den Umstand aus den Augen verlieren, daß wir in einem Zeitalter rasch um sich greifender Besitzkonzentration leben. Mit Hülfe der Börsen und Banken werden heute dem Volkskörper seine Ersparnisse so vollkommen wie möglich entzogen und in die Hände einiger Weniger gelegt, wenngleich diese Tatsache durch den Realkredit und das Hypotheken-Instrument verschleiert wird. Wenn nun jene Enteignung niemals vollkommen gelingt, so liegt das durchaus nicht an dem mangelnden Willen unserer Finanzbarone, sondern lediglich an dem gesunden Widerstande des Volkes, sowie daran, daß sich in jedem Augenblicke neue Kapitalien bilden; nicht zuletzt aber an den öffentlichen Aufwendungen, und zwar vornehmlich denjenigen für Heer und Marine.

Man hat die Börsen und Banken schon oft mit Luftpumpen verglichen. Sie haben mit solchen auch die Eigentümlichkeit gemein, daß sie die Volkswirtschaft — ihren Rezipienten — niemals völlig

luftleer machen; auch sie besitzen einen sogen. toten Raum, der der völligen Evakuierung entgegensteht. Der Militarismus ist ein solcher Klappenfehler am System unseres Kapitalismus; er reißt fortgesetzt einen Teil unserer Ersparnisse an sich und läßt sie wieder in den Rezipienten, also in den Volkskörper, zurückströmen. In Wirklichkeit ist der Militarismus nicht der Moloch, als der er von Unwissenden, den meisten guten Leuten, verschrieen wird, vielmehr ein Wohltäter der Volkswirtschaft, der unsere endgültige Ausbeutung hintanhält.

Man kann das am besten zeigen, wenn man zum Vergleiche die Vereinigten Staaten heranzieht, die ein solches retardierendes Organ entbehren, und wo die Bankokratie in kurzer Zeit die denkbar größten Erfolge erzielt hat. Einige nehmen an, daß die Handvoll Leute um Rockefeller heute über 30 Milliarden Mark, das wäre der dritte Teil des deutschen National-Vermögens, kommandieren. Man begreift hier sofort, daß es eine erlösende Tat wäre, wenn die Amerikaner auf ihren Präsidenten hören und sich eine den Anforderungen entsprechende Flotte bauen wollten. Wenn wir trotz unserer geringeren praktischen Klugheit heute noch keine Rockefellers unter uns haben, so verdanken wir das nicht zuletzt dem Umstande, daß der Militarismus bei uns einen Kern nationaler Besitztümer umhegt und der Spekulation entzieht. Ich wage zu behaupten, daß wir ohne denselben noch lange keine Staatsbahnen hätten; und was würde man bei uns dazu sagen, wenn morgen etwa die Nachricht auftauchte, daß die Kruppschen Werke in die Hände der Großfinanz übergegangen seien?!

Unter diesen Umständen kann man, wenn man die Dinge nur nicht durch die Brille einer veralteten Doktrin betrachtet, allerdings nur wünschen, daß unsere militärischen Lasten verdreifacht würden, freilich mit dem Hinzufügen: man nehme das Steuer-Geld dorther, wo es, dem gesunden Stoffwechsel der Nation entgegen, sich wucherisch-krebsig anhäuft und das Volk zur Entartung und Verknechtung bringt. Die klugen Athener bedienten sich in der gleichen Absicht des Scherben-Gerichtes; das hatte manche Uebelstände zur Folge. Eine gestaffelte Einkommensteuer leistet das gleiche unter Vermeidung lästiger Reibung. Sieht man von den Prätensionen einiger guter Leute, aber schlechter Musikanten, wie von dem Troß der Gedankenlosen ab, so liegt der Wunsch nach Abrüstung lediglich im Sinne des internationalen Gaunertums; für die anderen wäre sie ein schlechter Trost. Es ist gut, wenn das klar und deutlich ausgesprochen wird.



Berichte und Notizen.



Die Stickstoffaufnahme bei Tieren und Pflanzen geschah nach der bisherigen Anschauung in ganz verschiedener Weise: die Pflanzen nehmen die meist anorganischen Bestandteile des Eiweißes auf (zum geringen Teil auch organische Bestandteile, Aminosäuren) und bauen jedenfalls ihr Eiweißmolekül selbst auf, während die Tiere das fertige organische Eiweißmolekül aufnehmen und in Albumine und Peptone spalten, sich also wesentlich destruktiv gegenüber dem Eiweißmolekül verhalten. Dieser Unterschied kann, wie Prof. Lüthje in der Senckenbergschen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt ausführte, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Wie die Versuche von Lövi, Abderhalden und seine eigenen gezeigt haben, ist es möglich, einen Hund mit eiweißfreier Stickstoffnahrung zu erhalten, die den

Stickstoff nur in Form von einzelnen Bausteinen des Eiweißes enthält. Das vom tierischen Organismus in der gewöhnlichen Nahrung aufgenommene organische Eiweißmolekül wird viel weiter aufgespalten, als man bisher annahm; es werden dann aus den Spaltprodukten in der Darmwand zunächst die Eiweißkörper des Blutplasmas (Serumalbumin und Serumglobulin) und dann erst die spezifischen Organeiweiße aufgebaut. — Muß man also auch dem tierischeu Organismus eine synthetische Funktion zuschreiben, so haben andere Versuche gezeigt, daß auch der pflanzliche Organismus fertiges Eiweiß aufzunehmen vermag. Kraus, v. Portheim und Yamauouchi experimentierten, wie sie in den Ber. d. Deutsch. Botan. Gesellsch., Bd. XXV, mitteilen, mit den Keimlingen einer Bohnenart, die sie mit Sublimat wuschen, mit Wasser abspülten und in Kulturgefäßen mit Wasser zur weiteren Entwicklung ansetzten. Nach einigen Tagen wurde der Kulturflüssigkeit Pferdeserum bezw. Rinderblut zugesetzt. Bei Zusatz von Pferdeserum entwickelten sich die Keimlinge nicht gut, sie zeigten eigentümliche Krankheitserscheinungen. Im Rinderblut gediehen sie dagegen besser als in Kontrollkulturen, denen das Blut fehlte. Nach drei bis acht Tagen wurden die Wurzeln sowie die oberirdischen Organe der Keimlinge zerrieben und ausgepreßt, der gewonnene Preßsaft verdünnt und dann zu dieser Flüssigkeit Serum eines Kaninchens gefügt, das mit Rinderserum vorbehandelt war. Hiernach entstand ein deutlicher Niederschlag, der bewies, daß die Keimlinge Rinderblutserum aufgenommen hatten. Bei der Keimlingskultur in Rinderblut ließ er sich bereits nach vier Tagen wahrnehmen. Das Extrakt aus Keimlingen dagegen, die in reinem Quellwasser gezüchtet worden waren, reagierte weder mit Menschen-, noch mit Rinder- oder Pferde-Blutserum.

Die Einwirkung der Isolation auf die Umbildung der Arten hat Hagmann-Straßburg an den Landsäugetieren der Insel Mexiana untersucht. Es ist anzunehmen, daß die größeren Arten immer in geringerer Zahl existieren als die kleineren. Wird nun ein Landgebiet durch äußere Einflüsse isoliert, so wird irgendwelche Eigentümlichkeit, die bei einer Anzahl von Individuen einer größeren Art auftritt, durch die beschränkte Möglichkeit von Kreuzungen sich eher erhalten als bei kleineren Arten, die auf demselben Raume bedeutend mehr Individuen hervorbringen können. Dementsprechend fand Hagmann auf der Insel Mexiana die größten Umbildungen bei den Hirschen, dann bei den Jaguaren, Tapiren, Brüllaffen, Nasenbären, Paeas und Gürteltieren. (Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. V, 1, 1908.)

Die Vererbung der unsymmetrischen Augenfärbung hat Hans Przibram-Wien untersucht. Er stellt die Frage, ob die Asymmetrie als Ganzes, oder ob jede Seite für sich vererbt wird. Paart man eine Katze, welche sowohl selbst als auch in ihren unmittelbaren Vorfahren gleichfarbige, mit einer solchen, die in analoger Weise ungleichfarbige Augen besitzt, so könnten im Falle ungeteilter Vererbung unter der Nachkommenschaft bloß Katzen derselben Symmetrie und derselben Asymmetrie entstehen, wie sie die Eltern aufweisen; im Falle getrennter Vererbung aber könnten alle möglichen Kombinationen aus jener Kreuzung hervorgehen. Przibram gewann z. B. vier Junge von einem Kater, dessen linkes Auge blau, dessen rechtes gelb und einer Katze, deren beide Augen gelb waren. Ein Kater aus der so entstandenen zweiten Generation glich seinem Vater, ein zweiter seiner Mutter, die beiden noch übrigen waren Weibchen und glichen ebenfalls der Mutter. Eine neue Kombination ist sonach hier und in einigen weiteren Generationen nicht aufgetreten, so daß es zunächst den Anschein gewann, als ob die unsymmetrische Bildung tatsächlich nur als Ganzes vererbt werden könne. Ein weiterer Zuchtversuch erbrachte jedoch den Beweis für die Möglichkeit auch einer getrennten Vererbung beider Färbungen: eine Katze mit rechtem blauen und linkem gelben Auge gebar einem Kater mit zwei blauen Augen fünf Junge: eines gelb-gelb, zwei blau-blau, eines gelb-blau und eines blau-gelb, somit sämtliche überhaupt denkbaren Fälle in einem Wurf! Blauäugige weiße Katzen sind stets taub. Und wenn nur das Auge der einen Seite blau, das der anderen gelb ist, so beschränkt sich auch die Taubheit auf die betreffende Körperhälfte. Przibram führt auch den Stammbaum einer menschlichen Familie an, in welcher die Großeltern symmetrisch gefärbte Augen aufwiesen, der Vater jedoch rechts ein „lichtes" und links ein braunes Auge, die Mutter zwei graue Augen. Die sechs Kinder hatten wieder ausnahmslos symmetrisch gefärbte Augen, wovon drei die grauen der Mutter, zwei die braunen Augen wie das linke Auge des Vaters, eines „lichte" Augen wie das rechte Auge des Vaters besaßen. (Arch. f. Entwicklungsmechanik d. Organism. XXV, 1/2.)

Ein bisher unbekannter Sinn bei den Tieren. Prof. L. Edinger berichtet in einem Aufsatz „Prinzipielles zur Tierseelenkunde", welcher in der Hauptsache von physiologischen Gesichtspunkten ausgeht, sich aber durch große Bedachtsamkeit von dem Durchschnitt derartiger Betrachtungen vorteilhaft unterscheidet, über neue Beobachtungen, aus denen er auf einen bisher unbekannten Sinn bei Tieren schließen zu können glaubt. Er geht aus von der Tatsache, daß wahrscheinlich schon bei den Eidechsen, sicher aber bei den Vögeln im Gehirn in einem Felde dicht hinter dem Riechapparat ein mächtiger Faserzug endet, der aus dem Trigeminusendkerne kommt. Bei den Vögeln ist dieses Feld zu einem enormen Gebilde angewachsen. Legt man sich die Frage vor, welchen Funktionen dieses dienen könnte, so läßt die Wichtigkeit des vom Trigeminus versorgten Schnabels, die Tatsache, daß die Gegend um den Mund und die Zunge außerordentlich reich mit Nerven versehen ist, und schließlich der Umstand, daß Reizungen jenes Hirnteils Bewegungen des Schnabels hervorrufen, daran denken, daß diese Hirnteile sich bisher der Beobachtung ganz entzogen haben. Prof. Edinger ist zusammen mit Dr. Kappers noch damit beschäftigt, diese Apparate genauer zu studieren; aber er kann schon heute sagen, daß bei allen Tieren bis hinauf zu den Säugern ein bisher kaum studierter Sinn existieren muß, der um den Mund herum lokalisiert ist. Bei dem Chamäleon, das die Nahrung durch Auswerfen seiner Zunge zu fangen hat, ist der Lappen schon fast so mächtig wie bei den Vögeln. Bei den Fischen ist das Untersuchen der Nahrung mit den Barteln und der Schnauzenspitze von größter Wichtigkeit, die Schlangen sind auf das Tasten mit der Zunge durchaus angewiesen. Prof. Edinger hat nun diese Funktionen, die er vorläufig als Oralsinn bezeichnet, aufwärts in der Reihe verfolgt und hat zu seinem Erstaunen gefunden, daß auch die Säuger alle an gleicher Stelle einen Hirnteil haben, der nur bei denen klein ist, bei denen die Schnauze keine besondere Rolle spielt, also namentlich bei Menschen, Affen und Wiederkäuern. Dagegen hat er sich bei Säugern aus den verschiedensten Klassen, die mit der Schnauze viel zu arbeiten haben, zu einem Riesengebilde entwickelt, besonders beim Igel, Maulwurf, Gürteltier und auch beim Schwein und Elefanten. Beim Menschen ist das Gehirnzentrum für den Oralsinn jedoch fast vollständig verschwunden. (Umschau XII, 24.)

Ueber die Wirkung der Kastration. Tandler und Groß (vergl. diese Ztschrft. S. 48) haben jetzt auch Untersuchungen an Skopzen vorgenommen. Die Skopzen sind eine in Rußland und Rumänien verbreitete religiöse Sekte, ihre Mitglieder gehören verschiedenen Volksstämmen an. Die Skopzen „vom kleinen Siegel" lassen sich die Testikel, die „vom großen Siegel" dazu auch den Penis entfernen. Tandler und Groß fanden unter ihnen zwei Typen: magere Individuen mit einer welken, gelblichen, verfallenen Gesichtshaut und sehr fette Individuen mit Fettdepots am Gesäß, am Darmbeinkamm und an den Oberlidern. Die Kastration war im 5. bis 16., in einem Falle im 21. Lebensjahre erfolgt. Die Durchschnittslänge der Skopzen betrug 163,5 bis 190 cm; sie sind größer als ihre Stammesangehörigen. Die Skopzen vom kleinen Siegel üben den Koitus aus; auch bei denjenigen vom großen Siegel ist der sexuelle Trieb vorhanden. Im allgemeinen zeigt der Körper der Skopzen eine Erstarrung in kindlichen Formen, aber keinen ausgesprochen weiblichen Typus; die Stimme ist die eines mutierenden Knaben; der Kehlkopf ist weit, hat die Form des kindlichen Kehlkopfes und verknöchert nicht. — Tandler und Groß haben auch Kastrationsexperimente an Tieren vorgenommen: Ein Rehbock warf nach der Kastration sein Geweih ab und bekam ein perennierendes Geweih, das dauernd mit behaarter Haut überzogen blieb. Auch beim Hirsch stellt sich dieselbe Veränderung am Geweih ein. Wird die Kastration nur auf einer Seite vorgenommen, so bleiben derartige Folgen aus. (Sexualprobleme V, 1908.)

Das Längenwachstum des Schädels. V. L. Neumayer macht darauf aufmerksam, daß das Wachstum des Schädels eine Umgestaltung bewirke. Bei der Geburt ist der postaurikuläre Teil des Hirnschädels länger als der präaurikuläre. Der postaurikuläre Teil wächst bis zum 9.—10. Jahre und bleibt dann wesentlich konstant, der präaurikuläre Teil wächst bis in die Mitte der zwanziger Jahre. (Mitt. d. anthropol. Gesellsch. in Wien XXXVIII, 1908.)

Anthropologische Untersuchungen in Schottland. John Gray hat seit 1895 ausgedehnte Untersuchungen der sämtlichen schottischen Schulkinder auf die Haar- und Augenfarbe hin angestellt. Es ergab sich für die Haarfarbe: blond bei 24,9 pCt. der Knaben, 27,4 pCt. der Mädchen; rot bei 5,5 pCt. Knaben, 5,1 pCt.

Mädchen; dunkel bei 25 pCt. Knaben, 25,4 pCt. Mädchen; medium (zwischen blond und dunkel) bei 43,3 pCt. Knaben, 40,9 pCt. Mädchen; schwarz bei 1,2 pCt. Knaben, 1,2 pCt. Mädchen. Für die Augenfarbe wurde gefunden: blau bei 14,6 pCt. Knaben, 14,9 pCt. Mädchen, hell bei 30,3 pCt. Knaben, 30,3 pCt. Mädchen, mittel bei 32,7 pCt. Knaben, 32 pCt. Mädchen, dunkel bei 22,3 pCt. Knaben, 22,8 pCt. Mädchen. Allgemein zeigt sich, daß der durch die Einwanderung von skandinavischen und deutschen Stämmen bewirkte germanische Einschlag nicht allzu groß angenommen werden darf, daß die heutige schottische Bevölkerung keinerlei reine anglosaxonische od. dergl. Rasse ist, daß vielmehr in ihr das keltische Element der Ureinwohner weit überwiegt. (Journ. of the Royal Anthrop. Instit. of Great Britain and Ireland XXXVII.)

Ueber Rassenunterschiede im Geschlechtsverhältnis der Geburten teilt Professor Srdínko-Prag auf Grund umfassender statistischer Untersuchungen über die Geburten in Oesterreich interessante Ergebnisse mit. Ein je größerer Prozentsatz Slawen ein Land bewohnt, desto mehr Mädchen werden dort geboren. Und zwar ist der Ueberschuß am größten bei den Serbo-Kroaten, dann bei den Slovenen, dann bei den Ruthenen und Polen. Die Resultate werden bestätigt durch die an den Slovaken gemachten Beobachtungen und durch die Statistik des europäischen Rußlands. Srdínko betrachtet es als bewiesen, „daß alle Slawen eine in ihrem Organismus bestehende Eigenschaft besitzen, verhältnismäßig mehr Mädchen zu produzieren als die Deutschen, und daß diese Eigenschaft vom Standpunkt des Entwicklungsforschers als ein gutes Zeichen für die weitere Vermehrung slawischer Nationen zu betrachten ist“. (Arch. f. Gynäkol., Bd. 84, 1907/08.)

Ueber Spuren des Vormenschen aus Südamerika hielt Ludwig Wilser-Heidelberg im Naturwissenschaftlichen Verein zu Karlsruhe einen Vortrag. Er zeigte einen Abguß des Halswirbels von Monte Hermoso, welcher seinerzeit von Santiago Roth dem Museum von La Plata überwiesen worden war, und den der jetzige Museumsleiter Lehmann-Nitsche der Vergessenheit entrissen und genauen Messungen unterzogen hat, deren Ergebnisse in den Nouvelles recherches sur la formation vampéenne et l'homme fossile de la République Argentine (Revista del Museo de La Plata XIV, Buenos Aires 1907) veröffentlicht sind. Bei aller Aehnlichkeit nach der einen wie nach der anderen Seite kann der Wirbel doch weder als menschlich noch als äffisch bezeichnet und ebensowenig einer ausgestorbenen oder lebenden Menschenrasse wie einem der großen, menschenähnlichen Affen zugeschrieben werden. Da aber seine Gestalt wie auch seine Gelenkflächen auf einen aufrecht getragenen, wenngleich noch engen Schädel mit unentwickeltem Gehirn schließen lassen, kann sein Träger nur ein vormenschliches Wesen mit aufrechtem Gang, ausgebildeter Hand, aber noch ziemlich tierischem Kopf von der Art des 1891 auf Java entdeckten Pithecanthropus oder besser Proanthropus erectus gewesen sein. Infolge der „Selenka-Expedition“ haben sich bekanntlich Zweifel erhoben, ob Dubois bei Trinil wirklich einen Vormenschen oder vielmehr einen großen Affen und Zeitgenossen des Menschen gefunden habe. Bei der Art der Ablagerung in verhärteten vulkanischen Schlammströmen können aber leicht Knochen sehr verschiedenen Alters nebeneinander gebettet worden sein; ja, es wäre sogar nicht unmöglich, daß der später einwandernde Mensch auf der Insel ein von einer früheren Verbreitungswelle herrührendes Geschöpf auf vormenschlicher Entwicklungsstufe vorgefunden und ausgerottet hätte. Der berühmte Fund von Trinil behält also seinen großen Wert für die Entwicklungslehre im allgemeinen und die Vorgeschichte des Menschen im besonderen und hat durch den Halswirbel von Monte Hermoso eine überraschende Bestätigung erfahren. Wenn ungefähr zu gleicher Zeit — etwa im Anfang des Quartärs — in Inselindien und in Südamerika vormenschliche Wesen gelebt haben, so können sie in diese weitentfernten, durch die größten Meerestiefen getrennten Wohngebiete nur von einem gemeinsamen Schöpfungsherd gelangt sein, von dem aus die beiden Fundstätten auf dem Landwege in annähernd gleichen Zeiträumen zu erreichen waren. Wegen der seit dem Tertiär nicht mehr wesentlich veränderten Verteilung von Land und Meer kann dieses Ausstrahlungsgebiet nicht unmittelbar in der Mitte zwischen beiden Fundorten gesucht werden, sondern nur da, wo die über die großen Festländer gelegten Richtungslinien sich schneiden, d. h. am Rande des nordischen Eismeeres. Nach dem vom Vortragenden aufgestellten „Verbreitungsgesetz“, das für die Vergangenheit wie für die Gegenwart gilt, und wonach von fossil und lebend vorkommenden Arten die ersteren, von ver-

wandten lebenden jeweils die höher entwickelten dem Ursprungsland am nächsten geblieben sind, haben sich von dort in wiederholten Ringwellen überhaupt alle Lebewesen des Tier- und Pflanzenreichs, zuletzt die niederen und höheren Menschenrassen verbreitet. Die Kulturvölker unseres Weltteils haben sich von den Urzuständen, die Wilden der südlichen Halbkugel von der Urheimat des Menschengeschlechts am weitesten entfernt. Bezeichnender als der vom Entdecker gewählte Name Homo neogaeus für die neuweltliche Abart des Vormenschen wäre, da es sich ja nicht um einen vollentwickelten Menschen, sondern nur um eine Vorstufe handelt, Proanthropus neogaeus. (Karlsruher Ztg. 163, 1908.)

Eine wiederentdeckte Negerkultur. In Aegypten ist kürzlich ein neues Grabungsgebiet erschlossen worden. Es ist dies der Bezirk zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, der bisher fast ganz vernachlässigt war. Allerdings waren die großartigen Tempel von Abu Simbel, der von Kalabsha und einige andere Prachtgebäude wohlbekannt, im übrigen aber hielt man dafür, daß von diesem ganzen Bezirke Altertümer nicht mehr zu erwarten seien. Das merkwürdige und bedeutsame Ergebnis neuer Grabungen ist jetzt, daß in dem bezeichneten Zeitraum eine bisher völlig unbekannte Eingeborenenkultur bestanden hat. Die Ausgrabungen haben begonnen im Frühling 1906 und sind durchgeführt worden von Mr. J. Garstang von der Universität Liverpool, Professor J. H. Breasted von Chicago und Mr. Randall Mac Iver, dem Erforscher der Ruinen von Zimbabwe in Rhodesia. In der Nähe von Amado fand Mac Iver eine äthiopische Stadt aus der 5. Zeitperiode (etwa 800 v. Chr.). Aber die bemerkenswertesten Entdeckungen gehören den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung an. Sie umfassen Nekropolen, Tempel, Paläste, sonderbare Bildhauerarbeiten, Inschriften in der noch unentzifferten meroitischen Schrift, Glas- und Töpferarbeiten mit einer Menge neuer geometrischer Blumen- und Tiermuster. Es ist noch nicht möglich, die volle Bedeutung dieser Entdeckungen zu ermessen, aber so viel ist gewiß, daß das Volk, das diese Gesittung entwickelte, ein Negervolk war. Allerdings ist dieses wohl von dem lebhaften Handelsverkehre beeinflußt worden, den es während der griechisch-römischen Periode mit Aegypten unterhielt, aber zum Teil war seine Zivilisation bestimmt eingeborenen Ursprungs. Erst später wurde sie durch christlichen und nachher mohammedanischen Einfluß umgestaltet. Sehr wichtig ist auch die Wahrnehmung, daß sowohl die Architektur, wie auch die Ueberlieferung, darauf hinweisen, daß die Negervölker im Westsudan ihre Zivilisation aus Nubien empfangen haben. (Leipz. Tgbl. 157, 1908.)

Der mittelländische Verkehr vor 4000 Jahren. Die vorgeschichtlichen Gräberfunde in Spanien ergeben für die Steinzeit eine bodenständige Bevölkerung, die als das iberische Element der späteren Mischbevölkerung erscheint. Neuerdings hat nun Siret, wie die Revue d'Ecole d'Anthropologie in Paris mitteilt, unzweifelhafte Hinweise dafür gefunden, daß schon in der Steinzeit Handelsbeziehungen von der Südostküste Spaniens nach Asien hin bestanden haben. Abgesehen von brachycephalen Schädeln deutlichen asiatischen Ursprungs, die sich in den Grabstätten fanden, zeigen auch Häuserreste und Geräte die Beziehungen zu asiatischen Kulturen an. Ihr Alter wäre auf etwa zwei Jahrtausende hinter unsere Zeitrechnung zurück zu veranschlagen, also um sechs bis acht Jahrhunderte weiter als die phönizisch-spanischen Beziehungen. Grabungen bei Almeria, Murcia und Alicante haben eine Menge von Belegen für diese Zeitbestimmung geliefert. Uebereinstimmende Ergebnisse haben sich auf Sizilien herausgestellt, wo der orientalische Einfluß anscheinend früh auch Sitten und Gebräuche beeinflußt hat.

Ueber die Bauart der germanischen Gräber der Stein- und Bronzezeit sprach Prof. Carl Schuchhardt in der Junisitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. In der Nähe von Buxtehude bei Rotoldendorf hat die Provinz Hannover ein Terrain angekauft und durch Schuchhardt Grabungen veranstalten lassen, auf dem sich nebeneinander drei langgestreckte Steingräber befinden und vor diesen noch ein viertes. Ueber der eigentlichen Grabkammer finden sich große Blöcke und ein Deckstein mit Erdhügel, während in scharfem Rechteck ein ausgedehnter Umbau von Steinen sich findet. Es besteht nun ein wissenschaftlicher Streit darüber, was diese Steinsetzung um den Hügel für eine Bedeutung hat. Soll dieselbe zur Stütze des Hügels dienen oder die Grenze des Grabbezirkes bezeichnen? Schuchhardt glaubt auf Grund seiner Grabungen, daß in dem Hügel neben der eigentlichen Grabkammer noch andere Leichen weniger vornehmer Leute beigesetzt

wurden. Er hat zum Beweise dieser Theorie an verschiedenen Stellen des Rechteckes Einschnitte gemacht und ein Steinpflaster aus Findlingen von 2 zu 1 m gefunden; die Größe spricht für Leichenbestattung unverbrannter Leichen. Er machte auch Grabungen nach außen hin, um festzustellen, ob dort das gleiche Niveau oder eine Vertiefung vorhanden ist; wo ein Stein zu fehlen schien, fand sich ein solcher platt auf der Erde liegend und war stets nach außen vom Rechteck gefallen, woraus hervorgeht, einmal daß die Sandschüttung erst später entstanden ist, und ferner, daß die Steine außen nichts vor sich hatten. Die Steine waren nach außen stets mit der glatten Seite, nach innen mit der runden gesetzt. Daß das lange Rechteck nicht erst später hinzugefügt wurde, sondern als Stütze für den Hügel dient, geht daraus hervor, daß man eine merkwürdige Verbindung der Grabkammer mit dem äußeren Ring fand, in den man durch Herausnehmen eines Steines aus dem Rechteck in das Innere der Grabkammer gelangen kann. Wie die Schachtgräber in dem Hügel angelegt werden, hat Schuchhardt bei einer von Prof. Götze in der Nähe von Halberstadt vorgenommenen Ausgrabung von Hockergräbern, der er beiwohnte, konstatieren können. Es zeigten sich 2 m unter dem Boden die Steine nur am Rande fest gepackt, während die Mitte mit von dem oberen Teile des Randes herabgefallenen Steinen erfüllt war. Die Mitte war also früher ein Hohlraum, in den die Leiche in Holzbohlen mit Deckel (Sarg) gelegt wurde, und um welchen dann erst die Steinpackung herumgelegt wurde, die nach Verfaulen des Holzes zusammenfiel. Auch Sophus Müller in Kopenhagen bestätigt die Annahme, daß bei den Steingräbern Holz in Betracht kommt. Schuchhardt suchte nun die Frage zu lösen, ob auch die älteren Rundgräber eine feste Konstruktion, eventl. auch aus Holz, haben und grub dieserhalb bei Bremen, wo die in Kreislinie angeordneten Pfostenlöcher in die Tiefe hinab verfolgt wurden, wobei man nicht auf gewachsenen Boden, sondern auf einen Steinkranz stieß. Ein zweites Beispiel fand sich bei einer Grabung bei Amsterdam auf einem Landgute der Königin, wo in den Löchern sich Teile von verbranntem Holz und Lehm fanden, aus denen man eine rings um das Grab laufende Wand rekonstruieren konnte. Ferner fand Hofler bei Jagdschloß Kranichstein zwischen Darmstadt und Frankfurt bei Gräbern an unverbrannten Leichen Pfostenlöcher von 30 cm Weite, die 80 cm voneinander entfernt standen. Innerhalb dieses Kreises fand sich eine zweite Reihe von Löchern, die die Zwischenräume ausfüllten. Daß es kein Wohnhaus sein konnte, bewies das Fehlen eines Herdplatzes und einer Tenne mit festgestampftem Lehmboden; auch ein Verbrennungsplatz kann es nicht sein, da die Verbrennungsprodukte fehlen. Schuchhardt hielt auch dieses für ein mit Holzwand konstruiertes Rundgrab. Die Gräber der älteren Bronzezeit sind ähnlich der der älteren Steinzeit gebaut. Das berühmte Tantalusgrab in Kleinasien ist ein Beispiel dafür, und auch in Pergamon fanden sich Rundgräber mit Kegeldach, bei denen die mittlere Stütze über das Dach hervorragt, wie es auch die alte indogermanische Wohnhütte zeigt. Schuchhardt schloß seinen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag mit dem Hinweis darauf, daß der Gegensatz des schmucklosen Grabbaues gegenüber den kunstvollen bronzenen und neolithischen Schmuckgegenständen der Kleinkunst behoben sei, da jetzt nachgewiesen sei, daß die alten Germanen es auch beim Grabbau zu einer hohen Kulturstufe gebracht haben. (Voss. Ztg. 290, 1908.)

Das Helmsdorfer Hünengrab. Ueber die Ausgrabung des 4000 Jahre alten Fürstengrabes, das im März vorigen Jahres bei Helmsdorf im Mansfelder Seekreise aufgedeckt worden ist, macht Georg Kutzke, der Professor Größler bei der Abtragung geholfen hat, in der Umschau (23, 1908) Mitteilungen. Bei dieser Ausgrabung konnte zum erstenmal der Aufbau eines solchen Fürstengrabes aus der älteren Bronzezeit festgestellt werden. Viele hundert Steinblöcke, zum Teil von gewaltiger Größe, wurden zu einer riesigen Ringmauer auf Bergeshöhe zusammengewälzt und ohne Mörtel versetzt. In diesem Riesenkeller, dessen Einfassung 1 m hoch und $1^1/_2$ m stark war, wurden tagelang ungeheuere Feuer abgebrannt. Die Glut wurde mit Erde abgedeckt und zwei Opfertote hineingebettet, denen eine Steinaxt, eine schnurverzierte Urne und ein Gefäß beigegeben wurde. Wieder deckte man Erde und Asche darüber, breitete eine Schilfschicht über das Ganze und setzte in die Mitte der Aschenflächen weiße Sandsteinplatten säuberlich nebeneinander. Ein etwa 3 m langes Grabhaus aus Eichenbohlen wurde darüber von Nord nach Süd errichtet und durch gewaltige Eichenstämme in verschiedenen Richtungen gestützt und gedeckt. In der Grabhütte selbst stand auf einer 2 m langen, 1 m breiten und 30 cm starken Eichenbohle, die muldenartig ausgestemmt war, die getischlerte Totenlade des Fürsten, von dessen Leiche nur noch ein Stück

Hirnschale, Schulterblatt und Beckenknochen erhalten waren. Diese Totenlade hat einen besonderen Wert, weil es die einzige ist, die uns erhalten blieb und die eine vollständige Axtarbeit aus der Zeit von 2000—1800 v. Chr. darstellt. In der Lade befanden sich eine wunderbare Steinaxt aus Diorit, ein Flachbeil aus Bronze, ein Bronzedolch und ein anderer dolchartiger Gegenstand. Auch Schmuckstücke waren dem Toten mitgegeben, ein prächtiger Armring aus gediegenem Golde, ebenso aus massivem Golde zwei sehr feine Säbelnadeln, ein zierlich gearbeiteter Spiralring und zwei ringähnliche Gehänge. Eine stattliche Urne mit aufgelegtem Reifen stand zu Häupten des Toten. Die ganze Anlage wurde dann vollständig mit Steinen abgedeckt, und über dem geschlossenen Steinkegel wurde noch einmal ein Feuer entzündet. Endlich wurde das Ganze bis zu einer Höhe von 7 m, $3^1/_2$ m über dem Steinkegel, und zu einem Durchmesser von 34 m, während die Kreismauer nur $13^1/_2$ m hatte, mit Erde beworfen. „Die Arbeit ist imponierender als jene der Aegypter, obwohl sie nicht so Ungeheuerliches schuf. Aber die Pyramiden sind entstanden, weil der lebende Pharao zur harten Fron zwang; nach seinem Tode wuchsen sie nicht mehr. Bei uns im Norden begann die Mühe erst, wenn der Fürst verschieden war, und man schuf jenes älteste germanische Denkmal im Banne einer höheren als der persönlichen Macht.“

Ueber die Ursprache im nördlichen und östlichen Europa und im Orient hat Andreas M. Hansen in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Christiania eine neue Theorie vorgetragen. Dr. Hansen, der seine Theorie auf gründliche archäologische, ethnologische und linguistische Studien stützt, ist durch Forschungen über die Menschen der Steinzeit in Norwegen bekannt. Diesen Forschungen zufolge sollen die Steinzeitmenschen Brachycephalen, eine nichtarische Rasse, gewesen sein, die von den später eingewanderten Germanen unterjocht wurden und in diesen aufgingen. Zum großen Teil wurde die Urbevölkerung zu Sklaven und Hörigen gemacht; aber außerhalb des Bereichs der neuen Ansiedler, in den Wäldern, an den Küsten und hoch im nördlichsten Norwegen hielt sich die Urbevölkerung als eigenes Volk mit eigenem ethnographischen Gepräge. Dies Volk wurde früher Sinen genannt und redete noch spät, wie etwa um 1500, seine eigene Sprache. Dr. Hansen ist nun zu der Ansicht gekommen, daß diese Sinen oder Bjarmen im nördlichen Rußland bis östlich vom Ural gewohnt haben, und stützt seine Annahme darauf, daß er bei dem sog. Jenisseivolk in Sibirien, bei einem Ostjakenstamm, Spuren ihrer Sprache wiederfand. Diese Sprache, die der Finnländer Castrén 1849 in einer Grammatik und einem Wörterbuch darstellte, soll von der Sprache der benachbarten Stämme ganz verschieden sein. Indessen führte eine nähere Untersuchung des Wortschatzes zu dem unerwarteten Ergebnis, daß sich der Wortvorrat dieser Sprache zum großen Teil in germanischen Sprachen wiederfand. Ferner zeigte sich, daß der große Wortvorrat von vielen hundert Wörtern nicht germanischen Sprachen entlehnt sein kann, sondern an diese selbst Wörter abgegeben hat, weil sich die Wörter nicht aus arischen Wortstämmen erklären lassen und in keltischen, italienischen und anderen alten arischen Sprachen fehlen. Bei einer vorläufigen Durchsicht der 1000—1500 Wörter, die Castrén aus jenisseischen Dialekten aufgezeichnet hat, fand Dr. Hansen, daß sich zwei Drittel davon auch in germanischen Sprachen befinden. Seine Untersuchungen erstreckten sich auch auf andere ältere Sprachen, namentlich das Mesopotamische und Etruskische. Ein Vergleich mit dem Etruskischen, dessen Herkunft und Zusammenhang mit anderen arischen Sprachen noch immer dem Scharfsinn der Forscher trotzt, ergab, daß auch diese Sprache mit dem Ostjakischen verwandt ist, und aus verschiedenen Umständen zog Dr. Hansen den Schluß, daß sowohl die etruskische wie die mesopotamische Altertumssprache mehr mit der Ursprache Nordeuropas verwandt war, die noch von einigen hundert sog. Jenisseiostjaken gesprochen wird. In Kleinasien ist die Ursprache wahrscheinlich bald, nachdem die Hittiten (das Khetvolk) als Volk gesprengt waren, ausgestorben. Im Kaukasus werden sicher nur stark umgebildete Dialekte gesprochen. In Italien vernichtete das Latein die anderen Sprachen. Bloß in den Alpen dürften sich in Chur rhätische Reste der Ursprache finden. In Norwegen starb sie wahrscheinlich im 17. Jahrhundert aus. Am Jenissei ist der größte Stamm, der im 17. Jahrhundert gegen die Russen kämpfte, verschwunden, und der beste Dialekt, den Castrén aufzeichnete, der kottische, ist ausgestorben, ebenso der arinsische. Die übrigen Dialekte wurden vor 60 Jahren von kaum 100 Menschen gesprochen. Seitdem ist Sibiriens Zivilisation schnell vorgeschritten. Unter den wenigen Hunderten, die noch die Ursprache reden, die von Finnmarken (dem nördlichsten Teil Norwegens) nach Mesopotamien, von Etrurien nach Sibirien kam, gibt es vielleicht

kaum noch einen Menschen, der mit direkter, unbeeinflußter Volks-Ueberlieferung die Kulturerinnerung bewahrt. Dr. Hansen hält es daher für dringend geboten, von der verschwindenden Sprache so schnell wie möglich zu retten, was noch zu retten ist. (Voss. Ztg. 263, 1908.)

Versunkenes Deutschtum an der Sierra Morena. Gemäß einem Vertrage mit dem spanischen Könige Karl III., der die sog. Wüste südlich der Sierra Morena dem Staate nutzbar machen wollte, führte Kaspar von Thürriegel von 1767 ab im Laufe eines Jahres 6000 deutsche Ansiedler, meist aus dem Rheingebiet und der Schweiz, nach Spanien. Bis 1775 war die Besiedelung im wesentlichen vollzogen; 15 Städte (darunter als Hauptort La Carolina, ferner Arquillos und Montizon) und 26 Flecken waren an der Sierra Morena und in Andalusien erbaut worden, die im ganzen von 10420 Personen oder 2446 Familien — 3000 Dienstboten usw. nicht mit eingerechnet — bewohnt wurden; und wo „zuvor eine unbewohnbare Gegend, ein Aufenthalt von Dieben, Straßenräubern und Gesindel“ gewesen war, da bot sich jetzt dem Blicke des Reisenden ein Bild erfreulichen Gewerbfleißes. Nach zeitgenössischen Schilderungen hatten die Ansiedlungen den deutschen Charakter ihrer Entstehung bewahrt, das äußere Gepräge der Orte, die Bauart der Häuser, die Kleidung der Leute und die Reinlichkeit, alles deutsch! Um so trauriger stand es dagegen mit der Muttersprache. Noch 1776 radebrechen die Bewohner einem italienischen Reisenden gegenüber ein mit Tausenden von deutschen Wörtern verderbtes Spanisch; aber bereits 1778 berichtet ein deutscher Besucher, daß die Unterschiede von Spaniern und Deutschen durch Heiraten verwischt werden, und es junge Leute von gemischter Abstammung gibt, die beide Sprachen beherrschen; 1782 grüßt ein Engländer in Santa Elena die Alten auf Deutsch, aber niemand versteht ihn: „Alles war schon völlig hispanisiert.“ Auch in La Carolina „versteht niemand Deutsch!“ Und als 70 Jahre nach dem Beginn der Besiedlung Borrow das Gebiet besucht, trifft er dort eine Bevölkerung an, von deren ältesten Leuten einige ein paar „Worte Deutsch behalten haben, welches sie von ihren Vätern lernten“. Wohl findet A. von Rochau 1845 ein altes Ehepaar, das, obgleich in der Kolonie geboren, noch einigermaßen Deutsch versteht, aber beide wissen nichts mehr von der Herkunft ihrer Eltern, und ihre Kinder kennen den Rhein nicht einmal dem Namen nach! Im Jahre 1847 berichtet Moritz Willkommen: „Noch erinnern blonde Haare und blaue Augen an die germanische Abkunft der Bewohner, die sich sonst völlig hispanisiert haben. Auch an ihren Namen, obwohl sie mannigfaltig verunstaltet sind, kann man den deutschen Ursprung erkennen.“ Aber im übrigen ist das Deutschtum an der Sierra Morena eine versunkene Stadt. (Alldeutsche Blätter 24, 1908.)

Indianisches Eheleben. Zu welchen Sittlichkeitsbegriffen die Polygamie führt, lassen die Mitteilungen erkennen, die Edward S. Curtis in seinem von Roosevelt bevorworteten großen Werk über die Sitten und Bräuche der Indianer gibt. Curtis erzählt (nach einer Veröffentlichung im World Magazine) von einem Häuptling der Apsaroke, der als Vertreter seines Stammes vor der Senats-Kommission erschien und in seiner bilderreichen Ansprache auch die alten Ehebräuche erwähnte, die bei den roten Männern seit grauen Vorzeiten in Geltung geblieben sind. Das alte Gesetz betrachtet die Polygamie als eine Selbstverständlichkeit und die Mehrzahl der Weiber als eine Notwendigkeit bei einem Volke, dessen Männer ihren höchsten Ehrgeiz darin sehen, auf dem Kriegspfad in jungen Jahren zu fallen, und die lieber im kräftigsten Mannesalter sterben, statt als Greise ihr Leben zu beschließen. Aber der Ruhm eines Kriegers wird nicht bemessen nach der Zahl der Frauen, die er besessen hat, sondern nach der Zahl derer, die er „fortgeworfen“, nach der Zahl jener, von denen er sich losgesagt. Ein starkes Herz zu besitzen, ist das höchste Streben des Indianers, und nichts kann den Mut, die Selbstbeherrschung und die Willenskraft eines Kriegers besser erhärten, als die Abkehr von einer Frau, die er mit ganzer Seele liebt. Der greise Häuptling vor der Senats-Kommission erwähnte mit Stolz die zehn Frauen, von denen er sich losgesagt, aber Curtis erzählt, daß er 19 Frauen gehabt hat, von denen nur eine an seiner Seite gealtert ist. Zu den alten Sitten gehörte es auch, daß die Männer in der ersten Nacht eines Kriegszuges beim Lagerfeuer von ihrer Geliebten erzählten und ihre Schilderungen mit dem Vorweis von Andenken und Liebespfändern bekräftigten. Manches der Liebespfänder, die dann am Feuer die Runde machten, waren einst das Eigentum eines Kriegsgenossen, der nun dabei saß und schweigend zuhörte. Aerger und Verbitterung zu zeigen, war unter der Würde des Betrogenen; im Gegenteil man erwartete

von ihm, daß er die Kraft seines Herzens beweisen werde, daß er den Genossen, der seine Frau insgeheim errungen hatte, zum Freunde wählen würde und daß an dem Tage der Rückkunft die Frau von dem Gatten das Wort hörte, „Du liebst jenen Mann, Du mußt zu ihm gehen!“ Mit ihr aber ging dann auch der größte Teil des Besitzes, der während der Ehe erworben war, auf den neuen Gatten über. Im Frühjahr pflegten die Krieger bei dem Nachbarn Frauen zu stehlen. Ein Mann kündigte an, daß er eine Frau stehlen wolle, und bat die Kriegsgefährten, ihn zu geleiten. Das Wigwam der Frau, deren Raub es galt, ward beobachtet, nie aber betreten, bevor der Gatte bei ihr weilte. Dann trat der Werber ein und sagte zur Frau, er sei gekommen sie zu holen. Der Gatte aber verzog keine Miene und sagte einfach: „Sie sind Deinetwegen gekommen. Mein Herz ist stark, geh!“ Das war sein Ruhm und seine einzige Rache, er hatte bewiesen, daß seine Seele stark war. Wehe aber dem, der schwankend seine Frau zum Bleiben überreden wollte. Hohn und Verachtung waren sein Los, und sein ganzer Stamm nannte sich selbst durch solchen Genossen geschändet. Der Krieger, der von den geheimen Beziehungen seiner Frau zu einem Dritten erfuhr, blieb still und wartete auf das nächste große Fest. Dann, auf der Höhe des Festrausches, rief er den Namen des anderen, rief sein Weib und nötigte beide in den Kreis der Versammlung. Und vor dem ganzen Stamme rief dann der Gatte: „Meine Frau ist untreu gewesen. Sie liebt diesen Mann. Mein Herz ist stark: ich gebe sie ihm, und beiden gebe ich zehn Pferde, viele Gewänder und viele Felle. Mögen sie glücklich sein!“

Vorehelich gezeugte Kinder. Auf die Geburtenziffer eines Landes übt der Familienstand der Frauen im gebärfähigen Alter einen großen Einfluß aus. Wenn man fragt, wieviel eheliche Geburten auf 1000 verheiratete Frauen, wieviel uneheliche auf 1000 unverheiratete Frauen in gebärfähigem Alter entfallen, so erhält man die eheliche bezw. uneheliche Fruchtbarkeitsziffer, und die Unterschiede der unehelichen Ziffer sind bekanntlich von Land zu Land außerordentlich groß. So ist die uneheliche Fruchtbarkeitsziffer in Oesterreich und Ungarn etwa 5 mal so hoch, in Deutschland etwa 3 mal so hoch wie in England oder in der Schweiz. Infolgedessen sind auch die Unterschiede in dem Verhältnis der ehelichen und unehelichen Fruchtbarkeit sehr bedeutend: in Oesterreich und Ungarn ist die eheliche Fruchtbarkeit nur 5—6 mal so hoch wie die uneheliche, in Deutschland 9 mal so hoch, in England und der Schweiz 25 mal so hoch. Die eheliche Fruchtbarkeitsziffer bezeichnet nun, wie Dr. R. Kuczynski ausführt, allerdings das Maß, in dem die Ehefrauen in gebärfähigem Alter, die uneheliche Fruchtbarkeitsziffer andererseits das Maß, in dem die nicht verheirateten Frauen in gebärfähigem Alter tatsächlich Kinder gebären; sie bezeichnen jedoch nicht das Maß, in dem der geschlechtliche Verkehr der Ehefrauen, bezw. der der nicht verheirateten Frauen von Geburten begleitet ist. Um dieses bedeutsame Moment zu erfassen, ist es erforderlich, die vor der Ehe empfangenen, aber nach der Eheschließung geborenen Kinder von den übrigen ehelich geborenen auszusondern. In Oesterreich wurden so von den in den Jahren 1899—1902 geborenen ehelichen Kindern 5 pCt. vor der Ehe gezeugt. Von 100 Geborenen überhaupt waren unehelich gezeugt und unehelich geboren 13,7, unehelich gezeugt aber ehelich geboren 4,4, ehelich gezeugt und ehelich geboren 81,9. Die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer betrug 148 pro Mille, die eheliche 247 pro Mille, die uneheliche 41 pro Mille. Legt man jedoch den Familienstand der Mutter zur Zeit der Empfängnis zugrunde, so ergeben sich auf je 1000 Ehefrauen in gebärfähigem Alter 235 ehelich gezeugte Kinder, auf je 1000 nicht verheiratete Frauen in gebärfähigem Alter 55 unehelich gezeugte Kinder. An der Zahl der von Geburten gefolgten Empfängnisse gemessen, wäre demnach die Fruchtbarkeit der Ehefrauen nicht 6 mal, sondern nur $4^1/_4$ mal so hoch gewesen wie die der Nichtverheirateten. Für Deutschland liegen Angaben aus Berlin und Dresden vor. Von den in Berlin in den Jahren 1894—95 ehelich geborenen Kindern waren nach den Berechnungen des Statistischen Amtes der Stadt 11,6 pCt. vorehelich gezeugt. Von 100 Geborenen überhaupt waren unehelich gezeugt und unehelich geboren 13,8, unehelich gezeugt und ehelich geboren 10, ehelich gezeugt und ehelich geboren 76,2. Die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer betrug 91 pro Mille, die eheliche 164 pro Mille, die uneheliche 24 pro Mille. Auf je 1000 Ehefrauen in gebärfähigem Alter entfielen 145 ehelich gezeugte Kinder, auf je 1000 nicht verheiratete Frauen in gebärfähigem Alter 41 unehelich gezeugte Kinder. Die Fruchtbarkeit der Ehefrauen wäre danach nicht 7 mal, sondern nur $3^1/_2$ mal so hoch gewesen, wie die der Nichtverheirateten. In Dresden waren von den in den Jahren 1891—1905 ehelich Geborenen 12,3 pCt. vorehelich gezeugt. Von 100 Geborenen überhaupt waren unehelich gezeugt und

unehelich geboren 19,3, unehelich gezeugt und ehelich geboren 10, ehelich gezeugt und ehelich geboren 70,7. Die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer betrug 110 pro Mille, die eheliche 193 pro Mille, die uneheliche 40 pro Mille. Auf je 1000 Ehefrauen in gebärfähigem Alter entfielen 169 ehelich gezeugte Kinder, auf je 1000 nicht verheiratete Frauen in gebärfähigem Alter 60 unehelich gezeugte Kinder. Die Fruchtbarkeit der Ehefrauen wäre danach nicht 5mal, sondern weniger als 3mal so hoch gewesen wie die der Nichtverheirateten. Die Zahl der ehelich geborenen, jedoch vor der Eheschließung gezeugten Kinder ist aber nicht nur von Bedeutung für die Ermittelung der Fruchtbarkeit des außerehelichen und des ehelichen Geschlechtsverkehrs; sie dient vielmehr zugleich als Maßstab für den Anteil der Ehen, deren Fruchtbarkeit bereits bei der Heirat gesichert ist, die also nicht kinderlos bleiben können. Auf je 100 Eheschließungen entfielen so vorehelich gezeugte eheliche Kinder in Oesterreich 1899—1902 20, in Berlin 1894—95 28, in Dresden 1891 bis 1905 35. Zur vollständigen Erfassung der vorehelich gezeugten Kinder sind ferner auch die vorehelich geborenen und durch die Heirat legitimierten Kinder zu berücksichtigen. Dabei darf aber nicht die Zahl dieser legitimierten Kinder in Rechnung gesetzt werden, sondern nur die Zahl der Eheschließungen, durch die Kinder legitimiert werden, und ferner muß man der Möglichkeit Rechnung tragen, daß bei einer solchen Eheschließung die Braut an einem weiteren vorehelich gezeugten Kinde schwanger ist. Nach diesen Korrekturen erhält man für die Zahl der Eheschließungen, bei denen ein vorehelich gezeugtes Kind in die Ehe übernommen wurde: für Oestereich 1899—1902 30 pCt.; für Berlin 1894—95 32 pCt.; für Dresden 1891—1905 47 pCt. — Die Zahl der durchschnittlich von einer Ehefrau geborenen Kinder betrug in Berlin 1879 3,90; 1886—90 3,27; 1891—95 2,96; 1896—1900 2,64; davon waren in der Ehe empfangen in denselben Jahren bezw. 3,60; 2,90; 2,63 und 2,29 Kinder; dagegen kamen auf eine Ehefrau an vorehelich gezeugten und (durch Schwangerschaft oder Legitimation) in die Ehe übernommenen Kindern: 0,43; 0,48; 0,43 und 0,46. (Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. XXXV, 2, 1908.)

Die Ergebnisse der Volkszählung in Frankreich des Jahres 1907 weisen wiederum ein starkes Zurückbleiben der Zahl der Geburten hinter der der Todesfälle auf, und zwar um 19920 Fälle. Zwar ist ein ähnliches Zurückbleiben der Geburten hinter den Todesfällen schon einmal, und zwar im Jahre 1900, festgestellt worden, in welchem der Unterschied sogar die Zahl 25988 erreichte; allein jenes Jahr wies auch, und zwar unzweifelhaft unter dem Einfluß der Weltausstellung, eine erhöhte Sterblichkeit auf, während anderseits die Zahl der Geburten (866543) die des Jahres 1907 (773969) erheblich übertraf. Im Gegensatz dazu wies das Jahr 1907 eine normale Sterbehäufigkeit auf, und es muß daher der Rückgang der Geburtenzahl als eine typische Erscheinung betrachtet werden, und zwar um so mehr, als sich die Veränderung der französischen Bevölkerungszahlen nunmehr schon seit 7 Jahren in der gleichen Richtung bewegt. Seit dem Jahre 1901 hat die Zahl der Geburten in Frankreich um 124051 Fälle, d. i. nahezu ein Siebentel, abgenommen, während das Verhältnis der Geburtenhäufigkeit auf je 10000 Einwohner von 230 auf 207 sank. In 82 von den Departements des Landes liegt dieser betrübende Bevölkerungsrückgang vor, während die 5 anderen nur eine unbedeutende Zunahme zu verzeichnen haben. Der Rückgang der Geburten ist nicht etwa auf einen Rückgang der Eheschließungen zurückzuführen; im Gegenteil war die Zahl der Heiraten im letzten Jahre mit 314913 Fällen ungewöhnlich groß und ist nur einmal, nämlich im Jahre 1873, übertroffen worden, das sich indessen wegen der vorausgegangenen Kriegsereignisse mit dem normalen Jahre 1907 in keiner Weise vergleichen läßt. Man sieht also, daß das Problem des französischen Bevölkerungsrückganges sehr verwickelt ist und sehr tiefe Wurzeln in den Lebensgewohnheiten des französischen Volkes haben muß, die denn auch kaum eine Aussicht lassen, daß eine wesentliche Aenderung dieser politisch wie wirtschaftlich gleich bedeutungsvollen Erscheinung zu erwarten wäre.

Die Zahl der Juden in Norwegen betrug im Jahre 1876 25, 1891 216, 1900 624, das ist auf 1000 Einwohner 1876 0,013, 1891 0,106, 1900 0,29 Juden. Die Zahl der Juden ist also in Norwegen noch sehr gering, aber in sehr schnellem Steigen begriffen. (Ztschr. f. Dem. u. Stat. d. Jud. IV, 6, 1908.)

Städte in Deutschland mit mehr als 1000 jüdischen Einwohnern gab es nach der letzten Volkszählung 54. Im allgemeinen ist eine Abnahme der jüdischen Bevölkerung in den östlichen Städten zu beobachten, während Westdeutschland einen Zuwachs an Juden erfahren hat.

Das Aussterben der städtischen Geschlechter hat Wilhelm Scheuermann an der Hand des Straßburger goldnen Buches untersucht. Dort sind alle bis zum 16. Jahrhundert ratsfähig gewordenen Geschlechter aufgeführt. Von den rund 220 bedeutenderen Geschlechtern, die vor dem Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich genannt sind, haben nur 20 das Jahr 1800 überlebt. Etwa 130 von den 220 Geschlechtern erleben das 16. Jahrhundert nicht mehr; hiervon erlöschen die meisten bis gegen 1400, etwa 40 noch im Laufe des 15. Jahrhunderts. Im 16. Jahrhundert sieht das Verzeichnis der Straßburger Geschlechter schon völlig neuartig aus. Zahlreiche bürgerliche Familien sind inzwischen, besonders im 14. Jahrhundert, in den Adel eingetreten. In keiner Zeit aber werden auch mehr Letzte ihres Namens auf den Straßburger Friedhöfen nach altem Brauche mit Schild und Helm bestattet, als im 16. Jahrhundert. Nicht weniger als etwa achtzig Geschlechter erlöschen bis 1600. Im 17. Jahrhundert verschwinden noch etwa 40, und im 18. Jahrhundert nahezu 20. Unter den Familien, die der französische König 1770 aus politischer Berechnung als freiherrlich anerkannte, sind nicht wenige erst im 15. und 16. Jahrhundert in den Kreis der vornehmen Straßburger Geschlechter eingetreten. Von den genannten 20 Geschlechtern, die über 1800 hinaus geblüht haben, sind noch 7 im Verlaufe des 19. Jahrhunderts ausgestorben. Es blühen noch die beiden ehedem mächtigsten und ausgebreitetsten Straßburger Geschlechter, die Müllnheim und die Zorn, ferner die Andlau (von denen aber auch im 17. und 18. Jahrhundert vier kräftige Aeste abstarben), Böcklin von Böcklinsau, Eckbrecht von Dürckheim, Kageneck, Kunheim (der elsässische Zweig ausgestorben), Lützelburg, Neuenstein, Oberkirch, Roeder von Diersburg, Schauenburg, Schönau, Wangen. Außer ihnen sind noch zu nennen die seit der Revolution verarmten, aber dem Namen nach noch in Straßburg und Rappoltsweiler bestehenden Reich von Reichenstein und Truchseß von Rheinfelden. Die Aussterbebewegung nimmt auch späterhin nicht ab. Es ist 1870, als das Elsaß wieder deutsch wurde, aufgefallen, daß fast keine der Familien, die zweihundert Jahre früher beim Uebergang des Landes an Frankreich an erster Stelle standen, neuerdings mehr hervortrat. Sie waren nur zum kleinsten Teile ausgewandert, zumeist waren sie inzwischen erloschen. Ebenso gibt es von den bedeutenden Ratsgeschlechtern und Gelehrtenfamilien des 18. Jahrhunderts, welche zu Goethes Zeit die Straßburger deutsche Universität berühmt gemacht haben, heute fast keine Nachkommen und Namenserben mehr. Gewöhnlich wird diese Beobachtung so erklärt, daß inzwischen die große Revolution die Verhältnisse völlig verändert und viele Geschlechter vernichtet habe. Das ist nicht richtig. In der Revolution haben, wie wir schon sahen, einzelne wenige Familien Rang und Besitz verloren, wie die Reich von Reichenstein und die Truchseß von Rheinfelden; andere, wie die Küchel von Küchelsberg, mögen spurlos verschwunden sein. Aber das Aussterben der Geschlechter war in den 100 Jahren vor und den 100 Jahren nach der Revolution etwa gleichmäßig, und viele mächtige Familien haben die Jacobinerei ziemlich unberührt überstanden, um dann doch im 19. Jahrhundert plötzlich zu erlöschen. In der ältesten Zeit, im 13.—15. Jahrhundert, ist nachweislich für viele Geschlechter der Eintritt ihrer Söhne in geistliche Würden verhängnisvoll gewesen; später kommt dieser Grund nicht mehr in Betracht. Eine große Zahl von letzten Sprossen ist auf dem Schlachtfelde in Ehren gefallen. Einige wenige, darunter mehrere jüngere Geschlechter, zeigten in ihren letzten Nachkommen Spuren der Entartung. Nichts erklärt die auffallend viele Aussterbenden im 16. Jahrhundert. Weder kriegerische noch wirtschaftliche Umwälzungen boten hier einen zureichenden Anlaß. Auffallen muß jedem Beobachter, daß viele Geschlechter noch in der vorhergehenden Generation stark verzweigt sind und trotzdem in der folgenden schnell und völlig verschwinden. Betrachtet man die einzelnen Feststellungen genauer, so möchte man glauben, daß irgendein greifbares, zahlenmäßig ausdrückbares Gesetz in dem Aufschwunge und dem Erlöschen der Familien verborgen liegt. Von den Straßburger Geschlechtern, die bis auf unsere Tage gekommen sind, verdankt die Mehrzahl ihre gesunde Lebenskraft einer frühzeitigen Uebersiedelung auf das Land. Geschlechter, die in ihren städtischen Linien ausgestorben sind, blühen noch heute als Gutsbesitzer in mehreren Zweigen im Landkreise Straßburg. Das uralte Ministerialengeschlecht der Beger, das nach der Angabe aller Handbücher 1532 mit dem „unsinnigen Beger" erloschen sein soll, blüht noch heute in angesehener Stellung als Weingutsbesitzer in Kaysersberg im Oberelsaß. (Deutsche Tagesztg. 14, VI, 08.)

Ein neuer Ehegesetzantrag in Norwegen. Der Stavanger Frauenverein hat an den „Nationalrat der norwegischen Frauenvereinigungen" beim Storthing eine

Eingabe gerichtet, in der um die Schaffung eines Ehegesetzes ersucht wird, das laut der „Frkf. Ztg.“ u. a. eine ärztliche Untersuchung beider Brautleute fordert. Erst wenn aus dem ärztlichen Atteste hervorgeht, daß diese Verbindung keine Gefahr für die Gesundheit eines der beiden Gatten oder der Kinder in sich birgt, darf die Ehe eingegangen werden. Diese Bestimmung hat für Norwegen schon einen kleinen Vorläufer: sexuell erkrankte Personen müssen nach erfolgter Heilung einen Revers unterschreiben, daß sie vor jedem Verkehre dem andern Teile von der früheren Erkrankung Kenntnis geben und vor Ablauf einer — je nach der Schwere der Erkrankung — bestimmten Frist keine Ehe eingehen werden. Die Außerachtlassung der Verständigung von der früheren Erkrankung wird bestraft, die Eingehung der Ehe kann aber weder verhindert noch bestraft werden. Der „Nationalrat“ hat auf diese Eingabe für die nächste Zeit seine Beschlüsse in dieser „wichtigen und für das Land so bedeutungsvollen Frage“ angekündigt.

Eine Ausstellung für Säuglings- und Kinderpflege veranstaltet die Stadt Solingen im September d. J. Die Ausstellung bezweckt in erster Linie, die arbeitenden Klassen der dortigen Bevölkerung über die Säuglingsernährung, Pflege, Wartung und Haltung in Privathäusern und öffentlichen Anstalten aufzuklären und die Mittel zu zeigen, wie auch von diesen Klassen zur Herabminderung der Säuglingssterblichkeit beigetragen werden kann.

Eine Zulage an kinderreiche Familien der städtischen Arbeiter gewährt Halberstadt. Die städtischen Arbeiter, die 3 und 4 Kinder unter 14 Jahren haben, bekommen 1,50 M. wöchentlich, die 5 und mehr solcher Kinder haben, 2 M. Zulage, die monatlich an die Frauen ausgezahlt wird. — Eine ähnliche Einrichtung hat die Stadt Straßburg in ihrer sozialpolitisch hervorragenden Arbeitsordnung für die in ihrem Dienst stehenden Arbeiter eingeführt. Die Löhne, die in ihrer Lohntafel als Grundlöhne festgesetzt sind, gelten nur für Familienväter mit 1—3 Kindern. Ledigen Arbeitern werden vom Grundlohn bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres 10 pCt., vom 26. bis 30. Lebensjahre 5 pCt. abgezogen. Die Abzüge von $^1/_{10}$ des Lohnes sind schon recht empfindlich und dürften wohl manchem den schweren Schritt zum Ehestand etwas erleichtern; für die niedrigste Lohnklasse macht das bereits ca. 9 M. im Monat aus. Der Stadtrat scheint die Hoffnung aufgegeben zu haben, nach dem 30. Lebensjahr noch einen zum Heiraten zu bekehren. Was den Junggesellen abgezogen wird, bekommen die Familienväter; wer mehr als 3 Kinder hat, die unter 16 Jahren sind, erhält eine Zulage von 5 pCt., wer mehr als 5 hat, 10 pCt. und wer es gar auf mehr als 7 bringt, 15 pCt. des Grundlohnes als Belohnung.

Die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft, welche im Juni zu Bremen stattfand, beschloß einstimmig, folgende von der Abteilung Berlin vorgeschlagene Thesen auf die Tagesordnung der nächsten Vorstandssitzung zu setzen: 1. Kein Farbiger kann die deutsche Reichsangehörigkeit erwerben. 2. Kein Farbiger darf eine amtliche Stellung bekommen, in welcher er direkt oder indirekt Vorgesetzter von Weißen ist. 3. Ehen zwischen Farbigen und Weißen dürfen in den Schutzgebieten standesamtlich nicht eingetragen werden. Kinder aus solchen Ehen gelten als Farbige.

232 000 ausländische Arbeiter sind im Jahre 1906 allein im rheinisch-westfälischen Industriegebiet beschäftigt gewesen. Auf die Rheinprovinz entfielen hiervon 159 000 und auf Westfalen 73 000. Da die Gesamtzahl aller im Jahre 1906 in Preußen beschäftigt gewesenen ausländischen Arbeiter rund 600 000 betrug, entfielen somit auf die beiden genannten Provinzen 40 pCt. der ausländischen Arbeiter.

Der erste internationale Kongreß für Moralpädagogik wird am 23. bis 26. September in London abgehalten werden. Zweck des Kongresses ist, eine Aussprache und Verständigung über die Aufgaben der Schule hinsichtlich der ethischen Jugendbildung herbeizuführen. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung moralpädagogischer Schriftwerke und Anschauungsmittel verbunden sein. Vorsitzende des Komitees für Deutschland sind Prof. Paulsen (Berlin), Prof. Rein (Jena) und Stadtschulrat Kerschensteiner (München). Generalsekretär ist Gustav Spiller (13 Buckingham Street, Strand, London), Sekretär für Deutschland ist Realschuldirektor Dr. Johannesson, Berlin N 65, Seestr. 61.

Der gemeinsame Unterricht von Knaben und Mädchen hat in den badischen Mittelschulen großen Umfang angenommen. Wie die „Statist. Mitt.“

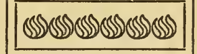
berichten, besuchten Ende 1907 1230 Mädchen, d. h. genau ein Viertel aller Mittelschülerinnen (abzüglich der Schülerinnen der Vorschulklassen und der Seminarkurse) die Knabenmittelschulen. Der Prozentsatz der Mädchen beträgt in diesem rund 7 pCt. der Gesamtfrequenz, in den Realschulen 16 pCt. und in den höheren Bürgerschulen sogar 36,6 pCt., ohne daß bisher über Unzuträglichkeiten etwas bekannt geworden wäre.

Ein Gesundheitsbulletin für Laien publiziert jetzt regelmäßig wöchentlich das Gesundheitsamt in Chicago. Es hat den Zweck, das Publikum in Sanitätsangelegenheiten der Stadt zu unterrichten und ihre intelligente Mitwirkung zu gewinnen. Der Inhalt besteht aus einem kurzen Bericht über die Gesundheitszustände der vergangenen Woche, mit einem Ueberblick über die damit verbundenen Pflichten der Gesundheitsbeamten: Beaufsichtigung und Isolierung infektiöser Krankheitsfälle, bakteriologische und andere Untersuchungen in den Laboratorien, Beschauen von Milch, Eis und Nahrungsmitteln, erste Hülfeleistungen bei Unfällen, Untersuchungen von Schulkindern usw. Das Bulletin wird jedem Arzt, Pastor, Oberlehrer und Zeitungsredakteur usw. für allgemeine Verteilung verabreicht. (The Lancet.)

Alkohol und Lebensdauer. Der 24. Jahresbericht der „Abstainers and General Insurance Company Limited" zeigt, daß die Ueberlegenheit der an der Abstinentenabteilung dieser Gesellschaft Versicherten, die seit Errichtung der Gesellschaft nachweisbar war, auch im letzten Jahre angehalten hat. Der Bericht meldet, daß in den Jahren 1885—1907 in der Abstinentenabteilung 97,384 Lebensjahre unter Beobachtung standen. Nach der von allen englischen Gesellschaften ihren Berechnungen zugrunde gelegten Sterbetafel wären 1672,2 Todesfälle zu erwarten gewesen, es sind aber tatsächlich nur 485, d. s. 45,2 pCt. der erwarteten Todesfälle eingetreten. Die Sterblichkeit der Abstinenten betrug daher nicht einmal die Hälfte der von den Versicherungsgesellschaften angenommenen Durchschnittssterblichkeit.



Bücherbesprechungen.



Plate, Dr. Ludwig, Selektionsprinzip und Probleme der Artbildung. Dritte Auflage, 493 S., 12 M., geb. 13 M.

Das Platesche Buch, das gegen die zweite Auflage hier in fast doppeltem Umfang vorliegt, ist als Handbuch sehr beliebt. Handbuch zu sein ist auch seine Aufgabe, kritische Zusammenstellung der ganzen Literatur über Artbildung und Darwinismus sein Inhalt. Diese Zusammenstellung ist hier Stärke, Kritik aber Schwäche. Gut und mit lobenswerter Schlichtheit geschrieben, frei von aller Schärfe, ist es leider auch frei von jener bestimmten Präzision des Standpunktes, die im Gewirr der Ansichten ein erstes Bedürfnis ist. Das Gummiband des Kompromisses ist bei ihm von erstaunlicher Elastizität, und die meisten Plateschen Ansichten sind bedingt durch „allerdings", „zwar", „einerseits — andererseits". Beispiele: S. 11 „Zweckmäßige Einrichtungen finden sich freilich noch in den Werkzeugen und Maschinen der Menschen, aber da diese Kunstprodukte sind und außerdem nicht der Selbsterhaltung, sondern irgendeinem Zwecke dienen, kann der Naturforscher sie von der Betrachtung ausschließen". S. 14: „Wachsen in einem Körperteil die Knochen zu besonderer Länge heran, so vergrößern sich in der Regel auch die Muskeln, Blutgefäße und Nerven in entsprechender Weise. Eine solche Zweckmäßigkeit im Aufbau und in der Korrelation der Teile kommt bekanntlich auch einer Maschine zu." In beiden Sätzen hat die „Maschine" stofflich nicht das geringste zu tun und ist nur ein Händedruck für die Ultra-Mechanisten. S. 18: „Die Pflanzen und fast alle niederen Tiere sind reine Reflexmechanismen; . . . erst bei Insekten und Wirbeltieren (NB.: die höchst »seelenvollen« Cephalopoden sind leider weggelassen) können gewisse Lebensäußerungen durch den Einfluß der Psyche modifiziert werden." Sie „können" also, mehr nicht; und die durch nichts bestimmte und erkannte „Psyche" taucht als vager Restbestand eines Kopfes auf, der eben noch sehr sanft die Maschine aus der Naturbetrachtung verwies. Vergl. ferner S. 389 (unten), 393, 434 . . .; sehr oft wird je nach Bedürfnis reine Selektion, direkte

Anpassung oder beide zusammen in Bewegung gesetzt, so daß löblicherweise für jeden Fall eine Erklärung in Greifweite ist; aber das hat Darwin gerade so gemacht, und Plate ist Alt-Darwinist. Oft ist ja zögernde Vorsicht am Platze, nie aber sind unvereinbare Begriffe wie „artbildende Auslese“ und „direkte Anpassung“ nebeneinander zu gebrauchen.

Auf S. 452 enthüllt sich die Torheit der Lamarckisten: Diese Leute glauben ersichtlich, man brauche nur ein Bedürfnis zu empfinden und einen „Wunsch“ (NB. ein rein anthropozentrischer Begriff) zu formulieren, und beides wird befriedigt. Es ist nicht recht, daß Plate bei seinen Gegnern solche Geschmacklosigkeiten voraussetzt; nie hat einer von ihnen für möglich gehalten, daß ein Einzelgeschöpf in einem Einzelfall auf Grund eines Bedürfnisses Neuerwerbungen mache, sondern selbst in langen Generationen geschieht das erst dann, wenn die Bedürfnisspannung dauernd eine gewisse Minimalgrenze überschreitet. Ueber diese Spannung als Energiemenge hätte Plate bei Pauly (und, zitiert, bei Lamarck) Kap. II und S. 61 Eingehendes lesen können; dann hätte er auch die unkluge Fußnote S. 3 weggelassen, in der Pauly der Unkenntnis der elementaren Psychophysik beschuldigt wird.

Hat sonach Plate die Neo-Lamarckisten oberflächlich behandelt und abgetan, so bietet er doch viel in seiner umfassenden Sachkenntnis, sowie auch in gelegentlich glücklichen und klaren Einzelerkenntnissen. Sein Begriff der „Somationen“ S. 287 ist sehr brauchbar; die Begrenzung des Begriffs „erworbene Eigenschaft“, S. 325/326, wenigstens nach der negativen Seite richtig, wenn auch die positive fehlt. S. 335 unten klingt sehr vitalistisch und gemahnt stark an Pauly, von dem er des weiteren leider übersehen hat, daß er sein Grundprinzip durch die ganze Welt des Seins, auch des Unorganischen, ausdehnt. So ist das Buch des gelehrten Verfassers im wesentlichen naturwissenschaftlich betont, kritisch-philosophisch aber unklar und verschwommen. Er ist „nicht der Mann, den Teufel festzuhalten“.

Dr. F. Kühner.

Eccardus, Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. 2 Bände. XVIII und 862 S. Berlin und Stuttgart 1907, Verlag von W. Spemann.

Das Buch ist dem „Andenken des preußischen Befreiungsediktes vom 9. Oktober 1807“ gewidmet, und der Geist der Freiheit durchweht das ganze Werk. Der Verfasser beklagt sich in der Einleitung, daß die Geschichte der Deutschen bisher, selbst von Karl Nitzsch, stets von oben herab geschrieben worden ist, stets vom Standpunkte der Kaiser, Könige, Fürsten und anderen großen Herren. Eccardus will ohne Tendenz, nur ehrlich zeigen, wie es wirklich war. Warum hat der Verfasser aber einen Decknamen gewählt? Sein Pseudonym soll ihm angeblich dazu helfen, daß sein Versuch, der erste dieser Art in Deutschland, einer möglichst unbefangenen Prüfung begegne. Daß sein Streben ehrlich ist, wird ihm jeder Leser zugeben, und man muß seine Freude an dem frischen Stil und der lebendigen Schilderung haben, auch wenn man nicht in allen Punkten des Verfassers politische Meinung teilt. Leider sind im Ton des Werkes auch manche recht derbe Ausdrücke untergelaufen, die man im Vortrage gewiß anwenden darf, aber in einer Druckschrift besser unterläßt. — Trotz der vielen Drangsal und Verknechtung ist unserem deutschen Volke eine gesunde Basis geblieben, die uns furchtlos der Zukunft entgegensehen lassen kann. Die große Geschichte unserer Väter will Eccardus aus der „Froschperspektive“ schildern, da „der Dauerzustand der Tiefe charakteristischer zugleich und wichtiger ist, als die zufällige Höhe“. Zu dieser Schilderung glaubt er ganz besonders berufen zu sein, weil es ihm vergönnt war, „den sozialpolitischen Völkerfrühling Deutschlands von 1881—1891 mit Bewußtsein und zuletzt, wenn auch an bescheidener Stelle, mitkämpfend erlebt zu haben“. Als Hauptrātsel ercheint ihm die Lösung der Frage, woher das tiefe Mißtrauen und Mißbehagen unseres heutigen Volkes rühre, obwohl es ihm materiell besser geht, als es ihm je gegangen ist. Der Lösung dieser Frage, wie der Verfasser sie gibt, werden kaum alle Leser ohne weiteres beistimmen. Die Mißstimmung soll nach ihm herrühren aus der Sehnsucht der Deutschen nach der einst genossenen, altgermanischen Gemeinfreiheit in Ding, Heer und Hufe. Diese Sehnsucht der Geknechteten, die ebenso stark wie der Glaube an die Kaiseridee im Volke wurzelt, fand ihren ersten Ausdruck im Bauernkriege, der Reaktion gegen voraufgehende Gewalttat und Entwürdigung. Für den Bauernkrieg hat Eccardus überhaupt eine besondere Vorliebe; denn seine Schilderung erfüllt das ganze XXI. Kapitel von S. 454—525, beansprucht also den zwölften Teil des Werkes. Das moderne Streben nach Gemeinfreiheit soll sich

nach der Meinung von Eccardus in der heutigen Sozialdemokratie spiegeln; diese soll nichts als „ein fortgesetzter Bundschuh“ sein. Was den Bauern 1524 und 1525 nicht gelang, das wollen nach dem Verfasser die heutigen deutschen Fabrikarbeiter: „sie wollen Reichsstand werden, bezw. bleiben“. Unter diesen leitenden Gesichtspunkten betrachtet Eccardus unsere Geschichte von Cäsar bis zu den letzten Reichstagswahlen, deren für die bürgerlichen Parteien günstiger Ausfall dem Verfasser durchaus Freude bereitet. Warum muß Eccardus aber am Schlusse mit gegen das preußische Wahlrecht agitieren? Das schadet nur dem Werke und stellt es leicht in die Reihe der Parteibroschüren! — Die „Froschperspektive“ ist nicht in allen Teilen gelungen; dazu reicht wohl auch noch nicht das vorhandene Material aus. Was Eccardus geschrieben hat, liest sich gut, nur sind die einzelnen Teile nicht gleichmäßig behandelt; der Stoff ist nicht sorgfältig genug gesichtet, und so federgewandt und belesen der Verfasser ist, so ist er doch kein geschulter Historiker. Das zeigen auch die angefügten Quellen und Hülfsmittel, wo neben guten Werken viele veraltete genannt sind und viele wichtige Werke fehlen. Den Beschluß macht ein sehr brauchbares, sorgfältiges Namen- und Sachregister, das beinahe 30 Seiten umfaßt. Dr. Konrad Fedde.

Grotjahn, Dr. med. Alfred, Krankenhauswesen und Heilstättenbewegung im Lichte der sozialen Hygiene. Leipzig 1908, F. C. W. Vogel. 406 S., 10 M.

Die Tatsache, daß seit etwa 15 Jahren allerorten im deutschen Vaterlande und ganz besonders in dem bis vor ein bis zwei Jahrzehnten auf diesem Gebiete etwas vernachlässigten Norden Deutschlands Krankenhäuser aller Art entstanden sind und jährlich mehr erstehen, hat sicher das Interesse weiter Volkskreise erregt; aber außerhalb des engeren Kreises der Fachgelehrten, insbesondere der staatlichen und kommunalen Statistiker und Volkswirte ist wohl kaum der Versuch gemacht, die Ursachen dieser vom Standpunkt der sozialen Fürsorge so erfreulichen Bewegung zu ergründen. Es fehlen zu diesem Versuch die allgemein verständlichen und allen zugänglichen Unterlagen; denn rein statistische Handbücher, wie das so verdienstvolle Krankenhaus-Lexikon von Guttstadt und die in medizinischen, hygienischen und volkswirtschaftlichen Zeitschriften, Handbüchern und Enzyklopädieen zerstreut erschienenen, oft recht wertvollen Aufsätze und Abhandlungen haben wohl ihre Leser immer lediglich in direkt interessierten fachmännischen Kreisen gefunden. Diesem Mangel wird das vorliegende Buch abhelfen, da es den gewaltigen Stoff auf 406 Seiten in übersichtlicher Anordnung, gründlich, ohne langweilig zu werden, und leicht faßlich bewältigt. Der Verfasser anerkennt nach meiner Auffassung zweifellos richtig als Entwicklungstendenz des gesamten Krankenhaus- und Anstaltswesens Deutschlands das bewußte und unbewußte Streben aller Beteiligten und Verpflichteten nach Hospitalisierung, d. i. vorübergehender Unterbringung der an akuten, heilbaren Krankheiten oder Unfallverletzungen leidenden Individuen und nach der Asylisierung, d. i. dauernder Unterbringung der an chronischem und unheilbarem Siechtum Leidenden, während die Fürsorgebehandlung sich als ein Zwischenglied einschiebt für jene Patienten, bei denen erst längere Beobachtung und ausgedehnte Behandlung erweisen kann, zu welcher Kategorie sie gehören.

Im ersten Teil werden eingehend erörtert als die treibenden Kräfte einmal in der Medizin, die Spezialisierung der medizinischen Sondergebiete und die Bevorzugung physikalischer Heilmittel bei der Behandlung chronischer Krankheiten, sodann in Volkswirtschaft und Gesetzgebung die konfessionelle und philanthropische Wohlfahrtspflege, die Steigerung der Aufwendungen der politischen Verbände für die Versorgung der Kranken und Siechen und schließlich der gewaltige Einfluß der sozialen Versicherungsgesetzgebung.

Im zweiten Teil werden sämtliche zurzeit bekannten Arten von Hospitälern und Asylen einzeln besprochen und durch theoretische Ergründung und Verwertung praktischer Erfahrungen und statistischer Ergebnisse die Fragen beantwortet nach

a) Notwendigkeit der Verallgemeinerung der Anstalten,
b) Kosten der Anstalten,
c) Einführung ökonomisch wertvoller Arbeit in dem Anstaltsbetrieb,
d) Zwang und Freiheit in den Anstalten.

Die am Schluß eines jeden der 16 Kapitel dieses Teiles angefügten Leitsätze bringen das logisch klare Ergebnis der vielseitigen überzeugenden Ausführungen.

Im dritten Teile werden die Entwicklungstendenzen des bis dahin in allen Einzelheiten und auf allen Haupt- und Nebenwegen umfassend verfolgten Strebens klargelegt. Dem Kenner der Verhältnisse muß sehr erfreulich sein, die bei Erörterung der Hospitalisierung der akut erkrankten Patienten aufgestellte, wirklich berechtigte Forderung, daß ebenso wie die Fürsorge für das einzelne Individuum zum Bau von allgemeinen und Spezialkrankenhäusern zwingt, die Rücksicht auf die allgemeine soziale Hygiene die alsbaldige Einrichtung von Seuchenkrankenhäusern zur erfolgreichen Behandlung und besonders zur wirksamen Bekämpfung der übertragbaren Krankheiten als notwendig und volkswirtschaftlich richtig anerkennt. Die in den Reichs- und den Landesseuchengesetzen für diesen Zweck vorgesehenen Bestimmungen würden weit sicherer und umfassender wirken können, wenn es wenigstens in dicht bevölkerten Gegenden möglich wäre, jeden Verdachts- und Erkrankungsfall einer übertragbaren Krankheit zunächst sicher zu isolieren und dann einwandsfrei festzustellen; in den meisten allgemeinen Krankenhäusern ist dies zurzeit aus Mangel an Raum, Aerzten und Pflegepersonal nicht möglich. Würde die ärztliche Leitung der Seuchenkrankenhäuser den staatlichen Gesundheitsbeamten, den Bezirks- oder Kreisärzten überall da, wo es irgend angängig ist, — und das wird zumeist durchführbar sein —, übertragen, so wäre einmal die einheitliche Durchführung der den anerkannten Ergebnissen der wissenschaftlichen Seuchenforschung und Behandlung entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen weit mehr als jetzt gesichert, und weiterhin auch die so bedenkliche und von ernsten Sachkennern beklagte Loslösung der staatlichen Gesundheitsbeamten von der praktischen ärztlichen Tätigkeit am Krankenbett beseitigt. Der Allgemeinheit würde mit dieser in vielen Bezirken unabweisbar notwendigen und überall volkswirtschaftlich ertragreichen Einrichtung noch dadurch genützt, daß die im Betriebe dieser Spezialkrankenhäuser gesammelten Erfahrungen der Seuchenbekämpfung mehr nutzbar würden, als es im allgemeinen Krankenhause bei der unvermeidlichen Zersplitterung der Kräfte und des Interesses möglich ist.

Die Ausführungen über Kriminalität, Vagabondage und Beeinflussung des Artprozesses und die Möglichkeit ihrer günstigen Beeinflussung durch Asylisierung der chronisch Kranken oder geistig defekten Individuen sind anregend und erschöpfend. Die Erörterung der ökonomischen Durchführbarkeit der Hospitalisierung und Asylisierung, sowie das Schlußkapitel über Zwang und Freiheit im Anstaltswesen sind reich an interessanten Einzelheiten und geben weder durch utopistische Forderungen noch durch kritiklose Verallgemeinerung Anlaß zu erheblichen Einwendungen.

Den Gesundheitsbeamten und Sozialhygienikern wird das Buch manche Aufklärung und sicherlich vielfache Anregungen geben, und es darf wärmstens empfohlen werden ihnen und allen denen, die sich schnell und sicher unterrichten wollen über diese für die Volksgesundheit und Entwicklungsfähigkeit so sehr wichtigen Fragen.

Möge das Buch recht viele aufmerksame Leser finden, die seine Lehren im Leben verwirklichen können und wollen zum Heile unseres Volkes!

Dr. Gasters.

Kohlbrugge, J. H. F., Die morphologische Abstammung des Menschen, kritische Studie über die neueren Hypothesen. Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde II. Stuttgart 1908, Strecker & Schröder.

Wenn der zweifellos kenntnisreiche und erfahrene Verfasser sich in scharfer kritischer, aber durchaus sachlicher Weise gegen die verschiedenen Theorien von Schwalbe, Kollmann, Hubrecht und Klaatsch wendet und dabei zu dem Schlusse kommt, daß „wir eigentlich noch nichts Sicheres“ wissen, daß „alles von neuem aufgebaut werden“ muß, so scheint mir das doch etwas zu weit zu gehen und die berechtigte Kritik auf die Spitze zu treiben. Besser machen ist bekanntlich die beste Kritik, und von jedem absprechenden Beurteiler verlangt man doch auch eine eigene Meinung zu hören; Kohlbrugge läßt es jedoch ganz unentschieden, „welche Auffassung am besten begründet sein dürfte“, und „will nur zu weiteren Forschungen anregen“. Was ich selbst an dieser scharfen Kritik auszusetzen habe, ist das, daß sie zu wenig Unterschied zwischen den einzelnen besprochenen Theorien macht, daß beispielsweise der gründliche, nie den Boden der Tatsachen verlassende Schwalbe, dessen „auf Grund vieler sorgfältiger Untersuchungen errichteter Bau“ sehr bewundert wird, doch nicht viel besser wegkommt als die anderen alle. Ich muß darum bezweifeln, ob die vorliegende Schrift solchen Lesern, die des eigenen Urteils entbehren, großen Nutzen bringen wird. Die Ansicht, „daß es psychologisch bei Völkern kein Höher oder Nieder gibt“, widerspricht so sehr den bekannten

Tatsachen, wonach einzelne Menschenrassen nicht nur in der leiblichen, sondern auch in der geistigen Entwicklung hinter den anderen zurückgeblieben sind, daß sie einer Widerlegung nicht bedarf. Auffallend und nicht gerade für die Gründlichkeit des Verfassers sprechend ist der Umstand, daß ein so bekannter Gelehrter wie Branco stets Branca geschrieben wird. In den einleitenden Bemerkungen wird zu begründen versucht, warum der mehr einschränkende Titel „morphologische Abstammung“ gewählt wurde. Ich muß das für überflüssig und unlogisch halten; denn auf welchen Standpunkt man sich auch stellen mag, des Menschen Abstammung muß eine einheitliche sein; sein Leib kann keinen anderen Ursprung haben als sein Geist. Allenfalls hätte die Ueberschrift lauten können: „Die Abstammung der Menschen, von ihrer morphologischen Seite behandelt.“ Ludwig Wilser.

Thon, Dr. J., Die Juden in Oesterreich. Heft 4 der Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden. Berlin-Halensee 1908, Louis Lamm. 160 S., 3,50 M.

Das unter Leitung von Dr. Artur Ruppin in Berlin-Halensee stehende Bureau für Statistik der Juden hat sich u. a. die Aufgabe gestellt, die Verhältnisse der Juden in den wichtigsten Kulturstaaten in Monographieen zu behandeln. Eine Publikation über die sozialen Verhältnisse der Juden in Rußland machte den Anfang; ihr schließt sich nun die vorliegende Arbeit über die österreichischen Juden an, und weitere Veröffentlichungen über die Juden in Deutschland, in Ungarn, Rumänien und Holland werden in Aussicht gestellt. Es ist zu wünschen, daß das verdienstliche Unternehmen nicht nur in diesem Umfang zur Ausführung gelangt, sondern noch weiter ausgebaut wird.

Die Anlage des vorliegenden Werkes wird gekennzeichnet durch die Kapitelüberschriften: Zahl und Verteilung der Juden; — Natürliche Bewegung der Bevölkerung; — Geschlecht, Altersgliederung und Familienstand; — Wanderbewegung; — Taufbewegung; — Schulwesen; — Umgangssprache; — Berufs- und Einkommensverhältnisse; — Kriminalitätsverhältnisse; — Geisteskranke. Das Buch enthält eine Fülle des wertvollsten Materials; wer sich für Einzelheiten interessiert, nehme es zur Hand. Dr. Thewaldt.

von List, G., Die Armanenschaft der Ariogermanen. Wien 1908, Verlag der Guido-von-List-Gesellschaft.

Schon im vorigen Bande (VI, 4) habe ich mich mit diesem Schriftsteller zu befassen gehabt, und mein Urteil über denselben ist nach dem Durchlesen des vorliegenden Büchleins nicht gemildert worden. Ich will den Leser nicht durch lange Auseinandersetzungen ermüden; wenn ich mitteile, daß der Verfasser die drei Hauptstämme der Germanen (es sind bekanntlich vier) „richtig“ als Ing-fo-onen, Armanen und Ist-fo-onen anführt und als „Nährstand, Lehrstand und Wehrstand“ deutet, so wird das für urteilsfähige Leute genügen. Nur noch eins, was hierher gehört: auf S. 51 leitet er die Ripuarier nicht von riva, Ufer, sondern von Ripu, abscheiden, ab; riva ist aber, wie jeder Quartaner weiß, gar kein lateinisches Wort. Erste und unerläßliche Vorbedingung aller Wortdeuterei ist Sprachkenntnis. Die in Wien gegründete Guido-von-List-Gesellschaft muß ich für eine Verirrung halten; denn die von ihrem „Verlagsleiter“ eingeschlagenen Wege führen nicht in das helle Licht der Wissenschaft, sondern in die wüste Dunkelheit der Mystik.

Ludwig Wilser.

Dammann, Dr., Die geschlechtliche Frage. Aufklärungen über ein dunkles Gebiet für Jedermann, insbesondere für unsere reifere Jugend. Leipzig 1908. Teutonia-Verlag.

In klarer volkstümlicher Sprache erläutert Verfasser die Aeußerungsformen des regelrechten, sodann die des krankhaften Geschlechtslebens, um im dritten Abschnitt vom „heutigen Stand des Geschlechtslebens“ zu sprechen. Während die ersten Abschnitte mehr im medizinischen Sinne gehalten sind, faßt der dritte hauptsächlich die sozialen Gesichtspunkte der Frage zusammen und gibt am Schluß allerhand praktische „Ratschläge für Liebe und Ehe“.

Das ganze Werk, das seinem Zweck entsprechend wesentlich Neues nicht bringt, ist ebenso frei von Lüsternheit wie von Prüderie und sollte in weitesten Laienkreisen gelesen werden. In ihm verbindet sich Sachlichkeit mit großer praktischer Erfahrung, die nichts Menschliches sich fremd erachtet.

Zu loben ist das Fehlen aller Fremdworte. Dr. G. Lomer.

Kohler, Josef, Moderne Rechtsprobleme. 128. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". B. G. Teubner, Leipzig 1907. 105 S., geh. 1 M., geb. M. 1,25.

In der vorliegenden Schrift wird eine Reihe von Problemen behandelt, deren Bedeutung weit über den Rahmen juristischer Fachwissenschaft hinausgeht, und die das Interesse jedes Gebildeten finden werden, dem die Erscheinungen menschlichen Zusammenlebens nicht gleichgültig sind.

Da ist zuerst das vielumstrittene Problem der Rechtsphilosophie. Als Probleme des Strafrechts werden Willensfreiheit, Strafrecht und sittliche Hülfe, Strafe und Sicherung, Kriminalität und Vorbeugungsmittel, endlich der Verbrechertypus behandelt. Daran schließen sich die Probleme des Strafprozesses, Beweiserhebung und Seelenlehre und das Schwurgericht an. Im Kapitel „Probleme des Genossenschaftsrechts" wird dem Leser ein Bild unserer voraussichtlichen genossenschaftlichen Entwicklung entworfen. Den Schluß bilden die Probleme des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Das Büchlein ist für einen weiteren Leserkreis geschrieben. Aber auch dem Fachmann sei es bestens empfohlen. Er wird darin vielfache Anregung finden.

Dr. Friedrich Kleinwächter jun.

Ungewitter, Richard, Diätetische Ketzereien. Die Eiweißtheorie mit ihren Folgen als Krankheitsursache und ihre wissenschaftlich begründete Verabschiedung, allgemeinverständlich dargestellt. Selbstverlag des Verfassers. Stuttgart 1908. 236 S., 2,40 M.

Wer die allgemeinverständliche Literatur der beiden letzten Dezennien über menschliche Krankheiten, ihre Verhütung und Heilung verfolgt hat und nicht nur die Arbeiten der Vertreter der „Schulmedizin", sondern auch die Erzeugnisse der Anhänger der „Naturheilkunde" gelesen hat, wird auf den 231 Seiten des flott zusammengeschriebenen Buches neues nicht finden, wohl aber recht vielen, oft widerlegten Irrtümern, für den angeblichen Zweck des Buches sicher wertlosen Uebertreibungen und unnötigen Gehässigkeiten begegnen. Der Verfasser will durch parteiische Auswahl, Gruppierung und Auslegung der aus wissenschaftlichen Werken, politischen Zeitungen, Reklame- und Streitschriften bei Freund und Feind entlehnten, wörtlichen und gedanklichen Zitate dem „Publikum" seine doch auch nur auf menschlichen — also dem Irrtum unterworfenen — Beobachtungen, Versuchen und Schlüssen beruhende Ernährungslehre und Heilweise als allein richtig und vernunftgemäß aufdrängen. Die gute Wirkung derartiger Tendenzschriften, den Anhängern anderer Anschauungen auf dem Gebiete der Lehre vom gesunden und kranken Menschen erneute kräftige Anregung zu geben, sowohl die eigenen Ansichten durch fortgesetzte Nachprüfung der gegnerischen Einwände wissenschaftlich einwandfrei zu erhalten und auch das praktische Handeln durch Vergleich der eigenen Erfolge und Beobachtungen mit denen im gegnerischen Lager allen wirklichen Fortschritten in Erkenntnis und Technik entsprechend zu gestalten, wird mindestens ausgeglichen, wenn nicht weit übertroffen durch den Schaden, welchen solche „Ketzereien" in der kritiklosen Bevölkerung anrichten müssen durch ihre vielfachen, erwiesenermaßen falschen Angaben und die durchweg teils mit dem edlen Pathos der ehrlichen Ueberzeugung, teils mit unverhüllter Gehässigkeit vorgebrachten Ausführungen, die fast immer bei sachlicher unbefangener Würdigung bestenfalls als einseitige und daher unrichtige oder unberechtigt verallgemeinerte Schlüsse oder unbewiesene Behauptungen einzuschätzen sind. Einem im alten Geleise gedankenlos oder träge fortwurstelnden Medizinmann könnte der „ketzerische Ungewitter" nützlich sein; dem zur Nachprüfung unfähigen Laien kann er nur schaden.

Dr. Gasters.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 6. — 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Rassenkreuzung und Fruchtbarkeit.

Dr. K. A. Wieth-Knudsen.

Während meiner Studien über den Zusammenhang zwischen den ökonomischen und demographischen Erscheinungen in Frankreich fiel es mir auf, daß die rein ökonomische Beeinflussung z. B. der Natalität in den verschiedenen Gegenden Frankreichs nicht allein recht kompliziert war, sondern daß eine ökonomische Erklärung nicht immer ausreichte für die oft sehr beträchtlichen örtlichen Unterschiede innerhalb der Geburtenhäufigkeit. Unter diesen Umständen mußte die Aufmerksamkeit sich auch anderen Kausalitäten und namentlich der Frage zuwenden, ob nicht doch physiologisch und psychologisch und zwar in gewissen Rassenunterschieden begründete Ursachen für die (eheliche) Fruchtbarkeit in Frankreich eine größere Rolle spielen, als man gewöhnlich annimmt. Als ich dann in de Lapouges: „Théorie d'infécondité par défaut d'accommodation réciproque" einen neuen, geeigneten Ausgangspunkt fand, entschloß ich mich, die genannte Frage auf Grund dieser Theorie soweit zu untersuchen, wie es mir möglich war, d. h. insoweit demographische Tatsachen sich heranziehen lassen. Zwar bin ich selber der Ansicht, daß medizinische und morphologische Untersuchungen auf diesem Gebiet viel weiter führen könnten; weil aber de Lapouges Theorie merkwürdigerweise solche noch nicht veranlaßt hat, darf ich die Leser bitten, vorerst mit meinem demographischen Versuch vorlieb zu nehmen. Indessen seien gewisse Hauptzüge der französischen Anthropogeographie vorausgeschickt, welche für die Beurteilung der gleich zu beschreibenden Theorie Lapouges von Belang sind.

Die älteste auf französischem Boden aufgetretene Menschenrasse wird zur Quartärzeit gelebt haben, deren Anfang wohl ein paar hunderttausend Jahre zurück liegt; als Stammvater dieser Rasse kann man den (tertiären) Neandertalmenschen ansehen, der bekanntlich im hohen Grade dolichocephal ist. Dasselbe gilt auch vom französischen Quartärmenschen aus der Cro-magnon-Rasse, dessen Kopfkapazität zudem noch größer als die entsprechende des heutigen Durchschnittseuropäers ist. Diese Rasse ist in Zentralfrankreich, insbesondere in

den Tälern von Vezère, Tarn und Aveyron, wie auch beim Saône- und Seinefluß, in Mentona und in Portugal gefunden worden.

Der Cro-magnon-Mensch wird aber während der Wanderungen der Steinzeit (ungefähr vor 10000 Jahren) von einer brachycephalen Rasse nach Süden hin gedrängt. Diese Rasse wird allgemein Homo alpinus genannt; ihr Ursprung ist aber ungewiß. Man kann zur Steinzeit wenigstens drei brachycephale Typen unterscheiden: die Ligurer in den Alpen zwischen Po und Rhône und an der Mündung der Loire; die Iberer namentlich in Aquitanien und auf den beiden Abhängen der Pyrenäen; die Kelten im Hochland der Auvergne, nördlich von den Ligurern und Aquitaniern bis zur Seine. Diese Typen der alpinen Rasse, die wohl damals, ebenso wie der Cro-magnon-Mensch, die Täler und Ebenen bevorzugt haben, findet man heutzutage noch in den Gebirgsgegenden Frankreichs, in welche sie von den um zirka 1600 v. Chr. aus Nordosten gekommenen dolichocephalen Galatern und germanischen Völkern hineingedrängt worden sind, die teilweise jetzt noch zwischen Mosel und Seine sitzen (Homo „europaeus"). Denn in den Gebirgen, wo für diese Eroberer immerhin mehr zu verlieren als zu gewinnen war[1]), hat der Homo alpinus seither in Frieden gelebt, und er ist aus natürlichen Gründen um so besser vor Rassenkreuzung bewahrt worden, je höher und mehr abseits er wohnte. Deswegen sind die Bretagnekelten weniger „rassig" als die Auvergnekelten, und diese wieder weniger rein als der Savoyardtypus. Die Iberer von heute (in den baskischen Provinzen), die bald dolicho-, bald brachycephal sind, mögen die ursprünglich südwärts gezogene Cro-magnon-Rasse sein, die sich mit ligurischen Bestandteilen gemischt hat.

Die jetzige französische Bevölkerung besteht demnach hauptsächlich aus zwei verschiedenen Rassen und deren Kreuzungen: nämlich den Nordfranzosen, die dem „gallischen", dolichocephalen des Homo europaeus-Typus am nächsten stehen, und den Südfranzosen, die in der brachycephalen Alpinus-Rasse[2]) ihre Wurzel haben. Auf die kriegerische Völkerwanderung des Altertums ist aber eine friedliche gefolgt, deren Strom sich hauptsächlich von den Gebirgen und mehr abseits gelegenen Landstrichen zur Ebene und zur Kultur ergossen hat. Diese Binnenwanderung, die insbesondere im 19. Jahrhundert große Dimensionen angenommen, hat nun zu einer derartigen Rassenmischung geführt, daß die Hauptmasse der französischen Bevölkerung schon jetzt aus Bastarden besteht, und dies ist namentlich der Fall in den tiefer gelegenen, leicht zugänglichen und fruchtbaren Gegenden. Wir werden aus der letzten französischen Volkszählung gleich ein Material vorführen, das diese Darstellung überzeugend bestätigt. Was aber gehen diese Tatsachen die menschliche Fruchtbarkeit und die Bevölkerungsfrage in Frankreich an?

Sehr viel, antwortet de Lapouge[3]); denn Kreuzung führt, wenn sie nicht gelingt (weil z. B. die betreffenden Rassen sich in gewissen

[1]) A. Dumont: Dépopulation et Civilisation. Paris 1890, S. 138.

[2]) Diese soll selber eine fixierte (gelungene) Mischung von Acrogonus (in den Cevennen, verschwindende Form) und Contractus sein; sie darf mit einer dritten Rasse, Type mediterranéen, nicht verwechselt werden. Letztere ist nämlich klein, dolichocephal und dunkel.

[3]) Recherches anthropologiques sur le problème de la dépopulation, veröffentlicht in der „Revue d'économie politique. Paris 1895, S. 1002 und 1896, S. 132.

Beziehungen zu fern stehen), früher oder später zur abnehmenden Fruchtbarkeit. In der Tierzucht spielt die Rassenkreuzung allerdings eine gewisse Rolle, aber nur, weil die Fruchtbarkeit dort durch strengere Auslese aufrechterhalten wird. Ist denn aber die Kreuzung von Nordfrankreichs (mehr oder weniger) dolichocephalem „Europaeus“ und Südfrankreichs brachycephalem „Alpinus“ nicht gelungen? Darüber äußert sich de Lapouge an anderer Stelle[1]) folgendermaßen: „Schon sehen wir in unseren Städten nur Individuen mit hellen Augen und dunklem Haar; lange Gesichter finden wir mit kurzen Schädeln vereint, Züge, die eigentlich für ein anderes Gesicht geschaffen scheinen, die Nase zu kurz, der Mund zu breit oder das Kinn zu groß. Die Arme sind zu kurz im Verhältnis zu den Beinen, oder auch die Beine zu lang für den Körper; der Bart hat eine andere Farbe als die Kopfhaare; die Brachycephalen tragen arische Köpfe.... Die inneren Widersprüche finden sich auch in den einzelnen Organen vor. Die Nase ist oft zu lang auf der einen, zu kurz auf der anderen Seite; die Augen sind verschieden gefärbt, oder der Augapfel steckt in einer Augenhöhle, die dazu nicht paßt; die beiden Hemisphären des Schädels, wie auch manchmal die beiden Beckenschaufeln sind unsymmetrisch. Auch die inneren Organe entgehen nicht dieser Disharmonie, indem auch sie von Rasse zu Rasse verschieden sind, insonderheit zwischen Brachycephalen und Ariern.“

Diese innere Nichtübereinstimmung ist es, was die Fruchtbarkeit der Mischlinge herabsetzt, besonders indem sie in vielen Fällen Asymmetrie oder schiefe Stellung des Uterus bewirkt oder die Menge von lebenskräftigen Spermatozoen vermindert; und bekanntlich erschwert namentlich die erstere Anomalie die Empfängnis. De Lapouge weist auf die Tatsache hin, daß es unter den Säugetieren Regel ist, daß das Weibchen schon bei der ersten oder zweiten Begattung empfängt, während dies beim Menschen sehr selten ist.

Das letztere Phänomen wird von de Lapouge nicht klargelegt; es ist aber den Demographen aus dem typischen Nachweis Coghlans[2]) wohlbekannt. Dieser schied aus seinem (australischen) Material zunächst diejenigen Ehen aus, in denen eine Geburt vor Ablauf von 9 Monaten nach der Hochzeit stattgefunden hatte, um die aus coïtus antenuptialis herrührende Fehlerquelle zu vermeiden. Die kürzeste Zeit, die hiernach zwischen Hochzeit und Erstgeburt verlief, war durchschnittlich ungefähr 16 Monate, und zwar in den jüngsten Ehen mit Frauen im vollkräftigen, gebärfähigen Alter (20—24 Jahre). Durchschnittlich trat somit unter den günstigst möglichen Umständen die erste Empfängnis ca. 7 Monate nach der Hochzeit ein. Und dieses meines Wissens noch nicht aufgeklärte Phänomen scheint regelmäßig unter den Kulturrassen der Jetztzeit aufzutreten. In Schottland war die zwischen Ehe und Erstgeburt im günstigsten Alter (20—24 Jahre) verlaufende Periode schon 1855 durchschnittlich über 17 Monate lang, im höheren Alter noch viel länger[3]).

---

[1]) L'hérédité dans la science politique, in der „Revue d'anthropologie“, 1888, S. 184.

[2]) The Decline in the birth-nate. Sydney 1903, S. 26.

[3]) Lewis: Natality and Fecundity. Edinburgh-London 1906, S. 96.

Die sich hieraus ergebende relative Verminderung der menschlichen Geburten tritt besonders bei den Bastarden hervor[1]), so daß — nach de Lapouge — viele französische Eheleute es bald aufgeben, die Empfängnis künstlich zu verhindern („la fraude"), weil sie die Wahrnehmung machen, daß die natürliche Fruchtbarkeit doch nur die gewünschte Zahl von zwei oder drei Kindern im Gefolge hat.

Dieses Sinken der Fruchtbarkeit wird beschleunigt durch psychologische Anomalien bei den Mischlingen, deren Familiengefühl (Freude an einer zahlreichen Nachkommenschaft) abgeschwächt ist, während der Geschlechtstrieb unverändert rege bleibt. Diesem Mangel an psychologischer Einheitlichkeit ist, wie wir später sehen werden, bisweilen mehr Bedeutung für die Kinderarmut in den gemischten Ehen zuzuschreiben, als der physiologischen Nichtübereinstimmung, und wir werden deshalb hier auch der Psychologie namentlich der beiden französischen Hauptrassen etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden müssen, als de Lapouge es bei der Entwicklung seiner „Théorie d'infecondité par défaut d'accommodation réciproque" getan hat. Dies ist um so leichter, als de Lapouge in einem anderen Aufsatz über „La dépopulation de la France" eine meiner Ansicht nach treffliche Charakteristik des Homo europaeus und des H. alpinus gibt. Er schildert nämlich die Typen in folgender Weise[2]):

„Der Langkopf hat große Bedürfnisse und geht unaufhörlich darauf aus, dieselben zu befriedigen. Er versteht sich besser darauf, Reichtümer zu erwerben, als solche zu bewahren; er häuft sie an und verliert sie mit Leichtigkeit. Abenteurer von Temperament, wagt er alles, und seine Kühnheit sichert ihm unvergleichliche Erfolge. Er kämpft, um zu kämpfen, aber nie ohne den Hintergedanken eines Vorteils. Jedes Land gehört ihm, und die ganze Erde ist sein Vaterland. Seine Intelligenz kommt in allen Graden vor und wechselt individuell von der Beschränktheit bis zum Genie. Es gibt nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen wagt, und wollen und ausführen sind bei ihm eins. Er ist logisch, wenn es ihm paßt, und er findet sich nie mit leeren Worten ab. Der Fortschritt ist sein stärkstes Bedürfnis. Von Religion ist er Protestant; in der Politik verlangt er nur, daß der Staat seine Tätigkeit achtet, und er sucht mehr sich selbst emporzubringen als andere herabzudrücken. Er erkennt schon von weitem seine persönlichen Interessen und ebenso die seiner Nation und seiner Rasse, welche er kühn für die höchsten Ziele vorbereitet."

„Der Rundkopf ist mäßig, arbeitsam, mindestens sparsam. Ohne daß es ihm an Mut fehlt, hat er doch keine kriegerischen Neigungen. Er besitzt Liebe zum Landbau und zur angestammten Scholle. Selten ganz unfähig, erreicht er noch seltener wirkliches

---

[1]) Lapouge: Recherches (1895) l. c. S. 1011: „J'ai attiré depuis longtemps l'attention sur l'asymétrie fréquente de l'uterus chez certains métis, et en particulier chez beaucoup de femmes de sang très melangé. Elle est plus fréquente chez les métisses d'alpinus."

[2]) Revue d'anthropologie 1887, S. 80. Die betreffenden Stellen sind — in einem anderen Zusammenhang — auch von Dr. Otto Ammon in seinem weltbekannten Werk: „Natürliche Auslese", S. 185—186, zitiert worden. Ich bediene mich deshalb hier seiner Uebersetzung.

Talent. Seine Ziele sind eng gesteckt, und mit Geduld arbeitet er an ihrer Verwirklichung. Er ist sehr mißtrauisch, aber leicht zu fangen mit Worten, bei denen er sich nicht die Mühe nimmt, die sachliche Bedeutung zu erfassen. Er ist der Mann des Herkommens und des gesunden Menschenverstandes. Der Fortschritt scheint ihm unnötig; er mißtraut ihm und verhält sich konservativ. Von Religion ist er Katholik; in der Politik hat er nur eine Hoffnung: die Staatshülfe, und nur ein Bestreben: alles Hervorragende gleich zu machen, ohne daß er das Bedürfnis empfände, sich selbst emporzubringen. Er erkennt sehr deutlich seine persönlichen Interessen; ebenso erkennt und begünstigt er die Interessen seiner Familie und seiner Umgebung, aber die Grenzen des Vaterlandes sind oft zu weit für seinen Blick. Bei seinen Mischlingen ist die Selbstsucht verstärkt durch den starken Individualismus des Langkopfes; der Familiensinn und das Rassenbewußtsein dagegen sind abgeschwächt."[1])

Bei solchen Gegensätzen der Charaktere kann es nicht wundernehmen, wenn die Fruchtbarkeit der Mischehen sich mit den Jahren schnell vermindert, wie es in den meisten französischen Ehen der Fall ist. Denn obschon die Gegensätze sich der landläufigen Meinung nach gegenseitig anziehen, ist es im Leben faktisch nur das Gleichartige, was dauerhaft zusammenhält. Der Kontrast ist vielleicht eine gute Grundlage für das Verlieben, aber ein weniger günstiger Boden für die Ehe, auf welcher doch die Fortpflanzung der europäischen Menschheit hauptsächlich beruht. Und auch ohne daß direkte Abneigung oder Streit entsteht, können die sich nach und nach herausstellenden Charakter- und Temperamentsunterschiede sich in einer gewissen Reserviertheit kundgeben, die auf die Kinderzahl der Ehe nicht ohne Einfluß bleiben wird, und unter deren Herrschaft der Egoismus und die Abneigung, sich den Beschwerden der Mutterschaft wiederholt zu unterziehen, leichter Platz greifen können. Es scheint von vornherein klar, daß unter 10000 Ehen von großer und beständiger Einheitlichkeit des ganzen psychologischen Habitus und gegenseitiger Anhänglichkeit der beiden Ehegatten — unter sonst gleichen Umständen — viel mehr Kinder im Laufe der Jahre geboren werden, als in anderen 10000 Ehen, die, ohne im entferntesten unglücklich zu sein, zum großen Teil schneller als natürlich zu einer gewissen Entfremdung geführt haben[2]).

Dumont gibt in seinem berühmten Werk: „Dépopulation et Civilisation" (Paris 1890) ausgezeichnete Nachweise von der Häufigkeit dieses letzteren Typus unter den französischen Ehen, obschon er sich nicht darüber klar ist, daß die inneren Reibungen zum Teil aus den Rasseunterschieden herrühren, sondern vielmehr geneigt ist, diese vorwiegend den religiösen Differenzen zuzuschreiben[3]). Aber auch diese können ja, wie wir wissen, tief im biologischen Urgrund der Rassen stecken und werden überhaupt mit den seelischen Ver-

---

[1]) Von mir gesperrt! Verf.

[2]) Aus dieser Betrachtung ergibt sich ungezwungen die große Bedeutung der echten Liebe für die Erhaltung und Verbreitung der Rassen, und auch die rassebiologische Immoralität der Vernunft- oder Geldheirat, die die höheren Gesellschaftsschichten nicht stützen, sondern untergraben.

[3]) Dumont, l. c. S. 277.

anlagungen der Rasse in Verbindung stehen. Charakteristische Beispiele der Folgen von Religions- und Rasseunterschieden für die Fruchtbarkeit der betreffenden Mischehen werden wir weiter unten noch anzuführen haben.

Jedenfalls kann unter Zuhülfenahme von psychologischen Tatsachen, die zweifellos den Menschenbastarden und den Mischehen eigen sind, auch das französische Zweikindersystem teilweise als Rassekreuzungserscheinung aufgefaßt werden, und der oben geschilderte Mangel an psychologischer und physiologischer Akkommodation der Rassen und ihrer Mischlinge liefert deswegen eine bis jetzt noch vermißte Erklärung für die französische Bevölkerungsstagnation in vielen Fällen, wo die ökonomischen Verhältnisse die tatsächliche Beschränktheit der Kinderzahl nicht rechtfertigen. Somit scheint es geboten, demographische Anhaltspunkte für die verminderte Fruchtbarkeit der stark gemischten Bevölkerungen zu suchen, was de Lapouge meines Wissens nicht getan hat.

Offenbar liegt es hier am nächsten, das Verhältnis zwischen den Binnenwanderungen und der ehelichen Fruchtbarkeit in Frankreich zu untersuchen.

Zu dem Zweck habe ich alle französischen Departements nach sinkender Reihenfolge der Promille-Zahlen geordnet, die laut der letzten Volkszählung von 1901 angeben, wie viele im Departement befindliche Franzosen im Verhältnis zu sämtlichen im Departement gezählten Franzosen außerhalb des Departements geboren waren. Innerhalb dieser Ordnung wurden dann die Departements in fünf Gruppen derart eingeteilt, daß jede tunlichst nahe dieselbe Zahl von gebärfähigen Ehefrauen (im Alter von 15—45 Jahren) enthielt, und auf diese Frauen wurden die entsprechenden Geburten verteilt. Die Berechnung ergab das folgende Resultat[1]):

Anzahl der Departements		Pro 1000 Anwesende waren in einem anderen Departement geboren 1901	Anzahl der Ehefrauen im Alter 15—45	Zahl der ehel. Geburten (einschließl. totgeb.) im Durchschnitt von 1901—02 p. 1000 Ehefrauen
(1)		(2)	(3)	(4)
Dep. Seine	1	574	522 900	121
I. Gruppe	13	485—230	848 400	146
II. „	20	220—170	876 100	150
III. „	18	166—128	852 800	167
IV. „	18	127—88	875 600	181
V. „	17	87—25	850 200	224
Ganz Frankreich	87	196	4 826 000	168
Frankr. ohne Dep. Seine			4 303 100	174

Obschon die Zahlen dieser Tabelle eine sehr beredte Sprache führen, indem die eheliche Fruchtbarkeit parallel mit zunehmender Rassereinheit der Bevölkerung stetig bis zur Verdoppelung steigt, müssen wir doch noch einen Kommentar dazu geben.

[1]) Das Material zur folgenden Tabelle findet sich namentlich im Recensement 1901, Tom. IV, S. 27; weiter (Kol. 4) s. Statistique annuelle de la mouvement de la population 1901—1902.

Was nämlich erstens den tabellarischen Maßstab der Rassenkreuzung, den die zweite Kolonne zum Ausdruck bringt, betrifft, so ist es klar, daß dieser nur als ein Symbol des Kreuzungsgrades der betreffenden Bevölkerungskreise aufgefaßt werden darf. Als solcher ist er aber sehr brauchbar, denn bei allen früheren Volkszählungen und sonstigen zuverlässigen Aufnahmen (bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts) war die Reihenfolge der Departements nach „Departementsfremden" wesentlich dieselbe[1]).

Man kann jedoch selbstverständlich keine einfache Proportionalität zwischen Rassenkreuzung und Zuwanderung erwarten; denn erstens wird die Wirkung der Wanderungen nach einigen Generationen etwas abgeschwächt, und zweitens hat ein großer Teil der Zuwanderung, z. B. oft aus benachbarten Departements, keine Rassenkreuzung im anthropologischen Sinne im Gefolge. So rekrutieren sich z. B. die nach dem Seinedepartement Zugewanderten zum größten Teil aus dem geographisch zunächstgelegenen Kreis von Departements, die in der Mehrzahl wahrscheinlich derselben nordfranzösischen Rasse angehören. Da man annehmen kann, daß die Anziehungskraft eines Departements auf die anderen im umgekehrten Verhältnis zum Quadrate der Entfernung steht, so begreift man, daß die Bevölkerung der entfernten, rein brachycephalen, südfranzösischen Gebirgsdepartements verhältnismäßig spärlich in dem Wanderungsstrom auftritt, der sich in die nordfranzösische Tiefebene ergießt, und daß man nur bei einem höheren Prozentsatz Zuwandernder erwarten kann, die Rassenmischung in die Erscheinung treten zu sehen. Mit dieser Betrachtung stimmt es aber sehr gut überein, daß die Wirkung unseres tabellarischen Kreuzungs-Symbols (Promille Departementsfremder) auf die eheliche Fruchtbarkeit sich am größten in den noch reinrassigen Departements der Gruppe V zeigt, und daß im übrigen eine Bevölkerungsmischung bis über die Hälfte der Anwesenden (574 ‰ im Seinedepartement) vorhanden sein muß, um erhebliche Wirkungen bei den Geburtsziffern hervorzurufen.

Man könnte noch einwenden, daß wahrscheinlich eine Verbindung zwischen der interdepartementalen Auswanderung und der ehelichen Fruchtbarkeit bestehe und zwar derart, daß, wo die letztere groß ist, sich auch starke Auswanderungsströme finden, die sich dann natürlicherweise den Gegenden mit weniger fruchtbarer Bevölkerung zuwenden müßten. Starke Zuwanderung und geringe eheliche Fruchtbarkeit könnte somit in einem rein automatischen Zusammenhang stehen, und unsere Tabelle würde in diesem Falle höchstens beweisen, daß es die geringe Fruchtbarkeit ist, welche die Zuwanderung bewirkt, nicht umgekehrt. Indessen bestätigt eine nähere Untersuchung einerseits keineswegs die genannte Annahme einer Verbindung zwischen hohem Auswanderungspromille und hoher Geburtsziffer in denselben

[1]) Siehe Recensement 1901, die Tabelle in Tom. IV, S. 106. Auch in früheren Zeiten ist die Richtung der Wanderungsströme, die allerdings erst im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichten, ungefähr dieselbe gewesen. Unter 501 Todesfällen im Hôtel-Dieu in Paris 1673 entfielen 117 auf eingeborene Pariser, 44 auf zugewanderte aus Isle-de-France, 45 auf solche aus der Normandie, 40 aus Orléanais, 38 aus der Champagne, 28 aus Bourgogne, 27 aus der Picardie usw. Siehe Levasseur: Population française, Tom. III, S. 313.

Departements. Einen diesbezüglichen statistischen Nachweis habe ich in meinem neuen Werk „Volksvermehrung und Fortschritt" (S. 177) geliefert. Andererseits kann die geringere Fruchtbarkeit im allgemeinen nicht die Ursache der Zuwanderung aus anderen Departements sein; denn die Binnenwanderungen hatten, wie schon dargelegt, im wesentlichen dieselbe Richtung und relative Stärke, noch ehe die jetzigen charakteristischen anthropogeographischen Unterschiede in der ehelichen Fruchtbarkeit sich entwickelt haben. Diese letzteren sind hier sekundäre, die Binnenwanderung und damit die vorwärtsschreitende Rassenkreuzung primäre Erscheinungen, und insoweit hier eine Kausalität besteht, kann es somit nur die von de Lapouge angenommene sein. Immerhin ist es, wie schon eingangs bemerkt, keineswegs meine Meinung, daß Tabellen allein die Theorie von de Lapouge beweisen können. Insofern aber die Ergebnisse der methodischen Statistik auf eine Gefährdung der menschlichen Fruchtbarkeit durch Rassenkreuzung hindeuten, ist jedenfalls eine neue der Bearbeitung harrende Hypothese (Arbeitshypothese) für die auf diesem Gebiet bis jetzt fehlenden medizinischen und morphologischen Untersuchungen gegeben.

Setzen wir nun unsere Betrachtung derjenigen demographischen Tatsachen fort, welche geeignet sind, ein Licht auf die Auffassung von de Lapouge zu werfen, so stoßen wir dabei gleich auf eine Erscheinung, die den Statistikern und Nationalökonomen schon viel Kopfzerbrechen gemacht hat, nämlich die auffallend geringe Fruchtbarkeit gewisser konfessionell-gemischter Ehen. Für Preußen gibt es eine Konfessionsstatistik, derzufolge die eheliche Fruchtbarkeit in den Jahren 1875—1900 folgendes Bild ergab:

Reine Ehen	in den	katholischen Ehen	5	Kinder
	„ „	evangelischen „	4	„
	„ „	jüdischen „	3,8	„
Mischehen	„ „	evang.-kathol. „	3,1	„
	„ „	christl.-jüd. „	1,7	„

In den Mischehen ist somit die Fruchtbarkeit durchschnittlich weit geringer, als in den reinen Ehen, und hauptsächlich wohl aus den oben hervorgehobenen psychologischen Gründen. Wo sich noch ausgeprägte Rassenunterschiede hinzugesellen, wie in den christlich-jüdischen Mischehen, sinkt die eheliche Fruchtbarkeit noch bis zur Hälfte der evangelisch-katholischen Mischehen, und bleibt demnach sogar hinter der Fruchtbarkeit der hyperzivilisierten Gesellschaftskreise zurück. Und da kein Grund zu der Annahme vorliegt, daß die Alters- oder Wohlstandsverhältnisse in den evangelisch-katholischen oder in den rein jüdischen Ehen erheblich von denjenigen der christlich-jüdischen Mischehen, und zwar zuungunsten von deren Fruchtbarkeit, abweichen, so liefert die Anwendung der Theorien von de Lapouge gewiß die beste Erklärung für diese Fruchtbarkeits-Anomalien. Denn es finden sich innerhalb der europäischen Nationen wohl kaum größere psychologische oder physiologische Rassenunterschiede vor, als diejenigen zwischen Semiten und „Ariern" — mindestens ebenso groß wie die oben beschriebenen zwischen den französischen Brachy- und Dolichocephalen.

Auch im Prozentsatz der Sterilität bei den Mischehen tritt die Heterogenität insbesondere der arisch-semitischen Mischehen recht

deutlich zutage. Nach der preußischen Konfessionsstatistik waren nämlich im Jahre 1895 kinderlos von den evangelisch-katholischen Mischehen 21 pCt., von den christlich-jüdischen 35 pCt., in ganz Deutschland dagegen nur 11 pCt. Diese Unterschiede sind zu groß, als daß sie auf dem gewöhnlichen Wege[1]) erklärt werden könnten, und erscheinen jedenfalls teilweise als Parallelen zu der aus der Tierzucht bekannten Tatsache, daß die Fruchtbarkeit bei Kreuzungen oft nur durch strenge Auslese aufrecht erhalten werden kann; eine solche Auslese besteht aber weder in der jüdischen noch in der christlichen Gesellschaft; vielmehr finden wir hier eher eine Kontraauslese, wie sie in der heutigen Gesellschaftsordnung, z. B. nach den Untersuchungen von Hansen (Drei Bevölkerungsstufen, München 1889), Ammon, Graßl (Blut und Brot) und mir bisweilen in die Erscheinung tritt.

Dagegen gibt die französische Sterilitätsstatistik eine weniger unzweideutige Antwort auf die Frage, ob z. B. physiologische Folgen einer Bastardierung zwischen H. alpinus und H. europaeus bei der sinkenden ehelichen Fruchtbarkeit eine Rolle mitspielen. Es scheint mehr die Einkinderehe und die vorzeitige Unterbrechung oder die vorzeitige Verminderung der Fruchtbarkeit charakteristisch für die Departements mit stark gemischter Bevölkerung zu sein. Dies widerspricht aber keineswegs de Lapouges „Theorie d'infécondité par défaut d'accommodation réciproque", die ebensogut die seltenen, in die ersten Ehejahre verlegten Geburten wie die absolute Sterilität umfaßt und erklärt.

Außer der Sterilitätsstatistik könnte man die Statistik der Knabengeburten heranziehen, indem die Forscher darin übereinstimmen, daß eine hohe natürliche Fruchtbarkeit gewöhnlich Hand in Hand mit einer verhältnismäßig größeren Zahl von Knabengeburten geht. So fand der ungarische Statistiker Kórösy in den Budapester Ehen mit mehr als 5 Kindern 112 Knabengeburten auf 100 Mädchengeburten, in den Ehen mit weniger als 5 Kindern aber nur 101. (S. Bulletin de l'Institut international de Stat., 14. Bd., Heft 4.) Und der bekannte französische Arzt Maurel sagt, daß „eine Herabminderung der Maskulinität immer eine Schwächung der Fruchtbarkeit oder der Geburtenhäufigkeit ankündigt"[2]). Nun ist aber tatsächlich die Maskulinität in Frankreich seit einem Jahrhundert in stetigem Rückgang begriffen. Sie betrug im Durchschnitt des Jahrfünfts 1801—05 1068 (pro Mille Mädchengeburten), von 1901—05 aber nur 1039. Ein ähnliches Sinken der Maskulinität macht sich auch in anderen Ländern mit abnehmender Bevölkerungsfruchtbarkeit bemerkbar, so in England und in Schott-

---

[1]) Man weist z. B. oft darauf hin, daß die Mischehen gewöhnlich den höheren sozialen Schichten der Nation angehören, deren Fruchtbarkeit an und für sich eine geringere ist. Erstens ist aber auch dieser Befund teilweise auf die von uns beschriebenen psychologischen Eigentümlichkeiten zurückzuführen, und zweitens bleibt noch der große Unterschied zwischen den Sterilitätsprozenten der evangelisch-katholischen und der christlich-jüdischen Mischehen unerklärt; denn es ist nicht nachgewiesen, daß die letzteren überwiegend höheren sozialen Schichten angehören als die ersteren. Andererseits setzt die Anwendung von de Lapouges Theorie eigentlich voraus, daß die westeuropäischen Juden selbst nicht mehr reinrassig semitisch sind, was auch zutrifft, wenn auch der Anteil fremden Blutes im Judentum sich nicht ziffernmäßig feststellen läßt.

[2]) E. G. Maurel: De la dépopulation de la France. Paris 1896, S. 127.

land[1]). Bei dem Umfang des Beobachtungsmaterials und der Regelmäßigkeit der Erscheinungen muß man zugeben, daß auch solche Tatsachen für Lapouges Auffassung sprechen, und zwar um so mehr, als an und für sich in der geringeren Geburtenhäufigkeit ein Moment liegt, das die Maskulinität etwas größer erscheinen läßt, als sie eigentlich sein sollte. Denn bei abnehmender Geburtenhäufigkeit machen aus natürlichen Gründen die Erstlingsgeburten einen immer größeren Teil der Gesamtzahl der Geburten aus. Die Maskulinität ist aber bekanntlich überall am größten bei den Erstlingsgeburten, und somit wäre an und für sich bei abnehmender Geburtenhäufigkeit ein Steigen der Maskulinität zu erwarten. Wo trotzdem das Entgegengesetzte eintritt, da müssen degenerative Tendenzen irgendeiner Art, z. B. mißratene Bastardierung, vorliegen.

Dies wird auch bestätigt durch die letzte noch zu erwähnende demographische Erscheinung in Frankreich, nämlich die Totgeburten und ihr Verhältnis zur ehelichen Fruchtbarkeit und zur Rassenmischung.

Allgemein gilt bekanntlich für die Totgeburten die Regel, daß ihre Zahl — unter sonst gleichen Umständen — eine steigende Tendenz aufweist, wenn die eheliche Fruchtbarkeit eine steigende ist, und wenn sie besonders gering ist. Diese Regel findet denn auch in der französischen Bevölkerungsstatistik ihre volle Bestätigung[2]).

Wenn man aber angesichts dieser Regel den Durchschnitt der Totgeburten für genau dieselben Departementsgruppen, wie in der Aufstellung unserer oben mitgeteilten Tabelle berechnet, — Departementsgruppen, deren Bevölkerungsmischung (von unten nach oben gelesen) stark zunimmt, — dann findet man das gewiß überraschende Ergebnis, daß die relative Zahl der nach dieser Skala geordneten Totgeburten ebenfalls zunimmt, obschon die eheliche Fruchtbarkeit, wie aus nachstehender Tabelle erhellt[3]), im Rückgang begriffen ist.

Anzahl von Departements		Pro 1000 Anwesende waren in einem anderen Departement geboren	Durchschnittliche Zahl der Totgeburten pro 10000 ehelich Geborenen	Zahl der ehelichen Lebendgeburten pro 1000 Ehefrauen v. 15—45 Jahren
I. Gruppe	17	25—87	382	224
II. „	18	88—127	402	181
III. „	18	128—166	428	167
IV. „	20	170—220	434	150
V. „	13	230—485	445	146
Dep. Seine	1	574	546	121
Frankreich	87	196	436	168

Die relative Zahl der Totgeborenen steigt demnach, trotz sinkender Fruchtbarkeit, ganz regelmäßig mit zunehmendem Kreuzungsgrad, und die aus diesem resultierende degenerative Tendenz erweist sich hier so stark, daß sie imstande ist, die Abnahme der Totgeburten zu überkompensieren, die sonst gewöhnlich mit abnehmender ehelicher

[1]) Weitere Details siehe in meinem oben genannten Buch S. 186 ff.

[2]) Siehe mein Buch „Formerelse og Fremskridt" (Volksvermehrung und Fortschritt), S. 189, Tab. 83.

[3]) Das Material findet man in der „Statistique annuelle du mouvement de la population en France", 1901, insbesondere S. CXXXVII.

Fruchtbarkeit (bis zu einem gewissen Grade) Hand in Hand geht. Dazu kommt, daß die Gesamtzahl der Totgeborenen das ganze Jahrhundert hindurch relativ zugenommen hat, und da die Fortschritte der ärztlichen Kunst auf diesem Gebiete unbestritten sind, so wird wohl auch die Totgeburtenstatistik im Sinne physiologischer Fruchtbarkeits- oder Gebärfähigkeits-Abnahme auszulegen sein, wenn man nicht zugeben will, daß die äußeren Lebensbedingungen sich — entgegen der allgemeinen Anschauung — verschlimmert haben.

So weit also haben wir auf rein demographischem Gebiet de Lapouge folgen und seine Auffassung durch selbständige Nachweise erhärten können. Zum Schluß wollen wir nun seine Theorie noch gegen gewisse, leicht vorauszusehende Einwände verteidigen.

Man könnte nämlich sagen, daß — die Richtigkeit seiner Theorie vorausgesetzt — Rassenmischung auch in anderen Ländern, wo der Verkehr verschiedene Rassen mehr und mehr miteinander in Verbindung bringt, die eheliche Fruchtbarkeit ungünstig beeinflussen müßte. Diesem Argument fehlt aber die Stütze. Denn was z. B. Deutschland betrifft, so sinkt hier wie überall die Geburtenhäufigkeit, speziell in Württemberg und Baden, welch letzterer Staat nach Ammons bekannten Untersuchungen dieselben Rassengegensätze in sich birgt, wie Frankreich. Auch Nordostamerika enthält ja ein ausgeprägtes Völkergemisch und gibt zugleich das Beispiel stark geschwächter Fruchtbarkeit. Dasselbe gilt von Australien, für welches Coghlan nachgewiesen hat, daß die eheliche Fruchtbarkeit unter den Durchschnitt sinkt, wenn die beiden Eheleute aus verschiedenen Gegenden oder aus verschiedenen Ländern stammen, und wenn sie sich zu verschiedenen Religionen bekennen[1]). Von den 1748 Geburten, die (pro 1000 Ehefrauen) während der Jahre 1891—1900 im Verhältnis zur Geburtenzahl 1871—80 weniger zu verzeichnen waren, schreibt Coghlan 236 der größeren Sterilität, 301 dem späteren Heiratsalter und 1211 dem Präventivverkehr zu. 15 pCt. der Fruchtbarkeitsabnahme ist demnach physiologischen Ursprungs, und ein guter Teil der 1211 präventiv verhinderten Geburten ist sicher im Mangel psychologischer Akkommodation begründet.

Nach alledem muß man somit bis auf weiteres mit der Möglichkeit rechnen, daß den von de Lapouge und mir hervorgehobenen Momenten eine gewisse Bedeutung für das Sinken der ehelichen Fruchtbarkeit innewohnt; und dies darf um so mehr betont werden, als die auf den einschlägigen Gebieten arbeitenden Statistiker und Oekonomen die Theorien von de Lapouge bis jetzt entweder gar nicht berücksichtigt[2]) oder sie so ziemlich „de haut en bas" behandelt haben[3]), ohne sie genau zu prüfen.

---

[1]) Coghlan: The decline in the birth-rate. S. 43 u. 34.

[2]) Wie z. B. Goldstein in seinem sonst trefflichen Buch: Bevölkerungsprobleme in Frankreich; Bertillon: Données nouvelles sur les lois démographiques (Journ. de la Soc. de Stat. de Paris 1904, S. 294 ff.).

[3]) Z. B. Dumont: Natalité et Démocratie. Paris 1898, S. 110.

Lamarck, Kant, Pauly.

Dr. F. Kühner.

Will man die Situation im Streit zwischen Lamarckismus und Darwinismus in Kürze kennzeichnen, so muß man zunächst sagen, daß Gelehrte sich in Ansichten bekämpfen, die sie in gewissem Umfang sich gegenseitig nur beilegen, somit in Angriff und Verteidigung aneinander vorbeistoßen, erfreut, daß der andere sie nicht getroffen hat. Denn Lamarck und derjenige seiner Anhänger, der sein Problem auf die schärfste Formel gebracht und vertieft hat, Pauly, untersuchen die Entstehung der organischen Zweckmäßigkeiten; Darwin-Weismann wollen die Entstehung der Arten erklären. Diese Probleme sind im besten Falle mit zwei Kreisen zu vergleichen, die sich zu einem Viertel ihrer Fläche decken, also „interferierende Begriffe“ nach dem Ausdruck der Logik. Man kann Bestandteile der Darwinschen Beobachtungen annehmen und dennoch Lamarck anhängen; mancher vermag auch aus dem Lamarckschen Prinzip etwas loszulösen und mit den Darwinschen Erklärungen zu vereinigen. Ein absoluter Denkwiderspruch ist damit noch nicht gegeben; dagegen bleibt es fraglich (und ist augenscheinlich zu bejahen), ob nicht die Darwinschen Erklärungen, gerade weil sie isolierte und engere sind, unter das Lamarcksche Prinzip sich subsumieren lassen, was geschieht, sobald Artkennzeichen als besondere Fälle von Zweckmäßigkeiten angesehen werden.

Zweckmäßigkeit ist etwas völlig anderes, als Artbegriff; das ist der Kernpunkt des ganzen Streites. Daß Artbegriffe eine Anschauungssache, also subjektive Feststellungen sind, muß als zweite Voraussetzung für die Untersuchung gelten, und die fortgesetzte Meinungsverschiedenheit der Gelehrten, welche beliebig Arten zusammenlegen oder differenzieren, beweist diese Notwendigkeit tagtäglich. Die wunderbarsten Zweckmäßigkeiten sind jenseits von der Artbestimmung durch alle Klassen der Organismen verteilt, und die Frage, wie kommt ein Auge (als optischer Apparat) zustande, ist abgrundtief neben der Frage, wieviele Augen hat diese oder jene Spinnenart. Zweckmäßigkeiten wie das Auge werden aber bei der Artbestimmung ebensowenig in Betracht gezogen, wie Physiologie überhaupt, die das Leben enthält; vielmehr werden Morphologie und Anatomie, die doch nur die Technika des Lebens darstellen, als Grundlagen der Artbestimmung herangezogen. Wie Cyclops im Gegensatz zu Daphnia Eintrocknung und Ausfrierung ihrer Gewässer überstehen, ist wichtiger, als ihre Beinpaare, ihre Gliederung usw.; und doch tritt dies im Artbegriff nicht auf, während der ganze Bestand der Art damit beantwortet werden kann. Keine gewaltigere Errungenschaft gibt es unter den höheren Vertebraten als die Warmblütigkeit; aber angesichts der bedeutenden sichtbaren Unterschiede zwischen Reptilien und Vögeln braucht sie bei der Artbestimmung gar nicht genannt zu werden. Die artbestimmenden Wissenschaften sind beschreibend und wenden sich an unsere äußere Anschauung; Biologie ist kausal erkennend und wendet sich an unseren Verstand.

In Lamarck hat diese grundlegende Unterscheidung noch bei weitem nicht die nötige Schärfe gewonnen. Seine Erklärung von der

Erwerbung von Zweckmäßigkeiten benützte er zum Aufbau der Deszendenzlehre, wozu er wieder den Artbegriff als rein äußerlichen Baustein verwenden mußte, um das Ganze plastisch zu machen, da gerade für die Abstammungslehre nichts sinnenfälliger ist, als die vertikale Erhebung der letzten Säugerformen über die Urtiere. Hier stand er seinerzeit in solcher Vereinsamung, daß neben dem Monumentalbau der Abstammungslehre nicht noch die biologische Vertiefung von ihm erwartet werden konnte, deren letzte Paulysche Folgerungen ein Forscher des 18. Jahrhunderts nicht zu geben vermochte. Dennoch hat er bereits ihr Grundelement, das Psychische, erkannt; denn weit über dem sekundären Teil, Gebrauch und Nichtgebrauch von Gliedmaßen (= Zellen, Zellverbänden, Organen, ...) steht in der Kausalreihe die primäre Erkenntnis des Bedürfnisses. Hier ist der letzte Punkt erreicht; hier hört Lamarck auf und fängt Pauly an.

Die Feststellung von Arten hat mit der Feststellung aller Einzelheiten, die nur irgendwie unser Bewußtsein zu erfüllen vermögen, das gemein, daß sie eine rein orientierende, eine rein praktische ist; dieses Primitiv-Praktische, gleichartig in der Unterscheidung von Stühlen, Sesseln, Schemeln und Sofas, wie in der auf feinster Beobachtung beruhenden von Bakterien, Pilzen, Oligochäten oder Entomostraken, reicht herunter bis zu der ureinfachen Feststellung von „Reichen", die Volksschüler wie Gelehrte ohne weiteres als gegeben ansehen, als Pflanze, Tier, Mineral. Der Arbeitswert dieser Bestimmungen ist ein unbedingter, der Erkenntniswert gering und durchaus der Kritik zugänglich. Man „erkennt" nichts, wenn man Flagellaten einmal zu den „Pflanzen" und dann zu den „Tieren" rechnet; denn mag auch hier, wo die zwei Kurvenäste der Parabel zusammenlaufen, ihr Scheitelgebiet äußerst klein geworden sein, so ist das von geringem Belang, und es erscheint als eine aprioristische Forderung jeder genetischen Biologie, daß gerade dieses Grenzgebiet vor Urzeiten einmal die ganze Organismenwelt umfaßt hat. Liegt aber im Artbegriff selbst kein Moment der Erkenntnis, so liegt auch keines in der Untersuchung der Artentstehung, sofern sie nur als solche und nicht als Erwerbung von Zweckmäßigkeiten angesehen wird. Es gibt keine Art in der „Natur", sondern nur eine in der bestimmenden Urteilskraft. An dieser Stelle muß jeder Gegner seinen Angriff ansetzen.

Darwin hat die Arten und ihre Varianten untersucht, inwiefern sie Bestimmungsunterschiede besitzen und behalten, nicht aber inwiefern diese Unterschiede ursächlich entstanden. Seine Variante ist bloßer Einzelfall, Objekt; an ihm greifen beliebige Wirkungen an, die ebenfalls keine ursächliche Beziehung zu ihm haben, die, wenn man sie als gegeben setzt, nicht Notwendigkeit erkennen lassen, sondern nur auf Grund von Beobachtungen Wahrscheinlichkeit (z. B.: es ist oft oder meistens beobachtet worden, daß so oder so abweichende Varianten zugrunde gehen). Solche Wahrscheinlichkeiten können bis an die Grenze der Regelmäßigkeit bejahend eintreffen und dadurch die beschreibende Naturwissenschaft erheblich fördern; nie aber sind sie Erfahrungen, weil ihnen die Kausalität in ihrem Wesen fehlt, nämlich die Nötigung, daß, wenn das eine Glied gesetzt wird, auch das andere gesetzt werden muß, ohne daß eine Vertauschung dieser Reihenfolge in der Zeit möglich ist. Wenn eine Variante entsteht,

entsteht sie ursächlich; wenn sie zugrunde geht oder gesteigert (erhalten) wird, geschieht auch dies ursächlich: es sind dann zwei Kausalreihen vorhanden, und die Stelle, wo sie sich schneiden und ein Glied gemeinsam haben, nennt man Zufall. Die Wahrscheinlichkeitssteigerung des Zufalls aber, und sei sie noch so weitgehend, kann nicht ein Gesetz oder eine Erkenntnis sein. Dies ist die zweite Voraussetzung, die der Gegner zu widerlegen hat.

Zieht man die gefundenen Ergebnisse, nämlich daß der Artbegriff ein subjektives, bestimmendes Urteil, und daß Zufall kein Gegenstand der Erkenntnis ist, zusammen, so wird es evident, daß die Darwinschen Erklärungen kein „Prinzip" sind. Es sind Einzelfälle der Beobachtung, von denen gesagt werden muß, daß sie nicht die Grundlage für objektive Forschung sein können. Indem so Darwin als Philosoph nicht gelten kann, tritt er um so bewundernswerter als Naturforscher auf, dessen Aufgabe gerade ist, Einzelfälle von Beobachtungen zusammenzustellen und hierin wieder Einzel-Kausalreihen aufzufinden.

Umgekehrt verfuhr der Philosoph Lamarck. Er erkannte, daß ein immer gleichwirkendes erstes Glied eine Reihe anderer notwendig nach sich zog, und somit eine Gesetzmäßigkeit stattfand. Dieses erste Glied (welches weiter rückwärts zu verfolgen dem modernen Physiologen offen steht, obwohl daraus weitere Erkenntnis für unser Problem nicht zu gewinnen ist) — ist das Bedürfnis (le besoin). Es löst „Handlungen", im weitesten physiologischen Sinn, aus; die Handlungen erzielen Lösung des Spannungszustandes, nämlich Befriedigung, nichts weiter, vor allem keine begrifflich vorhandenen Zwecke, die man der Lamarckschen Lehre so gerne unterschiebt. Mag also eine weitere Folge unter Umständen sogar nachteilig sein, so ist Bedürfnis — Handlung — Befriedigung die ewig gleiche Grundformel organischer Vorgänge. Lamarck gibt sie, der Philosoph Lamarck; die Reihenfolge kann nicht verändert werden, sie ist ein kausaler Grundkomplex, ein Erkennungsprinzip.

So muß denn den Mechanisten immer von neuem gesagt werden, daß man Kant in seinen endgültigen kritischen Untersuchungen über Kausalität und Zweck zwar beiseite lassen und fröhlich darauflos „Tatsachen" ermitteln kann, zugleich aber nicht verhindern kann, daß diese „Tatsachen" nur auf die Gesetzmäßigkeiten unseres Verstandes bezogen Sinn haben. Vor allen „Tatsachen" ist die Voraussetzung ihrer Beziehung zu uns, der Verstand, zu untersuchen, dessen größter Erforscher eben Kant gewesen ist. Dieser Mann, der die Türklinke aller Naturforschung in der Hand hat, war nicht kindlich-tatsachenfromm, wie jene, die da sagen: es gibt nur Dinge; er sagte nicht, die Natur „ist" usw., sondern „die Natur wird ... so vorgestellt, als ob ein Verstand den Grund der Einheit des Mannigfaltigen ihrer empirischen Gesetze enthalte"[1]). Welch tiefe Lehre der Bescheidenheit für die

---

[1]) Einleitung zur Kritik der Urteilskraft, ed. Kehrbach, Reklam, S. 18. — „Natur" ist selbstverständlich in allen ihren Einzelbetätigungen und Formen gemeint. Uebrigens zieht damit keineswegs die Erkenntnistheorie als Herrin in unser Gebiet ein, wie wohl ein Mechanist behaupten könnte. Sie stellt vielmehr nur fest, daß in unzähligen Fällen die Genese eines Zweckerfüllenden nicht anders „begriffen" werden kann, als vermittelst des „Begriffes" Zweck, für dessen Auftauchen im beurteilenden Verstand dann eine gleiche Nötigung vorhanden ist, wie für die Kategorie der Kausalität.

Männer der Tatsachen! Auf dieser Lehre muß aufgebaut werden, was Realismus der Naturforschung sein soll. Der uns das erneut und sehr zur rechten Zeit vorgemacht hat, ist August Pauly.

Indem Lamarck den Grundkomplex jedes organischen Vorgangs ermittelte, hat er den Ausgangspunkt aller wahren Biologie erkannt; in „objektiver“ Fassung zwar und ohne Erkenntnisfrage; das aber muß ihn ja den Tatsachenmännern nur um so näher bringen. Für ihn lag „Zweck“ noch in den Dingen selbst, nicht in der reflektierenden Urteilskraft. Pauly hat hier, und mit Recht, ohne weiteres angeknüpft; denn seine Aufgabe ist nicht Erkenntnistheorie. Er hat das gefundene Prinzip als praktischen Einzelfall zergliedert, und somit verdient die vertiefte Lamarck-Paulysche Lehre in ihrer kritischen Neugestaltung einen stolzeren Titel, als ihn der bescheidene Buchtitel „Darwinismus und Lamarckismus, von A. Pauly“ erkennen läßt, den Titel: Prolegomena zu einer jeden künftigen Naturphilosophie, die als Wissenschaft wird auftreten können. Hier ist schärfster Kritizismus und reinster Monismus, Monismus, der einen ehrfürchtig stimmt, da er in seiner Grundlage engbegrenzt, in seinen Konsequenzen allumfassend ist. Nur Spinoza hat, rein geistig, einen ähnlichen Monismus geschaffen.

Die zu untersuchenden Elementarvorgänge lassen sich nur äußerst schwierig mit dem gegebenen Wortmaterial in die Vorstellung übertragen. Pauly hat darauf verzichtet, neue Fremdwörter zu schaffen; so mußte er den Begriffsinhalt der vorhandenen Worte bedeutend erweitern, was beim ersten Lesen seines Buches hemmend ist. Wenn man Vorstellungen (die stets an Worte gebunden und mit weitverzweigten Assoziationen belastet sind) verknüpft, so entsteht ein Urteil; diesem Vorgang liegt aber ein Primitivvorgang zugrunde, den man sich als frei von Wortvorstellung und allen Nebenbestandteilen zu denken hat; noch weiterhin vereinfacht er sich, sobald sein Inhalt nur in verknüpften Empfindungen beruht; doch läßt sich auch dann, so fremdartig es zunächst berührt, kein sinngemäßeres Wort als „Urteil“ finden[1]). Zu diesem Terminus führt ferner die notwendige Forderung einer Einheit im Wesen jeder Urteilsentstehung aus Verknüpfung von Vorstellungen. Für den wissenschaftlichen Kulturmenschen sind die Vorstellungen eines Einzellers zunächst nur denkbar, nicht vorstellbar; sie sind aber eine aprioristische Forderung jedes Monismus. Man mag als Vergleich in der Organismenreihe nur die oberste Spitze ab-

---

Die exakte Forschung hat aber dabei stets die Verpflichtung, die Anwesenheit des Zweckerfüllenden in diesen unzähligen Fällen experimentell nachzuweisen, wie Pauly fordert; das Experiment zeigt dann, daß das zunächst als bloß zweckerfüllend Erkannte ein richtig Zweckmäßiges auf Grund eines Urteils ist. Der Mechanist, der das bestreiten will, hat entweder den Monismus aufzugeben, sobald er sich an die Kritik menschlicher Zweckhandlungen macht, womit er sich dem Jesuiten Erich Wasmann oder dem Botaniker Reinke zugesellt; oder er hat auch die Zweckhandlungen des Menschen als „rein mechanisch“ anzunehmen, womit dann das „Rein-Mechanische“ seine letzte Schönheit und Komik erreicht hat.

[1]) Der von vitalistisch-biologischer Seite gebrauchte Ausdruck „Reizverwertung“ ist ein guter Arbeitsbegriff und hat den Vorzug, noch ganz assoziazionenrein zu sein; doch gewährt er keinen Einblick in den Urvorgang, ist auch mit ihm nicht identisch (wie Kohnstamm meint; vergl. Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, II, Heft 5, 6), da er nur dem zweiten Teil, der Bedürfsbefriedigung, gleich ist.

brechen (den modernen Forscher selbst) und sich erinnern, mit welcher Leichtigkeit der Naturmensch seine Vorstellungen mit denen der Tiere wechselseitig zu vertauschen gewohnt ist, indem er deren Innenleben mit naiver Sicherheit dem seinen gleichstellt, während wir größere Schwierigkeit entdecken, unsere Vorstellungen mit denen unserer Kolonialeingeborenen in Einklang zu bringen, — ein schönes Maß des Abstandes. Man hat „Vorstellung" in ihrem innersten Wesen nicht als Denkakt, sondern als Primitivzustand anzusehen. Es ist eine unentrinnbare Konsequenz, daß diese Zuständlichkeit dann notwendig mit allen Stoffen, d. h. allem, was unserer Wahrnehmung zugänglich ist, verknüpft ist. So führt Pauly über Lamarck weit hinaus und sogar gegen ihn den Universalpsychismus neu ein, auf exakter, dem Experiment zugänglicher Grundlage, obwohl seine Lehre sich, soweit sie bis heute abgeschlossen ist, auf das Organische beschränkt. Das Experiment knüpft an jenem äußeren stofflichen Teil des finalen Urvorganges, dem Mittel an, der damit aus vier Gliedern besteht: Bedürfnis — Erkenntnis des Mittels — ausgelöste Handlung — Befriedigung. Natürlich ist der Urkomplex etwas anders, je nachdem die Erkenntnis des Mittels ein Neufinden oder ein Erinnern ist; alle diese Worte sind als Primitivzustände zu denken, wozu einige Geduld und Gewöhnung gehört. Das Mittel als Bestandteil jeden teleologischen Vorgangs hat Pauly allein und als erster erkannt; das Wort „Mittel", wie es Kant in der Kritik der Urteilskraft (S. 247) gebraucht, ist rein äußerlich und hat gar nichts damit zu tun.

Organische Zwecktätigkeit ist, genau wie die Zwecktätigkeit des Menschen (die nur ein Spezialfall ist) im Individuum, d. h. in dem bedürfnisempfindenden Subjekt beschlossen; mögen auch die Zweckhandlungen in ihrem Befriedigungsergebnis äußerlich sein, so ist dennoch nur Rückwirkung auf das Subjekt das letzte Glied. Eine Difflugia baut aus Kieselsplitterchen ihre Hülle: das Mittel ist eins. Der Maulwurf sammelt Regenwürmer und hebt sie zu späterer Verwendung dadurch auf, daß er ihnen die Kopfsegmente abbeißt: die Mittel sind zwei. Mögen sie auch drei, vier, oder beim Menschen zehn sein, so geht unfehlbar das letzte Glied wieder zu dem Subjekt zurück, zu dessen Befriedigung: hier, und hier allein, ist Anfang und Ende des circulus finalis. Es ist sonach Metaphysik, die nur in der Theologie daheim sein kann, zu sagen „die Natur" habe dies und jenes zu einem „Zweck" geschaffen. Niemand weist diese Metaphysik schärfer zurück als Pauly, der nicht müde wird zu versichern, seine psychisch wirkende Ursache sei physisch und meßbar und dem Experiment zugänglich. Ihn geht es jedenfalls nichts an, wenn die letzten 20 Jahre mannigfache und fragwürdige Vitalismen ergeben haben.

Der Lamarck-Paulysche finale Urvorgang soll als Arbeitsprinzip Erfolge ergeben. Leider läßt sich nun Pauly vielfach dazu verleiten, einerseits den festgefügten Ausgangspunkt zu verlassen und Darwins „Prinzip" da zu bekämpfen, wo dieses gänzlich aufhört, etwas anderes zu sein, als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung mit Beobachtungsreihen, so daß er ihm eigentlich durch seinen philosophischen Angriff einen philosophischen Inhalt zu supponieren scheint, den er nie haben kann; andererseits übersieht er, daß auch außerhalb des finalen Urvorganges

noch Kräfte wirken, die in der Richtung des Zweckes sekundär verarbeitet werden können; drittens scheint er nicht immer zu beachten, ob ein oder mehrere interkurrierende und konkurrierende Kausalreihen das teleologische Bild komplizieren. So findet man neben einer Reihe glänzender Beispiele der direkten zweckmäßigen Anpassung eine extreme Ueberspannung des Prinzips, wie im XIII. Kapitel (Ueber die teleologische Reaktionsfähigkeit der Vogelfeder). Hier werden den verhornten Teilen teleologische Beziehungen zum Gesamtorganismus beigemessen, die niemand, auch kein Paulynist, in dieser Form annehmen kann. Sicher ist, daß (S. 280, 281) „der Organismus die Verhornung als Mittel anwendet"; ebenso sicher aber und dem Experiment zugänglich, daß der einmal zweckmäßig verhornte Teil dann keine weiteren Reaktionen mehr zeigt. Die fertige Feder des Vogels und das fertige Horn des Nashorns sind endgültig, sind physiologisch tot, sind Resultate, die ersetzt werden können nur von der Stelle aus, wo nachweislich Reaktionen stattfinden: in der Epidermis, der Federpapille usw. Auch ist die Nebeneinanderstellung des ersichtlich lebenden Bindegewebes, das dem Kreislauf angeschlossen ist, mit dem toten (wenn auch noch so zweckmäßigen) Hornteil nicht zulässig. Erst wenn experimentell erwiesen ist, daß die fertige Feder in ihren fertigen Teilen noch zweckmäßige Veränderungen erkennen läßt, bei denen keine mechanische Erklärung zulässig ist, kann man diesen Widerspruch fallen lassen. Man kann sich nicht, der Tragkraft eines einzigen Erklärungsprinzips vertrauend, in den Weltraum der Dinge und Möglichkeiten begeben. Es gibt noch sehr vieles im Organisch-Zweckmäßigen, was dieser Formel einen spröden Widerstand entgegensetzt, und da kann auch Pauly ruhig alte sekundäre und äußere Beobachtungstatsachen als nicht zweckmäßige, aber zweckerfüllende[1]) Wirkungen in ihrem durch ihn sehr reduzierten Besitzstand lassen — z. B. die Variante. Auch wenn die Variante nicht arterzeugend ist (was uns nichts angeht, da hierin kein Problem enthalten ist) und noch weniger zweckmäßig, so ist sie, sie existiert; ja noch mehr: es ist eine aprioristische Forderung für den Wahrnehmungen beurteilenden Verstand, daß es stets und nur Varianten gibt, da die absolute Identität von Organismen eine leere Abstraktion des Geistes ist. Statt also die Variante kritisch zu vernichten, was Pauly augenscheinlich tut, ergreifen wir sie liebevoll und rücken sie in das Licht des finalen Urvorganges. Da finden wir, daß sie keine fertige neue Zweckmäßigkeit besitzt, sondern nur gewisse kleine Vorzüge, die für sie zum Mittel werden, das sich dem Bedürfnis darbietet. Dabei ist nichts von Mechanik, von „Sieb", von toter Auslese. — Dann der „Kampf" ums Dasein und die Auslese. Objektiv steht fest, daß eine Ueberzahl von Organismen erzeugt wird, daß von diesen wieder eine Ueberzahl im Jugendzustand zugrunde geht. Warum? Ist „Zufall"[2]) ein

---

[1]) Vergl. meine Ausführungen dazu Pol.-anthr. Revue IV, 521, wo allerdings die biologischen Ansichten nicht klar formuliert sind. Ganz unabhängig davon hat Kurt Gräser dasselbe ausgeführt in der Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, Band I, 252.

[2]) Ein anderer, philosophisch ganz unklarer Gelehrter, M. C. Piepers, erhebt in seinen zwei Bänden „Mimicry, Selection, Darwinismus", den Zufall nahezu zum einzigen Erklärungsprinzip.

erkenntnisreicheres Wort als „Auslese“? Sterben sie ohne causa efficiens? Sterben sie nach einem Gesetz? Dann muß uns Pauly sagen, nach welchem! Wir formulieren für ihn: diejenigen sterben, und sei's auch nur in einem Prozentsatz von 49 Minusvarianten gegen 51 Plusvarianten, die die dargebotenen Mittel nicht zweckmäßig auszunützen wissen. In jedem Aquarium, jeder Kinderstube, jeder sozialen Statistik tritt uns das entgegen; und es ist in keiner Weise arterzeugend, sondern nur artbefestigend. Aber so seltsam verführerisch ist die lyrische „Beschleunigung“ in der Seele dessen, der eine neue Erkenntnis gefunden, daß sie ihn weit über das Ziel, sogar über seine Absicht, ja selbst über seine Ansicht hinaus übertreiben läßt: so freut sich Pauly, daß er (S. 36—37) einen Hecht gefunden hat, der unter tausenden normaler Fische mit verkrüppeltem Oberkiefer sich am Leben zu erhalten wußte; und er nennt ihn „Sieger im Kampf ums Dasein“, bloß weil er, die Gunst einer Seebucht ausnutzend, notdürftig am Leben blieb, wenn auch jedenfalls nie zur Fortpflanzung kam. Wo hier der Zweck ist, weiß niemand, und fast scheint es, als seien die Exemplare mit normalem Oberkiefer die Unterlegenen diesem Sieger gegenüber. Uebrigens ist in dem Ausdruck „Kampf ums Dasein“ das Wort Kampf doch etwas sehr anderes als wüste Meuchelei[1]), und auch der Zufall wird leicht im Eifer als etwas Blind-Blödsinniges vorgestellt, was nicht gerechtfertigt ist.

Lamarck und seine Zeit zogen Vererbung nicht in Frage; es fehlten ihnen hierzu alle Erfahrungsgrundlagen. Auch diese Frage ist, auf rein philosophische Grundlage gestellt, der Ausgangspunkt gänzlich anderer Wege, als vom Keimplasma aus. Man muß nur einmal den Ausdruck „Vererbung erworbener Eigenschaften“ hinreichend zerpflücken, um zu bemerken, daß nicht in einem einzigen dieser Worte definitiv feststehende allgemeine Vorstellungen enthalten sind, woraus sich die Folgerung ergibt, daß weitgehendste Umformungen in der Fragestellung nötig sind, um ein aussichtsreiches Arbeitsprinzip zu gewinnen. Der erste praktische Vorstoß gegen die alte Formel erfolgte seinerzeit in der Aetiologie der Schwindsucht; die neue, sehr wertvolle Antwort war: nicht die Eigenschaft (= Krankheit), sondern die Disposition (= gewisse allgemeine Voraussetzungen) wird vererbt. Diese Erkenntnis setzte an Stelle eines erstarrten und dennoch nicht definierbaren Begriffes (physiologische Eigenschaft) einen plastischen, der zu dem alten das Baumaterial enthielt und seinen Wert gerade darin hatte, daß die Einzelbestandteile, deren man Hunderte annehmen kann, noch unbestimmt und der weiteren Forschung offen sind, — worin die Aussicht lag, im Rückwärtsgehen von Glied zu Glied der Kausalreihe nicht durch den festen Begriff „Eigenschaft“ behindert zu sein, der eben für die Biologie nur ein Wort und keine Erkenntnis ist. Der Glaube, als sei „Eigenschaft“ etwas Begriffenes, nicht der weiteren Zerlegung und Vertiefung Zugängliches, hat philosophisch zu wahren Katastrophen geführt; denn selten wohl ist eine wissenschaftliche Frage in solch sinnfälliger Plumpheit gestellt worden, wie die vorliegende. Gleich als handle es sich um Kuchenteig oder Sandhäufchen, schnitt man Mäusen die Schwänze ab, um zu sehen, ob wohl die nächste Gene-

[1]) Vergl. Darwin, Origin of Species, Cap. III.

ration schwanzlos sein würde. Da hat denn doch die einfache Menschen-Weltgeschichte schon jahrtausendelang besser experimentiert: könnte dieser elementare Weg ein Ergebnis bringen, so müßte ihn das tägliche Leben millionenfach vor Augen führen, müßten die Angehörigen einer Kriegerkaste monströse Muskelberge, die einer Schneiderinnung jämmerliche Skelette sein, die Gelehrtenfamilien nicht mehr balancierbare Kürbisschädel haben. Auch der Laie muß einsehen, daß, wenn einer Maus der Schwanz abgeschnitten wird, nur die äußere Manifestation einer komplizierten inneren Anlage wegfällt, während alle dies Glied erzeugenden und ernährenden Gefäße und Gewebe, seine ganze physiologische Basis, bleiben. Selbst wenn feinste Messungen der Blutzusammensetzung (d. h. der Voraussetzungen) lange Generationen hindurch vorgenommen würden, könnte ein sinnfälliges Ergebnis dieser intimsten aller biologischen Fragen nicht erzielt werden. Zwei Dinge stehen sich unvereinbar gegenüber: das Philosophische, daß individueller Gewinn für die Nachkommenschaft nicht absolut verloren sein kann, was der zwecksetzende Verstand nie annehmen kann, da sonst der Zweck im Individuum, welches zugleich Geschlechtswesen ist, nicht vollständig wäre (es erscheint dem zwecksetzenden Verstand der Mensch z. B. als nichts anderes wie eine unermeßliche Ansammlung erworbener Zweckmäßigkeiten) — und das Faktische, daß die Vererbung dieses individuellen Gewinnes sich bisher jeder Meßbarkeit entzogen hat.

Pauly setzt in richtiger Konsequenz seines teleologischen Ausgangspunktes alle Zellen, ja alle materiellen Punkte untereinander in einen unerkennbaren, aber unabweisbaren Zusammenhang (vergl. dazu Plate). Zugleich aber läßt er einen wesentlichen Teil des Problems außer acht, nämlich die Quantität (der Vererbung). Quantität ist außer in der Chemie und Physik stets von der Wissenschaft vernachlässigt worden. Nach seinen Ausführungen hat man den Eindruck, als sei Vererbung gewonnener Werte so offenkundig, daß sich jeder bei gutem Willen davon überzeugen könne. Es muß demgegenüber deutlich ausgesprochen werden, daß „Vererbung erworbener Eigenschaften" zwar aprioristisch gefordert, aber nicht physisch gemessen werden kann. Alle hierüber beigebrachten „Beweise" haben sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten lassen. Bevor man praktisch auf diese Frage losging, hätte man allen Grund gehabt, sich begrifflich über ihren Umfang klar zu werden. Nehmen wir an, einige Paare von Steppenpferden werden in ein großes gebirgiges Reservat übergeführt, um festzustellen, wie weit ihre direkte Anpassung in 50 Jahren gegangen sei, so wäre dafür die Voraussetzung, daß dem Versuch eine statistische Inventur anatomischer, physiologischer und histologischer Art vorhergehe, die Hunderttausende von Einzelheiten umfassen müßte; allein über die Blutbeschaffenheit nach Zahl und Form der Blutkörperchen, Temperatur, Farbe, chemischer Reaktion müßten hunderte von Feststellungen gemacht werden, was andererseits wieder bedingen würde, daß die gesamten Versuchstiere einen ungemein fixierten Typ darstellten, so daß die für ihre Unterart gemachten Beobachtungen auch mit Sicherheit für alle einträfen. Angenommen nun, die Tiere und ihre Abkömmlinge behielten ihre normale Vermehrungsziffer, so würde nach 50 Jahren in manchen Richtungen eine Anpassung statt-

gefunden haben, aber sie würde für unsere Erkenntnis nicht feststellbar sein, sicher nicht in ihren feinsten und wertvollsten Abstufungen; und dann bliebe noch die Frage, ob der Gewinn an Zweckmäßigkeit dem Leben des untersuchten Individuums und nicht der Vererbung zuzuschreiben wäre, woraus sich wieder ergäbe, daß diese Frage eine neue Milieuveränderung nötig mache, in der dann vor erneuter Anpassung zunächst die im ersten Reservat gewonnenen Zweckmäßigkeiten in Erscheinung treten müßten. Daraus würde dann weiter hervorgehen, daß nicht 50, sondern 500 Jahre zum ersten Teil des Versuchs verwandt werden müßten. Dabei dürfte ferner dem Gegner keine, aber auch gar keine Möglichkeit gelassen werden, die Erklärung einer Auslese anzunehmen usw. Das wäre eine Skizze für einen trotz aller Kautelen noch herzlich simpeln und dürftigen Versuch direkter Vererbung. Diese Erwägungen illustrieren aber auch zugleich den naiven Standpunkt derjenigen Forscher, die die Pasteursche Glasröhre als ein geeignetes Mittel zu Versuchen ansehen, zu denen die Natur ungezählte Jahrtausende verwandte, und die unsere Ultra-Apparate zur Ermittlung von Erkenntnissen in Bewegung setzen, deren Umfang und Tiefe noch kein Hirn bis dato begrifflich erkannt hat. Der Mangel an Philosophie macht die Naturwissenschaft zu einer toten Statistik und erniedrigt ihre Forscher zu Registratoren.

Lamarck hat dem Psychischen einen viel zu kleinen Raum gewährt, denn er schreibt es den „niederen Tieren" (animaux apathiques) überhaupt nicht mehr zu. Pauly dagegen ist qualitativ Panpsychist, entzieht sich aber — jedenfalls ohne Absicht — der Notwendigkeit, der Vererbung und der direkten Anpassung jene Einschränkung der Quantität nach beizumessen, ohne die jeder in den Irrtum verfallen muß, als sei beides unbegrenzt wirksam und allen unseren Sinnesorganen zugänglich: wodurch wieder dem Mechanisten bequeme Angriffsflächen geboten werden. Es sind augenscheinlich mehrere scharfbegrenzte Minimalbedingungen zu formulieren. Insofern nämlich jeder Organismus einer Summe von Zweckmäßigkeiten gleich ist und in „normaler" Lebenslage seine Bedürfnisse damit befriedigt, muß 1. das neuauftretende Bedürfnis dauernd und von einer gewissen Mindeststärke der Spannung sein; 2. kann es nur schrittweise an einer Körpereigenschaft ansetzen, d. h. es muß genetisch den ganzen durch die Entstehung der Gewebsschichten vorgeschriebenen Gang in allen seinen Stufen durchmachen, was 3. eine vielfach ungeheuere Langsamkeit und damit Unmeßbarkeit mit sich bringt, wobei 4. häufig irrige und ergebnislos verlaufende „Versuche" gemacht werden, die, wie Bölsche von der ganzen Unterklasse der Insekten sagt, vielfach in ein totes Geleis führen, wo die gewonnenen Zweckmäßigkeiten derartig spezialisiert sind, daß weitere Anpassung ausgeschlossen ist; auch Pauly spricht das aus; 5. sind extrem fixierte Typen überhaupt nicht mehr anpassungsfähig (Limulus); die Unfähigkeit zur Anpassung muß in strenger Weise so ausgedrückt werden: sie ist so gering geworden, daß sie stets geringer ist, als jede vorkommende Art des Wechsels der Lebensbedingungen.

Es wurde schon gesagt, daß der Paulysche Panpsychismus nicht in der Welt des sog. Organischen stehen bleibt, sondern, wenn auch

nur in groben Umrissen, das sog. Anorganische ebenfalls für sich beansprucht, was ihn erst zum Monismus im reinsten Sinne macht. Die Grenzstelle, wo das sog. Anorganische mit dem Lebendigen sich berührt, ist für die Wissenschaft bis heute leer geblieben; die Parabeläste sind ungeheuer flach gestreckt und das winzige Scheitelgebiet noch nicht aufgefunden, wenn schon nicht gewagt werden darf, es als unauffindbar zu bezeichnen: einstweilen haben die nahezu gradlinig verlaufenden Kurvenäste keinen Berührungspunkt, — wohl aber Annäherungspunkte. Von der künstlichen Herstellung des Harnstoffes bis zu den Erscheinungen der flüssigen Kristalle ist eine Arbeit der Abstandsverminderung geleistet worden, ist die Mikrometerschraube um einen kleinsten Teilstrich gedreht worden, der für den Geduldigen alles bedeutet. Für die vermutlich noch lange Zwischenzeit sei folgende Betrachtung als eine prinzipielle angestellt: Auch in Chemie und, in weitem Abstand, Physik sind die Grundbegriffe nur Arbeitsbegriffe. Das „nur" soll sie nicht herabsetzen, sondern präzisieren. Warum zerfallen hochkonstituierte Verbindungen? Welche Erscheinung ist der status nascendi? Was zeigt sich im Polymorphismus der Kristalle? Wo findet man die ewige Wiederkehr von Anziehung und Abstoßung? Im Leben; dort ist das alles beschlossen, alles. Unsere Begriffssetzung, harmlos und spielend in ihrer Willkür, trennt Mensch und Tier, Tier und Pflanze, Organisches und Anorganisches, wie es gerade die Sinnesorgane und das Mikroskop und die Retorte plausibel macht, vergessend, daß man ebenso dem Weib und dem Sklaven die „Seele" abgestritten hat, daß z. B. die biederen südafrikanischen Buren älteren Stiles in dem „shepsel" (Hottentotten) ein „Tier" sahen. Die Methode blieb, die Objekte allein wechseln mit der Zeit. Das aber ist keine Wissenschaft. Aus dieser Herrschaft des Wortes führt die Paulysche Philosophie, die den Sinn des Lebens begriffen hat, heraus; sie ist in dieser weitesten Umfassung noch nicht niedergelegt, aber sie wird kommen, — von ihm, oder von anderen. Inzwischen wird noch viel Maskerade mit sonoren neuen Fremdwörtern getrieben werden; — ich persönlich würde mich freuen, wenn an Stelle der nicht mehr sehr ergiebigen griechischen Sprache das Chinesische träte. . . .

Neben der Bearbeitung des Zweck-Urvorganges im Anorganischen (die, welche einst über van t'Hoff lachten, dürfen getrost jetzt auch hierüber lachen) oder vor ihr, muß dieses Arbeitsprinzip in die Heilkunde eingeführt werden; im einzelnen regt sich schon vieles, was darauf hindeutet. Die mit Siegesfreude einst verkündete Erkenntnis, man habe in den Bakterien die causa efficiens greifbar vor sich und sei somit der Verdrießlichkeit weiteren Forschens in dieser Richtung überhoben, ist verklungen, aber der Glaubensartikel ist geblieben. Der physiologische Zweckbegriff würde hier Ergebnisse liefern, wie die Entdeckung Amerikas, würde in dem Sinn des Lebens auch den Sinn der Krankheit enthüllen, die heute wie eine blöde Fratze des Unsinns, wie ein leeres Zufallsprodukt der Menschheit entgegentritt.

Erkenntnisse, wie sie die Paulys Philosophie bietet, sind in sich derartig festgefügt und harmonisch, daß sie Kritik im einzelnen ruhig ertragen können; minder günstig sind für ihn voreilige ethische Konsequenzen, die den Wahrheitsgehalt einer universellen Naturbetrachtung niemals erhöhen können; in sich allein hat diese ihre

Kraft. Ihn braucht es nicht zu kümmern, wenn Soziologen den Ausdruck „Kampf ums Dasein“ zu einem unheilvollen Schlagwort machten; die süßlichen Berufsethiker von heute würden aus seiner Philosophie doch nur eine kraftlose Moral herausfiltrieren und alles andere unterschlagen. Wie harmlos erscheint der „Kampf ums Dasein“ neben dem Kampf „um des Kampfes willen“: und der war der Lebensinhalt der Edelrasse der Erde, der Germanen.

Westermarcks neuestes Buch.

Leopold Katscher.

Zu den schönsten Vorrechten der wissenschaftlichen Forschung gehört es, immer mehr vorgefaßte Meinungen und überlieferte Vorurteile beseitigen zu dürfen. Dadurch fördert sie zumindest die Erkenntnis der Wahrheit, sehr oft aber auch den Fortschritt der Menschheit. Daher verdienen Gelehrte, die in dieser Richtung tätig sind, als Bekämpfer der Unwissenheit und Vorkämpfer einer besseren Zukunft alle Anerkennung. Insbesondere auf dem Gebiete der Sittengeschichte und der Völkerkunde muß in diesem Zusammenhang dem berühmten Verfasser der „Geschichte der menschlichen Ehe“ ein hoher Rang eingeräumt werden: Eduard Westermarck, der als Professor der Soziologie abwechselnd an den Universitäten Helsingfors und London tätig ist. Die in dem genannten Buche — das längst als eine der hervorragendsten Erscheinungen der zeitgenössischen anthropologischen Literatur anerkannt ist — begonnene Widerlegung falscher soziologischer Anschauungen setzt er in einem zweibändigen Werk fort, welches in den maßgebenden wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen erregt: „The origin and development of the moral ideas“, London 1908, Macmillan & Co.[1]).

Wenn ich sage: „in wissenschaftlichen Kreisen“, so meine ich damit nicht etwa, das Buch sei **nur** für solche bestimmt. Im Gegenteil: es ist für **jeden** Gebildeten eine außerordentlich spannende Lektüre. Durchsichtiger Stil, streng logische Beweisführung, geistvolle Gedanken, vornehme Polemik, lichtvolle Stoffanordnung, objektive Schreibweise, geübter Scharfsinn und eine gewaltige Fülle des denkbar interessantesten, wohlgeordnet mitgeteilten Tatsachenmaterials über Sitten, Gesetze, Gebräuche und Vorstellungen aller Völker aller Zeiten in folkloristischer, ethischer, religiöser, rechtlicher Beziehung usw. — dies sind die Hauptvorzüge des neuen Buches unseres Autors, der das Verdienst hat, einen sehr wichtigen, aber spröden Stoff einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht zu haben.

Das Werk, welches sich durch eine glückliche Verbindung der analytischen und der historischen Untersuchungsmethode auszeichnet, besteht aus zwei Teilen. Im ersten, der einen halben Band füllt, wird der Entstehung, der Beschaffenheit, den Ursachen und den Gegenständen der Moralbegriffe bezw. der sittlichen Urteile nachgeforscht.

---

[1]) Gleichzeitig erschien auch eine deutsche Ausgabe, Verlag Werner Klinkhardt in Leipzig („Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“).

Dieser ethisch-philosophisch-theoretische Teil findet seine Ergänzung in dem andern, dem konkret-praktischen, anderthalb Bände umfassenden, in welchem Westermarck seine Lehren mit einer verblüffenden, von ungeheurer Belesenheit zeugenden Menge tatsächlicher Beispiele aus seiner eigenen Beobachtung und aus der gesamten völkerkundlichen und sonstigen Literatur belegt. Der zweite Band behandelt die geschlechtlichen Beziehungen, das Verhalten der Menschen zu den Tieren, den Toten und den übernatürlichen Wesen, ferner den Selbstmord, die Askese, die Mäßigkeit, die Vaterlandsliebe usw., während der erste sich mit Mord und Totschlag, dem Krieg, dem Zweikampf, der Sklaverei, der Hörigkeit von Gattin und Kindern, der rechtlichen Unzurechnungsfähigkeit von Tieren, Sachen, Kindern, Irren, Blöden und Betrunkenen, ferner mit Blutrache, Entschädigung, Todesstrafe, Körperverletzungen, Gastfreundschaft, Mildtätigkeit, Freigebigkeit und Menschenopfern beschäftigt. Selbstverständlich bietet diese Fülle anziehender Stoffe Gelegenheit zur Zusammentragung zahlreicher fesselnder Einzelheiten.

Der eigentliche Kern der mit großem Aufwand von meisterlichen Argumenten vorgebrachten Lehre Westermarcks ist, daß „gut" oder „recht" dasjenige sei, was in uns ein sogen. „sittliches" Gefühl erregt, eine Art Vergeltungsempfindung, die sich in Billigung (Lob, Dankbarkeit) äußert, während „unrecht" oder „schlecht" etwas ist, was uns zu „sittlicher" Mißbilligung (Tadel, Groll, Unwillen) veranlaßt. Die Billigung bezieht sich auf eine Freudursache, die Mißbilligung auf eine Schmerzursache. Der „vergeltende" Unwille bedeutet nicht nur Mitgefühl für fremdes Leid, sondern auch den Wunsch, den Leidenden zu schützen oder zu verteidigen. Diese Sympathie macht den Unwillen uneigennützig und dadurch „sittlich". Zur Sittlichkeit gehört aber auch, daß er unparteiisch sei und allgemein geteilt werde; dies wird er aber erst „in der Schule der Gesellschaft". Erst diese (Stamm, Volk usw.) „erzeugt das sittliche Bewußtsein". Mit anderen Worten: W. meint — ähnlich, aber nicht ganz so wie Adam Smith, und im Gegensatz zur Sidgwickschen Schule — daß die Sittenurteile weit mehr den Gefühlen als der Vernunft entspringen; daher sei ihre vermeintliche Objektivität eine Chimäre, und es könne demgemäß keine „sittliche Wahrheit im üblichen Sinne des Wortes geben". Die Intensität der Gefühle schwankt außerordentlich, und die sittlichen Gefühle bilden da keine Ausnahme. Die gleiche Handlungsweise ruft selten bei zwei Personen genau das gleiche Maß von Billigung oder Mißbilligung hervor. Die Qualität der Sittenurteile (sittlichen Wertungen) wird durch die Intensität der Gefühle bestimmt, die die betreffenden Dinge oder Handlungen unter genau gleichen Umständen zu erwecken geeignet sind. Kurz: W. tritt in ebenso entschiedener wie geistreicher Weise für den ethischen Subjektivismus ein und widerlegt überzeugend die Autoren, welche in diesem eine sittliche Gefahr erblicken wollen. In der Tat wäre, wenn es einen „objektiven" ethischen Maßstab, einen starren Sittenstandpunkt gäbe, jeder wahre Fortschritt unmöglich; nur die Möglichkeit der Auflehnung erleuchteter Geister gegen das Bestehende bringt die Menschheit vorwärts. Bezüglich der Gegenstände der Sittenurteile kommt W. zu dem Schluß, daß diese hauptsächlich den Charakter und in erster Reihe dessen Hauptbestandteil, den Willen,

in Betracht ziehen. Ihm in seinen ausgezeichneten Erörterungen über die Beschaffenheit der Gefühle, über Fatalismus, Determinismus und freien Willen, über die Beweggründe der Handlungen oder Unterlassungen usw. zu folgen, würde mich im engen Rahmen eines Aufsatzes zu weit führen. Ich gehe daher auf den soziologisch-anthropologischen Teil des Werkes über, wobei ich freilich auch nur einiges wenige herausgreifen kann.

Die Welt hat sich bisher den scheinbaren Mangel an Folgerichtigkeit in der Behandlung von Fremdlingen durch die Naturvölker nicht erklären können. Völlige Gleichgültigkeit und wahrer Haß wechseln mit der größten Freundlichkeit ab. Aehnlichem begegnen wir bei sogen. „barbarischen“ Völkern wie die Araber oder die Marokkaner. Bekannt ist die außerordentliche Gastlichkeit der Araber und die Heiligkeit, die sie den Beziehungen zwischen Wirt und Gast zuschreiben; wer aber die Natur des Arabers kennt, wird den Gedanken an natürlichen Altruismus bei ihm zurückweisen. W. nun erklärt die übertriebene Gastfreundschaft der Araber und zahlreicher anderer Völkerschaften aus mehreren Ursachen. Einmal kann man vom Fremdling allerlei Neuigkeiten erfahren, und das ist Leuten, die mit der Außenwelt wenig Berührung haben, immer hochwillkommen. Sodann glaubt man, der Gast sei glückbringend. Die sonst sehr europäerfeindlichen Eingeborenen im Atlasgebirge drückten W. bald nach seiner Ankunft ihre Freude über seine Anwesenheit aus, da er ihnen, wie sie glaubten, gebracht habe, was vorher sehr selten gewesen sei: Regen und eine Zunahme der Lebensmittel. Wenn der Wilde, dem alles Unbekannte Grauen verursacht, dem Fremdling, der ihn wie der Mann aus dem Monde anmuten mag, eine oft ganz erstaunlich übertriebene Gastfreundschaft erweist, so tut er es ferner, weil ihm etwas wie die biblische Mahnung vorschreibt: „Vergiß nicht, Fremdlinge zu bewirten, denn es könnten Engel darunter sein“ — oder, was dem Wilden weit mehr gilt: mächtige Zauberer. Von jedem Fremdling nimmt man an, daß er in der Magie bewandert sei, und daher hegt man große Furcht vor seinen Flüchen und Verwünschungen. Anderseits erwartet man, er werde den freigebigen Wirt segnen, ferner, daß man, wenn man selber irgendwo zu Gaste sein sollte, ebenfalls eine gute Aufnahme finden würde. Die Annahme von Bezahlung für geleistete Gastfreundschaft verbietet sich, weil man Angst hat, in des Gastes Gabe könne sich irgendwelches Unglück verbergen; im Gegenteil: verlangt der Gast nach einem Gegenstand im Hause, der sein Gefallen erregt, so hütet man sich, ihm einen Korb zu geben, damit er dem Hause nichts Uebles wünsche. Die Flüche und Segnungen von Fremdlingen gelten nämlich, gleich denen der Eltern und der Armen, für unbedingt wirksam. So sehen wir denn, daß die vermeintlich so selbstlose Gastfreundschaft eigentlich ein Ausfluß großer Selbstsucht ist. Uebrigens betrachtet man den Gast in der Regel nur drei Tage lang als Gast; nachher ist er eben nicht mehr fremd und hat nicht länger Anspruch auf besondere Rücksichtnahme.

Zum Teil auch eigennützige Gründe sind für die von vielen Religionen mit besonderem Nachdruck vorgeschriebene Mildtätigkeit maßgebend. Man soll wohltätig sein, damit es einem auf Erden gut ergehe und man jenseitigen Lohnes teilhaftig werde — das wird

unumwunden herausgesagt, auch in der Bibel — oder weil die für sehr wirksam gehaltenen Segnungen der Armen erwünscht sind und ihre als sehr wirksam geltenden Flüche vermieden werden sollen. Aber als Hauptursache der dringenden Betonung der Notwendigkeit des Almosengebens erklärt unser Gewährsmann den Zusammenhang dieser Uebung mit den einstigen Opfergaben. An die Stelle der den Göttern dargebrachten Menschen- und Tieropfer traten die den Armen gewährten Geld- und Sachenopfergaben. Wie mit jenen die Gunst der Götter, soll mit diesen die günstige Segensvermittlung der Beschenkten erkauft werden. Diese Bestechungspolitik spielt bei der Mildtätigkeit im großen ganzen eine bedeutendere Rolle als das, nur für feiner empfindende Personen maßgebende altruistische Mitgefühl.

Ein schönes Zeugnis seiner Gerechtigkeitsliebe und Unbefangenheit bildet Ws. Verteidigung der Naturvölker gegenüber der Kulturwelt in vieler Hinsicht. Vor allem bekämpft er die voreilige Behauptung des berühmten Naturforschers Lubbock (jetzt Lord Avebury), daß die Wilden fast ganz jedes sittlichen Empfindens bar seien. Ihm fällt es nicht ein, den Ursprung der Sittlichkeit von einem Zustand herzuleiten, in welchem zwischen Gut und Böse kein Unterschied gemacht wurde. Vielmehr schließt er aus dem gesamten vorhandenen Beweismaterial, daß er auf jeder uns bekannten Stufe der Menschheitsentwicklung sittliche Billigung und Mißbilligung, wenngleich kein ausgeprägtes sittliches Bewußtsein (s. oben) gegeben habe. Selbst die niedrigsten Rassen kennen ein gewisses Maß von Gerechtigkeit. „Die Annahme, daß die Wilden kein Gewissen haben, widerspricht unserer Kenntnis ihrer hohen Achtung für ihre Sitten ebenso, wie den ausdrücklichen Mitteilungen glaubwürdiger Reisenden.“ Auch ohne bewußte abstrakte Begriffe von Recht und Moral oder Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zu unterscheiden, handelt der Wilde sittlich — selbstverständlich nach Maßgabe seiner Einsicht und seiner Sittenregeln, nicht nach einer starren Moral in unserem Sinne. Ist doch vieles von dem Gerede über den gerühmten hohen Stand unserer Kulturmoral nichts als dünkelhafte Einbildung, vorgefaßte Meinung!

Dies zeigt W. an zahlreichen Stellen seines Buches, indem er, wie gesagt, für die vielverleumdeten Wilden und Barbaren eintritt. Sie sind in Krieg und Frieden häufig großmütiger und warmherziger als die Kulturvölker, liebe- und rücksichtsvoller. Sie bedürfen keiner Armengesetzgebung, denn sie helfen einander zur Genüge. Das englische Strafgesetzbuch war noch im 19. Jahrhundert teilweise viel grausamer als die Strafbestimmungen der meisten „Wilden“. Die christlichen Foltern des Mittelalters übertrafen die aller Barbaren. Die schlimmsten Formen der Knechtschaft sind in modernen Zeiten bei den „christlichen“ Kulturnationen vorgekommen. Und so weiter. „Unsere sogen. höhere Zivilisation hat fast überall auf den Charakter der niedrigeren Rassen einen verderblichen Einfluß ausgeübt; Boyle sagt ganz richtig: „Wir kommen, um zu zivilisieren, aber wir korrumpieren oder rotten aus.“ Besonders klar zeigt sich dies in Sachen der materiellen Ehrlichkeit und der Wahrheitsliebe. Nicht immer sind die Klagen Reisender, daß die Wilden sehr diebisch oder lügnerisch seien, begründet. „Das Urteil gründet sich meist auf die Behandlung,

der die Betreffenden selber ausgesetzt waren.“ Innerhalb des Stammes betrügt und belügt man einander in der Regel nicht; wo es aber geschieht, ist es oft auf den Umgang mit Weißen bezw. auf deren schlechtes Beispiel zurückzuführen.

Daß viele Religionen sich so sehr des Eigentumsrechtes annehmen bezw. ihm ihre Sanktion geben, beruht nach unserem Autor zum Teil auf einstigen Zauberbräuchen, namentlich aber auf dem Fluch. Die Verfluchung findet einerseits Anwendung behufs wirklicher oder vermeintlicher Bestrafung für erfolgte Diebstähle, anderseits zur Verhütung solcher — letzteres, indem man die zu behütenden Dinge „tabu“ macht, d. h. sie mit einem Zauberverbot belegt, welches einen bedingten Fluch bedeutet oder in sich schließt. Und wenn Götter vermeintlich von Eigentumsverbrechen so häufig Kenntnis nehmen, so geschieht es, weil man sie in gegen die Diebe ausgestoßenen Flüchen anruft, denen oft regelrechte Gebete folgen, nach deren Verrichtung man auf das strafende Eingreifen der Gottheit rechnet, wozu diese übrigens nicht selten auch durch Opfergaben bewogen wird. „Wenn nun ein übernatürliches Wesen sehr oft in Verbindung mit Diebstählen angerufen wird, so gelangt es schließlich dazu, als Beschützer des Eigentumsrechtes angesehen zu werden.“ Der Schluß des Kapitels über diesen außerordentlich wichtigen Moralbegriff lautet:

„Alles hat zu der festen und weitverbreiteten Ueberzeugung geführt, daß das geltende Eigentumsrecht sehr weit von dem idealen entfernt sei. Einen langen Kampf aber wird es erfordern, beide miteinander in Einklang zu bringen. Die zurzeit geltenden Besitzrechte werden nicht nur von persönlichen Interessen getragen, sondern auch von der tief eingewurzelten, in der Schule der Ueberlieferung anerzogenen Empfindung, daß es unbillig sein würde, wollte der Staat in die individuellen, von alters her begründeten Ansprüche auf die freie Verfügung über den privaten Reichtum eingreifen. Anderseits liegt die Stärke der von den Reformern gehegten Pläne in dem Bestreben, die gesetzlichen Rechte mit den vorhandenen Bedürfnissen in Einklang zu bringen und eine Art des Erwerbes zu ermöglichen, die mehr als jede andere der natürlichen Gerechtigkeit zu entsprechen scheint. Wir sind völlig außerstande, den Ausgang dieses Kampfes im einzelnen vorherzusehen; daß aber das Eigentumsrecht früher oder später eine durchgreifende Aenderung erfahren wird, muß jedem einleuchten, der da begreift, daß Vorstellungen von Recht und Unrecht die Bedingungen, unter denen sie entstanden, zwar eine Zeitlang, keineswegs jedoch auf immer überleben können.“

In seinen Darlegungen über den Selbstmord tritt W. für das Selbstbestimmungsrecht ein und weist nach, daß die Abneigung der Kirche gegen eine „ehrliche“ Beerdigung oder gegen das Begraben inmitten anderer ein Ueberbleibsel des alten Aberglaubens ist, daß ehrlich begrabene Selbstmörder spuken würden, oder der Furcht vor Befleckung durch Berührung mit dem Tode; — einst wurden Selbstmörder oft nur deshalb unbestattet liegen gelassen, weil niemand wagte, sie anzufassen, um sich nicht zu verunreinigen. In dem überaus wertvollen Kapitel „Ursprung und Entwicklung des altruistischen Empfindens“ gibt unser Autor eine vorzügliche Darstellung der Entstehung des Staates; auch widerlegt er ebenso ausführlich wie scharfsinnig die

bekannte Hartlandsche Erklärung des sozialen Einflusses von Verwandtschaftsverhältnissen. Es würde uns allzuweit führen, auf diese Erörterungen näher einzugehen; nur ein Punkt sei erwähnt: Hartlands Meinung, der Blutvertrag (Blutvermischung) sei eine häufig vorkommende Adoptionszeremonie, durch welche jemand in eine fremde Sippe aufgenommen werde, wird dahin berichtigt, daß diese Blutvermischung zumeist ein Bündnis zwischen einzelnen Personen bedeutet und durchaus kein Ueberbleibsel einstiger Sippenaufnahmezeremonien ist; denn nach dem Stande unserer Kenntnis gab und gibt es bei Wilden der niedrigsten Stufen überhaupt keinen Blutvertrag.

Das Sterbefasten ist durchaus keine Ehrung oder Trauerkundgebung für die verstorbene Person, sondern eine Folge des Aberglaubens, der Tod sei etwas Unreines; so lange der Tote unbeerdigt oder im Hause ist, würde Nahrung, die man zu sich nähme, unrein werden und daher schaden. Das jüdische Versöhnungstagsfasten (im siebenten Monat) hält W. für als Sühnfasten verhältnismäßig jungen Datums, aber er vermutet, daß der Versöhnungsgedanke die spätere Auslegung eines längst bestandenen Fastens sei, das ursprünglich auf der Furcht vor der vermeintlichen gefährlichen Beschaffenheit der Zahl 7 beruhte. Ueberhaupt waren viele Fasten ursprünglich Ergebnisse der Angst vor bösen Einflüssen, nicht der Frömmigkeit; letztere „kann überhaupt niemals der Urgrund eines regelrechten Fastenbrauches sein“. In diesem Zusammenhang bringt W. sehr viel Fesselndes vor über die Speisegesetze verschiedener Religionen, über das priesterliche Fasten, über Trinkbeschränkungen u. dergl. m.

Daß seine Anthropologie bezw. Soziologie oft auch politische Seiten aufweist, liegt in der Natur der Sache. Hier nur zwei Beispiele:

„Das Rassengefühl, jetzt das stärkste Element der europäischen Vaterlandsliebe, hat sich allmählich zu einer wahren Gefahr für die Menschheit entwickelt, denn es ist schließlich zu der Lehre ausgeartet, daß Staat und Nationalität möglichst identisch sein sollten.... Aber die im Staate führende Nationalität macht ihre Ansprüche auf Superiorität nicht nur allen anderen innerhalb des politischen Körpers befindlichen Nationalitäten gegenüber geltend, sie erhebt auch noch den Anspruch, sich auf Kosten fremder Nationen und Rassen auszudehnen. Dem Nationalisten dünkt all dies wahre Vaterlandsliebe; als Landesliebe gilt eben oft ein Gefühl, welches richtig als „Liebe für mehr Land“ beschrieben worden ist. Gleichzeitig jedoch sind entgegengesetzte Ideale am Werk. Der Eifer des Nationalismus im 19. Jahrhundert war nicht imstande, den weltbürgerlichen Geist zu unterdrücken. Trotz des lauten Appells an Rasseninstinkte und nationale Solidarität gewinnt heute mehr und mehr der Gedanke an Raum, daß die Ziele einer Nation nicht notwendig mit den Interessen der Menschheit im allgemeinen in Streit geraten müssen, daß unsere Vaterlandsliebe durch das Recht anderer Länder, zu gedeihen und ihre eigene Individualität zu entwickeln, beschränkt sein sollte, und daß die Bedrückung schwacher Nationalitäten innerhalb des Staates sowie die fortwährende Angriffslust gegen fremde Nationen, weil hauptsächlich die Folge von Gier und Hochmut, mit den Bestrebungen wirklich guter Patrioten ebensowenig vereinbar sind, wie mit denen wirklich guter Menschen.“ (S. 154—55 des zweiten Bandes der deutschen Ausgabe.)

„Bei den Menschen wurde der Altruismus durch soziale Absonderung, durch Verschiedenheiten in Rasse, Sprache, Gewohnheiten und Sitten eingeengt. Doch das Anwachsen des Verkehrs hat allmählich wieder zu Vorbedingungen geführt, die seiner Ausbreitung günstig sind.... Völker verschiedener Nationalitäten fühlen, daß zwischen ihnen trotz aller Unterschiede viel Gemeinsames ist, und häufiger Verkehr macht die Verschiedenheiten weniger merklich oder verwischt manche gänzlich. So wird denn der Altruismus fortfahren, sich auszubreiten, und der Begriff einer Menschenverbrüderung wird durch die Gefühle der Menschheit dereinst mehr Unterstützung erfahren als gegenwärtig.“ (Ebenda, S. 195.)

Im Kapitel „Die Ehe“ vertritt der Verfasser seine schon aus seiner „Geschichte der Ehe“ bekannten Anschauungen[1]) und verteidigt sich ebenso tapfer wie erfolgreich gegen seine Angreifer, insbesondere betreffs der Erklärung der herrschenden Abneigung gegen die Blutschande und betreffs seiner Skepsis hinsichtlich der australischen Gruppenehe. Bezüglich der Fortpflanzung sagt er: „Wahrscheinlich werden künftige Geschlechter darüber staunen, daß es eine Zeit geben konnte, in der die wichtigste und in ihren Folgen weitesttragende Verrichtung des Menschen gänzlich seiner Laune und Begierde überlassen wurde.“ Die religiöse Ehelosigkeit führt er auf verschiedene Ursachen zurück. Einmal gilt die Priesterin vielfach als mit dem Gott vermählt, dem sie dient. Ferner herrscht oft die Vorstellung, der Geschlechtsverkehr sei etwas Unreines (ist doch schon der Gedanke, daß das Weib an sich unrein sei, außerordentlich verbreitet!), weil mit übernatürlichen Gefahren Verbundenes, und die Vorstellung einer Gefahr geht nur zu leicht in eine solche von Sündhaftigkeit über. Endlich wird oft geglaubt, die Ehe hindere daran, Gott vollkommen zu dienen, da sie zu sehr zur Beschäftigung mit weltlichen Dingen führe.

Ws. langjährige anthropologische Forschungen in Marokko — die, nebenbei bemerkt, in 2—3 Jahren ein grundlegendes, mit neuem Material vollgepfropftes Buch zeitigen werden, das großes Aufsehen erregen wird — haben ihm zur Erklärung zahlreicher bisher unerklärter ethnologisch-soziologischer Tatsachen verholfen. Besonders bemerkenswert ist die beträchtliche Rolle, die er den bedingten Flüchen zuweisen kann, deren Uebertragung auf Menschen und Götter er in den verschiedensten Sitten, Gebräuchen und Vorschriften der alten Kulturvölker, sowie der jetzigen Wilden und Barbaren nachweist, und deren Ueberbleibsel sich in gar mancher Form auch in der heutigen Kulturwelt entdecken lassen. Nicht nur im Punkte der Gastfreundschaft und des Diebstahls spielt die Uebertragung bedingter Verwünschungen, wie bereits erwähnt, eine große Rolle, sondern auch beim Blutvertrag (hier tritt der Fluch bei Verletzung des Bündnisses in Wirksamkeit), bei den der Gottheit dargebrachten Opfern, bei der Begnadigung von Verbrechern durch den König im Falle des Ansprechens des letztern durch die ersteren (aus Furcht vor der in der Ansprache liegenden bedingten Verwünschung) usw. usw. Auch das Grüßen in Form

[1]) Vergl. meinen Artikel darüber in der „Pol.-anthrop. Revue“, Jahrg. I, S. 438—47.

körperlicher Berührung (Händedruck, Umarmung, Kuß usw.) dient Fremden gegenüber oft zur Uebertragung bedingter Flüche.

Angesichts der Wichtigkeit der Frauenfrage kann das Kapitel über die „Hörigkeit der Gattinnen" hervorragendes Interesse in Anspruch nehmen. An der Hand einer erstaunlichen Menge von Beispielen führt W. den Beweis, daß die weitverbreitete Meinung von der schweren Unterdrückung und Rechtlosigkeit des weiblichen Geschlechts bei den Naturvölkern irrig ist. Oft ist das gerade Gegenteil der Fall, und nicht selten genießt die Gattin sogar erheblichere Vorrechte als der Gatte. Und wo sie scheinbar wirklich schlecht daran ist, besonders hinsichtlich schweren Arbeitens, so entspricht das nur erstens dem Schicksal der Frauen aus dem Volke in aller Welt, zweitens den Lebensnotwendigkeiten vieler Stämme. „Wir müssen die Behauptung, daß die niedrigen Völkerschaften ihre Weiber zumeist in einem Zustande fast vollständiger Unterjochung halten, unbedingt als falsch verwerfen." Auch widerlegt W. die allgemein anerkannte Steinmetzsche Ansicht, die Behandlung der Gattinnen bei den Naturvölkern hänge wesentlich davon ab, ob in einem Stamm das „Mutterrecht" herrscht oder nicht, auf Grund eines reichen Tatsachenmaterials in nachdrücklicher und ganz unanfechtbarer Weise.

Einer reichen Fülle von neuen Ausblicken und Aufschlüssen begegnen wir in den Kapiteln „Freie Liebe und Prostitution", „Homosexualität", „Menschenopfer", Kannibalismus", „Verhalten gegen Tiere", „Verhalten gegen Verstorbene", „Der Glaube an übernatürliche Wesen", „Pflichten gegen Gottheiten" usw., aber leider verbietet uns Raummangel ein näheres Eingehen darauf. Ganz besonders seltsame und tiefe Einblicke in die Welt des Aberglaubens in alter und neuer Zeit, auf allen Stufen der Gesittung, bietet der bereits erwähnte Abschnitt über die geistige Unzurechnungsfähigkeit von Tieren, Kindern, Irren, Berauschten und leblosen Dingen, sowie das glänzende Kapitel „Pflichten gegen Gottheiten".

Selbstverständlich deckt unser Gelehrter häufig den Einfluß uralter Sitten, Gebräuche und Vorschriften auf unsere heutigen Moralbegriffe auf. Nicht wenige Dinge, für die das Publikum keine Erklärung weiß, sind überflüssig und sinnlos gewordene Ueberbleibsel ferner Zeiten. Hinter zahlreichen unserer Urteile und Auffassungen bergen sich einstige, uns unbekannte Stammessitten, vergessene Gebote oder Verbote und verleiten uns zu Aberglauben oder unbewußter Voreingenommenheit. Sich dieser Tatsachen zu erinnern, ist sehr nützlich; denn sie beweisen, daß das Sittengesetz (die Moralbegriffe), so oft als unwandelbar und ewig bezeichnet, sich in Wirklichkeit fortwährend ändert und umgestaltet, aber nicht durch die Tätigkeit der Gesetzgeber, Prediger, Richter — sie alle bleiben vielmehr fast stets hinter der Zeit zurück — sondern durch das freie Spiel einzelner erleuchteter und erleuchtender, aufgeklärter und aufklärender Geister, die man Schwärmer, Ketzer und Reformer zu nennen pflegt. Zu ihnen gehört der fortschrittliche, aber stets maßvoll auftretende Westermarck, und sein bahnbrechendes, vielseitiges, gediegenes Werk wird nicht ohne gute Folgen für die Menschheit bleiben — wohl das höchste Lob, das einem Forscher und Schriftsteller gezollt werden kann.

Der Rassenforscher Ernst Moritz Arndt und sein französischer Gegner.

Th. Bieder.

Friedrich Hebbel hat einmal gesagt, Tacitus habe zwar die ganze Menschheit verdammt, aber in seinem Unmut, in seinem Zorn seien ihre edelsten Eigenschaften gerettet. Im gleichen Sinne könnte man sagen: die Jahre 1806/13 sind zwar die Jahre der tiefsten Erniedrigung Deutschlands gewesen, und doch werden sie verklärt durch das mannhafte Auftreten eines Arndt, eines Fichte, eines Jahn. Die Tätigkeit dieses Dreigestirns tritt in diesem Jahre, das die Jahrhundertfeier der Reden an die deutsche Nation begehen kann, besonders lebendig vor unser geistiges Auge. Allen drei Kämpen gemeinsam war der frohe Blick in die deutsche Zukunft, das unerschütterliche Vertrauen auf die energische Entfaltung nationalen Geistes. Das schöne Wort Arndts: „Wo das große Herz waltet, da ist Glück; wo das kleine waltet, da ist Unglück. Wer an Wunder glaubt, vollbringt sie; wen nach großen Taten gelüstet, der geht gewiß in kleinlichen Sorgen und Dingen nicht unter", dieser hochgestimmte Ton könnte sie alle treffend charakterisieren. Kein Wunder, daß sie sich hauptsächlich in diesem Sinne — und besonders trifft dies auf Arndt zu — dem Bewußtsein der Nation eingeprägt haben. Und abermals kein Wunder, daß ich erst durch eine französische Schrift auf den Rassenforscher Arndt aufmerksam wurde.

Diese Schrift heißt: „Des Allemands. Par un Français. Paris 1846." Noch in demselben Jahre erschien zu Leipzig eine deutsche Uebersetzung, die ich aber bis jetzt nicht habe ausfindig machen können.

Man wird zunächst wohl Zweifel darin setzen, ob hier wirklich Rassenforschung im modernen Sinne vorliegt. Ueber diesen Zweifel hebt uns eine Stelle am Anfang des Buches von vornherein hinweg. Die bloße Feststellung „le mot de race est maintenant fort à la mode" ist an sich schon interessant; interessanter und wichtiger aber die Charakterisierung der nationalen Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen. „Le Français", heißt es, „peut être fier de sa nationalité, mais cette fierté chez lui se fondera uniquement sur ce qu'il est et sur ce qu'il a." Vom Deutschen aber meint der Verfasser: „Sa grandeur n'est pas seulement un fait, c'était déjà en quelque sorte un droit, et il est fier, non pas autant de ce qu'il a acquis, que du principe en lui qui lui donnait d'avance la certitude de l'acquérir." Damit ist denn das Bild moderner Rassenforschung getroffen, in den Umrissen wenigstens, indem das konstante, gewissermaßen vom Urbeginn an wirkende „Rassenprinzip" aufgedeckt wird. Aber der Verfasser bekennt sich nicht zu diesem Prinzip, denn es sind Deutsche, durch die noch frisch im Gedächtnis haftenden politischen Ereignisse franzosenfeindliche Deutsche, die es verkündet haben.

Des Verfassers Interesse konzentriert sich namentlich auf Ernst Moritz Arndts Schrift „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (Leipzig 1843); sie ist es in erster Linie, die ihm das Material für seine Untersuchungen über das „Rassenprinzip in Deutschland" liefert.

Ueber den Geist, der Arndts Buch durchweht, gibt folgende Stelle (S. 25) Aufschluß: „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß der kräftige, lebensvolle und saftvolle Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelsten Früchte eingeimpft werden konnte. Der Germane und die von ihm durchschwängerten und befruchteten Romanen sind die einzigen, welche den Himmelskeim durch Theologie und Philosophie zum rechten Sprießen und Blühen gebracht haben und welche die Reste der alten eingeschlafenen und wenig teilnehmenden Welt und die an- und umwohnenden Völker fremder Art als Allherrscher beleben und leiten."

Diese „germanozentrische" Auffassung paßt aber dem französischen Anonymus nicht, und er äußert sich dazu (S. 96): „Les Allemands d'aujourd'hui se considèrent comme les représentants et héritiers directs des peuples germaniques: or, ces peuples s'étant répandus sur toute l'Europe, il se trouve qu'il n'est pas de pays où quelque chose de l'héritage ne soit à recueillir. Chaque pays peut donc être considéré comme Germain aussi longtemps et en tant qu'il est utile usw."

Das ist just dieselbe Methode, nach der noch jüngst Dr. Franz Oppenheimer die Rassentheorie Dr. Woltmanns glaubte abtun zu dürfen: man erklärt die Rassenforschungen einfach als Jongleur- und Artisten-Tricks und meint dann, sie gänzlich überwunden zu haben.

Als Trumpf gewissermaßen wird dann (S. 97) ausgespielt: „Il est vrai que, pour se consoler, quelques-uns essaieront de faire de Bélisaire un Germain." Nun, auch dieses Schicksal hat sich erfüllt: die neueren Forscher, unter ihnen Dr. Woltmann und Dr. Wilser, hegen an der germanischen Abkunft Belisars keinen Zweifel mehr. Immerhin ist das doch nur ein unbedeutender Seitensprung, und man wird auch von den Ausführungen Arndts sagen müssen, daß sie hier und da einer Modifikation bedürfen. So z. B. wenn er in der Hussitenbewegung einen (vielleicht germanischen) Vorläufer der Reformation erblickt. Heute hält man den Hussitenkrieg wohl mehr für einen tschechisch-nationalen Vorstoß. Bemerkenswert ist, daß Arndts Darlegungen auf eigenen Beobachtungen beruhen; seine Reisen haben ihn ja von Frankreich bis nach Rußland und Ungarn, und von Schweden bis nach Italien geführt; und auch seinem französischen Gegner sind die deutschen Verhältnisse durch eigenen Augenschein bekannt. Namentlich bekundet letzterer eine Kenntnis unserer Literatur, wie sie manchem Deutschen zur Ehre gereichen würde.

Es wird nun dem Leser leichter fallen, das mehr als 400 Seiten starke Buch Arndts zu erwerben, als dieser französischen Schrift habhaft zu werden. Darum bin ich mehr auf diese eingegangen und will noch hinzufügen, daß ihr Verfasser auf dem Standpunkte steht, daß bei den sogenannten Rassenunterschieden weniger das Angeborene, als die durch die verschiedenartigen Lebensverhältnisse sich ergebenden Differenzen in Betracht kommen. Zum Schlusse schreibt er den menschlich-schönen Satz: „L'avantage le plus grand qu'on puisse se promettre d'études comparatives faites sur les peuples, c'est probablement, qu'en montrant en quoi l'un d'eux a excellé et pourquoi il y a excellé, elles font voir le chemin par lequel on peut arriver à un résultat analogue: mais pour cela, il faut que tous les chemins soient ouverts à tous."

Wenige Jahre später hat ihm sein Landsmann Gérard[1]) einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das umgekehrte Bild zeigte sich nach dem Erscheinen des Gobineauschen Werkes. Da war es ein Deutscher (Aug. Friedr. Pott), der in einer größeren Schrift (Die Ungleichheit menschlicher Rassen, hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte, 1856) Gedanken aussprach, die unserem Franzosen und Arndt-Gegner wohl gefallen haben mögen.

Uebrigens darf man dem anonymen Verfasser beistimmen, wenn er sagt: „La fierté du Français se fonde uniquement sur ce qu'il est et sur ce qu'il a", und er selbst hat uns den Goetheschen Xenien-Vers zugerufen (S. 199):

> „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
> Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus."

Zur Nation haben wir uns zwar gebildet, aber wie steht es mit dem „freien" Menschentum? Mir kam dabei wieder ein vor zwei Jahren im Frankfurter „Freien Wort" erschienener Aufsatz in Erinnerung. Er war betitelt „Neudeutsches Protzentum" und sollte eine Parallele zwischen Deutschland und Frankreich als Kulturstaaten ziehen. Wie schlecht hat Deutschland darin abgeschnitten! Ich will mich nicht mit allem Vorgebrachten identifizieren, aber folgende Stelle hat doch einen tiefen Eindruck auf mich gemacht: „In Frankreich steckt noch immer eine Kraft der Initiative, wie wir Deutsche sie auch nicht entfernt besitzen, um die wir die Franzosen bloß beneiden können. Denn wann wird unsere 60 Millionenherde wohl den Mut zu einer solchen Tat, wie sie die Trennung von Kirche und Staat bedeutet, finden?" Es ist wahr: trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnis haben wir uns noch immer in unserer geistigen Abhängigkeit wohl befunden; oder sollte das Wohlbefinden doch nicht so groß gewesen sein: größer war dann der Druck von oben, dem man nur schwer entrinnen konnte. Und trotzdem: erste, herrschende Rasse? Sei's darum; aber man vergesse nicht: wissenschaftliche Erkenntnis bildet nur die Peripherie im Leben, das Zentrum aber muß von der wahrhaft befreienden Tat ausgefüllt sein. Wann endlich werden wir uns aus diesem Zwiespalt erlösen? Wann werden wir mit Recht — wie der Franzose — darauf stolz sein können, was wir tatsächlich sind? Das Problem harrt noch der Lösung.

Die politischen Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts.

Dr. Franco Savorgnan.

Während der kindisch harmlose Ludwig XVI. die Angst und den Schrecken des 14. Juli allmählich zu vergessen begann, und schon wieder sorgfältig die Beutestücke seiner Jagden und die Kosten der täglichen Lebensführung in seinem Tagebuch aufzeichnete; während

[1]) Siehe meinen Aufsatz „Vorläufer Gobineaus", Januar-Heft 1908. Der vollständige Titel des Werkes heißt: „P. A. F. Gérard, Histoire des races humaines d'Europe depuis leur formation jusqu' à leur rencontre dans la Gaule." Brüssel 1849.

der berauschte Pöbel im Triumphe seine Freude über die Einnahme der Bastille lärmend und drohend auf den Gassen feierte, unternahm es die konstituierende Versammlung, vom Neuerungsfieber und von enthusiastischem Aufopferungsgeiste durchdrungen, die Menschenrechte feierlich zu proklamieren.

Der Gedanke war nicht neu; Lafayette, der sich den amerikanischen Freiheitsgeist zu eigen gemacht hatte, entlehnte ihn der „bill of rights" der Unabhängigkeits-Erklärung der 13 nordamerikanischen Kolonien (1776), und faßte den Plan, die Menschenrechte auf französischen Boden zu verpflanzen. Nach dem Muster der amerikanischen Verfassung erklärte die konstituierende Versammlung nach langer Beratung, daß „das französische Volk, überzeugt, daß nur die Verachtung und das Ins-Vergessen-geraten der angeborenen Menschenrechte die einzige Ursache des Elends dieser Welt sei, beschlossen habe, in einer feierlichen Erklärung diese unveränderlichen Rechte auseinanderzusetzen, damit kein Staatsbürger sich mehr von der Tyrannei bedrücken und erniedrigen lasse".

Diese Grundsätze wurden den Verfassungen von 1791 und 1793 vorangestellt und bildeten seitdem die Grundlage aller europäischen Verfassungen.

„Echte papierene Basis aller papierenen Konstitutionen. Man versäumt die Menschenpflichten zu erklären! Man vergißt die Menschenkräfte zu bestimmen!" ruft Carlyle aus[1]), und Atta Troll brummt in seiner Höhle:

„Menschenrechte! Menschenrechte!
Wer hat euch damit belehnt?
Nimmer tat es die Natur,
Diese ist nicht unnatürlich.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
Wahrlich nimmer die Vernunft,
Die ist nicht so unvernünftig!"

* * *

Die verfassungsmäßig verbürgten Rechte auf „Gleichheit, Freiheit, Sicherheit und Eigentum" führten zur logischen und natürlichen Folgerung, daß die Regierung der freie Ausdruck des Volkswillens sein müsse. Es wurde daher beschlossen, daß die nationale Vertretung aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehen solle, und die Verfassung des Jahres 1793 bestimmt, daß ein Abgeordneter auf 40000 Individuen entfalle.

Diese Grundsätze wurden durch die napoleonischen Feldzüge in ganz Europa verbreitet und bilden noch heute die theoretische Begründung des allgemeinen Wahlrechts.

Die theoretischen Voraussetzungen desselben sind: erstens der Umstand, daß die Natur dem Menschen gewisse Rechte verliehen habe, zweitens die Gleichheit aller Menschen, und drittens die Existenz eines Gesamtwillens, der im Gesetze seinen Ausdruck findet. Keine von diesen drei Voraussetzungen entspricht den wirklichen Tatsachen des sozialen Lebens. Die Annahme von angeborenen Rechten ist ein für die Wissenschaft schon längst überwundener Standpunkt, denn der Gedanke, daß die Natur gnädig wie ein guter Monarch seinen Untertanen gewisse Rechte gewährt, kann einer nüchternen

[1]) Th. Carlyle: „Die französische Revolution", deutsch von E. Erman. Leipzig 1897, I. Teil, S. 288.

Kritik nicht standhalten. Die Rechte des Individuums sind durch die Macht, welche seiner sozialen Gruppe im Staate zukommt, bestimmt. „Macht geht vor Recht", sagte Bismarck, der für die positive Politik ein scharfes Auge hatte. Auch die beiden übrigen Voraussetzungen erscheinen bei einer objektiven Analyse des Wesens des Staates als hinfällig. Wenn man vorurteillos das Wesen des Staates untersucht, so ergibt sich, daß der Staat aus vielen sozialen Gruppen besteht, die nicht nur wirtschaftlich und kulturell, sondern auch durch ihre politische Machtstellung verschieden sind. Sieger und Besiegte, Herrschende und Beherrschte, das ist das ewige Merkmal des Staates, so daß das Herrschaftsverhältnis zur Erhaltung eines Staates unbedingt notwendig ist. Ein Staat, in welchem alle sozialen Gruppen die gleiche politische Macht ausüben, wo also keine politisch der anderen überlegen ist, gehört zur Kategorie des Unmöglichen und des Undenkbaren, und dies ganz abgesehen davon, daß die Menschen schon von Haus aus ungleich sind.

Da also die soziale Schichtung immer das Ergebnis eines historischen Entwicklungsprozesses ist, so verbinden sich die Individuen je nach ihren Interessen zu Gruppen und Klassen. Solche Interessen sind selbstverständlich verschieden und sehr häufig auch einander widerstreitend; daher „sind auch die politischen Strebungen, die sich in den vielen Einzelwillen Ausdruck zu verschaffen suchen, verschieden"[1]).

Das Gesetz ist also nicht ein Ausdruck des Volkswillens — der ebensowenig wie die Volkspsyche existiert —, sondern es ist die Resultante aus den Kräften der um die Macht kämpfenden Parteien. Warum hat man daher von diesen Voraussetzungen, die zu dem Wesen des Staates und der sozialen Wirklichkeit in krassem Widerspruche stehen, den Ausgang genommen, um die Verfassungen zu errichten, die die Blüte der politischen Wissenschaft sein sollten? Will man irgendein politisches Programm der Masse als berechtigt erscheinen lassen, so ist es nötig, dasselbe, sozusagen, mit einer Etikette zu versehen, um es verwirklichen zu können. Diese Etikette kann der Name eines Staatsmannes, eines Helden, oder, was noch besser ist, ein abstrakter Begriff sein, den die Wut der Parteien nicht anzugreifen wagt. Das heißt eine politische Bewegung „popularisieren". So handelte die französische Bourgeoisie, die zur Erreichung ihres Zieles die Hülfe der Masse brauchte. „Liberté, Égalité, Fraternité, diese Phrase — deren zweiter Begriff, wie Fogazzaro geistreich bemerkt, sich hinter den ersten schleicht, um ihn meuchlings zu töten — war ein mächtiger Hebel, um das Volk aus seiner Ruhe zu bringen. Denn die Masse ist immer bereit für einfache, leichtverständliche und gefühlvolle Ideen zu kämpfen und zu sterben. Liberté, Égalité, Fraternité ist nicht der Ausdruck der politischen Wissenschaft, sondern der politischen Klugheit.

* *
*

Das allgemeine Wahlrecht hat in den letzten Jahrzehnten an Terrain gewonnen; es ist schon seit langer Zeit in alle republikanischen

---

[1]) Vergl. L. Gumplowicz: „Allgemeines Staatsrecht", III. Aufl. Innsbruck 1907, S. 327.

Verfassungen eingeführt worden; viele konstitutionelle Monarchien haben es angenommen, zuletzt auch Oesterreich. Auch die übrigen Staaten besitzen ein auf breiten Grundlagen basierendes Wahlsystem, wenn auch nicht gerade das allgemeine Wahlrecht.

Die Erfahrungen, die man damit machte, haben die Hoffnung eines „Zukunftsstaates" nicht verwirklicht, und es zeigte sich dabei, daß die Furcht vor einer Umwälzung des gesellschaftlichen Gleichgewichts unbegründet war. Das allgemeine Wahlrecht hat nirgends beträchtliche Umwandlungen der sozialen Zustände herbeigeführt. Unter Umständen ist es in den Händen eines Schlaukopfes ein geeignetes Mittel gewesen, und hat einem Abenteuerer sein Ziel erreichen helfen. Es sei hier nur an Napoleon III. erinnert, der auf Grund eines aus dem allgemeinen Wahlrechte hervorgegangenen Plebiszites zum Kaiser gewählt wurde, und an Boulanger, der nicht weit davon war, dasselbe zu erreichen.

Es war eine allgemein verbreitete Ansicht, daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, wodurch die Klasse der Nichtbesitzenden der Klasse der Besitzenden politisch gleichgestellt wurde, zu einer radikalen Umwandlung der Volksvertretungen hätte führen müssen.

Lassalle meinte, daß dadurch das politische Monopol des Kapitals zerstört werden könnte. Diese Prophezeiungen haben sich keineswegs verwirklicht. In den Parlamenten sind nur wenige Aenderungen der politischen Tendenzen vorgekommen, und auch die Abgeordneten sind zum großen Teil dieselben geblieben. Die Tatsachen haben die Richtigkeit der Ansicht Ricardos bewiesen. Der berühmte Oekonomist behauptete nämlich vor dem englischen Unterhause, daß das allgemeine Wahlrecht zu keinen gegen das Eigentum gerichteten legislativen Maßregeln führen könne[1]). In der auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes in Frankreich im Jahre 1848 gewählten National-Versammlung war die Zahl der Vertreter aus den besitzenden Klassen viel größer als in anderen Parlamenten. Dasselbe gilt von allen gesetzgebenden Vertretungen der gegenwärtigen demokratischen Staaten, in denen Großgrundbesitz und Großindustrie tatsächlich herrschen. Warum aber ist die Erweiterung des Stimmrechtes für das Proletariat politisch unwirksam und erfolglos? Ein englischer Lord gab auf diese Frage folgende Antwort: „Beim beschränkten Wahlrecht verfüge ich über sechs Wahlkörper, beim allgemeinen über alle." Der größte Teil der besitzlosen Klassen hängt wirtschaftlich von den Kapitalisten ab, die sich ihre Stimmen erkaufen können. Spencer erzählt uns, daß in Amerika ein Unternehmer 20000 Arbeiter zur Wahlurne führte! In Newyork hat man während der Präsidentenwahl des Jahres 1888 die Stimmen um 15—20 Dollars auf dem Markt feilgeboten. Ueberhaupt hat in der neuen Welt die Tätigkeit der berühmten Wahlmacher, „politicians" genannt, eine in Europa unbekannte Ausdehnung erreicht. Damiani klagt, daß in Sizilien die Bauern auf Befehl des Herrn stimmen, und daß die Wahlreform nur den Mißbrauch des Stimmenverkaufs ermöglicht hat.

---

[1]) Vergl. A. Loria, „Le basi economiche della costituzione sociale". Turin 1902, S. 189.

Man könnte noch unzählige Beispiele[1]) anführen, um zu zeigen, welcher Mittel sich die reichen und mächtigen Parteien trotz des Strafgesetzes bedienen, um ihre Wahlmanöver mit Erfolg zu betreiben. Aber auch in jenen Ländern, in welchen die Arbeiter einen besseren „standard of life" und eine höhere Kulturstufe erreicht haben, so daß sie frei und bewußt über ihre Stimmen verfügen, hat die Arbeiterklasse durch das allgemeine Wahlrecht nur sehr unbedeutende Erfolge erzielt. Das beste Beispiel hierfür bietet uns Deutschland. Die sozialdemokratische Partei war jahrelang im Reichstage stark vertreten, jedoch haben ihre Abgeordneten trotz der schwülstigen Deklamationen keine fruchtbringende politische Tätigkeit entwickeln können. Bülows Appell an die bürgerlichen Parteien hat sie in den letzten Wahlen geradezu dezimiert, obwohl der sozialdemokratische Teufel nicht so schwarz, oder besser nicht so rot ist, wie ihn der Kanzler an die Wand gemalt hat.

* * *

Obwohl das allgemeine Wahlrecht dem Wesen des Staates nicht entspricht, so ist es doch fast überall eingeführt worden, und wo das noch nicht der Fall ist, wie in Ungarn und Preußen, agitiert das Proletariat, um es zu erreichen. Wodurch erklärt sich diese Erscheinung? Es sei vor allem hier hervorgehoben, daß, wie Pareto trefflich bemerkt, „die nationalökonomischen und soziologischen Theorien, die von den Parteien im sozialen Kampfe auf die Fahne geschrieben werden, nicht nach ihrem objektiven Werte, sondern nach ihrer Eigenschaft, auf die Gemüter einzuwirken, beurteilt werden müssen. Daher ist jede wissenschaftliche Widerlegung dieser Theorien gänzlich oder fast gänzlich zwecklos, mag sie theoretisch und objektiv auch noch so richtig sein"[2]).

Als Losungswort kann man dem allgemeinen Wahlrechte eine große politische Wirksamkeit nicht absprechen. Das hat sowohl die herrschende Elite der Feudalen und Kapitalisten, als auch die entstehende sozialdemokratische Elite, welche jene umstürzen will, um ihren Platz am Steuerruder des Staates einzunehmen, richtig verstanden, und beide haben sich des allgemeinen Wahlrechts als wirksamer Waffe im politischen Kampfe bedient.

In England haben sich die „Torys" zuerst sehr darum bemüht, das Wahlrecht auszudehnen, um sich die Gunst der Masse zu erwerben; ihnen folgten auf demselben Wege die „Whigs". Vor kurzem aber hat das enttäuschte Proletariat beide verlassen, um eine eigene Partei, die „Labour Party" zu bilden.

In Oesterreich war das nun eingeführte allgemeine Wahlrecht ein „desideratum" sowohl der Regierungsparteien und selbst des Hofes, als auch der Sozialdemokratie. Diese merkwürdige Uebereinstimmung zweier entgegengesetzter politischer Tendenzen ist für eine objektive Untersuchung der politischen Erscheinungen sehr lehrreich. Es ist leicht einzusehen, warum es die Sozialdemokraten verlangten. Die Gründe der Regierung sind nicht so offenbar, wenn man sich nicht

---

[1]) Reich an solchen sind Lorias obenerwähntes Werk und Vaccaros „Le basi del diritto e dello Stato. Turin 1893.

[2]) Vergl. Pareto, „Manuale di Economia Politica". Milano 1906, S. 131.

die besondere politische Lage Oesterreichs vergegenwärtigt. Die Regierungskreise haben nämlich durch das allgemeine Wahlrecht die Macht der *nationalen* Parteien zerstören wollen, um in der Lösung der nationalen Fragen freie Hand zu gewinnen. Dabei spekulierte man darauf, daß eine starke feudal-klerikale Majorität das Uebergewicht über die Sozialdemokraten erlangen werde. Der Erfolg hat der Regierung recht gegeben. In den Wahlen des Jahres 1907 haben die nationalliberalen Parteien ungeheuere Verluste erlitten, während Klerikale und Sozialdemokraten überall bedeutende Wahlsiege errangen. Nur in einem Punkte hat sich die Regierung geirrt, nämlich in ihren Erwartungen betreffs des nationalen Kampfes, der ebenso wie früher im österreichischen Reichstage rastlos weitertobt. „Naturam expellas furca, tamen usque recurret“, denn der Kampf der auf demselben Boden lebenden Nationalitäten ist eben eine natürliche und notwendige Erscheinung, die man nicht durch politische Kunstgriffe aus der Welt schaffen kann. Der Erfolg des allgemeinen Wahlrechts erklärt sich eben daraus, daß es ein *hervorragendes Mittel* ist, um die *Macht der Massen politisch zu verwerten.*

Die Erweiterung des Stimmrechtes wird wenigstens in absehbaren Zeiten noch bedeutende Fortschritte machen. Ein Zeichen dafür ist die Tatsache, daß in manchen Ländern den bisher vom Wahlrechte ausgeschlossenen Frauen das Stimmrecht gewährt wurde. Es sei noch hinzugefügt, daß die bisher rechtlosen Massen das Wahlrecht verlangen, um an den Vorteilen und Gütern, die der Staat heute gewissen Klassen zusichert, teilzunehmen. Jene Massen und Volksschichten besitzen tatsächlich eine Macht[1]), und daher ist das allgemeine Wahlrecht jene unvermeidliche Form der Vertretung, welche den politischen Werdegang aller zivilisierten Staaten charakterisiert.

Dabei trösten sich manche Soziologen, wie Ratzenhofer, damit, daß „es nicht möglich ist, ein Privilegienwahlrecht zu ermitteln, welches die tüchtigsten, gereiftesten Elemente einer Nation zur Wahlurne bringt“[2]).

Wenn wir also die Notwendigkeit dieser Erscheinung annehmen, erübrigt uns nur noch der Versuch, ihre Folgen vorauszusehen. Welche Vorteile oder Nachteile werden daraus für die Kultur und das Wohlergehen der Menschen sich ergeben? Das ist ja der einzige mögliche Standpunkt, von dem aus man die Erscheinungen des politischen Lebens beurteilen kann. Denn wollte man nicht in der sozialen Entwicklung als ideelles Ziel das Wohlergehen der Menschheit annehmen, so wäre eine ethische Wertbestimmung der politischen Tatsachen nicht möglich, und jede Beurteilung würde sich auf die bloße Feststellung des unmittelbaren Vor- oder Nachteils für einzelne Klassen beschränken. Gehen wir also von der Voraussetzung einer „zivilisatorischen Politik“ aus, wie sie Ratzenhofer nennt, d. i. von der Annahme einer stets zunehmenden Erweiterung des materiellen und kulturellen Wohlergehens aller Menschen, so kommen wir zum Schlusse, daß das allgemeine Wahlrecht in seinen Wirkungen dort wohltätig sein wird, wo die Arbeiterklasse, die einzige, die daraus Nutzen ziehen kann, zahlreich, organisiert und auf ihr Interesse bedacht ist.

---

[1]) Vergl. Gumplowiczs obenerwähntes Werk S. 328.
[2]) G. Ratzenhofer, „Soziologie“. Leipzig 1907, S. 166.

Denn, ebenso wie die Teilnahme der Bourgeoisie an der Leitung des Staates die Sache der Kultur gefördert hat, so kann man dasselbe auch von diesem neuen und lebensfrischen Element hoffen. Es soll das politische Milieu mit neuen fruchtbringenden Ideen bereichern, welche in den Konflikten, die sie notwendigerweise hervorrufen müssen, ihren utopistischen Charakter verlieren, um Gemeingut aller zu werden und so einen Fortschritt in der Entwicklung zuwege zu bringen.

Wo dagegen die Massen träge und politisch ungebildet sind, wissen sie vom Stimmrechte keinen Gebrauch zu machen, und werden daher zum Spielball der Reaktion, die immer wacht und wartet. In ihren Händen wird das Stimmrecht eine harmlose Waffe oder — was noch gefährlicher — eine Bedrohung der Errungenschaften der Kultur und untergräbt jenes Gebäude der Zivilisation, das die „ἄριστοι“ geduldig und mühsam im Laufe der Jahrhunderte errichtet haben.[1])

[1]) Während diese Arbeit im Druck war, fand in Innsbruck und Graz der von klerikalen Abgeordneten geführte Zug der Bauern gegen die Universitäten statt. „Ex ungue leonem“!!



Berichte und Notizen.



Ueber die Erblichkeit der Augenfarbe beim Menschen hat C. C. Hurst an Bewohnern des Dorfes Burbage in Leicestershire Untersuchungen ausgeführt. Hurst unterscheidet zwei Typen, zwischen denen eine deutliche Diskontinuität besteht: Augen mit zwei Pigmentarten, einem gelbbraunen an der vorderen Oberfläche der Iris und einem blauschwarzen an der hinteren Irisfläche („Duplexaugen“), und Augen, die nur das hintere Pigment besitzen („Simplexaugen“). Der Duplextypus erscheint in drei Formen: a) der eigenfarbige (self-coloured) Duplex; das vordere Pigment ist über die ganze Front der Iris verteilt und verdunkelt das hintere Pigment (so bei den gewöhnlichen braunen Augen); b) der ringartige (ringed) Duplex; das vordere Pigment ist auf ein ringförmiges Areal um die Pupille beschränkt und läßt an der Peripherie der Iris die Farbe des hinteren Pigmentes hervortreten; c) der gefleckte (spottrel) Duplex; das vordere Pigment tritt in unregelmäßigen Flecken auf. Der Simplextypus umfaßt im allgemeinen blaue und einige graue Augen. Hurst beobachtete 139 Familien, und zwar nur mit zwei oder mehr Kindern, darunter 20 Simplex-Simplex-Ehen, 50 Duplex-Duplex-Ehen und 69 Duplex-Simplex-Ehen. Die 20 Simplex-Simplex-Ehen hatten 101 Kinder, sämtlich vom Simplextypus, produziert. Von den 50 Duplex-Duplex-Ehen hatten 37 Familien 195 Kinder, die alle vom Duplextypus waren, die übrigen 13 Familien zählten 63 Kinder, die teils dem einen, teils dem anderen Typus angehörten und zwar waren 45 Duplices und 18 Simplices. Von den 69 Duplex-Simplex-Ehen hatten 17 Familien 66 Kinder sämtlich vom Duplextypus, die übrigen 52 Familien hatten Kinder beider Typen und zwar 121 Duplices und 137 Simplices hervorgebracht. Es zeigt sich also: sind beide Ehen Simplices, so geben sie nur Simplexkinder. Sind beide Eltern Duplices, so geben sie entweder nur Duplexkinder, oder beide Typen ein Verhältnis Duplex : Simplex = 3 : 1. Ist von den Eltern einer Duplex, einer Simplex, so geben sie entweder lauter Duplexkinder, oder beide Typen in ungefähr gleichstarker Zahl. Hieraus geht hervor, daß der Simplextypus sich rezessiv, der Duplextypus dominierend verhält. (Proceedings of the Royal Society B, vol. LXXX, 1908.)

Das Gehirn eines Sprachkundigen. L. Stieda-Königsberg hat das Gehirn des Sprachgelehrten Sauerwein untersucht. Sauerwein konnte in etwa 50 Sprachen sprechen und schreiben und hat wertvolle Arbeiten für die britische Bibelgesellschaft geliefert. Sein Gehirn hatte er Stieda schon lange vor seinem Tode „versprochen“, nicht um Auskunft über seine Sprachbegabung zu ermöglichen, sondern weil er an Kopfschmerzen und Beängstigungen litt und hoffte, daß eine Aufklärung darüber aus dem anatomischen Befund den Menschen nützlich sein

könnte. „Findet sich nun bei dem untersuchten Gehirn irgend etwas, was auf die besonders hervorragende Eigenschaft des Trägers in betreff der Sprache hinweist? Ich antworte sehr kurz »nein«. Kann man behaupten, daß Sauerwein eine so kolossale Sprachkenntnis besessen, weil sein Gehirn an der Oberfläche einige kleine Abweichungen darbietet? Keineswegs!" Die anatomische Untersuchung der Oberfläche ergibt keine Anhaltspunkte, auf deren Grundlage die Begabung der Hirnbesitzer erkannt werden könnte. „Es ist meiner Ansicht nach der feinere Bau der Hirnrinde die unzweifelhafte Ursache für die Verschiedenheit der psychischen Funktionen. In der histologischen Beschaffenheit des Hirns sind die Differenzen für die psychischen Funktionen zu suchen." (Wien. mediz. Wochenschr. 6, 1908, Ztschr. f. Morph. u. Anat. XI, 1.)

Die anthropologische Bedeutung der Mehrlinge hat Straßmann-Berlin untersucht. Die Häufigkeit zunächst der Mehrlinge ist gar nicht gering: Deutschland hat auf 1000 Geburten 12,43 Mehrgeburten; in Berlin sind 2,19 pCt. der Früchte Mehrlinge. Die Ziffer der Mehrlingsgeburten steigt und fällt mit der Fruchtbarkeit des Landes. Frankreich hat noch nicht 1 pCt. Zwillinge. Die Mehrlinge sind häufig erblich. Die Geburt von Zwillingen fällt häufiger in die späteren Jahre des Geschlechtslebens und darum in die zweite Hälfte der Ehe. Die Entstehung der Mehrlinge kann bestimmt auf zwei Arten erfolgen, nämlich aus zwei Eiern oder aus einem Ei. Die vergleichende Anatomie der Entwicklung des Uterus und der Zahl der Brüste lehrt, daß die Entwicklung des Menschen in der Richtung zur Uniparität tendiert. Der Urmensch gebar nicht ein, sondern zwei und drei Junge. Der Mensch befindet sich gegenwärtig in einem Uebergangsstadium; die Uniparität ist noch nicht vollkommen erlangt. Die anatomische Grundlage für die Erblichkeit von Zwillingen in weiblicher Linie ist darin zu sehen, daß die minder entwickelten Eierstöcke der meist zu früh geborenen Zwillinge nicht die Reduktion der Eiballen der Eibehälter und der in ihnen befindlichen Eier durchmachen, wie der höher entwickelte Einling. Die Sterblichkeit der Mehrlingsfrüchte ist eine sehr hohe, ihre Lebensaussichten sind schlechte. Wie die Früchte, so ist auch die Mehrlingsmutter benachteiligt: eine überstandene Zwillingsgeburt gibt eine Disposition zu vorliegendem Mutterkuchen; außerdem werden Zwillingsmütter oft von Eklampsie unter der Geburt befallen, welche bei fast der Hälfte der Zwillingsmütter zum Tode führt. Hierin ist ein wesentlicher Faktor zur Eliminierung der Mehrlingsmütter gegeben. Anthropologisch stellen die Mehrlinge eine seltener werdende, rückständige Art der Fortpflanzung dar; die erhöhten Gefahren für die Mehrlingsmütter und -früchte führen eine zahlenmäßig nachweisbare Einschränkung der Multiparität und den Uebergang zur Uniparität herbei. (Ztschr. f. Ethnologie 3, 1908.)

Genealogische Studien über die Vererbung geistiger Eigenschaften hat Professor Manfred Ziermer an einem Material von 1334 Waldauer Haushaltungen angestellt. Das Material umfaßt 15 verschiedene Familien des Dorfes Waldau während eines Zeitraumes von ungefähr 300 Jahren. Als das wichtigste Resultat betrachtet Ziermer die Tatsache, daß sich auch in einer Bevölkerung, die sich auf kleinem Raum beständig mischt, und deren einzelne Glieder unter sehr ähnlichen, meist geradezu gleichartigen Verhältnissen leben, so viele Familieneigentümlichkeiten durch wenigstens drei Jahrhunderte erhalten, daß sich die Familie als Ganzes nicht nur im groben, sondern recht weitgehend charakterisieren läßt. Wichtig ist ferner, daß die verschiedenen Familieneigenschaften sich in der männlichen Linie forterben, während bis auf einzelne Ausnahmefälle vom Einfluß der weiblichen Linien wenig oder gar nichts zu bemerken ist. (Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 2, 3, 1908.)

Eine Statistik der geistigen Vererbung. Von zwei holländischen Aerzten, den Doktoren Heymans und Wiersma, werden jetzt die Ergebnisse einer langen Reihe interessanter Untersuchungen veröffentlicht, deren Ziel es war, eine Tabelle über die Vererbungsfähigkeit von Charaktereigenschaften und Geistesanlagen zu gewinnen. Die Beobachtungen umfassen mehrere Jahrzehnte und wurden von über 3000 holländischen Aerzten durch ein reichhaltiges Material unterstützt. Dabei zeigte es sich, daß die Fähigkeit logischen Denkens und die Gabe, die Gedanken zu formulieren und auszusprechen, in weitaus den meisten Fällen vom Vater ererbt waren. 44 von hundert Söhnen mathematisch veranlagter Männer oder von Gelehrten ererbten von väterlicher Seite den Drang und die Fähigkeit zu wissenschaftlicher Arbeit; anders deren Töchter: nur 14 vom Hundert zeigten hierin Ver-

wandtschaft mit dem Vater. Besonders interessant ist das Verhältnis bei den Kindern von Müttern, die rege Neigung und Fähigkeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung zeigten; in allen Fällen tritt diese Anlage bei den Söhnen wieder zutage, in keinem Falle bei den Töchtern. Fast alle Züge, die von Gutmütigkeit und Gefühlsreichtum zeugten, waren auf die Väter zurückzuführen; nur in wenigen Ausnahmen auf die Mutter. Neigung zum Verbrechen und Schwächen gehen meist auf den Vater zurück; Melancholie, Epilepsie, Schwachsinn und Geistesstörung standen in 90 von hundert Fällen mit dem Einfluß der väterlichen Natur im Zusammenhang. Dagegen dominiert bei Sportinteressen und der Leidenschaft für die Jagd seltsamerweise die Mutter, ebenso in der Körperpflege und dem Sinn für reinliche Kleidung. Pünktlichkeit und Ehrgefühl gingen stets auf den Vater zurück, ebenso schriftstellerische Fähigkeiten, während künstlerische Talente meist von mütterlicher Seite ererbt sind. Aus der Summe der untersuchten Fälle scheiden im ganzen nur zwei vom Hundert aus, bei denen die beobachteten Charakterzüge aus dem Kreise der Vererbung herauszufallen scheinen.

Ueber die Anthropologie der Holländer teilt Bolk-Amsterdam einige vorläufige Ergebnisse seiner umfassenden Untersuchung mit. Die Hauptmasse der Bevölkerung von Holland besteht aus zwei brachycephalen Typen, einem blonden und einem brünetten. Der blonde Typus ist subbrachycephal, der Durchschnittsindex schwankt zwischen 80 bis 82, er ist in ganz Holland verbreitet. Der brünette Typus hat einen Index von 84 bis 86, die Individuen sind kleiner, das Gesicht meist chamaeprosop. Der brünette Typus ist besonders in Zeeland, Limburg und Nordbrabant verbreitet; der Verfasser bringt ihn mit dem Homo alpinus in Verbindung. Der Friesentypus, wie ihn Virchow beschrieb, existiert normalerweise überhaupt nicht. Die von Virchow als Merkmal des friesischen Schädels angegebene Platycephalie ist die Folge künstlicher Deformation des Kopfes durch eine Haube aus Pappe. Die wahren friesischen Schädel, wie dieselben in den „Terpen“, d. s. erhabene Wohnstätten aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, stammen, gehören zu den regelmäßigsten Schädeln mit gewölbter Stirn und großer Kapazität; sie sind ohne Ausnahme dolicho- oder mesaticephal, leptoprosop. Der Typus kommt auch heute noch vor, bildet jedoch jetzt die Minderzahl. Sein Rückgang ist offensichtlich: Von 80 „Terp“-Schädeln erreichte keiner den Index 82 (Mittel 76), dagegen war von 80 Schädeln aus einem überschwemmten Dorf von 1500 keiner unter 80 (Mittel 86). — Im besonderen untersucht Bolk die Frage der Verbreitung der Rothaarigkeit und ihres Zusammenhanges mit der Verbreitung der blonden Rasse. Verfasser fand unter 478976 Schulkindern 2,45 pCt. Rothaarige. Ihre Verbreitung über die einzelnen Provinzen zeigt, daß die Rothaarigen in allen Provinzen gleich häufig vorkommen; der erwartete höhere Prozentsatz an Rothaarigen in den Provinzen mit stark blondinem Gehalt trat überraschenderweise nicht zutage. Also fehlt jeder Zusammenhang zwischen Pigmentarmut und Rutilismus. Ebenso ist die Augenfarbe, die mit der blonden, braunen und schwarzen Haarfarbe deutlich parallel geht, von der roten Haarfarbe unabhängig. Bolk hält darum den Rutilismus für eine Erscheinung sui generis, die keine Prävalenz für eine blonde Rasse aufweist. (Ztschr. f. Morphol. u. Anthropol. XI, 1.)

Das Schädelfragment von Stangenäs in Schweden, über das zum erstenmal Sven Nilsson i. J. 1844 berichtet hat, hat Frédéric-Straßburg neu untersucht. Er erhielt einen Längenbreitenindex von 71,9. Der Schädel gehört durchaus dem Homo sapiens an und zeigt keine Verwandtschaft mit dem Homo primigenius. (Ztschr. f. Morph. XI, 2, 1908.)

Die Existenz des Homo primigenius in geschichtlicher Zeit? Gegen Stolyhwo, der den Schädel von Nowosiólka als dem Homo primigenius nahe verwandt beschrieben hat (vergl. S. 215 unserer Zeitschrift), wendet sich entschieden G. Schwalbe. „Es sind wohl die starken Augenbrauenbögen (Arcus superciliares) gewesen, die Stolyhwo zu dieser Annahme verführt haben. Er meint in ihnen geschlossene Augenrandwülste (Tori supraorbitales) zu erkennen, die ich aber in seinen Abbildungen nicht finden kann; vielmehr sind nur stark entwickelte Arcus superciliares vorhanden, denen sich lateral ein dreieckiges Feld, ein Planum supraorbitale, anschließt. Auch sonst sind alle Merkmale, welche ich für den Homo primigenius angeführt habe, nicht vorhanden. Der Glabellocerebralindex (25,25), der Kalottenhöhenindex (53,61), der Bregmawinkel (53,5°) u. a. fallen in die Variationsbreite des rezenten Menschen. Es kann also keine Rede davon sein, daß der Schädel

von Nowosiólka ein Repräsentant des längst ausgestorbenen Homo primigenius ist. Jeder aber, der Stolyhwos Arbeit unbefangen liest, muß Stolyhwos Meinung darin erkennen, daß zwar für Westeuropa der Homo primigenius ausgestorben sei, aber in Osteuropa bis in die geschichtliche Zeit hinein existiert habe. Auf meine gegen diese Auffassnng gerichteten Bedenken hin gibt mir nun Stolyhwo in brieflicher Mitteilung zu, „daß der Schädel von Nowosiólka zur Gruppe Homo sapiens gehöre"; auch behauptet er, ihn in seiner Arbeit nicht zur Gruppe Homo primigenius gerechnet zu haben. Wenn Stolyhwo aber von einer Formverwandtschaft mit der Gruppe Spy-Neandertal-Krapina spricht, also die Form für „neandertaloid" erklärt, so muß ich auch dies ebenso ganz entschieden bestreiten wie seine Meinung, daß er in einigen Eigenschaften sich dem Schädel von Brüx nähere und demnach in dieser Beziehung eine Uebergangsform sei. Der Schädel von Nowosiólka ist somit nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher, den Schädeln des rezenten Menschen in seiner Form sich vollständig anschließender Schädel mit stark entwickelten Augenbrauenbögen, wie sie auch bei modernen Europäern beim männlichen Geschlecht sehr verbreitet sind." (Globus XCIV, 2.)

Ueber archäologische Ergebnisse zum Ursprung und zur örtlichen Ausbreitung der Indogermanen sprach Prof. Gustav Kossinna in der Julisitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Man streitet darüber, ob es eine indogermanische Ursprache gibt; die Zweifler sitzen aber am grünen Tisch, während die Realforscher die Ursprache anerkennen, damit zugleich auch ein indogermanisches Urvolk. Dieses muß auf einem verhältnismäßig engen Raum gewohnt haben; in Gebieten wie von Frankreich bis zum Ural entsteht kein Volk. Bei einem auf engem Raum entstandenen Volk hat man das Recht, von einer Rasse zu sprechen; sie war hochgewachsen, blond, langköpfig, entsprechend dem nordischen Typus. Setzt man dies als richtig voraus, so gilt es, den Ursprung der nordischen Rasse in Europa zu ermitteln. Indogermanen sind Träger der nordischen und der südeuropäischen Kultur; die Sprachforscher unterscheiden Ost- und Westindogermanen; die ersteren entsprechen den Südbezirken im Donaugebiet, die letzteren dem nordischen an der Ostsee. Sind nun die Indogermanen hier oder dort, oder an dritter Stelle entstanden? Redner führt an zahlreichen Lichtbildern Funde von Feuersteingeräten der älteren und jüngeren Steinzeit vor, Tongefäße, Knochengeräte, Höhlen- und Felsenzeichnungen, Bernsteinschmuck aus dem Inneren Rußlands, und zeigt an ihren Uebereinstimmungen und ihren Unterschieden den Gang der Menschenwanderungen und die verschiedenen Perioden der Wanderungen. Er kommt zu der Schlußfolgerung, daß der hochgewachsene Kurzkopf aus Frankreich nach Norddeutschland wanderte, sich in die baltischen Bezirke und von da in das Innere Rußlands ausbreitete, bis wohin man Spuren der sog. arktischen Kultur verfolgen kann. Mit dem Ende der Steinzeit aber hört die arktische Kultur auf; die Kurzköpfe werden von den nachdrängenden Indogermanen verdrängt. Diese kommen ebenfalls aus Südfrankreich; gleichzeitig zieht ein Zweig nach Norden, ein anderer nach der Donau. Archäologische Funde aus Ostgalizien, Bessarabien, Podolien, vom Dnjepr zeigen uns den weiteren Weg der Wanderung. Wir können die Spuren von drei großen Zügen verfolgen. Die Leute der Bandkeramik, Arier, kamen gegen Ende der Steinzeit nach Persien und sind als die Vorfahren der Perser zu bezeichnen. Durch sie ist auch der Leichenbrand nach Indien gekommen. (Voss. Ztg. 343, 1908.)

Archäologie und Anthropologie. Für die prähistorischen Studien herrschen noch immer zwei Strömungen, von denen die eine der naturwissenschaftlichen Anthropologie die ganze Oberherrschaft zuweisen will, die andere die Prähistorie ganz in die Archäologie verweist, wobei selbstverständlich die Anthropologie für Schädelmessungen, Knochenidentifizierungen usw. und die Geologie als Schichtenwissenschaft nicht entbehrt werden kann. Die praktischen Engländer, die infolge ihrer großen letzten Ausgrabungserfolge in prähistorischen Gebieten über maßgebliche Erfahrungen verfügen, lassen der Archäologie ihr ganzes Recht zukommen und benützen die Anthropologie als Hülfswissenschaft. Das in Oxford bestehende Komitee für Anthropologie hat z. B. für diesen Herbst einen Vorlesezyklus, Ende September beginnend, angezeigt, der den Zweck hat, in beiden Wissenschaften erfahrene Schüler heranzubilden, so daß klassische Archäologie und Anthropologie sich nicht mehr feindlich gegenüberstehen. Dieser „anthropologische" Vortragszyklus soll die „griechisch-römische Kultur im Licht der Anthropologie" betrachten; aber die sog. naturwissenschaftliche Prähistorie kommt dabei mit keinem Vortrag zu

Wort; es scheint, daß die Engländer der Meinung sind, daß die Frage nach der Herkunft der griechisch-römischen Kultur nicht durch Schädelmessungen, sondern durch Archäologie und Philologie gelöst werden muß. So spricht Arthur Evans über „frühe Schriftformen im Mittelmeergebiete"; Andrew Lang über „Homer"; Gilbert Murray „Ueber das früheste griechische Epos"; S. L. Myres über „Herodot" (die Pelasgerfrage); Jevons über „Graeko-römische Magik"; Warde Fowler über „Römische Entsühnungsgebräuche". Es gibt deutsche Anthropologen, die ein Gejammer anstimmen würden, wenn anthropologische Studien durch solche Vorträge gefördert werden sollten. Aber ebenso töricht ist es, wenn sich klassische Archäologen einreden, daß sie ohne die naturwissenschaftlichen Hülfsdoktrinen prähistorische Forschungen treiben können. Darum sollten auch deutsche Fakultäten auf beiden Gebieten geschulte Gelehrte heranzubilden versuchen. (Frkfrtr. Ztg. 5, VII, 1908.)

Tyrsener und Etrusker. Vor kurzem fielen mir wieder einmal Paulis gehaltvolle Abhandlungen (Leipzig 1886 und 1894, F. A. Barth) über „Eine vorgriechische Inschrift von Lemnos" in die Hände, und was ich einst für unmöglich hielt, nämlich eine vollständige und zutreffende Uebersetzung zu geben, das scheint mir jetzt wie durch eine glückliche Eingebung gelungen. Im Anschluß an meine früheren Aufsätze über „Volkstum und Sprache der Etrusker" (IV, 12, VI, 4), wie über „Rassenlehre und Völkerkunde" (IV, 7, VII, 5) erlaube ich mir daher, den Lesern dieser Zeitschrift davon Mitteilung zu machen. Um die Deutung der nichtgriechischen Inschrift dieses für die Völkerkunde des Altertums ungemein wichtigen Denkmals, eines 1885 gefundenen Grabsteins mit dem Brustbild eines lanzenbewehrten Kriegers, haben sich zahlreiche Gelehrte des In- und Auslandes mit Zuhilfenahme der verschiedensten Sprachen bemüht, doch muß man entschieden Pauli recht geben, wenn er ihre Versuche sämtlich „für gleichartig, d. h. für völlig wertlos" erklärt. Freilich ist seine eigene Lesung und Uebertragung (Holaei sepulcrum, magistratus? conditus est aetate quinquaginto annorum primique anni ...? condidit et sepelivit; proprietas sepulcri est) nicht viel sicherer und nur teilweise zutreffend; nur damit ist er zweifellos im Recht, daß nach seiner Meinung „auch dem blindesten Auge" die nahe Verwandtschaft der Sprache der Inschrift mit dem Etruskischen sich zeigen müsse. Was aber den kenntnisreichen und gewissenhaften Forscher daran hindert, zur vollen Wahrheit durchzudringen, ist die gerade von ihm mit Hartnäckigkeit festgehaltene und verteidigte Ansicht, das Etruskische gehöre nicht zum indogermanischen Sprachstamm. Wenn auch zurzeit diese Strömung Oberwasser hat und beispielsweise der auch in diesen Blättern von mir und Anderen beurteilte Hirt meint, „heute verficht kaum noch ein Forscher den indogermanischen Ursprung dieser Sprache", so waren doch entschieden die Anhänger dieser Richtung nicht imstande, das „schwierigste Rätsel der antiken Ethnographie" zu lösen. Im Gegensatz zu ihnen bin ich seit einem Menschenalter für die Zugehörigkeit der Etrusker zur indogermanischen Völkergruppe eingetreten, und mit Hilfe der nächstverwandten griechischen Sprache gebe ich nun folgende Lesung und Deutung der Inschrift A: Holaiez naphoth evistho zeronaith zivai sialchveiz aviz marazm aviz aizaker tavarzio vamalasial zeronai morinail, d. h. des Holaios Grabmal (etr. naper, gr. *ναπος* mit Sinnverschiebung), des besten (gr. *εὐ*) Bürgers (etr. zeri = Stadt?, zeri ceren cepen = Stadtoberhaupt?), im Lebensalter (etr. zivas, got. quius, sl. zivu) von einundsechzig (etr. sa = 6, sealch = 60, mach = 1) Jahren (etr. avil); Aisaker (vergl. den etr. Namen Thuker, wohl = Tivaker, gr. *Τευκρος*) begrub (*θαπτω*) ihn, der Sohn des Vamalas, Bürger von Myrina." Ist diese Uebertragung vielleicht auch nicht durchaus gelungen, so läßt sie doch kein einziges Wort unübersetzt, gibt zweifellos einen sehr annehmbaren Sinn und zeigt aufs deutlichste die nahe Verwandtschaft der lemnischen Sprache auf der einen Seite mit dem Etruskischen, auf der andern mit dem Griechischen. Das entspricht vollkommen der von mir den Etruskern seit vielen Jahren im indogermanischen Stammbaum angewiesenen Stellung. Aus der nicht so leicht verständlichen Inschrift B geht hervor, daß Holaios ein Sohn des Phokias war (phokiasiale mit echt etruskischer Endung und viz = gr. *υἱος*, sl. vic, etr. vuins, so lese ich für tiz, phokeas). Nach Thukydides (IV, 109) u. A. war die Insel Lemnos vor der athenischen Eroberung im Jahr 510 von Tyrsenern oder Pelasgern bewohnt, und nur von dieser vorgriechischen Bevölkerung kann der fragliche Grabstein herrühren. Die unbestreitbare Aehnlichkeit der Sprache seiner Inschrift mit der etruskischen — es kann sich höchstens um mundartliche Veschiedenheiten handeln — ist nur erklärlich, wenn entweder die italischen und kleinasiatischen Tyrsener gleichen Ursprungs waren, oder wenn übers Meer von der einen oder anderen Seite eine Be-

siedelung stattgefunden hat. Wegen des Zusammenhangs der Etrusker mit den Rhätern der Alpenländer scheint mir die erste Annahme weitaus die wahrscheinlichste, doch möchte ich auch der Angabe Herodots, daß kleinasiatische Tyrsener zur See nach Italien gekommen seien, nicht alle Glaubwürdigkeit absprechen. Die Tyrsener waren ein seefahrendes Volk; daher ist es nicht undenkbar, daß ein Teil von ihnen vom Aegäischen Meer nach Italien gesteuert ist und sich dort unter ihren auf dem Landwege eingewanderten Stammesverwandten niedergelassen hat. — Ludwig Wilser.

Ueber die Zunahme der Körpergröße der militärpflichtigen Jugend berichtet die Berliner Klinische Wochenschrift nach einem in der Deutschen militärärztlichen Zeitschrift erschienenen Aufsatz von Dr. Schwiening, der die Zunahme der Körpergröße der militärischen Jugend in einigen europäischen Staaten zum Gegenstande hat, folgendes: Fußend auf dem in seiner Arbeit „Beiträge zur Rekrutierungsstatistik" geführten Nachweis, daß innerhalb der Jahre 1894 bis 1903 in Deutschland (außer Bayern, Sachsen, Württemberg) die Zahl der kleinen Leute abgenommen, die der Leute von mittlerer Größe die gleiche geblieben ist, während die großen Leute zahlreicher geworden sind, fand Dr. Schwiening, daß sich in allen Kulturstaaten Europas, über die überhaupt verwertbares Material vorliegt, in den letzten Jahrzehnten eine deutliche Tendenz einer Größenzunahme bei der männlichen Jugend im militärpflichtigen Alter bemerkbar macht. Es fehlt die sichere Kenntnis darüber, seit wann diese Wachstumstendenz begonnen hat, und welches die Gründe für die gleichmäßig bei den verschiedenen Staaten nachweisbare Zunahme der Körpergröße, wenigstens im militärpflichtigen Alter, sind. Vielleicht spielen bessere Ernährung im Säuglings-, Kindes- und Jünglingsalter und die besseren hygienischen Verhältnisse der letzten Jahrzehnte eine günstige Rolle. Die Körpergrößenzunahme spricht gegen eine Dekadenz der Bevölkerung und ist vielmehr im Sinne der Verbesserung der allgemeinen sozialhygienischen Verhältnisse zu deuten. Sie könnte aber in rein gesundheitlicher Beziehung wieder ungünstig wirken, wenn dem Längenwachstum nicht die sonstige Körperentwicklung, speziell der Atmungsorgane und des Herzens, entspräche. Für Preußen glaubt Dr. Schwiening behaupten zu können, daß eine Körpergrößenzunahme bis jetzt in dem besprochenen Sinne nicht ungünstig eingewirkt hat. (Norddtsch. allgem. Ztg. 7, VII, 1908.)

Die Geschlechtskrankheiten im Deutschen Reiche während des Vierteljahrhunderts 1877—1901. Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamtes ist die Zahl der wegen venerischer Krankheiten in die allgemeinen Krankenhäuser des Deutschen Reiches aufgenommenen Kranken gestiegen von 30365 im Jahresdurchschnitt der Jahre 1877—79 auf 47019 im Jahresdurchschnitt der Jahre 1898—1901; davon litten an konstitutioneller Syphilis 11244 bezw. 17403. Man darf aber daraus nicht auf ein Steigen der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten schließen, da die Heilbehandlung überhaupt eine umfassendere geworden ist; vielmehr muß man die Zahl der wegen Geschlechtskrankheiten behandelten mit der Gesamtzahl der behandelten Kranken in Beziehung setzen. Alsdann zeigt sich sogar ein Sinken: Von 1000 zugegangenen Kranken litten an venerischen Krankheiten im Jahresmittel der Jahre 1877—79: 68,55, 1898—1901: 41,21 Kranke, davon an konstitutioneller Syphilis: 1877—79 25,38, 1898—1901 15,25 Kranke. (Archiv für Volkswohlfahrt I, 8, 1908.)

Ein Institut für soziale Arbeit soll kommenden Herbst in München gegründet werden. Das Institut soll als Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen und als Sammelstelle für sozialpolitische Veröffentlichungen dienen. (Münch. Allg. Ztg. 16, 1908.)

Der erste Kongreß italienischer Frauen für soziale Frauenarbeit fand vom 24.—28. Mai in Rom statt. Behandelt wurden die üblichen Fragen, allen voran das Frauenstimmrecht. Bemerkenswert ist, daß in der katholischen Hauptstadt über den konfessionslosen Unterricht folgende Resolution gefaßt werden konnte: „Der Kongreß der italienischen Frauen, in Achtung jeder politischen und religiösen Ueberzeugung, soweit sie im Geiste der Erwachsenen gereift ist, aber auch voll Achtung für die Freiheit, auf die das kindliche Denken Anrecht hat, um in Zukunft sein sittliches Verhalten in Einklang zu bringen mit den freien Grundsätzen seiner Erkenntnis, gibt der Forderung Ausdruck, daß die Elementarschule absolut konfessionslos sei, und daß in den mittleren und höheren Schulen ein ganz objektives Studium der

Religionen eingeführt werde, ihrer Grundsätze, ihrer Zwecke und ihrer sozialen Folgen.“ (Sozialist. Monatsschr. 13, 1908.)

Die körperliche Tüchtigkeit der deutschen Frau. Wollen wir Muskelkraft zugleich mit Hirnverfeinerung genießen, wollen wir ein Kulturvolk bleiben und doch als Rasse nicht gänzlich entarten, so werden wir darum zu ringen haben. Der Deutsche hat, die ehrgeizigen Augen stier auf Erwerb und politische Weltstellung gerichtet, die letzten zwanzig Jahre gewirtschaftet, als ob seine Gesundheit unerschöpflich sei, hat sich von der Industrialisierung wie von der Frauenbewegung überraschen lassen. Ueber die Folgen, die schon eintraten, wie über die, so noch kommen werden, ist die Täuschung groß. Die Hygiene selbst hat alle Aufmerksamkeit auf die Bazillen abgelenkt, hat die Hypochondrie vermehrt, aber die Selbstverantwortung des einzelnen für seine Gesundheit schmählich untergraben. Es wird eines harten Anrufes bedürfen, um den Frauen klar zu machen, woran eigentlich die vielen Säuglinge schon im ersten Lebensjahr wegsterben. Die wenigen, die es ahnen und zugeben, sprechen zuweilen von einem weiblichen Dienstjahr mit der Waffe. Die Waffe ist überflüssig, die Idee an sich vorzüglich. Es müßte dicht hinter der Schule, beim Klein- und Mittelstand, dicht hinter dem vierzehnten Geburtstag, ein Jahr der Entspannung eingeschoben werden, ein Jahr, das die fürchterlichen Schulschäden einigermaßen wettmacht, ein Jahr lediglich der körperlichen Uebung und Bewegung gewidmet, damit die armen Dinger endlich wieder essen lernen und Fleisch ansetzen, ihr Kopfweh loswerden, ihre Glieder frei bekommen und das Leben an frischer Luft fortan als ein Ideal im Herzen tragen, statt daß sie jetzt, kaum der Schule entronnen, mit langen Röcken belastet, sofort in überfüllte Fabriken als Lehrmädel gesteckt, bleichsüchtig, müde, in großer Zahl früh tuberkulös, für die Pflichten und Aufgaben der Ehe untauglich werden. Kurz, wir müßten unsere Frauen mit allem Ernst dazu bringen, körperlich ungefähr soviel für sich zu tun, wie unsere Knaben und Männer es zur Instandhaltung ihrer Tüchtigkeit für ganz unerläßlich halten. R. Hessen i. der „D. Rundschau“.

Der Entwurf zur Errichtung einer Mutterschaftskasse hat in Italien die Kommission passiert und dürfte demnächst Gesetz werden. Nach dem Entwurf wird eine allgemeine Mutterschaftskasse für Italien eingerichtet zu dem Zweck, die Arbeiterinnen, welche unter das Frauen- und Kinderschutzgesetz von 1902 fallen, in Fällen der Geburt und des Aborts zu unterstützen. Die Einnahmen der Kasse setzen sich zusammen 1. aus einem obligatorischen Jahresbeitrag von 1 L. 50 Cent., der für jede Arbeiterin zwischen 15 und 50 Jahren zu zahlen ist; 2. aus den Strafgefällen dieses Gesetzes, die von Arbeitern bezw. Arbeitgebern gemäß den Bestimmungen des Gesetzes zu zahlen sind; 3. aus freiwilligen Gaben. Die Hälfte des obligatorischen Beitrages ist zu Lasten der Arbeiterinnen, die andere Hälfte zu Lasten des Arbeitgebers. Die Kasse zahlt jeder Arbeiterin im Falle von Geburt und Abort eine Unterstützung von 30 L. (Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. XXXVI, 1.)

Die Nutzbarmachung der Schulgesundheitsscheine schlägt Fürst-Hamburg vor. Er will, daß alle Gesundheitsscheine der Schüler mit dem Eintritt der Militärpflicht den militärischen Behörden zur Verfügung gestellt werden. Von militärärztlicher Seite müßten dann noch diesen Scheinen kurze Bemerkungen über den Gesundheitszustand und etwaige Gesundheitsstörungen während der Dienstzeit und eventuell auch einige Notizen anthropologischer Natur angefügt werden, wodurch ein geradezu ideales Beobachtungsmaterial für die wissenschaftliche Bearbeitung der Anthropologen gewonnen werden könnte. (Dtsch. mediz. Wochenschrift 29, 1908.)

Die Unterernährung auf dem Lande. Mit einem Erlaß vom 16. Juni hat das preußische Kultusministerium die Regierungspräsidenten aufgefordert, den von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in ihrer Eingabe angeregten Fragen über die veränderte Ernährungsweise auf dem Lande (vergl. S. 169 dieser Zeitschrift) besondere Beachtung zu schenken. Die Oberpräsidenten sollen die Berichte der Regierungspräsidenten bis zum Februar 1909 dem Kultusministerium vorlegen. (Soz. Praxis 43, 1908.)

Für die Behandlung der Gewohnheitsverbrecher ist in England ein neues Gesetz eingeführt worden, nach dem diese auf unbestimmte Zeit in Haft

genommen, sorgfältig beobachtet, freundlich behandelt und in allen möglichen Gewerben beschäftigt werden. Für ihre Arbeitsleistungen werden sie bezahlt, und wenn die Gefängnisbehörden zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß sie sich gebessert haben, so werden sie in Freiheit gesetzt. Kommen die Behörden nicht zu dieser Ueberzeugung, so bleiben die Leute bis zu ihrem Lebensende in Haft. (Umschau 28, 1908.)

Hat die Art der Gerichte einen Einfluß auf die Höhe der Strafe? Man sieht leicht, daß diese Frage zusammenhängt mit der anderen großen Frage: Laienelement oder Berufsrichter? Zu ihrer Beantwortung darf man nicht einfach die von den verschiedenen Gerichten ausgeworfenen Strafen vergleichen, weil diese ja für verschiedenartige Delikte zuständig sind. Eine interessante Handhabe zur Beantwortung ist dadurch gegeben, daß durch die Novelle zum Gerichtsverfassungsgesetz vom 5. Juni 1905 die Zuständigkeit verschoben worden ist, und zwar sind eine Reihe von Delikten von den Landgerichten auf die Schöffengerichte übertragen worden. Durch statistische Untersuchung findet Otto Woerner, daß die Schöffengerichte im allgemeinen geneigt sind, mildere Strafen als die Strafkammern zu verhängen. (Monatsschr. f. Kriminalpsychol. 4, 1908.)

Die Legitimierung im Ehebruch gezeugter Kinder. Die französische Kammer hat mit 400 gegen 107 Stimmen den Gesetzentwurf betreffend die Legitimierung im Ehebruch erzeugter Kinder angenommen. (D. neue Generation 7, 1908.)

Die Zahl der Juden im Königreich Sachsen ist nicht beträchtlich (14697 unter 4,5 Millionen der Gesamtbevölkerung im Jahre 1905), aber ihr Anteil an der Bevölkerung ist ununterbrochen im Wachsen begriffen. Noch 1849 zählte man nur etwas über 1000 Juden, von 1834 bis 1905 hat sich die Zahl der Juden 6 mal so stark vermehrt als die Gesamtbevölkerung (von 0,05 pCt. auf 0,33 pCt.). Die Zahl der jüdischen Mischehen in Sachsen betrug im Jahre 1905 292 gegenüber 2174 rein jüdischen Ehen, und zwar überwogen die Ehen mit jüdischem Mann (213, mit jüdischer Frau nur 79). Daß aber auch die jüdischen Mischehen beständig im Zunehmen begriffen sind, beweist ihr Anteil, den sie unter den neu geschlossenen Ehen einnehmen. Von 80 im Jahr 1906 heiratenden israelitischen Männern heirateten 21 außerhalb ihres Bekenntnisses (d. h. 26,25 pCt.), von 69 Frauen 10 (d. h. 14,50 pCt.). (Statist. Jahrbuch f. d. Königr. Sachsen XXXVI, 1908.)

Beschränkung der Einwanderung. Die Bundesregierung von Kanada hat eine Verordnung erlassen, nach der Einwanderer aus Asien einen Barbetrag von 200 Dollars anstatt, wie bisher, 25 Dollars nachweisen müssen. Diese Vorschrift trifft lediglich die Hindus, weil die Japaner und die Chinesen besonderen Bestimmungen unterliegen. Die Chinesen zahlen 500 Dollar Kopfsteuer. Die japanische Einwanderung ist auf 400 Köpfe pro Jahr beschränkt, eine Zahl, die bereits erreicht worden ist.

Ueber Auswanderungspläne der deutschen Kolonisten in Palästina berichtet Pfarrer Wilhelm Zeller in der „Deutschen Erde" (2, 1908). Die deutschen Kolonien in Palästina hätten sich zwar günstig entwickelt, aber die Steuerschraube werde von der türkischen Regierung so angezogen, daß die Deutschen bereits den siebenten Teil abgeben müßten. Allein die deutsche Kolonie Sarsna bei Jaffa entrichtet bei 300 ha etwa 40000 Fr. Abgaben jährlich. Als Auswanderungsziel werde Deutsch-Ostafrika erwogen, und die Auswanderungslustigen wollen sich an die deutsche Regierung mit der Bitte um Unterstützung wenden, zumal sie arabische Pferde in Ostafrika einführen wollen.

Ueber die Eingeborenenfrage richtet der französische Deputierte Lucien Hubert, Vizepräsident der Parlamentskommission für auswärtige Angelegenheiten in den Kolonien und Vizepräsident der Ligue Coloniale Française an die Kolonialfreunde aller europäischen Länder einen Vorschlag, der in folgenden Hauptgedanken gipfelt: Das 19. Jahrhundert wird vor der Geschichte das Jahrhundert der Kolonisation bleiben. Das größte Werk dieser Epoche ist zweifellos die Durchdringung und Erschließung Afrikas, die bis heute noch nicht abgeschlossen ist. Um sie aber für die kolonisierenden Mächte segensreich zu gestalten, dürfte man nicht die Naturschätze dieser Länder, vor allem also die Eingeborenen, ausrauben oder vernichten, sondern müsse sie heben und zum Wachstum bringen. In dieser Aufgabe sind die Interessen aller Kolonialvölker solidarisch, und ein Zusammenarbeiten ist ebenso vorteilhaft

wie notwendig. — Hubert schlägt deshalb vor, alle beteiligten Mächte sollten zu einer europäischen Konferenz zusammentreten, um über diese Fragen gemeinsam zu beraten. Es würde vorläufig genügen, einige allgemeine Bestimmungen über die Behandlungen der Eingeborenen festzustellen. Diese wären etwa: Achtung vor den Rechtsbegriffen der Eingeborenen, ihren Besitzverhältnissen und ihrer Familien- und Stammesverfassung. Schutz der Lebensbedingungen ihrer Rassen; Garantie freier, angemessen bezahlter Arbeit. Die „Dtsch. Kolonialztg." bemerkt dazu: Die Deutsche Kolonialgesellschaft bringt den Ausführungen des Herrn Hubert, insbesondere seinem Vorschlage einer europäischen Konferenz zur Beratung über gemeinsames Vorgehen in diesen Fragen sicher volle Sympathie entgegen.

Zur Frage der Mischehen hat die Bremer Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft, wie wir schon in voriger Nummer berichteten, gefordert, daß die standesamtliche Beurkundung der Mischehen zu versagen sei. Es ist interessant zu sehen, welche Stellung die Geistlichkeit zu dieser Frage einnimmt. Die Vertreter der evangelischen und katholischen Missionen, Pater Acker und Missionsinspektor Schreiber, traten diesem Verlangen aus allgemein sittlichen Gesichtspunkten entgegen, hatten aber gegen ein völliges gesetzliches Verbot der Mischehen an sich nichts einzuwenden. Wie Missionsinspektor Schreiber mitteilte, ist den evangelischen Missionaren schon seit längerer Zeit die Verehelichung mit farbigen Weibern verboten. In gleicher Richtung bewegten sich die Verhandlungen des Pananglikanischen Kongresses, der während der vorigen Woche in London tagte und von zahlreichen Bischöfen und Geistlichen aus allen Teilen des britischen Reiches und der Vereinigten Staaten von Amerika besucht war. Bischof Montgomery von Rhode Island (Vereinigte Staaten von Amerika) warf die Frage auf, ob es den großen Rassen der Menschheit zum Nutzen gereichen könne, wenn sie sich in voller Unabhängigkeit und Gleichheit miteinander vermischten. Seine verneinende Antwort kleidete er in folgende Formel ein: „Die großen Unterschiede unter der Menschheit hat der allmächtige Gott so verstanden, daß die Rassen getrennt bleiben sollen, weil jede von ihnen eine besondere Aufgabe zu erfüllen hat, die bei allen gleich groß ist. Ich halte es für notwendig, ein Gegenstück zu der Tabelle der Ehehindernisse zu schaffen, um die Ehe unter verschiedenen Rassen zu verbieten, weil sie zu weit voneinander entfernt sind." (Dtsch. Kolonialztg. 27, 1908.)

Der kolonisatorische Beruf des Arztes wird in einem Leitartikel der „Kölnischen Ztg." (Nr. 679 vom 26. Juni) gewürdigt. Der — übrigens nicht aus ärztlichen, sondern aus den Kreisen der hohen Beamtenschaft stammende — Verfasser geht davon aus, daß, während noch über den Weg zur Erziehung des Negers Streit herrsche, „eine kleine Schar von Leuten sich selbständig auf den Weg gemacht und schon ein gut Stück in der Richtung auf das Ziel hin zurückgelegt habe; diese Pfadfinder waren die Aerzte. Ohne viel Aufhebens von ihrer kolonisatorischen Arbeit zu machen, haben die Aerzte dem Verständnis des Negers das Unglaubliche, das Unbegreifliche näher gebracht, daß es nicht nur Menschen geben kann, die daran denken, ihre Nebenmenschen zu unterwerfen oder sie zum mindesten zu übervorteilen, sondern auch solche, die ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit und Gewinn ihren Nächsten zu helfen, ihnen ihre Gesundheit wieder zu geben bemüht sind. Dieses Vorgehen wendet sich unmittelbar an denjenigen Instinkt, der bei dem Neger besonders stark ausgebildet ist, nämlich an seine urkräftige Selbstsucht. Von allen weißen Eindringlingen ist der Arzt derjenige, der dem Eingeborenen am unmittelbarsten nützt. Man vergegenwärtige sich den Eindruck einer gelungenen Staroperation nicht nur auf den Operierten, sondern auch auf seine ganze Familie, auf das ganze Dorf. Gewisse Missionen haben zuerst mit richtigem Blick erkannt, welcher Vorteil in einem Zusammenarbeiten des Arztes und des Missionars für die Mission liegt. Sie streben deshalb danach, nicht bloß Aerzte im Dienste einer Missionsgesellschaft in die Kolonien zu entsenden, sondern sie bemühen sich auch, den Missionaren eine möglichst sorgfältige medizinische Ausbildung zu geben in der richtigen Voraussicht, daß der Heilkundige häufig da Zutritt und Gehör finden wird, wo der Missionar zurückgewiesen werden würde. An sich muß aber betont werden, daß die Aerzte nicht dazu da sind, für die Mission Anhang zu werben, daß eine derartige Heranziehung von Aerzten ausschließlich den Interessen der Mission, nicht aber denen des Arztes und des ärztlichen Standes von Nutzen sein wird, und daß die medizinische Ausbildung von Missionaren, die immer nur lückenhaft und unwissenschaftlich sein kann, zu den schwersten Bedenken Anlaß gibt. Warum nützt nun aber nicht auch die Regierung diese Fähigkeit eines guten Arztes,

das Vertrauen der Eingeborenen zum Weißen zu gewinnen, in vollem Maße für sich aus? Warum hat nicht jeder wichtige Posten, jedes größere Zentrum der Eingeborenenbevölkerung seinen eigenen weißen Arzt?“ Der Verfasser fordert Vermehrung der Aerzte in den Schutzgebieten, Errichtung von tropenhygienischen Instituten, sowie eine gründliche Umgestaltung der inneren Ordnung des Medizinalwesens in unseren Kolonien und eine verhältnismäßig selbständige zivile Medizinalabteilung innerhalb des Reichskolonialamtes.

Ueber die ungarischen Agrarverhältnisse entnehmen wir einem Aufsatz von Artur Korn: Aus der Welt läßt sich die ungarische Wahlrechtsfrage nicht mehr schaffen. Die Massen wissen heute, daß der Monarch bereit ist, den Völkern Ungarns ein allgemeines, gleiches und direktes Wahlrecht mit geheimer Abstimmung zu geben, ebenso wie es in Oesterreich bereits zum Gesetze wurde. Das macht die Sache für die Grafenpartei bedenklich und nicht ungefährlich. Ohnedies hat sich der Agrarsozialismus bei der madjarischen Landbevölkerung in einer Weise ausgebreitet, wie sonst in keinem Lande. Den Grund dafür findet man, wenn man Einblick in die Daten nimmt, die das ungarische statistische Zentralamt über die Bodenbesitzverhältnisse veröffentlicht. Für das Jahr 1906 finden wir folgende Angaben: Wir haben in Ungarn 1 032 564 Kleinbauern mit Bodenbesitz bis 10 Joch (1 Joch = $1^3/_4$ Hektar), 513 327 Bauern mit Bodenbesitz von 10 bis 100 Joch. Diesen $1^1/_2$ Millionen Bauern stehen nicht ganz 4000 Großgrundbesitzer mit Bodenbesitz über 1000 Joch gegenüber. Diese haben gegenwärtig fast den dritten Teil des Ackerbodens des Landes in ihrem Besitze. Die staatlichen, konfessionellen und Fideikommißbesitze betragen 19 373 951 Joch, also nahezu die Hälfte des gesamten Bodens. Die katholische Kirche besitzt 1 005 808 Joch, wovon auf die bischöflichen Güter 500 386 Joch entfallen. Die 4000 Großgrundbesitzer aber beherrschen gegenwärtig das ganze Land und halten es in ihrer Macht. Dazu kommt noch die ungerechte Besteuerung; die reichen Großgrundbesitzer sind mit ihren erstklassigen Feldern in die letzte Steuerklasse eingeschätzt. Das erklärt die Verbreitung des Agrarsozialismus, der sich namentlich bei der kernmadjarischen Bauernbevölkerung des Alföd, zwischen Theiß und Donau, eingebürgert hat. (Der Deutsche VIII, 12.)

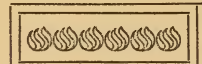
Ueber die Bevölkerung von Mittelamerika und die Lebensaussichten der dortigen verschiedenen Rassen schreibt Karl Sapper: Vergleicht man die herrschenden Bevölkerungen des festländischen und des insularen Gebietes unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen wirtschaftlichen und intellektuellen Fähigkeiten untereinander, so findet man, daß das festländische Mittelamerika gegenüber dem insularen im Vorteil ist, denn die Menge noch vorhandener Indianer sind ein unschätzbares Kapital, da sie Arbeitskräfte für Betriebe aller Art liefern. Andererseits sind die Neger an physischer Widerstandskraft und körperlicher Eignung für das Klima überlegen. Ein nüchterner Vergleich der physischen und psychischen Eigenheiten dieser Indianer und der Neger zeigt, daß die Bevölkerung der großen Antillen, wenn sie aus Negern statt aus Arawaken bestanden hätte, nicht ausgestorben wäre; denn einmal hätten Neger die verlangten physischen Anstrengungen wahrscheinlich ohne sonderlichen Schaden ihrer Gesundheit ausgehalten, und zweitens hätten sie sicher niemals die psychische Schwäche besessen, sich selbst in Massen zu töten, wie das auf den großen Antillen dörferweise in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschehen ist. Schon das Beispiel der kriegerischen Bewohner der kleinen Antillen, der Karaiben, zeigt, daß ein kräftiger Menschenstamm durch energischen Widerstand sich lange zu halten vermag; und wenn auch jetzt die Karaiben auf den Antillen selbst nur noch in verschwindender Zahl erhalten sind, so ist zu bedenken, daß die etwa 5000 Karaiben, die 1796 durch die Engländer von S. Vincent nach Zentralamerika zwangsweise übersiedelt worden sind, sich in einem Jahrhundert etwa verzehnfacht haben, unter energischer Wahrung ihrer Sprache und Kultur, aber freilich unter Aufgabe ihrer Rassenreinheit, indem völlige Vermischung mit Negerblut eingetreten ist. Andererseits hat sich aber gezeigt, daß die Indianer nur in beschränktem Maß den gesundheitlichen Gefahren des feuchten heißen Landes trotzen können. Deshalb hat man notgedrungen in solchen Gebieten für harte körperliche Arbeit im Freien Neger (zumeist von den Antillen) an Stelle der Indianer heranziehen müssen. So kommt es, daß in diesen feuchten warmen Waldgebieten die indianische Bevölkerung immer mehr zurückgeht, indes das Negerelement sich immer mehr ausbreitet und weithin schon in ähnlicher Weise wie auf den Antillen zur herrschenden Rasse geworden ist und immer mehr werden wird. So liegt etwas von Naturnotwendig-

keit in dem siegreichen Platzgreifen der widerstandsfähigsten Rasse, der Neger, auf den Antillen und in den feuchten atlantischen Küstengebieten des festländischen Mittelamerikas. (Internat. Wochenschr. f. Wissensch., Kunst u. Techn. 1908.)

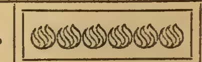
Talent und Rasse. In einem Feuilleton unter diesem Titel (im „Tag" Nr. 210—212) hat sich Richard Dehmel gegen die Rassetheorie ausgesprochen: Ich glaube nicht mehr an das Rassendogma, wenigstens nicht, soweit es seelische Werte und geistige Leistungen begründen soll. Bei den künstlichen Tierrassen ist das von selbst ausgeschlossen, denn die züchtet ja erst der menschliche Geist. Aber auch die natürliche Rasse kann höchstens für körperliche Eigenschaften eine Grundbedingung sein, eine neben sehr vielen andern; vielleicht aber gar keine Grundbedingung, sondern immer nur ein Endergebnis aus langen seelischen Sonderbestrebungen einer Gemeinschaft beliebiger Einzelkörper gegen die gefährliche Umwelt. Wie soll denn durch Rasse, dies allerallgemeinste Merkmal oberflächlicher Unterscheidung, die künstlerische Begabung erklärt werden, die allereigentümlichste Sonderlichkeit. Die sogenannte reine Kunst entsteht überall erst in Mischvölkern, also wo mehrere Rassen einander kreuzten und eine neue zu bilden beginnen. Da tritt dann die Kunst gleichsam vorbildnerisch auf, aus Begierde nach neuem Menschentum. Ob nun im alten Aegypten und Hellas, oder im mittelalterlichen China und Indien, oder im späteren Japan und Persien, oder in der europäischen Renaissance -- eingerechnet die Vorstufen, byzantinische wie maurische, romanische wie gotische — überall sind die kurzen Epochen höchster künstlerischer Kultur erst dann reinlich hervorgetreten, wenn sich durch Kriegs- oder Handelszüge verschiedene Volksstämme oder Nationen innig miteinander befaßt und neue Staats- oder Standesformen, Herrschafts- oder Gesellschaftsklassen durch Mischheiraten angebahnt hatten. Sogar bei den verschollenen amerikanischen Kulturen ist von der Forschung festgestellt, daß die großen Tempel der Azteken und Inka erst nach langwierigen Eroberungskämpfen zwischen diversen indianischen Rassen gebaut wurden. Nun aber gar das moderne Europa! Woher denn auf einmal seit etwa 50 Jahren die Hochflut aller möglichen neuen oder doch neu-sein-wollenden Kunstrichtungen, von Skandinavien und Rußland bis Frankreich und Spanien?! Sollte es bloßer Zufall sein, was auch hier wieder unverkennbar vorausgegangen ist: die Durcheinanderwürfelung aller Nationen durch die Napoleonischen Kriege, die Entfesselung internationaler Tendenzen durch Handel, Industrie und Technik, die enorme Steigerung des Völkerverkehrs durch die Eisenbahnen und andere Transportreformen, und zu alledem noch als wahrer Rassenextrakt eine Fülle nie dagewesener Mischungsversuche durch die Emanzipation der Juden! Wie kommt es denn aber, daß die Deutschen, solange sie „sozusagen noch koscheres Blut genug" hatten, also längstens bis etwa zur Zeit Karls des Großen, keinen einzigen namhaften Dichter gezeitigt haben, von anderen Künsten gar nicht zu reden! — Zunächst ist Volk und Rasse doch wohl zweierlei. Jene Volkshorden, die noch reinrassig sind, haben's leicht, einen reinen Stil zu bewahren, nicht wegen ihrer reinen Rasse, sondern bei ihren beschränkten Bedürfnissen, und weil in rein bleibenden Rassen die Nötigung zur Entwicklung ausbleibt. Lassen wir solch ein simples Völkchen mit irgendeiner Kulturnation in nähere Berührung kommen: was geschieht? Sofort entsagt es seinem natürlichen Stilgefühl und behängt sich mit importiertem Tand, genau wie der Bauer bei uns mit Stadtkram. Warum denn, trotz allem reinen Instinkt? Doch wohl nur aus der dumpfen Empfindung heraus, daß ihm da, im großen ganzen genommen, etwas wesentlich Wertvolleres zuteil wird; bloß vermag seine Unbildung nicht zu erkennen, daß es an ihm ein wertloses Einzelnes wird, zu seinem Wesen Unpassendes. Sehr ähnliches aber vollzieht sich auch in den gebildeten Schichten der großen Völker, die, wie gesagt, durch Rassenmischung und andere natürliche Nötigungen in einer fortwährenden Entwicklung ihrer kulturellen Bedürfnisse leben. Da wird gerade selbst das genialste Talent, weil es den geistigen Bedarf seinerzeit bis in alle Seelengründe begreift, immerfort zwischen überlieferten und erst entstehenden Formtrieben pendeln, wird also wohl niemals im einzelnen Werk ein ganz vollkommenes Gleichgewicht zwischen traditionellem Stil und individueller Manier herstellen. Was soll uns da noch der Aberglaube, daß irgendein besonderer Volksgeist diese fort und fort wechselnden Stile erzeugt, oder gar eine Extra-Rassenseele? Gerade die Ornamentik der wilden Rassen zeigt ja sogar in getrennten Erdteilen eine oft auch Kenner täuschende Gleichförmigkeit, und die Stile der Kulturnationen sind nirgends bloß in einem Land, sondern jedesmal zu gleicher Zeit bei mehreren Völkern Brauch gewesen. Daraus folgt einerseits: Stil entsteht aus einem allgemein menschlichen Anpassungstrieb an bestimmte neue Lebensbedingungen, der sich am

schnellsten, stärksten und deutlichsten eben immer in den Künstlern regt. Und andererseits: die stilistische Mißgeburt eines Michelangelo ist millionenmal wertvoller für die künftige Menschheit, d. h. geistvoller, seelenvoller, formvoller, als selbst die vollkommenste Tätowierung eines melanesischen Malermeisters. Ueberhaupt: wenn man ohne Vorurteil prüft, beruht die ganze Beweismethode der rassendogmatischen Kunstgeschichte auf dem bekannten Fehlschluß: „post propter". Wenn ich auch nicht an einen beständigen Volksgeist auf Grund einer Rassenseele glaube, so doch an bestimmte zeitweilige Volksbedürfnisse, die sich auf die verschiedensten Ursachen, ideelle wie materielle, zurückführen lassen. Es wird noch viel zu wenig beachtet, was Himmel und Erde, Luft und Licht, Landschaft und Witterung, Arbeit und Müßiggang, Reichtum und Armut, Freiheit und Knechtschaft aus der Menschenseele machen; man verpflanze alle Briten nach Spanien und pferche sie in die katholische Kirche, und in 100 Jahren schon wird ihr Volksgeist bis zur Unkenntlichkeit verwandelt sein. Aber auch im Gebiet seiner Heimat verändert der Mensch fortwährend den Erdboden, und der Boden rückwirkend ihn; wo einst Urwald war, ist heute Gartenland, oder wo Gärten waren, Wüste. Das geht freilich beträchtlich langsamer vor sich als die seltene plötzliche Volksübersiedelung in ein ganz neues Wohngebiet; und da auf beständigem Heimatsboden auch die kulturelle Tradition beständiger bleibt, scheint das jeweilige Volksbedürfnis den Zeitgenossen so wunderbar urwüchsig, als stamme es von einem besonderen, durchs Blut vererbten Rasseninstinkt. So mag denn mancher Stil in der Tat, obgleich er auch nur dem menschlichen Anpassungstrieb einiger weniger Künstler entsprang, einem alten Volksbedürfnis entsprechen. Ich sage absichtlich: mancher Stil, d. h. durchaus nicht all und jeder, der nachträglich eine populäre oder nationale Geltung erlangt. Denn in dem Kunstbedarf der Kulturnationen sind zwei sehr verschiedene Arten Kunst begehrt; da ist einerseits die große Masse der allgemeinen Gebrauchsgegenstände, vom kleinsten Topf bis zum ganzen Wohnhaus: deren Form unterliegt in der Tat mit ziemlicher Dauerhaftigkeit der populären Tradition. Und weil hier die Form ganz überwiegend von körperlichen Bedürfnissen abhängt, so mag dabei auch die physische Rasse einigermaßen merklich mitwirken, wenigstens in reinrassigen Völkern. Ich freilich möchte auch das bezweifeln, denn wenn wirklich irgendeine Art Formtrieb auf spezifischem Rassentalente beruhte, dann wäre völlig unbegreiflich, wieso dieser Trieb in manchem Volk abstirbt, trotzdem die Rasse darin noch fortlebt. Die andere Art Kunst weist wiederum zwei durchaus verschiedene, zwar sinnlich vielfach verbundene, aber geistig ganz gesonderte Spielarten auf: die der Unterhaltung und die der Erhebung. Mag sein, daß die unterhaltenden Künste, die ja die eigentlich populären sind, noch Rückschlüsse auf die Rasse erlauben, zwar kaum des Künstlers, doch vielleicht seiner Kundschaft. Denn auch diese Künste wurzeln noch halb im Gewerbe, vom Volkslied bis zum Familienroman. Sie betreiben den Zeitvertreib als Geschäft, sie zielen mit einfachsten geistigen Reizen auf körperliche Erregungen; also wird ihre Form wohl auch zum Teil von denselben Naturkräften mitbestimmt, die dem menschlichen Körper den groben Stempel einer beständigen Rasse aufdrücken. Nun aber die freieren, reineren Künste, die erhebenden, die höher hinaus wollen als das sinnliche Dasein: was hat der Volkskörper damit zu schaffen? Er dient ihnen höchstens als Mittel zum Zweck; hier herrscht ganz und gar nur die Schöpferhand der begeisterten und begeisternden Seele. Diese Künstler bewerben sich nicht um Volksgunst; sie betreiben das innere Wachstum der Menschheit. Da will der Geist die Nerven des Leibes nicht bloß mit flüchtigen Reizen liebkosen, sondern innigst mit seinem Liebreiz befruchten, bis in die feinsten Gehirnzellenfasern, die kein Vivisektor je auskennen wird, weil immer noch welche nachwachsen werden. Sie tritt immer zuerst nur im Einzelgeist auf, ist nie und nirgends dem Volk gleich willkommen, muß überall erst im Kampf mit der Welt ihre rätselhafte Kraft erweisen, die an jedem Widerstand wächst und reift. Ja, sie stammt sogar aus dem Widerstand: aus dem Zwiespalt zwischen Mensch und Natur, den die Kultur überbrücken möchte, und der sich im schaffenden Einzelgeist als Konflikt mit den Masseninstinkten auftut. Die Rasse hat nicht das geringste Interesse an irgendeinem Ideal, das über die Reinrassigkeit hinausgeht; das ist ihr ja geradezu gefährlich. Selbst schon das nationale Ideal, das sich vielleicht noch am ehesten auf primitive Instinkte stützt, muß seinem politischen Wesen nach vom Hause aus darauf bedacht sein, sich mit mehreren Rassen abzufinden; denn es gibt kein einziges Staatsgebilde, dessen Volkskörper nicht aus mindestens zwei verschiedenen Stammvölkern aufgebaut ist, aus Eroberern und Unterworfenen. Und nun gar die humaneren Ideale: die entstehen doch eben aus der Sehnsucht, uns über die rohen Zwangsgewalten der Naturinstinkte hinwegzusetzen, und diese Sehnsucht stak schon

im simpelsten Schnörkel, mit dem der Urmensch an seinem Beilgriff oder am Rand seines Trinkgefäßes den Zweck der Notdurft verkleidete. Wenn man also unsern höchsten Kulturprodukten wirklich noch Rassenelemente als Formkräfte unterlegen wollte, dann könnten es immer nur Mischungsverhältnisse sein, die gerade den harmonischen Stil in die originale Manier hereinbrächten. Denn nur aus vielfachen Blutmischungen ließe sich allenfalls die Zeugung jener komplizierten Temperamente erklären, die überhaupt das Bedürfnis empfinden, die Dissonanzen. Kontraste und Konflikte ihres persönlichen Seelenlebens um der Menschheit willen zu harmonisieren. Das gilt sogar von dem populärsten, dem ökonomischen Idealismus, den man heute speziell den sozialen nennt; auch dessen Formen und Reformen sind ursprünglich immer nur Hirngespinste von einigen wenigen Menschenfreunden, die das Volk bekanntlich zu kreuzigen pflegt, bevor es sie vergöttern lernt. Und wer hat denn die nationale Idee, die von Bismarcks Gnaden realisiert und dann von seinen Kreaturen zur patriotischen Phrase verpöbelt wurde, dem deutschen Michel eingetrichtert? Etliche vorschnelle Hitzköpfe des internationalen Völkerfrühlings, die dafür von der hohen Obrigkeit so rasch wie möglich abgekühlt wurden. — Demgegenüber hat Moeller van den Bruck an derselben Stelle („Tag“ Nr. 250) darauf hingewiesen, daß Dehmel, ohne daß er es weiß, zu einem Schlusse kommt, der völlig gleichbedeutend ist mit der Grunderkenntnis, von der die Rassenanschauung überhaupt ausgeht: daß nämlich nicht die Rassereinheit, sondern die Rassemischung die menschlichen Werte hervorbringt. Den Begriff Rassereinheit kennt die Rassenanschauung gar nicht, wenigstens nicht in entwicklungsgeschichtlichem Sinne, und Rasse wird von ihr geradezu gleichgesetzt mit Rassemischung, oder doch dem Ergebnis von Rassemischung. Selbst Gobineau schrieb ausdrücklich: „Ich leugne es nicht: es sind dies (die geschichtlichen Mischungsergebnisse) günstige Erfolge. Die Welt der Kunst und Dichtung, als Ergebnis der Blutmischungen, sind Wunder, die man freudig anerkennen muß.“ Und Chamberlain hat dann immer wieder und unermüdlich, um nur ja kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, die Ueberzeugung verkündet: „Dem Entstehen außerordentlicher Rassen geht ausnahmslos eine Blutmischung voraus.“ Und der einzige Vorbehalt, den die Rassenanschauung macht, ist bloß der, daß sich edle Werte auch immer nur aus einer edlen Mischung ergeben können, eben einer „rassigen“ Mischung, einer mit reinem, durch vorgeschichtliche Zuchtwahl geklärtem Blute. — Freilich begnügt sich auch Moeller van den Bruck mit Unklarheiten, wenn er definiert: „Rasse, möchte ich danach sagen, ist alles, was einen bestimmten höheren Menschenverband blutlich und geistig verbindet. Rasse ist ein beinahe metaphysischer Begriff, doch auf physiologischer Grundlage.“ Doch folgen wir ihm gern, wenn er zusammenfassend sagt: „Rasse ist eine Macht. Wer sie in sich fühlt, der hat sie und übt sie aus. Worauf die Rassenanschauung ruht, das ist der Glaube an diese Macht, das ist der Glaube an den Menschen, das Vertrauen, daß er nicht der Knecht seiner Umstände, sondern der Herr seiner Kräfte ist. Von den Umständen empfangen die Menschenwerke nur, man kann nicht sagen, die Form, wohl aber die Formzutaten. Die Rasse dagegen gibt den Menschenwerken den Inhalt, das Wesen und, indem sie dieses Wesen überleitet von der inneren zur äußeren Gestalt, das eigentliche Sein in der Welt. In dieser Weise haben seither kraftvolle Rassen, und im Vergleich mit schwachen Rassen kann man ohne weiteres sagen: Rassen überhaupt, die Menschheitsgeschichte gemacht. Es ist der Grund, warum sie eine Rassengeschichte gewesen ist. Und es ist zugleich der Grund, warum ihre Geschichtschreibung immer nur eine Rassengeschichtschreibung sein kann.“



Bücherbesprechungen.



Lehmann-Nitsche, R., Nouvelles recherches sur la formation pampéenne et l'homme fossile de la République Argentine. Revista del Museo de La Plata XIV. Buenos Aires 1907, Universidad National de La Plata.

Seit einem Jahrzehnt Vorstand der Anthropologischen Abteilung des Museums von La Plata, hat der verdienstvolle Verfasser stets das lebhafteste Verlangen gehabt, „die Stellen zu besuchen, von wo sich in der wissenschaftlichen Welt die Kunde vom ersten Auftreten der Menschen in Amerika verbreitet hatte, die solche Spuren

enthaltenden Schichten kennen zu lernen, dort neue Forschungen anzustellen und so die lebhaft umstrittene Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts zu verfolgen, zu fördern, vielleicht sogar zu entscheiden". Das vorliegende Werk, in langem, mühsamem Zusammenwirken verschiedener orts- und sachkundiger Gelehrten entstanden, legt von diesem Bestreben ein rühmliches Zeugnis ab und bildet in der Tat einen sehr wertvollen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Im ersten Teil sind die geologischen Verhältnisse des Landes (Die Pampasformationen von Buenos Aires, Santa Fe und Cordoba) durch Burckhardt und Doering, mit Beiträgen einiger anderer Forscher, eingehend erörtert mit dem Endergebnis, daß die südamerikanische Ebene zwischen dem Hochgebirge und dem Atlantischen Meer aus mächtigen Lagen von Löß besteht, der in seinen jüngeren Schichten heller (gelber L.), in seinen älteren dunkler (brauner L.) gefärbt ist und außer zahlreichen Versteinerungen auch allerlei Ausscheidungen von Kalkstein (Lößkinderln, Tossa) enthält. Der zweite, anthropologische Teil ist vom Herausgeber selbst, aber ebenfalls unter Mitwirkung verschiedener anderer Forscher, bearbeitet und behandelt, durch zahlreiche Abbildungen erläutert, die Knochenfunde von Carcaranná, Frías, Saladero, Fontezuelas, Samborombón, Arrecifes, Chocorí, La Tigra und Baradero aufs eingehendste, unter steter Vergleichung mit den fossilen europäischen Rassen und mit dem bemerkenswerten Endergebnis, „daß alle bis jetzt bekannten Menschenknochen der Pampasformation dem typischen Homo sapiens angehören und daß einige ihrer besonderen Merkmale sich auch bei den lebenden Indianern wiederfinden". Diese Ueberbleibsel der ältesten Bewohner Amerikas — durchweg langköpfig — können demnach wohl als „fossil" bezeichnet werden, sind aber doch erheblich jünger als die ältesten europäischen Funde. Den Halswirbel von Monte Hermoso, den ich jetzt neben den trefflichen Abbildungen durch die Güte des Verfassers auch nach einem Abguß beurteilen kann, habe ich schon im vorigen Bande der Revue (VI, 9) besprochen. Auf Grund wiederholter Prüfung an der Hand der erweiterten Abhandlung muß ich nochmals dem Verfasser beipflichten, daß es sich nur um ein vormenschliches, dem Pithekanthropus von Java nahestehendes Wesen handeln kann. Die Bedeutung des Fundes für die Urheimat des Menschengeschlechts liegt auf der Hand, denn diese kann nur in solchen Gegenden gesucht werden, von denen aus die ersten Verbreitungswellen des Vormenschen Inselindien und die Südspitze der Neuen Welt ungefähr gleichzeitig erreichen konnten. Nach dem Gesagten brauche ich den großen Wert des schönen Werkes für die Anthropologie nicht mehr besonders hervorzuheben.
Ludwig Wilser.

Adloff, P., Das Gebiß des Menschen und der Anthropomorphen. Vergleichend anatomische Untersuchungen. Zugleich ein Beitrag zur menschlichen Stammesgeschichte. Mit 9 Textfiguren und 27 Tafeln. Berlin 1908, F. Springer. 164 S., 15 M.

In dieser gründlichen und inhaltreichen, mit vorzüglichen Abbildungen ausgestatteten Abhandlung werden von einem erfahrenen Fachmann, der aber den Blick für das Allgemeine nicht verloren hat, die Gebisse der ausgestorbenen und lebenden Menschenaffen, niederen und höheren Menschenrassen, insbesondere auch des Urmenschen aus dem europäischen Diluvium (Homo primigenius) aufs eingehendste und genaueste beschrieben, verglichen, sowie nach ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt. Das Hauptergebnis kommt wohl in den folgenden Sätzen zum Ausdruck: „Weder ist das Gebiß des Menschen aus dem der Anthropomorphen ableitbar, noch kann umgekehrt das Zahnsystem der Menschenaffen aus dem menschlichen hervorgegangen sein. Allerdings hat letzteres doch wohl eine größere Anzahl primitiver Merkmale aufzuweisen, während das Anthropomorphengebiß sich stärker differenzierte und von dem ursprünglichen Typus weiter entfernte." Auch auf anderem Wege ist man zu dem gleichen Schluß gelangt, daß der Mensch ebensowenig von den Affen, wie sie jetzt beschaffen sind, abstammen kann, als diese vom Menschen; ihre unbestreitbare Verwandtschaft setzt nur eine gemeinsame Abstammung voraus. Der Verfasser nimmt „eine Urform sämtlicher Primaten an", verlegt diese aber „bis an die Wurzel des Säugetierstammes" zurück und läßt von da aus „die verschiedenen Zweige in parallelen oder divergierenden Linien" sich entwickeln. In seinem Stammbaum, der übrigens keinerlei Anspruch darauf macht, „das Problem der Abstammung des Menschen etwa lösen zu wollen", steht diesem am nächsten der Schimpanse, etwas entfernter Orang und Gorilla (von den beiden betrachte ich letzteren als näher verwandt), am weitesten ab mit Recht der Gibbon. Pithekanthropus und Homo antiquus (so wird der Urmensch von Krapina genannt)

sind abgestorbene Seitenzweige des zu Homo sapiens führenden Astes. Das kommt meinen eigenen Anschauungen sehr nahe; nur scheint mir bei der großen anatomischen und, in einem besonderen Abschnitt hervorgehobenen, physiologischen Uebereinstimmung des Menschen mit seinen nächsten Seitenverwandten, den Großaffen, für beide ein gemeinsamer Stamm, nicht bloß zwei gleichlaufende Aeste, mit allerdings ziemlich früher Gabelung das Wahrscheinlichste. Nach des Verfassers ausführlich begründeter Ansicht bestehen zwischen den Gebissen des Homo primigenius (Neandertal, Spy u. a.) und seinem H. antiquus (Krapina) so bedeutende Unterschiede, daß beide Rassen oder Arten getrennt werden müssen und letztere keinen Anspruch darauf hat, als Stammrasse lebender Menschen zu gelten. Wie ich glaube, hat das auch die erstere nur in sehr beschränktem Maße, und was die Rassentrennung anlangt, so möchte ich vorläufig, auf Grund eines einzigen Merkmals, höchstens eine durch Sonderentwicklung leicht erklärliche Abart (varietas Krapinensis) des Urmenschen zugeben. Der „Zukunft des menschlichen Gebisses" ist der letzte Abschnitt gewidmet. Mit Recht glaubt Adloff, „daß eine höhere Entwicklung des Gehirnes überhaupt erst dann eintreten konnte, als die Kaumuskulatur nicht mehr derartig beengend auf die Schädelkapsel einwirkte, wie es z. B. noch bei den Anthropoiden der Fall ist". Ganz gewiß, „aber erst nachdem der Mensch den aufrechten Gang erworben", nachdem infolge davon die Hand zum Greifwerkzeug sich entwickelt und den Zähnen einen großen Teil ihrer Arbeit abgenommen hatte, „konnte die Ausbildung des Gehirnes und Schädels vor sich gehen". Ohne Frage erleidet das menschliche Gebiß rückbildende Veränderungen, die zum Teil mit der Verkürzung der Kiefer, zum Teil mit der veränderten Nahrung zusammenhängen. Wir dürfen aber sicherlich mit dem Verfasser annehmen, daß dabei „über eine gewisse Grenze, die durch die zu leistende Arbeit bestimmt wird, nicht hinausgegangen" werden kann, daß der Kulturmensch, wenn er auch „seinen Zähnen weit weniger zuzumuten braucht als der Eiszeitmensch und die Naturvölker der Gegenwart", sie dennoch niemals wird ganz entbehren können. „Der zahnlose Mensch der Zukunft ist ein Unding", und entsprechenden, planmäßig durchgeführten Maßnahmen wird es sicherlich gelingen, die „zunehmende Zahnverderbnis auf ein normales, die Zukunft des menschlichen Kauapparates nicht mehr bedrohendes Maß" zurückzuführen. Die schönen Abbildungen von Zähnen und Kiefern lebender und ausgestorbener Großaffen, von Vor- und Urmenschen, hoch- und tiefstehenden Rassen machen neben dem gedankenreichen Inhalt und ausführlichen Literaturverzeichnis das besprochene Werk für jeden Anthropologen, Paläontologen und vergleichenden Anatomen ungemein wertvoll, fast unentbehrlich. Ludwig Wilser.

Ratzenhofer, Gustav, Soziologie. — Positive Lehre von den menschlichen Wechselbeziehungen. — (Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinem Sohne.) Leipzig 1907, F. A. Brockhaus. 231 S., 5,50 M.

Es ist das letzte Werk des genialen Autors, der vom Tode erfaßt wurde, bevor er den ganzen Ausbau desselben fertiggestellt hatte. Gleichwohl ist die Herausgabe zweifellos nicht nur ein Akt der Pietät des Sohnes; es war auch eine Pflicht, dieses Werk, wenn es auch ein Torso geblieben, als hochbedeutende Arbeit des tiefen und klaren Denkers für die Nachwelt zu erhalten.

Das Buch zerfällt in zwei ungleiche Teile: in eine weitausgreifend bearbeitete theoretische Soziologie und eine knappe Entwicklung der angewandten Soziologie.

Im ersten Teile werden die wichtigsten Elemente des soziologischen Denkens, die natürliche Entwicklung aus dem einheitlichen Prinzip, die Gesetzmäßigkeit aller Erscheinungen, die Stellung des Menschen in der Umwelt, die Zeitalter der sozialen Entwicklung, der soziale Inhalt aller menschlichen Bestrebungen, die grundsätzlichen Erscheinungen der sozialen Beziehungen und der Ursprung der sozialen Bestrebungen dargelegt. Es werden möglichst alle Faktoren der sozialen Entwicklung erörtert, wobei überall die modernsten wissenschaftlichen Auffassungen in origineller Weise zur Lösung des Themas herangezogen werden. Bei der außerordentlichen Reichhaltigkeit, der knappen Fassung, der beinahe Satz für Satz aneinander gereihten selbständigen Gedanken und Schlüsse des Verfassers, ist es ganz unmöglich, hier ins Detail zu gehen. Dieser Teil ist wohl auch der bedeutendste des ganzen Werkes, sowohl in seiner Form als auch in der beinahe vollkommen originalen geistigen Durcharbeitung des großen Gebietes. Es werden anscheinend beinahe lückenlos alle Faktoren aneinander gereiht, die zu einer großen Auffassung der ganzen sozialen Entwicklung der Menschheit führen. Im weiteren werden die sozialen Funktionen erörtert. Hier erscheint wohl die Kritik des sozialdemokratischen

Programmes einseitig, wie überhaupt an manchen Stellen ein pessimistischer Zug hervortritt. Diese subjektive Färbung kann aber nicht das Interesse für das bedeutende eigenartige Werk verringern.

Nach Besprechung der sozialen Gebilde (.... Die Zivilisation hat die Tendenz, die Menschheit zu vergesellschaften; in dem intransigenten Beharren auf Sonderinteressen liegt die Barbarei ....) wird in den „Entwicklungsprinzipien" die Ausschließung der Religion von der Einmischung in die soziale Ordnung gefordert und in schöner Gedankenentwicklung, die allerdings wieder subjektive Züge zeigt, die soziale Ordnung analysiert.

Im zweiten Teile, der angewandten Soziologie, entwickelt R. in vielen Details seine Auffassung über die Gesellschafts- und Staatseinrichtungen und die Individualisierung und Sozialisierung der menschlichen Ordnung („Die Geschichte der Menschheit ist ein ewiger Kampf zwischen dem individualisierenden Streben der einzelnen und dem sozialisierenden Zwang der Umgebung; ... wenn die Individualisierung die naturgesetzlichen Notwendigkeiten und die gegenseitige Abhängigkeit aller Geschöpfe beachtet, dann nennen wir sie gesund und sittlich").

Es liegt hier ein großangelegtes Werk vor, welches, wenn es auch in manchen Abschnitten weitere Ausführungen gefordert hätte, in anderen auch ab und zu Widerspruch finden dürfte, doch durch seine mächtigen Ideen, durch den weitumfassenden Ausblick über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit und durch die soziale Auffassung dieser Entwicklungsgeschichte höchst bedeutend und wertvoll ist.

Es steht zu erwarten, daß die Macht der Persönlichkeit Ratzenhofers in den nächsten Zeiten auf die Entwicklung der Soziologie, ihre Auffassung und ihr Verständnis einen sehr bedeutenden Einfluß üben wird.

Dr. Heinrich Stein.

Wilser, Dr. Ludwig, Tierwelt und Erdalter. Strecker & Schröder, Stuttgart. 1 M.

Seiner im gleichen Verlage erschienenen „Menschwerdung", deren Kenntnis vorausgesetzt wird, läßt der Verfasser in diesem Bändchen eine gedrängte, aber auf reiches Literaturmaterial gestützte Schilderung der Entstehung und Ausbreitung des gesamten organischen Lebens der Erde folgen. Sie besitzt die Vorzüge aller W.'schen Schriften, übersichtliche Gliederung des Stoffes und klare Sprache. Als besonderer Vorzug eignet ihr, daß sich die nackten Tatsachen organisch um einen gemeinsamen Kern gliedern: um die Lehre von dem nordischen Ursprung aller Organismen und ihrer Verbreitung in immer höher entwickelten Wellen von der Arktogäa aus bis in die südlichsten Länderspitzen. W. darf wohl der älteste Vorkämpe dieser Lehre genannt werden, und es wird ihm besondere Genugtuung bereitet haben, wieder so reiches Material zu ihrer Stütze zusammenstellen zu können.

Bemerkenswert ist, daß W. nunmehr auch ein sehr hohes Alter gewisser brachycephaler europäischer Funde annimmt und damit ebenfalls die Urheimat der Rundköpfe nach unserem Kontinente verlegt.

Am wenigsten gelungen scheinen mir manche Stellen der Einleitung. Nicht zustimmen kann ich W., wenn er bei Erörterung der Ursachen der organischen Entwicklung von einem „mit dem Leben als solchem untrennbar verbundenen Streben nach Vervollkommnung", „einer geheimnisvollen Kraft, die sich weder leugnen noch erklären läßt", spricht und dafür wieder die alte Bezeichnung Lebenskraft in Aufnahme gebracht sehen möchte. Der Annahme einer solchen immer „aufwärts und vorwärts", selbst vom anthropozentrischen Standpunkte aus betrachtet, wirkenden Kraft widersprechen die Tatsachen. Dem Organischen wohnt nur eine teleologische Reaktionsfähigkeit inne, welche neben der natürlichen Auslese in der Bildung der Entwicklungsreihen ihre Rolle spielt. Sie mit dem Namen Lebenskraft zu bezeichnen, spricht mich nicht an, denn er erinnert an Anschauungen, welchen gerade das fehlte, was man heute vor allem verlangen muß: exakte, wissenschaftliche Begründung. Aber schließlich wäre das nur eine Geschmacksfrage.

Der dauernde Wert des Darwinismus, mit welchem Namen in Laienkreisen nur zu oft der ganze Entwicklungsgedanke identifiziert wird, steht wissenschaftlich außer Frage. Um so mehr sollte in Schriften, welche, wie die vorliegende, auch für weiteste Kreise bestimmt sind, alles vermieden werden, was auch nur den Schein einer Diskreditierung von Darwins Lehren in sich bergen könnte. Ein Ueberfluß an Klarheit in naturwissenschaftlichen Fragen herrscht auch in den sog. gebildeten Kreisen

noch keineswegs, und man sollte alles tun, um die keimenden Anfänge zu hegen und zu pflegen. Aehnliche Gründe lassen mich den Ausführungen des Verfassers zur vielumstrittenen Eiszeitfrage nicht zustimmen. W. kommt zum Schlusse, daß „um die Wende des dritten und vierten Erdalters eine schärfere Scheidung der Witterungsgürtel und der Jahreszeiten“ (S. 85) eine einzige große quartäre Eiszeit mit je einem Vor- und Nachläufer hervorrief. Unangefochten wird diese Ansicht, die übrigens die Frage nach den letzten Ursachen des Phänomens auch ungelöst läßt, nicht bleiben, und ich meine, der Rahmen des Schriftchens hätte am besten nur wissenschaftlich feststehende Lehren aufnehmen sollen.

Von den ganzseitigen Abbildungen dürften einige auch in künstlerischer Hinsicht etwas höheren Ansprüchen gerecht werden.

Alles in allem kann das Büchlein zur Orientierung über die behandelte Frage besonders auch dem sich für Naturwissenschaft interessierenden Laienpublikum aufs wärmste empfohlen werden. G. Weiß.

Paulsen, Friedrich, Einleitung in die Philosophie. 17.—19. Auflage. J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin 1907. XVIII u. 466 S., geh. M. 4,50.

Die neue Folge von Auflagen ist ein unveränderter Abdruck der vorhergegangenen und beweist einesteils, daß die Zeit ihrem Ende entgegengeht, da die Philosophie als überlebte Sache galt, und anderesteils den großen Wert des Buches. Es gilt für dieses auch in seiner jetzigen Gestalt das Wort des Autors in der ersten Auflage: „Nicht eine neue Philosophie ist es, was hier dem Leser geboten wird, sondern eben das, was der Titel ankündigt: eine Einführung in die Philosophie.“ Eine Einführung, möchten wir hinzufügen, wie man sie sich besser kaum denken könnte. Der Autor hat nicht den Weg eines historischen Berichtes eingeschlagen, sondern den der Diskussion jener Fragen und Gedanken gewählt, die die Welt dem denkenden Menschengeiste aufgibt. Dabei wird aber die geschichtliche Entwicklung des philosophischen Denkens nicht vernachlässigt. Dem, der den „Paulsen“ in seinen früheren Auflagen kennt, wird damit nichts Neues gesagt. Der Zweck der vorliegenden Zeilen soll aber vor allem der sein, die „Einleitung“ allen jenen zu empfehlen, die sie noch nicht kennen. Wer durch seinen Studiengang abseits vom Wege der Philosophie geführt worden ist, sich aber mit einem flachen Materialismus oder Ignorierung der letzten Fragen nicht begnügen will, dem sei die „Einleitung“ bestens empfohlen. Sie wird ihn vertraut machen mit dem Ringen des Menschengeistes um die letzten Fragen. Dr. Friedrich Kleinwächter jun.

Struve, Prof. Dr. E., Der Verbrauch alkoholischer Getränke in den Haupt-Kulturländern. Drittes Heft der Veröffentlichungen der wirtschaftlichen Abteilung des Vereins „Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin“. Verlag Paul Parey, Berlin 1907.

Eine ausgezeichnete, durch Tabellenwerk unterstützte Zusammenstellung der einschlägigen Tatsachen, in deren Verfolgung Verfasser zu dem Schluß kommt, daß die seitens der Abstinenzler an den zunehmenden Alkoholgebrauch geknüpften Befürchtungen zum mindesten übertrieben seien. Allerdings hat der Alkoholkonsum pro Kopf der Bevölkerung von 1885—1905 eine langsame Steigerung erfahren. Jedoch ist diese — ohnehin nicht erhebliche — Steigerung zum größten Teile nur eine scheinbare, indem sie vielfach auf der im Laufe der letzten Jahrzehnte genauer und vollständiger gewordenen Statistik beruht. Bemerkenswert ist auch, daß mit der mäßigen Zunahme des Alkoholkonsums eine weit beträchtlichere Zunahme im Verbrauch der anderen Genußmittel (wie Zucker, Kakao, Kaffee), sowie der Nahrungsmittel Hand in Hand gegangen ist.

Den höchsten Alkoholkonsum weist Frankreich mit durchschnittlich 19,04 l pro Kopf und Jahr auf. England folgt an sechster, Deutschland mit 9,74 l erst an siebenter Stelle. Am geringsten ist der Verbrauch in Rußland mit 2,65 l und in Norwegen mit 2,25 l.

Sehr verschieden ist der Anteil, den am Zustandekommen dieser Ziffern die einzelnen alkoholischen Getränke haben.

Als Biertrinker nehmen Belgier und Engländer die erste Stelle ein, ihnen folgt erst an dritter Stelle der Deutsche. Dann Dänemark und die Vereinigten Staaten. In letzter Linie Norwegen, Rußland, Italien.

Im Weinkonsum steht durchschnittlich Frankreich an der Spitze. Es folgen Italien, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn, Deutschland; und erst zum Schlusse England.

„Im Branntweingenuß steht Dänemark allezeit obenan, wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß daselbst in den neunziger Jahren eine hohe Biersteuer eingeführt wurde, die nach Ansicht von Sachkennern der Zunahme des konzentrierten Alkoholkonsums Vorschub geleistet haben soll.“ An zweiter Stelle steht Oesterreich-Ungarn, an dritter — leider — Deutschland.

Was die speziellen Ziffern für Deutschland betrifft, so kamen 1905 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 120 l Bier, etwa 7 l Branntwein und ebensoviel Wein.

Alles in allem ist in den in Frage kommenden Ländern unverkennbar eine Tendenz der Verdrängung des Branntweins durch das Bier vorhanden, — eine im Interesse der Volksgesundheit unbedingt hocherfreuliche Tatsache.

Dr. Gg. Lomer.

Steensby, H. P., Meddelelser om Danmarks antropologi, udgivet af den antropologiske Komité. With english summary. I Bind 1 afd. Kjöbenhavn 1907, G. E. C. Gad.

Ueber die Rassenverhältnisse von Dänemark waren wir bisher nur durch einige beschränkte und oberflächliche Untersuchungen unterrichtet, was um so bedauerlicher war, als dieses Land von Nordgermanen bewohnt wird und dem Verbreitungszentrum der nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus) am nächsten liegt. Diese Lücke soll nun ausgefüllt werden, da sich vor drei Jahren ein aus dem Generalarzt Laub, dem Professor Westergaard und dem Polizeiarzt Hansen bestehender Ausschuß gebildet hat, um eine großangelegte anthropologische Untersuchung des dänischen Volkes durchzuführen. Von den bisherigen Ergebnissen gibt der vorliegende, zu Weihnachten vorigen Jahres erschienene erste Teil der „Mitteilungen“ Kunde, in dem zunächst Mackeprang über die Körpergröße der dänischen Wehrpflichtigen berichtet. Bis jetzt sind rund 42 000 Mann, taugliche und untaugliche, gemessen worden, die im vollständig ausgewachsenen Alter von 25 Jahren durchschnittlich 169,1 cm groß sind. Das ist etwas weniger als bei den Schweden, 171, den Norwegern, 170, den Engländern, 169,6 (Mackeprang gibt etwas höhere Zahlen von unsicherer Herkunft an, nämlich 172,5 für die Engländer und 171,5 für Schweden und Norweger), übertrifft aber die Leibeslänge der Finnen um 3, der Süddeutschen um 4, der Russen um 5, der Südeuropäer um 6 cm. Sehr bemerkenswert ist die auch in den skandinavischen Nachbarländern und in Baden (vergl. Ammon, Zur Anthropologie der Badener, Jena 1899) beobachtete Zunahme der Größe um etwa 3 cm seit einem halben Jahrhundert, was wohl mit Recht auf den wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahrzehnte und die dadurch verbesserte Volksernährung zurückgeführt wird. Daraus schließen zu wollen, das Längenwachstum habe mit der Rasse nichts zu tun, wäre verkehrt, in schlechten Zeiten und bei ungenügender Ernährung wird durch langsameres Wachsen und viele Mindermäßige der Durchschnitt herabgesetzt. Vielleicht kommen auch Schwankungen im Wuchs der Völker vor; in meiner Jugend gab es unter den jungen Leuten entschieden viel weniger Große als heutzutage. Wie auch in anderen Großstädten, besonders in Stockholm, festgestellt ist, steht in Kopenhagen die Leibeslänge um 0,75 cm über dem Landesdurchschnitt, obwohl gerade die umgebenden Aemter 1 cm unter demselben bleiben. Das kommt teils von der Zuwanderung der höchstgewachsenen Bestandteile der Landbevölkerung, teils von der durch größere Erwerbsmöglichkeit verbesserten Ernährung her. Die größten Leute stellen die Aemter Bornholm, 169,8, Veile, 169,5, Odense, 169,4, und Ribe, 169,3, die kleinsten, mit nur 167,5 Sorö und Holbaek auf Seeland. Die Kopfmaße, leider bisher nur bei 3000 Männern und Weibern ermittelt, ergeben nach Hansen einen Durchschnittsindex von 80,5 (Schädelindex dementsprechend 79,5), der zwar den schwedischen und norwegischen übertrifft, hinter dem süddeutschen, russischen und französischen aber um 3—5 Einheiten zurückbleibt. Die „vorläufigen Betrachtungen“ des Herausgebers Steensby (er ist Dr. phil., demnach kein eigentlicher Anthropologe) scheinen mir diese Bezeichnung leider nur zu sehr zu verdienen, denn sie stehen nicht auf der Höhe der Zeit und der Wissenschaft; es wird z. B. noch vom Disentis- und Hohberg-Typus (H. alpinus und europaeus) gesprochen und die Anthropologie der Badener nicht einmal erwähnt. Dem sogenannten Borreby-Typus, einer alten Kreuzung zwischen H. europaeus und H. brachycephalus, schreibt der Verfasser eine allzu große Bedeutung zu und glaubt in ihm einen noch heute auf Anholt und in Westjütland fortlebenden Zweig des Urmenschen aus dem Neandertal (H. primigenius) zu erkennen.

In jedem Fall dürfen wir auf den Inhalt der folgenden Bände gespannt sein und eine weitere Klärung der nordischen Rassefragen von ihm erwarten. Voraussichtlich werden sich aber die dänischen Befunde den durch die Anthropologia suecica (Beiträge zur Anthropologie der Schweden, ausgearbeitet und zusammengestellt von G. Retzius und C. M. Fürst, deutsche Ausgabe, Stockholm 1902) festgestellten Tatsachen ungezwungen an die Seite stellen, bezw. einfügen lassen.

Ludwig Wilser.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen), sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Ein monumentales Zeugnis deutscher Geistesarbeit geht wieder einmal seiner Vollendung entgegen: Von Meyers Großem Konversations-Lexikon, das gegenwärtig in sechster Auflage erscheint, liegt uns der 18. Band vor. Wie jeder ihm vorausgegangene Band, so legt auch dieser Zeugnis davon ab, daß der Verlag bestrebt ist, nicht nur Veraltetes nach dem Stande der Gegenwart zu verbessern, sondern auch den Inhalt zu bereichern und zu vertiefen. Für die gewissenhafte Zusammenarbeit von Mitarbeitern und Redaktion und die treffliche Disposition in der Verteilung des Stoffes, die geschickte Auswahl des Illustrationsmaterials spricht jede Seite, die man nur aufs Geratewohl aufschlägt. Der „Große Meyer“ ist stets aktuell; das zeigen die Artikel „Schulgesundheitspflege“, Sozialdemokratie“, „Sozialismus“, umfassende, bis in die Gegenwart reichende Darstellungen u. v. a. Der „Große Meyer“ ist genugsam bekannt für seine besondere Sorgfalt auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik, und so beschränken wir uns darauf, als neu zu registrieren die Beilagen und Abbildungen „Schuhfabrikation“, „Segler“, „Speicher“, „Sporozoen“, „Stadtbahnen“ (Ansichten der Berliner und Pariser Stadtbahnen), „Schutzeinrichtungen“, „Schwimmvögel“, „Seidenspinner“, „Setzmaschinen“, „Skelett“, „Sonne“, „Spektralanalyse“, „Sperlingsvögel“, „Spinnereimaschinen“, „Spiritusfabrikation“, als erneuert und erweitert die Tafeln „Schwämme“, „Schweine“, „Spitzen“, „Steinkohlen“, „Steinkohlenformation“, „Kultur der Steinzeit“, zu denen aus andern Gebieten noch die Karten von Schottland, der Schweiz und „Seglerwege“ und die Beilagen „Schreibkunst“, „Statistische Darstellungsmethoden“ und „Stenographie“ neu oder in neuem Gewande hinzukommen. Sogar acht der bekanntesten nicht mehr lebenden Sozialisten haben hier ihr Konterfei erhalten. Der neuern Weltgeschichte wird das Lexikon gerecht im Artikel „Schwedisch-norwegische Union“, der uns den Bruch Norwegens mit Schweden in knappen, aber klaren Zügen vor Augen führt. Aus einer dauernden Benutzung dieses für jeden nach Bildung Strebenden unentbehrlich gewordenen Ratgebers wird ein Band treuer Freundschaft zwischen dem Leser und dem „Großen Meyer“ hergestellt, die gegründet ist auf dem Drange nach gediegenem, erschöpfendem Wissen.

Berichtigung.

Auf Seite 287 d. Jahrg. der „Revue“ findet sich der Passus: „Auffallend und nicht gerade für die Gründlichkeit des Verfassers sprechend ist der Umstand, daß ein so bekannter Gelehrter wie Branco stets Branca geschrieben wird.“ Ich glaube, diese Bemerkung trifft eher den Berichterstatter Herrn Dr. Wilser. Schon seit einigen Jahren hat Prof. Branco seinen Namen in Branca umgeändert, wie auch seine neuesten Schriften erkennen lassen. (Vergl. auch die Notiz im Zentralblatt für Anthropologie 1907, S. 361.) — An Stelle von Herrn Dr. Kohlbrugge übernehme ich diese Berichtigung, weil ich der Herausgeber der „Studien und Forschungen“ bin. Dr. Buschan.

Meines Versehens wegen habe ich mich bei den Herausgebern der „Revue“ und der „Studien und Forschungen“ entschuldigt. L. Wilser.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 7. 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Auf den Spuren der Mendelschen Gesetze.

Dr. L. Sofer.

Das Problem der Kreuzung und ihrer Gesetze beschäftigte die Naturforscher schon lange, allein erst Gregor Mendel gelang es, ihre Gesetze zu entdecken. Jedoch entbehrt es nicht des Interesses, wenn wir Epigonen, erleuchtet von der Mendelschen Lehre, die Erfolge und Mißerfolge seiner Vorgänger untersuchen. Dabei setzen wir stillschweigend voraus, wie auch heute die allgemeine Annahme ist, daß die Mendelschen Vererbungsgesetze, — die Dominanzregel, die Spaltungsregel und die Regel von der Selbständigkeit der einzelnen Merkmale, — nicht bloß für das Pflanzenreich, sondern für alle Organismen Geltung haben.

Beginnen wir mit dem Altmeister der modernen Naturforschung, mit Charles Darwin. Sein Hauptwerk, „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl", ist in seiner ersten Auflage 1859 erschienen; die Untersuchungen Mendels fanden in den Jahren 1865—69 statt; jedoch fallen hier die Jahreszahlen nicht so ins Gewicht, weil die Untersuchungsergebnisse Mendels unbeachtet blieben, und erst im Jahre 1900 durch Correns, Tschermak und de Vries wieder entdeckt werden mußten. Deshalb können wir auch Topinard, von dessen im Jahre 1877 erschienener „Anthropologie" im nachfolgenden gesprochen wird, als Vorgänger Mendels, wenn auch nicht im chronistischen Sinne, so doch tatsächlich bezeichnen.

Darwin selbst hat eingehende Untersuchungen an Tauben angestellt, um die Vererbungsgesetze zu studieren. Er schreibt in der[1]) „Entstehung der Arten": „Ueberdies ist die Möglichkeit, durch Kreuzung verschiedene Rassen zu erzielen, sehr übertrieben worden. Man kennt wohl viele Fälle, welche beweisen, daß eine Rasse sich modifizieren läßt durch gelegentliche Kreuzung bei sorgfältiger Auswahl der Individuen, welche irgendeinen bezweckten Charakter darbieten; es wird aber sehr schwer sein, eine neue Rasse zu züchten, die nahezu das Mittel zwischen zwei weit verschiedenen Rassen oder Arten hält.

[1]) Zitiert nach d. Uebersetz. Heinr. Schmidts, Verlag Alfred Kröner.

Sir J. Sebright hat eigens Versuche in dieser Beziehung angestellt und keinen Erfolg gehabt. Die Nachkommen aus der ersten Kreuzung zwischen zwei reinen Rassen sind in ihren Merkmalen so ziemlich, und zuweilen, wie ich bei Tauben gefunden, außerordentlich übereinstimmend, und alles scheint einfach genug zu sein. Werden aber diese Blendlinge einige Generationen hindurch untereinander gepaart, so werden kaum zwei ihrer Nachkommen einander ähnlich ausfallen, und dann wird die Schwierigkeit des Versuchs offenbar."

Diese Schwierigkeit hat Darwin nicht überwunden. Deshalb muß er auch pessimistisch im vorangehenden sagen: „Die Gesetze, welche die Vererbung beherrschen, sind zum größten Teile unbekannt. Niemand vermag zu sagen, woher es kommt, daß dieselbe Eigentümlichkeit in verschiedenen Individuen einer Art und in verschiedenen Arten zuweilen vererbt wird und zuweilen nicht; woher es kommt, daß das Kind zuweilen zu gewissen Charakteren des Großvaters oder der Großmutter oder noch früherer Vorfahren zurückkehrt; woher es kommt, daß eine Eigentümlichkeit sich oft von einem Geschlechte auf beide Geschlechter überträgt, oder sich auf eines und zwar gewöhnlich, aber nicht ausschließlich, auf dasselbe Geschlecht beschränkt." —

Diese Fragen hat Mendel gelöst, oder doch ihre Lösung angebahnt. Der Grund, warum dies einem Genie wie Darwin nicht gelang, beantwortet sich dahin, daß Darwin an einem zu komplizierten Materiale experimentierte, das, wie die verschiedenen Taubenrassen, zu viele abweichende Merkmale bot, und ferner dem in England eingebürgerten züchterischen Prinzipe folgte, daß man immer aufs neue mit verschiedenen Individuen kreuzt, welche den bezweckten Charakter haben, und die ungeeigneten entfernt. Mendel dagegen arbeitete an einem einfachen Material und führte streng das Prinzip der Selbstbefruchtung und Weiterzüchtung innerhalb einer Stammform durch, das, was heute die praktischen Züchter die Separat- oder Pedigree-(Stammbaum)-Kultur nennen.

Darwin experimentierte an Tauben. „Von der Ansicht ausgehend, daß es am zweckmäßigsten sei, irgendeine besondere Tiergruppe zum Gegenstand der Forschung zu machen, habe ich mir nach einiger Erwägung die Haustauben dazu ausersehen. Ich habe alle Rassen gehalten, die ich mir kaufen oder sonstwie verschaffen konnte und bin auf die freundlichste Weise aus verschiedenen Weltgegenden bedacht worden; es sind in verschiedenen Sprachen viele Abhandlungen über die Tauben veröffentlicht worden, und einige darunter haben durch ihr hohes Alter eine ganz besondere Bedeutung. Ich bin mit einigen ausgezeichneten Taubenliebhabern in Verbindung getreten und habe mich in zwei Londoner Taubenklubs aufnehmen lassen." — Aber seine Methode war, wie vorher gesagt, nicht zweckentsprechend.

In dem später erschienenen Buche „Die Abstammung des Menschen" wirft z. B. Darwin die Frage auf, wie ein Amateur vorgehen müßte, um eine Taubenrasse hervorzubringen, bei der nur die Männchen eine blaßblaue Färbung hätten, während die Weibchen ihre bisherige schieferblaue Färbung behielten. Er sagt: „Da bei Tauben die verschiedenartigen Charaktere gewöhnlich auf beide Geschlechter gleichmäßig übertragen werden, so wird unser Amateur versuchen

müssen, diese letztere Form von Vererbung in eine geschlechtlich beschränkte Uebertragung umzuwandeln. Alles, was er dabei tun könnte, wäre, jeden Täuberich, der auch nur im geringsten ein blässeres Blau aufwiese, auszulesen. Und das natürliche Resultat dieses Prozesses, wenn er lange Zeit fortgesetzt und die blassen Variationen stark erblich wären, oder oft wiederkehren würden, wäre, daß die ganze Zucht ein helleres Blau aufwiese. Doch unser Züchter würde Generation um Generation genötigt sein, die blaßblauen Männchen mit schieferblauen Weibchen zu paaren, denn er wollte ja, daß letztere diese Farbe behielten.“ Auf diesem Wege Resultate zu erzielen, ist wohl möglich, aber sehr von Zufälligkeiten abhängig; viel sicherer ist der Weg Mendels, nach dem man einmal zwei ausgesprochene Typen kreuzen muß, und durch fortgesetzte Inzucht sein Ziel zu erreichen strebt.

Bei seinen Experimenten beobachtete Darwin, bei Kreuzung weißer und schwarzer Taubenrassen (Barb-, Bläß- und Pfauentauben) das plötzliche Auftreten eines Enkels mit schön blauem Gefieder, weißen Weichen, doppelter schwarzer Flügelbinde, schwarzer Schwanzbinde und weißen Seitenrändern der Steuerfedern, alles, wie bei der wilden Felstaube, die als Stammrasse aller Taubenrassen gilt.

An anderer Stelle spricht Darwin davon, daß mehrere verschiedene Arten der Gattung Equus durch einfache Abänderung Streifen an den Beinen wie beim Zebra, oder an der Schulter wie beim Esel erlangen. „Beim Pferde sehen wir diese Neigung stark hervortreten, so oft eine graubräunliche Färbung zum Vorschein kommt, eine Färbung, welche sich der allgemeinen Farbe der anderen Arten dieser Gattung nähert. Das Auftreten der Streifen ist von keiner Veränderung der Form und von keinem anderen neuen Charakter begleitet. Wir sehen diese Neigung, streifig zu werden, sich am meisten bei Bastarden zwischen mehreren der voneinander verschiedensten Arten entwickeln.“ Und zwar sind diese Streifen bei den Jungen deutlicher oder gewöhnlicher wie bei den Alten. Zur Erklärung dieser gewöhnlich Rückschlag oder Atavismus genannten Erscheinung nimmt Darwin an, daß in den Jungen einer jeden neuen Generation die „Tendenz“ sei, den längst verlorenen Charakter wieder hervorzuholen, welche latente Tendenz infolge unbekannter Ursachen zuweilen zum Durchbruche kommt.

Auch hierin bedeutet Mendel den Fortschritt. Durch sein Gesetz der Dominanzregel, daß von zwei in Widerstreit tretenden Merkmalen der Eltern das eine dominierend oder überwertig sich erweist, das andere aber als unterwertig oder rezessiv, und daß dieses rezessive Merkmal, nachdem es in der zweiten Generation verschwunden ist, in der dritten und den folgenden Generationen nach einer bestimmten Regel wieder auftaucht; dadurch hat er in das rätselhafte Gebiet des Atavismus Licht gebracht, indem er weiterhin die geniale Erklärung aufstellte, daß die verschiedenen Merkmalsanlagen in den Körperzellen des Bastards gemischt vorkommen, in den Keimzellen der Geschlechtsorgane aber getrennt sind, so daß in jeder Zelle des männlichen oder weiblichen Organes je ein Merkmal vorhanden ist, eine Erklärung, die ungezwungen zu der modernen Chromosomentheorie herüberführt. Jedenfalls aber bewies Darwin seine anerkannte Beobachtungsgabe,

indem er diese Erscheinung „mit dem Einflusse des Kreuzungsaktes auf die Gesetze der Vererbung“ in Beziehung bringt.

Noch in einer anderen Stelle berührt sich Darwin mit der Lehre Mendels, nämlich in dem Kapitel über Blendlinge und Bastarde. Blendlinge entspringen der Kreuzung von Varietäten, Bastarde der Kreuzung von verschiedenen Arten. Darwin sagt, wobei er den Angaben Gärtners folgt: „Wenn zwei Arten gekreuzt werden, so zeigt zuweilen eine derselben ein überwiegendes Vermögen, dem Bastarde eine Aehnlichkeit mit ihr aufzuprägen, und so ist es, wie ich glaube, auch mit Pflanzenvarietäten. Bei Tieren besitzt gewiß oft eine Varietät dieses überwiegende Vermögen über eine andere. Die beiderlei Bastardpflanzen aus einer Wechselkreuzung gleichen einander gewöhnlich sehr, und so ist es auch mit den zweierlei Blendlingspflanzen aus Wechselkreuzungen. ... Diese verschiedenen Bemerkungen lassen sich offenbar auch auf Tiere anwenden; doch wird hier der Gegenstand außerordentlich verwickelt, teils infolge vorhandener sekundärer Sexualcharaktere, teils und insbesondere infolge des gewöhnlich bei einem von beiden Geschlechtern überwiegenden Vermögens, sein Bild den Nachkommen aufzuprägen, sowohl wo Arten mit Arten, als auch wo Varietäten mit Varietäten gekreuzt werden. So glaube ich z. B., daß diejenigen Schriftsteller recht haben, welche behaupten, der Esel besitze ein derartiges Uebergewicht über das Pferd, daß sowohl Maulesel wie Maultier mehr dem Esel, wie dem Pferde gleichen; daß jedoch dieses Uebergewicht noch mehr dem männlichen, wie dem weiblichen Esel zukomme, daher der Maulesel als der Bastard von Eselhengst und Pferdestute dem Esel mehr gleiche als das Maultier, welches das Pferd zum Vater und eine Eselin zur Mutter hat.“ —

Wir können uns diese Erscheinungen unschwer nach dem Mendelschen Gesetze von der Dominanzregel und dem Gesetze von der selbständigen und gesonderten Vererbung jedes Merkmales erklären.

In dem folgenden Abschnitte berührt sich Darwin mit den letzten Anschauungen von De Vries. Darwin sagt: „Einige Schriftsteller haben viel Gewicht auf die vermeintliche Tatsache gelegt, daß es nur bei Blendlingen vorkomme, daß diese nicht einen mittleren Charakter haben, sondern einem ihren Eltern außerordentlich ähnlich seien (Mendelscher Typus, Anm. d. Aut.); doch kommt dies auch bei Bastarden vor, wenngleich, wie ich zugebe, viel weniger häufig als bei Blendlingen.“

Das Verhalten, demzufolge oft schon in der ersten Bastardgeneration die Merkmale beider Elternformen in verschiedenen Zusammensetzungen oder Mischungen auftreten, wird nach dem englischen Botaniker Mac Farlane als „Macfarlanen“ bezeichnet. De Vries ist nun der Anschauung, daß das „Macfarlanen“ der Ausdruck einer Artverschiedenheit ist, also bei Bastarden auftritt, während das „Mendeln“ der Ausdruck der Vererbungsweise ist, die innerhalb einer Art bei Kreuzung verschiedener Varietäten Platz greift, also bei Blendlingen.

Darwin steht dieser Theorie, die in ähnlicher Gestalt auch zu seiner Zeit von einigen Schriftstellern aufgestellt wurde, wie das Zitat

zeigt, skeptisch gegenüber[1]), um sie schließlich ganz zu verwerfen; denn zum Schlusse des Abschnittes sagt er: „Im ganzen aber bin ich der Meinung von Prosper Lucas, welcher nach Musterung einer ungeheueren Menge von Tatsachen in bezug auf Tiere zu dem Schlusse gelangt, daß die Gesetze der Aehnlichkeit zwischen Kindern und Eltern die gleichen sind, mögen nun beide Eltern mehr oder mögen sie weniger voneinander verschieden sein, mögen sich also Individuen einer und derselben oder verschiedener Varietäten, oder ganz verschiedener Arten gepaart haben.“ In diesem Punkte hat also Darwin nach dem heutigen Stande unseres Wissens geirrt; vielleicht beeinflußte bei seiner Stellungnahme der Satz, der ein Fundament seiner Lehre ist, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen Arten und Varietäten gar nicht vorhanden ist; dies führte ihn dazu, dort Ausnahmen und Monstrositäten zu sehen, wo Mendel seine Gesetze entdeckte.

Die folgenden Zitate aus Paul Topinards „Anthropologie“ beanspruchen deshalb ein besonderes Interesse, weil sie dartun, daß bei Kreuzungen menschlicher Rassen der Mendelsche Typus auftritt. Topinard sagt: „Von einer Serie von 100 Schädeln aus Neukaledonien zeigt ein Drittel mehr oder weniger einen besonderen, bestimmt ausgeprägten Typus, der nichts Bekanntem ähnlich ist, nämlich den verschwundenen melanesischen; ein zweites Drittel unterscheidet sich nicht von den best charakterisierten polynesischen Schädeln und das letzte Drittel ist in verschiedenen Verhältnissen ein Gemisch der Merkmale, welche die beiden anderen Drittel zeigen.“ — An einer anderen Stelle: „Bei den Merkmalen der Mischlinge zeigt sich nur die Anwendung des Gesetzes von der Vererbung, deren Folgen gleichsam eine Wahrscheinlichkeitsrechnung sind. Bald hält der Mischling ersten Grades in Hautfarbe und Natur des Haares, wie Pruner Bey zeigte, oder in bezug auf die Verhältnisse des Skeletts, wie Prof. Broca an einigen Exemplaren nachwies, genau die Mitte zwischen beiden Eltern. Eine Abart von den Zambos, der Mischlinge von Negern und Amerikanern, ist der Cafuso, dessen Haar stark gekräuselt, aber auch starr genug ist, um eine mächtige, borstige Perücke zu bilden. Bald vereinigt der Mischling in seiner Person einen Teil der Merkmale beider Eltern; so z. B. der von de Quatrefages angeführte Mulatte mit der Intelligenz des Vaters und den Zügen der Mutter. Hierher gehören die elsterfarbenen Mischlinge, deren Haut an einigen Stellen schwarz, an anderen weiß, oder an der ganzen einen Seite oder am Oberkörper weiß und sonst überall schwarz war. Bald endlich artet das Kind ganz nach der einen Seite; das Kind eines europäischen Vaters und einer chinesischen Mutter, sagt

[1]) „Was die von mir gesammelten Fälle gekreuzter Tiere betrifft, welche einer der zwei elterlichen Formen sehr ähnlich gewesen sind, so scheint sich diese Aehnlichkeit vorzugsweise auf Charaktere zu beziehen, die wie Albinismus, Melanismus, Fehlen des Schwanzes oder der Hörner, oder Ueberzahl der Finger und Zehen, in ihrer Art beinahe monströs und plötzlich aufgetreten sind; sie steht in keiner Beziehung zu den durch Zuchtwahl langsam entwickelten Merkmalen. Demzufolge wird auch eine Neigung plötzlicher Rückkehr zu dem vollkommenen Charakter eines der zwei elterlichen Typen bei Blendlingen, welche von oft plötzlich entstandenen und ihrem Charakter nach halbmonströsen Varietäten abstammen, leichter vorkommen, als bei Bastarden, die von langsam und auf natürliche Weise gebildeten Arten herrühren“ (zit. aus demselben Absatze).

Dr. Scherzer, ist das eine oder das andere, ganz europäisch, oder ganz chinesisch. Ein blauäugiger Berber mit fehlendem Ohrläppchen hatte von einer braunen Araberin mit schön geformtem Ohr zwei Kinder, eines wie er selbst, das andere wie seine Frau. Ein blonder, blauäugiger englischer Offizier von blühendem Teint hatte von einer indischen Negerin mehrere Mischlinge; die einen waren das Ebenbild des Vaters, die anderen das der Mutter. Lucas führt eine Negerin an, die drei Kinder gebar, ein weißes, ein schwarzes und das dritte von der Farbe eines Mischlinges von Neger und Mulatten.“

Wir können nach diesen Beispielen die Ueberzeugung aussprechen, daß auch der Mendelsche Typus bei Kreuzungen menschlicher Rassen vorkommt, obwohl dies von manchen Seiten bestritten wird. Es finden sich dabei auch Ansätze zum zahlenmäßigen Beweise der Spaltungsregeln; vollgültige können wir beim Menschen natürlich nicht finden, weil eine gegenseitige Befruchtung und Fortzüchtung der folgenden Generationen nicht möglich ist. Aber es war auch rein logisch, das „Mendeln“ der menschlichen Rassen zu erwarten, wenn wir die Theorie von De Vries annehmen, und weiter, daß eben die menschlichen Rassen Varietäten einer Art und nicht verschiedener Arten darstellen; für letztere Annahme sprechen auch die neueren Experimente Brucks, mit Hülfe der Wassermannschen Reaktion die Verwandtschaft der menschlichen Rassen festzustellen.

Selbstverständlich kommt Topinard auch auf das Problem des Atavismus zu sprechen. Er sagt: „Alle Elemente, welche im Stammbaum des Kindes eine Rolle spielen, streiten sich um den Einfluß, welcher das Individuum in unerklärlicher Weise bewegt, bestimmte Merkmale anzunehmen; eine zeitlang gleicht es seiner Mutter, später seinem Vater, schließlich und endgültig manchmal einem ganz entfernten Seitenverwandten. Wie wir sehen, berechnet man beim Mischlinge die Menge des Blutes von jeder Seite her; bei Zufälligkeiten der Vererbung ist es ebenso; die Merkmale streiten miteinander; die einen verstärken die schon vorhandenen, die anderen heben einige von ihnen auf; wieder andere üben keinen Einfluß. Daran haben die ältesten Vorfahren im Verhältnisse ihrer Entfernung ebensogut Anteil wie die nächsten. De Quatrefages kannte einen Nachkommen des Bailli de Suffren, der das sprechende Ebenbild seiner Ahnen war, — nach vier Generationen dagegen weder seinem Vater noch seiner Mutter ähnelte. So erklärt es sich auch, daß Pferde plötzlich die charakteristischen Streifen des Zebra zeigen, welches an ihrer zoologischen Genealogie teil hatte. Die Erscheinung heißt Atavismus und ist beim Menschen ganz gewöhnlich. Ein Individuum trägt die Züge einer vergangenen, im Gedächtnisse nicht mehr lebenden Generation. Der Zufall spielt also eine Rolle beim Auftreten solcher Merkmale, oder besser gesagt, es müssen verborgene, unberechenbare Einflüsse auf den Keim vorhanden sein. Einige Merkmale sind zäher in der Vererbung als andere: so die Form der Nase und des Ohres (Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Vererbung der einzelnen Merkmale nach Mendel. Anm. d. Aut.).

Jedermann kennt die Nase der Bourbonen; L. Rousselet traf sie am Hofe von Bhopol in Zentral-Indien bei einem direkten Nach-

kommen von Franz I. wieder an. Ein oft angeführtes Beispiel nach Waitz ist die dicke Lippe der Habsburger nach ihrer Verbindung mit den Jagellonen. Bei Mischlingen sind Fälle von unterbrochener Vererbung, Vererbung durch Seitenlinien und Atavismus zahlreich und am meisten frappierend. Ein mit den Merkmalen seiner Rasse wohl ausgestatteter Neger, der unter seinen Vorfahren einen Weißen hatte, bekommt plötzlich von einer Negerin ein Kind mit weißer Haut; man sah den Fall in zweiter Generation wiederkehren. Züge einiger Rassen sind besonders zähe. Die borstigen Haare des Amerikaners oder die wolligen des Negers vererben sich vornehmlich leicht. Das beharrlichste Merkmal bei Kreuzung von Negermischlingen mit Zurückgehen auf den Weißen ist die gelbe Färbung der Nägel und die mangelhafte Festigkeit der Nasenknorpel. Ein Neger wird mit einer Weißen ein Kind zeugen, das dem Neger näher steht als das des Weißen mit einer Negerin (Waitz, Fitz-Roy). Pallus erzählt, „die Verbindungen von Russen und Mongolen ergeben Mischlinge, die letzteren näher stehen“[1]).

Topinard sagt: „Im Gesetze der Vererbung gibt es wie in allen anderen Gesetzen des Universums nichts Geheimes.“ Gregor Mendel gebührt nun der Ruhm, durch seine geniale Begabung und die glückliche Anordnung seiner Experimente diese Gesetze, die seinen Vorgängern geheim blieben, teils entdeckt, teils ihre Entdeckung vorbereitet zu haben.

Wer waren die Dorier?

Hans Fehlinger.

Der südliche Teil der Balkanhalbinsel, Griechenland, war seit der neolithischen Zeit von einer brünetten Rasse bewohnt, die jetzt noch unter der Bevölkerung am stärksten vertreten ist. Etwa um das Jahr 1500 v. Chr. drangen hochgewachsene, blondhaarige Einwanderer, die aus dem Gebiete der Donau und der Alpen kamen, nach Griechenland vor. Sie sind uns als Achäer bekannt. Dieses Volk brachte die Kenntnis der Verwendung des Eisens mit sich und unterschied sich von den eingeborenen brünetten Pelasgern, die es unterwarf, in seinen gesellschaftlichen Einrichtungen, seiner Religion usw. Die meisten Stämme des oberen Balkan gehörten derselben Rasse an, wie die Pelasger, und sie redeten wie diese eine indo-europäische Sprache. Aber auch hier waren wiederholt nordische Stämme eingedrungen, welche die Eingeborenen unterwarfen und teilweise verdrängten. Die herrschenden Familien der thrakischen Stämme waren — wie Herodot meint — gewöhnlich Nachkommen der Einwanderer aus dem Norden. Die Achäer blieben die Herren von Thessalien, bis sie von den

[1]) Edward Tylor berichtet in seiner „Anthropologie und Zivilisation“ von den Nachkommen eines Spaniers mit einer Malaiin; die vier Töchter zeigten die Spuren einer gemischten Abstammung, doch so, daß bei einigen der europäische, bei einigen der malaiische Typus vorherrscht. — Zahlreiche Beispiele, die zu dem behandelten Thema gehören, bringt Ludwig Woltmann in seiner „Politischen Anthropologie“ 1903, S. 76—90.

illyrischen Thessaliern, die 1124 v. Chr. den Pindos überschritten, unterjocht wurden, während ihre Herrschaft in Argolis und Lakonien noch zwanzig Jahre, bis zur Invasion der Dorier, bestehen blieb.

Welcher Rasse die Dorier angehörten, ist eine umstrittene Frage. Gewöhnlich werden sie, gleichwie die Achäer, als ein Zweig der nordischen Rasse betrachtet. In einer jüngst veröffentlichten historisch-anthropologischen Studie sucht nun Prof. Dr. William Ridgeway, ein guter Kenner des griechischen Altertums, den Nachweis zu erbringen, daß diese Annahme nicht zutrifft[1]), daß die Dorier vielmehr ein brünettes, illyrisches Volk waren. Da die Klärung dieser Frage für die Beurteilung der griechischen Kultur wichtig ist, so sollen hier die Ergebnisse, zu welchen Ridgeway kommt, kurz angeführt werden.

Nach Herodot war die Heimat der Dorier zuerst die Landschaft Phthiotis, von wo sie unter der mythischen Führerschaft von Dorus, einem Sohne Hellens, in das Gebiet zwischen Olymp und Ossa einwanderten. Von hier vertrieben, siedelten sie sich unter dem Namen Makedni im Pindos an; einige zogen nach Kreta. Vom Pindos aus ging dann der Wanderzug nach dem Peloponnes. Die dorischen Eroberer wurden von den Herakliden geführt, die sich einer anderen Rasse zurechneten als ihre Gefolgschaft.

Die Achäer waren, woran kein Zweifel besteht, großwüchsige Menschen mit hellem Haar. Die Dorier waren jedoch weder groß noch hellhaarig; denn wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde bei einem der klassischen Autoren sicher etwas diesbezügliches bemerkt sein, besonders da die Erscheinung und die Gewohnheiten der spartanischen Frauen oft beschrieben werden. Ridgeway glaubt zu der Annahme berechtigt zu sein, daß hoher Wuchs und blondes Haar bei der Bevölkerung Griechenlands nach der dorischen Invasion die Ausnahme war. Der Brauch der Spartaner, das Haar lang zu tragen, der bei den Achäern und den nordischen Stämmen im allgemeinen bestand, kam erst nach der Niederwerfung der Argiver auf; vordem schnitten die Spartaner, wie die Illyrier und Thraker, das Haar kurz.

Die Achäer werden als durchaus monandrisch geschildert und bei ihnen galt, wie natürlicherweise bei einem solchen sozialen Zustand zu erwarten ist, die väterliche Abstammungsfolge. Homer führt gewisse Fälle des Mutterrechts an, die bei den Trojanern und Lykiern vorkamen, welche Ridgeway nicht als Achäer betrachtet. Die brünetten Völker Europas ergaben sich zu Beginn der historischen Zeit der Polyandrie und rechneten dementsprechend die Abstammung in weiblicher Linie. Das war der Fall bei der dunkelhaarigen Bevölkerung Britanniens und Irlands, in Spanien, auf den Balearen, bei den Ligurern in Italien und Frankreich, den Illyriern und den Thrakern, mit Ausnahme der Geter und Transi, die als nordische Einwanderer gelten. Aus den von Herodot berichteten Heiratsgewohnheiten bei dem illyrischen Stamme der Veneter ist zu schließen, daß die Mädchen vor der Ehe volle Freiheit des sexuellen Verkehrs hatten, so daß ein Mann das ausschließliche Recht auf eine Frau erst erkaufen mußte.

---

[1]) William Ridgeway, „Who were the Dorians?“ Anthropological Essays presented to Edward Burnett Tylor. S. 295—308. London 1907, Henry Frowde.

Eine Bestätigung dieser Ansicht findet man darin, daß die Thraker den Mädchen die größte Freiheit in geschlechtlicher Beziehung gestatteten, ehe dieselben in die Ehe verkauft wurden. — Die Illyrier scheinen auch weibliche Führer gehabt zu haben; von ihren Herrschern war die Königin Teuta die mächtigste. Aristoteles dachte wahrscheinlich an die Illyrier, Thraker und Dorier, wenn er sagte, die kriegerischen Völker ständen mit Ausnahme der Kelten unter der Herrschaft von Frauen. Die Annahme, daß die Illyrier im dritten Jahrhundert v. Chr. weibliche Führer hatten, in Verbindung damit, daß bei den Venetern die unverheirateten Mädchen der Gemeinschaft gehörten, und mit der Existenz der Polyandrie bei den Thrakern, läßt kaum einen Zweifel darüber bestehen, daß Polyandrie oder der sexuelle Verkehr einer weiblichen Person mit mehreren Männern — mindestens vor der Eheschließung — bei allen illyrischen Stämmen geübt wurde. Die Agathyrsi, die im heutigen Transylvanien ansässig und nahe Verwandte der Illyrier waren, hatten ihre Frauen gemeinsam, damit keiner den anderen beneide oder hasse (Herodot).

Wendet man sich den Doriern im besonderen zu, so ergibt sich aus den Schriften von Xenophon, daß eheliche Treue in Sparta unbekannt war; das führt Xenophon auf die Gesetzgebung des Lykurgos zurück, der seine ganze Aufmerksamkeit der Züchtung eines kräftigen Menschenschlages zuwandte und sowohl Männern als Frauen, bei welchen die Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß sie körperlich tüchtige Nachkommen haben würden, den außerehelichen sexuellen Verkehr gestattete oder unter bestimmten Verhältnissen sogar zur Pflicht machte. Polybios gibt an, es sei bei den Spartanern gebräuchlich gewesen, daß drei oder vier oder noch mehr Männer, wenn sie Brüder waren, gemeinsam eine Ehefrau hatten, und es habe als richtig gegolten, wenn ein Mann, der eine genügende Anzahl Kinder hatte, seinem Freunde seine Frau überließ. Aristoteles bezeichnete die Freiheit des sexuellen Verkehrs der spartanischen Frauen als unheilvoll für die Wohlfahrt des Staates. Noch andere Beweise ließen sich bringen, um zu zeigen, daß die Spartaner nicht monandrisch waren wie die Achäer.

McLennan erwähnt in seinen „Studies in Ancient History“ die Ueberlieferung, der zufolge Lykurgos, um seinen Landsleuten ein Beispiel zu geben, sich geweigert habe, die Witwe seines Bruders zu heiraten, und daß er seines Bruders Sohn von der Erbfolge ausgeschlossen habe. Hierin erblickt McLennan ein Zeichen des Uebergangs von der weiblichen zur männlichen Abstammungsfolge in der königlichen Familie. Das bezweifelt Ridgeway; auf jeden Fall aber, meint er, kann die Erzählung als ein Hinweis auf das Mutterrecht betrachtet werden, das nur dort besteht, wo die Frau nicht an einen Ehemann gebunden ist.

Die Zustände in Sparta sind nicht das einzige Zeugnis des Mutterrechts bei den Doriern; Darstellungen klassischer Autoren, welche die Verhältnisse in anderen dorischen Gemeinwesen betreffen, berechtigen zu der Annahme, daß es dort ebenfalls existierte.

Die Dorier unterschieden sich von den Achäern ferner darin, daß sie ihre Toten beerdigten, statt sie zu verbrennen; in diesem

Brauch stimmten sie mit den Illyriern und Thrakern überein, wie auch mit den ehemals in Griechenland ansässig gewesenen Pelasgern.

Ridgeway führt schließlich noch linguistisches Beweismaterial an, das geeignet scheint, seine Ansicht, die Dorier wären ein illyrisches Volk, Angehörige der mittelländischen Rasse, gewesen, zu bekräftigen. Bedauerlicherweise sind gerade Angaben, die Schlüsse auf die körperlichen Eigenschaften der Völker des Altertums ermöglichen, in der erhaltenen Literatur bloß spärlich eingestreut und zumeist sehr unklar. Die sozialen Institutionen sind für die Beurteilung der Rassenzugehörigkeit zwar bedeutungsvoll, es darf ihnen dabei jedoch nur sekundäre Wichtigkeit beigelegt werden.

Zu Dr. Hentschels Malaio-Germanen-Theorie.

Th. Bieder.

Im Juli-Hefte (Nr. 4) der Politisch-anthropologischen Revue schreibt Dr. W. Hentschel („Zur Kritik der Varuna"): „Wenn Frobenius den Nachweis geführt hat, daß alle kosmischen Mythen der heroischen oder, um mit Klemm zu reden, der aktiven, seefahrenden Völker, also auch des arischen Muttervolkes, ihren Ausgang aus einem bestimmten ozeanischen Mittelpunkte genommen haben, so liegt doch der Schluß nahe, daß auch die Träger dieser Mythen, jene heroischen Völker selber, ebenfalls aus Ozeanien herstammen." Sodann erwähnt Dr. Hentschel die von ihm bereits im Hammer-Hefte Nr. 119 (1. Juni 1907) beleuchtete Entdeckung von Dr. P. Sarasin, daß das Vorbild des dorischen Tempels ein Pfahlhaus ist, wie es heute noch auf den Sunda-Inseln angetroffen wird. Ueber diesen Zusammenhang wird außer von Dr. Sarasin selbst (in der Zeitschrift für Ethnologie 1907) auch in dem Werke „Der Mensch zur Eiszeit in Europa" von Dr. Ludwig Reinhardt (2. Aufl. 1908, S. 472 ff.) berichtet.

Dr. W. Hentschel hält diese innere Verbindung für einen vollgültigen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie von der Herkunft der Europäer von den ozeanischen (malaiischen) Inseln. Damit würde er zugleich aussprechen, daß hier das Verbreitungszentrum der Pfahldörfer liegt. In dem erwähnten Hammer-Hefte schreibt er: „Der neolithische Mensch des dänischen Insel-Gebietes, von dem sich die herrschenden Schichten fast aller historischen Völker abgezweigt haben, entstammt der Südsee! Er hat seine zweite (nordische) Heimat als Seefahrer erreicht. Er ist ursprünglich aus einer Kreuzung der schwarzen und gelben Menschen-Rasse hervorgegangen; von Ozeanien aus hat derselbe alle Meere befahren und alle Erdteile entdeckt. . . . ."

Die mir ungeheuerlich erscheinende Rassenkreuzungs-Theorie übergehend, möchte ich folgendes feststellen.

Nach Dr. Hentschel geht der von den meisten Forschern anerkannten Völkerbewegung aus dem Norden eine weitere aus dem Süden voraus. Wesentliche Veränderungen erfährt das geschichtliche Bild dadurch für uns nicht. Nur in einem Punkte sieht es anders aus: während im allgemeinen der Zug vom Norden als das Primäre,

das Rückstrahlungsprodukt aus dem Süden in Form der Renaissance und des Humanismus als das Sekundäre gilt, ist nach Dr. Hentschel jener das Sekundäre, dieses erst das Tertiäre. Die Probleme, die sich an die in geschichtlich übersehbarer Zeit bestehenden Rassenverhältnisse, an das Wesen der Renaissance usw. knüpfen, werden durch Dr. Hentschels Theorie nicht beeinflußt. Meinem Gefühle nach ist es nicht unerklärlich, daß Dr. Hentschel die Herkunft der Europäer aus Ozeanien so sehr sympathisch ist, denn seine in der ersten „Mittgart"-Veröffentlichung niedergelegten Reformvorschläge, namentlich die „Dislokation" der Geschlechter, erinnern lebhaft an malaiische Urzustände.

Bei dieser Gelegenheit ist es wohl nicht uninteressant, einer Theorie über die Herkunft der Pfahldorf-Bewohner am Bodensee zu gedenken, die vor vier Jahrzehnten aufkam und von Felix Dahn in einer Anmerkung seiner Geschichte der deutschen Urzeit erwähnt wird: „An der ganz unmöglichen Annahme, die Pfahlbauten seien nur der Aufenthalt fahrender (phönikischer) Kaufleute und Händler, nicht Sitze einer Bevölkerung gewesen, hält Pallmann, die Pfahlbauten (Greifswald 1866), noch fest in dem 1870 veröffentlichten Buch über die Kimbern und Teutonen."

Diese Theorie hat Dr. Adolf Bacmeister in seinen „Alemannischen Wanderungen" (Stuttgart 1867) in höchst humoristischer Weise erörtert. „Keine Pfahlmänner, wie sie bisher der gemeine Mann sich gedacht, haben auf jenen hölzernen Inseln gesiedelt, sondern, um mit unserem Freunde, dem gelehrten Dr. Felix Dahn in Würzburg zu reden, »keltische Commis-Voyageurs, phönikische Handwerksburschen und etruskische Hausierer! — Wer hätte geglaubt, daß diese Industriellen der Vorzeit es waren, die in den Pfahlbauten ein rheumatisch-amphibisches Leben geführt«."

Die Phönizier hat man also bald wieder gestrichen; abgesehen von ihrer anders gearteten Kultur wohnten sie doch zu weit vom „Lacus Bodamicus" entfernt. Wenn nun Dr. Hentschel die Völkerbewegung aus dem Südosten auf Grund des Pfahlhauses erklären will, und wir z. B. durch die soeben erschienene erste Veröffentlichung über die Fundstätten und Funde in Baden[1]) darüber belehrt werden, daß die ausgedehnten Pfahlbauten bei Sipplingen — auf einem Raum von 8 ha stehen etwa 50000 Pfähle — während der Steinzeit und in die erste Bronzezeit hinein bestanden zu haben scheinen, so glauben wir daraus zu erkennen, daß Dr. Hentschel etwas für eine Kultur-Peripherie hält, für die es ein gleichzeitiges Zentrum, nämlich in Ozeanien, überhaupt nicht gibt. Damit würde die Theorie Dr. Hentschels allerdings einen argen Stoß bekommen.

Der Hinweis auf die Wanderung der Mythen erinnert mich an eine andere Bewegung, die symbolisch-ornamentale des Hakenkreuzes. Ich verliere mich nicht in die mystischen Tiefen Guido von Lists, wenn ich Dr. Ernst Krause zustimme, der im „Tuisko-Land" das Hakenkreuz das archäologische Leitfossil für die arischen Stämme nennt. Nun ist aber dieses Hakenkreuz und das aus einer Kom-

---

[1]) „Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden." Erster Teil: das Badische Oberland. Tübingen 1908, Mohr.

position desselben hervorgegangene Mäander-Ornament längst auf Kunsterzeugnissen der amerikanischen Urvölker nachgewiesen[1]). Man könnte auf der uralten Kultur Zentral-Amerikas und des Inka-Reiches fußend, diese Ländereien als Ausgangspunkt für die Hakenkreuzbewegung auffassen. Schon Hein hat diesem Gedanken unsympathisch gegenübergestanden, und besonders ist Dr. Matthäus Much im vorigen Jahre in seiner Schrift „Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mittel-Europas" (Jena, Costenoble) für die Selbständigkeit nordeuropäischer Ornamentik eingetreten.

Im gleichen Sinne könnte man die Mythen-Bewegung aus dem Süden anzweifeln. Es sind zahlreichere — und vielleicht auch stichhaltigere — Gründe für die entgegengesetzte Richtung vorhanden.

Wenn dann schließlich Dr. Hentschel glaubt, daß „die Frage nach der Urheimat der germanischen Völker sich im Laufe der letzten Jahre eher zu seinen Gunsten entschieden hat — zum mindesten steht hier Meinung gegen Meinung", so dürfte diese Hoffnung doch wohl nicht ganz zutreffen. Die einschlägige Literatur weiß von ähnlichen Theorien nicht viel zu berichten. Gegen eine dogmatische Festlegung der Lehre von der nordischen Heimat der Germanen würde ich mich allerdings mit aller Energie auflehnen; man kann bis jetzt nur sagen, daß alle archäologischen Funde, die historische und selbst die Sprach-Wissenschaft den Zug aus dem Norden wahrscheinlich machen, und daß auch die wissenschaftlich erkannte Entwicklung der Erdoberfläche und des Menschen auf ihr damit nicht im Widerspruche steht. Für einen Umsturz dieser bisher gewonnenen Lehre ist aber Dr. Hentschels Theorie doch nicht genügend beweiskräftig.

Zur Frage der konstitutiven Verderblichkeit der Monogamie.

Dr. Drasto.

Bekanntlich propagiert Christian v. Ehrenfels seit längeren Jahren den Gedanken von der konstitutiven Verderblichkeit der Monogamie und scheut nicht davor zurück, die Polygynie zu fordern. Unsere Leser haben verfolgen können, wie diese Gedanken zum guten Teil erstmalig Gestalt gewonnen haben; es wird sie interessieren, daß Ehrenfels jetzt seine Gedanken in systematische Fassung gebracht hat. Und zwar legt Ehrenfels gleich zwei Bücher vor. Während er nämlich in der „Sexualethik"[2]) nur das Teilgebiet der Ethik behandelt, das der Titel nennt, und zwar in gemeinverständlicher Weise, wobei alle ethische Theorie „nach Tunlichkeit" ausgeschaltet wird, bestrebt er sich in den „Grundbegriffen der Ethik"[3]), die in seiner Schrift verwendeten popularethischen Begriffe zu vertiefen und den Anschluß an

[1]) Vergl. A. R. Hein, Mäander, Kreuze, Hakenkreuze und urmotivische Wirbelornamente in Amerika. Wien 1891.
[2]) Wiesbaden 1907, J. F. Bergmann, 99 S.
[3]) Ebenda, 30 S.

die theoretische Ethik herzustellen. Da also diese letztere Schrift die allgemeinere ist, wollen wir uns zunächst mit ihr einen Augenblick beschäftigen.

Freilich nur einen Augenblick. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser in einer auf breitere Verständlichkeit abgestellten Schrift von nur 30 Seiten eine tiefgründige Herleitung der ethischen Grundbegriffe weder geben konnte noch wollte. So ist er genötigt, meist deklaratorisch vorzugehen, während für alle tiefere Herleitung auf seine bekannte „Werttheorie" verwiesen wird. Aber auch in der Formulierung seiner Thesen scheint mir der Verfasser in dieser Schrift nicht besonders glücklich zu sein. Nachdem er uns 25 Seiten hindurch seine „Sozialmoral" entwickelt hat, erfährt man auf Seite 26, daß ihr auch eine „Individualmoral" gegenübersteht, und zu seiner Ueberraschung wird man auf Seite 27 belehrt, daß „die individualethische Wertung der sozialethischen gegenüber superior" ist. So fühlt man sich um den ganzen Ertrag der vorhergehenden Seiten zunächst betrogen, und erst auf der letzten Seite bringt der Verfasser die beiden Herleitungsweisen der Moral ins richtige Verhältnis, indem er ausspricht, daß es „keine normative Individualmoral" gibt und daß die Individualmoral an der Sozialmoral nur „Modifikationen" vornehmen darf.

Lassen wir die Schwierigkeiten, welche hierin noch begraben liegen, außer acht, so bleibt jedenfalls als Grundthese des Verfassers, daß er eine Sozialmoral verkündet, welche auf dem „Wohl der Gesamtheit" basiert. Dieses Wohl wird des näheren biologisch bestimmt. „Wenn man unter biologischer Betrachtung diejenige versteht, welche die Beziehungen des Organischen zur Selbst- und Art- (resp. Stammes-) Erhaltung ins Auge faßt, so kann man die größtmögliche Förderung des Wohles der Gesamtheit als größtmögliche Förderung des biologisch Wertvollen definieren. Recht, Sitte und Moral stellen sich dann als selbsttätige, biologische Regulatoren der Spezies »Mensch« dar." Dieser Satz enthält die Grundbestimmung des Oberwertes der Ehrenfels'schen Ethik. Schon seine etwas elliptische grammatische Formulierung dürfte zeigen, daß die Ehrenfels'sche Schrift wohl etwas schnell niedergeschrieben worden ist. Jedenfalls fehlt in der Schrift jede nähere Ausführung darüber, daß die „Gesamtheit" nicht als eine Summe von Individuen, sondern als eine biologische Werteinheit gefaßt wird, sowie über die Wertordnung der Einzelindividuen, die daraus resultiert. Dies hängt letzthin damit zusammen, daß Ehrenfels die praktischen Forderungen der Humanitäts- und der Entwicklungsmoral für den, der „mit genügender Voraussicht ausgestattet wäre", als übereinstimmend betrachtet[1]), wie er auch in dieser Schrift wieder ausspricht, daß die inhaltlich verschiedenen Begriffe vom Wohle der Gesamtheit „fast vollkommen übereinstimmen". Aber leider ist der mit der genügenden Voraussicht ausgestattete Mensch noch nicht geboren worden, und jedenfalls differieren die eudämonistischen und sozialutilitaristischen Bestimmungen des Wohles der Gesamtheit von den biologischen recht weit. Ehrenfels ist ja selbst der beste Beweis dafür: denn ist wohl schon ein eudämo-

[1]) Vergl. diese Zeitschrift II, S. 215.

nistischer Sozialutilitarier zu ähnlichen Konsequenzen für die sexuale Ethik gekommen? Da aber die eudämonistische Bestimmung des „Wohles der Gesamtheit“ die ältere und viel verbreitetere ist, so wäre eine reinliche Scheidung wohl am Platze gewesen.

Wie eine Abgrenzung der Grundthese nach außen, so vermissen wir auch ihre nähere Bestimmung im einzelnen. Man muß sich da mit dem Satz begnügen: „Trotz des — der logischen Möglichkeit nach — unbegrenzten Wechsels der biologischen Werte, kann ... ein dauernder und fester Grundstock derselben konstatiert werden.... — Unter dem Natürlichen versteht man nun in erster Linie dasjenige an menschlichen Erzeugnissen und Einrichtungen, ... was jenem festen Grundstock biologischer Werte förderlich, oder auf dessen richtige Erkenntnis fundiert ist.“ Leider fehlt jede nähere Kennzeichnung dieses Grundstocks; es wird nur ein ungefährer Verweis auf frühere Kulturzustände gegeben, aber sofort wieder mit dem Vermerk zurückgenommen, daß die Zustände der Naturvölker oft Degenerationserscheinungen sind. Eine nähere Bezeichnung jenes Grundstockes mag unendlich schwer sein, aber über die obige allgemeinste Kennzeichnung wäre u. E. doch hinauszukommen gewesen.

Aber die speziellere Konkretisierung gibt der Verfasser ja eben in der „Sexualethik“. Wir verlassen darum jetzt die „Grundbegriffe“ und bemerken nur noch, daß sich unsere Ausstellungen nicht gegen Ehrenfels’ ethische Theorien im ganzen richten (denn den Verfasser auf diese kurze Schrift festlegen zu wollen, wäre eine Ungerechtigkeit), sondern nur gegen theoretische Einzelheiten in der vorliegenden Formulierung.

Scheint uns also in den „Grundbegriffen“ die Anordnung und nähere Ausführung etwas hinter den Absichten des Verfassers zurückzubleiben, so finden wir dagegen in der „Sexualethik“ v. Ehrenfels ganz auf der Höhe seines Stoffes.

Um den Gesamteindruck vorwegzunehmen: Ehrenfels ist, seitdem er seinen Gedanken in dieser Revue erstmalig Gestalt gab, ein gut Teil pessimistischer geworden. Die Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges mögen dazu beigetragen haben, denn die Furcht vor der gelben Gefahr bildet jetzt das tiefst empfundene Motiv seiner Ausführungen. Während er früher seine Reformen nur predigte, um eine Veredelung der menschlichen Rasse heraufzuführen, ist ihm jetzt die Sexualreform zu einer Notwendigkeit für die bloße Selbsterhaltung der weißen Rasse geworden.

Der Grundgedanke, den Ehrenfels propagiert, ist bekanntermaßen folgender: Zur Erhaltung der Art ist eine gewisse Schärfe der Auslese nötig; nun ist eines der wirksamsten Agentien der Auslese der „virile Faktor“ (der Ueberschuß der männlichen Zeugungsfähigkeit); diesen virilen Faktor setzt die monogamische Geschlechtsordnung außer Kraft, darum wirkt sie konstitutiv verderblich.

Wer diesen Gedankengang hört, wird zuerst geneigt sein, demgegenüber die großen Vorteile der Monogamie ins Feld zu führen. Es muß hervorgehoben werden, daß Ehrenfels gegen diese nicht blind ist, im Gegenteil dürfte man kaum irgendwo die sozialen Nutzeffekte der Monogamie so vollständig aufgezählt finden wie in seiner Sexualethik. Ihre Schäden sind aber bedeutend größer, denn während ihre

Nutzeffekte im wesentlichen kulturell sind, sind die Schädigungen konstitutiv. Am bedeutsamsten ist die Korruption des Fortpflanzungstriebes. „Ein nach den Erfordernissen unserer Sitte wohlerzogenes Mädchen, welches zu einem ihrer Bewerber eine Herzensneigung gefaßt hätte und von ihm eines Tages statt der konventionellen »Liebeserklärung« einen Heiratsantrag erhielte, der in dem Bekenntnisse gipfelte, er hege den sehnlichen Wunsch, sie zur Mutter eines Kindes zu machen, könnte — wenn sie nicht zu jenen zählte, denen das Wort »Verlobung« allein schon jede Fassung benimmt — hierauf nicht anders als mit Scham und Empörung ob solch unqualifizierbarer Gefühlsroheit erwidern. Ja, der Mann, der auf dieser Auffassung von Liebe und auf vollkommener Aufrichtigkeit in der Kundgabe seiner Gefühle bestände, wäre überhaupt außerstande, sich aus dem Kreise der guten Familien eine Frau zu gewinnen." — Gegenüber diesen Schädigungen ist als ethischer Typus der sexualen Vereinigung die auf männliche Auslese gegründete Polygynie zu fordern.

Das Hauptinteresse konzentriert sich jedenfalls auf die Frage der konstitutiven Verderblichkeit der Monogamie. Diese ist eine reine Tatsachenfrage, welche zunächst mit Außerachtlassung der ethischen Konsequenzen diskutiert zu werden verdient. In dieser Frage hat Ploetz eingewendet[1]): Wenn die Monogamie in dem von Ehrenfels behaupteten Maße konstitutiv verderblich wirkte, so könnte unter der Herrschaft der Monogamie die Entartung nur aufgehalten werden, wenn durchschnittlich acht Geburten auf eine Mutter entfielen, also bei einer Geburtenziffer, die die aller Kulturvölker weit übersteigt. Nun ist bei den Kulturvölkern eine umfassende Entartung noch nicht bemerkbar, folglich kann die Monogamie nicht in dem behaupteten Maße konstitutiv verderblich sein. Ehrenfels hat darauf u. E. mit Recht geantwortet[2]), daß es nicht sowohl auf die vitale als auf die fekundative Auslese ankomme. Vulgär gesprochen: es kommt nicht so sehr darauf an, wieviel Kinder, sondern von wem sie gezeugt werden.

Diese ganze Polemik ist rein deduktiv geführt worden (jene acht Kinder werden von Ploetz aus reinen Hypothesen gefordert). Deduktiv ist Ehrenfels aber gewiß nicht beizukommen, d. h. seine Theorie enthält keinen logischen Fehler. Viel eher könnte man ihm vorwerfen, daß er den Reichtum der sozialwissenschaftlichen Erfahrung zu wenig berücksichtigt, und daß er seine Theorie aus einer zu geringen Zahl rein biologischer Begriffe (Erhaltung — Auslese — viriler Faktor) aufbaut, um diesem Erfahrungsgebiet gerecht zu werden.

In der Tat muß man sich wundern, daß Ehrenfels die behauptete Verderblichkeit nur aus Gründen der biologischen Theorie beweist und daß er gar keinen Versuch macht, sie durch das von der Statistik gelieferte Erfahrungsmaterial zu belegen. Wir meinen, Ehrenfels brauchte die Erfahrung nicht zu scheuen, im Gegenteil dürften gerade aus der Statistik die wesentlichsten Hülfstruppen für seine Lehre zu gewinnen sein.

---

[1]) Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol., IV, 859.
[2]) Ebenda, V, 97.

Natürlich ist eine qualitative Degeneration von der Statistik nicht zu fassen, und die Ehrenfels'sche Theorie darum in ihrer Gesamtheit statistisch nicht zu stützen. Aber es genügt schon, wenn die quantitative Beeinflussung der Fortpflanzung durch die Monogamie statistisch erwiesen werden kann.

Nun ist bekannt, daß der Rückgang der Geburtenziffer, welcher sich bei allen Kulturvölkern bemerkbar macht, nur die ehelichen Geburten betrifft, während die uneheliche Geburtenziffer im wesentlichen eine konstante Höhe behauptet. Dies besagt zunächst nur, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr stetig an Ausdehnung zunimmt. Um dieses Moment der Ausdehnung zu eliminieren, müssen wir die ehelichen Geburten auf die ehelichen Mütter, die außerehelichen Geburten auf die unverheirateten Mütter beziehen und fragen: wieviel Kinder wurden von 1000 verheirateten Frauen ehelich, wieviel von 1000 unverheirateten Frauen unehelich geboren? Die so erhaltene eheliche bezw. uneheliche Fruchtbarkeitsziffer ist natürlich für die außerehelichen Geburten viel geringer als für die ehelichen, weil die sozialen Hemmungen gegen die außerehelichen Geburten ja so große sind. Was uns belehren kann, das ist der Vergleich der Veränderung der ehelichen und unehelichen Fruchtbarkeitsziffer. Dieser zeigt nämlich das beachtenswerte Resultat, daß die uneheliche Fruchtbarkeit an dem Rückgang der allgemeinen Fruchtbarkeit nicht teil hat.

Zum Beleg[1]): Es wurden geboren von 1000 verheirateten Frauen im gebärfähigen Alter (15—49 Jahren) in Preußen 1866—1875: 271 eheliche Kinder; 1876—85: 273; 1886—95: 265; 1896—1905: 250; von 1000 unverheirateten Frauen in denselben Jahrzehnten: 22, 25, 24 und 22 uneheliche Kinder. In Sachsen in denselben Jahrzehnten von verheirateten Frauen: 262, 267, 250, 216, von unverheirateten 46, 47, 44, 41 Kinder. In Schweden von verheirateten Frauen: 1856—65: 248; 1866—75: 235; 1876—85: 240; 1886—95: 231; 1896—1905: 219; von unverheirateten entsprechend 22, 23, 22, 22, 23 Kinder. In Ungarn in den letzten drei der genannten Jahrzehnte: von Verheirateten: 234, 225, 216, von Unverheirateten: 41, 49, 41 Kinder. Noch auffallender sind die Zahlen für die romanischen Länder. In Frankreich wurden geboren von 1000 verheirateten Frauen 1856—65: 172; 1866—75: 172; 1876—85: 167; 1886—95: 150; 1896—1905: 134 eheliche Kinder, von 1000 unverheirateten Frauen bezw. 17, 17, 16, 17, 18 uneheliche Kinder. Für Belgien lauten die entsprechenden Zahlen: 276, 270, 264, 236, 213 und 16, 17, 19, 17, 17 Kinder; für Italien für die letzten vier Jahrzehnte 253, 248, 249, 232 und 20, 24, 24, 19 Kinder. Wir könnten die Zahlen noch weiter vermehren, die außerehelichen Fruchtbarkeitsziffern sind gelegentlich größeren Schwankungen ausgesetzt, als in den ausgewählten Beispielen, nehmen aber niemals an dem Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeitsziffern teil. Die mitgeteilten Ziffern erfordern noch eine Korrektur, welche den Unterschied noch vergrößert. Es sind nämlich alle ehelich geborenen, aber vorehelich gezeugten Kinder der außerehelichen Fruchtbarkeit zuzurechnen. Diese Korrektur ist gar nicht unbedeutend, wurden doch z. B. in Oesterreich 1896—1902 5 pCt. aller ehelich Geborenen, in Berlin 1894—95 11,6 pCt. aller ehe-

---

[1]) Vergl. Jahrbücher f. Nationalök. u. Stat. XXXV, 229.

lich Geborenen vorehelich gezeugt. Wir können diese Korrektur nicht überall vornehmen, weil die wenigsten Staaten die dazu nötigen Aufnahmen machen. Es genüge, an zwei Beispielen zu zeigen, wie die Korrektur ausfällt. Es beträgt die so korrigierte eheliche Fruchtbarkeitsziffer für Dresden 1891—95 200, 1896—1900 204, 1901—05 173, die uneheliche bezw. 38, 43, 39; für Neusüdwales die eheliche Fruchtbarkeitsziffer 1891—95 253, 1896—1900 212, die uneheliche 18 und 16.

Diese verschiedene Veränderung der beiden Fruchtbarkeitsziffern ist also aus der absoluten Zunahme des außerehelichen Geschlechtsverkehrs nicht zu erklären, da ja das Tausend der verheirateten bezw. unverheirateten Frauen zugrunde gelegt ist. Ebensowenig ist sie es durch die zunehmende Kinderbeschränkung, im Gegenteil wird ja die Vorbeugung gerade im außerehelichen Verkehr geübt, und die wachsende Verbreitung der Prohibitivmittel müßte die Ziffern gerade entgegengesetzt beeinflussen. Erscheint es darum unwahrscheinlich, daß der größere Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeit durch die gewollte Sterilität verursacht sei, so kann er nur in der unfreiwilligen begründet liegen. Und in der Tat spricht viel dafür, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr als eine Auslese wirkt, welcher die konstitutiv begründete Fortpflanzungsunfähigkeit ausscheidet. Die Unfruchtbarkeit scheint ja nach dem Urteil mancher Aerzte durch Degeneration, Geschlechtskrankheiten usw. in starker Zunahme begriffen zu sein[1]); nun wird ein außereheliches folgenloses Geschlechtsverhältnis leicht wieder aufgelöst, eine kinderlos bleibende Ehe dagegen nicht, folglich kann ein außerehelich verkehrender Mann viel leichter von einem unfruchtbaren Weibe zu einem fruchtbaren gelangen, als ein in kinderloser Ehe verheirateter Mann.

Daß diese Annahme einer selektiven Wirkung des unehelichen Geschlechtsverkehrs keine leere Theorie ist, dafür läßt sich wieder ein statistischer Beweis erbringen durch die Zahl der Ehen, welche nach folgenreichem, vorehelichem Geschlechtsverkehr geschlossen wurden. Diese Zahl ist nämlich recht groß. So wurden in Dresden vorehelich Gezeugte in die Ehe übernommen, sei es durch Schwangerschaft der Braut oder durch Legitimation: 1891—95 in 43 pCt., 1896—1900 in 46 pCt., 1901—05 in 47 pCt. der Eheschließungen; davon durch Schwangerschaft in bezw. 31, 32 und 32 pCt., durch Legitimation in bezw. 12, 14 und 15 pCt. der Eheschließungen. Wer die Verhältnisse kennt, wird bestätigen, daß in zahlreichen dieser Fälle die Folgen des unehelichen Verkehrs, vor allem die erstmalige Schwangerschaft, das entscheidende letzte Motiv zur Eheschließung abgegeben haben. Treibt also in ziemlich vielen Fällen nicht der (ja bereits bewilligte) Geschlechtsverkehr, sondern dessen Folgen zur Eheschließung, so ist klar, daß in vielen Fällen, wo die Folgen ausbleiben, das außereheliche Verhältnis wieder aufgelöst werden wird. Die Folge ist, daß die Zeugungsfähigkeit des Mannes für ein fruchtbares Verhältnis frei wird.

---

[1]) Daß die konstitutive Sterilität und Impotenz an Umfang beträchtlich genug ist, daß ihr die bedeutende Verschiedenheit der beiden Fruchtbarkeitsziffern mit Recht zugeschrieben werden kann, ist bekannt; ziffernmäßige Nachweise, die insbesondere auf der Zahl der kinderlosen Ehen und sonstigen Schätzungen basieren, finden sich z. B. in Eulenburgs Realenzyklopädie d. ges. Heilkunde.

Ist dagegen die Ehe bereits geschlossen, so fehlt die Möglichkeit der Trennung von der sterilen Frau, und daß die Zeugungspotenzen, die auf diese Weise für die eheliche Fruchtbarkeit brach gelegt werden, recht bedeutende sind, beweist die stetig steigende Zahl der kinderlosen Ehen. — Uebrigens ist natürlich auch das gegenteilige Verhältnis möglich: auch manche weibliche Fruchtbarkeit kann in der monogamen Ehe durch männliche Impotenz brach gelegt werden, die im außerehelichen Verkehr befruchtet worden wäre.

So dürfte in der Tat die Statistik durch den einseitigen Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeitsziffer beweisen, daß die Monogamie selektorische Faktoren außer Kraft setzt, welche die außereheliche Fruchtbarkeit auf der Höhe erhalten. Damit scheint ein starker empirischer Beweis für die Ehrenfels'sche Theorie erbracht.

Aber auch wenn Ehrenfels diese Zahlen gebracht hätte, würde ich noch immer eine zu geringe Berücksichtigung der Erfahrung rügen. Wie nämlich alle statistische, so läßt Ehrenfels auch alle historische Erfahrung außer Betracht. Mit dem bloßen Nachweis der Verderblichkeit ist es nicht getan; es ist auch die historische Kausalität zu befragen und anzugeben, wie alles so hat kommen können. Gerade ein Selektionist muß sich doch die Frage stellen, warum die monogamische Ordnung nicht schon längst durch Auslese vernichtet worden ist, sondern sich so häufig bei kulturellen Zusammenstößen siegreich bewiesen hat. Ehrenfels würde vielleicht antworten, daß die Vernichtung uns eben noch bevorsteht, und daß sie sich beim Zusammenstoß mit den Mongolen vollziehen wird. Aber gegenüber diesen Prophezeiungen bleibt doch das historische Faktum, daß sich die Monogamie in unserem Kulturkreis vielfach siegreich bewährt hat. So konnte man erst neulich wieder lesen, daß die moderne Türkin die Polygamie „nicht mehr duldet"[1]. Gewiß beruhen solche Veränderungen auf „kulturellen" Einwirkungen, aber die Frage ist ja eben, wie die monogame Kultur die Kraft gewinnen konnte, siegreich zu bleiben.

Wir wollen uns auf die Diskussion solcher Fragen nicht mehr einlassen, da wir die Tatsachenfrage der konstitutiven Verderblichkeit in den Vordergrund rücken wollten. Ebensowenig wollen wir auf die ethischen Konsequenzen näher eingehen. Um so weniger, als Ehrenfels hierzu nichts Neues bringt. Er verspricht nämlich, die praktischen Folgerungen in einem besonderen Buche „Sexualreform" zu formulieren. In der „Sexualethik" fordert er vornehmlich nur die „Verehrbarlichung des Fortpflanzungsstrebens". Viel mehr als spezielle Reformpläne scheint ihm in der „Sexualethik" die Auseinandersetzung nach rechts und links am Herzen zu liegen, und zwar erfolgt sie mit der größeren Energie nach links, gegen die individualistischen Bestrebungen, die er des Hetärismus und der Zersetzung zeiht.

Im allgemeinen erscheint uns die „Sexualethik" als die bemerkenswerteste Leistung, die seit langem von einem akademischen Vertreter der Ethik hervorgebracht worden ist. Schon der konkrete Blick, mit dem die allertatsächlichsten Probleme angeschaut werden, wirkt erfrischend gegenüber den häufigen allgemeinen Deduktionen und

---

[1]) Frankfurter Ztg. 172, 1908.

Fundierungen, die von den Hochschullehrern sonst so gern beliebt werden. Was den Inhalt anbetrifft, so sind ethische Konsequenzen aus der wissenschaftlichen Biologie ja schon von vielen gezogen worden. Aber während diese Konsequenzen fast durchweg das Problem des Verhältnisses des einzelnen zur Gesamtheit, des Altruismus und dergleichen betrafen, hat erst Ehrenfels die biologischen Begriffe und Gesetze auf das eminent biologische Lebensverhältnis, auf das sexuale, angewendet. Daß wir dabei öfters eine Vernachlässigung des Reichtums der Erfahrung rügen mußten, ist schließlich nur die Kehrseite davon, daß hinter der Theorie eine gedrungene Persönlichkeit steht, welche ihre Schlüsse mit logischer Energie fügt und die erkannte These mit Hartnäckigkeit verficht.

Ob Ehrenfels auch das organisatorische Streben haben wird, seine Gedanken in die Tat umzusetzen? Einige Stellen seines Buches klingen tatfreudig genug. Er ruft mit Energie nach einer „sexualmoralischen Männerbewegung". Diese soll eine dreifache Aufgabe haben: „Die Männer hätten zunächst, auf rein intellektuellem Gebiet, die Erkenntnis der biologisch differenten und charakteristischen Funktionen der beiden Geschlechter und ihrer daraus abzuleitenden sexualen und sozialen Rechte und Pflichten zu verbreiten; ... zweitens in einer zielbewußten, solidarischen Bewegung für die praktische Anerkennung ihrer natürlichen sexualen Rechte durch Moral, Sitte und positives Recht einzutreten ... endlich die Führerschaft in der sexualreformatorischen Frauenbewegung zu erringen." Ob solchem Ruf je die Tat folgen wird?

Die Geisteskrankheiten als sozialer Faktor.

Dr. Georg Lomer.

Um von der ungeheueren Bedeutung des Irrenwesens als Gesamterscheinung für unser heutiges Gesellschaftsleben eine rechte Vorstellung zu gewinnen, muß man sich seine Ausdehnung in den letzten Jahrzehnten *zahlenmäßig* vergegenwärtigen.

Nach der Zusammenstellung von *Grunau*[1]) gab es 1875 in Preußen:

	46	öffentliche Anstalten	mit	14512	Verpflegungsfällen,
	72	private	„ „	4249	„
zusammen	118	Anstalten	mit	18761	Verpflegungsfällen,
Dagegen	1900:				
	104	öffentliche Anstalten	mit	58554	Verpflegungsfällen,
	144	private	„ „	17788	„
zusammen	248	Anstalten	mit	76342	Verpflegungsfällen.

Heute, nachdem weitere 8 Jahre ins Land gegangen sind, dürfte die Zahl der öffentlichen Anstalten mit 110—115, die der privaten mit 150 nicht zu gering geschätzt sein. Wir hätten demnach jetzt etwa 260 bis 265 Anstalten in Preußen. —

Aus der obigen Zusammenstellung ergibt sich, daß die *Zahl der Anstalten sich in einem Vierteljahrhundert mehr als ver-*

[1]) Grunau, Ueber Frequenz, Heilerfolge und Sterblichkeit in den öffentlichen preußischen Irrenanstalten von 1875—1900. Halle a. S. 1905, C. Machold.

doppelt, die Zahl der Verpflegten sich vervierfacht hat. Beide Ziffern stehen in gar keinem Verhältnis zu der — weit geringeren — Zunahme der Bevölkerung in der fraglichen Zeit, und wollte man lediglich nach diesem Augenschein urteilen, so müßte man an eine ungeheuere relative Zunahme der Geisteskrankheiten als solcher glauben.

Dem ist indessen nicht so. Diese Zunahme ist vielmehr, soweit wir das beurteilen können, durchaus mit der Bevölkerungszunahme Hand in Hand gegangen; und die höhere Zahl der Anstaltsaufnahmen erklärt sich einerseits daraus, daß man den Begriff der „Geisteskrankheit“ heutzutage viel weiter faßt als früher, und andererseits aus dem allmählichen, — nur leider allzuallmählichen — Schwinden des Laienvorurteils gegen die Irrenanstalten.

Nach genauen Zählungen kommen heutigentags in Kulturländern auf 1000 Einwohner etwa 4—5 Geisteskranke, von denen jedoch nur 2—3 anstaltsbedürftig sind. Besonders hoch ist der Prozentsatz überall dort, wo der Kampf ums Dasein am intensivsten, wo die körperlich-geistige Hygiene am mangelhaftesten ist, — in gewissen Schichten der großen Städte. Besonders Alkoholismus und Geschlechtsleiden tragen hier zur Gefährdung der Individuen, u. a. zur Erzielung einer belasteten Nachkommenschaft das ihre bei, während andererseits der Prozentsatz geistiger Erkrankungen dem entgegen dort zu fallen pflegt, wo die Lebensbedingungen einfacher, der Kampf ums Dasein weniger brutal und die Verführung zu krankmachendem Lebens„genuß“ am geringsten ist. —

Soweit die Geisteskranken den begüterten Klassen angehören, pflegen sie vorzugsweise in den — teuereren — Privatanstalten untergebracht zu werden, welche in den obersten Pflegeklassen zwar etwas mehr Komfort bieten, im übrigen jedoch zu ihrem allergrößten Teil in erster Linie Geschäftsunternehmen sind, die eine möglichst hohe Verzinsung erstreben. Man kann etwa rechnen, daß eine geschickt geleitete Privatanstalt von 100 Betten einen Reingewinn von jährlich mindestens 50—80 000 Mark abwirft.

Weitaus die meisten Privatanstalten sind jedoch kleiner und erreichen 100 Betten nicht. Ausgenommen eine Reihe unter geistlicher Leitung stehender Anstalten, welche z. T. sehr umfangreich sind. Die Anstalt Bethel bei Bielefeld, bekanntlich eine v. Bodelschwinghsche Gründung, gewährt z. B. nicht weniger als 3000 Kranken Unterkommen. —

Ganz anderen Prinzipien als die privaten folgen die öffentlichen Anstalten, welche im wesentlichen zur Aufnahme „landarmer“ Geisteskranker bestimmt sind. Ihre Größenverhältnisse bewegen sich zwischen 300 und 2000 Betten. Die zurzeit größte europäische Anstalt dieser Art ist die neuerrichtete österreichische Anstalt „am Steinhof“ in der Nähe von Wien mit 3000 Betten. Sehr groß sind auch die Berliner städtischen Anstalten, welche 1500—2000 Kranke und mehr beherbergen. Durchschnittlich fassen die öffentlichen deutschen Anstalten jedoch nicht mehr als 6—700 Kranke.

Viele von ihnen, besonders die neueren, sind wahre Musteranstalten, mit allen Fortschritten der Neuzeit ausgerüstet und der Stolz der Kommunalverwaltungen, welche sie geschaffen. Da sie somit auch anspruchsvolleren Kranken — und zwar für weit geringeres Geld

als die Privatanstalten — ein würdiges Unterkommen und gewissenhafte Pflege zu bieten vermögen, so ist es nur wünschenswert, wenn sich auch die Angehörigen der gebildeten Stände ihnen heute in höherem Maße zuwenden als früher.

Die öffentlichen Anstalten dienen keinen Geldinteressen, sie sind gemeinnützige Schöpfungen im reinen Sinne des Wortes. Sie arbeiten daher fast durchweg mit Unterbilanz. Das in ihnen festgelegte Kapital beläuft sich auf viele Millionen. Die Baukosten neuer Anstalten bewegen sich — je nach den Bodenpreisen und anderen Umständen — zwischen 3000 und 8000 Mark pro Kopf und Bett. Die neuerrichtete, für 1500 Kranke berechnete Berliner Monster-Anstalt in Buch-Ost hat nicht weniger als 13 Millionen gekostet. Will man gar ausrechnen, was der jährliche Unterhalt von so und so viel tausend Geisteskranken der Allgemeinheit kostet, so erhält man wahrhaft schwindelerregende Riesensummen. Machen wir einmal — ganz schematisch — den Versuch.

Im Jahre 1900 wurden in den öffentlichen Anstalten Preußens 58554 Personen verpflegt. Sehen wir nun von einer Berechnung der Verwaltungskosten (wie Aerzte- und Beamtengehälter, Pflegerlöhne usw.) ganz ab und nehmen an, daß von jener Zahl etwa 50000 landarm und dauernd anstaltsbedürftig waren. Die Unterhaltungskosten seien — gering gerechnet — mit nur 400 Mark pro Kopf und Jahr veranschlagt. Dann erhalten wir eine laufende Jahresausgabe von nicht weniger als 20 Millionen Mark. Dabei bleibt diese Summe hinter den tatsächlichen Verhältnissen sicherlich noch zurück. 30 Millionen dürften schon eher das Richtige treffen. Will man noch die nichtpreußischen Bundesstaaten hinzunehmen, so wächst die Jahresausgabe auf etwa 50 oder 60 Millionen an. Das ist der achte Teil aller Aufwendungen für die öffentlichen Volksschulen. —

Während obige Summen von den Staats- und Kommunalverbänden aufgebracht werden, werden die Unterhaltungskosten der in Privatanstalten untergebrachten Kranken fast ausschließlich aus Privatmitteln bestritten. Will man auch diese Aufwendungen abschätzen, so dürften — in Anbetracht der viel höheren Pflegesätze — 40 bis 50 Millionen nicht zu hoch gegriffen sein.

Der jährliche Gesamtaufwand für anstaltsbedürftige Geisteskranke in Deutschland beläuft sich demnach nach ganz ungefährer, auf Genauigkeit nicht Anspruch erhebender Schätzung auf mindestens 100 Millionen Mark. Das ist ein ganz ungeheuerlicher Betrag, wenn man bedenkt, daß mit diesem Gelde lediglich ein negativer Nutzen, nämlich die Ausmerzung aller jener Kranken und z. T. gemeingefährlichen Elemente aus dem gesellschaftlichen Organismus, angestrebt wird. An positiven Werten steht dieser ungeheueren Belastung des öffentlichen Geldbeutels nichts gegenüber. Ein trauriges und dem Sozialpolitiker recht bedenkliches Faktum.

Es liegt doch ohne Zweifel eine niederdrückende soziale Ungerechtigkeit darin, daß beispielsweise ein mit 30 Jahren geistig erkrankter Säufer, nachdem er zu Hause alles kurz und klein geschlagen, Frau und Kinder mißhandelt und sein bißchen Kapital verjubelt hat, nun auf Gemeindeunkosten jahre- oder jahrzehntelang in der Anstalt

verpflegt wird, während vielleicht sein fleißiger Nachbar selbst mit Aufbietung äußerster Energie kaum das liebe Brot für sich und seine Familie erwirbt. Eine soziale Ungerechtigkeit, die dem gesunden Empfinden des Volkes — und zwar durchaus mit Recht — schnurstracks zuwiderläuft.

Solange man aber aus „Humanität" für dieses Heer von Kranken besser sorgt als für manche Kategorie von Gesunden, wird in diesen Zuständen schwerlich ein Wandel zu erwarten sein. Noch immer hält die Vermehrungstendenz unseres 63-Millionenvolkes an, und Hand in Hand mit den Normalgeistigen wird auch die Ziffer der Geisteskranken eine regelmäßige Zunahme erfahren. Es nützt gar nichts, wenn die in der Presse organisierte öffentliche Meinung klagt, daß die neuen Irrenanstalten zahlreich wie Pilze aus der Erde schössen. Denn das ist klar: sind die Kranken einmal da, so müssen sie auch in menschenwürdiger Weise untergebracht, behandelt und verpflegt werden. Wir können nun einmal nicht ins Mittelalter zurück, wo man diese Kranken an Ketten legte und an bestimmten Tagen der Schaulust einer tugendhaft-lüsternen Menge preisgab. Mit schönen Worten ist hier, wie die Dinge sich einmal entwickelt haben, überhaupt nichts getan. Helfen kann vielmehr m. E. einzig und allein ein ebenso entschlossenes wie besonnenes Vorgehen auf gesetzgeberischem Gebiete. Ein Vorgehen, das dem Uebel die Axt an die Wurzel legt.

Gar zu sehr gleicht das jetzige Verfahren jenem des Herkules, der die nachwachsenden Köpfe der Hydra immer wieder abhieb, aber erst dann zum Ziele kam, als er das Uebel an der Wurzel ausbrannte. Ist heutzutage bei einem Mitmenschen „Geisteskrankheit" festgestellt, so steckt man ihn kurzerhand in die Anstalt und überläßt es Gott und den Aerzten, ihn zu bessern. Leider sind jedoch die meisten Fälle unheilbar, — in jenen 25 Jahren sind nur etwa 6 pCt. (!) Heilungen verzeichnet. So kommt es, daß die Mehrzahl der Kranken auf Jahre und Jahrzehnte hinaus den Anstalten und dem Gemeindekonto zur Last fällt. Bei dieser Lage der Dinge muß es denn doch wundernehmen, daß man sich immer wieder darauf beschränkt, der Hydra die stets nachwachsenden Köpfe abzuschlagen, d. h. die einmal vorhandenen Kranken unschädlich zu machen, anstatt einmal ernstlich dem Gedanken nahezutreten, wie denn der Nachwuchs der Geisteskrankheiten an sich einzuschränken wäre.

Ohne hier selbst präzise Vorschläge machen zu wollen, — es bedürfte hierzu eines zielbewußten Zusammenarbeitens von Medizinern und Juristen, — will ich nur die Art und Weise erwähnen, wie man sich augenblicklich im praktischen und, wo es das Gemeinwohl gilt, skrupellosen Amerika aus der geschilderten Verlegenheit zu ziehen sucht.

Erfahrungsgemäß spielt bei der Disposition zu geistiger Erkrankung die Erblichkeit eine sehr bedeutende Rolle. Will man also eine einwandsfreie Nachkommenschaft, so muß man für einwandsfreie Eltern sorgen. In diesem Sinne hat man im Staate Ohio vor geraumer Zeit ein Ehegesetz erlassen, welches Geisteskranken, Idioten, Epileptikern und Geschlechtskranken das Heiraten rundweg untersagt und bei Zuwiderhandlungen strenge gerichtliche Bestrafung in Aussicht stellt.

Nun ist es zwar wahrscheinlich, daß ein derartiges Gesetz zunächst ein Anwachsen der unehelichen Geburtenziffer nach sich ziehen muß. Der größte Teil der zum Zölibat gezwungenen Männer wird sich jedoch zweifellos der sterilen Prostitution zuwenden und ihre Zeugungslust damit auf ein unschädliches Gebiet ablenken. Auch wird der gesunde Sinn der Frauen das seine tun, um sie vor dem Geschlechtsverkehr mit offenkundig Geisteskranken zu bewahren, zumal derselbe zu einer Ehe künftighin nicht mehr führen kann. Im ganzen aber ist der Erfolg des — übrigens in europäischen Sachverständigenkreisen sehr skeptisch aufgenommenen — Gesetzes noch abzuwarten.

Noch weit energischer sind die Maßnahmen, welche der Staat Indiana gegen seinen menschlichen Mißwuchs getroffen hat. Dort ist vor 1½ Jahren (März 1907) ein Kastrationsgesetz gegen diese Elemente erlassen worden. Jede mit der Obhut über „unverbesserliche Verbrecher, Blödsinnige, Notzüchtiger und Schwachsinnige" betraute Anstalt besitzt das Recht, die Kastration nach der „sichersten und wirksamsten" Methode dann vornehmen zu lassen, „wenn es nach dem Urteile des Sachverständigenkollegiums und des Verwaltungsrates nicht ratsam ist, eine Zeugung zuzulassen und keine Wahrscheinlichkeit besteht, daß sich der geistige Zustand des betreffenden Insassen bessern werde".

Es ist dies, wie zugegeben werden muß, ein Gesetz von tief ins Leben des Individuums einschneidender Bedeutung. Schon darum würde ein ähnlicher Vorschlag für unsere einheimischen Verhältnisse dem lebhaftesten Widerspruch der öffentlichen Meinung begegnen. Das zurzeit wieder einmal sehr lebhafte Mißtrauen gegen unsere öffentlichen Behörden, z. B. gegen den Richterstand, würde sich — im Falle der Verwirklichung derartiger Wünsche — sofort auf die schon genugsam und wahrlich über Gebühr befehdeten Irrenärzte übertragen. Man würde Mißbrauch und willkürliche Gesetzeshandhabung argwöhnen, indem man ganz vergißt, daß jede soziale Institution ihre Kehrseite und jedes von Menschen gemachte und gehandhabte Gesetz seine menschlichen Mängel hat.

Was allerdings die in dem genannten Gesetz liegende Beschränkung der persönlichen Freiheit betrifft, so sei nur daran erinnert, daß auch wir Einrichtungen, wie die Reichs-Seuchengesetzgebung, den Impfzwang und die allgemeine Dienstpflicht bereits haben und dieselben ohne Murren ertragen, weil sie eben dem Interesse des Volksganzen dienen.

Amerika wiederum gilt immer als Land des schrankenlosen Individualismus, als wahrer Hort der persönlichen Freiheit des einzelnen. Aber diese ungeheuere persönliche Freiheit ist eben nur dann möglich, wenn die Nation in allen sozialen Kernfragen einmütig zusammensteht und gegebenenfalls auch zu bedeutenden moralischen Opfern bereit ist.

Amerika ist uns hier jedenfalls vorangegangen, indem es das veraltete und unfruchtbare Vorurteil einer falschen Humanität über Bord warf und die Rechte ihres wertvollen gesunden Menschenmaterials höher einschätzte, als die der gewiß bemitleidenswerten, aber darum doch nicht ebenbürtigen Kranken. Amerika hat das Vertrauen, daß ein gewissenhaft arbeitendes Sachverständigenkollegium

ebenso selten Irrtümern ausgesetzt sein wird, als eine durch das Vertrauen des Volkes berufene Jury. Amerika hat den Mut, gesetzgeberisch einen neuen Weg zu gehen, um die ungeheuere auf dem Staate ruhende Ausgabenlast zu erleichtern und die Arme für positive Kulturarbeit frei zu bekommen.

Und wir? —

„Amerika, Du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte!"

singt Heine. Bei uns wird es wohl noch lange dauern, bis wir uns zu einem radikalen Entschluß aufraffen. Vorläufig wachsen und wachsen die Steuern, und in den Zeitungen wird ein Klagelied gesungen nach dem anderen.

Vom Anthropologenkongreß.

Dr. M. Alsberg.

Die 38. Jahresversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die vom 3. bis einschließlich 5. August d. J. zu Frankfurt a. M. abgehalten wurde, war zahlreicher besucht als die meisten ihrer Vorgängerinnen, da neben Anthropologen, Prähistorikern und Ethnologen aus allen Teilen Deutschlands auch das Ausland durch eine Anzahl namhafter Forscher vertreten war. Die in den vier Kongreßsitzungen gehaltenen Vorträge, sowie die in denselben stattgehabten Demonstrationen u. dergl. betrafen Fragen aus allen Einzelgebieten der anthropologischen Forschung, von denen wir im nachfolgenden die wichtigsten besprechen.

Auf dem Gebiete der physischen (somatischen) Anthropologie verdient ein von Prof. H. Klaatsch (Breslau) über Cranio-Morphologie und Cranio-Trigonometrie gehaltener Vortrag in erster Reihe eine Besprechung, da er für die durchaus notwendige Reform der Craniologie und Craniometrie das Programm abgibt und für zukünftige Schädeluntersuchungen die Prinzipien und Direktiven darbietet. Es handelt sich nach Klaatsch darum, an Stelle der alten bankerotten Craniometrie eine den modernen Anforderungen entsprechende wissenschaftliche Craniologie auf genetischer Grundlage zu schaffen. Seine ausgedehnten vergleichenden Untersuchungen über Menschenrassen, besonders der Australier und der fossilen Menschenreste Europas, von denen er den Schädel des Neandertal-Menschen in Rekonstruktion vorlegt, haben ihm die Gesichtspunkte gegeben, um die Variationen innerhalb des Menschengeschlechts genetisch zu ordnen. An Beispielen der Nasen- und der Kinnbildung zeigt der Vortragende, wie die so verschiedenen Befunde der heutigen Menschenrassen und zugleich auch der Menschenaffen auf gemeinsame Urformen zurückgeführt werden können, von denen aus sich die Anthropoiden einerseits, die Menschenrassen andererseits und wiederum in verschiedenen Bahnen die Mongoloiden, Negroiden und Europäer sich entwickelt haben. — Das Problem der Kinnbildung wird durch kritische Analyse des Begriffs „Kinnvorsprung" in Angriff genommen. Die mittlere rundliche Kinn-Prominenz des Menschen ist keine Neubildung, sondern die lokale Erhaltung der

rundlichen Wölbung der vorderen Kinngegend, wie sie auch den Anthropoiden zukommt. Nur durch Einsenkungen an der vorderen Kieferplatte wird dieses „Medium-Kinn“ zu etwas Besonderem beim Menschen. Das „Lateral-Kinn“, die seitlichen Wulstungen, die besonders im Bereiche des Musculus biventer mandibulae sich zeigen, sind Neubildungen. Das Kinnrelief an sich ist unabhängig von der Stellung der vorderen Kinnfläche zur Zahnebene. Beide bilden miteinander einen stumpfen Winkel nur bei dem hervorragenden Europäer-Kinn („positives Kinn“). Die niederen Rassen, bei denen der Winkel unter 90° bleibt, haben ein „negatives Kinn“ (Australier, Afrika-Neger, Neandertalrasse), während die Mongoloiden eine mittlere Stellung einnehmen. Die Umstellung der Kinnplatte, die zum Europäer-Kinn führt, hängt mit Rückbildungen der Zähne, besonders der Mahlzähne zusammen. — Auch für die übrigen Schädelteile: Stirn-, Schläfen- und Hinterhaupts-Region lassen sich in der Menschheit höhere und niedere Zustände nachweisen, von denen die letzteren als „primäre“ dem gemeinsamen Urzustand näher stehen als die „sekundären“. Auf gemeinsamer Erhaltung solcher niederen Zustände beruht die Aehnlichkeit der fossilen Neandertal-Rasse mit den heutigen Australiern. Die technischen Methoden der Schädel-Untersuchungen werden in Zukunft hauptsächlich in der geometrischen Projektion der Schädelumrisse mit Hülfe des „Diagraphen“ bestehen. Die vergleichende Projektion der aufeinander gezeichneten Kurven verschiedener Schädel verschafft uns erst ein richtiges Urteil über ihre verschiedene Wertigkeit. Für solche Projektionen müssen bestimmte Horizontal- und Vertikalebenen zur gemeinsamen Einstellung gegeben sein. Dieselben bieten sich dar in der Glabella-Lambda-Ebene und der Basion-Bregma-Ebene, welche fast immer genau oder nahezu genau senkrecht aufeinander stehen. Hieraus ergibt sich die Möglichkeit einer Zerlegung der medianen Schädel-Durchschnitte in Vierecke und Dreiecke, deren Winkel für die vergleichenden Messungen bedeutungsvoll sind. — Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß Klaatsch die sogenannte „Frankfurter Verständigung“, d. i. das auf dem Frankfurter Anthropologen-Kongreß des Jahres 1882 bezüglich einer Ebene, die für die Schädelmessungen als Grundlage dienen sollte, unter den deutschen Anthropologen getroffene Uebereinkommen nicht mehr als gültig anerkennt. An Stelle der alten Craniometrie, die trotz der auf sie verwendeten Mühe und Arbeit, trotz der Anhäufung eines ungeheueren Zahlenmaterials keine Aussicht zur Lösung der verwickelten, am Schädel uns entgegentretenden Probleme bietet — an die Stelle dieser Methode wird, wie Klaatsch in überzeugender Weise darlegt, künftighin die vergleichend-anatomische Forschungsweise zu treten haben.

In hohem Grade beachtenswert ist ferner ein von Hofrat Professor Gorjanovic-Kramberger, dem bekannten Erforscher der aus Ablagerungen des Krapina-Baches (unweit Agram in Kroatien) von ihm zutage geförderten, dem Neandertal-Menschen gleichalterigen, altdiluvialen Menschenreste, gehaltener Vortrag über: „Anomalien und pathologische Erscheinungen am Skelette des Urmenschen von Krapina. Es wäre, wie Redner darlegt, entschieden zu weit gegangen,

wenn man die beim fossilen Menschen sich findenden ungewöhnlichen Bildungen, durch welche sich derselbe vom jetzt lebenden Menschen unterscheidet, ohne weiteres als pathologische Erscheinungen deuten wollte. G.-K. glaubt vielmehr die ungewöhnlichen Bildungen, die er am Skelette des Krapina-Menschen nachweisen konnte, in zwei verschiedene Kategorien, nämlich 1. in Anomalien sowie 2. in pathologische Fälle zerlegen zu müssen. Diese letzteren wiederum in solche, die durch Verletzungen oder Brüche und dann in solche, die durch mangelhafte Ernährung und die Höhlengicht bedingt wurden. Zu den Anomalien sind Mahlzähne mit prismatischer oder zylindrischer Wurzel zu rechnen, insbesondere aber solche, die mit einem „Wurzeldeckel" versehen sind — eine Erscheinung, die auch beim heutigen Menschen hier und da angetroffen wird, aber beim Menschen von Krapina, wie es scheint, weit häufiger vorgekommen ist. Ein ungewöhnlich rasches Hervorwachsen des ganzen Wurzelkörpers, wie es auch an den Stoßzähnen des Elefanten nicht allzu selten beobachtet wird, ist wahrscheinlich als ursächliches Moment jener ungewöhnlichen Wurzelbildung aufzufassen. Infolge dieses beschleunigten Wachstums wären die Zahnwurzeln entweder mehr oder weniger verkrüppelt oder es hätte sich eben im Kiefer ein Prisma, eine Walze oder ein ähnlicher Körper mit deckelartigem Verschluß der Alveole gebildet. Bemerkenswert ist ferner, daß die Prismenbildung beim fossilen Menschen häufiger im Unter- als im Oberkiefer, beim heutigen Menschen da, wo sie überhaupt angetroffen wird, in der Regel im Oberkiefer auftritt. Die prismatische Wurzelbildung findet sich im Oberkiefer fast regelmäßig am ersten Molarzahn, während im Unterkiefer der dritte Molarzahn derartig ausgebildet zu sein pflegt. Die Häufigkeit im Erscheinen derartiger Wurzeln beim Krapina-Menschen spricht für eine Anpassungsform, die große Seltenheit und das scheinbar seltenere Auftreten dieser Erscheinung heutzutage für eine bloß individuelle Bildung, die etwa zufolge gewisser Aenderungen im Kauakte auch nur sporadisch zum Ausdruck gelangt. G.-K. glaubt in der ersten Anwendung des Feuers und der durch dieselbe herbeigeführten, eine Kauerleichterung bewirkenden Veränderung der Lebensweise einen jener Faktoren erblicken zu müssen, die eine Vereinfachung der Zahnwurzeln bewirkt haben. Deshalb wäre auch das häufigere Vorkommen solcher Prismenwurzeln beim fossilen Menschen erklärlich. Bekanntlich gehört der Mensch von Krapina der Art Homo primigenius an, welche sich, außer an den Neandertal-Menschen, an den diluvialen Menschen von Spy anschließt. Ueberdies wurde in Krapina noch der Unterkiefer einer anderen Menschenrasse gefunden, die G.-K. als Homo primigenius var. krapinensis bezeichnet. Die Aufstellung einer neuen Menschenart auf Grund jener Wurzelprismen, wie Adloff eine solche vorgeschlagen hat, hält der Agramer Gelehrte aber nicht für statthaft, da neben prismatischen Mahlzahnwurzeln auch normal bewurzelte Zähne beim Krapina-Menschen wie beim Spy-Menschen vorkommen und man mit demselben Rechte auch beim rezenten Menschen eine neue Art des Homo sapiens mit Prismenwurzeln unterscheiden müßte. Als Anomalien bezeichnet G.-K. ferner noch die hinsichtlich der Anzahl und Lage von den entsprechenden Gebilden des heutigen Menschen abweichenden kleinen Oeffnungen (Foramina mentalia) an der Innenseite des Kinn-

teiles des Unterkiefers, wie er sie beim Krapina-Menschen wiederholt beobachtet hat, sowie die Lage des linken ersten Backenzahnes am Krapina-Unterkiefer. —

Zu der zweiten Kategorie von ungewöhnlichen Erscheinungen am Skelette des Krapina-Menschen, den pathologischen Erscheinungen, sind zunächst zu rechnen die durch äußere Gewalt (Schlag, Stoß, Fall u. dergl.) hervorgerufenen Verletzungen. Dahin gehört zunächst eine ovale, etwa 7 mm lange platte Grube, die an einem mit dem charakteristischen Ueberaugenwulst ausgestatteten Stirnbeinfragment sich nachweisen läßt, sowie die in der Nachbarschaft dieser Vertiefung befindlichen porenähnlichen Oeffnungen im Knochen; ferner eine durch einen Knochenbruch am Schlüsselbein erzeugte Deformität. Weiterhin liegt die obere Hälfte eines gebrochenen verheilten rechten Ellbogenbeins (ulna) vor. Daß derartige Spuren von Verletzungen beim diluvialen Menschen relativ häufig angetroffen werden, wird uns nicht in Erstaunen versetzen, wenn wir bedenken, daß der Urmensch ebensowohl mit den zahlreichen wilden Tieren, wie mit seinen menschlichen Nachbarn, die ihm wohl in vielen Fällen die Jagdgebiete streitig machten, manchen schweren Kampf auszufechten hatte. — Eine weitere Art von pathologischen Erscheinungen am Skelett des Krapina-Menschen bilden, wie bereits erwähnt, die durch Gicht hervorgerufenen Veränderungen an den besagten Knochen. Der Schluß, daß diese Bildungen im wesentlichen auf das Wohnen in feuchten Höhlen zurückzuführen sind, wird nahegelegt durch die Beobachtung, daß an einem Skelett des unter gleichen Verhältnissen lebenden Höhlenbären analoge Veränderungen angetroffen wurden. Andererseits dürfte wohl auch die zeitweilig ungenügende Ernährung die Entstehung krankhafter Bildungen begünstigt haben. — Als eine krankhafte Erscheinung wird von dem Vortragenden auch die ungewöhnlich starke Abnutzung des Schmelzes an den Zähnen des Krapina-Menschen, die an den Unterkieferzähnen besonders stark ausgeprägt ist, hingestellt. Infolge der Schmelzabnutzung und der gleichzeitigen arthritischen Erkrankung kam es dann auch hin und wieder zur Fistelbildung. Daß neben der Schmelzabnutzung eine Hypoplasie (mangelhafte Entwicklung) des Zahnschmelzes beim Krapina-Menschen bestanden hat, zugunsten dieser Annahme spricht die Tatsache, daß G.-K. an wenigstens zehn Eck- und Backzähnen die Oberfläche des Schmelzes quer gefurcht und die Furchen selbst mit einer Reihe von Grübchen bedeckt gefunden hat.

Von hervorragendem Interesse war ferner ein von Privatdozent Dr. H. Vogt (Frankfurt a. M.) über „neuere Ergebnisse der hirnanatomischen Forschung“ erstattetes Referat. Die Funktion eines Organes ist, wie Redner darlegte, der Ausdruck der Tätigkeit seiner Zellen, und es handelt sich daher vor allem darum, durch das Studium der feinsten Elemente der Nervensubstanz die Funktion des Gehirns — des kunstvollsten und zugleich in seiner Struktur außerordentlich verwickelten Organs, wie die Natur kein zweites hervorgebracht hat — unserem Verständnis näher zu bringen. Hirnwägungen, sowie die Betrachtung der Furchen der Hirnoberfläche genügen nicht, um uns einen Einblick in das Wesen der Hirntätigkeit zu verschaffen. Wir werden niemals imstande sein, mit Hülfe einer so rohen Technik die

Tätigkeit eines so wunderbar fein ausgestatteten Organs zu begreifen. Aber auch die histologische Betrachtung (Studium der Struktur der einzelnen Hirnteile) gibt uns für das Verständnis der höchsten, der assoziativ-psychischen Leistungen des Gehirns einstweilen noch keine ausreichenden Aufschlüsse. Soweit sind wir noch nicht; wir können unsere neueren Detailkenntnisse vom Hirnbau nur gliedern nach allgemeinen Gesichtspunkten. Einmal handelt es sich hier um die Beantwortung der Frage: haben wir bestimmte Anhaltspunkte für die Fortschritte der Differenzierung des Gehirns in der Tierreihe und über diese hinaus? Ferner: sind wir in der Lage, die Gestaltung des Gehirns aus seiner Funktion zu verstehen? Ein Anfang zur Lösung dieser überaus schwierigen Probleme ist bereits gemacht und es sind, wie Redner darlegt, die cyto-architektonischen Studien von W. Brodmann, die in dieser Hinsicht ganz besondere Beachtung verdienen. Die Hirnrinde (graue Substanz) ist, wie dieser Forscher festgestellt hat, nicht überall gleich gebaut, sondern dieselbe gliedert sich in eine große Anzahl differenter Felder. Die erste Kenntnis, daß die einzelnen Regionen des fertigen Gehirns nicht übereinstimmend gebaut sind, verdanken wir Betz. Er zeigte, daß in der Rinde der vorderen Zentralwindung — also in jener Gegend, welche als die Trägerin der Bewegungsfunktion gelten muß, — eine ganz besondere Zellenart: Ganglienzellen von außergewöhnlicher Größe, die sogenannten Riesenpyramidenzellen, vorkommen. Im Bereiche der von Brodmann beschriebenen differenten Felder lassen sich auch schon Artunterschiede nachweisen. Die sogenannte area striata, d. h. der Typus des der Aufnahme von Gesichtseindrücken dienenden Teiles der Hirnrinde beim Javanen steht in ihrer Ausdehnung etwa in der Mitte zwischen der Entwicklung dieses Rindengebiets bei den höheren Affen und derjenigen des Europäers. Der seitliche Teil dieser Hirnregion ist bei geistig hochstehenden Menschenrassen erheblich mehr entwickelt, als bei niedrig stehenden Rassen oder Völkern. Nach anderer Richtung ergibt eine phylogenetische Betrachtung folgendes: die niederste Form der Nervenzelle ist diejenige, die auf höheren Stufen mehr und mehr durch polar-differenzierte Elemente abgelöst wird. In der Art, wie diese Elemente gewisse Rindenteile zusammensetzen, herrscht eine bestimmte Gesetzmäßigkeit, die, wie es scheint, in einer bestimmten Beziehung zur Höhe der Funktion steht. Diese Tatsache tritt deutlich hervor, wenn wir die Stammesentwicklung eines bestimmten Rindenbezirks, dessen Funktion wir kennen, betrachten. Aufsteigend in der Tierreihe nehmen die Lagen der Hirnrinde, in denen die kleinzelligen Elemente vorherrschen, mehr und mehr ab, um insbesondere der Schicht der Pyramidenzellen Platz zu machen. Also auch hier werden mehr und mehr die körnigen Elemente durch höhere, welche die Hirnteile miteinander in assoziative Verbindungen zu bringen vermögen, abgelöst. Mit diesen Dingen stimmt nun die individuelle Entwicklung recht gut überein. Roudoni konnte zeigen, daß die Rindenteile, die sich beim einzelnen Individuum früher entwickeln, die Lagen mit den vorherrschend kleinen körnerartigen Elementen sind, und daß die den höheren Funktionen dienenden Elemente erst später sich ausbilden. Die Pathologie bestätigt diese Annahme; bei den Individuen, die

sich durch das Ausbleiben einer höheren psychischen Entwicklung kennzeichnen, besteht in der Rinde ein Mangel an den höheren polar-differenzierten Elementen, aber ein relativer und absoluter Reichtum an den einfacher gebauten Elementen tieferen Charakters. Wenn wir die Stammesentwicklung eines bestimmten Rindenbezirks, dessen Funktion wir kennen, betrachten und zugleich in der aufsteigenden Reihe der Tiere eine und dieselbe Hirnregion in der fortschreitenden Vervollkommnung ihres Baues ins Auge fassen, dann tritt deutlich die allmähliche Zunahme der höher-differenzierten Pyramiden-Elemente und ein allmähliches Geringerwerden der niederstehenden Granula-Elemente hervor. Ariens-Kappers konnte zeigen, daß das Gesetz, das hierin gegeben ist, sich sehr klar offenbart in der Phylogenese niedriger Typen des Cortex und zwar besonders der Riechrinde. Es erscheinen beim Amphibium zwischen den runden Elementen zunächst solche von polarer Differenzierung; — „wir sind am Anfang einer Differenzierung". Dann bei den Reptilien finden wir Körnerschicht und Pyramiden, bei Säugetieren treten die bei Reptilien noch massenhaft vorkommenden Körner mehr und mehr zurück; es kommt zur Vermehrung der Pyramiden und schließlich auf den höchsten Stufen zur Entwicklung eines reichen Pyramidensystems von höherem, assoziativem Charakter. Die absolute Menge der Hirnmasse nimmt, wie bekannt, mit aufsteigender Organisation zu und es erscheint auf den ersten Blick merkwürdig, daß die relative Menge nicht der grauen, sondern der weißen Substanz in der aufsteigenden Reihe eine besondere Zunahme erfährt. Dies wird uns aber verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die funktionelle Bedeutung des Gehirns nicht sowohl in seinen lokalisatorischen Eigenschaften, sondern vor allem in dem Reichtum seiner assoziativen Verbindungen liegt. Also mit anderen Worten: nicht allein im Reichtum und der Höhe der Differenzierung der einzelnen Teile, sondern vor allem auch im Reichtum der Beziehungen der Teile zueinander sind die hohen Leistungen des menschlichen Gehirns, sowie überhaupt des Gehirns der Primaten begründet. Auch wird es im Hinblick auf diese Beziehungen sofort verständlich, daß mit fortschreitender Höhe der Entfaltung einer bestimmten Hirnrinden-Region die Zahl der Pyramidenzellen an Menge zunimmt, und daß bei den höchststehenden Tieren sowie beim Menschen diese Hirnelemente besonders zahlreich vertreten sind, da gerade die Pyramidenzellen es sind, die langen Bahnen, d. i. die Verbindung zwischen verschiedenen Hirnteilen herstellenden und dadurch die Assoziation vermittelnden Nervenfasern zum Ausgangspunkt dienen.

Unter denjenigen Kongreßverhandlungen, die Fragen aus dem Gebiete der physischen Anthropologie betreffen, verdient ein von Prof. Sachs (Frankfurt a. M.) gehaltener Vortrag über „Sero-diagnostische Methoden zur Feststellung von Artverschiedenheiten" besondere Erwähnung. Redner erinnert zunächst daran, daß es durch die Errungenschaften der Serum-Forschung gelungen ist, die eiweißhaltigen Flüssigkeiten und Gewebe verschiedener Tierarten zu unterscheiden. Bereits durch Anwendung eines von Uhlenhuth und

Wassermann angegebenen Verfahrens, das man als „Präzipitation“ bezeichnet, konnte der Beweis erbracht werden, daß gewisse Tiere nicht nur vermöge ihres Körperbaues und ihrer morphologischen Gestaltung, sondern vor allem hinsichtlich ihrer biologischen Eigenschaften zusammengehören, daß Pferd, Zebra und Esel, ferner Lama, Kamel und Ziege eine gemeinsame Gruppe bilden, daß Strauß, Kasuar und Kiwi, deren Stellung im zoologischen System bisher unsicher war, unter sich verwandt sind und den Schwimmvögeln nahe stehen usw. Bezüglich der Stellung des Menschen kann man aus der Menge des bei der „Präzipitation“ sich bildenden Niederschlags, beziehungsweise aus der Zeit, die bis zum Auftreten der besagten Reaktion verstreicht, ebenfalls zu Schlüssen gelangen. Aus den von Nutall angestellten diesbezüglichen Untersuchungen muß gefolgert werden, daß von den Anthropoiden Gorilla, Orang-Utan und Schimpanse dem Menschen ganz nahe, der Gibbon dagegen dem Menschen nicht ganz so nahe steht, daß von den „Affen der alten Welt“ Hundsaffen und Meerkatzen nach der Stärke der Blutreaktion an die ersterwähnten Anthropoiden sich anschließen, und daß die der Gruppe der Cebiden angehörigen Affen, sowie die Hapaliden (Krallenaffen) ebenfalls noch einige, wenn auch geringere, Verwandtschaft mit dem Menschen zu erkennen geben, während die Lemuren (Halbaffen), wenn überhaupt irgendwelche, dann nur eine ganz entfernte Verwandtschaft mit der Gattung Homo aufweisen. Alle Fragestellungen dieser Art können nun neuerdings mit Hülfe einer von dem Vortragenden in Gemeinschaft mit Professor Neißer ausgearbeiteten Methode noch präziser, als dies bisher möglich war, beantwortet werden. Diese Methode beruht auf dem Verschwinden von haemolytischen, d. h. blutzerstörenden Stoffen (Komplementen) des Blut-Serums beim Zusammenbringen einer Eiweißlösung mit dem Serum eines Tieres, dem die Eiweißlösung eingespritzt worden ist. Die Vorzüge des neuen Verfahrens bestehen in einer maximalen Feinheit, die es ermöglicht, weniger als ein Millionenstel Blut seiner Herkunft nach zu erkennen — eine Errungenschaft, deren Bedeutung für die gerichtliche Medizin auf der Hand liegt. Eine sehr strenge Spezifität und große Sinnfälligkeit der Versuchsergebnisse darf dem neuen Verfahren ebenfalls nachgerühmt werden. Es gelingt daher jetzt Unterschiede nachzuweisen, die bei Verwendung der „Präzipitationsmethode“ nicht mehr ermittelt werden konnten, und wie Bruck in Java gezeigt hat, gelingt es mit Hülfe der neuen Methode sogar, die Blutflüssigkeit verschiedener Menschenrassen voneinander zu unterscheiden. Nach der Methode der Complement-Bindung hat Bruck in Batavia das Blut von Holländern, Chinesen, Malaien, Javanen und Arabern untersucht. Es gelang ihm unter Anwendung des besagten Verfahrens, die Angehörigen der weißen Rasse von denen der malaiischen und mongolischen Rasse zu unterscheiden und gleichzeitig auf die Verwandtschaft der einzelnen Rassen untereinander Schlüsse zu ziehen. Er gelangte hierbei zu dem Schluß, daß das Holländerblut-Eiweiß sämtliche Atom-Gruppen des Chinesen- und Malaienblut-Eiweißes enthält, zugleich aber noch spezifische Gruppen, die dem Chinesenblut- und Malaienblut-Eiweiß fehlen, und daß ebenso das Chinesenblut-Eiweiß außer allen Gruppen des Malaienblut-Eiweißes noch eigene enthalte, die sonst nur noch den Holländern zukommen.

In der neuen Untersuchungsmethode, die zur Feststellung jener bemerkenswerten Resultate geführt hat, ist also ein wichtiges Hülfsmittel für die Aufklärung der Stellung der Gattung Homo zu anderen Säugetieren, sowie auch zur Erforschung der zwischen den einzelnen Menschenrassen bestehenden Beziehungen gegeben.

Geh. Rat Prof. Hans Virchow (Berlin) erörterte die Beziehungen des Gesichtsausdrucks zu der Bildung und Funktion der Gesichtsmuskeln unter Vorzeigung von Lichtbildern: Die Eigentümlichkeiten der Gesichtsmuskulatur beruhen zum Teil darauf, daß die Spaltung einer größeren Muskelmasse in eine Anzahl von Einzelmuskeln nicht streng genug durchgeführt ist, zum Teil darauf, daß neue Verbindungen oder Verschmelzungen von Einzelmuskeln sich gebildet haben. Wenn wir uns über das Zustandekommen des physiognomischen Gesichtsausdruckes Klarheit verschaffen wollen, so müssen wir diese Erscheinungen in Beziehung setzen zu der anatomischen Betrachtung der Gesichtsmuskulatur. Wir erkennen dann, wie ganz geringe Modifikationen der Gesichtsmuskel-Tätigkeit sofort eine Veränderung des Gesichtsausdrucks herbeiführen, wie die Form der Stirnfalten durch Spaltung von Stirnmuskelbündeln beeinflußt wird, wie die um die Augen sich bildenden, in verschiedener Richtung verlaufenden Falten, das Zusammenziehen und Emporziehen der Augenbrauen, das Herab- und Hinaufziehen der Mundwinkel, die eigentümliche Stellung, die unter Umständen die Nasenspitze einnimmt, die Annäherung derselben an die Kugelform, das Heben und Senken der Nasenflügel, die Bewegungen und Stellungen der Lippen u. dergl. ganz bestimmten Muskeltätigkeiten, nicht selten auch der Kombination mehrerer Gesichtsmuskeln zu gemeinsamer Tätigkeit entsprechen, wie Asymmetrien in der Entwicklung der Muskulatur sofort im Gesichtsausdruck sich widerspiegeln, wie durch die Tätigkeit des Augenbrauenrunzlers die Stellung der Augenbrauenhaare verändert wird usw.

Prof. Pater Schmidt-Mödling erörterte die entwicklungsgeschichtliche Stellung der Pygmäenstämme. Ueber die Frage, welche Stellung wir den Zwergvölkern, die noch an den verschiedensten Punkten des Erdballs zum Teil lebend angetroffen, zum Teil aus vorgeschichtlichen Gräbern und Fundstätten als Skelettreste zutage gefördert werden, anweisen sollen — hierüber ist in letzterer Zeit viel gestritten worden. Die Annahme Schwalbes, daß die Pygmäen als Degenerationen, bezw. durch ungünstige Existenzbedingungen bewirkte Verkümmerungen von früher großwüchsigen Stämmen oder Menschenrassen aufzufassen seien, wird von Pater Schmidt nicht geteilt. Dementsprechend neigt Schmidt der Theorie Kollmanns insofern zu, als er die besonderen körperlichen und geistigen Merkmale der Pygmäenvölker als Merkmale einer primitiven Kindheitsstufe der Menschheit betrachtet. Andererseits stimmt der Vortragende mit Schwalbe darin überein, daß er die Existenz mehrerer Pygmäenrassen, von denen eine jede die Vorstufe zu einer korrelaten großwüchsigen Rasse sein soll — eine Anschauung, wie sie Kollmann mit größter Beharrlichkeit seit einigen Jahren verteidigt, — nicht anerkennt und als Pygmäen im wesentlichen nur mehrere kraushaarige Völker betrachtet. Wir haben nach Schmidt in den asiatischen und afrika-

nischen Zwergrassen eine Fortdauer der Kindheitsstufen der Menschheit zu erblicken, und mit Hülfe der Ethnologie soll man erkennen, daß sich bei diesen Zwergstämmen die Umwelt wenig oder gar nicht geändert hat. Sie sind Jäger, haben keine entwickelte Töpferei; Eisen ist ihnen heute noch unbekannt. Sie leben zum Teil noch in der älteren Steinzeit, kennen noch keine Tätowierung und alle die Sitten noch nicht, die die Menschheit in den Flegeljahren ihrer Entwicklung zur Anschauung zu bringen pflegt, wie etwa die Verstümmelung des Körpers u. dergl. Auch der Totemismus wird bei ihnen noch nicht angetroffen. In diesen kleinen Rassen, deren baldiges Studium sich besonders deshalb empfiehlt, weil sie voraussichtlich bald völlig ausgestorben sein werden, haben wir nach Schmidt lebende Beispiele für die Entwicklung des Menschen, den wir hier noch in seiner, in höherem Sinne natürlichen Lebensart beobachten können.

Dr. Ludwig Wilser (Heidelberg) sprach über Spuren des Vormenschen in Südamerika, wobei er den Gipsabguß eines Knochens vorzeigte, der bereits vor einer Reihe von Jahren im Pampas-Lehm des Monte Hermoso (Argentinien) aufgefunden wurde. Es handelt sich offenbar um den obersten Halswirbel (Atlas) eines Primaten. Wegen seiner Menschenähnlichkeit wurde das interessante Objekt alsbald nach seiner Auffindung dem Museum von La Plata zugewiesen. Nach der von Lehmann - Nitsche neuerdings vorgenommenen Untersuchung bezw. Vergleichung mit dem entsprechenden Knochen fossiler und lebender Menschenrassen, sowie afrikanischer und ostindischer Großaffen soll jener Halswirbel einem aufrechtgehenden Geschöpf mit ausgebildeten Füßen und Händen, aber engem Schädel und unentwickeltem Gehirn angehört haben. Mit anderen Worten: dieser Halswirbel soll ein Gegenstück darstellen zu dem seinerzeit von Eugen Dubois auf Java entdeckten und benannten Pithecanthropus erectus. Gleich diesem soll der von Lehmann-Nitsche als Homo neogaeus, von Ameghino als Homo simius bezeichnete Träger des Wirbelknochens der Vertreter eines vorausgeeilten vormenschlichen und ohne Nachkommen ausgestorbenen Typus sein. Ob jene Annahmen sich in vollem Umfange bestätigen werden — hierüber sind die Akten zurzeit noch nicht geschlossen. Unseres Erachtens läßt sich aus der Form und Stellung der Gelenkflächen am Atlas wohl ein Schluß ziehen über die Haltung und Stellung des Kopfes bei dem betreffenden Wesen, bezw. darüber, ob dasselbe aufrecht einhergegangen ist. Alle Schlüsse, die aber über diesen Punkt hinausgehen, sind doch etwas gewagt, und die Entscheidung wird daher so lange zu vertagen sein, bis weitere Skelett-, insbesondere Schädelreste jenes Geschöpfes vorliegen. Wenn ferner Dr. Wilser durch die Zusammenstellung der Fundstätte des in Rede stehenden Halswirbels mit derjenigen des Pithecanthropus — von denen er ohne weiteres annimmt, daß ihr Ursprung in einer und derselben Lokalität zu suchen sei — zu dem Schlusse gelangt, daß die Wiege des Menschengeschlechts da zu suchen sei, wo die Ländermassen Amerikas und Asiens aneinander grenzen, daß mithin in den nördlichen Polargegenden die Urheimat des Menschen zu suchen sei, so muß eine solche Annahme als eine ungenügend begründete Hypothese zurückgewiesen werden.

Zu der Lösung der vieldiskutierten und zurzeit noch nicht völlig aufgeklärten Frage nach den Ursachen, die dem vorwiegenden Gebrauch der rechten Hand beim Menschen zugrunde liegen, hat Dr. R. Mollison (Zürich) in seinem Vortrage „Rechts und Links in der Primatenreihe“ einen Beitrag geliefert. An Skeletten von Anthropoiden hat der besagte Gelehrte die Länge der beiderseitigen vorderen Extremitäten gemessen und die Extremitäten auch sonst untersucht, da es festzustehen scheint, daß der stärkere Gebrauch einer Extremität eine bedeutendere Entwicklung derselben mit sich bringt. Die Ergebnisse der diesbezüglichen Untersuchungen, die Mollison in Diagrammen zur Anschauung bringt, sind allerdings nur vorläufige und bedürfen noch weiterer Bestätigung. Indessen hat sich doch gezeigt, daß zwischen den verschiedenen Anthropoidengattungen insofern ein Unterschied besteht, als Orang und Gibbon durch den vorwiegenden Gebrauch der rechten Hand dem Menschen nahe stehen, während Gorilla und Schimpanse im allgemeinen mehr Linkshänder zu sein scheinen. Wenn man zur Erklärung der Rechtshändigkeit beim Menschen den direkten Ursprung der linksseitigen Carotis und Subclavia aus dem Aortenbogen herangezogen hat, der eine bessere Ernährung und Blutversorgung der linken Hirnhälfte und dementsprechend ein Prädominieren der ihre Nerven vom linken Hirn beziehenden rechten Hand bewirken soll, so bemerkt Mollison, daß eine Verschiedenheit des Ursprungs der rechtsseitigen und linksseitigen Schlagadern bei dem vorwiegend die linke Hand gebrauchenden Gorilla und Schimpanse nicht vorhanden sei, woraus dann weiter sich ergebe, daß jene Verschiedenheit des Arterienursprungs zur Erklärung der vorwiegenden Rechtshändigkeit beim Menschen keine Verwendung finden könne.

Unter den Verhandlungen, die sich auf Fragen der physischen Anthropologie beziehen, verdient hier noch Erwähnung die Demonstration eines zur genauen Farbenfeststellung des menschlichen Haares, der Haut und Regenbogenhaut bestimmten Apparates durch den englischen Gelehrten Mr. Gray, Mitglied des Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. Die Bestimmung kommt dadurch zustande, daß man die Farbe des Haares usw. mit rot, gelb und blau gefärbten Gläsern zusammenstellt, die eine starke Konzentration der Färbung aufweisen. Solche Gläser werden von der Firma Lovibond zu Salisbury (England) hergestellt. Durch Ablesung der Nummern der betreffenden Gläser kann man die exakte Farbe des Haares, der Augen oder der Haut bestimmen. Die Gläser sind derartig verfertigt, daß drei Gläser (rot, gelb und blau) von gleicher Dichtigkeit der Farbe das weiße Licht absorbieren und dergestalt das Ansteigen von schwarzer Farbe messen, daß zwei gleiche Gläser (rot und gelb) Orange und zwei weitere Gläser (blau und rot) Violett messen. Auf diese Weise soll es gelingen, die exakte Zusammensetzung der vorliegenden Farbe mit Sicherheit festzustellen.

* * *

Von den Verhandlungen des Anthropologenkongresses, die sich auf Fragen aus dem Gebiete der Prähistorie beziehen, sei hier zunächst auf einen Vortrag hingewiesen, den Dr. R. Schmidt (Tübingen) über

„die eiszeitlichen Kulturepochen in Deutschland und die neuen paläolithischen Funde“ gehalten hat. Redner demonstrierte eine Anzahl der auf deutschem Boden durchforschten Höhlen nebst den daraus zutage geförderten Fundstücken und den Tierknochen, die auf das Vorhandensein einer bestimmten Fauna hindeuten und somit Schlüsse auf das damalige Klima gestatten. Das Profil der Ofnet-Höhle (Schwäbische Alb) zeigt zu oberst Humus, dann Knochen von Nagetieren, die auf eine Tundren- oder Steppen-Vegetation hinweisen, und Steingeräte aus dem als „Magdalenien“ bekannten letzten Abschnitt der paläolithischen Epoche. Darauf folgen nach der Tiefe zu Schichten mit Knochen vom Renntier, Bison, Pferd und Höhlenbär, vergesellschaftet mit Steingeräten, die denjenigen des älteren „Solutréen“ der französischen Prähistoriker entsprechen. Auch haben die Ausgrabungen in der Wildscheuer-Höhle (unweit Stetten a. d. Lahn), sowie diejenigen in der Probst-Höhle an der Donau ganz ähnliche Lagerungsbeziehungen der verschiedenen Faunen klargelegt. Die erwähnten Schichten und Fundstücke sind sämtlich dem als „Diluvium“ bekannten geologischen Abschnitt unserer Erdgeschichte zuzurechnen. In hohem Grade bemerkenswert waren auch die Mitteilungen, die der Vortragende über die Ergebnisse der in der Sirgenstein-Höhle neuerdings von ihm ausgeführten Ausgrabungen machte.

Dr. Elbert (Münster i. W.) berichtete über die Ergebnisse der von ihm auf Java vorgenommenen Ausgrabungen. Der besagte Gelehrte hat mit Unterstützung des Freiburger Geologischen Instituts vom März 1907 bis zum Juni 1908 in den sogenannten Kending-Schichten Ostjavas am Pakulangflusse bei Teguan, ungefähr 45 Kilometer von der Fundstelle des berühmten Pithecanthropus entfernt, Grabungen ausgeführt, die einige bemerkenswerte Resultate lieferten. Die in einer Tiefe von 11 Meter sich findende Kulturschicht war von Sanden umgeben, die von Ton überlagert sind, über denen sich wiederum eine Ton-Breccie abgelagert hat, deren Ursprung von den in der Nähe befindlichen Vulkanen herzuleiten ist. Die besagte Kulturschicht enthielt außer einem wohl als Ofen zu deutenden, mit Feuerlöchern ausgestatteten Objekt Topfscherben, Kohlenteilchen, ein walzenförmiges gebranntes Tonstück, sowie eine Anzahl von Kugeln, die als Werkzeuge, nicht aber als Geröllstücke anzusehen sind. Ueber die Nahrung des Menschen, der ehedem an dieser Stelle auf einer Art von Sandbank hauste, geben die ebendaselbst aufgefundenen, sämtlich aufgeschlagenen Röhrenknochen von Boviden, Suiden und Cerviden Aufschluß. Auch Elefantenknochen waren daselbst vorhanden. Merkwürdig ist, daß die an der bezeichneten Stelle aufgefundenen fossilen Pflanzenreste einer Hochgebirgsflora zuzurechnen sind. Auch im oberen Diluvium des Solo-Flusses konnte Elbert eine weitere Kulturschicht nachweisen. Bezüglich der vielerörterten Frage nach dem Alter der Schichten, aus denen die Reste des Pithecanthropus zutage gefördert wurden, neigt Elbert zu der Ansicht, daß dieselben einer Uebergangsperiode vom Pliocän zum Diluvium angehören; indessen dürften zur endgültigen Entscheidung dieser Frage, sowie zur Beantwortung der weiteren Frage, ob gleichzeitig mit dem Pithecanthropus der Mensch bereits auf Java gelebt hat, weitere Ausgrabungen und daran sich anschließende Untersuchungen erforderlich sein.

Hofrat Dr. Schliz (Heilbronn) sprach „Ueber die Zuteilung der spitznackigen, dreieckigen Steinbeile zu bestimmten neolithischen Kulturkreisen". Derselbe legte der Versammlung eine Anzahl von aus durchweg auffallendem oder wertvollem, nicht am Fundorte vorkommendem Material gefertigten Steinmeißeln vor, die in Südwestdeutschland als Einzelfunde — d. h. nicht in Gräbern oder Wohnstätten — aufgefunden wurden. Auf Grund der Verbreitung jenes Steingeräts unterscheidet Schliz drei verschiedene Besiedelungsformen, nämlich 1. Ackerbaubesiedelung in Dörfern von der unteren Donau und Mitteldeutschland her; 2. Besiedelung gesicherter Plätze auf Höhen und in Seen (Pfahlbauzeit); sowie 3. bewaffnete Besetzung des Landes durch nordische Stämme. Der von Schliz selbst hervorgehobene Umstand, daß die dreieckigen Steinmeißel, deren Vorkommen der Landbesiedelung durch die Pfahlbaubevölkerung am Schlusse der Steinzeit entsprechen soll, zugleich Handelsartikel längst der ganzen Rheintalstraße waren, ist aber besonders geeignet, der Schlizschen Theorie, wonach die verschiedengeformten bezw. aus verschiedenem Material hergestellten Steinmeißel auf einen Wechsel der Bevölkerung in den betreffenden Gebieten hinweisen sollen, die Grundlage zu entziehen. In der an den Schlizschen Vortrag sich anschließenden Diskussion wurde von Prof. E. Fraas (Stuttgart) noch besonders darauf hingewiesen, daß es im allgemeinen außerordentlich schwierig sei, aus den Untersuchungen des zur Herstellung der Steinwerkzeuge verwendeten, durch Bearbeitung und Gebrauch veränderten Materials bezüglich des Ursprungsortes desselben Schlüsse zu ziehen. Auch Prof. Kosinna (Berlin) erklärte, auf Grund seiner Untersuchungen zu anderen Resultaten bezüglich der Aufeinanderfolge der einzelnen Besiedelungsepochen gelangt zu sein.

Dr. Gößler (Stuttgart) besprach die neueren Ergebnisse der Ringwallforschung besonders in Württemberg. Vorübergehende Zufluchtsorte haben wir in diesen Ringwallburgen im allgemeinen nicht zu erblicken; auch nicht sogenannte „gallische Städte". Sie bestanden in ihrer überwiegenden Mehrzahl lange vor der „La Tène-Zeit" (viertes Jahrhundert v. Chr.); manche gehören der jüngeren „Hallstatt-Zeit", einige wohl schon der Bronzezeit an. Die La Tène-Leute haben sich später in sie hineingesetzt. Wir müssen bei diesen Ringwällen unterscheiden zwischen Höhenwohnungen vornehmer Familien, denen das umliegende Land und dessen Bevölkerung unterworfen war und Volksburgen, die zur Verteidigung eingerichtet waren.

Eine ebenso schwierige wie interessante Frage, nämlich die Erfindung der Eisentechnik, behandelte Dr. Waldemar Belck (Frankfurt a. M.). Derselbe beruft sich zunächst auf eine Stelle im alten Testament (1. Buch Samuelis 13, Vers 17 bis 22) zur Begründung seiner Ansicht, daß die Philister für die Juden Eisenwaffen und Eisengerät hergestellt haben. In Assyrien und Babylonien scheint das Eisen um 878 v. Chr. noch ein seltener hochgeschätzter Artikel gewesen zu sein, da es in einer Aufzeichnung der assyrischen Tontäfelchen, die aus dieser Zeit stammt, als Kriegstribut erwähnt und gleich nach Gold und Silber genannt wird. Daß auch die Hellenen um das Jahr 1000 v. Chr. das Eisen noch als etwas besonders Wertvolles

schätzen, ergibt sich aus einer Stelle in der Ilias. Die Erfindung der Eisenbearbeitung wird von den Hellenen bekanntlich den am Südufer des Schwarzen Meeres wohnenden Chalybern zugeschrieben. Belck ist, wie schon bemerkt, geneigt, jene großartige Erfindung auf das Konto der Philister zu setzen. Da in Philistiäa selbst kein Eisen vorkommt, nimmt er an, daß das besagte Volk die erforderlichen Eisenerze aus Kreta oder von der arabischen Ostküste bezogen habe. Indessen stellen sich doch den Belckschen Anschauungen mancherlei gewichtige Bedenken entgegen.

* * *

Werfen wir noch einen Blick auf die dem Spezialfach der Ethnologie zuzurechnenden Vorträge und Demonstrationen, so hat der Vorsitzende des Anthropologen-Kongresses, Prof. R. Andree (München) in seiner Eröffnungsrede auf die Förderung und die Dienste hingewiesen, die anderen Wissenschaften von seiten der Ethnologie innerhalb der letzten Jahrzehnte geleistet worden sind. Der besagte Zweig der anthropologischen Wissenschaften kann sich sicher eines fruchtbaren Einflusses auf die Vorgeschichte schon seit 1848 rühmen, wo dänische Forscher die damals in ihrer Heimat aufgefundenen Kjökkenmöddinger (Muschelhaufen bezw. Küchenabfälle) nicht sofort zu deuten vermochten und nun die in anderen Erdteilen aufgefundenen gleichartigen Muschelhaufen — insbesondere diejenigen, welche Darwin auf seinen Reisen bei den Bewohnern der Küsten der Maghellansstraße kennen gelernt hatte — die richtige Deutung der dänischen Küchenabfallhaufen vermittelten. In analoger Weise zeigten gewisse in Nord- und Südamerika, in New-Guinea und auf dem ostindischen Archipel in bestimmten Lokalitäten aufgefundene Eingeborenen-Wohnungen das in praxi noch wirksame System der Pfahlbauten und lieferten dadurch einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der in den Schweizer Seen nachgewiesenen gleichartigen Wohnstätten der betreffenden vorgeschichtlichen Bevölkerung. — Die Archäologie, die sich lange Zeit auf die Reste beschränkt hat, die Griechenland und Rom ihr boten, erfuhr durch die Ethnologie, die ihre Forschungen auf Assyrien und Aegypten ausdehnte, eine Bereicherung. Die Konstruktion der Lehmhütten, die in den vormykenischen Schichten bei den Ausgrabungen der böotischen Stadt Orchomenos zutage traten, wurde erst verständlich, als man den Hüttenbau der Kurden einerseits und denjenigen gewisser zentralafrikanischer Stämme andererseits — die bei Herstellung ihrer Wohnungen das gleiche Konstruktionsprinzip befolgen — zum Vergleiche heranzog. Die Erläuterung des lange nicht verstandenen homerischen Bogens durch Prof. v. Luschan (Berlin) als einer innerasiatischen Schußwaffe, die aus Horn und Sehnen zusammengesetzt ist, wurde erst durch Erweiterung der ethnologischen Kenntnisse ermöglicht. — Was die Volkskunde der Ethnologie verdankt, bedarf keiner besonderen Darlegung, und ebenso ruht die Feststellung der verschiedenen Anschauungen und Vorstellungen betreffend die Existenz eines göttlichen Wesens, mit denen sich die Religionswissenschaft befaßt, auf ethnologischer Basis. Bezüglich der zwischen Philosophie und Ethnologie bestehenden Beziehungen hat Wilhelm Wundt darauf hingewiesen, daß nicht in den Vorstellungen der griechischen Welt-

weisen die Anfänge philosophischen Denkens zu suchen sind, daß man vielmehr auf die Anschauungen der primitiven Völker zurückgehen müsse. — Wie die Ethnologie auf die Geschichtswissenschaft eingewirkt hat, das zeigen die Forschungen Eduard Meyers besonders deutlich, der die Uranfänge des modernen Staatswesens auf die Geschlechtsgenossenschaften zurückführt und gezeigt hat, wie sich von dieser Stufe aus die heutigen Kulturvölker entwickelt haben. Eine „ethnologische Jurisprudenz" ist von Post begründet worden, der zuerst erkannte, daß die Rechtsbegriffe bei allen Völkern die gleichen und als Emanationen des menschlichen Rechtsbewußtseins, das unabhängig ist von den verschiedenen Formen der Rechtsinstitutionen, aufzufassen seien. Zum Schlusse wies der Vortragende noch auf die Förderung hin, welche Volkswirtschaft, Heilkunde und die verschiedenen Kunstbestrebungen der Völkerkunde verdanken. Trotz der hohen Bedeutung der Ethnologie und der großen Vorteile, welche das Studium jenes Wissenszweiges anderen Wissenschaften darbietet, sei die Völkerkunde in gewissem Sinne stets das Aschenbrödel unter den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen geblieben, wie u. a. daraus hervorgehe, daß Lehrstühle für Ethnologie auf deutschen Universitäten zurzeit noch nicht vorhanden seien.

Von dem reichen ethnographischen Material, das auf der Tagung geboten wurde, sei hier zum Schlusse noch erwähnt ein von Professor A. Haberer über Südkamerun gehaltener, durch Lichtbilder erläuterter Vortrag, der über die in vier Sprachgebiete geteilte Bevölkerung dieser hoffnungsreichen Kolonie, über Fauna und Flora jenes Gebiets, sowie über viele andere Verhältnisse interessante Mitteilungen machte. Die von Dr. Th. Koch-Grünberg (Berlin) über Indianische Frauen Südamerikas gemachten Mitteilungen, ein von Dr. Tafel (Stuttgart) über seine Forschungsreise in Tibet, von Prof. Dr. Krämer (Kiel) über die von ihm auf den Karolinen und Palau-Inseln gemachten Beobachtungen, ein von Dr. M. Moszkowsky (Berlin) über die Urstämme des östlichen Sumatra erstatteter Bericht — sämtlich durch Lichtbilder erläutert — boten ebenfalls viel des Interessanten, und dasselbe gilt auch von einem Vortrage, den Privatdozent Dr. M. Hilzheimer (Stuttgart): „Ueber italienische Haustiere", Dr. Lehmann (Frankfurt a. M.): „Ueber Ornamentik" hielt.

Zur Frage: Rassenkreuzung und Fruchtbarkeit.

Dr. Fr. von den Velden.

Im Septemberheft der Polit.-anthr. Revue sucht Wieth-Knudsen, in Verfolgung eines Gedankens de Lapouges, den Nachweis zu erbringen, daß Rassenkreuzung die Fruchtbarkeit vermindert, und zwar schon die sehr relative Rassenkreuzung, die durch Binnenwanderung innerhalb Frankreichs zustande kommt. Trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung des Verfassers lassen seine Zahlen auch andere Deutungen zu, und es wird wohl auch anderen so ergangen sein, daß sie von seinen Ausführungen nicht ganz überzeugt waren. Um für dieselben eine Bestätigung zu suchen, habe ich aus Riffels genealogischen Tabellen

(Erblichkeit und Infektiosität der Schwindsucht, Braunschweig 1892, und: Schwindsucht und Krebs, Karlsruhe 1905), in denen sich eine Menge Ehen von Personen aus verschiedenen, teilweise sehr weit voneinander entfernten Orten vorfinden, eine Statistik zusammengestellt, deren negatives Resultat kurz mitgeteilt sei. Es sei daran erinnert, daß Riffels Tabellen sich auf badische Ortschaften beziehen, und daß Baden, wie W.-K. selbst erwähnt, „dieselben Rassengegensätze in sich birgt, wie Frankreich" (S. 299).

Es bezifferte sich, bei Registrierung von über 3000 Kindern, die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Ehen von Dorfgenossen auf 5,2, die Fruchtbarkeit der Ehen mit von außerhalb stammenden Personen auf 5,0, also ein Unterschied, der sicher innerhalb der durch die geringe Anzahl der Untersuchten gesteckten Fehlergrenze liegt. Außerdem wurden die Gesundheitsverhältnisse der Nachkommenschaft untersucht und es fanden sich

	unter 40 Jahren Gestorbene und Schwindsüchtige	über 40 Jahre alt Gewordene (ausschl. Schwindsüchtige)
bei Ehen mit Eingewanderten	65,5 pCt.	34,5 pCt.
bei Ehen von Dorfgenossen	67,7 pCt.	32,3 pCt.

Also auch hier kein nennenswerter Unterschied.



Berichte und Notizen.



Ueber die Bestimmung des Geschlechtes leitet Straßmann aus den Geschlechtsverhältnissen der Zwillinge interessante Folgerungen ab. 1. Da Zwillinge Knabe und Mädchen sein können, so folgt, daß die Entstehung des Geschlechtes von der Ernährung unabhängig ist. Ebenso, daß die Entstehung des Geschlechtes von den momentanen Verhältnissen der Eltern unabhängig sein muß. 2. Da die Zwillinge aus einem Eierstock nicht selten verschiedenes Geschlecht haben, so ist erwiesen, daß aus jedem Eierstock Knaben und Mädchen hervorgehen können. Die Herkunft erkennt man bekanntlich daran, daß man die Eibehälter — den oder die sog. „wahren gelben Körper" — im Eierstock nachweisen kann. 3. Eineiige Zwillinge und Drillinge sind stets gleichgeschlechtig. Damit ist erwiesen, daß das Geschlecht mit der Befruchtung bestimmt ist. — Erwähnung verdient noch, daß bei gleichgeschlechtigen Mehrgeburten eine individuelle Disposition zur Geschlechtshervorbringung insofern vorhanden ist, als die Mütter von Knabenzwillingen vorher ungewöhnlich viel Knaben geboren haben, nämlich 117 Knaben zu 100 Mädchen. Daraus läßt sich entnehmen, daß bestimmte Ehen mehr Aussicht haben, Knaben zu produzieren. (Ztschr. f. Ethnol. XL, 3, 1908.)

Eine Zunahme der Körperlänge auch für württembergische Rekruten konstatieren die „Mitt. des Stat. Landesamts" auf Grund von Untersuchungen in den Jahren 1893—1907. In Preußen waren von 1000 Leuten in den Jahren 1894 bis 1898 151 klein (unter 160 cm), 570 mittelgroß (160—170 cm) und 281 groß (über 170 cm). Dagegen waren in den Jahren 1899—1903 nur 140 klein, 564 mittelgroß und 296 groß. In Württemberg waren 1894—1898 137 klein, 600 mittel, 263 groß, in den Jahren 1899—1903 nur 131 klein, 596 mittelgroß und 273 groß. Die „Durchschnittsgröße" der in Württemberg vorgestellten Militärpflichtigen betrug 1893 bis 1895 165,7 cm, 1896—1900 166,3 cm, 1901—1906 166,4 cm und 1906—1907 166,9 cm. In 15 Jahren hat sich also die Durchschnittsgröße um 1,2 cm erhöht. (Umschau XII, 32.)

Die Mischung der Rassen steigert meist die Entwicklung weiblicher Schönheit. Zu diesem schwierigen Thema finden wir in dem Werke „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" von Heinrich Ploß und Max Bartels, welches soeben Paul Bartels in einer sehr umsichtig redigierten Neuauflage (9. Auflage, Leipzig, Griebens Verlag, L. Fernau) herausgibt, eine wertvolle Zusammenstellung.

Die Mischlinge von Javaninnen und Europäern sind fast durchweg auffallend hübsch; sie haben nicht, wie die Malaiinnen gewöhnlich, die allzu keck aufgestülpte Nase, die allzu große Breite des lächelnden Mundes und das Herausfordernde der zu schmal geschlitzten Augen. Auch Schmarda hebt bei den Mischlingen der Malaien und Europäer besonders die Schönheit des weiblichen Geschlechts hervor. Der Körperbau der Mulattinnen ist nach Berghaus zierlich; etwas kürzere Arme, ganz allerliebste Hände, eine ausnehmend schöne gewölbte Brust, die schönste Taille und unbeschreiblich kleine, gefällige Füße machen die ganze Persönlichkeit zu einem höchst angenehmen, reizenden Wesen. Finsch fand unter den Mischlingen der Maori-Frauen Neu-Seelands mit Europäern wirkliche Schönheiten, die er unter den Eingeborenen niemals beobachtete. Auch Nordenskjöld bestätigt die größere Schönheit der Mischlinge, und zwar bei der weiblichen Bevölkerung Grönlands. Die Frauen der franco-kanadischen Mestizenrasse im nordwestlichen Amerika sind von regelmäßigen und graziösen Zügen, und man findet unter ihnen oft Mädchen von wahrhaft klassischer Schönheit (Havard). Die Frauen und Mädchen der in Chile lebenden Mischlinge aus indianischem und weißem Blute (Araucaner und Spanier) haben, wie Trentler beschreibt, gewöhnlich einen schönen weißen Teint, schönes schwarzes Haar, sehr feurige, ausdrucksvolle Augen, sehr lange, seidenartige Augenwimpern, herrliche Zähne, schöne Büste, sehr kleine Ohren, Hände und Füße und graziöse Bewegungen. Es gibt unter ihnen auch viele, welche blondes Haar und blaue Augen haben. Die Cholos, d. s. die Mischlinge von Weißen mit den Indianern von Peru, zeichnen sich vor den Eingeborenen ebenfalls durch ihre Erscheinung aus. Steller sagt von den Itälmenen in Kamtschatka: „Man trifft unter denen mit breiten Gesichtern solche Schönheiten an, daß sie dem besten chinesischen Frauenzimmer nichts nachgeben. Die Kosakenkinder aber von russischen Vätern und itälmenischen Müttern sehen dergestalt wohl aus, daß man ganz vollkommene Schönheiten darunter antrifft.“ Wie man sieht, ist für die Annahme, daß eine Rassenkreuzung wenigstens bei dem weiblichen Geschlecht die Schönheit steigert, ein schon nicht mehr unbeträchtliches Material vorhanden. Man könnte vielleicht den Einwurf machen, daß diese Verschönerung keine absolute sei, sondern daß sie nur den Augen des Europäers als eine solche erscheine, weil der Mischling dem europäischen Typus natürlicherweise ähnlicher sein müsse, als die Weiber von reiner Rasse. Dem lassen sich aber nun schon zwei Tatsachen entgegenstellen. Denn v. Nordenskjöld behauptet, daß jetzt auch schon die Eskimos von der größeren Häßlichkeit ihres eigenen Typus durchdrungen wären; und auch Kropf berichtet von den Xosa-Kaffern, daß sie die hellere Farbe der Mischlinge für die schönere halten, und daß die Töchter eines weißen Vaters und einer farbigen Mutter als Frauen außerordentlich begehrt werden.

Tocharisch, die bisher unbekannte Sprache der Indoskythen. E. Sieg und W. Siegling haben jetzt ihre Aufsehen erregende Entdeckung veröffentlicht, daß Indogermanen einst auch im Norden von Ostturkestan gewohnt haben müssen, also im Westgebiet des heutigen China! Handschriftenreste, die von den nach Turfan im Norden Ostturkestans entsandten Le Loq und A. Grünwedel heimgebracht wurden, konnten durch Verwandtschaft mit der Sanskritschrift und andere Hülfsmittel von den Linguisten Sieg und Siegling auf ihre Sprache hin untersucht werden, und da ergab sich das Merkwürdige, daß man unzweifelhaft eine bisher gänzlich unbekannte indogermanische Sprache — tocharisch tauften sie die Forscher — vor sich hatte, eine Sprache der indoskythischen Völker, die demgemäß bis in den Westen des heutigen China gewohnt haben müssen. Vater — lateinisch pater, altindisch pitar — heißt tocharisch pacar (sprich c = tsch), Mutter (altindisch matar) macar, Bruder (altindisch bhratar) pracar. Der Wind (lateinisch ventus) heißt wändh, der Name nom, der Hund ku (griechischer Stamm kyn), der Ochse fast ganz wie im Deutschen okso, der Mond man (griechisch men, altindisch mas), Feuer por (griechisch pyr), andrer alyek (lateinisch alius). Es sind ausschließlich buddhistische Texte, die in den Handschriften erscheinen; in buddhistischen Texten spielen aber Zahlen eine große Rolle, und dank diesem Umstande sind wir über die Namen der Zahlen im Tocharischen besonders gut unterrichtet: 2 = we, 3 = tri, 5 = pan (griechisch pente, indisch panca, Pendschab), 6 = schak, 8 = okadh (Oktaeder, Ochtflächner), 20 = wiki (lateinisch viginti), 60 = saksak, 70 = saptuk, 100 = kandh (cent in Zentner). Du heißt tu, dein tni. Ist es nun schon auffallend genug, daß wir soweit nach Zentralasien hinein Indogermanen sitzen sehen, so gewinnt diese Tatsache besonders für die Sprachwissenschaft noch dadurch erhöhte Bedeutung, daß die tocharische Sprache so viele zweifellose Uebereinstimmungen mit der europäischen Gruppe der indo-

germanischen Sprachen aufweist. (Sitzungsber. d. Preuß. Akademie der Wissensch., Heft XXXIX.)

Indogermanen im westlichen China. Zu dieser im vorstehenden berührten Entdeckung schreibt Dr. Georg Biedenkapp in der Deutschen Tageszeitung: „Der Nachweis, daß einst im Norden Ostturkestans, also im heutigen westlichen China, Indogermanen gesessen haben müssen, ist natürlich eine Anregung, geschichtliche Nachrichten über Innerasien und das Mongolenreich in neuem Lichte zu betrachten. Im dreizehnten Jahrhundert fügte es sich, daß ein venetianscher Edelmann namens Marco Polo viele Jahre lang am Hofe des großen Mongolenkaisers Kublai als Beamter lebte und durch Dienstreisen, die sich über das ganze Riesenreich erstreckten, eine ziemlich genaue Kenntnis von den damaligen Zuständen gewann. In Marco Polos Reiseerinnerungen besitzen wir ein wertvolles geographisches und geschichtliches Material. Da ist es nun überraschend, die Stelle vorzunehmen, wo Marco Polo die Person des Tartarenkaisers näher beschreibt: Kublai Khan war mittlerer Größe, wohlgestaltet, die Gesichtsfarbe weiß und rot, die Nase wohlgeformt und gut zum Gesicht stehend. Die Augen werden in der großen englischen Ausgabe Yules als schwarz bezeichnet, allein in der Anmerkung schreibt der englische Gelehrte, daß der Text unsicher sei, es könnten auch blaugraue Augen gewesen sein. Die Nachkommen Yesugais, des Vaters des Dschingiskhan und Großvaters des Kublai, sollen im allgemeinen sich durch blaue Augen und rötliches Haar ausgezeichnet haben. Ein Bildnis Kublais nach chinesischen Quellen zeigt einen stattlichen, ganz unmongolischen Bart. Marco Polo beschreibt, wie unter dem Mongolenkaiser die Straßen mit Bäumen eingefaßt, Handel und Wandel befördert, der Post- und Nachrichtendienst auf die zur damaligen Zeit mögliche Höhe gebracht und alle Glaubensbekenntnisse gleichen Schutzes teilhaftig wurden. Es war unfraglich eine große Herrschergestalt, dieser Kublai Khan, und gewiß werden die Rassenforscher die Tatsache, daß die Gesichtsfarbe des Mannes weiß und rot, die Augen möglicherweise blaugrau, die Familie überhaupt durch blaue Augen und rötliche Haare ausgezeichnet war, auf das große Germanenkonto in der Weltgeschichte buchen. Weiter von Belang ist das Wort für Gott in der neu entdeckten indogermanischen Sprache. Es lautet Nkadh, und hat in den übrigen indogermanischen Sprachen keinen Verwandten, man müßte denn unser deutsches Wort Gott heranziehen, und das dürfte nicht so ganz ausgeschlossen sein, daß Skadh identisch mit unserem Gott wäre, sprachgeschichtlich identisch. Ein sprachlicher Verwandter für unser „Gott“ findet sich in den übrigen indogermanischen Sprachen merkwürdigerweise ebenfalls nicht, das lateinische Wort für Gott „deus“, das entsprechende indische „deva“ ist identisch mit dem nordgermanischen „tivar“, Götter; unser Wort Gott aber macht der Erklärung Schwierigkeiten; man führt es auf zwei verschiedene indogermanische Wurzeln zurück, die man aus dem Altindischen erschließt. Entweder soll Gott von der Wurzel hu mit langem u stammen, dann bedeutet es das angerufene, nämlich das angerufene Wesen (hûta); so heißt der Gott Indra im Indischen puru-hûta, der Vielangerufene. Oder man leitet Gott ab von der Wurzel hu mit kurzem u, das opfern bedeutet, Gott wäre das Wesen, dem geopfert wird. Nun berichtet Marco Polo, daß die Tartaren, zwischen denen ja Indogermanen wohnten, ihren Haupt- und Erdgott Natigay nennen; dieses Natigay erinnert sofort an unser in der neu entdeckten indogermanischen Sprache vorgefundenes Nkadh, und wir lesen nun mit Ueberraschung, daß die nordasiatischen Tungusen neben einem großen Geiste eine kleine Zahl von mächtigen Geistern Namens Ongot verehren, da haben wir das Wort Gott unmittelbar in On-got. Das könnte immerhin reiner Zufall sein; wir lesen bei Yule aber weiter, daß bei den Buräten die Geister Nougait oder Nogat heißen, da schwindet jeder Zweifel, daß die Worte Natigay, Nogat, Ongot durchaus identisch sind mit dem von Marco Polo überlieferten, vielleicht etwas entstellten Natigay. Die Formen Ongot, Nogat sind aber auch kaum von dem Nkadh der neu entdeckten indogermanischen Sprache zu trennen. In dieser neu entdeckten indogermanischen Sprache finden wir aber nun so starke Anklänge an unser Deutsch wie Okso, das Rind, Wändh, der Wind, und viele andere Worte, freilich neben großen Verschiedenheiten. Immerhin dürfte der Gedanke nicht zu verwegen sein, unser Gott mit Nkadh, mit Ongot, Nogat, Natigay zusammenzubringen. Die Sache läge dann so, daß entweder die Indogermanen das Nkadh und Gott aus tartarischen Sprachen entlehnten, oder daß die Tartaren aus dem Indogermanischen schöpften. Das müssen aber Spezialisten dieser Gebiete entscheiden, wenn es sich überhaupt endgültig entscheiden läßt. Jedenfalls befindet sich in der Veröffentlichung Siegs und Sieglings über das Tocharische bei dem

Wort Nkadh für Gott noch kein Hinweis auf das Natigay der Tartaren, das Ongot der Tungusen und Nogat der Buräten. Insofern dienen unsere Zeilen vielleicht als Anregung zur genaueren Erforschung dieser Worte."

Ueber das prähistorische Japan ist soeben ein bemerkenswertes Buch „Prehistoric Japan" von dem Anthropologen Dr. Neil Gordon Munro erschienen. Wie eine ausführliche Besprechung in „The Nation" erkennen läßt, behandelt es die prähistorischen Zeiten Japans vom Steinzeitalter bis zur Zeit von 700 n. Chr. Drei Streitfragen, die die Prähistoriker vielfach beschäftigt haben, sind in diesem Buche mit besonderer Ausführlichkeit betrachtet. Zunächst untersucht Munro die Identität der Rasse, die den japanischen Archipel im Steinzeitalter bewohnt hat. Japanische Gelehrte haben sich zu der Ansicht geneigt, daß diese Völkerschaften von irgendeiner Eskimorasse abstammen, weil Zeichnungen auf Töpfereifragmenten, die man in ihren Höhlenwohnungen gefunden hat, große Rundaugen und bartlose Gesichter zeigen. Aber Dr. Munro ist der Ansicht, daß diese Männer des Steinzeitalters Vorfahren der modernen Ainos sind. Das Vorkommen von primitiver Töpferei und Eisen in den alten Höhlenwohnungen Japans und der Nachbarinseln ist der beste Beweis, daß diese Stätten von den Vorfahren der Ainos bewohnt waren. Die Ainos haben diese Töpfereien hergestellt, von denen Munro mehrere nicht zu bestreitende Spezimina in den Höhlenwohnungen der Insel Sachalin und der Kurileninseln gefunden hat. Daß bartlose Gesichter auf den Eskimoursprung schließen lassen, läßt sich keineswegs sicher behaupten. Denn obwohl die Ainos eine haarige, bärtige Rasse sind, so weiß man doch von ihnen, daß sie sich in Trauerzeiten rasierten. Und wenn die Gesichter große runde Augen tragen, so nimmt Munro an, daß damit die Seher oder Medizinmänner eines Stammes bezeichnet werden sollen. — Ob die eingeborenen Aino-Stämme oder die in der japanischen einheimischen Ethnologie als Yemishi bezeichneten Völkerschaften dem Vordringen der eindringenden Yamato den Widerstand leisteten, darüber ist Munro nicht ganz sicher. Aber er will nachweisen, daß verschiedene Kolonien, die von den südlichen japanischen Inseln, ja auch den Philippinen ausgegangen sind, sich mit den ursprünglichen Einwohnern vereinigten, um den Eindringlingen, die von dem asiatischen Festlande kamen, Widerstand zu leisten. Mit Klarheit und Sicherheit behandelt Munro die Frage nach den Yamato. Die Yamato werden als die Vorfahren der modernen Japaner angesehen, denen dieser Gegenstand im Augenblick von besonderer Wichtigkeit ist, angesichts des Umstandes, daß, seitdem man im Occident aus Rassegründen gegen sie vorgeht, sie danach streben, sich nach einem arischen Ursprung statt nach einem mongolischen umzusehen. Munro ist der Ansicht, daß die Yamatorasse vom chinesischen Festland über Korea nach Japan kam. Die Einwanderung begann wahrscheinlich um das Jahr 500 v. Chr. und dauerte fort bis zur Dämmerung in der japanischen Geschichte, etwa um 700 bis 800 n. Chr. Die Negritos, die malaiischen und anderen Stämme, die auf den Inseln Kolonien gegründet haben mögen, leisteten zuerst einen schwachen Widerstand, wurden aber im Laufe der Zeit von der unbesiegbaren Yamatorasse vernichtet oder absorbiert. Die Eroberung scheint ein langsamer Amalgamationsprozeß gewesen zu sein, ohne daß die Waffen dabei eine große Rolle gespielt haben; und die fruchtbaren Generationen fuhren fort, Kultur und Zivilisationszuwachs von dem chinesischen Festland durch lange Perioden zu empfangen. Diese Ansicht divergiert also ganz bedeutend von der, welche die Yamatorasse als zum größten Teil malaiisch oder indonesisch ansieht. Wenn aber die Yamato von China kamen, so bleibt unaufgeklärt, wieso die in Japan so zahlreich gefundenen Dolmen in China nicht zu finden sind und erst nach Westen hin am kaspischen Meer auftauchen. Wenn auch Korea einige Spuren von Dolmen aufweist, so sind diese keineswegs in ihrer Form mit den japanesischen identisch. Die Yamato waren sicher in Japan, ehe sie mit den Dolmenbauten begannen, in denen Eisen, Bronze und fortgeschrittene Töpfereien gefunden werden. Im allgemeinen muß daher Munro die gegenwärtige japanische Rasse als eine vielfach zusammengesetzte betrachten, deren hauptsächlichste Elemente Negritos, Mongolen, Altasiaten und Kaukasier waren, deren Amalgamation erst in der Zeit, als die Yamato die Herrscher auf den Nipponinseln, wurden, vollendet wurde.

Die heutigen kommunistischen Gemeinden in Nordamerika behandelt Prof. Rob. Liefmann-Freiburg in einer zusammenfassenden, auf eigenem Augenschein beruhenden Darstellung, die manches Neue bringt. Nach Aufzählung verschiedener kleinerer Gemeinden beschäftigt sich Liefmann ausführlich mit der bekannten großen deutschen Amanagemeinde. Sie umfaßt 1700—1800 Mitglieder,

und die Zahl der Mitglieder ist langsam, aber beständig gestiegen. Von den 1767 im Jahre 1901 vorhandenen Mitgliedern waren 321 über 60 Jahre alt, eine bemerkenswerte Langlebigkeit. Die Mitglieder sind sämtlich Deutsche, und es können nur Leute aufgenommen werden, die der deutschen Sprache mächtig sind. Jede Familie wohnt in ihrem Haus für sich. Die Ehe ist nie verboten gewesen, aber die Ehelosigkeit wurde früher als das Gottgefälligere angesehen; Männer dürfen vor dem 24. Jahre nicht heiraten. In jedem Dorf gibt es eine Zahl von Küchenhäusern, in denen die Mahlzeiten zubereitet und gemeinsam genossen werden, Männer und Frauen sitzen beim Essen getrennt. Die sonstigen Konsumgegenstände beziehen die Mitglieder aus den Gemeindeläden. Jedes Mitglied erhält einen bestimmten Kredit, der von den Vorstehern der Gesellschaft „nach Billigkeit und Gerechtigkeit" festgesetzt wird und etwa 25—40 $ beträgt. Bisweilen kann das kommunistische Prinzip durchbrochen werden; z. B. ist einzelnen Mitgliedern erlaubt worden, größere Reisen zu machen, und wenn es von den Aeltesten beschlossen wird, trägt die Gesellschaft die Kosten, um jungen Leuten eine bessere Bildung zuteil werden zu lassen, als sie in der Gemeinde gewährt werden kann. Musik und sonstige Vergnügungen sind verboten. Die Hauptbeschäftigung ist Landwirtschaft; den Hauptteil ihrer Einkünfte aber bezieht die Gemeinde aus ihrer gewerblichen Tätigkeit. Die Produkte ihrer Wollwebereien und -druckereien genießen in den ganzen amerikanischen Staaten einen vorzüglichen Ruf. Die Arbeitszeit dauert von 6½—11 und von 12½—6; das Tempo der Arbeit ist ein sehr langsames und bequemes. Der lange Bestand der Gesellschaft ist der vorzüglichen Organisation zuzuschreiben. Danach wird die Leitung von 13 Trustees besorgt. „Jedes Mitglied der Gesellschaft ist verpflichtet, sein Vermögen bei seiner Aufnahme den Trustees für die gemeinsame Kasse ohne Vorbehalt zu übergeben und ist dafür zur Gutschrift auf die Bücher der Gesellschaft berechtigt.... Jedes Mitglied ist außer der freien Kost und Wohnung, sowie auch der ihm zugesicherten Verpflegung und Versorgung im Alter usw. zu einer jährlichen Unterhaltungssumme aus der gemeinschaftlichen Gesellschaftskasse berechtigt, und dieses Unterhaltungsgeld soll jedem Mitglied von den Trustees nach Recht und Billigkeit bestimmt und von Zeit zu Zeit geprüft und aufs neue berichtigt werden." — Sodann berichtet Liefmann über eine große, bisher unbekannte Gemeinde. „Sollte man es für möglich halten, daß blühende Gemeinden unbekannt bleiben konnten, die an Zahl die drittgrößten sind, die je in den Vereinigten Staaten bestanden haben, Gemeinden, die einen so absoluten Kommunismus durchgeführt haben, wie er nur bei wenigen zu verzeichnen war, und die vor allem ihre Anfänge um volle 200 Jahre weiter zurückdatieren können, als alle kommunistischen Gründungen, die je in den Vereinigten Staaten bestanden haben. Und doch ist dies Tatsache. In Süddakota leben in 12 Gemeinden über 1300 Leute als Mitglieder der Hutterischen Societies, die mit kurzen Unterbrechungen seit über 350 Jahren einen vollkommenen Kommunismus durchgeführt haben, und von deren Existenz man bisher nichts gewußt hat. Es sind dies die einzigen existierenden kommunistischen Gemeinden, deren Ursprung in das Mittelalter zurückreicht, die einzigen auch, die schon in Europa kommunistische Gemeinschaften hatten." Die meisten der heutigen, nach ihrem Gründer benannten Mitglieder der Hutterischen Societies stammen von Wiedertäufern im Erzherzogtum Kärnthen, die schon 1752 aus dem Lande vertrieben worden sind. Sie sind nach mannigfachen Irrfahrten durch Ungarn und Rußland 1875 nach Amerika ausgewandert. Heute leben ungefähr 1300 Personen in der Gemeinschaft auf 12 verschiedenen Brüderhöfen, und zwar heute genau nach den Vorschriften von vor mehr als 350 Jahren. Ihr Kommunismus ist durch das Zusammenwohnen in den Brüderhöfen ein viel strengerer als bei den Amana, wo jede Familie gesondert wohnt, und sich daher ein Privateigentum an den Gegenständen des Haushaltes findet. Hier dagegen gibt es tatsächlich nicht einmal ein Privateigentum dessen, was jeder an seinem Leibe trägt. Die Gemeinde hat Diener des Wortes und Diener der Notdurft, die gewählt werden. Bekommt eine Frau ein Kind, so bezieht sie die Kindsmutterstube; die Kinder kommen, wenn sie 2½ Jahre alt sind, in die „kleine Schule", wo sie den ganzen Tag unter Aufsicht der Schulschwestern bleiben; mit 6 Jahren kommen sie in die „große Schule" unter die Aufsicht von Schullehrern. Der einzige Erwerbszweig ist Ackerbau und Viehzucht. Bemerkenswert ist, daß die Gemeinde inmitten einer fremdsprachigen Bevölkerung ihre deutsche Sprache bewahrt hat. Interessant ist ferner, daß die Hutterischen Gemeinden den einzigen bisher bekannten Fall darstellen, daß kommunistische Gemeinden infolge äußerer Katastrophen die Gemeinschaft zeitweilig aufgegeben haben, dann aber nach einiger Zeit wieder zum Kommunismus zurückgekehrt sind. Diese Leute gerieten in Verfall, als sie den Kommunismus aufgaben,

und fingen wieder an zu blühen, als sie zur Gemeinschaft zurückkehrten. (Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. XXXVI, 1/2, 1908.)

Die Bewertung außerehelicher Schulkinder. Die Stadt Plauen hat unter 14 184 Schulkindern 559 = 4 pCt. uneheliche Kinder. In den Schulnoten wurden diese unehelichen Kinder folgendermaßen bewertet: in Begabung erhielten sehr gut und gut 219 = 39 pCt., genügend 333 = 59 pCt., darunter nur 1 pCt.; in Fleiß I und Ib 379 = 68 pCt., schlechter 180 = 32 pCt.; im sittlichen Verhalten I und Ib 544 = 97 pCt. und nur 15 darunter. Körperlich vernachlässigt wurden 28 = 5 pCt. befunden, kränklich 61 = 10 pCt. „Das bedeutet nichts anderes", sagt die „Zeitschrift für Kinderforschung", der wir diese Daten entnehmen, „als daß Plauens uneheliche Schulkinder in Begabung, Fleiß und sittlichem Verhalten über dem Durchschnitt stehen, zum großen Teil auch körperlich kräftiger und gesünder sind als die ehelichen Schulkinder."

Konzeptionsbeschränkung und Staat. Ueber dieses Thema sprach Mayet in der Gesellschaft für soziale Medizin. Bei der geringen Kindersterblichkeit der Polen würde die Konzeptionsbeschränkung in deutschen Kreisen Rassenselbstmord sein. Die künstliche Konzeptionsbeschränkung hat einen Geburtenrückgang verursacht, der in demselben Verhältnis wächst, wie die Ziffer der städtischen Bevölkerung. Besonders unter dem Judentum hat die künstliche Beschränkung um sich gegriffen. Dr. Heinrich Singer hat bewiesen, daß der jüdische Kinderreichtum der Vergangenheit angehört. Bei einer Konzeptionsbeschränkung würden ferner die Erstgeborenen unter den Ueberlebenden eine stärkere Rolle spielen als jetzt, welche aber konstitutionell mehr gefährdet sind, denn von Erstgeborenen starben nach der Tabelle von Chr. Husch 8,2 pCt., von Drittgeborenen nur 6,9 pCt. Die Stillung ist zwar kein sicheres Mittel der Konzeptionsverhütung, doch ist nach Weinberg im ersten halben Jahre nach der Geburt die Konzeptionsziffer der Nichtstillenden 50 mal stärker. Japan hat drei- und sechsjährige Laktation und Dreikindersystem. Mayet erklärt die künstliche Konzeptionsbeschränkung nur für berechtigt zur Verhütung der weiteren Vererbung von Krankheiten, wie Tuberkulose, Syphilis usw. Dagegen empfiehlt er die natürliche Konzeptionsbeschränkung durch möglichste Verlängerung der Stilldauer und zu diesem Zweck obligatorische Mutterschaftsversicherung mit Stillprämien. (Dtsch. mediz. Wochenschr. 32, 1908.)

Der Panslawistische Kongreß, der im Juli in Prag tagte, hat wieder in erster Linie die großen Gegensätze unter den slawischen Völkern zutage treten lassen. Das einzige einigende Moment war eigentlich der Haß gegen Preußen-Deutschland. Die positiven Beschlüsse des Kongresses — Errichtung einer panslawischen Bank und eines dito Telegraphenbureaus — braucht man nicht tragisch zu nehmen. Die „Vossische Zeitung" meint ganz richtig, die Realisierung dieser schönen Pläne werde an der traditionellen „allslawischen Schlamperei" scheitern. Im übrigen gerieten Serben und Kroaten heftig aneinander, und die Ruthenen sandten dem Kongreß eine heftige Absage. In einer Broschüre von ruthenischer Seite über den „Panslawismus" (Wien und Leipzig, C. W. Stern) sagt Wladimir Kuschmir: Das Hindernis, welches einer Konsolidierung des Slawentums im Wege liegt, besteht sowohl im Mangel an einem sprachlichen Bindeglied, an historischer Tradition und an gemeinsamen Interessen, als auch vor allem in den vielen innerslawischen Konflikten, deren man bald ein Dutzend zählt. Es gehören hierher außer dem ukrainisch-polnischen und ukrainisch-russischen noch der Konflikt zwischen den Bulgaren und Serben, Serben und Kroaten, Montenegrinern und Serben, Polen und Russen, Polen und Tschechen usw., kurz überall, wo sich zwei slawische Völker territorial berühren. Der größte innerslawische Konflikt ist aber gewiß der zwischen den Ukrainern und Russen einerseits und den Polen andererseits, ein Konflikt, der die drei größten slawischen Völker in Mitleidenschaft zieht. Stellen wir das ziffernmäßig dar, so ergibt sich, wenn wir die 33 Millionen Ukrainer beiseite lassen, daß das gesamte Slawentum in mehr als 70 pCt. aus den Russen (58 Millionen) und Polen (18 Millionen), also unseren Unterdrückern besteht. Es wird demnach klar, daß ein Ukrainer, der sich über die Entwicklung und die Fortschritte der tschechischen Nation freut, der mit den um ihre Rechte kämpfenden Slowaken sympathisiert, kein Panslawist sein kann, nachdem jedenfalls mehr als zwei Drittel Slawen auf dessen Slawenliebe nicht reflektieren können. Als Ruthene Panslawist zu sein, mit der panslawistischen Idee zu gehen, wie sie jetzt beschaffen ist und wie sie kaum anders sein kann, hieße sich selbst nicht achten. In dieser

unserer Abneigung gegen die verschiedenen panslawistischen Machenschaften haben uns erst neulich wieder die Initiatoren der angeblich kulturelle Ziele verfolgenden neuesten panslawistischen Aktion, welche in den Petersburger slawischen Beratungen ihren Anfang nahm, bestärkt, indem sie zur Teilnahme an dem Prager Panslawistentag zwei Ruthenen, darunter einen Russophilen, welcher eigentlich niemanden repräsentierte, zuließen, jedoch unter der Bedingung, daß beide in eine gemeinsame russische Gruppe eintreten sollen. Nun, auf diese Anmaßung antworten wir den Herren mit den Worten Palackys: Wenn wir den slawischen Brüdern zuliebe aufhören sollten, Ruthenen zu sein, dann ist es uns egal, Russen oder Deutsche zu werden.

Das Völkergrab Amerika. Die Volkszählung auf der Insel Kuba, die jetzt zum Abschluß gelangt ist, hat eine Tatsache zutage gefördert, die eigentlich nicht nur auf den Ethnologen, sondern auf jeden denkenden Menschen einen großen Eindruck machen müßte. Sie besagt in nackten Worten, daß nunmehr auf der großen Insel Kuba von der eingeborenen Rasse, die dort zur Zeit der Entdeckung in großer Volkszahl lebte, auch nicht ein einziger Nachkomme mehr übrig ist. Kuba wurde bekanntlich von Kolumbus schon auf seiner ersten Reise entdeckt und damals nach dem König von Spanien Fernandina genannt. Die berüchtigten Konquistadores der Spanier haben schon in den ersten Jahrzehnten ihres Besitzes in Mittel- und Südamerika in vielen Gebieten „reinen Tisch" gemacht, und wie gründlich das geschehen ist, beweist das Beispiel der Insel Kuba. Allerdings haben im Verlauf von 400 Jahren, die seit der Entdeckung verflossen sind, noch andere Einflüsse von mehr friedlicher Art mitgewirkt, aber die spanischen Eroberer haben schon damals unter jenen Völkern, die sich größtenteils durch hohe Kultur und Liebenswürdigkeit auszeichneten, weit ärger als die Pest gehaust.

Arbeiteransiedelung auf dem Lande. Der Generaldirektor der ostpreußischen Landschaft Oberregierungsrat Kapp hat der Tagung der Landschaft eine Kolonisations- und Arbeitervorlage unterbreitet, in der die wichtigsten Grundsätze einer gesunden Arbeiterkolonisation auf dem Lande mit besonderer Klarheit ausgesprochen sind. In der Vorlage heißt es: „Unsere Landwirtschaft wird gut tun, die Bestrebungen, die auf eine Einschränkung der Freizügigkeit gerichtet sind, endgültig fallen zu lassen. Wer der Massenabwanderung durch Einschränkung der Freizügigkeit begegnen zu können meint, begeht eine Verwechslung von Ursache und Wirkung. Aehnliches gilt von den auf Bestrafung des Kontraktbruches landwirtschaftlicher Arbeiter gerichteten Forderungen. Die auf dieses Mittel gesetzten Hoffnungen sind zum großen Teil trügerisch. — Es fragt sich doch, ob es nicht vorzuziehen ist, mit deutschen, nicht ständig verpflichteten Arbeitern, die als Deutsche die Scholle bebauen, in ein freies Arbeitsverhältnis einzutreten, als mit den unser Vaterland überflutenden, an Rasse und Kultur inferioren slawischen Saisonarbeitern. Dem Ansiedler muß die freie Wahl der Arbeitsstelle, auf der er arbeiten will, gewahrt bleiben. Das ist einer der obersten Grundsätze der Kleinsiedelung." Subjekt der Ansiedelung soll die Landschaft sein, und zwar soll die ostpreußische Landschaft eine Ansiedelungsbank errichten und aus eigenen Mitteln mit einer Million Mark Kapital ausstatten. Dazu sollten die Kreise und die Provinz je eine Million geben, und schließlich sollte der preußische Staat vier Millionen bewilligen. Diese Bewilligung ist im preußischen Abgeordnetenhause abgelehnt worden, und damit ist der Kappsche Plan zerfallen. Diese Entscheidung bedeutet, daß die preußische Regierung nicht gesonnen ist, ein so großes Werk, wie die innere Kolonisation des Ostens der Landschaft, d. h. dem Agrariertum zu überlassen. — Jetzt fordert nun G. W. Schiele in den „Preuß. Jahrbüchern" die freie Selbstbesiedelung des Landes. „Alle bisherigen Besiedelungspläne wollen, daß die Regierung arbeitet, wie der Herrgott in der Schöpfungsgeschichte: hier soll ein Dorf entstehen und hier keins. Das scheint mir nicht der richtige Weg. Vielmehr sollte man eine freie Selbstbesiedelung des Landes ermöglichen. Es kann sich nicht mehr um eine genossenschaftliche Wohlfahrtspflege handeln, sondern nur noch um ein freies Ansiedelungsgesetz. Bisher ist das deutsche Land der freien Selbstbesiedelung nur erreichbar auf dem Umwege über die Urbanisierung, Verstädterung des Landes. Es wird aufgeschlossen durch die Industrie. Solange es rein agrarisches Land ist, ist es der Neubesiedelung verschlossen. Der sicherste Weg für eine wirkliche Eröffnung des Landes wäre die Schaffung großer stadtähnlicher Gemeindekörper, die nicht mehr jeden Neusiedler unter die Lupe nehmen, ehe sie ihn zulassen, sondern ansiedeln, wie die Städte angesiedelt haben. — Es ist

falsch, zu meinen, das Heil läge darin, daß es gelänge, die Leute vom Zuge nach der Stadt zu bekehren. Nicht das ist unsere Aufgabe, den Menschenstrom in die Industrie aufzuhalten. Sondern im Gegenteil, den Menschenbedarf der Städte zu decken, das ist die Aufgabe des Landes, und zwar so reichlich zu decken, daß das Land selbst nicht erschöpft wird. Je mehr Menschen verlangt werden, um so mehr Menschen müssen aufgezogen werden, und zwar wo die Menschenzucht zu Hause ist, auf dem Lande. Mehr Herde und mehr Heimstätten auf dem Lande brauchen wir, wo Wiegen stehen. Aber in den letzten Menschenaltern haben diese Herde nur abgenommen, und unsere eigenen Gesetze sind es, die sie abnehmen gemacht haben. — Ueberall kann man die Ansicht hören: »Keiner will mehr dienen. Kinder kleiner Bauern und Handwerker dienen wohl noch, aber Arbeiterkinder taugen nichts.« Worin liegt der Unterschied? Die Eigentümerkinder lernen von früher Jugend an Pflichtbewußtsein gegenüber der Arbeit, von der die Familie lebt. Arbeiterkinder lernen den Mietlingsgeist, der in der Wirtschaft, der er dient, immer einen Feind sieht. Um der gesamten Volkserziehung willen ist es von der größten Wichtigkeit, daß die weitesten Kreise des Volkes in einer eigenen Wirtschaft das Pflichtverhältnis zur Arbeit lernen und den Mietlingsgeist verlernen." (Preuß. Jahrb. Juli 1908.)

Modernes Volkssterben. Während sich die Geburtenüberschüsse in Deutschland noch immer auf der Höhe halten, steht Frankreich seit mehreren Jahren vor dem Zusammenbruch seiner Bevölkerungspolitik. Die Abnahme der französischen Geburtenziffern hat zwar schon vor 80 Jahren eingesetzt, indessen bewegte sie sich in mäßigen Grenzen: von 1825—1875 betrug sie von Jahr zu Jahr 500, eine Ziffer, bei der man es schon noch eine Weile hätte ansehen können. Bedenklicher sah die Sache schon in den folgenden Jahrzehnten aus: Von 1875—1900 betrug die durchschnittliche Verminderung der Geburten im Jahre nämlich rund 4000, und sie hat im neuen Jahrhundert in noch stärkerem Maße zugenommen — sie belief sich im Durchschnitt der letzten 7 Jahre auf 12000. Sank die jährliche absolute Geburtenzahl von 1875—1900 von (rund) 967000 auf 860000, also in 25 Jahren um 107000, so betrug sie 1906 nur noch 774000; sie war also schon in 6 Jahren um nahezu die gleiche Zahl gesunken, wie zuvor in 25. Wenn das so weiter geht, scheidet Frankreich in einem Menschenalter aus der Reihe der größeren Nationen aus, falls nicht das eintritt, was im Laufe zweier Jahrtausende schon so oft geschehen ist: die gesegneten Gefilde Frankreichs locken neue unverbrauchte Volksmassen aus der Fremde an. Freilich, das Material, welches in früheren Jahrhunderten zur Verfügung stand, die skandinavische Rasse, versagt heute; dafür reden einige Franzosen in allem Ernste dem Import von Marokkanern das Wort, während neuerdings sogar von ostasiatischen Kulis die Rede war; denn das ist das Besondere der modernen friedlichen Völkerdurchdringungen: sie erfolgen unter öffentlicher statistischer und staatlicher Kontrolle. In ein oder anderer Weise muß jedenfalls Rat geschafft werden, das um so mehr, als die qualitative Beschaffenheit des Restes der Bevölkerung den Militärbehörden immer mehr Sorge macht; ist es doch bekannt, daß die Militärtauglichkeitsziffer der geborenen Pariser unter 1 pCt. gesunken ist (sie betrug 0,8 pCt.). — Wir können uns an dieser Stelle nicht über die Ursache oder über das Gewebe von Ursachen verbreiten, die diese Erscheinungen bedingen; um so mehr weisen wir wieder darauf hin, daß es eine grobe Selbsttäuschung bedeutet, wenn einige meinen, wir seien von dem gleichen Zustande der Dinge noch durch Zeitalter getrennt. Es muß immer wieder gesagt werden, daß die Geburtenziffern unserer Reichshauptstadt bereits unter diejenigen von Paris gesunken sind und das trotz des Umstandes, daß diese Stadt seit 1870 eine Auslese der Bevölkerung Deutschlands in ihren Mauern begraben hat, — womit sie ihrerseits zur Verödung des nunmehr den Slawen preisgegebenen flachen Landes beitrug. Berlin aber bildet das Vorbild für die übrigen großen und kleinen Städte: sie gehen, wenn auch ein paar Nasenlängen hinter der Reichshauptstadt, sämtlich den gleichen Weg des Verderbens. Das liegt im Rahmen historischer Gesetzmäßigkeiten, und es sollte unter verständigen Leuten überflüssig sein, sich darüber zu streiten: wir haben wichtigere Dinge zu tun; wir wissen: auch wir stehen dicht vor dem konstitutiven und demnächst auch völkischen Verfall. Wenn einige gute Leute die Meinung vertreten, es müßte diesmal etwa der neuentstehenden Licht- und Luftbäder, oder der verbesserten Erziehungsverfahren, oder der geplanten Gartenstädte wegen oder irgendeinem anderen Reformprojekt zuliebe anders kommen, so wissen wir, was wir von solchen kindlichen Hoffnungen und Phantasien zu halten haben. Unser Urteil über das Chaos der modernen Reformvorschläge im einzelnen, wie über das historische Ideal

der abendländischen Welt steht fest. Sie sind samt und sonders zu leicht befunden, denn sie können das Verderben nicht aufhalten. Unsere Rettung aus dem fünftausendjährigen periodischen Verfalle der Geschichte kann nicht aus dieser oder jener noch so gut gemeinten äußerlichen Verbesserung des Lebens kommen; der Fehler sitzt tiefer. Die Diagnose wird uns aber durch den Umstand erleichtert, daß entgegen den geschichtlichen Erfahrungen in vorgeschichtlicher Zeit ein solcher gewünschter Dauerzustand bestanden haben muß, weil sonst keine Anhäufung jener Vorräte konstitutiver Kraft in den heroischen Völkern denkbar gewesen wäre, mit denen die Geschichte operiert. Wo Holz ist, da muß es einstmals gewachsen sein. — Indessen wäre es schlimm um uns bestellt, wenn wir uns mit solchen allgemeinen gedanklichen Schlüssen begnügen müßten, denn die wären nicht überzeugend. Wir besitzen aber einen befriedigenden Einblick in die Bedingungen des vorgeschichtlichen Lebensprozesses unserer Rasse, und wir sind in der Lage exakt festzustellen, was wir dem Leben gewähren müssen, damit seine historische Hinfälligkeit überwunden werde. Diese Erkenntnis verbreitet sich zum Glück in zwölfter Stunde. In einem kürzlich in Dr. Röslers „Neues Leben" veröffentlichten Aufsatz sagt August Forel: „Die Fortschritte der Wissenschaft . . . lassen uns immer deutlicher erkennen, daß die leichtsinnige und gleichgültige Art und Weise, mit der wir bisher die Vermehrung unserer eigenen Rasse besorgt haben, schließlich zu unserem Verderben gereichen muß, nachdem der rohe Kampf ums Dasein, der früher die Schwachen und Unbrauchbaren zum Sterben brachte, aufgehört hat, und wir umgekehrt einerseits durch Erhaltung und Vermehrung der Elenden und andererseits durch alle möglichen schädigenden Einflüsse unsere Rasse einer fortschreitenden Entartung anheim fallen lassen", — und er schließt seine Betrachtungen mit den Worten: „Es gibt nur eine Rettungsmöglichkeit für die Dauer und den Fortschritt unserer Rasse (neben dem selbstverständlichen Kampfe gegen die Rassengifte) —, das ist die bewußte rassische Zucht; und diese Wahrheit zu verbreiten, ist eine tiefernste, ja eine heilige Aufgabe." (Mittgart-Blätter.)

Deutsche Medizin im amerikanischen Urteil. Darüber wird der „Deutsch. medizin. Wochenschr." (Nr. 32) von „einem unserer besten Forscher" ein Brief „aus einer der allerersten Bildungsstätten der Union" mitgeteilt, dem wir folgendes entnehmen: „Es läßt sich nicht leugnen, Sie drüben geraten auf den Gebieten, wo Sie früher so viel geleistet haben, ins Hintertreffen. Biologie treiben Sie überhaupt nicht, und von bedeutenden Arbeiten auf physiologischem Gebiete ist es ganz still geworden. Die Engländer mit ihrem ideenreichen Experimentieren haben ihnen da den Rang ganz abgelaufen, und bei uns haben die Arbeiten von Loeb, den Sie drüben auch nicht brauchen konnten, eine führende Stellung gewonnen, die ja auch allmählich bei Ihnen erkannt wird. Der internationale Physiologenkongreß in Heidelberg hat hervorragende deutsche Arbeiten eigentlich nur auf chemischem Gebiete gebracht. . . . Den gedankenreichen Wegen von Roux ist fast niemand bei Ihnen, aber sind viele bei uns gefolgt, und vergleichende Anatomie wird, wie ich sehe, fast nur noch von der Freiburger Schule und einigen älter werdenden Gegenbauerschülern getrieben. . . . Ich weiß auch, woher alles das kommt. Sie wollen auf den Universitäten keine Originaldenker mehr, die sich nicht durchaus in den Gesamtkörper einfügen lassen. Sie suchen offenbar mehr die gleichmäßig ausgebildeten Lehrer. Bethe in Straßburg wird wohl allmählich mürb werden in seinen groß angelegten Arbeiten, da niemand ihn ruft, und Nußbaum in Bonn ist ja wohl auch nun ein alter Mann geworden, ehe man ihm den richtigen Wirkungskreis gab. Wir waren voll Bewunderung für den anatomisch denkenden Biologen Born, dessen Arbeiten hier vielfach Anregung schufen, aber es hat sehr lange gedauert, bis wir erfuhren, wo er war, und dann hörten wir, daß er eine kleine Stelle in Breslau habe, in der er auch gestorben ist. . . . Es sieht ja ganz danach aus, als wüßten Sie Originale, Talente nicht mehr zu schätzen."

Ueber die Pflicht zur Auslese schreibt Hans v. Wolzogen: „Es ist doch gut, daß wir noch eine Rassenfrage haben! So lange wir sie haben, haben wir auch noch Rassen und fragen nach ihnen. Allen, denen mehr an der Mischung gelegen ist, gefällt dies freilich nicht; diese dürfen es gar nicht zugeben, daß es noch so etwas wie Rassen gibt. Lieber von den Affen abstammen, als solche tierischen Begriffe in unsere hohe Kulturwelt bringen! Man kann ihnen den Abscheu nicht verdenken, und man darf es zu ihrem Troste ihnen zugestehen: so „reine Rassen" — wie die Affenrassen — gibt's in der geschichtlichen Menschheit allerdings nicht mehr. Aber doch — das Auge läßt sich nicht täuschen! Das wird niemals

im Christen eine Rasse, noch im Juden eine Konfession sehen, aber es wird auch an guten deutschen Staatsbürgern und Reichsgenossen, ohne lange nach wissenschaftlichen Nachweisen zu fragen, slawischen, semitischen, mongolischen Typus erkennen, weil solche Rassenzeichen sich durch alle Mischungen hindurch zweifellos erhalten haben. Die Rassen, auch wenn sie nicht mehr rein vorhanden sind, haben ihre Spuren hinterlassen. Die Wissenschaft mag noch lange nicht imstande sein, durch neue ethnologische Begriffe zu bestimmen, zu erklären, worin das Rassenwesen heute noch besteht. Der Volksgeist bedarf dessen nicht. Für seine Anschauung ist Rasse ein ästhetischer Begriff geworden. Er traut eben seinen Augen. Und nur, weil die Bedeutung des Aesthetischen in den Zeiten des Materialismus so sehr an Kraft und Ansehen verloren hat, gibt man auf diese Urteilsinstanz so wenig und glaubt sich wissenschaftlich geschlagen, wenn man das Rassenwesen nur noch mit den Augen, ästhetisch, vor sich sieht. Nun kommt man uns aber mit dem Moralischen — obwohl dies doch sonst so ungern gegen das Aesthetische ins Feld geführt wird. Es heißt, wir gefährden mit unserem Rassenunfug die höhere Humanität. Ist unser Auge, das nach Rassezeichen sieht, wirklich blind für die Schönheit der Humanität? Sicherlich nicht, wenn sie nur wirklich schön ist. Vom großen Mischmasch oder der vollendeten Anarchie können wir dies nicht zugeben. Jene „reine Menschlichkeit, die alle menschlichen Gebrechen sühnt", diese edelste Moralität, nennt auch unsere Aesthetik durchaus schön. Wir glauben aber dahin auf dem Entwicklungswege der Rasse — nur nicht jeder Rasse — zu gelangen. Denn wir fühlen uns sicherer, wenn wir Boden unter den Füßen haben, und der festeste Boden dünkt uns unsere Heimat; geistig gedacht: wo wir mit unserem besten, gesundesten, entwicklungsfähigsten Wesen zu Hause sind — woher wir und es stammen — was wir „im Blute" haben — was wir, wenn wir uns selber recht genau anschauen: unsere Rasse nennen. Daß wir dieses Ideal nicht in der Humanität unserer Mischwelt vor uns haben — daß wir es vielmehr nur anstreben können, wenn wir zugleich die moralische Pflicht der Auslese bei jeder Verbindung der Geschlechter wie der Geister streng erfüllen: das kann gar nicht genug gesagt werden. Nur durch Wiederholungen holt man sich eine verlorene Wahrheit wieder!" (Dtsche. Ztg. 5, VII, 08.)

Bildungsideale. Unter dieser Ueberschrift schreibt Karl Scheffler: Was heute die Schule, die Gesellschaft, der Beruf an äußeren Kenntnissen fordern, ist, in all seiner abstrakten Einseitigkeit, so unnatürlich vielfältig, daß nur die Stärksten und Klügsten den Anforderungen ohne dauernden Schaden genug tun können. Und selbst sie werden nutzlos verwirrt, verlieren kostbare Jugendkraft und brauchen lange Zeit, um kritisch zu überwinden und wieder abzustoßen, was ihrer jugendlichen Empfänglichkeit und Unerfahrenheit gewaltsam oktroyiert worden ist. Bis vor wenigen Jahrzehnten noch wurde das Kind unmerklich und darum nur um so nachdrücklicher zu dem Grad von Bildung hingeleitet, dessen es in seinem Stande für einen bestimmten Beruf bedurfte. Die Menschen lernten damals, was keine Schule lehren kann; sie waren gebildeter im rechten Wortsinn, weil sie fest im begrenzten Kreise wurzelten und zur Tüchtigkeit in Einem strenge angehalten wurden. Mit der Aufhebung vieler sozialer Grenzbestimmungen, mit der Erschütterung der Standeskonventionen ist die Möglichkeit fast geschwunden, lebendige Bildung innerhalb eines Gesellschafts- oder Berufskreises zu erringen. In unserer Aera einer allgemeinen „Freiheit", unter der Herrschaft des alleinseligmachenden Kapitals, ist das Lebensfeld ohne Ausnahme allen zum Wettkampfe freigegeben worden; die mißgeschaffene Idee von der physischen Gleichheit hat Herrschaft erlangt, und die letzten Schranken einer sozialer denkenden Vergangenheit werden mit dem Eifer des schlechten Gewissens weggeräumt. Aus den dunkelsten Niederungen der jäh vergrößerten, durcheinander flutenden Nation ist in wenigen Jahrzehnten eine riesige Menge heterogener Volkselemente emporgestiegen, die mit unverbrauchter Kraft und rohem Begehren viel Bestimmungsrecht an sich gerissen hat. Die Demokratisierungsidee der Zeit ist bisher nur materialistisch begriffen worden. Wo sich sonst der Familiensinn durch Generationen bei geregelterer Zuchtwahl entwickelte und eine Lebenskultur, eine geistige Atmosphäre schuf, da sehen wir heute aus Zufallsbegegnungen sich geistig, sozial und sogar national ganz fern Stehender die Familie hervorgehen, sehen willensstarke Barbaren aus dem Dunkel des Demos auftauchen, Reichtum und Macht an sich reißen und Sippen gründen, die in den Söhnen und Enkeln dann schon wieder degenerieren. Da der angeborene und anerzogene Traditionsadel kaum noch zu finden ist, so fordert man, im richtigen Instinkt, daß ein Volk, das nichts mehr auf soziale Gradwerte

gibt, aufhört eines zu sein, ein anderes deutlich nachweisbares Diplom. Und man glaubt es gefunden zu haben mit der Frage nach der kontrollierbaren Bildung. Die Frage lautet nicht mehr: was bist du innerhalb deines Kreises als produktive Kraft? sondern: kannst du mit äußerer Bildung deiner wenn auch usurpierten gesellschaftlichen Stellung den Schein der Legitimität verleihen? Betrachtet man, was heute von Lehrern und Schülern, Gelehrten und Kaufleuten, Künstlern und Politikern, Armen und Reichen, Müßigen und Fleißigen gewußt werden muß, um die Karriere zu sichern, und was unverändert weiterzugeben Tausenden Lebensberuf ist, so kommt man zu dem erschreckenden Schluß, daß drei Viertel davon als Halbbildung bezeichnet werden müsse. Denn Halbbildung ist schließlich alles Wissen, das nicht schöpferisch zu neuen Taten, zu edlerer Kultur benutzt werden kann und seiner selbst wegen gepflegt wird. Aus einem Instinkt der Selbsterhaltung, um den barbarischen Materialismus dieser Zeit zu verdecken, wird diese ungeheuere Bildungslüge wie nach allgemeiner Uebereinkunft aufrecht erhalten. (D. neue Rundschau, August 08.)

Die soziale Bedeutung der Biologie. „Aus den Schäden der europäischen Zivilisation und des materialistischen Zeitalters heraus eine innerliche deutsche Kultur zu schaffen, das ist die große nationale Aufgabe der Gegenwart. Nun sind aber die meisten großen Vorkämpfer auf diesem Gebiete, wie Riehl, Egidy, v. Leixner, Johannes Müller, Gurlitt und wie sie alle heißen mögen, aus Mangel an real-naturwissenschaftlicher Bildung — den ich ihnen aber selbstverständlich nicht zum Vorwurf machen will — nur zu sehr geneigt, den untrennbaren Zusammenhang zwischen Körper und Geist zu verkennen. Hier zu vermitteln, viele gutgemeinte, aber nutzlose Arbeit zu vermeiden, ist eine wichtige Aufgabe der neueren Richtung der Naturwissenschaft. — Unsere jungdeutschen Kulturkämpfer wollen das Leben der Nation in natürlichere, harmonische Bahnen leiten, wollen ethische Begriffe, soziale Instinkte allgemeiner verbreiten und dadurch den Gesamtstand der Kultur heben. Der Biologe jedoch schüttelt dazu den Kopf: so kommt ihr nicht weiter, falls ihr eure Arbeit nicht tiefer bei der Wurzel beginnt; ihr werdet vergebens kämpfen, werdet erleben, daß die wahre Kultur nur immer tiefer sinkt, sofern ihr nicht organische Arbeit verrichtet, sofern es euch nicht gelingt, den Volkskörper von gewissen, aus der Zeit des Materialismus stammenden Lebensgewohnheiten frei zu machen und eine Lebensführung anzunehmen, die der Natur des Menschen angemessen ist. — Leider glaubt nun die heutige Wissenschaft, soweit sie noch von der Biologie ungenügend beeinflußt ist, besonders die konservative gelehrte Medizin, daß es möglich wäre, eine Kultur-Varietät des Menschen zu schaffen, die eine höhere geistige Bildung durch Konzentration aller Kräfte auf die Gehirn-Funktion erlangen könne: möglichst leicht verdauliche, nahrhafte, verfeinerte Nahrung, größter Wärmeschutz durch Kleidung und Wohnung, Fernhalten aller Bakterien und sonstigen konträren Reize durch äußerste Reinlichkeit — dabei sollen die geistigen Fähigkeiten des Menschen wie Kulturgewächse gedeihen! Das sind die Konsequenzen unserer Medizin und Gesundheitspflege, seitdem die exakte Forschung in selbstbewußter Herrlichkeit alles Intuitive, alles Unbewußte überwunden und sich von der teleologischen Philosophie mit ihrer Lebenskraft losgesagt hatte. — Die Biologie lehrt uns nun den Menschen und seine Kulturprobleme von einer anderen Seite betrachten: Stoff und Kraft, Körper und Seele sind eins, alles zusammen stellt einen einheitlichen Betrieb dar, den man einen körperlich-seelischen nennen kann. Unser geistiges Leben ist nur die notwendige Ausdrucksweise des Körpers. Solange wir die intimen Lebensvorgänge des Organismus noch ganz mechanisch auffaßten und die natürlichen Bedingungen, unter welchen ein solcher Betrieb in normaler Weise vor sich geht, nur wenig kannten, solange konnten wir auch keine Lehrer in wahrer Gesundheitspflege sein. Betrachtet erst einmal den Menschen in seinen Lebensäußerungen als ein Ganzes, den Einzelmenschen als ein Teil, gewissermaßen eine Zelle, die Nation als eine höhere Ordnung eines solchen Organismus! Sehet alsdann, wie heutzutage der einzelne, von der ländlichen Scholle losgerissen, in den Großstädten und Industriezentren einer unnatürlichen Ernährung, Kleidung, Wohnung entgegengeführt wird, wie ihn die „Kultur" erbarmungslos von aller Natur, selbst vom kleinsten Stückchen Gemüseland abschneidet. Welches sind nun die notwendigen körperlichen und geistigen Früchte solcher Unnatur? Die Geschichte zeigt es uns, wie ein Experiment im großen: die Früchte sind Krankheiten, Alkoholismus, Dirnenunwesen, Verbrechertum u. s. f. Gegen alle diese Aeußerungen will nun die heutige soziale Zeit mit „Wohlwollen und Polizei" ankämpfen, Macht- und Geldmittel des Staates in Anspruch nehmen. Nun gründet man Vereine: gegen die

Tuberkulose, gegen den Alkoholismus, gegen die Säuglingssterblichkeit, gegen die Unsittlichkeit, gegen das Verbrechertum usw. Alle Unkräuter will man einzeln ausreißen! Warum nicht einen einzigen Verein: gegen die Unnatur in der heutigen Zivilisation? Warum verbessert man nicht mit allen Mitteln zuerst den materiellen Boden, auf dem alle jene Unkräuter emporsprießen? Nein, man macht es nach dem Vorbilde der gelehrten Medizin, die hergebrachter Weise die Symptome aller Leiden bekämpft, den Organismus als Ganzes und seine eigentlichen Bedingungen aber unberücksichtigt läßt. — Betrachtet doch einmal die Menschheit in ihren Körperformen, wie sie als Ausdruck ihrer Lebensweise sich entwickelt haben, z. B. in den Großstädten, wo die Abkehr von der Natur zum Himmel schreit. Ist dieses Menschenbild nicht zum Entsetzen? Immer mehr lernen wir es kennen als selbstverständliche Folge der furchtbaren Ueberernährung mit Fleischeiweiß im Verein mit Unterernährung aus Mangel an Mineralstoffen der Pflanzennahrung. Wie das Aussehen, so die Funktion solcher Leiber: Verschlämmung aller Verkehrswege des Organismus, drohende Stockung des Stoffwechselbetriebes. Der Organismus schreit förmlich nach Reizmitteln für das Herz und den Blutumlauf. Daher der enorme Verbrauch an Alkohol, Tabak, Kaffee, daher das stete Verlangen nach Bouillon und wieder Fleisch, dessen Extraktivstoffe gleichfalls nur als Reizmittel wirken. Die Vergiftung der Körpergewebe wird hierdurch eine dauernde, es ist ein wahrer Giftbetrieb des Organismus! — Was verlangt Ihr nun von einem solchen Produkte der Unnatur an geistigen und seelischen Aeußerungen? Etwa normale, natürliche? Oder kann es anders sein, als daß sich statt stetiger, gemäßigter Sinnlichkeit ein beständiger Wechsel zwischen Erschlaffung und Wollust äußert, daß hier sich schließlich Dekadenz und Perversität entwickeln? Und so verhält es sich mit allen übrigen geistigen und seelischen Aeußerungen heutiger Zeit. — Unsere gesamte europäische Kultur würde nun, trotz alles scheinbaren Glanzes der Zivilisation, sicher zugrunde gehen und natürlicheren Völkern Platz machen, wenn nicht der Volksorganismus in sich die Reaktionskraft zur Wiedergeburt zeigte. Solche Kräfte beginnen sich aber tatsächlich zu regen, und zwar nicht nur im Volke selbst, besonders im Mittelstande — was sicherlich am aussichtsvollsten ist — sondern neuerdings auch im wissenschaftlichen Leben, in einem Teile des deutschen Gelehrtentums, nämlich in der durch naturphilosophischen Geist aufblühenden Biologie. Leider hat diese junge Wissenschaft vorerst noch ihre älteren Widersacher zu überwinden, die konservative Wissenschaft der Universität, die aus der Zeit des Materialismus stammt und mit dessen, alles wahre Kulturleben vergiftenden Grundanschauungen eng zusammenhängt. Ueberwindung des Materialismus in der gelehrten Welt, besonders in der Heilkunde und Hygiene, das ist also unser erstes Ziel. Schaffung einer biologischen Medizin, insbesondere Volksgesundheitslehre, die uns lehrt, unsere wahren, natürlichen körperlichen und seelischen Aufgaben bewußt zu erfüllen. Die Kultur, die *wir* erstreben, kann nicht aus dem Luxus modernen Lebens, nicht aus den Bierpalästen entspringen, sondern lediglich aus der Natur, aus dem Heimatboden und seinen Erzeugnissen. Dennoch trägt sie dem Fortschritt der Kultur Rechnung und vermeidet alles Extreme, um auch der nun einmal vorhandenen Kultur Rechnung zu tragen. Aber ihre Losung kann nur sein: Näher heran an die Natur!“ — Kreisarzt Dr. *Bachmann* in Harburg a. E. im „Hammer“.

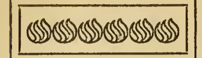
Eine Versammlung der Freien Vereinigung biologisch denkender Aerzte findet am 17. Oktober 1908, nachmittags 4 Uhr, zu Wiesbaden im Kurhause statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Vorträge: 1. „Die neuro-chemischen Korrelationen im Organismus und ihre Bedeutung für Physiologie und Pathologie“ von Dr. med. Martin aus Freiburg i. Br. — 2. „Ueber mein Lebensgesetz.“ Von Dr. med. Kleinschrod vom Sanatorium Erdsegen in Oberbayern. — 3. „Der Wert der Biologie für die Volkswohlfahrt.“ Von Dr. Bachmann-Harburg a. E. — 4. Beratung über Programm, zukünftige Gestaltung und Arbeitsplan der Freien Vereinigung. Es wird beabsichtigt, die wissenschaftlichen Ergebnisse der Sitzung in einem besonderen Berichte herauszugeben.

Van Lints Theorie der Geschlechtsbestimmung. *Van Lint* hat neuerdings die auch früher schon (von Dr. med. C. H. Fehlauer und von Alexander von Padberg) formulierte Theorie aufgestellt, daß das Geschlecht des Kindes übereinstimme mit dem des schwächeren der beiden Eltern. Zu dieser Frage seien hier kurz die Resultate einer aus *Riffels* genealogisch-nosologischen Tabellen gezogenen Statistik mitgeteilt (die ausführliche Publikation erfolgt an anderem Orte). Es

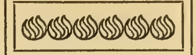
wurden nur solche Ehen in Betracht gezogen, bei denen der eine Gatte dauernd und unzweifelhaft gesunder war, als der andere. Dabei ergab sich, wenn der Mann gesunder war, das Verhältnis von 1043 Knaben zu 1000 Mädchen, was der anerkannten Proportion (1050—60 zu 1000) der Knaben und Mädchen, die überhaupt geboren werden, sehr nahe kommt. War dagegen die Frau der gesundere Teil, so ergab sich das Verhältnis 1005 Knaben zu 1000 Mädchen, also ein relatives Ueberwiegen der Mädchen, was mit van Lints Theorie im Widerspruch steht. In beiden Fällen konnte also eine Bestätigung seiner Theorie nicht gefunden werden. — v. d. V.

Die Bekämpfung der Opiumpest. China zeigt kein Nachlassen in seiner Anti-Opium-Politik; eine beträchtliche Schwierigkeit liegt jedoch in der ungeheuren Morphiumeinfuhr. Alle Mächte, mit Ausnahme Japans, haben einem Verbot der Morphiumeinfuhr zugestimmt, und die Zustimmung Japans wird täglich erwartet. Ein kaiserliches Edikt wurde veröffentlicht, das jedem Chinesen, der Morphium oder Mittel zur Einspritzung unter die Haut herstellt oder verkauft, ohne Lizenz dazu zu besitzen, die Verbannung an die Pestgrenze des Reiches androht.

Der Einfluß der Industrie auf die Rasse wurde von George Stetson vor der Anthropologischen Gesellschaft in Washington auf Grund eines umfassenden Materials behandelt. Es läßt sich aus der Geschichte nachweisen, daß sich in England die nachteiligen Wirkungen der Menschenüberfüllung, der schlechten Luft und des Mangels besonderer sanitärer Maßnahmen schon sehr früh zeigten und daß dementsprechend auch schon früh Versuche zur Hebung dieser Uebelstände gemacht wurden. Nach der Zählung im Jahre 1906 bestanden in England 109 068 Fabriken mit $4^1/_5$ Millionen Arbeitern, wovon nicht weniger als 71 v. H. Frauen und Kinder waren; in Schottland wurden 68 v. H. weibliche Arbeiter gezählt. Stetson verbreitete sich dann über die Gefährlichkeit der verschiedenen Fabrikbetriebe. Als den gefährlichsten bezeichnete er die Wäscherei. Sehr bedenklich sind auch die Zustände in Baumwollmühlen, nicht nur wegen der Feuchtigkeit der Luft, sondern auch wegen ihres hohen Gehaltes an Kohlensäure, der zuweilen bis 50 auf 100 Raumteile erreicht, während das Gesetz nur einen Kohlensäuregehalt von 9 auf 10 000 Raumteile Luft gestattet. In der Tat sollen nur wenige dieser Mühlen gesundheitlich einwandsfreie Zustände bieten, so daß sich das Geschlecht der darin beschäftigten Arbeiter in ungünstiger Weise fortpflanzt, indem die Kinder in ihrem Gesundheitszustand nach ihrem Gewicht und Körperwuchs zurückbleiben und vielfach an englischer Krankheit leiden. In England selbst ist jetzt so viel von der Entartung der Nation die Rede, daß die Folgerung des amerikanischen Forschers bezüglich der Gefahren für die Heereskraft im Gefolge der Industrie-Entwicklung kaum auf lebhaften Widerstand stoßen wird; hat sich doch in England sogar schon ein Nationalverband gegen den Fortschritt einer solchen Entartung gebildet. Als das gefährlichste aller Uebel, die von der Industrie herbeigeführt werden, und als die Hauptursache von Verarmung und Krankheit wird nach wie vor das Zusammendrängen der Menschen bezeichnet. Als ein Beispiel wird hervorgehoben, daß die Kindersterblichkeit in einem Industrieort wie Sheffield die erschreckende Ziffer von 236 auf Tausend erreicht und durchaus nicht als einzig dastehend betrachtet werden kann. Nun sollte man aber meinen, daß durch die kräftigen und von gründlicher Wissenschaft getragenen Bestrebungen der modernen Hygiene diese Zustände im Laufe der jüngsten Jahrzehnte sich bereits gebessert haben müssen. Stetson aber bestreitet das nicht nur, sondern behauptet sogar eine entschiedene Verschlechterung im Vergleich zu den Verhältnissen, die vor einem Vierteljahrhundert herrschten. Darauf gründet sich seine energische Forderung, daß die industriellen Bevölkerungsklassen durch irgendwelche Mittel eine Art von Befreiung erfahren müßten, wenn nicht die Lebensfähigkeit der Rassen eine zunehmende Herabminderung erleiden sollte. Der Vortrag rief in der Gesellschaft eine lebhafte Erörterung hervor, an der sich hervorragende Gelehrte beteiligten. Professor Holmers äußerte die Meinung, daß zwar zum Schutz des Arbeiters in kleinem Maßstabe schon viel geschehen, daß aber die Sicherung idealer Zustände äußerst schwierig sei und daß wahrscheinlich immer ein verschlechternder Einfluß der Industrie auf die Masse bestehen bleiben werde.



Bücherbesprechungen.



Stahr, H., Die Rassenfrage im antiken Aegypten. Kraniologische Untersuchungen an Mumienköpfen aus Theben. Berlin und Leipzig 1907, Brandus.

Der Verfasser, der durch seine umfassende Vorbildung in der normalen Anatomie besonders geeignet erscheint, sich spezialistisch mit physisch-anthropologischen Fragen zu beschäftigen — sind diese doch bisher vorzugsweise von Nicht-Fachmännern sozusagen im Nebenamte mit behandelt worden —, legt in diesem sehr prächtig ausgestatteten und umfangreichen Werke die Ergebnisse seiner Studien vor, die an 27 Mumienköpfen und 110 Schädeln gewonnen worden sind. Während der deskriptive Teil und das in dankenswerter Vollständigkeit mitpublizierte Rüstzeug von Maß- und Indextabellen, Tafelbeschreibungen vorwiegend spezialistisches Interesse besitzen, stellt sich das Kapitel „Das Rasseproblem" als kritisch-zusammenfassende Würdigung der literarischen und eigenen Resultate dar. — Zwei verschiedene somatische Typen sind bei den alten Aegyptern vorhanden gewesen, an denen im einzelnen gezeigt wird, wie sie sich in den einzelnen Schädelcharakteren ausprägen: der feine Typus und der gröbere Typus. Dieser soll zurückgehen auf einen intensiven Rassenmischungsprozeß mit einer negerartigen Bevölkerung nicht minderwertigen Charakters. Diese stellt aber nicht die hypothetische Urbevölkerung dar. Der Verfasser läßt die Frage offen, ob der Hauptstamm aus autochthonen Hamiten oder aus eingewanderten Hamiten oder Semiten hervorgegangen ist. — Bemerkenswert sind die in Stahrs Buch zahlreich verstreut zu findenden Bemerkungen allgemeiner Natur. So weist er als falsche Voraussetzung die Neigung zurück, daß besondere Leistungen einer Rassereinheit und besonderen Rassenhaftigkeit der Schaffenden zu verdanken seien. Die hohe und eigenartige ägyptische Kultur ist von der Aegypter-Nation geschaffen, eine im eigentlichen Sinne ägyptische Rasse habe es nie gegeben. Mit diesen Anschauungen steht die Auffassung des Verfassers von dem Begriff „Rasse" in Zusammenhang. Unter „Rasse" kann man, so bemerkt er, jede von allen anderen Menschen unterschiedene Menschengruppe verstehen; deshalb könne man die Menschheit (eine einzige Spezies) in viele und wenige Rassen einteilen, nur müssen sie wohl unterschieden sein. Rassen können sich aber auch neu bilden.

Nicht alle eigentümlichen Gruppen aber bezeichnet der Sprachgebrauch als Rasse, sondern nur die großen und wesentlich verschiedenen. Innerhalb eines Rassetypus können wieder mehrere verschiedene Typen sich sondern, die man nach Belieben Unterrassen nennen kann. Stets schwankt der Rassentypus und kommt anderen Rassentypen näher in einzelnen Individuen. Nur eine derartige Auffassung ermöglicht es, überhaupt eine Vorstellung von der Entstehung der Rassen auszubilden. — So ist auch Aegypten keine Stätte reiner Rasse, wie sie sich in Isolation leicht hätte entwickeln können: es ist das Land weder nach Norden, Süden noch nach Osten zu abgeschlossen; weder das rote Meer noch die Wüste bedeuteten für einströmende Völkerstämme eine Grenze. „Unter den beiden Rassen aber, die hier zusammenprallten und sich durchdrangen, war es die kulturfähigere, die Asiaten, welche die Führung übernahmen und der Kultur ihren Stempel aufdrückten, deshalb aber auch in der Rassenmischung unzweifelhaft als das ägyptische Element, als wesentlicher Bestandteil der Nation angesprochen werden müssen." „Die Bevölkerung des alten Aegyptens war somatisch durchaus nicht einheitlich und in keiner Beziehung einseitig extrem entwickelt; sie war gemischt und erhielt neuen Zuzug zeitweise mehr von Afrikanern, zeitweise mehr von Semiten. Mit den anderen Hamiten Nordafrikas sind die Aegypter stammverwandt. Die antiken Aegypter der großen Zeiten des Landes sind also mit allen ihren Nachbarn durchdrungen; sie stellen eine Rassenmischung dar, die Elemente aller in Betracht kommenden Nachbarvölker enthält und — keinem der Nachbarn dem Blute nach fremd — auch für alle Verständnis und Aufnahmefähigkeit besaß. Damit aber waren — bei der geographischen Lage und der Fruchtbarkeit des Landes — die denkbar größten Entwicklungsmöglichkeiten gegeben, die dann auch die herrlichsten Früchte zeitigten und uns den Vorsprung verständlicher machen, den die antiken Aegypter selbst von den hohen Kulturen Vorderasiens und Ostasiens gewonnen."

Poll-Berlin.

Wilser, Dr. Ludwig, Rassentheorien. Strecker & Schröder, Stuttgart. Preis 0,80 M.

Wilser gibt hier in gedrängter Form einen Ueberblick über den Stand der Rassenfrage und ihre historische Entwicklung. Sein eigener Standpunkt ist den Lesern dieser Zeitschrift ja wohl bekannt.

Wilsers Bezeichnungen der verschiedenen Menschenrassen haben ohne Zweifel vor anderen manche Vorzüge. Aeußerst wünschenswert und förderlich wäre es, wenn in dieser Hinsicht endlich eine Einigung erzielt und der herrschenden Namenverwirrung ein Ende bereitet würde.

Wer eine kurze Orientierung über die Rassenfrage sucht, dem kann die Wilsersche Broschüre, der ein am 13. April in der Frankfurter Anthrop. Gesellschaft gehaltener Vortrag zugrunde liegt, empfohlen werden. G. Weiß.

von Salten, Alfred, Teutonia, Handbuch der germanischen Philologie. Bearbeitet von Robert Douffet. Heft 3: Ueber deutsche Wortforschung und Wortkunde. Leipzig 1907, Teutonia-Verlag (jetzt: Deutsche Zukunft). XI und 215 S. M. 3.60.

Dem Titel nach zu urteilen, ist das in vier Abteilungen erscheinende Werk, von dem bis jetzt die dritte Abteilung vorliegt, ins Leben gerufen worden, um einen billigeren Ersatz für Pauls Grundriß zu bieten. Gegenüber dem größeren Werke hat das Teutonia-Handbuch den Vorzug, auf gedrängterem Raume weitestgehende Anregungen zu geben. Ist jedoch das Interesse soweit vorgeschritten, daß man den Sprachverhältnissen völlig auf den Grund gehen möchte, dann wird man doch immer wieder auf Spezialwerke wie Pauls Grundriß zurückgreifen. — Für das Kapitel „Indoeuropäisches Sprachgut“ wäre mehr herausgekommen, wenn der Verfasser sich ein wenig über das geographische Bild vom Ursprung und der Verbreitung der Ursprache, wie er es schaut, ausgesprochen hätte. Von diesem Punkte aus aufgefaßt, hätte das Gesamtbild noch mehr Leben gewinnen können; die einzelnen Abteilungen ständen mehr in organischem Zusammenhang. Vielleicht spreche ich damit einen Wunsch aus, der sich in den noch ausstehenden Teilen, zumal dem ersten: Abriß der Geschichte der Sprachwissenschaft und Entwicklungsgang der deutschen Sprache, noch erfüllen wird. — Bei den Völkernamen ist mir die Zusammenstellung von Burgundiones mit kelt. Brigantes (?) unangenehm aufgefallen. Th. Bieder.

von der Goltz, Fritz Freiherr, Die gelbe Gefahr im Licht der Geschichte. Leipzig 1907, Verlag von Friedrich Engelmann.

Der Verfasser bietet in vorliegendem Werke auf Grund umfassendster Quellenstudien einen kurzen Ueberblick über die kriegerischen Leistungen der mongolischen Völker. In anziehender Form und mit großem Geschick führt er uns die Gegensätze zwischen Osten und Westen vor Augen, Gegensätze, auf die bisher in der Literatur nur wenig hingewiesen wurde. Während bei den Völkern des Westens fast stets ideale oder wenigstens doch höhere politische Motive die Triebfeder zu großen Taten bilden, genügt der gelben Rasse lediglich das Bewußtsein der Macht und Ueberlegenheit, um kriegerische Pläne reifen zu lassen. Daher sind auch die Taten und Erfolge der Mongolen weit höher zu bewerten als die westlicher Nationen, denen meist religiöse Vorstellungen oder patriotische Begeisterung die Sehnen stählte. Darum auch bedurften die Japaner und Chinesen keines Napoleon oder Bismarck, um sich zu dem heranzubilden, als was wir sie heute sehen; lediglich in der Volksseele ist es begründet, daß man sich von Zeit zu Zeit in einem günstigen Augenblick aufrafft und dann wie das verheerende Schicksal auf blutigen Bahnen daherschreitet. So sucht auch Verfasser die Ursache für Japans Angriff gegen Rußland nicht in tief eingewurzeltem Nationalhaß, sondern in der peinlich genauen Kenntnis der Heerverhältnisse des Zarenreiches. Aus allen diesen Gründen glaubt von der Goltz nicht daran, daß die gelbe Rasse eine Weltherrschaft anstrebe, zumal Japan zu klein und China noch längst nicht auf der Höhe sei, um den Ländern occidentaler Kultur gefährlich werden zu können. China hält es für eine Schickung des Himmels, daß seine Bevölkerung, auf einen verhältnismäßig engen Raum zusammengepreßt, alljährlich durch Hungers- und Wassersnöte heimgesucht wird, und erst ganz allmählich beginnt es in ihm aufzudämmern, daß es auch Anspruch habe auf den weiten Raum der Welt, wo es sich nach Belieben entfalten könnte. Dieser Entwicklungsgedanke

wird aber vorläufig noch von allerlei religiösen Bedenken im Zaume gehalten, ist also noch nicht dazu angetan, Sorgen in uns wach werden zu lassen. — Aus den Blättern dieses Buches weht uns eine wohltuende Frische und Klarheit entgegen, die noch nichts von der Furcht weiß, die manchen unserer degenerierten Schwarzseher beseelt. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Schrift weiteste Verbreitung fände. Dr. von Gerhardt.

Stolyhwo, K., Le crâne de Nowolsiolka considéré comme preuve de l'éxistence à l'époque historique de formes apparentées à H. primigenius. Extrait du Bullet. de l'Acad. des Sciences de Cracovie. Imprimerie de l'Université 1908.

Einen vor einigen Jahren in einem skythischen Grabhügel der Eisenzeit bei Kiew gefundenen Schädel betrachtet der Verfasser auf Grund einiger ähnlicher Merkmale als Beweis für das Fortleben der Neandertalrasse in geschichtlicher Zeit. Ich kann dieser Auffassung nicht beistimmen und stelle den fraglichen Schädel zu H. europaeus, allerdings in etwas roher, unentwickelter Gestalt. (Vergl. S. 215 und 328 d. Z. — Red.) Ludwig Wilser.

Cluß, Prof. Dr. Adolf, Die Alkoholfrage vom physiologischen, sozialen und wirtschaftlichen Standpunkte. Berlin 1906, Paul Parey.

Das Buch ist im wesentlichen eine Kampfschrift gegen die ständig fortschreitende Abstinenzbewegung, deren innerer Notwendigkeit sich der Verfasser grundsätzlich zu verschließen scheint. Seine Abhandlung ist dementsprechend, trotz zugrunde gelegten brauchbaren Zahlenmaterials, stark subjektiv gefärbt, und da die Polemik grob, im Ton zuweilen gar unfair ist, so darf man gewiß annehmen, daß die Schrift der guten Sache der antialkoholischen Volksbewegung auch in Zukunft nicht schaden wird.

Am bemerkenswertesten erschien mir der letzte Abschnitt, welcher die Alkoholfrage vom wirtschaftlichen Standpunkt betrachtet. Hier ein paar Ziffern: in Deutschland finden durch Erzeugung und Verbrauch alkoholischer Getränke von der gewerbetreibenden Bevölkerung mehr als 7 pCt., von der Gesamtbevölkerung rund 3 pCt. (Zählung von 1900) Beschäftigung.

Der deutsche Weinbau umfaßte 1902 das stattliche Gebiet von 120000 ha, welche in den letzten Jahren bis 5 Millionen hl Wein lieferten. 1902 betrug der Erlös aus allen Weingütern über 80 Millionen Mark, von denen 22 Millionen für exportierte Weine aus dem Auslande kamen.

Von der gesamten Biererzeugung der Welt entfällt auf Deutschland mit 70 Millionen hl fast ein Drittel. Der Herstellungswert dieser Bierproduktion übersteigt 910 Millionen.

Sehr innig sind die Beziehungen zur Landwirtschaft. Der Stoffaustausch der Gärungsindustrie (ausschließlich Weinproduktion) mit der heimischen Landwirtschaft beläuft sich auf insgesamt 520 Millionen Mark.

Nicht unbeträchtlich ist die Steuerleistung der Alkoholproduzenten und -konsumenten. Sie figuriert im Reichshaushalte mit einem Jahresbeitrag von jetzt annähernd 200 Millionen, in Form von Steuern, Zöllen und Verbrauchsabgaben.

Um die im ganzen abstinenzfeindliche Stellungnahme des Verfassers zu würdigen, sei darauf hingewiesen, daß derselbe Professor der land- und forstwirtschaftlichen chemischen Technologie an der k. k. Hochschule in Wien ist. Es ist somit verständlich, wenn C. am Gedeihen der Gärungsindustrie ein höheres Interesse hat, als an den Entalkoholisierungsbestrebungen weiter Kreise, welche in der organisierten Abstinenzbewegung mit Recht längst ihre Hauptwaffe erkannt haben.

Dr. Gg. Lomer.

Gors, L., Kühle Betrachtungen über Kunst, Literatur und die Menschen. Leipzig, Franz Deuticke. 4 Mk.

Bei denjenigen, deren Beruf es ist, über die Fragen zu schreiben, welchen Gors seine kühlen Betrachtungen widmet, werden sie vielleicht eine etwas warme Aufnahme finden. Aber den Verfasser wird das, um die thermologische Ausdrucksweise beizubehalten, sehr kalt lassen. Tant pis ou plutôt tant mieux. Er kann es sich ja leisten, besitzt er doch, wie er so nebenbei erwähnt, ein eigenes Haus mit

schönem Treppenaufgang, eine altdeutsche, allerdings nicht echte Einrichtung, einen Freund, der einen silbernen Nachttopf Napoleons sein eigen nennt und, wie man wohl weiter folgern darf, ein feines Auto, ein Landhaus in Hietzing und ähnliche schöne Dinge, die arme Literaten, welche mit Herzklopfen die Kritiken erwarten, nur vom Hörensagen kennen.

Im Grunde schreibt G., laut der sympathisch kurzen Vorrede, auch nur für die, welche einer Meinung mit ihm sind, und diese werden viel Freude an seinen kräftig frischen, auf eigenen Füßen stehenden Ausführungen haben und ihnen auch manches Paradoxon, manche Uebertreibung zugute halten. Cum grano salis ist das servierte Ragout ja auch sehr genießbar.

Ich möchte den kühlen Betrachtungen weiteste Verbreitung wünschen. Sie bergen mehr, als manches dicke Buch im Gewande urtiefer Gelehrsamkeit.

G. Weiß.

Spinoza, Theologisch-politischer Traktat. 3. Auflage. Uebertragen und eingeleitet nebst Anmerkungen und Registern von Carl Gebhardt. Leipzig 1908, Dürrsche Buchhandlung. (Band 93 der Philosophischen Bibliothek.) XXXIV und 423 Seiten. 5,40 M.

Der Dürrsche Verlag bestrebt sich in dankenswerter Weise, die nicht mehr zeitgemäßen Kirchmannschen Uebersetzungen durch neue zu ersetzen. Für Spinozas theologisch-politischen Traktat konnte kaum ein geeigneterer Bearbeiter gefunden werden als Dr. Carl Gebhardt. Die Textbearbeitung genügt allen philologischen wie philosophischen Anforderungen, und die Anmerkungen zeugen von einer Sachkenntnis, wie sie nur dem Spezialforscher erreichbar ist. Aber auch wer das Studium des Traktats längst hinter sich hat, wird mit großem Interesse lesen, was Gebhardt in der Einleitung über die Entstehungsgeschichte des Traktats und Spinozas Verhältnis zu de Witt sagt: „Nicht vom Standpunkte seines philosophischen Systemes aus hat Spinoza die Begriffe des Traktats geformt, sondern im Sinne wie im Interesse der Partei de Witts. Er wollte in der Religionslehre des Traktats nicht Philosoph sein, sondern ein holländischer Neutralist.“ Dr. Drasto.

Pollack, Walter, Ueber die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. Berlin 1907, Ferd. Dümmler. Oktav, 154 S.

Die Methodenlehre ist nach des Verfassers Ansicht nicht ein bloßer Teil der Logik. Ein bestimmtes wissenschaftliches Resultat vermag durch die Heranziehung der logischen Methoden, welche zu seiner Auffindung gedient haben, nur zu einem sehr geringen Teile theoretisch erklärt zu werden. Weiter dringt man, wenn man sich entschließt, das wissenschaftliche Denken als Kombination von Gesichtspunkten anzuerkennen.

Der Verfasser zerlegt, um seine eigene Auffassung zu entwickeln, die Methodenlehre oder richtiger die Methodenwissenschaft in die eigentliche Methodenlehre und die Methodenpolitik. Die eigentliche Methodenlehre soll zunächst die bisher in der Wissenschaft angewandten Methoden schildern und zwar nicht nur im allgemeinen, wie dies bisher geschah, sondern sie soll auch die einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten einer methodischen Analyse unterziehen. Die Methodenpolitik, die sich auf der eigentlichen Methodenlehre aufbaut, beschäftigt sich mit der Frage, auf welchem Wege ein möglichst vorteilhaftes wissenschaftliches Arbeiten stattfindet.

Die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung vom methodenpolitischen Standpunkt, das ist das Problem der vorliegenden Abhandlung.

Die Wissenschaft bedarf ihrer eigenen Philosophie. Die Ansicht, daß alle wissenschaftliche Tätigkeit die Erforschung der Wahrheit zum Zweck hat, wird ein verhängnisvoller Wahn, sobald sie Dogma wird. Verfasser will die Wissenschaft auf eine Basis stellen, die der freiheitlichen Entwicklung aller Kräfte größeren Spielraum gewährt. Nach seiner Ansicht ist der Standpunkt durchaus unhaltbar, daß der Forscher seine persönliche Weltanschauung, die Weltanschauung seines privaten Lebens, mit der seinen Arbeiten immanent zugrunde liegenden Weltanschauung zusammenfallen läßt. Er hält es nicht für unmöglich, mit zwei Weltanschauungen zugleich, jede auf ihrem Gebiete, zu operieren. Das sei nur eine Frage erzieherischer Arbeit. Daß dies auch heute oft tatsächlich geschieht, werde durch die Verwendung

von Hypothesen bewiesen, welche im Augenblicke der Arbeit als existent vorausgesetzt werden, obwohl objektiv ihre Realität nicht behauptet werden könne. Die der wissenschaftlichen Arbeit immanente Anschauung besteht oft wieder aus zwei verschiedenen Philosophien. Die eine hat materiellen Charakter, gibt sich als stofflicher Ideengang und wird bewußt in der Arbeit verwendet, die andere hat formellen Charakter und ist bestimmend für die Methode der Untersuchung. Häufig ist sich der wissenschaftliche Forscher der letzteren gar nicht bewußt. Eine Methodologie wäre vielleicht berufen, die persönlichen Ansichten des Gelehrten sich unterzuordnen und eine aller Forschung gemeinsame Grundauffassung zu schaffen, innerhalb der jede wissenschaftliche Arbeit Raum findet. Dies hat dem Verfasser als Ideal vorgeschwebt. Zu diesem Zwecke will er nicht das wissenschaftliche Arbeiten rein psychologisch betrachten, sondern eine methodisch fruchtbare Idee gewinnen. Das wissenschaftliche Denken scheint ihm nicht allein in der bloßen Begriffsbildung zu bestehen, sondern in der eigentümlichen Kombination verschiedener Gesichtspunkte. Die wissenschaftliche Beweisführung hat mehr den Charakter der Explikation, sie dient nur zur Durchführung eines bestimmten Gesichtspunktes. Zwei Gedanken bilden nicht einfach eine bloße Aneinanderreihung, nicht immer ist ein Gedanke ein Produkt des andern. Eine Gedankenreihe ist keine Kette, sondern ein System. Wissenschaft ist produktive Tätigkeit, die Schaffung neuer Gesichtspunkte oder Rückführung vorhandener auf andere Gesichtspunkte. Die einstweilen nicht auslösbaren Gesichtspunkte nennt Verfasser die letzten Gesichtspunkte. Sie sind Sätze reiner Willkür, aber bewußter Willkür. Auf sie will Verfasser ein System aufbauen.

Diese Theorie führt nicht zu Willkürlichkeit, zu Ungebundenheit und Skeptizismus; denn auch vom Standpunkte dieser Theorie wäre die Behauptung, absolute Wahrheit sei ein unerreichbares Ziel, reine Willkür. Der Fortgang der Wissenschaft besteht in steter Verschiebung der Willkürgrenze, so daß der Baum des Wissens sich immer weiter auszudehnen vermag. Jederzeit aber ist der Willkürpfeiler auffindbar, auf den das Gebäude der Wissenschaft sich stützt. Der Willkür sind aber Grenzen gezogen. Sie ist nur der Grundstein der Wissenschaft. Ist er gelegt, dann hat strenge Gesetzmäßigkeit einzutreten. Zuerst Willkür und Hypothese, dann strenge Gebundenheit. Wissenschaftlicher Fortschritt beruht nicht allein auf dem Auftauchen neuer Aufgaben, sondern vorzüglich darin, daß bisher bestehende Wahrheiten differenziert und zu neuen Problemen aufgelöst werden. Sowie die Kunst den Glauben an die absolute Schönheit abgestreift hat, so muß die Wissenschaft die absolute Wahrheit aufgeben und sie durch Aufrichtigkeit ersetzen; denn sie muß von der Fessel frei sein, die in dem unerschütterlichen Glauben liegt, wahre Resultate gefunden zu haben oder finden zu können. Im Augenblick des Forschens muß methodisch mit unendlichen Möglichkeiten gerechnet werden. Die Möglichkeit, daß Wahrheiten oder die Wahrheit gefunden werden, bleibt bestehen, aber nur als Möglichkeit.

Diese Theorie charakterisiert der Verfasser als einen hypothetischen Perspektivismus.

Der Verfasser sucht nun an einigen Beispielen aus den Einzelwissenschaften seine Theorie zu erläutern. Zunächst werden die Grundlagen der Theorie näher entwickelt. Das Problem der Fortsetzung der Wissenschaft, der wissenschaftliche Produktionsprozeß und das Verhältnis der Theorie zur Psychologie und zur Erkenntnistheorie wird behandelt. Auf diesem Wege gelangt der Verfasser zur Kernfrage seiner Auseinandersetzung, zu den sogenannten Gesichtspunkten. Ein Gesichtspunkt ist eine bestimmte Anschauungsform, Wissenschaft ist eine Kombination von Gesichtspunkten. Ihre höchste Aufgabe ist die Aufstellung neuer Gesichtspunkte. Von besonderer Art sind die letzten Gesichtspunkte: Sie lassen sich vorläufig nicht auflösen, sie ähneln den Axiomen. Sie unterscheiden sich von den Axiomen durch ihr formendes Prinzip, durch ihre Variabilität und den Verzicht auf unmittelbare Gewißheit.

Nun wird des Verfassers Theorie in den Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften weiter verfolgt und ihre praktische Bedeutung an einem Spezialproblem aus der Rechtswissenschaft, am Problem der juristischen Person veranschaulicht. Den Schluß bildet eine psychologische Schilderung des hypothetischen Perspektivismus bei Nietzsche.

Dies wäre in kurzen Zügen der Gedankengang der vorliegenden Schrift. Sich mit den einzelnen Ansichten des Verfassers auseinander zu setzen, würde den

Rahmen eines Referates überschreiten. Manches reizt zum Widerspruch. Wenn man aber auch nicht in allen Punkten dem Verfasser vorbehaltlos recht geben kann, so birgt seine Schrift eine Fülle der Anregungen. Der Leser legt das Buch mit reichem Gewinn aus der Hand.

Dr. Friedrich Kleinwächter jun.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen), sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Die sechste Auflage des „Großen Meyer“ nähert sich ihrem Ende: Soeben ist der vorletzte (XIX.) Band (Sternberg—Vector) erschienen, der mit seinen 1024 Seiten besonders stattlich ausgefallen und mit 55 zum Teil farbigen Tafeln, 21 Karten und 31 meist illustrierten Textbeilagen ausgestattet ist. Was er an besonders umfassenden, monographisch behandelten Staatenartikeln bringt, beschränkt sich auf „Südamerika“, „Türkisches Reich“ (mit je zwei Karten) und „Ungarn“ (mit Karte und Textbeilage). Um so größer aber ist die Zahl der kürzer gehaltenen geographischen Beiträge, denen vielfach recht anschauliche und in großem Maßstab entworfene Textkärtchen beigegeben sind. Hier verweisen wir auf unsern Kolonialbesitz „Togo“, „Usagara“, „Usambara“, oder auf Tirol (mit einer Karte), „Transvaal“, „Tripolis“, „Tunis“ und auf die neustes statistisches Material beibringenden Städteartikel wie Stettin, Stockholm, Straßburg i. E., Stuttgart, Tokio, Triest, Turin, die sämtlich mit einem übersichtlichen Stadtplan ausgerüstet sind. Von allgemeinen, das tägliche Leben berührenden wirtschaftlichen und rechtskundlichen Fragen handeln die Artikel „Steuern“, „Steuerpolitik“, „Strafreform“, „Tabak“, „Tarifverträge“, „Tee“, „Testament“, „Tuberkulose“, „Unfallversicherung“, „Urheberrecht“. Der Bedeutung des Verkehrswesens werden z. B. die Artikel „Straßenbahn“, „Straßenbau“, „Telegraph“, „Unterseeboote“ gerecht. Den Literatur- und Kunstfreund werden die übersichtlichen Zusammenfassungen „Syrische Sprache und Literatur“, „Türkische Sprache und Literatur“, „Ungarische Literatur“ oder „Theater“ (mit drei sehr anschaulichen, dem Theaterbau gewidmeten Tafeln) und „Vasen“ (mit zwei ansprechenden Tafeln von künstlerischem Wert) nicht weniger erfreuen, als die bei aller Kürze gründlichen Biographien von Männern wie Storm, Stuck, Tegnér, Tizian, Tolstoj, Uhland oder wie Sybel und Treitschke. Eine große Rolle spielen in dem vorliegenden Bande wiederum die Beiträge aus Technik und Naturwissenschaft. Das zeigt schon ein Hinweis auf die außerordentlich zahlreichen, zu diesen Gebieten gehörigen und mit großer Sachkenntnis entworfenen und ausgewählten, zum Teil farbenprächtigen Tafeln und Beilagen. Als Beispiele führen wir an: Talsperren, Tiefbohrer, Torpedos, Telegraphenapparate, Elektrische Uhren, Moderne Tapeten und zwei Porträttafeln „Techniker“, oder Straußvögel, Stubenvögel, Haustauben, Tertiärformation, Tiefseeforschung, Strandpflanzen, Tropenwald. So ließe sich noch vieles anführen, um die Beschlagenheit des „Großen Meyer“ auf jedem Wissensgebiet zu illustrieren. Aber wo anfangen und wo aufhören? Es gibt eben nichts, was diesem Nachschlagewerk fremd wäre. Und darum müßte es in jedem Haus und in jedem Kontor unbedingt eine Heimstätte finden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
VII. 8. Revue 1908.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Lamarck, Kant, Pauly, Vogt.

L. M. Wigand.

Der im Septemberheft d. J. erschienene Aufsatz von Dr. F. Kühner über: „Lamarck, Kant, Pauly" hat mich auf Grund seiner philosophisch-kritischen Tiefe im höchsten Grade interessiert. Es ist beinahe zum Schlagwort geworden, daß unsere Zeit wieder nach einer philosophischen Durchdringung unserer naturwissenschaftlichen Weltauffassung strebt; allein tatsächlich verlangt eine philosophische Erfassung der Welt Philosophen, wirkliche Philosophen. Diese aber sind äußerst spärlich gesät, sie müssen, gleich den Künstlern, geboren werden. Philosophie kann nicht, wie Naturwissenschaft, studiert werden, und wenn sich Schopenhauer, Dühring u. a. über unsere offiziellen Philosophieprofessoren lustig machten, so waren sie dazu sicherlich vollauf berechtigt. Der Kreis echter Philosophen ist ein äußerst beschränkter, und man freut sich als Philosoph stets, einem Geistesverwandten zu begegnen; Verständnis und Interesse für philosophische Fragen ist eben nur in diesem beschränkten Kreise zu finden. Was ich hier vorzubringen habe, ist rein philosophisch und soll nur zur Klärung der Probleme beitragen, die Kühner mit so großem Geschick anschneidet. Verschiedene Richtigstellungen halte ich für unbedingt erforderlich.

Kühner trifft vor allen Dingen die richtige Unterscheidung zwischen dem empirischen und dem philosophischen Wissen, auf dem sich eine naturwissenschaftliche Weltanschauung zu erheben strebt. Die Empiriker, die beinahe durchgehends naive Realisten sind, bilden sich ein, aus ihrem Tatsachenmaterial eine Welt aufbauen zu können. Diese Tatsachen sind aber lediglich die Aeußerungsformen von unbekannten treibenden Faktoren, deren Studium und Kenntnis sich dem Empiriker völlig entzieht. Nur der denkende Philosoph vermag diese treibenden Faktoren spekulativ zu erschließen. Kühner qualifiziert die Empiriker daher ganz richtig als bloße Registratoren. Mit den umfassendsten Registrierungen des gesamten Weltgeschehens ist eben die Welt nicht erklärt, am allerwenigsten die Welt des Lebens.

Kühner betrachtet nun Lamarck als Philosoph und Pauly als seinen modernen Vertreter, die „die Prolegomena zu einer jeden

künftigen Naturphilosophie, die als Wissenschaft wird auftreten können", geliefert haben sollen. Ein Mann wie Kühner sollte aber doch auf philosophischem Gebiete orientiert sein, und ich begreife nicht, wie er bei der Behandlung solcher Fragen an unserem radikalsten und konsequentesten naturphilosophischen Denker J. G. Vogt vorübergehen konnte, der mit vollen Händen ausstreut, wo andere nur vereinzelte Körnchen fallen lassen. Wo Pauly nur ahnt, sieht J. G. Vogt klar und deutlich und gibt uns eine abgeschlossene Metaphysik des Lebens, wenn das so oft mißbrauchte Wort denn noch einmal mißbraucht werden soll. In seinen seit 30 Jahren erschienenen Werken, und vor allen in seinem letzten abschließenden Werke „Der Realmonismus", hat er die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Naturphilosophie" längst zur Welt gebracht, mit denen Pauly u. a. noch in den peinlichsten Wehen liegen. Er ist der radikalste Vertreter des Monismus, und da Kühner eben diesem Monismus das Wort redet, so müßte er sich in erster Linie mit Vogt abfinden und den Begriff des Monismus nicht durch sein Zurückgreifen auf Kant wieder ins Schwanken bringen.

Kant ist Idealist, er ist der letzte mächtige Pfeiler des Dualismus. Werden wir uns doch endlich einmal über den Kernpunkt des ganzen Widerstreites zwischen Dualismus und Monismus klar! Wir dürfen keineswegs den Monismus mit einer naturwissenschaftlichen Weltauffassung in einen Topf werfen. Auch eine naturwissenschaftliche Weltanschauung kann dualistischer Natur sein. Der Dualismus, wie ihn Kant vertritt, setzt neben oder über die wirkliche, physikalische Welt eine zweite transzendentale Welt, die von der ersteren toto genere verschieden, rein geistig ist, ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit folgt und von der physikalischen Welt vollständig unabhängig ist. Aus ihr fließt unser Verstandes- und Seelenleben; wir werden nur von der Gesetzmäßigkeit dieses Verstandeslebens beherrscht, einer Gesetzmäßigkeit, die eben Kant aufgedeckt haben will. An alle Dinge, an alles Geschehen in der wirklichen, physikalischen Welt legt der hochtranszendentale Verstand seinen Maßstab an; was hinter oder unter diesem Maße steckt, ist ganz gleichgültig, geht uns gar nichts an und kann auch nie ergründet werden; das Ding an sich ist ein unauflösbares x.

Der Monismus leugnet eine solche zweite, über der wirklichen Welt lagernde transzendentale Welt, aus der das Seelen- und Geistesleben fließen soll. Er anerkennt nur eine einheitliche Substanz, die alles das in sich schließt, was uns in unserem Denken und Empfinden entgegentritt. Die wirkliche Welt wird nicht erst aus einer transzendentalen Welt geistig und seelisch befruchtet, sondern alles, was ist, geistig wie seelisch, liegt — und wenn auch nur im Keime — in dieser einzigen wirklichen Weltsubstanz.

Der radikalste Vertreter dieses Monismus ist J. G. Vogt. Als solcher mußte er selbstverständlich das Geistesproblem in erster Linie und im Gegensatze zur Kantschen Auffassung in Angriff nehmen. Nach ihm hält nicht Kant, sondern Hegel die Türklinke aller Naturforschung in der Hand, indem nach Hegels unvergleichlichem Ausspruch „die Welt sich im Menschen, im Intellekt, in sich selbst reflektiert". Die Natur wird nicht im Kantschen Sinne „so vorgestellt", wie es der Verstand diktiert, sondern der Verstand ist der

passive Spiegel, in dem das souveräne Weltgeschehen reflektiert wird. Vogt sagt ganz richtig: es gibt kein anderes Kriterium für unsere menschliche Logik, als das tatsächliche Weltgeschehen. So wie das Weltgeschehen die Bilder in unser Gedächtnis wirft, so werden sie in unserer Vorstellungswelt empirisch und logisch verarbeitet. Unser Gehirn ist ein Mechanismus, in dem das Empfindungsmaterial zu den Geweben unserer Gedanken verarbeitet wird. Nur die ungeheuere, unentwirrbare Verwicklung dieses Mechanismus hat den Begriff des Transzendentalen gezeitigt und gefestigt. Die Empfindung ist nach Vogt und andern Monisten der Substanz inhärent; Vogt hat aber die Empfindung in gesetzmäßige Abhängigkeit zum Potential gebracht, damit nicht nur die intime Wechselwirkung zwischen anorganischem und organischem Geschehen aufgedeckt, sondern vor allen Dingen nahegelegt, daß alle Empfindungsäußerungen die unmittelbaren Aequivalente des mechanischen Geschehens sind, d. h. die Weltbilder sind keine bloßen Zeichen oder Deutungen eines unbekannten Weltgeschehens, sondern die unmittelbaren Uebersetzungen des letzteren in die vom Potential gesetzmäßig abhängigen Empfindungsprodukte; sonst könnten wir keinen Kalender berechnen, keine Sonnenfinsternis vorhersagen, sonst hätte Leverrier den Neptun nicht entdeckt usw. Mit anderen Worten, unser Verstand ist ein zuverlässiges Orientierungsorgan, seine Operationen decken sich überall mit dem ihm zugänglichen Weltgeschehen. Vogt akzeptiert die spinozistische Auffassung: er setzt die Empfindung als die innere, das Potential als die äußere Betätigungsform der Substanz, aber beide Formen stehen in gesetzmäßiger Wechselbeziehung zueinander, mit dem Unterschiede, daß die Empfindung vom Potential abhängig ist und dem letzteren unabänderlich die Initiative zufällt. Die Empfindung, das Leben, sind nur zeitweise geduldet, d. h. in ihren selbständigen Manifestierungen. Der Zweckbegriff wird daher nicht, wie Kühner im Kantschen Sinne meint, von dem souveränen Verstande in die organische Welt gelegt, sondern der anschauende Verstand sieht ihn eben der Natur ab. Nach Vogt spielen nur Kausalreihen durch unsern Intellekt, die wir nach den zeitlichen Kategorien der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerlegen; wir schauen sie in der Gegenwart an; was hinter uns liegt, subsumieren wir dem Begriff der Kausalität, was vor uns liegt, dem Zweckbegriff, wenigstens was das organische Geschehen betrifft.

Aber hier imponiert uns eben das Durchdringende der Vogtschen Auffassung. Jede Kausalreihe muß ihren Anfang haben, oder wenn sie im Kreise verläuft, die Möglichkeit eines Anschnittes bieten. Vogt begründet den fundamentalen Unterschied zwischen anorganischen und organischen Ausgangspunkten der Kausalreihen; er wirft nicht beide unterschiedslos zusammen; er verkappt nicht die anorganischen durch die organischen oder umgekehrt, wie es stets geschieht, wenn über Natur und Leben philosophiert wird. Auch Kühner neigt zu der Ansicht, daß das anorganische schließlich doch nur verkapptes organisches Geschehen sein könnte. Die organischen Kausalreihen wurzeln nach Vogt in letzter Linie in der Empfindung, die er in die beiden großen Kategorien der passiven Sinnesempfindung und der aktiven Triebe scheidet. Und wie glücklich ist diese Scheidung getroffen! Was will das abgeblaßte Lamarcksche Wort besoin, oder

dessen Uebersetzung in das Paulysche Bedürfnis besagen, gegenüber dem Vogtschen Begriff der Triebe, der allgewaltigen, unwiderstehlichen, lebensprudelnden Triebe! Franzosen sind nie Philosophen gewesen; es gibt nur eine philosophische Sprache, und das ist die deutsche. Vogt sagt, „Trieb“ ist das herrlichste, tiefgreifendste Wort, auf das die deutsche Sprache stolz sein kann, und das nur sie besitzt. Die der Substanz inhärenten Triebe schwingen sich über das brutale Potential empor und blasen den Lebensodem über die Welt. Sie sind ihrer Natur nach einfach, und nur aus ihrem Zusammenwirken entwickeln sich die Eigenschaften der Psyche, und zwar in dem aufsteigenden, ameliatorischen Sinne, der alle Lebensentwicklung charakterisiert. Pauly taumelt mit seiner Panpsyche nur wieder in den alten Dualismus zurück. Was soll man sich unter dieser Weltseele denken? Ist sie wieder eine fertige Entität, ähnlich den Kantschen transzendentalen Wunderprodukten; schwebt sie über oder in der Substanz, ist sie gottähnlich oder entwickelt sie sich? Und wo bleibt dann der Intellekt? Wenn wir auch nur einigermaßen den Tatsachen Rechnung tragen wollen, dürfen wir doch nicht Psyche und Intellekt unterschiedslos zusammenwerfen. Vogt vollzieht hier eine kategorische Trennung; eine solche muß unbedingt gefordert werden. Empfinden und Denken sind zwei grundverschiedene Prinzipien. Und damit füllt eben Vogt die große Lücke aus, die nicht nur Lamarck und Pauly, sondern alle bisherigen Naturphilosophen gelassen haben. Vogt sagt mit vollem Bewußtsein: der Weg zum Lebensproblem führt nur durch das Geistesproblem. Kühner behauptet: „Pauly führt über Lamarck weit hinaus und sogar gegen ihn den Universalpsychismus neu ein, auf exakter, dem Experiment zugänglicher Grundlage, obwohl seine Lehre sich, soweit sie bis heute abgeschlossen ist, auf das Organische beschränkt. Das Experiment knüpft an jenem äußeren stofflichen Teil des finalen Urvorganges, dem Mittel an, der damit aus vier Gliedern besteht: „Bedürfnis — Erkenntnis des Mittels — ausgelöste Handlung — Befriedigung.“ Hier wird ein großes Wort gelassen ausgesprochen: „Erkenntnis des Mittels.“ Hierin wurzelt eben das ganze Problem. Auf was beruht diese Erkenntnis des Mittels? Doch offenbar nur auf einem Tätigkeitsprinzip des Intellektes. Nur mit Hülfe des Intellektes erkennt und findet der Mensch die Mittel zur Befriedigung seiner Triebe. Hier tastet Pauly nur, während Vogt klar und deutlich sieht. Der Trieb (Bedürfnis) ist für Vogt das Seelische, die Befriedigung des Triebes aber kann nur der Intellekt vermitteln; nur durch ihn kann eine Handlung ausgelöst werden. Und auf der Natur dieses Intellekts beruht das Schicksal aller Philosophie. Geht Pauly mit Kant, dann gehört seine ganze Philosophie in die Rumpelkammer des Dualismus. Vogt zergliedert diesen Intellekt auf realer Grundlage; er scheidet den Organintellekt vom Personalintellekt und vindiziert dem ersteren die rein mechanische Aufgabe, der Empfindung (den Trieben) zur Manifestation und Befriedigung zu verhelfen. Der Organintellekt entwickelt sich Hand in Hand mit dem ungestümen Drängen der Triebe und der Reichhaltigkeit ihrer Manifestationen; die Entwicklung der Lebewelt ist nur der Abklatsch des sich entwickelnden Organintellektes. Der Realmonismus Vogts zerfällt daher in die beiden Hauptteile: das Geistesproblem und das Lebensproblem; das eine kann

ohne das andere nicht in Angriff genommen werden. Wenn Pauly wirklich etwas Neues geschaffen hätte und ein Förderer des Monismus wäre, dann dürfte er nie mit Kant in Verbindung gebracht werden; denn Kant ist unwandelbarer Dualist. Der Monismus bedeutet eine radikale Umwälzung aller Philosophie; sein konsequentester Vertreter ist Vogt, und wer von Monismus redet, kann Vogt nicht mehr ignorieren, wenn er sich, gelinde ausgedrückt, nicht grober Vernachlässigung schuldig machen will.

Diese Vernachlässigung ist hier um so mehr zu bedauern, als Kühner das große Lebensproblem an der Wurzel faßt und den ganzen Antagonismus zwischen dem Darwinismus und der neuen philosophischen Richtung aufdeckt. Alle Fragen und Zweifel, die Kühner aufwirft, hat Vogt gelöst und mit unabweisbarer Konsequenz zum verständnisvollen Austrag gebracht. „Will man die Situation im Streit zwischen Lamarckismus und Darwinismus in Kürze kennzeichnen", sagt Kühner, „so muß man zunächst sagen, daß Gelehrte sich in Ansichten bekämpfen, die sie in gewissem Umfange sich gegenseitig nur beilegen, somit in Angriff und Verteidigung aneinander vorbeistoßen, erfreut, daß der andere sie nicht getroffen hat. Denn Lamarck und derjenige seiner Anhänger, der sein Problem auf die schärfste Formel gebracht und vertieft hat, Pauly, untersuchen die Entstehung der organischen Zweckmäßigkeiten; Darwin-Weismann wollen die Entstehung der Arten erklären. Zweckmäßigkeit ist etwas völlig anderes, als Artbegriff; das ist der Kernpunkt des ganzen Streites. Die wunderbarsten Zweckmäßigkeiten sind jenseits von der Artbestimmung durch alle Klassen der Organismen verteilt, und die Frage, wie kommt ein Auge (als optischer Apparat) zustande, ist abgrundtief neben der Frage, wieviele Augen hat diese oder jene Spinnenart. Zweckmäßigkeiten wie das Auge werden aber bei der Artbestimmung ebensowenig in Betracht gezogen, wie Physiologie überhaupt, die das Leben enthält; vielmehr werden Morphologie und Anatomie, die doch nur die Technika des Lebens darstellen, als Grundlagen der Artbestimmung herangezogen. Die artbestimmenden Wissenschaften sind beschreibend und wenden sich an unsere äußere Anschauung; Biologie ist kausal erkennend und wendet sich an unsern Verstand."

Wir dürfen nun in erster Linie nicht übersehen, daß, was Kühner als eine neue philosophische Durchdringung des Lebensproblems bezeichnet, keineswegs von Lamarck ausgeht. Lamarck wurde von den Vertretern der neuen Richtung lediglich als ein formaler Anknüpfungspunkt benutzt; denn auch Lamarck strebte der Hauptsache nach nur eine Erklärung der Arten an, und wenn ihn Kühner als Philosoph bezeichnet, der das Lebensproblem philosophisch befruchtet haben soll, so schießt eben Kühner weit über das Ziel hinaus. Denn das „besoin" muß einen metaphysischen Hintergrund haben, den Lamarck nie aufzudecken imstande gewesen wäre. Auch Pauly vermag ihn nicht aufzudecken, wenn ihm auch sicherlich das große Verdienst zukommt, endlich einmal über die äußeren Betätigungsformen hinauszublicken und hinauszugreifen und einen metaphysischen Hintergrund zu suchen, wobei dann freilich im Drange dieses Suchens die Einführung einer Panpsyche wieder einen kläglichen dualistischen Fehltritt bedeutet.

Das Verdienst, das Lebensproblem richtig formuliert und erfolgreich in Angriff genommen zu haben, gebührt ausschließlich Vogt. Er ist über Lamarck, Darwin und Weismann weit hinausgegangen; er hat das Lebensproblem da gepackt, wo es nach Kühner ganz richtig gepackt werden muß. Vogt kümmert sich nicht um die Entwicklung der Arten, sondern um die Entwicklung der progressiven Lebensfaktoren, die das Leben von seinen primitivsten Manifestationen bis zum Menschen mit seiner Wissenschaft und Kunst emportreiben. Er zieht eine sehr glückliche Parallele zwischen dem erfinderischen Schaffen des menschlichen Personalintellektes und dem gleichfalls erfinderischen Schaffen des Organintellektes. Wie der Mensch aus und mit seinen einfachsten Erfindungen zu immer höheren Kulturstufen emporsteigt, so steigt der Organintellekt, immer unter dem Druck der nach Manifestation drängenden Triebe, von den einfachsten Lebensformen zu immer komplizierteren Organismen empor, die eine stets wachsende Reichhaltigkeit der Empfindungsmanifestation ermöglichen. Wie es für den schaffenden menschlichen Personalintellekt ein Zeitalter der Bronze, des Eisens, des Dampfes, der Elektrizität gegeben hat und gibt, so gab es für den schaffenden Organintellekt ein Zeitalter des Stoffwechsels, der Säftezirkulation, des Nerves, des Muskels, des Knochens, der geschlechtlichen Fortpflanzung, der Warmblütigkeit usw. usw. Und was ist der fundamentale Unterschied zwischen Darwins und Vogts Bestrebungen? Darwin stützt seine ganze Artenbildung durch die Aehnlichkeit oder vielmehr Divergenz äußerer Formen, ohne auch nur mit einem Worte die inneren treibenden Faktoren zu berühren. Vogt arbeitet im Gegenteil diese inneren treibenden Faktoren heraus und betrachtet die Artenbildung lediglich als Modifikationen (nicht Anpassungen) dieser treibenden Faktoren nach Medium und Milieu.

Wählen wir nach Vogt einen ganz einfachen Vergleich und reden bildlich von Lokomotive und Dampfschiff. Darwin sagt kurzweg, Lokomotive und Dampfschiff sind zwei verschiedene Arten, und zwar hat sich das Dampfschiff aus der Lokomotive entwickelt, wie der Mensch aus dem Affen. Darwin hält sich in grotesker Weise lediglich an die äußeren Formähnlichkeiten, und kümmert sich weiter nicht um den innern treibenden Faktor, den Dampf, der allein bestimmend ist. Vogt knüpft am Dampfe an; am Eingange des Dampfzeitalters steht James Watt mit seiner Erfindung der Dampfmaschine, und mag die Dampfkraft in noch so vielen Tausenden von Arten ihre Anwendung finden, diese Arten an und für sich sind vollständig nebensächlich: bestimmend und charakteristisch bleibt die Dampfkraft. Die Seele der Lokomotive und die Seele des Dampfschiffes ist die Dampfkraft; das Dampfschiff ist nicht aus der Lokomotive, sondern aus der Anwendung der Dampfkraft auf ein anderes Medium, auf das Wasser, als Bewegungsmittel hervorgegangen. In dieser Unterscheidung sitzt der Kernpunkt einer richtigen Auffassung. So steht der Organintellekt mit der Erfindung des Muskels an der Schwelle eines neuen organischen Zeitalters und beherrscht damit alle höheren Bewegungsarten. Nur auf der Anwendung des Muskels auf die Bewegungen im Wasser, auf dem Lande, in der Luft beruht die Bildung der Arten als ein vollständig nebensächlicher Vorgang, der uns, wie Kühner ganz richtig

sagt, keinerlei weiteres Interesse abgewinnt. Vogt schafft aber überall Klarheit. Gewiß spricht die vergleichende Morphologie für die Wahrscheinlichkeit des Darwinschen Entwicklungsprinzipes, indem sich die Fischflosse zum Bewegungsgliede auf dem Lande und zum Flügel als Bewegungsglied in der Luft entwickelt hat. Aber dies beweist nur den modus operandi des Organintellektes, der immer nur auf früheren Erfindungen weiter baut und nicht immer von vorne anfängt, — genau wie der Mensch einmal gemachte Erfindungen als beständige Basis für weitere Erfindungen ausnützt. Deshalb hat sich aber das Landtier nicht aus dem Fische entwickelt. Zur Bildung des Landtieres mußten ganz neue Lebensfaktoren erfunden werden, denn die Bewegung im Wasser ist auf toto genere verschiedene mechanische Prinzipien gestützt im Vergleich zur Bewegung auf dem Lande und ebenso zur Bewegung in der Luft. Hier handelt es sich um Neuschöpfungen, bei denen nur das brauchbare Alte mit verwendet wurde. Ebenso betont Vogt richtig, daß die beiden Klassen der Wirbeltiere und der Wirbellosen, oder vielmehr des entostischen und ektostischen Bewegungstypus nie auseinander hervorgegangen sein konnten; beide repräsentieren einander fundamental entgegengesetzte Typen. Ueberall stoßen wir auf selbständiges Neuschaffen, genau wie in der menschlichen Kulturentwicklung. Und das ewig Treibende ist die aktive Empfindung, sind die der Substanz inhärenten Triebe, die sich überall manifestieren, wo die Konstellation des Bewußtseins gegeben ist, ein Problem, das Vogt eingehend behandelt. Bei Vogt ist alles positiv; die progressiven Entwicklungsfaktoren des Lebens sind positiver Art; die Auslese ist für ihn nur ein postmortaler Befund, der keinen Einfluß auf die Neubildung der Arten haben kann. Ebenso verliert die Anpassung jede lebensentwickelnde Bedeutung. Die Anpassung ist ganz selbstverständlich, denn der erfindende Organintellekt arbeitet in stets gegebenem Milieu, wodurch eine nachherige Anpassung vollständig überflüssig wird. Ein Fisch entsteht nicht in der Luft, sondern im Wasser, er braucht sich daher dem Wasser nicht erst anzupassen. Wird ein Organismus aus seinem Milieu verschlagen, so geht er eben zugrunde, und kommt wirklich eine Anpassung an ein fremdes Milieu in Frage, so hat eine solche gewöhnlich keinen großen Wert.

Vogt erkennt das unsterbliche Verdienst Darwins, eine reale Unterlage für das Lebensproblem geschaffen zu haben, voll und ganz an; aber erstens kann das Lebensproblem überhaupt von keinem Empiriker in Angriff genommen werden, und zweitens hat die einseitige Betonung der äußeren Entwicklungsfaktoren das ganze Problem vollständig in das mechanistische Fahrwasser gebracht, in dem jedes tiefere Eindringen in die Lebensfrage einfach zur Unmöglichkeit wurde. Was aber Vogt ganz besonders betont, ist, daß Darwin und seine Anhänger auch im besten Falle nie über das rein Animalische hinausgekommen sind; für sie schließt die organische Stufenleiter mit dem Affen ab; der Mensch mit seinen hohen Offenbarungen in Wissenschaft und Kunst, mit seinem wunderbar organisierten Personalintellekt bleibt unberücksichtigt und unerklärt. Vogt dagegen führt uns auf diese höchsten Höhen; er deckt die positiven Lebensfaktoren auf, die weit über das Vegetative hinaus die Manifestationsbedingungen für die höchsten und herrlichsten Empfindungsmodalitäten schaffen. Gegen

diese unaufhörlich treibenden Lebensfaktoren verliert der Kampf ums Dasein jegliche Bedeutung; es kommen ihm absolut keine entwicklungstätigen Momente zu. Der Kampf ums Dasein ist lediglich ein Säuberungsmittel, er zeigt nur, wie die Arten untergehen. Die aufsteigende Entwicklungsreihe entsteht nicht durch die aufsteigende Bekämpfungsfähigkeit, sondern durch die progressive Empfindungsmanifestation. Jeder Trieb, jede Empfindung, die zum Bewußtsein und zur Betätigung gelangen will, muß einen Manifestationsherd in der Welt finden oder schaffen; je reichhaltiger diese Manifestationsherde, um so vollkommener ist ihr Träger, der Organismus. Im Menschen findet die Empfindung ihre reichsten Manifestationsherde, und die höchsten Triebe, wie sie in der Kunst ihren Ausdruck finden, betätigen und entwickeln sich ohne Kampf ums Dasein. Unter gewissen Umständen drängen die animalischen Triebe zu einem Kampf ums Dasein; aber nie kann dieser Kampf zu einem alles beherrschenden und regulierenden Prinzipe erhoben werden. Vogt gibt dem Leben seine wahre Weihe wieder; er entrückt es aus dem Darwinschen Kampfgetöse auf die sonnigen Höhen einer geklärten Weltanschauung.

Die Krisis in der sexuellen Moral.

G. Vacher de Lapouge.

Das Christentum liegt im Sterben, teils infolge von Altersschwäche, vor allem aber weil seine Dogmen zu unanfechtbaren historischen und naturwissenschaftlichen Wahrheiten im Widerspruch stehen. Wenn es noch lebt, so ist es nicht der Glaube, der es am Leben erhält, sondern die allgemein zugestandene Notwendigkeit, es zur Stütze gewisser sozialer und moralischer Ideen zu konservieren. Dabei übersieht man, daß uns diese sozialen und moralischen Ideen nur als gut erscheinen infolge von Vorurteilen, die selbst christlichen Ursprungs sind. Es ist durchaus richtig, wenn man sagt, die Erhaltung des Christentums sei wichtig zur Erhaltung seiner Moral; nur leidet diese Logik an dem Fehler, daß man diese Moral an sich selbst als gut betrachtet. Wird diese selbst aber der Kritik unterzogen, so hat sie nur Dogmen entgegenzuhalten. An dem Tage, da man zu der Einsicht gelangt sein wird, daß das Christentum durchaus nicht gut ist, wird man das Christentum preisgeben. Dann werden moralische und soziale Folgen eintreten, die die ganze Aufmerksamkeit der Soziologen verdienen, weil sie in einer unvermeidlichen, vielleicht schon nahen Zukunft zu einer vollständigen Umgestaltung der Ethik, der Politik und der sozialen Organisation führen werden.

Unter anderem wird das Ende des Christentums als logische Folgen nach sich ziehen:

1. das Ende der demokratischen Ideen und Einrichtungen. Nach der christlichen Anschauung sind alle Seelen das unmittelbare Werk Gottes; sie sind von Natur übereinstimmend und vollkommen gleich. Alle Menschen sind also ursprünglich gut, wie es die Schule Rousseaus verkündet, und alles Uebel rührt von der sozialen Organisation und

einer schlechten Erziehung her. Ebenso sind alle Menschen gleich, weil sie in dem wertvollen Teil ihres Wesens übereinstimmen, während allein das Fleisch, die fleischliche Vermischung die (vererblichen!) Ungleichheiten mit sich bringt. Auf dieser ursprünglichen Brüderlichkeit der Menschen ist nach und nach ein ganzes politisches System aufgebaut worden, das durch die französische Revolution seine Weihe erhalten hat, und das die Gleichheit der Menschen aller Rassen und aller Länder, und nicht nur, wie in den antiken Demokratien, einer Klasse freier Menschen in einem begrenzten Gemeinwesen, zur Grundlage hat. Edukationisten und Sozialisten arbeiten darauf hin, die einen durch die Gleichheit der Erziehung, die anderen durch die wirtschaftliche Gleichheit, die ursprüngliche Gleichheit der Menschen wieder herzustellen, welche das Christentum durch den Sieg über die Schwachheit des Fleisches zu verwirklichen suchte, indem es den einzelnen zur Arbeit an seiner Vervollkommnung aufforderte.

Aber nachdem die Wissenschaft über Gott und die Seele zur Tagesordnung übergegangen ist, sind alle diese Phantasiegebilde zusammengestürzt. Bestehen blieb nur die wesentliche Ungleichheit der Individuen und der Rassen, die der Variation und der Vererbung zuzuschreiben ist, eine Wahrheit, die die alte christliche Mythologie verhüllte, und die die Biologie ans Licht gezogen hat. Jeder von uns ist die Resultante seiner Vorfahren, und das höchste, was er tun kann, ist, seine mit zur Welt gebrachten Anlagen zur Entfaltung zu bringen oder zu korrigieren. Die unergründliche Triebfeder einer jeden unserer Handlungen entschwindet im Dunkel der Vergangenheit unseren Blicken, und unser Leben ist nur eine beständige Reaktion gemäß der Vererbung und dem Milieu. In meinem Buche „L'Aryen" und namentlich in meinen „Sélections sociales" habe ich die politischen Folgerungen aus dieser veränderten Auffassung des Menschen und der Gesellschaft entwickelt; ich brauche also hier auf diesen Gegenstand nicht zurückzukommen.

2. das Ende der Moral der Nächstenliebe und der sexuellen Moral. Die Brüderschaft in Gott schloß Pflichten der Barmherzigkeit in sich, welche unter der Herrschaft einer wissenschaftlichen Moral zum Teil in anderen Pflichten, jedoch mit abweichenden Grundsätzen und mit ebenso verschiedenen praktischen Formeln, Ersatz finden werden. Die wissenschaftliche Sexualmoral wird von der des Christentums noch weiter abweichen und in der Mehrzahl ihrer Vorschriften ihr widersprechen.

Eine wissenschaftliche Kritik der christlichen Moral habe ich in einem Buche „Gegen die Moral" unternommen, das ich vor nun bald fünfzehn Jahren geschrieben, jedoch bisher nicht habe erscheinen lassen, weil ich gleichzeitig in einem anderen Buche die Vorschriften der neuen Moral veröffentlichen wollte. Eine bloße Skizze meiner Gedanken über diesen Gegenstand habe ich in meinen „Sélections", Kapitel XI, Sélection morale, gegeben. In Erwartung des Zeitpunktes, wo ich an der Veröffentlichung dieser beiden Bände nicht mehr verhindert sein werde, entschließe ich mich schon jetzt, auf gewisse Erörterungen, die für die Entwicklung des Selektionismus von praktischer Bedeutung sind, zurückzukommen. Diese Erörterungen sollen der Gegenstand vorliegenden Aufsatzes sein.

* * *

Der christliche Begriff der sexuellen Moral beruht auf dem Postulat, daß die Enthaltsamkeit der Gottheit angenehm ist und das beste Mittel darstellt, um ihr Wohlwollen in dieser und besonders in jener Welt zu gewinnen.

Dieser Begriff ist wesentlich molochistisch. Er setzt einen Gott voraus, der einfältig, boshaft und töricht genug ist, um seine Gläubigen als Gimpel zu behandeln, und der sadistisch veranlagt ist, etwa nach dem Muster der trunksüchtigen und grausamen Wüteriche, wie die kleinen Könige im antiken Asien es häufig waren. Für einen Orientalen entlegener Zeiten war von allen möglichen Opfern das grausamste, daher das zur Entwaffnung der zürnenden Gottheit geeignetste sicherlich der Verzicht auf sinnliche Genüsse. Das Schlachten von Schweinen, Hammeln oder Rindern, die Zerstörung kostbarer Stoffe oder Kleinodien durch Feuer, selbst die Opferung eines Neugeborenen waren Leistungen, für welche ein Entschluß von ein paar Stunden oder Tagen genügte. Dagegen war die Enthaltsamkeit ein Opfer aller Tage und aller Augenblicke, und die Schwierigkeit, sie fortgesetzt und ohne Verfehlung anzustreben, war so groß, daß manche Individuen, manche Priesterkollegien sie durch die Kastration, die dem Gläubigen den Rücktritt von seinem Entschluß unmöglich machte, zu erzwingen gesucht haben.

Diese freiwilligen Eunuchen sind jedoch selten gewesen, und wir kennen im alten Orient keine Sekte, die eine Entwicklung, wie die der Skopzen genommen hätte. Auch die Praxis der Enthaltsamkeit ist sehr wenig verbreitet gewesen, auch bei den palästinensischen Völkern, welche ihre Kinder unbedenklich opferten, wie es die Phönizier bis zur Zerstörung Karthagos taten. Lediglich im Nordosten Indiens kam jene Praxis zur Blütezeit des Buddhismus einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in Aufnahme. Sie hat übrigens den Verfall des Buddhismus vorbereitet, indem sie gerade wie bei den christlichen Völkern eine Auslese zugunsten der weniger frommen Familien bewirkte.

Die Christen scheinen hierin wie in vielen anderen Dingen eine Verschmelzung der palästinensischen und buddhistischen Gedanken, welch letztere nach dem Sturz der mazedonisch-buddhistischen Dynasten des Pendjab von den Indogriechen nach Babylon und Syrien gebracht worden waren, vollzogen zu haben. Aus der Enthaltsamkeit haben sie die höchste Tugend gemacht, die Tugend mit großem Anfangsbuchstaben, deren wenigstens scheinbare Befolgung heutzutage die Ignoranten und die Frauen, die fast alleinige Klientel der christlichen Kirchen, von jeder anderen entbindet. Da jedoch die absolute Enthaltsamkeit das Maß dessen überschritt, was man von der Menge der Gläubigen fordern konnte, so haben die Christen die Ehe geduldet. Besser ist die Jungfräulichkeit als die Ehe, besser die Ehe als das Fegefeuer, die Strafe der Unzucht, — so verkündet das römische Meßbuch in der Messe „Von der Ehe“.

Die christliche unauflösliche und monogame Ehe stellt also eine Konzession an die Schwachheit des Fleisches dar. Wie die muselmanische Ehe hat sie zum Zweck die Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse. Die Einführung dieses für die klassische Zivilisation neuen Begriffes hat eine Revolution bedeutet. Die griechische und

römische Ehe war wesentlich ein religiöser Akt, der die Fortsetzung des Ahnenkultes und die Ruhe und das Wohlbefinden der durch die Opfer der Nachkommen gespeisten Manen bezweckte. Diese Anschauung war dem größten Teil der alten Völker in Indien und China, wo sie noch heute besteht, gemeinsam. Zur Befriedigung der geschlechtlichen Bedürfnisse stand so die Ehe nur in einer mittelbaren Beziehung. Diese Bedürfnisse konnten tatsächlich ohne Verletzung der Moral auch mit anderen Frauen, z. B. Sklavinnen, befriedigt werden, was in der christlichen Ehe nicht möglich ist.

Die Anstrengungen, die das Christentum gemacht hat, um die Enthaltsamkeit außer der Ehe zur Pflicht zu machen, haben das Privatleben vor mancher Störung und Schädigung behütet; denn die geschlechtliche Leidenschaft ist tatsächlich die Quelle der schlimmsten Exzesse und der scheußlichsten Verbrechen. Durch ihre Unauflöslichkeit sicherte ferner die christliche Ehe der Familie ein Maximum von Stabilität. Durch die Monogamie verhinderte sie die mehrfache Aneignung von Frauen und erlaubte jedem Manne, eine zu haben, eine weitere Naturbedingung zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Gesellschaft. Diese Erhaltung der Ordnung mit ihren anscheinend wohltätigen Folgen ist jedoch teuer erkauft worden. Das Cölibat der Priester und Mönche hat dadurch, daß es die religiösesten Individuen von der Funktion der Fortpflanzung ausschloß, nicht nur dem Christentum selbst geschadet; denn viele dieser Individuen besaßen durch ihre Intelligenz und ihre sozialen Qualitäten einen Wert, den sie ihren Nachkommen würden übermittelt haben. Die Monogamie ist bekanntlich vom Gesichtspunkt der Selektion aus betrachtet verwerflich, und wenn jedem Manne daran gelegen ist, eine Frau zu haben, so ist der Gesellschaft noch mehr daran gelegen, daß die wertvolleren Männer die größtmögliche Zahl von Kindern hervorbringen und zu diesem Zweck die größtmögliche Zahl wertvollerer Frauen besitzen. Man bedenke ferner die Zahl der Frauen und Mädchen, die wegen Vergehen gegen die Keuschheit hingemordet worden sind, der verführten Mädchen, die aus Scham Selbstmord verübt haben, der Abtreibungen und Kindesmorde aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, und man wird zu einer erschreckenden Gesamtziffer von Existenzen kommen, die dem Keuschheitskultus zum Opfer gebracht worden sind. Dazu zähle man die unmittelbaren oder mittelbaren Opfer der Gesetze, welche Handlungen, die gegen die christliche Sexualmoral verstoßen, als Verbrechen oder Vergehen verurteilen, während dieselben Handlungen nach anderen Moralbegriffen meist gleichgültig oder gar höchst verdienstlich sind. Und wer vermöchte endlich die Summe von Lust abzuschätzen, die aus Furcht vor der öffentlichen Meinung oder vor ewigen Geboten oder aus Achtung vor der Sitte ungenossen blieb? die Summe von Glück, die den armen Wesen entgangen ist, deren Begehren ungestillt geblieben ist? Wahrlich, zwanzig Jahrhunderte lang hat das Christentum aus der Erde eine Hölle gemacht, einen nur allzu wirklichen Vorhof zu einem Paradies, das gar nicht existierte.

Es ist für das Christentum charakteristisch, daß es in seinem Todeskampf bösartiger ist, als es zur Zeit seiner Blüte war. Die Soziologen haben die Bemerkung gemacht, daß in betreff der staatlichen Ordnung die extremsten Schlußfolgerungen aus den christlichen

Prämissen erst in unserer Zeit gezogen worden sind, wo die Dogmen im Verhältnis der schnellen Fortschritte der Wissenschaft immer mehr in Mißkredit gerieten. Tatsächlich haben sich die demokratischen Ideen erst am Ausgange des 18. Jahrhunderts entwickelt, und zwar in den ungläubigsten Kreisen am meisten. Heute finden sie ihre fanatischsten und konsequentesten Anhänger unter der sozialistischen Sekte. Denn eine Sekte sind die Sozialisten, eine christliche Sekte und eine unlogische dazu, da sie die Dogmen verwirft, deren Konsequenzen sie bis zum äußersten treibt; dies erklärt ihre Haltung. Die Positivisten und Monisten dagegen stehen den demokratischen Ideen ablehnend gegenüber und verwerfen sie im Namen der Wissenschaft und der Interessen der Menschheit; aber der Einfluß dieser nur den Gebildeten und Unparteiischen zugänglichen Lehren vermag dem des Sozialismus nicht die Wage zu halten. In unserer Zeit des allgemeinen Stimmrechts ist es darum ganz natürlich, wenn man sieht, wie die demokratische Strömung zunimmt und die Massen die demokratische Lehre in ihrem eigenen Interesse, d. h. zugunsten der Herrschaft der Minderbegabten über die höher organisierten Individuen auslegen. Die Unterwerfung der Intelligenz unter die Zahl und die Herrschaft der unwissenden und unbelehrbaren Masse war in den Lehren des Christentums latent enthalten. Dieser Kern lebt fort und gedeiht.

Ebenfalls in unserer Zeit sind die absurden Konsequenzen des christlichen Begriffes der Nächstenliebe zur Entwicklung gekommen in einem Humanitarismus, der den Interessen der Menschheit zuwider ist, und in einer krankhaften Sorge in bezug auf die Degenerierten und einer wachsenden Begünstigung der Minderwertigen unter den Rassen und Individuen, die sich auf Kosten der normalen und höheren Elemente immer leichter erhalten und fortpflanzen können. In diesem Punkte sind Christen und Sozialisten einig und der Selektion im Wege, während die Selektionisten vorschlagen, die Degenerierten zwar zu pflegen, aber an der Fortpflanzung zu verhindern und die Zukunft von der Bürde ihrer Nachkommenschaft zu entlasten.

Ebenso merkwürdig wandelte sich die sexuelle Moral. Im 19. Jahrhundert wurde das Urteil der öffentlichen Meinung gegen Uebertretungen dieser Moral viel strenger, obwohl tatsächlich die Sitten jetzt ebenso locker sind wie im 18. Jahrhundert galanten Angedenkens. In den letzten zwanzig Jahren haben wir in Frankreich die Entwicklung des Berengismus erlebt, der sich die Aufgabe gestellt hat, der öffentlichen Meinung und dem Gesetzgeber die Abweichungen von der Kirche vorzuschreiben. Der Journalismus hat sich dieser Bewegung angeschlossen, und so kann man denn in ein und derselben Zeitungsnummer vorne einen pornographischen Roman und hinten einen Erguß gegen die Unsittlichkeit zu lesen bekommen. In England und den übrigen protestantischen Ländern hat sich die gleiche Bewegung zugunsten der Verteidigung der christlichen Moral entwickelt, gerade in dem Augenblick, wo der Fortschritt der biologischen Wissenschaften, der Ethnographie und der Religionskritik Vereine zum Schutze der sexuellen Freiheit und eine Bewegung zugunsten der Verweltlichung der Gesetzbücher hätte entstehen lassen sollen.

Die Gesetzgeber haben dieser Bewegung durch Ausdehnung der Verbote und Mehrung der Strafbestimmungen Folge gegeben, und die

Jurisprudenz hat diese Bestrebungen beständig gestärkt, indem sie Privathandlungen in ihr Bereich einzubeziehen und Verstöße gegen die christliche Moral in größerer Zahl zu strafen suchte. Während meiner juristischen Laufbahn habe ich es erlebt, daß ein armes Ehepaar wegen öffentlicher Verletzung des Schamgefühls verurteilt wurde, das im tiefen Walde in einer baufälligen Hütte wohnte, und das ein indiskreter Gendarm durch einen Spalt bei der ehelichen Beiwohnung beobachtet hatte. Allerdings waren diese Delinquenten gleichzeitig wegen Mangels an Beweisen von der Hauptanklage wegen Felddiebstahles freigesprochen worden, und man brauchte eine Rechtfertigung der Präventivhaft. — Einmal wurde auch eine Familienmutter wegen Sittlichkeitsverbrechens, begangen von einem Aszendenten ohne Anwendung von Gewalt, verfolgt und verurteilt, weil sie ihrer eben erst mannbar gewordenen Tochter aus Gründen der Reinlichkeit Ausspülungen gemacht hatte. Ich habe mir eine ganze Sammlung von ähnlichen Urteilen angelegt, von denen allerdings viele nicht nur zum Schutze der Moral ergangen sind; denn in derartigen Prozessen spielen gewöhnlich irgendwie auch politische oder private Ränke mit. Diese Verirrungen sind nicht bloß in Frankreich und den katholischen Ländern, wo der Kultus der Jungfrau und der Jungfräulichkeit seit Lourdes und la Salette sich auf eine pathologische Art entwickelt hat, sondern auch in den protestantischen Ländern und in Rußland aufgetreten und haben eine soziologische Tendenz von einer fast über die ganze Welt verbreiteten Allgemeinheit an den Tag gelegt.

Indessen — und dies ist besonders zu beachten — während man betreffs verschiedener Handlungen die letzten Konsequenzen der christlichen Lehren zog, wie z. B. betreffs Unzucht mit Kindern oder in der Oeffentlichkeit, denen man sonst wenig Bedeutung beimaß, sind gewisse Begriffe der christlichen Moral, deren Entwicklung älteren Datums war und ihren Höhepunkt erreicht hatte, in eine Rückbildung eingetreten. Die interessantesten Beispiele für diesen Verfall der offiziellen Moral würde man wohl in der Einrichtung der Ehe finden, und diese wähle ich daher zum Gegenstand des Spezialstudiums der Krisis in der Moral.

Gewiß war es der Einfluß des übermäßigen Marienkultus, der zur Uebertreibung der Idee der Enthaltsamkeit in der Ehe führte; und wir haben alle schon von Fanatikern gehört, die die unschuldigsten Intimitäten zwischen Ehegatten beanstandeten, und von Ehegatten, die vollständige Enthaltsamkeit übten, oder ihre Ehe mit einem solchen Aufwand von Dezenz führten, daß jede Lust daraus verbannt war. Es ist ja auch schon soweit gekommen, daß man die legitimen Schwangerschaften wie etwas Unfeines verheimlicht, und manche Frauen haben diese sonderbare Prüderie bis zum freiwilligen Abort getrieben. Diese Verirrungen perverser Frauen, die heute an der Tagesordnung sind, können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Ehe während der letzten dreißig Jahre auf den Weg der Umbildung oder vielmehr der Rückbildung gelangt ist. Die christlichen Formen der Ehe erfahren allenthalben eine Verweltlichung, durch die ihr Wesen verändert wird. Der antiklerikale Geist, die Auflösung der Familiendisziplin, die wachsenden Schwierigkeiten des materiellen Lebens scheinen die Ehe geradezu notwendigerweise zum vollständigen

Bankrott zu führen, und man sieht den Zeitpunkt in ziemlich naher Zukunft gekommen, wo die christlichen Nationen jeder Konfession mit anderen Mitteln zur Sicherung der Erhaltung der Art und der Bevölkerung des Staates werden rechnen müssen.

Schon jetzt muß diese Frage auf die Tagesordnung gesetzt werden, und die Aufgabe einerseits der Biologen, anderseits der Soziologen ist es, die Lösung vorzubereiten, welche eine nahe Zukunft fordern wird. Diese Lösung muß notwendigerweise aus der Natur der Sache selbst, d. h. aus den natürlichen Bedingungen der Erhaltung und Verbesserung der Art abgeleitet werden.

In der sexuellen Frage sind drei Dinge zu unterscheiden, die vielfach miteinander vermengt werden, die aber ihrer Natur nach gar nicht zusammengehören, wenn sie auch in der Praxis sehr häufig vereint und auf die mannigfachste Art kombiniert vorkommen:

1. Die sexuelle Zuneigung oder die Liebe, welche vielmehr eine Perversion des Fortpflanzungsinstinktes als seine Begleitung darstellt. In ihrer schädlichsten Form läßt diese Neigung den eigentlichen Zweck der Annäherung der Geschlechter, die in der Fortpflanzung besteht, ganz aus den Augen, so daß die Liebenden füreinander leben und in ihrer Gemeinschaft einen Egoismus zu zweien verwirklichen. Roman und Wirklichkeit zeigen uns zahlreiche Fälle, wo bei Individuen, deren sexuelle Bedürfnisse wenig entwickelt sind, dergestalt sich alles auf einen eigenartigen psychologischen Zustand beschränkt, von dem sogar das Verlangen nach sexuellen Realitäten ausgeschlossen sein kann. Dieses zwitterhafte und krankhafte Gefühl, das weder Freundschaft noch Verlangen ist, diese vornehme und reine Liebe der Moralisten und Literaten ist eine Form geschlechtlicher Verirrung, die dem Sadismus, der Tribadie und der Sodomie zur Seite zu stellen ist. Sie führt zu den sublimsten Handlungen, der größten Hingabe und den größten Verbrechen. Vom Christentum hoch gepriesen, weil sie ein Ableitungsmittel für das geschlechtliche Begehren darstellt, durch den Einfluß der romantischen Literatur, des Theaters und der Poesie, sowie durch die Schwäche der Zeugungspotenzen bei den Degenerierten sehr entwickelt, spielt sie in der modernen Gesellschaft eine sehr erhebliche und mehr schädliche als nützliche Rolle.

2. Die geschlechtliche Lust ist der intensivste Genuß, den man ertragen kann, ohne zu sterben. Die Erschütterung, die er dem Nervensystem mitteilt, ist tatsächlich derartig, daß sie die Todesnähe fühlen läßt, und daß sie mitunter tödlich sein kann. Schopenhauer macht sie zum Köder der ewigen Falle der Natur. — Nein! das Leben ist gut, die Natur stellt keine Fallen auf, und die Lust ist kein Köder; es wäre natürlicher, in ihr die Belohnung zu sehen für das Streben nach Erhaltung und Ausbreitung des kosmischen Bewußtseins, das in der Erhaltung und Mehrung des Lebens gegeben ist. Zwar kommt diese Belohnung nicht nur der Befruchtung zu, sondern allen natürlichen Akten zur Vorbereitung und Erregung des Individuums für den Schlußakt, von dem allein die Befruchtung abhängt; aber man darf nicht vergessen, daß, wenn die menschliche Intelligenz eine an sich natürliche und einfache Sache kompliziert hat, dies etwas Neues in der Welt darstellt. Durch den Reiz der Lust hat sich das Leben in der unendlichen Zeitenfolge bis zum Menschen umgebildet, und die Natur

hat ihre Mittel nicht geändert, als der Mensch sich über den Zustand der Tierheit erhoben hat. Uebrigens liebe ich jene Metaphern nicht, zu denen ich mich durch das Beispiel Schopenhauers habe verleiten lassen. Wenn die Welt durch das menschliche Gehirn und in bescheidenem Maße durch die Empfindung aller lebenden Wesen ein Bewußtsein ihrer selbst hat, so ist es wenig wahrscheinlich, daß dieses Bewußtsein das Resultat einer von ihm selbst gewollten Anstrengung sei, noch weniger, daß es jemals durch den Köder einer Belohnung eine bewußte und gewollte Einwirkung auf die Entwicklung des Lebens ausgeübt habe.

Die Geschlechtslust ist also eine an sich selbst wertvolle Sache, aber ohne moralischen oder unmoralischen Charakter; sie ist gut oder schlecht durch den Gebrauch, den man von ihr macht. Sie ist eine Kunst, wie die Malerei oder die Musik, die die Individuen nach ihrer Eigenart mehr oder weniger aufregt, und diese Kunst ist, ebensowenig wie die übrigen Künste, Gemeingut. Das ist auch der Grund, weshalb Personen, welche sonst kein Verdienst haben, nicht einmal durch Schönheit sich auszeichnen, Liebesleidenschaft erwecken und erwidert finden. Die Schönheit ist wohl ein Ingredienz zum Genuß, aber es gibt vollkommen schöne Frauen, die unfähig sind, den Genuß zu gewähren, und andererseits häßliche Meerkatzen, die darin große Künstlerinnen sind. Ebenso ist es bei den Männern. Die Unabhängigkeit von Geschlechtslust und Liebe ist so vollkommen, daß man wenig begabte Personen um des Geschlechtsgenusses willen lieben kann, und daß man unendliche Wonnen in den Armen von Personen finden kann, für die man nicht die geringste Liebe empfindet.

Gewöhnlich finden sich jedoch Liebe und Wollust vereint und ergänzen und verstärken sich, wenigstens eine Zeitlang; denn es gehört zum Wesen der Wollust, schnell zu erlöschen und nach Veränderung des Objekts zu trachten, und die Liebe überlebt sie nicht. Ebenso sind Wollust und Fortpflanzung und Liebe und Fortpflanzung von Natur verschiedene Dinge, denn man kann lieben und genießen, ohne sich fortzupflanzen und ohne das Verlangen danach zu haben. Indessen tritt die Fortpflanzung als die Folge der Liebe und der Wollust in einer für die Erhaltung der Art genügenden Zahl von Fällen auf.

3. Die Fortpflanzung ist eine physiologische und zugleich soziale Funktion, welche durch ihre Beziehungen zum Naturgesetz und zu den Pflichten der Gattung einerseits, zu den Interessen des Staates anderseits eine doppelte Wirkung hat. Während Liebe und Wollust vornehmlich Sache des Individuums sind, ist die Fortpflanzung eine wesentliche Bedingung für die Erhaltung und den Fortschritt des Bewußtseins, welches das Universum von sich selbst hat, und für den Bestand der Staaten. Der Zeugungsakt ist also religiös, moralisch und politisch zugleich.

Er ist religiös insofern, als er einen Sieg des Seins über das Nichtsein, der Unsterblichkeit über den Tod, des kosmischen Bewußtseins über das Unbewußtsein darstellt. Seine Wirkung ist die Mehrung der Summe des Lebens, die Ausbreitung des Bewußtseins. Für die Bekenner der Naturreligion ist er theogonisch, indem er das Universum durch die Entwicklung zur größten Bewußtheit unaufhörlich göttlicher macht, und um so heiliger, je mehr er von Eugenikern vollzogen wird,

deren Frucht für diese Entwicklung wertvoller ist. Diese Anschauung der pantheistischen Religionen war den alten Völkern des Orients und Indiens, die unter mannigfachen Formen die Sonne, das Prinzip alles Lebens, und den Phallus, das Prinzip des individuellen Daseins, anbeteten, ganz geläufig, bevor das Christentum und der Buddhismus das religiöse Fühlen der Menschheit umzuwandeln begannen. — Ich schreibe diese Zeilen am Fuße des Menhir von Croisic, den die Frauen des Landes noch vor kurzem nach alter Sitte verehrten. Der Granit trägt zwar das heilige Herz Jesu eingegraben, aber der Heidengott steht noch aufrecht, und jeder Sonnenaufgang, der ihn vergoldet, bringt den Tag näher, da sein Kultus wiederkehren wird.

Um die Pflichten gegen die Gattung zu verstehen, muß man sich über die gewöhnlichen Begriffe von der Art selbst erheben. Dem Anschein nach ist die Menschheit aus Individuen zusammengesetzt. Die Gesetzgeber und Theologen, die Philosophen und Oekonomen kennen nur das Individuum, das materiell gesonderte und selbständige Wesen. Höchstens die weitestblickenden Philosophen begreifen, daß diese Individuen durch die Bande der Geschlechtsfolge miteinander zusammenhängen, und daß die Menschheit Lebende sowohl wie Tote und Ungeborene in sich begreift. Man muß noch weiter gehen, viel weiter, und in dem Begriffe der Menschheit die selbständigen Individuen, die vor unseren Augen sie zusammenzusetzen scheinen, auf den zweiten Rang herabdrücken. Tatsächlich ist jeder nur der Wirt und der Nährboden für zwei Gruppen von Sexualzellen, die mit denen der Vorfahren und Nachkommen in Gegenwart und Zukunft in direkter, materieller Kontinuität stehen.

Schon in der ersten Zeit der Ontogenese isoliert sich eine Zellgruppe und hört auf sich zu differenzieren, während die übrigen Zellen zum Embryo, Fötus, Kind und schließlich zum Menschen werden. Jene Zellengruppe wird zur Genitaldrüse. Aus ihren Elementen geht nach Vereinigung mit analogen Elementen aus den Drüsen eines Individuums des anderen Geschlechts die nachfolgende Generation hervor, in deren Embryonen sich wiederum im gegebenen Moment die Sexualzellen abtrennen. Jedes Individuum stammt also nicht von seinen augenscheinlichen Eltern ab, sondern von den Sexualzellen, denen diese als Ernährer dienten. Materiell ist jedes Individuum ein Seitenverwandter seiner Eltern und nicht einmal ein Halbbruder von ihnen beiden. So erklärt es sich, warum es keine Vererbung der von dem Erwachsenen erworbenen Eigenschaften gibt, sondern lediglich der von den Sexualzellen durch den Austausch der Nährflüssigkeit mit ihrem Wirte zugleich erworbenen Eigenschaften, wenn dieser Wirt Modifikationen erfahren hat, die geeignet waren, chemische Blutveränderungen hervorzurufen.

So pflanzt sich der unergründliche Lebensfaden des Menschengeschlechts, das Stroma, das wir nicht sehen, fort, und während der Tod unerbittlich das Individuum erfaßt, spinnt das immer embryonäre, ewig junge und lebendige Stroma seinen Faden durch die Unendlichkeit weiter, und knüpft seine Knoten hinein, an deren jedem es ein Individuum hervortreibt, dessen Parasit es wird. Unter diesem Bilde erscheint die Menschheit als ein endloser Prozeß, dessen Phasen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinander übergehen.

Das Band zwischen den Individuen selbst ist vom biologischen Gesichtspunkte aus nicht mehr eine Fiktion, wie sie es für die Juristen und die Ethiker ist: es ist eine konkrete Realität. Das Individuum ist daher auch viel weniger autonom. Es ist ebensowenig autonom, wie es isoliert ist. Die Idee von der Unabhängigkeit der Individuen rührt vom Christentum und den Spiritualisten her. Nach den Theologen und den Philosophen, den weltlichen Theologen, war die Seele eine unmittelbare Emanation Gottes, und der Körper ein bloßes Werkzeug. Die Seelen, durch den Zeugungsakt des Menschen aus dem Schattenreich gerufen und durch Zufall Fleisch geworden, waren alle übereinstimmend und ohne andere Beziehung untereinander, als die Gemeinsamkeit der göttlichen Abstammung, infolgedessen ohne erbliches Band mit den Vorfahren und den direkten Erzeugern. Diese Anschauung macht auch den Widerstand verständlich, den die Anerkennung der psychologischen Vererbung zuerst hervorgerufen hat.

Der monistische Begriff des Individuums ist ein ganz anderer. Zwischen Seele und Körper ist kein Unterschied, und die Vererbung erstreckt sich ebenso auf die psychischen Eigenschaften wie auf die physische Struktur. Das Ei und das Spermatozoon, deren Zusammenwirken das Individuum haben entstehen lassen, brachten die Erbmassen von zwei Zellen mit, welche ihrerseits diejenigen von acht Zellen vereinten, und so fort bis zum Uranfang des Lebens. Berücksichtigt man die anscheinend durch die Elimination der polaren Körperchen vollzogene Ausstoßung der Erbmassen und die Modifikation der Ahnenzellen durch die Nahrungssphäre der Vorfahren, so erscheint das Individuum in seiner physischen und geistigen Beschaffenheit durch eine unzählbare Menge von Voreltern oder genauer von sexualen Ahnenzellen gleicherweise bestimmt, sehr eng bestimmt, und erscheint als Gesamtwerk von Wesen, welche in den entlegensten Jahrhunderten bis zum Ursprung des Lebens auf Erden gewandelt sind. Man müßte sich eigentlich wundern, daß die Individuen in Anbetracht dieser engen Determination einander nicht ähnlicher sind, als sie sind, und nicht fast übereinstimmen, wenn man nicht die Ausstoßung der Erbmassen und die Mannigfaltigkeit der Kombinationen berücksichtigte. Die sechzehn Chromosomen, die in die Befruchtung eingehen, gestatten, wie Hill in seinem neuen und sehr guten Buche bemerkt hat, 12870 Kombinationen (Hill, Heredity and selection in sociology, London 1907, Black, Seite 159). Aber wenn auch die beigebrachte Summe der Erbmassen aus zwar verschiedenartigen, aber doch ähnlichen Elementen zusammengesetzt sein kann, derart, daß deren jedes eine erkennbare Individualität besitzt, so ist nichtsdestoweniger die geistige Beschaffenheit, die jeder mit zur Welt bringt, eine Resultante davon. Die körperliche und geistige Maschine ist aus Teilen zusammengesetzt, die den Ahnen entnommen sind, und ihr Aufbau bestimmt ihr Spiel und ihre Funktion. Die durch die erbliche Uebertragung gespannten Triebfedern wirken durch das ganze Leben und bestimmen die Handlungen in dem Maße, wie es das Milieu gestattet.

So verstanden erscheint also die Menschheit in ihrem innersten Lebenskern als etwas eng Solidarisches und Zusammenhängendes, und auch die Individuen sind unabhängig und unzusammenhängend nur unter dem Vorbehalt der engen Determination, die durch die

Ahnenreihe auf ihre Fähigkeiten und Neigungen ausgeübt wird. Die Alten kannten die Embryogenese noch nicht, aber sie waren zu einem empirischen Begriffe von der Familie gelangt, der der Wirklichkeit viel näher kam, als der der Christen. Die Solidarität der Geschlechter durch die Jahrhunderte wurde durch den Ahnenkult und die Sorge um die Sicherung einer Nachkommenschaft bekräftigt. Dieselben Gedanken beherrschen heute noch die Kultur der gelben Völker, und in diesem Punkte ist jene der unseren weit überlegen. Der biologische Begriff setzt uns in den Stand, unsere Pflichten gegen Unseresgleichen besser zu begreifen, als alle Träumereien der Humanisten. Sofern man in einer Moral ohne Gebundenheit und Sanktion, in der das Gute nicht verbindlicher ist als das Schöne, von Pflichten reden kann, ist es die erste Pflicht gegen die Art und die Familie, gegen die Voreltern und sich selbst, das Leben an Nachkommen weiterzugeben, wobei freilich dieses Leben nicht mit erblichen Fehlern belastet sein darf. Dagegen ist es die Pflicht der belasteten Individuen, mit sich das unselige Erbe erlöschen zu lassen.

Für den Staat ist die Fortpflanzung eine unerläßliche Existenzbedingung, denn ohne beständigen Ersatz der absterbenden Mitglieder ist der Staat nicht zu denken. Daher haben auch alle Regierungen Maßnahmen zur Erhaltung und Steigerung der Bevölkerungsziffer ergriffen, und wenn auch das Christentum zur Entvölkerung und zum Sturz des römischen Reiches vieles beigetragen hat, so haben doch die christlichen Völker, nachdem die ersten Jahrhunderte der asketischen Glut vorüber waren, an Kopfzahl schnell zugenommen.

Heute haben wir in Frankreich einen Staat, der von der Entvölkerung bedroht ist. Man kann sogar schon sagen, daß die französische Bevölkerungsziffer sich nur durch den Zuwachs an Naturalisierten und ihren Abkommen auf der Höhe erhält, und wenn man nur die Elemente von eingeborener Herkunft berücksichtigt, dann kann man sagen, daß die Entvölkerung tatsächlich schon begonnen hat. Die Tendenz des Rückganges der Geburtenziffer ist zwar nicht so allgemein, wie man nach Berechnungen, deren Methode in ihrer Grundlage verfehlt war, behauptet hat, aber der Gedanke ist sehr berechtigt, daß sie es bald werden wird, und daß die Bevölkerungsfrage in einigen Jahrzehnten die große Sorge aller Regierungen bilden wird.

Diese Frage hat ein doppeltes Gesicht, denn es kommt nicht bloß auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität der zu zeugenden Mitbürger an. Bisher scheint den Regierungen die Qualität nicht viel Sorge zu machen. Unter dem Einfluß christlicher Ideen und demokratischer Vorurteile sind sie geneigt, die Kindbetten des niederen Volkes als ein unerschöpfliches Reservoir für den Ersatz der höheren Klassen zu betrachten und die meisten Menschen als mit gesunden und vollkommenen Geistesanlagen begabt, als virtuell gleich und lediglich durch die Erziehung differenziert anzusehen. Darum rechnet man zur Verbesserung der Qualität der Mitmenschen viel zu viel auf die Erziehung, die man überdies nach der landläufigen Manier mit Unterricht verwechselt.

Dies ist ein Irrtum, in den man allgemein wieder zu verfallen beginnt, den aber die wahren Pädagogen niemals geteilt haben. Diese wissen, wie beschränkt die Zahl der Individuen ist, die einen auch nur

mittleren Unterricht in nutzbringender Weise zu empfangen befähigt sind. In Frankreich ist der größte Teil der Kinder, die in unsere weltlichen Unterrichtsanstalten eintreten, genötigt, sie vor Beendigung der Studien zu verlassen. Von dem Reste scheitert die Hälfte definitiv am ersten Baccalaureatsexamen, und ein Drittel der übrigen verschwindet bei der Philosophieprüfung. Die Statistiken stellen fest, daß von 100 Kindern, die in das Collège eintreten, kaum fünfzehn bis zum Diplom gelangen. Dabei stellen diese Kinder schon eine Auslese dar und sind zumeist von auserlesenen Eltern hervorgegangen.

Von der intellektuellen Schwäche und der Unfähigkeit zur Gehirnanstrengung in der großen Masse der zivilisierten Nationen macht man sich keine Vorstellung. An dem Tage, wo man auf alle Kinder das Programm des vollständigen Unterrichts anwenden würde, wie es von den Sozialisten allgemein gefordert wird, würde sich ihrer sicherlich nicht ein Zehntel zur vollständigen Absolvierung befähigt erweisen; und dabei setzt dieser Unterricht nur eine recht mäßige Begabung voraus. In Wirklichkeit stehen unsere zivilisierten Völker nur mit einer kleinen Elite über den Negern; den Rest wiegen die Sudanesen und die Kaffern sicher auf. Unsere unteren Klassen sind nicht, wie man törichterweise annahm, ein gesunder und unerschöpflicher Reservefond, sondern der Rückstand von Familien, deren Befähigung zum Aufstieg in eine höhere Gesellschaftsklasse nicht ausreichte, von Familien, in denen sich während zehn und zwanzig Generationen kein Mann gefunden hat, der fähig gewesen wäre, die immer wandelbaren Umstände zum Emporkommen auszunutzen, sowie von Familien, die wohl einen höheren Rang innegehabt haben, aber durch Exzesse und Degeneration seiner verlustig geworden sind. Und wie mit diesen Klassen, so ist es auch mit den niederen Völkern der Fall. Siebentausend Jahre stehen die Neger des oberen Nil durch Aegypten mit der Zivilisation in Berührung; während siebentausend Jahren sind sie zu wiederholten Malen von den Aegyptern unterworfen und regiert worden, aber niemals haben sie die bei ihnen eingeführte Zivilisation nachzuahmen oder auch nur zu erhalten, geschweige denn ihren entfernteren Volksgenossen zu übermitteln vermocht. So zeigt uns die Geschichte der Entwicklung der Arten, daß nur einige fortzuschreiten vermögen, während die ungeheuere Mehrheit berufen ist, zu verschwinden, ohne einer Modifikation fähig gewesen zu sein.

Zur Aenderung dieses Standes der Dinge ist von Erziehung, Unterricht, Hygiene und Wohlbefinden nicht viel zu hoffen; durch all das kann er höchstens ein wenig bemäntelt werden. Vielmehr kommt es darauf an, das Individuum zum Höhepunkt sozialer Nützlichkeit emporzuheben, was etwas ganz anderes ist. — Uebrigens ist die Unbegabtheit in den oberen Klassen sogar noch größer; und wenn die relative Geistesarmut der Großen geeignet ist, den Kleinen eine Genugtuung zu bereiten, so können letztere zufrieden sein.

Seit zwei Jahrhunderten hat sich die menschliche Erkenntnis in erstaunlicher Weise vermehrt, und unser Wissen wächst beständig weiter. Demgegenüber erscheint das menschliche Gehirn nicht auf dem Wege des Fortschreitens begriffen. Sicherlich sind unsere Zeitgenossen den Griechen nicht überlegen, und wenn man nach den

Schädeln urteilt, so hat weder Volumen noch Komplikation dieses Organs seit der jüngeren paläolithischen Periode zugenommen. Die gegenwärtigen Rassen datieren aus dem Quaternär und haben sich seit dieser Epoche nicht weiter entwickelt, gleich als ob das Spiel der Mutationen sie damals plötzlich hervorgebracht und endgültig fixiert hätte. Trotz der schon bis zum bedenklichsten Uebermaß getriebenen wissenschaftlichen Spezialisierung werden die fähigsten Gehirne der stärksten Probe ausgesetzt. Man kann sagen, daß gegenwärtig die Grenze der Belastung nahezu erreicht ist. Nur mit leistungsfähigeren Gehirnen erscheint ein Fortschritt noch möglich; sonst muß in naher Zukunft die Spezialisierung soweit getrieben werden, daß die Zahl der Spezialisten der Zahl der Gelehrten gleichkommen wird, und daß diese sich untereinander nicht mehr verstehen werden. Diese leistungsfähigeren Gehirne kann aber nur die Auslese liefern, ebenso wie die längere nutzbare Lebensdauer, die erforderlich ist, um mehr Kenntnisse aufzuspeichern und sie neue Früchte hervorbringen zu lassen.

Anderseits wird, wenn die Ungleichheit der Leistungsfähigkeit der Gehirne und des Unterrichts bis zum äußersten gelangt ist, die Kluft zwischen den Wissenden und den Unwissenden unaufhörlich tiefer werden. Es wird dahin kommen, daß eine Klasse die andere nicht mehr versteht, und da mit dem Fortschritt des Unterrichts die Ungebildeten mehr und mehr aus Ignoranten — mangels Gehirnkraft und nicht mangels Unterricht — bestehen werden, so wird das einzige Mittel zur Wiederherstellung der geistigen Einheit im Staate wiederum die Auslese sein.

Diese Auslese, welche die Spezialisierung und Sozialisierung der Fortpflanzungstätigkeit zur Voraussetzung hat, wird vielleicht über Erwarten leicht in die Praxis übergehen. An dem Tag, an dem die Gefahr der Entwicklung die Regierungen zwingen wird, einzuschreiten und die Fortpflanzung zu regulieren, wie sie heute den Militärdienst organisieren, werden sie notwendigerweise nicht umhin können, die Fortpflanzung nur den geeignetsten Individuen anzuvertrauen. Zu dieser Entvölkerung wird ferner in bedeutendem Maße der Verfall der Ehe beitragen, welcher die Frau aus ihrer gegenwärtigen Stellung als Parasit der Familie in die des sozialen Parasiten überführen wird. Wenn der Neomalthusianismus heute so weit verbreitet ist, so liegt das daran, daß die Frau keine Kinder mehr haben mag, weil diese in ihrem immer mehr veräußerlichten Leben eine große Unannehmlichkeit darstellen, und auch daran, daß die sozialen Umstände die Lasten des Unterhalts von Frau und Kindern für den Ehemann immer schwerer machen. Diese letztgedachten Umstände werden nicht bloß die Geburtenziffer, sondern auch die Zahl der Eheschließungen forlaufend herabsetzen.

Wie die Ehe sich unter der Herrschaft der Unabhängigkeit, welche Vermögen und Einkünfte gewähren, gestaltet und noch weiter gestalten wird, ist sie für den Gatten fast nur mehr eine Last ohne Kompensation. Im Stande der Ehelosigkeit erlaubt ihm sein Gehalt im allgemeinen ein angenehmes Leben. Sobald er aber davon den Unterhalt seiner Frau abziehen muß, wird seine finanzielle Lage beschränkt, und wenn trotz der Vorsichtsmaßregeln, die die Annehmlichkeiten der Ehe erheblich beeinträchtigen, sich zwei oder drei Kinder einstellen,

dann bleibt ihm keine andere Perspektive als die Unannehmlichkeit und für die Folgezeit die Enthaltung von allem ehelichen Verkehr. Früher, als die Kindersterblichkeit groß war, konnte der Ehemann seine Frau unbeschränkt gebrauchen, ohne einen übermäßigen Zuwachs befürchten zu müssen. Heute haben sich die Zeiten geändert, und nach kurzer Dauer ist die Ehe nur mehr eine Last ohne den normalen Gegenwert des sexuellen Genusses, ungeachtet dessen, daß die wachsende Unabhängigkeit und Unzuverlässigkeit der Frauen die Vaterschaft der Kinder immer ungewisser machen.

Diese Betrachtungen führen uns zu dem Schlusse, daß in ziemlich naher Zukunft die christliche Ehe anderen Formen sexueller Vereinigung Platz machen wird, die durch Unbeständigkeit und Polygynie charakterisiert sein werden. Schon hat in den arbeitenden Klassen, wo die Ehe lediglich eine Vereinigung der Leiber ist, die freie Ehe große Fortschritte gemacht. Bei den oberen Klassen, wo die Ehe vielmehr eine Vereinigung von Kapitalien ist, und wo z. B. in Handel und Industrie die Frau oft eine für das Geschäft nötige Teilhaberin ist, wird diese Einrichtung sich solange erhalten, wie ihre ökonomische Bedeutung bestehen bleiben wird. Sehr wahrscheinlich wird die Polygynie, die heutzutage tatsächlich existiert, in den letzten Organisationsformen der Ehe, die ihrem definitiven Verschwinden vorausgehen werden, legalisiert werden. Wie sie beispielsweise von den Mormonen verwirklicht wird, ist sie der Auslese außerordentlich günstig und vereinigt Ehe und Selektion.

Trotz der Absurdität ihrer Dogmen und trotz der Verfolgungen, womit der religiöse Fanatismus im Namen der christlichen Moral sie bedacht hat, behaupten sich die Mormonen und spielen gerade wegen dieser Polygamie, die ihnen grundlos zum Vorwurf gemacht wird, eine immer bedeutendere Rolle, auch in Europa. Der Staat hat tatsächlich nicht das Recht, seinen Bürgern die christliche Moral vorzuschreiben, ebensowenig wie den Besuch der Messe. Diese beiläufige Bemerkung zielt nicht bloß auf die Frage der Polygamie, sondern auf alles, was das Zuwiderhandeln gegen die christliche Moral betrifft. Daß der Staat Gewalthandlungen in sexuellen Dingen ebenso verfolgt, wie solche gegen die Freiheit des persönlichen Willens, ist in der Ordnung; aber er hat nicht das Recht, in gemeinsam gebilligte Handlungen sich einzumischen. Alles was die Angriffe auf die Sittlichkeit und die sexuelle Moral im allgemeinen betrifft, muß aus den Gesetzbüchern ebenso verschwinden, wie aus ihnen in den aufgeklärten Ländern die Strafen gegen Gotteslästerung schon verschwunden sind.

Die asiatischen Kulturen, insbesondere die gelben, sind vom Gesichtspunkt der Auslese durch die Polygynie aus betrachtet, in einer viel besseren Lage als die unsrige. Die meisten Völker des äußersten Ostens gestatten eine gemäßigte Polygynie, und weder Sitten noch Religion sind dawider, daß sie auf einen wissenschaftlichen Selektionismus eingestellt werde. Die Ehe der Muselmanen würde sich zu einer ähnlichen Entwicklung noch besser eignen; aber für die Zukunft ist auf die muselmanischen Völker, diese unerziehbaren oder in alter verbrauchter Kultur erstarrten Barbaren, nicht zu rechnen.

In Europa gibt es mit Ausnahme einzelner Juden und einiger mormonischen Gesellschaften, die im verborgenen leben, keine Propaganda

zugunsten der Polygamie. Vielmehr besteht eine Neigung zur freien Ehe, die in Sozialistenkreisen laut gerühmt wird. Jedoch sind Polygynie und zeitweilige Dauer der Vereinigung die Grundlage des Mittgartbundes, einer Vereinigung zum Zwecke der Wiederherstellung der germanischen Rasse in ihrer Reinheit. Der Mittgartbund bezweckt in den großen Gütern von Ostdeutschland die Organisation von Gemeinschaften mit einer kleinen Zahl von Männern und einer großen Zahl von Frauen, deren jede mit ihren Kindern eine besondere Wohnung inne hat. Die zeitweiligen Vereinigungen, die in der Erzeugung eines Kindes ihren Zweck und das Ende ihres Bestandes finden, sollen von den Aeltesten bestimmt werden.

Auf einem anderen Wege ist eine große selektionistische Bewegung in den letzten zwanzig Jahren in den Vereinigten Staaten aufgetreten, und die Ehe ist in einer großen Zahl von Staaten der Union zahlreichen Klassen von Belasteten verboten worden. Das ist negativer Selektionismus, d. h. eine Auslese, die einfach die Beschränkung der Fortpflanzung der schädlichen oder nutzlosen Elemente ohne Unterschied der Rasse erstrebt. Der positive Selektionismus, der die Vermehrung der Eugeniker begünstigen will, wird wohl von mehreren Vereinen vertreten, hat aber noch nicht begonnen, gesetzliche Formen anzunehmen. Doch besteht er bereits in der Sitte in Gestalt einer Rassenauslese; denn seit den Hindus hat kein Volk den Abscheu vor der Vermischung mit Farbigen soweit getrieben. Immerhin braucht man auch darin nicht zu weit zu gehen, und wenn es schon nicht wohlgetan ist, eine Negerin zur Frau zu nehmen, so ist es doch vollkommen absurd, die Neger in besondere Gebäude, besondere Wagen und besondere Schulen einzupferchen.

In Europa hat man auf dem Wege des praktischen Selektionismus noch nichts besonderes ausgerichtet. Zwar bestehen ziemlich überall Vereine, die die negative oder auch positive Auslese predigen, aber die öffentliche Meinung beginnt kaum erst, sich dafür zu interessieren, und die Gesetzgeber ignorieren sie. Die von M. Pichou gegründete „Elite“ ist meines Wissens der einzige französische Verein zur Entwicklung des Eugenismus, den man zu organisieren versucht hat. In England ist man trotz Galtons Bemühungen nicht viel weiter gekommen. Bloß in den germanischen Ländern, glaube ich, finden sich Vereine, die die Entwicklung des Eugenismus, aber in einer bestimmten Rasse, bezwecken. Das Unternehmen ist zwar schwieriger, aber um so wirksamer, denn allein die Entwicklung innerhalb der Rasse vermag stabile Resultate zu zeitigen; sonst gelangt man zu unzusammenhängenden Ergebnissen und zum Rückschritt. In Wien erscheint die „Ostara“, das Organ einer Gruppe, die es sich zur Aufgabe macht, Ehen zwischen Eugenikern der dolichoblonden Rasse zustande zu bringen. Dieser Verein besteht ebenso wie der Mittgartbund aus enragierten Pangermanisten. —

Aus dem Gesagten mag man ersehen, in welcher Richtung die sexuelle Frage sich entwickelt. Fast zweitausend Jahre hat die christliche Kultur daran gearbeitet, die drei Elemente Liebe, Wollust und Fortpflanzung in der Ehe zu vereinen. Der Versuch ist nicht geglückt, weil er der Natur der Dinge selbst zuwider lief. Im Gegenteil ist die Moral der Zukunft auf die Trennung dieser Elemente abgestellt. Liebe

und Wollust werden wahrscheinlich die Domäne des Individuums bleiben, die Fortpflanzung hingegen wird sozialisiert werden.

Nachdem diese eine soziale Funktion, oder richtiger eine gesetzlich vorgeschriebene soziale Pflicht geworden sein wird, wird sie gleichzeitig aufhören, ein fakultativer und allen zugänglicher Akt zu sein. Die Erzeuger werden ausgelesen; ihre Nachkommenschaft wird auf Staatskosten aufgezogen und die Fortpflanzung wird denjenigen Individuen, die kein offizielles Mandat erhalten haben, verboten werden. Zur größeren Sicherheit werden wahrscheinlich diese Individuen außerstand gesetzt werden, sich fortzupflanzen, und zwar durch Mittel, die ihnen die Fähigkeit zur Wollust nicht rauben; wenn nicht, werden Abtreibung und Kindstötung offizielle Einrichtungen werden. Um die Bevölkerungsziffer zu erhalten und ein wenig zunehmen zu lassen, wird man zur Fortpflanzung ein Drittel oder die Hälfte der Frauen bestimmen müssen, bei einer mittleren Geburtenziffer von sieben oder acht Kindern. Die zeugenden Männer können viel weniger zahlreich sein, und je strenger sie ausgewählt werden, unter desto besseren Bedingungen wird die Auslese erfolgen. Die soziale Organisation wird den Individuen das größtmögliche Maximum an Genuß sichern. Die romantische und dramatische Liebe dagegen wird durch die Selektion aus einer Gesellschaft verschwinden, deren Individuen, cerebral und genital betrachtet, werden immer kräftiger und gesunder werden.

Viele Generationen werden vergehen müssen, bis die religiösen Bedürfnisse aus der geistigen Natur des Menschen verschwinden. Wenn zur Befriedigung dieser Bedürfnisse in der künftigen Gesellschaft ein Kultus erhalten bleibt, so wird dieser wahrscheinlich ein Sonnen- und Phalluskult sein; er wird der Sonne gelten als dem belebenden Prinzip aller belebten Wesen und dem Phallus als dem Prinzip des individuellen Lebens.

Dann wird man sich von unseren heutigen Sitten und Einrichtungen sehr weit entfernt haben. Mit Erstaunen und Mitleid wird man unsere Romane und unsere Gesetzbücher, unsere Erzählungen von Liebesdramen und unsere Gerichtsverhandlungen lesen, und es wird sehr schwer sein, unseren entfernten Nachkommen verständlich zu machen, was die Ehe gewesen sei, und warum man Sittlichkeitsvergehen bestraft habe.

Wir aber, die Lebenden von heute, wir werden dann auch längst versunken und vergessen sein.

Neue biologische Grundlagen der Soziologie[1].

C. H. de Méray.

Der physiologische Tod der Zivilisationen.

Die Zivilisationen, als wirkliche physiologische Gebilde, sterben ebenso, wie alle lebendigen Geschöpfe. Der Tod erscheint im Leben der Zivilisationen in einer vollständig physiologischen Art.

[1]) Vergl. Jahrg. VI, Nr. 10 und Jahrg. VII, Nr. 4 dieser Zeitschrift.

Ueber den Tod wissen wir, daß er organisch erst im Laufe der Entwicklung des Lebens entstanden ist. „Wenn man hinabgeht in der Reihe der Organismen zu den niederen Tieren, da wird es sehr schwer zu sagen, ob es einen natürlichen Tod gibt", sagt R. Hertwig. „Der Tod hat sich für alle vielzelligen Tiere als eine neue Erscheinung ausgebildet", äußert sich Weißmann. Auch Eimer bespricht den Ursprung des Todes als etwas organisch Entstandenes; d. h. die niedersten Tiere sind eigentlich unsterblich, und gehen nur durch irgendeine von außen kommende Zerstörung zugrunde. Die Art ihrer Vermehrung ist die einfache Teilung, wobei dann beide Teile fortleben, sich wieder teilen und so fort. Die Untersuchung des Problems ihrer Unsterblichkeit ist allerdings noch nicht abgeschlossen. Nach neueren Experimenten scheint es, daß in der andauernden Vervielfältigung der Individuen Niedergangsperioden sich andeuten, während deren sich die Tiere nicht mehr vermehren; dann erholen sie sich wieder, teilen sich und so geht es weiter, aber vielleicht doch nicht endlos, denn allmählich werden die Depressionen stärker, die Erholung wird geringer. „In der Natur erfolgt aber — wie R. Hertwig in einem Vortrage über die Ursache des Todes die letzten Resultate zusammenfaßte — kein Aussterben jener Tierchen. Denn sie vermehren sich tatsächlich im Freien so, daß z. B. die 742 Generationen von Paramecien, die man bisher in zwei Jahren durchgebracht hat, eine 224stellige Zahl von Individuen ausmachen, die, obgleich jedes nur $^1/_{10}$ Kubikmillimeter groß ist, einen Raum einnehmen würden, demgegenüber die Erde verschwindend klein wäre. Daraus geht schon hervor, daß sie in enormen Massen sterben müssen. Und doch leben sie in der Natur fort. Dazu hilft ihnen ein Prozeß, der sie tatsächlich als Masse unsterblich macht: die Konjugation. Die Konjugation ist ein Prozeß, der wie die Befruchtung zur Verschmelzung zweier, geschlechtlich aber nicht verschiedener Tiere führt. Dadurch erhalten sie wieder neue Kraft." Soviel ist also festzustellen, daß lange Reihen von Generationen ohne die Erscheinung des organischen Todes sich vermehren, und daß durch eine Verschmelzung — Konjugation — die Reihe wieder erneuert wird.

Ganz dementsprechend kennen wir eine Unzahl von ganz primitiven Kulturen, die der Wilden und Halbwilden. Sie werden allgemein als die noch heute lebenden Typen der Urkultur betrachtet.

Nun ist es aber eine eigentümliche Erscheinung, daß heute nur diese allerniedersten und nur die allerletzten höchsten Kulturen auf der Welt sind. Die Uebergangsreihe von jenen zu diesen fehlt. Sie ist ausgestorben.

Dies bedeutet aber nichts anderes, als daß die niedersten in ihrer unsterblichen Art sich erhalten haben, dann folgten aber höhere Entwicklungsstufen, wo der Tod als eine organische Eigenschaft erschien, und eine Reihe dieser höher entwickelten Kulturen verfiel dem Tode, und nur die allerletzten leben noch. Keine andere Lösung der Frage, warum die Lücke zwischen den niedersten und den höheren Kulturen vorhanden ist, läßt sich finden. Es bliebe unerklärlich, warum keine einzige Zivilisation, die den heutigen näher steht, erhalten blieb, wo doch die Urtypen da sind.

Die Lücke entspricht der Entstehung des Todes auch in der Zivilisationsentwicklung.

Daß die primitiven, wilden und halbwilden Völker sich teilen, daß ein Teil dann hierher, der andere dorthin zieht, ist eine bekannte Tatsache. Daß sie alle ursprünglich aus wenigen Stämmen entsprossen sind, darauf deuten die neueren Sprachforschungen hin, wonach die Sprachen sich auf immer wenigere Urstämme reduzieren. Nach der Teilung dieser primitiven Kulturkörper behielten beide die Ureigenschaften, und daher ihre große Aehnlichkeit zueinander. Was die Physiologie als Konjugation kennt, diese Erscheinung ist auch im Leben der Völker nicht unbekannt, denn wir haben ja einige Andeutungen dafür, daß „Rassenmischungen" für die Völkerentwicklungen vorteilhaft sind, und diese „Rassenmischung" ist ursprünglich wahrscheinlich auch unter den verschiedenen primitiven Stämmen vorgekommen; ja, man könnte — natürlich nur auf Grund einer theoretisch-biologischen Anschauung — sogar die Vermutung aussprechen, daß die Entwicklung zu den höheren Kulturen eben nur über diese vorwärtsschreiten konnte.

Um eine Stufe höher als die Vermehrung durch einfache Teilung steht diejenige durch „Knospung", d. h. eine Sprossung aus dem Stamme löst sich von diesem ab, und es entsteht durch ihr selbständiges Wachstum ein neues Leben. Eine diesem ganz ähnliche Art von Knospung läßt sich auch in den um eine Stufe höheren Kulturen erkennen. In den Schriften des Dionysius von Halikarnassos lesen wir, daß eine auserlesene Zahl von Jünglingen und Jungfrauen, welche ver sacrum genannt wurde, das Vaterland verließ, um neue Wohnstätten zu suchen. Und dies geschah, so oft die Zahl der Landesbewohner sich stark vermehrt hatte. Strabo berichtet ähnliches von den Sabinern und Picentinern. Max Müller erwähnt, daß die ältesten Sanskrit-Schriften von derartigen Auswanderungen zu melden wissen.

Alle höheren Kulturen scheinen sich aber schon derart zu vermehren, daß der Mutterkörper abstirbt und sein Nachkomme allein weiterlebt, ein Prozeß, den wir schon aus den verschwundenen geschichtlichen Zivilisationen kennen. Bei dem Beginne dieser höheren Art der Vermehrung finden wir in der Biologie vorerst eigentlich nur einen komplizierteren Teilungsvorgang; es ist erst eine „Vermehrung ohne Zeugung, die nur den allerprimitivsten Tierwesen eigen ist" (Haeckel), ein Teilungsvorgang, in dem der eine Teil sich zum Schutze der vollständigen und zunehmend differenzierten Ausbildung des anderen Teiles umwandelt. Wir können uns dies so vorstellen, daß unter den immer komplizierter werdenden Umständen einer Zweiteilung jene Individuen lebensfähiger geblieben sind, die sich ein Plus über die gleiche Teilung zum Nachteile der anderen Hälfte erworben haben. (Eine ungleiche Teilung der Furchungszelle, also auf der frühesten Embryonalstufe, stellte auch W. Roux fest.) Ein Plus in der Konstitution des Lebens der einen Hälfte wurde also zu einem Minus für die andere, und dieses Minus ist der Keim der Entstehung des Todes. Da die lebensfähigeren Individuen immer diejenigen bleiben mußten, die bei der Teilung ein Plus mit sich brachten, so entstand mit ihnen auch die Eigenschaft einer ungleichen Teilung,

und mit ihr die Eigenschaft des organischen Todes. Jenes Minus scheint schon bei der Knospung den Anfang des organischen Todes zu bedingen, da die neuen Knospen ein Absterben des Mutterstammes, wenn auch nur nach vielen Generationen, sozusagen am „unteren Ende“ des Stammes zeigen, oder wenigstens eine ungleiche Lebensfähigkeit in der jugendlichen Knospung und dem veralteten Stamm sich offenbart. Der Tod entwickelt sich schließlich in der Weise, daß ganz organisch und normal ein Plus an Lebenskraft von dem einen Individuum dem anderen überlassen wird, und der Mutterkörper schließt den ganzen Vorgang der Teilung zum Vorteil der Entstehung eines neuen Lebens ein.

Von allen höheren Zivilisationen wissen wir, daß sie aus einer früheren entstanden sind, und daß ihre Mutterzivilisation unterging. Im Leibe einer alten ist eine neue entstanden, niemals aber selbständig, aus sich heraus. Wir können sogar ungefähr die Lebensdauer einer Zivilisation bestimmen. Wir wissen von einer alten sumerischen Zivilisation, aus der die babylonische entstand. Die babylonischen Gesetze Hamurabbis stammen aus dem Jahre 2250 v. Chr. Nach Winkler war aber Hamurabbi bereits der mittlere König von der sogenannten ersten Dynastie, welche elf Könige umfaßt. Auch zeugen, wie Lanz-Liebenfels („Neues aus Babylon“) bemerkt, diese Gesetze schon von einem blühenden, konsolidierten Staatswesen; folglich muß diesem Zeitpunkt schon eine mehrhundertjährige Entwicklung vorausgegangen sein. Und die babylonische Welt währte bis 500 v. Chr. Also handelt es sich hier um eine über 2000 Jahre sich erstreckende Kultur. Winklers Angabe („Die babylonische Kultur“), daß die sumerische Zivilisation zwischen das 6. und 3. Jahrtausend zu setzen ist, und Jastrows („Die Religion Babyloniens und Assyriens“), daß um 3500 diese noch auf einer sehr hohen Stufe stand, deutet ebenfalls auf eine dritthalbjahrtausend lange Lebensdauer. — In der Geschichte Aegyptens glaubt man mehrere aufeinanderfolgende Zivilisationen unterscheiden zu können. Die erste stellt eine einigermaßen mythologische, märchenhafte Welt dar, welche nicht in dem späteren Aegypten ihren Sitz hatte. Dann beginnt die eigentliche Geschichte Aegyptens, die Herrschaft der Dynastien, welche man vom 40. Jahrhundert v. Chr. an rechnet. Nach dem Aegyptologen Chabas („Antiquité historique“) bedeutet jedoch dieses 40. Jahrhundert bereits eine entwickelte, starke Kultur, deren Anfänge also in einen weit früheren Zeitpunkt zurückverlegt werden müssen. Diese Epoche dauert bis zur XII. Dynastie, eine Geschichtseinteilung, die in obiger Zeitrechnung das 24. Jahrhundert bedeutet. Dies ergibt also für die eine Zivilisationsepoche wieder eine Dauer von über 2000 Jahren. Dann vollzog sich vom 24. bis zum 22. Jahrhundert eine große Umwälzung in Aegypten. Hierauf beginnt eine neue Zeit mit neuer Kultur, welche im 18. Jahrhundert zur vollen Entfaltung gelangt. Diese Kultur währt bis zur Alexanderherrschaft, bis zum 3. Jahrhundert: wieder eine Zivilisation von über 2000 Jahren. Die Zeit der israelitischen Einwanderung ist nach Winkler („Geschichte Israels“) in die zweite Hälfte des 2. Jahrtausends zu setzen, und die jüdische Kultur dauerte bis zu den Zeiten des römischen Kaiserreichs. Also eine primitivere Kultur lebte auch mit dieser fast 2000 Jahre lang; — kürzer als die gleichzeitigen höheren

Zivilisationen. — Ueber die mykenäische Zivilisation, aus der dann die hellenische entstand, wissen wir, wie Hall („The oldest civilisation of Greece") darlegt, daß von einer solchen im vierten Jahrtausend v. Chr. noch kaum gesprochen werden kann, aber zur Zeit der XII. Dynastie Aegyptens (2450) schon eine frühmykenäische Kultur bestand, die bis zum 10.—9. Jahrhundert blühte. „Sie verknöcherte und starb ab", wie E. Meyer („Gesch. d. Altertums") sich ausdrückt. Hier darf man ebenfalls eine Lebensdauer von über 2000 Jahren annehmen, wenn schon im 4. Jahrtausend die Anfänge der mykenäischen Kultur sich zeigten.

Unsere heutige Zivilisation begann mit den Hellenen und ist bereits über dritthalbtausend Jahre alt.

Jedoch dies ist ein anderes Kapitel. Hier handelt es sich darum, festzustellen, daß nach der Unsterblichkeit der niedersten Kulturen der organische Tod der Zivilisationen entstanden ist. „Die im ursprünglichen Zustande verharrenden Völker stellen noch heute den größten Teil der Erdbewohner dar", bemerkt Breysig in seinem Werk „Stufenbau und Gesetze der Weltgeschichte", und es sagt z. B. Seeck („Geschichte des Unterganges der antiken Kultur"), „gleich den Organismen niederster Ordnung vermehrten die alten germanischen Staaten sich durch einfache Teilung ohne Wehen und Geburtsschmerz" — wir sind also noch ganz nahe der Entwicklungsstufe, wo der organische Tod erst beginnt, und seine Erscheinung stimmt mit der Art und Weise überein, wie er im Verlaufe des frühesten physiologischen Lebens auftritt.

* * *

Das wichtigste Moment in unserer Entwicklungsgeschichte.

In der Entwicklungsgeschichte unseres Zivilisationslebens trat ein allerwichtigstes Moment unmittelbar vor unserer Epoche auf, über welches wir bisher in absoluter Unkenntnis waren, lediglich infolge der Unbekanntschaft mit der hier von mir angewendeten biologischen Methodik. Es handelt sich um ein Moment, ohne dessen Kenntnis eine ganze Reihe von Erscheinungen, die uns zum heutigen Zustand unseres Gesellschaftslebens, zur heutigen Form der Zivilisation hinleiten, unerklärt bleiben, nämlich um das seltsame Faktum, daß nach Kulturen, wie die wunderbar hohe der Babylonier, die blühende, außerordentlich entwickelte ägyptische, die üppige, internationale mykenäische, schließlich eine Kultur wie die hellenisch-alexandrinisch-römische, wie nach solchen Höhepunkten der Zivilisationsentwicklung jener riesige Verfall eintreten konnte, der dann im Mittelalter die tiefsten, unkultiviertesten Zustände herbeiführte und eine förmliche Nacht des Zivilisationslebens bedingte. Kaum einige Jahrhunderte sind erst vergangen, seit diese Nacht vorüber ist, und unser heutiges Leben ist ihre unmittelbare Fortsetzung.

Von einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung kann man solange nicht sprechen, als man den Vorgang, der sich da abspielte, nicht kennt. Und von einer wirklichen Kenntnis des heutigen sozialen Lebens kann ebensowenig die Rede sein, solange man jene Vorgänge nicht enträtselt hat, aus denen alles das hervorgegangen ist, was heute besteht. Das Allerwichtigste ist aber, daß man auf all das, was aus

den Umwandlungen der Zustände folgt, auf unsere soziale Weiterentwicklung, auf unsere Zukunft ebenfalls nur aus der Kenntnis der Vorgänge schließen kann, welche alles hervorbrachten, was unsere Geschichte ausmacht; denn in ihnen liegen auch die Gesetze unserer Zukunftsentwicklung.

Das Riesenproblem unserer Weltgeschichte, das Problem des „Verfalles der antiken Kultur" war bisher noch ungelöst. Der Verfall „kam nicht durch die Barbaren, vielmehr hat der Verfall ebenso die Provinzen ergriffen, die vor den Einfällen der Barbaren fast ganz unberührt blieben. Die Einfälle der Barbaren sind nicht die Ursache, sondern eine Folge des Verfalles. Eine allermodernste Theorie leitet den Untergang der antiken Welt von der Degeneration der Rasse ab. Es soll eine systematische Ausrottung der Besten stattgefunden haben. Diese neueste Geschichtstheorie ist nichts weiter als die alte hesiodische Theorie von dem goldenen, ehernen und eisernen Zeitalter, nur mit einem Darwinschen Mäntelchen. Unsere römischen Geschichtswerke rücken die Entwicklung in ein falsches Licht, und von den auf diese Periode bezüglichen Abschnitten unserer »Weltgeschichten« ist es besser zu schweigen" — sagt einer der bedeutendsten Historiker, Beloch („Verfall der antiken Kultur").

Dieses Problem ist aber das Grundproblem unseres sozialen Wissens, wie ich hier zeigen werde.

I.

Das ganze Leben unserer Zivilisationswelt ist nur auf Grund derjenigen Erscheinung verständlich, die uns aus der Biologie als „Mutation" bekannt ist.

Die „Mutation" ist die Entstehungsweise einer neuen Art, wie sie De Vries nach langjährigen Experimenten, und nach ihm auch andere, feststellten.

Im Laufe der Entwicklung der Zivilisationen, unmittelbar vor unserer heute lebenden, kam es auch zu einer Mutation, zu der Entstehung einer neuen Art.

Um zu verstehen, inwiefern bei der Umformung des Zivilisationslebens tatsächlich und im vollsten physiologischen Sinne eine Mutation stattfand, hat man folgendes in Betracht zu ziehen.

Im vorigen Aufsatz brachte ich die Beweise dafür, daß die morphologische Gestaltung aller früheren Zivilisationen identisch mit derjenigen ist, welche die niedersten Geschöpfe in der Reihe der Metazoen aufweisen: nämlich eine zentrische Formation. Ich zeigte, daß auch die Lebensweise der Zellen, welche jene niederste Art der physiologischen Geschöpfe bilden, die „phagozytäre" Lebensweise, identisch ist mit der kriegerischen Lebensweise der Menschen, die sich in dieser selben zentrischen Formation um einen Häuptling, Fürst oder König geschart hatten. Auch eine Reihe anderer übereinstimmender physiologischer Merkmale führte ich auf, um zu beweisen, daß die Entwicklungshöhe, welche die Zivilisationen bisher erreichten, erst an der oberen Grenze jener niedersten physiologischen Entwicklungsstufe steht, welche die niedersten Metazoen darstellen. So war die Anfangsstufe der Differenzierung der ursprünglich rein phagozytären Zellen zu arbeitenden Zellen und zu Leukozyten nachweisbar, ebenso auch die Stufe, die

mit jener physiologischen übereinstimmt, wo bereits der organische Tod auftritt. Dies sind Merkmale, die ein und derselben physiologischen Entwicklungshöhe angehören.

Bis zum Beginne des Hellenentums waren alle Zivilisationen von jener niederen Art. Wenn sich auch Variationen unter ihnen ausbildeten, so waren sie doch bis dahin alle von demselben Typus; alle waren Konstellationen kriegerisch-phagozytärer Individuen um ein Zentrum, einen Fürsten, der nur diese phagozytäre Lebensart der Individuen konzentrisch zu einer Einheit verknüpfte. Es ist dieselbe Erscheinung, die z. B. Kintze („Staatsbildung und Verfassungsentwicklung") mit den Worten ausdrückt: „alle die großen Weltreiche des Altertums (bis auf die Griechen) haben despotische Formen gehabt". Zwar wird manchmal behauptet, daß es Wilde oder Halbwilde von niederer Kultur gäbe, die außerordentlich friedlich leben; wenn man jedoch solche eingehender untersucht, so findet man, daß ihre zentrale Funktion, wenn auch nur gelegentlich, sie als Wehrgemeinde erscheinen läßt, sie aber zu keiner zentralen produktiven wirtschaftlichen Tätigkeit zusammenfaßt. Alle vorgriechischen Staaten waren Wehrgemeinden, und ein jedes Individuum reihte sich ihr ein, je nachdem seine Stellung durch kriegerische Fähigkeit bedingt war. Nicht die produktive, arbeitende Tätigkeit bestimmte den staatsbildenden Zusammenhang, sondern die kriegerische. Dieser war alles untergeordnet, diese bildete, wie ich gezeigt habe, das System des Zusammenhanges mit dem Zentrum, desselben Zusammenhanges, den wir bei den noch rein phagozytären Zellen der niedersten Geschöpfe finden.

Mit den Hellenen entstand aber eine neue Art des Zusammenhanges, eine neuartige morphologische Gestaltung des Zusammenlebens. Es vollzog sich ebendasselbe, was der Entwicklung der zentrisch gestalteten niedersten physiologischen Organismen folgte, nämlich die Auflösung der zentrischen Form, die Auflösung der Anordnung um das Zentrum, die Entstehung anderer Zentraltätigkeiten, als derjenigen, die das Phagozytenzentrum ausübte, die Bildung von Organisationen, welche für die verschiedenen Arbeitstätigkeiten, Stoffproduktionen und ihre Zirkulation dienten; und die Zellindividuen ordneten sich nicht mehr um das ursprüngliche Zentrum, das für solche Funktionen nicht eingerichtet war, sondern um diese neuen Organisationen, und auch nicht mehr gemäß den phagozytären Tätigkeiten, sondern gemäß den arbeitenden, produktiven, stoffumsetzenden. So erfolgte eine Umwandlung der ursprünglichen zentrischen Gestaltung zu den höheren Typen des physiologischen Lebens.

Und so erfolgte auch zum ersten Male in der Geschichte die Auflösung der zentrischen Formation der Menschengemeinschaft um ihr ursprüngliches Zentrum, um das fürstliche. Wenn z. B. Kaerst in seiner Geschichte des hellenischen Zeitalters bemerkt: „zum ersten Male in der Geschichte erscheinen Freiheit und voll ausgebildete staatliche Gemeinschaft, im stärksten Gegensatze zu der nur dumpfen Gehorsam heischenden Herrengewalt des Orients", so ist dies nur eine konventionelle Paraphrase dieser Umwandlung.

„Es vollzog sich langsam eine tiefgreifende Umwandlung der inneren Zustände.... Es erfolgt die Abschaffung des Königtums von Ost nach West" (Meyer, Geschichte des Altertums).

„Eine Wandlung erfolgt im Laufe des 8.—7. Jahrhunderts v. Chr., indem Hand in Hand mit einer gewaltigen Zunahme der Bevölkerung Städtewesen und gewerbliche Betriebsamkeit, Handel und Kolonialverkehr mächtig aufblühen und von den zahllosen rasch wachsenden städtischen Mittelpunkten aus die Geldwirtschaft sich weithin über das Land verbreitet.... Kriegerischer Ruhm muß sich gefallen lassen, erst nach dem Besitz erwähnt zu werden.... Schon kündigt sich die Zeit an, wo Reichtum allen anderen Vorzügen mit Erfolg den Rang in der Gesellschaft streitig macht.... Industrielle und merkantile Spekulation werden zum Lebensberuf" (Pöhlmann, Die Anfänge des Sozialismus in Europa).

„Die Monarchie wird als eine verschollene Einrichtung betrachtet, und die Form der Stadtverfassung entwickelt sich" (Hintze, Staatenbildung und Verfassungsentwicklung).

„Die Mittelklasse wird die tonangebende, die maßgebende, die bedeutende, die im Staate die politische Führung übernimmt.... Die Politik des Staates am ägäischen Meer wird hauptsächlich von den Interessen des Handels geleitet.... Der Zusammenhang der politischen und Handelsmacht war natürlich.... Die Regierung lag in den Händen der großen Kaufmannsfamilien.... Die hellenischen Staaten waren Industriestädte.... Stadt und Staat waren identische Begriffe" (Speck, Handelsgeschichte des Altertums).

„Die alte Kultur ist in sich ausgelebt und über den Haufen geworfen.... Auch in den Gebieten, die ihre alte Bevölkerung bewahrt haben, stirbt sie ab" (Meyer, Geschichte des Altertums).

„Es ist ein Symptom der wachsenden gesellschaftlichen Bedeutung der Gewerbetreibenden, daß Männer dieses Standes in großer Zahl zur leitenden Stellung im Staate gelangten" (Beloch, Die Großindustrie im Altertum).

Ein völlig neu geartetes Leben ist es, eine gänzliche Umwandlung der morphologischen Beziehungen, wie die Menschen sich nunmehr nebeneinander gruppierten und ihre Zivilisationsgebilde formten. Unverkennbar sind es nun diese neuen Elemente, die die Strukturform des Lebens bilden, die Produktion in die Hand nehmen, den Stoffumsatz vermitteln, und diese ihre Tätigkeiten gestalten das neuartige Leben und unterdrücken das frühere Organ und System des Zusammenlebens und -wirkens.

II.

Nach der Mutationstheorie De Vries' entstehen die neuen Arten nicht aus einem allmählichen Uebergang, sondern sprungweise, auf einmal. Zuerst eine große Reihe von Variationen, bis dann auf einmal eine neue Art auftaucht.

So tauchte die hellenische Zivilisation aus den Variationen des früheren Typus plötzlich auf. Allerdings mußten die Elemente des neuen Lebens schon früher latent sich entwickelt haben, bis sie schließlich die Führung übernahmen, und so müssen wir Keime der neuen Entwicklung schon früher vorfinden, nämlich ein allmähliches Ueberwiegen der produktiven Lebensweise in der Kultur. So scheint bereits in Babylonien, wo ein außerordentlich reger, von Delitzsch mit dem römischen verglichener internationaler Handel und eine entsprechende Industrie bestanden, die Königsmacht auf eine kurze

Zeit schon untergraben gewesen zu sein. Auch in Aegypten gab es im 13.—12. Jahrhundert v. Chr. eine Epoche, in der eine außerordentlich hohe Kultur mit einer tiefen Gärung im Staatsleben verbunden war. „Zum ersten Male hatten sich auf großen weiten Gebieten umfassende und bewegliche internationale Beziehungen herangebildet.... Aegypten verfällt in Ohnmacht ... es beginnt eine Zeit kleinstaatlicher Verhältnisse in Syrien wie am ägäischen Meer (Meyer, Geschichte des Altertums). Der eigentliche Uebergang gehört der mykenäischen Zivilisation an, mit der der Handel zwischen den zwei großen Kulturen, der babylonischen und ägyptischen, in die Hände der Griechen überging. Im 15. Jahrhundert v. Chr. stand diese in voller Blüte. Der Anfang der maritimen Energie ist mykenäisch (1700—1400). Es ist bezeichnend, daß ein Werkzeug, die Doppelaxt, das Symbol der Gottheit war (Hall, The oldest civilisation of Greece). Das deutlichste Uebergangsbild zeigen die Phönikier dieser Periode, — die durchaus nicht eine selbständige Zivilisation schufen (Hall, Beloch); denn in den bisherigen Funden ist eine spezifisch phönikische Kultur nicht erkennbar (Meyer, Geschichte des Altertums). — In ihrer Heimat haben sie noch die zentrale königliche Verfassung; „wo dann aber das Land nicht durch einen Heerführer, sondern infolge gemeinsamer Unternehmungen auswandernder Bürger unter dem Schutze des Mutterlandes erobert worden war, konnte ein König nicht eingesetzt werden, und konnte ein Häuptling nicht entstehen. So gab es in Karthago Suffeten, d. h. Richter“ (Winkler, Geschichte Israels). „Fast alle größeren Kolonien sind aus Handelsfaktoreien hervorgegangen“ (Roscher u. Janasch, Kolonien). „An die Kauffarthöfe der Hansa erinnern die Faktoreien“ (Pöhlmann, Griechische Geschichte). Derart war die Entwicklung einer produktiven Welt, einer produktiven Organisation schon im Zuge, und mit den Hellenen gewann sie nur ihre endgültige klare Form.

Auch die Entstehung der neuen morphologischen Form zeigt ein vollständig biologisches Bild. Es ist die immer geringer werdende Ernährung eines überflüssig gewordenen Organs und der stetig zunehmende Unterhalt der neueren Funktionen. „Von einer Revolution kann kaum die Rede sein, nirgends ist das Königshaus verjagt worden.... Den Königen fehlte die Macht zur Wahrung ihrer Ansprüche ... schließlich erlag das Königtum, wie es scheint, ohne eigentlichen Kampf“ (Meyer, Geschichte des Altertums). „Der Rat übernimmt allmählich die Funktionen des Königs.... Der Archon ist der Vertreter des Königs in der Zivilverwaltung.... Dem Könige kommt nur mehr der Vorsitz im Rate zu.... Später gibt es nur mehr Wahlkönige ... der König wird auf die Ausübung der priesterlichen Funktionen beschränkt ... bis auch diese an einen Beamten übertragen werden“ (Beloch, Griechische Geschichte). Den Vorgang, wie das Königtum allmählich schwindet, beschreibt auch Fustel de Conlanges („La cité antique“) bei den Römern, wo derselbe Prozeß sich vollzog. Und überall drängen sich die bürgerlichen, die arbeitenden, die produktiven und stoffumsetzenden Elemente an die Organisationsstellen der neuen Welt.

Biologisch bedeutet eine höhere Entwicklungsstufe vor allem eine Zunahme der lebendigen Bewegungsmöglichkeiten. Je höher ein

physiologischer Organismus steht, um so höher ist die Summe der Bewegungspotenzen, die in ihm tätig sind. Die Entwicklung unseres Gehirns ist auch nichts anderes als die Entwicklung eines Magazins von Energievorräten für Bewegungen höchster Potenz, wie unsere Geistestätigkeiten solche ausüben. Das Protoplasma beherbergt die Mittel zu allen Bewegungen, und so sehen wir auch im Protoplasma des Kulturlebens, in den Kulturmitteln dieser Zeit neue und gesteigerte Bewegungsfaktoren erscheinen. So ist die Tektonik der alten Griechen schon der mykenäischen Zeit jener Faktor gewesen, der die höhere Beweglichkeit in Gang brachte. Aus der Architektur ist es klar ersichtlich, daß die Holztektonik eine außerordentlich entwickelte wurde, wie sie in anderen Architekturen nicht vorzufinden ist. Alle unsere Architekturformen, oder wenigstens ihre Strukturelemente, entstammen aus der Holztechnik der Griechen des 11.—10. Jahrhunderts (Semper, Der Stil). Diese gesteigerte Holztektonik war die Mutter des griechischen Schiffbaus. „Durch die Phöniker ist das Meer überhaupt zuerst in die Geschichte eingeführt worden. Eine starke Auswanderung und die Kolonisation war die Folge“ (Meyer, Geschichte des Altertums). „Die maritime Terminologie ist rein griechisch“ (Beloch, Griechische Geschichte). „Eine außerordentliche Lebendigkeit und Beweglichkeit, wie sie in dieser Weise den älteren Epochen unbekannt war, ... eine Bewegungsfreiheit der Individuen, eine Raschheit des Kontaktes ist zwischen den einzelnen Elementen der Gesellschaft möglich geworden, ... und mit dieser größeren Beweglichkeit des Lebens verbindet sich eine größere Lebendigkeit des Denkens und des Empfindens“ (Pöhlmann, Anfänge des Sozialismus in Europa).

Das sind Merkmale, deren biologischen Charakter nur der Voreingenommene verkennen kann, und die auf eine im vollsten physiologischen Sinne neue Art hindeuten.

„Die sämtlichen neuen Eigenschaften und Merkmale einer Mutante sind Aeußerungen einer einzigen in ihr vorgegangenen Aenderung. Ich stelle mir vor, daß die Ursache eine einheitliche ist“ — sagt De Vries.

So war es auch in der hellenischen Zivilisation: alle neuen Eigenschaften und Merkmale sind Aeußerungen dessen, daß die produktiv tätigen Individuen den Kulturorganismus zu formen begannen.

Eine jede neue Artserscheinung kann darauf zurückgeführt werden, daß neue Organisationselemente aufgetreten sind, welche die Form und den inneren Bau des früheren Typus abändern.

III.

Mit der Entstehung einer neuen Art geht der Organismus einer schweren Krise entgegen, und ganz dieselbe Krise mit allen ihren physiologischen und pathologischen Merkmalen mußte auch die neuartige Zivilisation durchmachen. Sobald man es überhaupt erkannt hat, ist das pathologische Bild so klar, daß man eigentlich in riesenhafter Vergrößerung den ganzen Vorgang vor sich sieht, den man bisher nur im kleinen, in mikroskopischem Maßstab beobachten konnte; manches, was man nicht genügend im Zellenleben zu unterscheiden wußte, wird sogar in diesem Riesenmaßstabe verständlicher, deutlicher, derart, daß selbst der Physiologe seine bekannten Vorgänge in der Soziologie sozusagen in einer Riesenprojektion vor sich sieht.

Die Krise, welche der Organismus in seiner Mutation zu einer neuen Art zu bestehen hat, ist, wie gesagt, sehr schwer. Die meisten, oder doch wenigstens die Hälfte der Individuen gehen daran zugrunde. Aus den Beobachtungen De Vries' geht hervor, daß die neue Art fast nur unter außerordentlich günstigen Bedingungen sich erhalten konnte. Die Schwierigkeit ihrer Kultur ist eine bedeutende. Die Pflanzen, an denen er seine Beobachtungen fortsetzte, blieben zumeist Zwerge. Fast stets waren die Mutanten schwächer als die ursprüngliche Art, und überhaupt zeigen sie eine außerordentlich schwache Entwicklung. Sie geben Zwergvarietäten. Ihre Fruchtbarkeit ist gering. Die Mutanten können sich fortpflanzen, „wenn sie nicht so schwach sind, daß sie überhaupt nicht bestehen". Auch in den Versuchen Whites („The saltatory origine of species") sind die Mutanten Schwächlinge. Nach Bruck wird der spezifische Charakter der Mutante fast erdrückt, und nur unter ganz günstigen Bedingungen kommt er wieder zum Vorschein. Eine Anomalie wird präponderant, und ein Kampf entsteht zwischen dem spezifischen Charakter und der Anomalie.

Es ist eine schwere Krise des Organismus, eine gefährliche Erkrankung, die die Mutante zu bestehen hat. Wir werden später auch die Erkrankungsart in ihrem vollen pathologischen Verlaufe verfolgen können; jetzt sei nur noch angedeutet, wodurch diese Krise, diese Krankheit heraufbeschworen wird.

Die Krankheit der Mutante rührt vom „Atavismus" her. Die neue Art beginnt sich zu entwickeln, und da auf einmal tritt eine „Regression" auf, „die immer wieder auf die ursprünglichen Artmerkmale geht". Diese Regression, dieser Atavismus verursacht die Anomalie, die dann die Entwicklung der neuen Art hemmt und sie zugrunde richtet oder derart eingreifend stört, daß aus ihr eine Unvollkommenheit entsteht. So sind die Erstlinge einer neuen Art unvollkommen, und erst die nächsten Generationen bringen die „reine Art" zum Vorschein. Schon vor De Vries betonte Eimer in seinen Studien über die Entstehung neuer Eigenschaften (an der Eidechse), daß eine neue Eigenschaft am Anfang immer eine Krankheit bedeute. Was auch ganz natürlich ist, da es sich um eine neuartige Organisation, einen neuartigen Zusammenhang der bildenden Elemente handelt, welche in einen Widerspruch mit dem früheren Typus treten, da sie ihre eigenen Tendenzen gegenüber dem älteren geltend machen wollen. Der frühere Zusammenhang ist schon ein entwickelter, organisierter, ausgebildeter gewesen, während die neue Zusammenfügung erst ein Erstling ist, und eben diese noch schwache, unvollkommen entwickelte Organisation durchbrechen die Elemente des früheren Typus, und es tritt der verhängnisvolle Kampf zwischen beiden ein: die Krise des Organismus. Schon vor den wissenschaftlichen Entdeckungen kannten die Tierzüchter Erscheinungen ähnlicher Natur. Es ist z. B. bekannt, daß ihre „feinen" Rassen empfindlich, weniger widerstandsfähig, daher Krankheiten eher ausgesetzt sind. Manche „feinen" Arten haben sogar ihre ganz speziellen Krankheiten. Jedoch unter den „feinen" Arten der Züchter können wir nichts anderes verstehen, als die ausgezüchteten „neuen" Arten. Folglich ist es die „neue" und nicht die „feine" Rasse, welche jene Merkmale aufweist.

Heute ist es sicher, daß die Mutationskrankheit vom Atavismus herrührt. Ich gebrauche vielleicht das Wort „Mutationskrankheit“ zum ersten Male, aber die Tatsache der organischen krankhaften Störung oder Zerstörung der Mutante besteht, und ich werde später den Prozeß auch zu einer wohlbekannten Krankheit in Parallele stellen.

Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die Lebensgeschichte dieser neuartigen Zivilisation, so muß sie uns jetzt schon, vorerst in großen Umrissen, ihren gleichfalls pathologischen Charakter zeigen. Es entsteht eine blühende Zivilisation mit den Hellenen, sie wächst mit ihrem produktiven Leben mächtig über das ganze Gebiet des Mittelmeeres, indem alles Neue aus Kolonien, aus Industrie, Handel und Verkehr entsteht; aber unter diesem Gewebe der neuen Kultur, gebildet aus dem Schaffen der Produzierenden, beginnt eine Wucherung der Elemente des früheren Lebens, der der Krieger, der Atavisten des früheren Typus. Immer mehr überwuchern sie das produktive, neuartige Gewebe, entziehen ihm die Lebenskräfte, richten ihn immer mehr zugrunde; über die ursprünglich produktiven Stadtstaaten wuchern die Militärstaaten empor, bis schließlich durch das Cäsarentum alles in Militarismus auf- und untergeht. Es folgt eine immer vollständigere Lähmung der Produktivität, ein Erlöschen aller anderen Funktionen außer der kriegerisch verzehrenden, und die ganze „antike Kultur“ wird verbraucht. Im Mittelalter schwinden ihre letzten Reste, und das ganze Gebiet der hellenisch-römischen Zivilisation ist durch das Wucherungsgebilde der Atavisten, diese auf frühere Zivilisationsstufen zurückschlagenden Elemente überdeckt, und die „neue Zivilisationsart“ liegt gänzlich danieder. Dann aber folgt die Wendung auf dem Höhepunkt dieser Zivilisationskrankheit: nach einem förmlichen Aushungern der Wucherungsgebilde, der kriegerisch verzehrenden Atavisten, erhebt sich die bisher unterdrückte neue Zivilisationsart wieder; es erwacht dieselbe Kultur, die mit den Hellenen entstand, eine „Renaissance“ der niedergebrochenen antiken Kultur, in allem, selbst in der alten staatlichen Form, erwacht: „die italienischen Staaten des Cinquecento weisen ein ähnliches System auf wie die griechische Staatenwelt“ (Hintze, Staatenbildung und Verfassungsrecht).

Man muß sehr in Vorurteilen befangen sein, um hierin nicht das Bild des Verlaufes einer Krankheit zu erkennen, in dem nach der Erkrankung in der höchsten Krise und im Momente der stärksten Abschwächung der Krankheitselemente eine Wendung zur „Renaissance“, zur Wiederbelebung, zur Rekonvaleszenz eintritt. Und seitdem währt der stete Kampf gegen die Ueberreste der Krankheit, gegen das Mittelalter, um wieder auszuscheiden, was nicht in die neuartige Organisation des Lebens gehört.

Ein volles Bild einer Mutationskrankheit.

Aber „artrein“ wird *diese* Zivilisation niemals mehr werden.

Die „Artreinheit“ hat erst die nächste Zivilisation zu entwickeln.

Ohne die Kenntnis des Kampfes um diese „Artreinheit“ wissen wir nicht, was heute vor sich geht.

IV.

Aus De Vries’ Beobachtungen über die Entstehung einer neuen Art wissen wir, daß die Mutante sich in ihrem spezifischen Charakter

zuerst „artrein“ zu entwickeln beginnt, und daß dann erst, im Laufe der Entwicklung, der neue Charakter verunreinigt wird.

Dementsprechend muß auch die neue hellenische Zivilisation ihre Entwicklung zuerst „artrein“ begonnen haben. D. h. sie muß eine rein produktive, durchaus keine kriegerische Organisation gehabt haben. Kriegerische Tätigkeiten durften erst später, als Verunreinigung der neuen Art, als Atavismus, als Rückschlag auf den früheren Arttypus erscheinen. Am Beginne dieser Zivilisationsepoche muß also ein rein produktives Zeitalter bestanden haben, das kein kriegerisches Leben aufwies.

Allerdings steht dies im Widerspruch mit dem, was die konventionelle Weltgeschichte uns über die ältesten Griechen in der Schule lehrte. Diese Weltgeschichte ist aber eine gänzlich falsche, denn sie erzählt uns Märchen, die den Tatsachen nicht entsprechen.

In neuerer Zeit hat unter anderen hauptsächlich Beloch („Griechische Geschichte“) nachgewiesen, daß die homerischen Epen und die darauf beruhende Darstellung der ältesten griechischen Geschichte des Herodot die tatsächliche Entwicklungsgeschichte ganz und gar entstellt. „Es ist ein Phantasiegebilde, was seit Herodot als griechische Urgeschichte gegolten hat.“ Pöhlmann („Zur geschichtlichen Beurteilung Homers“) entwirft ein treffliches Bild vom Ursprung dieser Sagen, indem er deren Dichter und Ueberlieferer mit den jetzigen Gebirgs-Serben vergleicht, die noch heute Epen über frühere Zeiten nach ihrer Auffassung dichten oder Gehörtes weitererzählen und mit neuen Phantasiegebilden ausschmücken. So sang man auch Epen bei den Gebirgsstämmen der Griechen, die aber bis zum 5. Jahrhundert keine Beachtung fanden. Das Bild Pöhlmanns ließe sich derart weiter entwickeln, daß man heute z. B. eine Geschichte unserer Zivilisation aus den serbischen Epen rekonstruieren könnte, deren Dichter ganz abseits von der großen Kultur lagen. So sind die homerischen Epen, oder wenigstens ihr Kern, Erzeugnisse solcher, in die eigentliche Kultur der Griechen nicht einverleibten, in ihrer Entwicklung zurückgebliebener Stämme, die noch von Krieg und Raub dichteten, wo rings um sie herum eine ganz neue Zivilisation aufblühte. Und erst im 5. Jahrhundert begann man diese Epen zu beachten, d. h. als der Atavismus bereits in die hellenische Kultur eingedrungen war, wo ein Rückschlag auf früheres Artleben auftrat, wo schon wieder kriegerische Kämpfe wüteten, und wo diese dem Zeitgeiste wieder zu entsprechen begannen. Und mit diesen Sagen „war der täuschende Schein einer pragmatischen Geschichte der Urzeit gewonnen, und wenn es auch im Altertum an einzelnen kritischen Zweifeln nicht gefehlt hat, im großen und ganzen hat dieses System den Griechen als historische Wahrheit gegolten“. „Alle diese Sagen sind erst am Anfang des 5. Jahrhunderts in ein System gebracht worden ... und erst die alexandrinischen Philologen haben den Text so hergestellt, wie wir ihn im wesentlichen heute noch haben“ (Beloch).

Demgegenüber ist der wahre Tatbestand der, daß der Anfang der hellenischen Zivilisation, das 9. und 8. Jahrhundert „ein Zeitalter war, das große Kriege nicht kennt; das Zusammenwohnen in Dörfern gab dem einzelnen ebensoviel Schutz, wie die Konzentration in großen,

offenen und von der Natur auch nicht weiter geschützten Ansiedelungen". — Kämpfe, „wie sie die vorige Epoche allerdings gekannt hat, sind dieser Zeit fremd gewesen". „Die Stadt ist nicht etwa aus dem Bedürfnis nach stärkerem Schutze in friedlichen Zeiten hervorgegangen." Noch im 5. Jahrhundert lebte die Bevölkerung „in weit auseinander gelegenen Dörfern". Und dies war zu einer Zeit, in der man doch wohl schon zu bauen verstand, und wo die mykenäischen Burgen als Vorbilder noch erhalten waren. Man baute „großartige Anlagen eines Straßennetzes" (Meyer, Geschichte des Altertums). „Immerhin reichen die Anfänge des Straßenbaues bis in diese Periode zurück, und bis heute sind diese Hochstraßen zu erkennen" (Beloch, Griechische Geschichte). Die kriegerischen Tätigkeiten waren derart aus dem Leben ausgeschaltet, daß die Träger dieser Zivilisation, die Stadtbewohner, überhaupt nicht mehr an Kriege dachten. „Eine allgemeine Entfremdung vom Soldatenberuf" herrschte auch noch in den späteren Jahrhunderten, als bereits die Notwendigkeit des bewaffneten Schutzes sich geltend machte, und es wurden auch dann zunächst noch erst Söldner von außen zum Kriegsdienst herangezogen. „Patriotische Bürgerscharen waren auch nicht leistungsfähig" (Speck, Handelsgeschichte des Altertums). „Kriegsheere und Flotten, wie sie Hellas in seiner Blütezeit aufbrachte, kannte die ältere Zeit nicht", „Kriegsmarine gab es bis zum 6. Jahrhundert nicht." Auch waren die Griechen noch in den späteren Zeiten immer „unvorbereitet" für einen Krieg, und die Leute waren „selbst im Notfalle schwer dazu zu bewegen". Zur Errichtung von Kriegsheeren und Flotten „lag kein Bedürfnis, also auch kein Anlaß vor", „die Wehrpflicht bestand unter Solon noch nicht" (Niese, Ueber Wehrverfassung, Dienstpflicht und Heerwesen Griechenlands). „Selbst die Hauptorte sind durchaus unbefestigt" (Meyer). „Es ist sicher, daß zur Zeit der Persereinbrüche in Athen nicht einmal die Akropolis befestigt war, außer der Errichtung provisorischer Barrikaden. ... Es ist schwer zu begreifen, warum die Athener nie an die Befestigung ihrer Stadt dachten (!) ... Das Delphische Orakel mahnte die Athener, eine Holzmauer aufzuführen ... Ohne solche war auch die Akropolis ohne Verteidigung ... Erst zu Solons Zeiten begann man die Stadt zu befestigen" (Gardner, Ancient Athens).

Wir sehen also, daß da tatsächlich eine Welt entstand, die so wenig kriegerisch war, daß wir es heute kaum begreifen können. Doch die „artreine" Form war ursprünglich eine solche, und zwar in der Gestaltung von produktiven Städten. „Der Staat (Stadtstaat) wird zur einträglichsten Erwerbsgesellschaft" (Riezler, Finanzen und Monopole im alten Griechenland). „Wir brauchen keine Kriege, sondern Kolonien", ist das Motto der Welt geworden. „Eine neue kaufmännische Aristokratie bildete sich aus. Die Regierung lag in den Händen der großen Kaufleute. Die Zahl der Fabriken vermehrte sich, Ringe wurden gebildet, Trusts entstanden, Kompagniegeschäfte, Handelsgesellschaften, Handelsprozesse wurden schleuniger erledigt als andere" (Speck, Handelsgeschichte des Altertums). „Auf dem Gebiete des Rechts vollzieht sich eine Umbildung, die kühn über das Herkommen, über das historische Recht hinwegschreitet. Wie bezeichnend ist der Glaube jener Epoche an das, was eine überlegene

geistige Kraft in der Bewältigung großer reformatorischer Aufgaben zu leisten vermag! Häufig ist es ein einzelner, der als Vertrauensmann mit absoluter Machtbefugnis nach eigenem besten Ermessen die neue Ordnung der Dinge festsetzt“ (Pöhlmann, Anfänge des Sozialismus in Europa).

Im Gegensatz zu dem früheren niederen Kulturtypus des kriegerischen Staates ist die Gestalt, die Organisationsform der neuen höheren Art in ihrer Artreinheit die produktive Stadt. Ueber 200 steigt die Zahl der Stadtstaaten. Von diesen aus wächst der neue Zivilisationskörper immer weiter. „Im Inneren der Polis sehen wir eine reiche lebensvolle Gliederung, die immer neue Ringe ansetzt: die Herrschaft der Gesellschaft im Staate“ (Kaerst, Geschichte des hellenischen Zeitalters).

Der rein produktiv organisierte Stadtstaat ist die artreine morphologische Gestaltung der neuartigen Zivilisation: ein Gewebe von rein produktiven Stadtstaaten. So war sie vor der Verunreinigung der Art durch die Mutationskrankheit.

Und dies ist besonders zu betonen: denn artrein will und soll die neue, die kommende Zivilisation entstehen; ihre Form kann keine andere werden als wieder ein Gewebe von rein produktiven Stadtstaaten. Statt Pläne vom Zukunftsstaat zu machen, heißt es die Arbeit der Natur zu erkennen.

V.

Dasselbe, was uns die Naturwissenschaft in der Erscheinung der Mutation im ganzen und großen zeigt, findet seine Bestätigung bis in das kleinste Detail in der Pathologie einer Krankheit, die erst die neueste Zeit erforschen konnte: es ist der Krebs. Bis ins kleinste stimmen die geschichtlichen Tatsachen mit dem überein, was uns die Pathologie in der mikroskopischen Welt der Zellen beim Verlaufe dieser Krankheit aufweist. Ein wunderbarer Prozeß, einfach in seiner Großartigkeit, wie die Natur selbst; nur erkannt haben wir ihn noch nicht.

War es also tatsächlich eine Mutationskrankheit, die unsere Welt untergrub, dann muß sich die Wesensgleichheit des historischen Prozesses der Zivilisationserkrankung mit der Krebskrankheit nachweisen lassen; und dieser Nachweis soll im nächsten Aufsatz verfolgt werden.

Unsere Zivilisation hat die schlimmsten Phasen dieser Krankheit durchgemacht, sie hat sie aber überstanden. Als ein Organismus, der noch auf einer ziemlich niedrigen Entwicklungsstufe steht, hat er in derselben Weise reagiert, wie wir es bei niederen Organismen, z. B. bei Würmern kennen: bei ihnen „dominiert die Regeneration“ (Messing, Ueber Entzündungen bei den niederen wirbellosen Tieren); sie gehen daran nicht unbedingt zugrunde. Der pathologische Prozeß ist aber immer der gleiche, wo er auch auftreten mag, sei es im Wurm, sei es im Menschen, — sei es im Zivilisationsorganismus.

Die Herkunft der Slawen.

(Ein Referat.)

J. Lux-Häny.

In der neuesten Publikation der Smithsonian Institution macht Prof. Zaborowski von der Ecole d'Anthropologie in Paris äußerst interessante Angaben über die Geschichte der Slawen, die hier in kurzem Auszug wiedergegeben werden sollen.

Während es im allgemeinen gelungen ist, die Urheimat der Europa besiedelnden Völker, wenigstens seit sie das proto-arische Gebiet verlassen haben, nachzuweisen, ist die Herkunft der Slawen noch ein Problem, über das verschiedene Hypothesen zur Diskussion stehen. Schon die frühesten historischen Berichte finden sie über weite Landstrecken hin verbreitet, also in einem vorgerückten Stadium ihres Volkstums. Ein besonderes Kennzeichen läßt aber unweigerlich ihre Anwesenheit in verschiedenen Gegenden dartun: sie sind nämlich das einzige Volk, das seine Toten verbrennt.

In der Region der Donauniederung, von den Alpen bis ans Schwarze Meer, finden sich die Slawen als Autochthonen. Die Dacier, Pannonier, Mösier, von denen die Römer berichten, so wie auch die Illyrier, die 400 v. Chr. mit den Galliern zusammengerieten, waren erwiesenermaßen Slawen. Es ist positiv bekannt, daß die Thraker vom östlichen Donaugebiet westlich nach dem adriatischen Meer hinzogen und zwar in einer Zeit, wo die Umbro-Latiner und Griechen nördlich vom adriatischen Meer noch vereinigt oder eben erst auseinander gegangen waren. Die Illyrier trennten sich ihrerseits von diesen Thrakern und verließen das heutige Serbien. Gleichzeitig siedelten sich Dacier und Geten in deutlich unterscheidbaren Gruppen auf dem thrakischen Territorium an, und man weiß, daß sich ihre Sprache noch sehr lange Zeit nicht wesentlich von der der Thraker unterschied. Die Thraker aber waren mit asiatischen Elementen gemischt, seit der Zeit, da sie aus Asien gekommen waren.

Die Ueberreste von Glasinae beweisen, daß im Jahr 1100 v. Chr. die Illyrier deutlich die charakteristischen Merkmale der Proto-Arier zeigten; aber wir finden dazwischen ein neues Element, Menschen, die ihre Toten verbrennen, und die nach Abbildungen andere Rassenmerkmale, vor allem den Rundkopf, aufweisen. Immer mehr nimmt die Totenverbrennung überhand, bis wir zu der Zivilisation der Hallstatt-Periode gelangen. Der neue Typus, der sich von den Illyriern abtrennt, und der weder arisch noch slawisch ist, bildet den Ausgangspunkt der Slawen, oder wie sie von den Alten genannt wurden, der Veneter.

Herodot erwähnt die Veneter zweimal; einmal erzählt er, daß sie mit den Babyloniern die Sitte gemein haben, hübsche Mädchen öffentlich zu verauktionieren und mit dem Erlös weniger hübsche zur Ehe auszustatten, und ein zweites Mal, daß sie am adriatischen Meer und in der Donaugegend leben. Strabo berichtet, daß die Veneter das gallische Territorium (die Po-Ebene) überfluteten, als die Gallier 300 v. Chr. nach Rom gezogen waren, und daß ihre Kleidung und Sitten denen der Gallier ähnlich seien, daß sie aber eine andere Sprache

sprechen. Die Grabinschriften von Aquileja aus der Zeit Strabos sind slawisch, und die Bevölkerung der äußersten nordöstlichen Teile Italiens haben noch heute einen slawischen Dialekt. Zur Zeit Herodots waren die Veneter mit den Sigynnern vereinigt, die wiederum mit den Galliern in Verbindung standen. Die Veneter selber nannten sich eine medische Kolonie. Herodot aber sagt, daß die Sigynner medische Sitten an sich gehabt haben. An anderer Stelle sagt Strabo, daß die Veneter kurz nach dem Fall Trojas von Paphlagonien gekommen seien, daß sie mit den Thrakern am trojanischen Krieg teilgenommen hätten und daß sie dann durch Thrakien und Illyrien nach dem adriatischen Meer gezogen seien, wohin sie ihre großen asiatischen Pferde und die Sitte der Leichenverbrennung mitgebracht hätten.

Wie schon erwähnt, weisen die Ueberreste von Glasinae das Eindringen eines, dem arischen fremden, Volkselementes auf, und es ließe sich zeitlich wohl zusammenfügen, daß die Veneter um die in Frage stehende Periode in Glasinae gewesen sind. Ueber das Aeußere der Paphlagonier ist nichts bekannt; man berichtet nur, daß sie von den Thrakern und Galliern sehr verschieden waren. Die Veneter haben nach der berühmten Stele von Watsch konkave Nasen mit eingedrückter Nasenwurzel und sind Rundköpfe. Sie modifizierten durch Rassenmischung die Umbro-Latiner und Gallier des nordöstlichen Italiens sehr stark, und ihr Einfluß wurde, wenn auch irrtümlicherweise, mit kelto-gallisch bezeichnet. In Italien werden sechs Städte den Venetern zugeschrieben, darunter auch Padua, Vicenza und Belluno nebst einigen kleineren. Ueberall weisen Inschriften auf das slawische Element hin. In Italien, im alten Noricum, in Kärnthen und überall da, wo die Veneter, mit Galliern untermischt, sich die Donau entlang niedergelassen hatten, haben wir noch heute slawische Sprachen. Diese Sprachen enthalten gallische Elemente, die bei der Eroberung des Landes durch die Gallier, also um 400 v. Chr., hineingekommen sind. Wahrscheinlich ist das die Sprache, auf die sich Polybius bezieht, und die er „nicht lateinisch und nicht gallisch“ nennt. Bis ins 6. Jahrhundert n. Chr. wurde die Bezeichnung Veneter für die Slawen nördlich der Karpathen allgemein gebraucht, und diese waren auch damals der mächtigste slawische Stamm.

Der Name der Veneter steckt noch in der pannonischen Stadt Vindobona (Wien), in Augusta vindelicorum (Augusburg), in dem Namen Wenden in der Lausitz, in der Bezeichnung Windaba für eine Stadt und einen Fluß an der baltischen Küste.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Veneter und nicht die Etrusker die ersten Vertreter der Leichenverbrennung in Europa, und es sind auf sie die von einem kreisförmigen Wall umschlossenen Urnenfelder zurückzuführen. Es muß eine mächtige Bewegung dieser Völker in prähistorischer Zeit stattgefunden haben, da die Produkte des Südens im Norden, und andererseits Bernstein usw. bis weit hinein in den Süden gefunden wurden. Von Illyrien und Pannonien aus zogen die Veneter die Donau hinauf an den Bodensee und zum Teil nach der Schweiz, dann wieder durch das Salzkammergut nach Hallstatt oder nördlich von der Donau durch Böhmen, die Elbe und Oder entlang nach Schlesien, Lausitz, Posen, die Weichsel entlang an den baltischen Strand. Diese frühesten Kolonisten bezogen einen Teil Produkte vom

Mittelmeer, verarbeiteten aber ihre Aschenurnen und andere Gegenstände aus Bernstein und Knochen selber. Es war ein seßhaftes Volk, das sich da seit dem 8. Jahrhundert v. Chr. behauptete, und das weder von Galliern, noch von Germanen jemals ganz verdrängt worden ist.

Das untrügliche Merkmal slawischer Ansiedler sind überall die Aschenurnen, die sich von Norden bis Süden, natürlich mit gewissen lokalen Modifikationen, durchaus ähnlich sehen.

Die Urnen sind meistens mehr weit als hoch und haben eine verhältnismäßig kleine Oeffnung; sie sind aus Lehm und zerriebenem Granit gemacht und unegal gebrannt. Meist sind unter dem Hals zwei Handhaben; ihre Farbe ist rötlich vom Brennen, aber sie sind mit schwarzer Farbe übermalt. Jede einzelne enthält etwas verkalkte Knochen, aber keine Asche, und manchmal auch Schmuckgegenstände. Oft wurden die Urnen in den Sand vergraben, oft auch zu mehreren in eine Art Grabkammer gestellt. Es läßt sich deutlich das Wachsen des Einflusses anderer Völker da konstatieren, wo man findet, daß die Urnenzahl abnimmt und die Zahl der Gräber sich vermehrt. Die größte Zahl von Urnen fand man in Preußen, an 200000. Merkwürdig ist, daß noch heute in slawischen Gegenden die Kopfbedeckung getragen wird, die bei figürlichen Darstellungen auf Urnen der alten Slawen sich immer wiederholt. In einem Teil Pommerns, an der Weichsel und zwischen Weichsel und Oder wohnten die Slawen jahrhundertelang friedlich und allein, bis sie durch die Goten überfallen wurden.

In der La-Tène-Periode vollzogen sich gewaltige Umwälzungen im europäischen Völkerbilde. Die Gallier erschienen südlich der Donau; Böhmen wurde der Mittelpunkt der erobernden Gallier, und diese verdrängten die Urnenfelder durch Reihengräber; nur an der Grenze gegen die Lausitz und gegen Mähren hielten sich die schlichten Urnenfelder noch lange. Die Gallier bestatteten ihre Toten mit deren Waffen und Schmuckstücken, und die Skelette liegen ausgestreckt auf dem Rücken.

Diese ersten Eroberer, die Gallier, vermochten aber nicht, die angesessenen Slawen zu vernichten, sondern sie assimilierten sich selber. Der Kirchhof von Jezerine in Bosnien gibt ein anschauliches Bild der Entwicklung. In der ersten Hälfte der La-Tène-Periode bilden die Erdbestattungen 85 pCt. sämtlicher Bestattungen, während des Niedergangs dieser Periode noch 40 pCt. und später, in der römischen Zeit nur noch 7 pCt.

Sehr interessante Dokumente für den Verkehr der Veneter mit den Etruskern wurden in der Lausitz, in Kalisch und Plock gefunden: etrurische Kunstgegenstände in Aschenurnen. Das feinste Stück ist die Bronzevase von Kalisch, auf deren Henkel Bacchus mit dem Tigerfell und Weintrauben in der Hand dargestellt ist. Es handelt sich um ein Meisterwerk graeco-romanischer oder früh-römischer Kunst und stammt ungefähr aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., wo man anfing, Bacchus als Kind aufzufassen.

Die verschiedenen Völker der Völkerwanderung vertrieben wohl zeitweise die friedlichen Veneto-Slawen, vermochten sie aber nicht auszurotten. Am ungestörtesten verblieben sie in Nord-Böhmen und in

der Lausitz, und da behielten sie ihre Art der Totenbestattung auch ununterbrochen bei, bis zur Einführung des Christentums, ja sogar noch länger, bis ins 9. Jahrhundert hinein. Ziemlich lange hatten sie an der Weichsel Ruhe, bis dann auch da die unbestritten germanischen Reihengräber einsetzen.

Die germanischen Stämme, die sich an der Weichsel niederließen, behielten ihre Individualität, ähnlich, wie damals die Gallier, nicht rein bei, sie assimilierten sich zum Teil, im allgemeinen gewannen dann aber die Slawen wieder die Oberhand.

Böhmen, das gegen das 7. Jahrhundert slawisch war, nahm unter seinem Fürsten Rastislav, der die slawischen Glaubensboten Methodius und Cyrillus vor sich kommen ließ, den graeco-slawischen Glauben an; aber deutsche Glaubensboten bekehrten die Slawen zur römisch-katholischen Kirche. Erst diese böhmischen Christen ließen sich dann die Christianisierung der nördlichen Volksgenossen angelegen sein. So faßte das Christentum nur sehr spät Wurzel im slawischen Gebiet, in Pommern kaum vor dem 12. Jahrhundert. Die germanischen Apostel sprachen im allgemeinen sehr schlecht über die Slawen, die sich nicht leicht bekehren ließen, da sie von ihren christlichen Landesgenossen nur Unbill zu erleiden hatten; auf Rügen bestand der Kult des Svantevit noch im 12. Jahrhundert, und es fanden auch noch Menschenopfer — mit Vorliebe opferte man Christen — statt. Durch die Glaubensboten, die bis zu den Slawen am Dnjepr usw. vordrangen, erhielt man zuverlässige Beschreibungen über den Bestattungsmodus der Slawen, die die Leichenverbrennung als Pripegala, Prepiekal (das Wort lebt noch heute im pannonisch-slawischen Dialekt) personifizierten und bei der Verbrennung große Feste feierten. Es war auch nicht selten, daß sich die Frauen auf dem Scheiterhaufen des Mannes mitverbrennen ließen; meistens aber opferte man dem Toten ein Pferd.

In den Gegenden, in die die alten Slawen vordrangen, war fast nur Urwald, den sie lichteten, nicht nur, um Kulturland zu schaffen, sondern auch um die Holzstöße für ihre Toten zu errichten; die Bevölkerung wuchs nicht sehr stark, so daß die Ausrodung auch nicht in großem Maßstabe unternommen wurde. Mit der Invasion der Germanen fanden die Slawen eine Zuflucht in den dichten Wäldern; es zeigte sich dabei eher eine Bevölkerungszunahme, als eine Abnahme, und sie fingen an, bessere Ausrüstungen und Handwerkszeuge zu besitzen. Eine seltsame Uebereinstimmung des Kleiderschmucks in den Karpathen mit dem in der Bretagne erklärt sich leicht daraus, daß gleich nach der La-Tène-Periode, schon zu Anfang der Eisenzeit die Gallier, die sich in ihrem Expansionszentrum, der oberen Donaugegend, mit den Slawen vermischt hatten, in einem großen Zug nach Westen das heutige Frankreich in Besitz nahmen und sich östlich bis zum Dnjester ausbreiteten. Unter den slawischen Völkern sind noch heute die Ornamente gebräuchlich, die man in der Hallstatt-Periode konstatiert; von der Kopfbedeckung wurde schon gesprochen.

Natürlich hat man von den alten Slawen keine Schädel gefunden. Alle frühen Gräberfunde weisen den Typus des Langschädels auf und die Charakteristika des hohen, blonden Menschentypus. Seit dem Zeitpunkt, wo die Slawen aufhören, ihre Toten zu verbrennen, trifft man in den Gräberfeldern die Skelette von mittelgroßen, rund-

köpfigen Menschen. Von dieser Zeit an kann man auch den physischen Typus des Slawen studieren, dessen charakteristische Eigenschaften sich aber um so mehr modifizieren, je weiter entfernt von dem ursprünglichen Expansionszentrum die Ueberreste gefunden werden.

Anthropologische Bemerkungen zu Deningers Bericht über die „Stellung des Pithecanthropus erectus Dubois nach den neuesten Resultaten“[1]).

Dr. Ludwig Wilser.

Ohne Zweifel ist eine genaue Altersbestimmung der Fundschicht von größter Bedeutung für die Beurteilung des Pithecanthropus, aber dessen Dasein ist und bleibt eine Tatsache, die erklärt werden muß, welchem Erdalter der geologische Fachmann auch die Ablagerung seiner Gebeine glaubt zuschreiben zu dürfen. Das letzte Wort in dieser für die Vorgeschichte des Menschengeschlechts hochwichtigen, ja man kann wohl sagen grundlegenden Frage wird daher immer dem Anthropologen zustehen, und ich bin darum der Leitung dieser Zeitschrift zu Dank verpflichtet, daß sie mir ein solches bereitwillig gestattet hat.

Wenn an sich schon die vergleichende Schätzung von Erdschichten weit auseinanderliegender Länder große Schwierigkeiten bereitet, wenn nicht überall, zumal auf der südlichen Halbkugel, der gleiche Maßstab angelegt werden darf, so sind die Verhältnisse im Gebiet von Trinil ganz besonders verwickelt. Durch die Tätigkeit von Vulkanen, durch die Wirkung des Wassers haben hier wiederholte Verlagerungen und gewaltige Umwälzungen stattgefunden. Es erscheint darum, um nur ein Beispiel anzuführen, der von Elbert aus Abdrücken und Versteinerungen von Pflanzen gezogene Schluß, auf der ganzen Insel Java habe früher ein kühleres Klima geherrscht, durchaus nicht zwingend: die betreffenden Pflanzenteile könnten auch durch die von den großen Vulkanen herabfließenden Schlammströme aus höheren Lagen in die Ebene verschleppt worden sein. Ebenso ließe sich denken, die von Dubois angetroffene Einbettung der Pithecanthropus-Knochen sei nicht die ursprüngliche, sondern, durch Wasserfluten aufgewühlt und verschwemmt, seien sie später an anderer Stelle wieder abgesetzt worden, d. h. es könnte von den Lebenstagen des Pithecanthropus bis zur endgültigen Ablagerung seiner Gebeine sehr lange Zeit verstrichen sein. Sei dem aber, wie ihm wolle, mögen auch die Geologen mit der Versetzung des Vormenschen von Java ins Diluvium recht haben und behalten, so würde das doch an seiner Stellung im menschlichen Stammbaum nicht das geringste ändern.

Allgemein naturwissenschaftliche und entwicklungsgeschichtliche Erwägungen machen es wahrscheinlich, daß in unserem Weltteil, wo immer neue paläontologische Belege fossiler, teils tiefer, teils höher

---

[1]) Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre, I, 1/2.

stehender Menschenrassen (Homo primigenius, H. mediterraneus var. fossilis, H. priscus u. a.) gefunden werden, schon richtige Menschen gelebt haben, als die ersten Verbreitungswellen vormenschlicher Geschöpfe den Gleicher erreichten. Im Gegensatz zu anderen Fachgenossen habe ich stets diese Ansicht vertreten und sie auch in meiner ersten größeren Arbeit über den Pithecanthropus[1]) unumwunden ausgesprochen. Für solche Anschauungen hat es selbstverständlich nichts Ueberraschendes, wenn auf der südlichen Halbkugel fossile Knochen des entwicklungsgeschichtlich älteren Vormenschen in Ablagerungen gefunden werden, die erdgeschichtlich mit denen des H. primigenius gleichalterig oder gar noch jünger sind. Obwohl in Europa die Ueberbleibsel des Urmenschen über die Eiszeit nicht hinausreichen, so muß doch seine Vorentwicklung in frühere Erdalter, die eigentliche Menschwerdung vermutlich ins obere Tertiär zurückverlegt werden, worauf auch, bei aller nötigen Vorsicht und Zurückhaltung, die rohesten und einfachsten Steinwerkzeuge schließen lassen.

„Die Rolle eines Stammvaters der gesamten Menschheit" habe ich dem Pithecanthropus niemals zugesprochen und bin in dieser Hinsicht stets anderer Meinung als der Entdecker gewesen. Aber auch teilweise, z. B. für die Eingeborenen von Australien, welcher Ansicht Elbert nach seiner neuesten Veröffentlichung[2]) zuzuneigen scheint, kann ich sie nicht gelten lassen. Wenn ich auch die „monophyletische Entstehung" des Menschen nicht so engherzig auffasse, daß ich sie auf ein einziges Paar zurückführe, so sind doch, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, die allgemeinen Uebereinstimmungen aller Menschenrassen so groß, daß man unbedingt ein räumlich beschränktes Werdeland voraussetzen und die Unterschiede der durch Wanderungen hervorgerufenen Sonderentwicklung zuschreiben muß. Die Australier z. B. stehen den afrikanischen Negern so nahe, daß ich sie in meiner „Rassengliederung des Menschengeschlechts"[3]) nur als varietas australis der großen Hauptrasse des H. niger aufgeführt habe. Eine Entstehung beider Abarten von verschiedenen vormenschlichen Vorfahren und in weit entfernten Gebieten ist rassengeschichtlich undenkbar.

Es darf hier anzuführen nicht unterlassen werden, daß dem ostindischen Vormenschen ein südamerikanischer Wettbewerber erstanden ist. Der unzweifelhaft echte und sehr alte Halswirbel von Monte Hermoso, dessen Abguß ich auf der Frankfurter Anthropologenversammlung vorgezeigt habe, muß einen lebenden Träger gehabt haben, und zwar nach allen seinen Merkmalen, insbesondere nach der Lage und Bildung der Gelenkflächen, einen solchen, der, bei aller Aehnlichkeit nach beiden Seiten, weder Mensch noch Affe war, wohl aber seinen kleinen Kopf aufrecht trug und demnach auch schon auf zwei Beinen gegangen sein muß, mit entsprechender Ausbildung der Füße und Hände. Wir haben somit jetzt ein paläontologisch belegtes Gegenstück zu Pithecanthropus erectus Dubois, dem wir nach seiner

---

[1]) Der Pithecanthropus und die Abstammung des Menschen. Verhdl. des Naturwiss. Vereins in Karlsruhe, XIII, 1899.

[2]) Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau, Nr. 216 u. ff.

[3]) Verhandl. der Naturforscherversammlung in Stuttgart 1906. Politisch-anthrop. Revue V, 1906/7.

Schädelbildung und dem ungemein menschenähnlichen Schenkelbein die gleichen Eigenschaften zuschreiben müssen. Der Wiederentdecker des Wirbels, Lehmann-Nitsche, nennt[1]) ihn zwar „tertiär“, ich glaube aber, daß auch hier genauere Vergleichungen und Nachprüfungen das Alter etwas herabsetzen werden. Beide Vormenschen können nur einem gemeinsamen Schöpfungsherd entstammen, von dem aus ihre weit entfernten, durch die größten und tiefsten Meere getrennten Fundorte auf dem Landwege gleich gut und in annähernd gleichen Zeiträumen zu erreichen waren. Nach meiner in verschiedenen Büchern und Schriften[2]) eingehend begründeten Anschauung gibt es auf Erden nur einen solchen Schöpfungsherd, am nördlichsten, früher noch mehr zusammenhängenden Rande der großen Festländer, von dem aus sich in wiederholten Ringwellen die Lebewesen aller Entwicklungsstufen, zuletzt Vormenschen, niedere und höhere Menschenrassen, über alles zugängliche Land verbreitet haben. Die — übrigens wegen ihres Widerspruchs mit allen bekannten Tatsachen der Paläontologie und Tierverbreitung von vorneherein unannehmbare — Theorie von der australischen Urheimat des Menschengeschlechts kommt, da von ihrem Urheber selbst widerrufen, überhaupt nicht mehr in Betracht.

Ein Zusammenleben des Vormenschen mit dem Menschen gehört nicht zu den Unmöglichkeiten; es wäre denkbar, daß da und dort die vorausgeeilten vormenschlichen Verbreitungswellen vom richtigen Menschen eingeholt und in dem sich entspinnenden Daseinskampf vernichtet wurden. Wenn ich zum Schlusse noch die Stellung der südlichen Vormenschen, belegt durch die Funde von Trinil und Monte Hermoso, in unserem Stammbaum kurz bezeichnen darf, so ist zu sagen: sie sind Zwischenglieder, aber nicht zwischen Großaffen und Menschen, sondern zwischen diesen und beider gemeinschaftlichen Vorfahren, und bilden an dem zum Menschen führenden Zweig als Vertreter vorausgeeilter Verbreitungswellen ohne Nachkommen abgestorbene Seitenäste.

Der Redaktion d. Z. ging von Richard Dehmel folgendes Schreiben mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Sehr geehrte Redaktion!

Das Referat in Ihrem Heft VII, 6 über meinen Dialog „Talent und Rasse“ und über die Entgegnung von Moeller van den Bruck enthält die Behauptung: „daß Dehmel, ohne daß er es weiß, zu einem Schlusse kommt, der völlig gleichbedeutend ist mit der Grunderkenntnis, von der die Rassenanschauung überhaupt ausgeht, nämlich daß nicht die Rassereinheit, sondern die Rassemischung die menschlichen Werte hervorbringt“. Es kann mir natürlich nicht gleichgültig sein, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift der Unwissenheit geziehen zu werden. Eigentlich sollte es doch für selbstverständlich gelten, daß jemand, der eine eigene Meinung zu einer Streitfrage äußern will, Bescheid weiß über die bisher in Umlauf gesetzten Meinungen, zum mindesten über die „Grunderkenntnisse“. Nun halte ich zwar den Einfluß der Blutmischung auf die Entstehung geistiger Werte ebensowenig für eine Grunderkenntnis wie den des ungemischten Blutes, sondern für eine ziemlich oberflächliche und nebensächliche Vermutung; aber immerhin weiß doch wohl bereits jeder bessere Zeitungsleser, daß viele (keineswegs alle) Rassetheoretiker

---

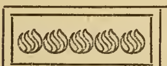
[1]) Nouvelles recherches sur la formation pampéenne et l'homme fossile de la République Argentine. Buenos Aires 1907.

[2]) U. a. „Menschwerdung“ und „Tierwelt und Erdalter“, beide bei Strecker & Schröder, Stuttgart 1907 u. 1908, erschienen.

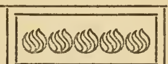
von dieser Hypothese ausgehen. Es hat mir deshalb sehr fern gelegen, zu einem solchen „Schlusse" zu kommen; vielmehr nahm auch ich jene physiologische Mutmaßung nur zum Ausgangspunkt für andere Schlüsse, allerdings nicht für rassepsychologische Dogmen, sondern für ein zurzeit noch recht unbeliebtes kulturbiologisches Ideal namens Menschheit. Wenn Moeller van den Bruck das aus meinem Dialog nicht herauszulesen vermocht hat, versteht er nicht zwischen den Zeilen zu lesen; wer auf ein Dogma eingeschworen ist, betrachtet ja alles, was dieses Dogma berührt, immer bloß auf „für" oder „wider". Ich bin aber weder für noch wider; ich habe mit keinem Wort bestritten, daß man die sogenannte Menschheitsgeschichte aus Rassenkämpfen ableiten kann, ebensogut wie aus Klassenkämpfen, Staatenkämpfen, Heldenkämpfen, Götterkämpfen usw. — je nachdem man nämlich Haß oder Hunger, Geschlechtsdrang, Habgier, Machtsucht, Todesfurcht oder irgendeinen andern brutalen Instinkt für den stets oder jeweils vorherrschenden hält. Nur zur Entstehung unserer idealen Instinkte, so z. B. des Kunsttriebes, hat meines Erachtens dieser Geschichtsbegriff nicht die geringste Grundbeziehung. Und erst recht ist mir unverständlich, was „das Vertrauen, daß der Mensch nicht der Knecht seiner Umstände, sondern der Herr seiner Kräfte ist", mit seiner leiblichen Abstammung zu tun hat, über die er doch keinesfalls Herr sein kann. Diesen Trumpf gegen mich auszuspielen, hätte Moeller van den Bruck sich ersparen dürfen, denn er kennt sehr gut meinen „Psalm an den Geist": Bleibe dir heilig, Geist, Herr deiner Seele! — Ich wollte also überhaupt nicht physiologisch polemisieren, sondern teleologisch ironisieren, nämlich den psychologischen Unfug beleuchten, der mit dem Rassebegriff getrieben wird, und zwar nicht etwa bloß von Dilettanten wie Chamberlain. Da wird als Erklärung hingestellt, was Gegenstand der Erklärung ist. Unter „Rasse" versteht man heute doch wohl, auch wenn man sie machtvollst mystisch auffaßt, eine konstant gewordene Verbindung gewisser organischer Grundeigenschaften (psychophysischer Elemente). Rasse ist also nur ein anderer Name für das problematische Faktum der Konstanz. Aber im Handumdrehn wird dann aus der Benamsung die innerste Ursache dieser Konstanz und womöglich auch noch der Elemente, ja sogar des idealen Triebes zur Anzüchtung weiterer Elemente, d. h. zur Entwicklung des Menschengeistes; also etwa wie nach Onkel Bräsig die große Armut der kleinen Leute von der großen Povertee herkommt. Da scheint es mir doch etwas ratsamer, die geistigen Werte dieser Erde, auch die Tendenz zur Rassigkeit, besonders aber die Liebe zur Menschheit, einstweilen noch auf den Weltgeist zurückzuführen, will sagen auf Gemütsbewegungen, die mit den mancherlei Kraftstrahlungen der Gestirne zusammenhängen. Wie ja auch Moeller van den Bruck mit einiger Weitschweifigkeit erklärt: worauf die Rassenanschauung ruht, das ist der Glaube an die Macht der Rasse. Nun wohl: ich glaube an zuchtvollere, nämlich liebevollere Mächte.

Mit Hochachtung

R. Dehmel.



Berichte und Notizen.



Kraft und Stoff im Haushalt des Lebens. Ueber dieses Thema verbreitete sich auf der 80. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte Professor Rubner (Berlin). Nach einer Absage an den Vitalismus stellte er als die Grundlage der Lebensforschung das Energieprinzip auf. Als einfachste Lebenseinheiten sieht er kleine Teilchen an, die er Bionten nennt. Aus ihnen bauen sich die Organismen auf. Ihnen müssen denn auch jene Eigenschaften zukommen, ohne deren Vorhandensein von Leben nicht mehr die Rede sein kann; sie müssen also befähigt sein, Nahrung aufzunehmen, um das Verlorene wieder zu ersetzen, zu rekonstruieren. Es fragt sich aber, was ist bei diesem Prozeß das Entscheidende? Ist es die Materie oder die Energie? Die bisherige Auffassung ging dahin, daß aus der Aufnahme bestimmter Nahrungsstoffe bestimmte Energiemengen resultieren. Der Vortragende vertritt die gegenteilige Anschauung: der Organismus verlangt nicht eine bestimmte Nahrung, sondern ein bestimmtes Energiequantum. Dieses gewinnt er aus den verschiedensten Stoffen, die sich daher gegenseitig vertreten können. So vollzieht sich in den Bionten ein Energiekreislauf, indem rhythmisch Energie aufgenommen und abgegeben wird. Und dieser Energieverbrauch ist, welche Organismen auch immer untersucht werden, quantitativ stets gleich, so daß von einer Unität des

Energieverbrauchs in der organischen Welt gesprochen werden kann. Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen ging der Vortragende des Näheren auf das Problem der Lebensdauer ein. Warum ist die Dauer des Lebens begrenzt? Eine befriedigende Antwort auf diese Frage ist nur möglich, wenn man sich klar macht, daß Wachstum und Energieverbrauch in Relation zueinander stehen. Zwar fällt nichts so in die Augen wie die Tatsache, daß Organismen verschieden schnell wachsen. Untersucht man aber, wieviel Energie ein neugeborenes Individuum braucht, um von 1 kg auf 2 kg zu gelangen, so ergibt sich, daß alle (Säuge-) Tiere denselben Energievorrat verbrauchen. Eine Ausnahme hiervon macht nur der Mensch. Daraus läßt sich ein Schluß auf die Beziehung zwischen Energieverbrauch und Lebensdauer ziehen: ist die gleiche Summe von Energie verbraucht, so steht das Leben still; die Lebensdauer ist mithin eine Funktion des Energieverbrauchs. Die Frage freilich, was denn Leben im Gegensatz zum Toten sei, kann nicht beantwortet werden. Bekannt sind nur die mannigfaltigen Reaktionen des Lebens. Aber Kraft und Stoff im Lebenden sind dieselben wie im Unbelebten. Was dem Leben eigentümlich ist, wird gekennzeichnet durch die Vorgänge des Stickstoffzerfalls und der Rekonstruktion. Dieser energetische Kreisprozeß ist allen Organismen gemeinsam, die sich auch unter diesem Gesichtspunkt als untereinander verwandt erweisen vom niedrigsten Lebewesen bis zum höchsten. So ist die Welt der Lebendigen ein Einheitliches. Auch wir selbst leben in und mit der Natur, und dessen sollen wir uns freuen. Einmal freilich beginnt das Alter und es kommt der Tod. Aber warum sollten wir darüber klagen, daß wir sterben müssen? Natürliches muß natürlich genommen werden, und in der Fortpflanzung erhalten wir unser Leben; ja, wir haben auch die Möglichkeit, unsere geistigen Werte weiterzugeben und über unser Leben hinaus wirksam sein zu lassen. Vergleichen wir aber unsere Lebensdauer mit der anderer Organismen, so haben wir allen Grund, dankbar zu sein; denn wir sind in dieser Hinsicht besser gestellt als fast alle anderen Lebewesen. Fragt man nun, ob es nicht angehe, unser Leben noch mehr zu verlängern und wie dies anzufangen sei, so gibt es darauf eine einfache Antwort, die lautet: das ganze Geheimnis, das Leben zu verlängern, besteht darin, es nicht zu verkürzen.

Die Zell- und Kernteilung unter dem Einfluß von Säurelösungen ist von S. Prowazek studiert worden. Er versetzte Trypanosomenkulturen mit 0,3prozentiger Salzsäure. Aus der verschiedenen Beeinflussung des Kernteilungsvorgangs und der Teilung des Zelleibes durch den Säurezusatz geht hervor, daß diese beiden Vorgänge unabhängige Prozesse sind. Es wird nämlich die Zelleibdurchschnürung erschwert. (Arch. f. Entwicklungsmechanik d. Organism., XXV, 4, 1908.)

Geschlechtsunterschiede am Gehirn. Zur Lösung dieser Frage hat Waldeyer, um die Verschiedenheiten des Lebensalters, der Lebensbedingungen usw. zu eliminieren, einen Weg eingeschlagen, auf den bereits Rüdinger hingewiesen hatte, nämlich die Gehirne von Zwillings- und Drillingsfrüchten zu vergleichen. Hier dürfen offenbar Einflüsse der Rasse, der Erblichkeit usw. als gleich vorausgesetzt werden. Nachdem Waldeyer bereits 1898 über zwei Beobachtungen berichtet hatte, fügt er jetzt in den „Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wiss.“ (1907, S. 114 ff.), sowie in der „Ztschr. f. Ethnol.“ (XL, 1908) die Mitteilungen über drei Zwillings- und drei Drillingsfrüchte dazu. Er zieht den Schluß, „daß die hier vorliegenden männlichen Gehirne zwar für die Mehrzahl der Fälle eine etwas weiter vorgeschrittene Gliederung bei den Furchen und Windungen der Großhirnhemisphären erkennen lassen, daß aber auch in einzelnen Fällen dieses nicht der Fall war, so daß wir noch keineswegs in der Lage sind, von einem »gesetzmäßigen Verhalten«, wie es Rüdinger tut, sprechen zu können“. — Uebrigens dürfte hier die Frage berechtigt sein, ob bei den Mehrlingsgeburten nicht wieder andere Entwicklungshemmungen, Lageverschiedenheiten usw. dazukommen.

Ueber die Entdeckung eines Neandertalskeletts in der Dordogne sprach Professor Klaatsch-Breslau auf der Kölner Naturforscherversammlung, nachdem er vorher bereits einen ausführlichen Bericht in der „Frankfurter Ztg.“ gegeben hatte. Der Schweizer Archäologe O. Hauser, der seit mehreren Jahren in dem durch seinen Reichtum an altdiluvialen Feuersteinwerkzeugen ausgezeichneten Vezère-Tal in der Dordogne Ausgrabungen vornimmt, war im März an einer bisher unberührten Stelle der durch de Mortillet berühmt gewordenen Fundstelle Le Moustier, in einer Grotte, dis bisher durch Bauten verschlossen war, auf Menschenknochen gestoßen und hatte mit ihrer Aufdeckung gewartet, bis er nach dem Frankfurter

Anthropologenkongreß eine Kommission von neun Anthropologen und Prähistorikern an der Fundstelle vereinigt sehen konnte. Der Kommission gehörte auch Professor Klaatsch an. Es gelang dem letzteren, festzustellen, daß es sich um ein jugendliches Individuum der Neandertal-Rasse handle. Aus seinem eingehenden Bericht sei folgendes hervorgehoben: „Das Extremitätenskelett zeichnet sich durch die Kürze und Plumpheit seiner Röhrenknochen aus. Aus den Bruchstücken gelang es mir, die Femora, eine Tibia, einen Humerus und einen Radius zusammenzufügen, und an allen diesen Knochen zeigten sich trotz ihrer Jugendlichkeit — die Gelenkenden waren noch nicht an die Knochenschäfte angeknöchert — alle spezifischen Merkmale, die ich vor acht Jahren zuerst auf dem Anatomenkongreß zu Bonn demonstrierte. Besonders auffällig ist die starke Krümmung des Radius, als ein spezifisches Merkmal, das unter allen Menschenrassen allein die vom Neandertal zeigt, worin sie mit den Menschenaffen übereinstimmt. In ihrer Statur waren diese Neandertalmenschen mittelgroß bis klein, durch ihre kurzen Gliedmaßen den heutigen nordischen Rassen (Eskimos) ähnlich und darin, besonders durch Kürze von Vorderarm und Unterschenkel, scharf unterschieden von den heutigen Primitivvölkern der südlichen Halbkugel, obwohl der Schädel der Neandertal-Rasse mit dem der Australier viele gemeinsame Züge von der Urform der Menschheit her beibehalten hat. Auch der Schädel des Homo Mousteriensis Hauseri, wie er zu Ehren des Entdeckers künftig genannt werden soll, zeigt diese alten Merkmale der Menschheit durch die enorme Entfaltung des Gebisses und der Kieferregion sehr deutlich. Man muß hier in der Tat, wie bei vielen Australiern, von einer „Schnauzenbildung“ sprechen; denn die Nase saß auf einer rundlich vorgewölbten Mundpartie. Der sehr massive Unterkiefer zeigt das zurückweichende oder negative Kinn des niederen Menschentypus. Am Schädel liefern die prachtvollen Ueberaugenwülste eines der Hauptmerkmale der Neandertal-Rasse. Dem jugendlichen Alter entsprechend sind sie nicht durch eine so tiefe Furche von der Stirnbeinschuppe abgesetzt, wie an dem berühmten Neandertal-Schädeldach in Bonn, aber durch ihre vollkommen kontinuierliche, nahezu einen halben Kreisbogen beschreibende Rundung und die enorme Breite ihrer zwischen den Augenhöhlen gelegenen Partie stimmen sie vollständig mit dem klassischen ersten Fundstück dieses Typus überein. Nicht minder groß als in somatisch-anthropologischer Richtung ist der Gewinn bezüglich kultureller ethnographischer Probleme, die wir der schönen Entdeckung zu verdanken haben. Es handelt sich nämlich um ein regelrechtes Begräbnis, wie man es einer so weit zurückliegenden Periode kaum zugetraut hat. Das Skelett befand sich in einer Schlafstellung, der Kopf, nach rechts gewendet, ruhte mit seinem Wangenteil auf dem Ellbogen des nach hinten erhobenen rechten Armes, während der linke Arm nach vorn gestreckt war. An der Stelle der linken Hand wurde ein ganz prachtvolles Feuersteinwerkzeug von mandelförmiger Gestalt und auf beiden Flächen überarbeitet, gefunden, ein „Faustkeil“ vom sogenannten Acheulien-Typus und ferner ein vortrefflicher Rundschaber. Der rechte Ellenbogen und die rechte obere Kopfhälfte ruhten auf flachen Feuersteinstücken, die eine sorgfältige Auswahl passender Formen und zielbewußter Zusammenfügung und Anlagerung an die Weichteile erkennen lassen. Unter der Stirn lag eine geradkantig zugehauene Silexplatte, gegen welche sich der Ueberaugenwulst so fest angepreßt hatte, daß in der dazwischen befindlichen Erde ein deutlicher Abdruck entstanden war, der nach Leimdurchtränkung konserviert werden konnte. Die Nase war mit Feuersteinstücken so eingefaßt, daß man an dem Raum zwischen diesen und dem Skelett noch die Form der Nase erkennen konnte, die mit ihrer Nasendachfläche mehr nach vorn als nach abwärts schaute. Zahlreiche, zum Teil mit Feuerspuren versehene Tierknochen lagen rings um das Skelett, mit seinen Teilen untermischt.“ — Bemerkenswert ist nach obigem, daß schon die Neandertaler, jene so tierisch dreinschauenden, niedrig gebauten Jäger der frühesten Eiszeit, ihre Toten liebevoll bestatteten, somit schon weit über das Tier hinausgekommen waren. — Wenn übrigens Klaatsch diesen neuen Fund Homo Mousteriensis Hauseri getauft hat, so ist diese Nomenklatur — unbeschadet des dem Entdecker zu gönnenden Ruhmes — deplaziert, da es sich hier um keine neue Art oder Abart handelt; vielmehr erscheint der für Funde aus jener Epoche eingebürgerte Name Homo primigenius auch in diesem Falle als ausreichend und angemessen.

Der Gießener Kursus über Familienforschung und Vererbungslehre wurde von 56 Teilnehmern besucht. Zunächst entwickelte Kékulé von Stradonitz die Grundbegriffe der Genealogie. Naturwissenschaftlich genügt es nicht, nur die Vorfahren des Vaters mit gleichem Namen zu ermitteln, sondern für die Frage der

Vererbung müssen die sämtlichen Mitglieder der Ahnenreihe durch mehrere Generationen festgestellt werden. Der Vortragende gab eine Reihe von Beispielen, u. a. aus jetzigen Herrscherfamilien. Die Grundbegriffe der Genealogie sind die gleichen, mögen sie auf adlige, bürgerliche, Bauern- oder Arbeiterfamilien angewendet werden. Naturwissenschaftlich handelt es sich darum, die körperliche und geistige Beschaffenheit der Ahnen festzustellen und daraus, wenn möglich, die Beschaffenheit der Nachkommen zu erklären. Die Vererbung von Eigenschaften in bezug auf die einzelnen Menschen und die Erscheinung von ähnlichen Anlagen, die uns in Form von Stammes- und Volkseigenschaften entgegentreten, beruht im Grunde auf der Beschaffenheit und dem Zusammenhang von Keimelementen bestimmter Art. Daher ist bei Betrachtung der Vererbung, Artenbildung und Variation die Untersuchung der Keimzellen erforderlich und deren Betrachtung notwendig. — Die menschliche Keimentwicklung stellte Professor Strahl dar, während Professor Hansen über die Vererbungsregeln der Pflanzen, insbesondere über das Mendelsche Gesetz sprach. Auf dieser breiten naturwissenschaftlichen und genealogischen Grundlage erörterte sodann Professor Sommer die angeborene Anlage des Menschen vom psycho-physiologischen Standpunkte, besonders als Ausgangspunkt aller Betrachtungen über die Vererbung von Eigenschaften. Er behandelte die Frage, wie weit sich diese Anlage bei genauer Untersuchung mit bestimmten Methoden in gesetzmäßiger Weise zum Ausdrucke bringen läßt, wobei er auf Grund von zwölfjährigen Studien über diese Fragen eine Anzahl von schlagenden Beispielen gab. Im Zusammenhange damit fand eine Erläuterung der Untersuchungsmittel und der Laboratorien der Klinik für psychische und nervöse Krankheiten statt, in der alle Vorlesungen mit Ausnahme der anatomischen gehalten wurden. Durch vergleichende Anwendung derselben Methoden auf Normale, Nervöse und Geisteskranke haben sich eine Reihe von Einblicken in die Besonderheit von angeborenen Anlagen und die Art ihrer Abweichungen und Störungen ergeben. Bei der Darstellung der angeborenen Anlage im Gebiete der Normal-Psychologie erörterte der Vortragende auch die Fragen der Erziehbarkeit und der Strafbarkeit. Das Thema der angeborenen Anlage im Gebiete der Geisteskrankheiten und der Kriminalität wurde auf Grund der umfangreichen Forschungen über erbliche Belastung, unter vielfacher Benutzung von Stammbäumen, Krankengeschichten und Gutachten durch Herrn Professor Dannemann erläutert, der daran eine Reihe von Betrachtungen über die zweckmäßige Behandlung von hereditär Anomalen knüpfte. In zwei Schlußvorträgen faßte sodann Professor Sommer die Tatsachen der Degeneration und die für die Regeneration in Betracht kommenden Mittel zusammen. Für die Regeneration komme es darauf an, daß der natürliche Adel in der Ahnenreihe der einzelnen Menschen möglichst zahlreich vertreten sei, d. h., daß die einzelnen Menschen bei der Auswahl ihrer Ehegatten sich von der Rücksicht auf körperliche und geistige Tüchtigkeit leiten lassen sollten. Im Anschlusse an den Kurs wurde die Frage der weiteren Organisation der naturwissenschaftlich-genealogischen Arbeit besprochen. Von der Gründung einer neuen Vereinigung wurde mit allgemeinem Einverständnisse Abstand genommen, dagegen wurde ein Ausschuß gewählt, der aus den Herren Dr. Breymann, Dr. Kékulé von Stradonitz, Professor Sommer, Professor Dannemann, Dr. Ploetz, Dr. Kaup und Dr. von den Velden besteht.

Ueber die Abnahme des durchschnittlichen Heiratsalters in Deutschland teilt Martin Nadobnik statistische Untersuchungen mit. Allgemein anerkannt ist der Satz, daß mit steigender Kultur die Menschen nicht nur seltener, sondern vor allem auch später zur Heirat gelangen. Gemäß dieser Ansicht wäre zu erwarten, daß in der Neuzeit ein späterer Abschluß der Heiraten stattfände. Aber gerade das Gegenteil ist eingetreten. Die meisten Staaten Europas zeigen in der Gegenwart ein Sinken des Heiratsalters; so besonders Deutschland. Ferner wird allgemein ein Einfluß des Heiratsalters auf die Fruchtbarkeit der Ehen angenommen. Danach wäre aus dem Rückgang des Heiratsalters ein Steigen der Geburtenziffer zu folgern. Aber wiederum ist das Gegenteil eingetreten: die Geburtenziffer fällt fortgesetzt. — Das durchschnittliche Heiratsalter betrug in Preußen 1867 30,0 Jahre bei den Männern, 27,4 Jahre bei den Frauen, seitdem ist es gefallen auf 28,9 Jahre bei den Männer und 25,7 Jahre bei den Frauen im Jahre 1901, welche niedrige Zahl es seitdem bis 1905 konstant behauptet hat. In Bayern betrug das Heiratsalter in den Jahren 1841—60 durchschnittlich bei den Männern 32,4, bei den Frauen 29,4 Jahre, im Jahre 1904 bezw. 29,1 und 26,0 Jahre. Dasselbe Sinken zeigen die Statistiken der übrigen Bundesstaaten. Ein Unterschied zwischen Stadt und Land besteht bei diesem Sinken nicht. Weder ist das Heiratsalter stets in den Städten

höher als auf dem Lande, wie oft behauptet wird, noch ist sein Sinken überall auf dem Lande größer als in den Städten. In Bayern ist sogar das Heiratsalter auf dem Lande höher als in den Städten. Die größte Abnahme des Heiratsalters erfolgte in dem Jahrfünft 1896—1900. Eine Neigung zur Abnahme des Heiratsalters zeigen auch die übrigen Staaten des europäischen Festlandes, wenn auch nicht so stark wie Deutschland; England dagegen und Queensland zeigen eine Zunahme. — Die Ursachen der Erscheinung liegen zum Teil in dem Seltenerwerden der Wiederverheiratungen. Doch ist auch das Alter der Erstheiratenden gesunken. In Deutschland veranlaßt die genannte Ursache etwa die Hälfte der Abnahme, während sie für das Ausland fast allein maßgebend ist. Für Deutschland kommt an Ursachen hinzu: die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, die günstige wirtschaftliche Lage, die Berufsverschiebung. Es weist nämlich die Industrie das niederste Heiratsalter der Männer (28,57 Jahre) auf, und in der Tat hat sich in dem untersuchten Zeitraum der Anteil der Industriebevölkerung an den Eheschließenden stark vermehrt. Doch bezeichnet es Nadobnik als unrichtig, diese Berufsverschiebung, wie es Mombert tut, als einzige Ursache anzusehen. Der Satz, daß der Erhöhung des Kulturstandes eine Erhöhung des Heiratsalters folgt, ist wahr, wo es sich um verschiedene Völker handelt, doch darf er nicht übertragen werden auf ein Volk in einem kurzen Zeitraum. Tritt hier ein Steigen des Wohlstandes ein, so bleiben zunächst die Bedürfnisse dieselben, und die Eheschließung erscheint erleichtert. — Wir dürfen wohl noch hinzufügen, daß, wie die sinkende Geburtenziffer lehrt, infolge der zunehmenden Verbreitung und Verläßlichkeit der Konzeptionsverhinderung es immer weniger unvermeidlich erscheint, daß die Eheschließung alsbald von Nachwuchs gefolgt wird. Das hat bereits zu einem Umschwung der allgemeinen Meinung geführt: während es früher die Nächsten gern belächelten, wenn der Stammhalter ausblieb, gilt es jetzt schon nicht mehr als auffallend, wenn die jungen Gatten „zunächst“ keine Kinder bekommen. Dadurch erscheint ebenfalls die Eheschließung erleichtert. (P. St. L. A. Z. IIL, 2, 1908.)

Ueber den Einfluß der Gesetzgebung auf die Häufigkeit der Ehen schreibt Dr. Jacques Bertillon, Chef des Statistischen Amtes der Stadt Paris: Das bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1804 hatte die Eheschließung von einer Reihe zeitraubender Förmlichkeiten, insbesondere von der Zustimmung der Eltern, resp. zumindest dem Nachweis, daß diese von der beabsichtigten Eheschließung verständigt wurden, abhängig gemacht. Viele Liebesleute scheuten all diese zeitraubenden Nichtigkeiten und zogen es vor, in formlosem Liebesbunde ohne gesetzliche Eheschließung zu leben. Das neue Gesetz sieht vor, daß man sich nach Erreichung des 30. Lebensjahres ohne Einwilligung und ohne Verständigung der Eltern verehelichen dürfe, zwischen 21 und 30 Jahren wohl ohne Einwilligung, aber nur nach vorheriger Verständigung derselben. Es soll jedoch, im Falle die Eltern abwesend sind, von nun an keine weitere Förmlichkeit gefordert werden; wenn der Friedensrichter und vier Zeugen diese Abwesenheit bestätigen, genügt dies. Bislang war hierfür ein eigener Gerichtsbeschluß notwendig gewesen, und dieser hatte große Ausgaben an Zeit und Geld verursacht. Der Wegfall dieser Bestimmungen insbesondere hat die Zahl der Eheschließungen sehr stark vermehrt. Das neue Gesetz hat tatsächlich alle Wirkungen erreicht, die der Antragsteller, Deputierter Abbé Lemire, von ihm erwartete. Niemals sind in Frankreich seit 100 Jahren so viele Ehen geschlossen worden (wenn wir wenige, außerordentliche Jahre, insbesondere 1872 und 1873, ausnehmen, wo die durch den Krieg aufgeschobenen Ehen zum Abschluß gelangten), als im Jahre 1907; dieses Jahr weist 8421 Eheschließungen mehr auf, als das vorhergehende Jahr. In den Städten vor allem hat die Zahl der Eheschließungen beträchtlich zugenommen. In Paris selbst hat es noch niemals so viele Eheschließungen gegeben wie in diesem Jahre, und im Jahre 1908 nimmt diese Vermehrung zu, ja, sie ist noch stärker als im Vorjahre. Das neue Gesetz hat in durchaus demokratischem Sinne gewirkt und besonders für die arme Bevölkerung wesentliche Erleichterungen mit sich gebracht. — Bedeutend weiter als das neue französische geht das belgische Gesetz vom 30. April 1896. Dasselbe gestattet den Männern und Frauen über 21 Jahren, sich ohne Zustimmung ihrer Eltern zu verheiraten, und entbindet sie somit von einer großen Menge von Förmlichkeiten, deren Sinn sie niemals begriffen. Die Ergebnisse des belgischen Gesetzes sind der beste Beweis für seine Zweckmäßigkeit: 1. die Ehen sind zahlreicher geworden; 2. sie werden in jüngeren Jahren abgeschlossen; 3. die illegitimen Geburten sind seltener geworden. Auf 1000 unverheiratete Frauen kamen pro Jahr uneheliche Geburten: 1881—1900 19 unter dem alten Gesetz; 1901—1905 14 unter

dem neuen Gesetz. Besonders in den Fabrikdistrikten Belgiens ist der Einfluß des Gesetzes ein sehr großer gewesen. Man sieht daraus, wie sehr all das, was wir als Moral oder Unmoral ansehen, von den nüchternen tatsächlichen Verhältnissen abhängig ist, wie sehr es in unserer Macht steht, die große Anzahl unehelicher Geburten einzuschränken, und diesen freien Verbindungen gegenüber die gesetzliche Ehe, die für Erziehung der Kinder weitaus günstigere Chancen bietet, zu befördern. Das französische Gesetz bedarf noch wichtiger Verbesserungen, vor allem sollte auch für die Eheanwärter zwischen 21 und 30 Jahren der Nachweis, daß sie ihre Eltern verständigten, bedingungslos wegfallen. Ferner sollten die Standesämter angewiesen werden, auch am Sonntag Eheschließungen vorzunehmen, da viele Arbeiter bloß deshalb nicht heiraten, um keinen Arbeitstag zu verlieren. — Wieweit freilich dieser Zunahme der Eheschließungen eine Zunahme der Ehescheidungen folgen wird, wird die Zukunft lehren. (Dokumente des Fortschritts.)

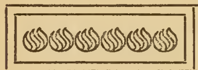
Das Bevölkerungsproblem in Rußland. Das europäische Rußland einschließlich Polens, jedoch ohne Finnland und das Kaukasusgebiet, hatte 1897 eine Bevölkerung von 102 845 000 Personen. Im Jahre 1904 war die Bevölkerung des gleichen Gebiets auf 116¹/₄ Millionen gestiegen. Das ganze Reich ohne Finnland hatte 1897 rund 128 Millionen, 1904 schon 143,4 Millionen Einwohner. Der jährliche Zuwachs hatte also bis dahin 2,2 Millionen betragen, doch ergibt sich eine stets wachsende Geschwindigkeit der Volksvermehrung. Man rechnet, daß der Zar 1920 etwa 180 Millionen Untertanen und 1950 etwa 250 Millionen haben wird — fast doppelt so viel wie 1897. Dem Berufe nach gehören immer noch 74 v. H. der Landwirtschaft an, 11 v. H. der Industrie. Beiläufig bemerkt, können nur 16 v. H. lesen und schreiben. Womit sollen diese ungeheuren Zuwachsmengen genährt werden? Es ist wohl Gutsland da, das man den Bauern geben kann, aber sein Ertrag diente ohnehin schon zur Deckung des Bedarfs. Unbestellte Ländereien sind kaum noch vorhanden, ausgenommen in den nördlichen Gouvernements, wo jedoch nur Wald und Tundra-Gestrüpp den Boden bedecken und kein lohnender Ackerbau mehr möglich ist. Auf Grund dieser Verhältnisse hat eine sehr starke Auswanderung aus Rußland nach Sibirien stattgefunden. Selbst nach Vollendung der südsibirischen Bahn war die russische Regierung sehr vorsichtig dem Andrang gegenüber. Sie wollte erst die Erfahrung reden lassen. Bis 1906 ließ sie nicht über 100 000 Personen ins Land hinein, was natürlich gegenüber dem Bevölkerungszuwachs von 2—2¹/₂ Millionen wenig verschlug. Für die ersten zehn Monate von 1907 wurden jedoch 556 000 Einwanderer gezählt, und in diesem Jahre erwartet man eine Million. Die alten Ansiedler, denen es gut geht, ziehen neue nach sich. Der Ankömmling erhält von der Regierung für einen niedrigen Kaufpreis ein Gütchen von 16 Hektar zugewiesen, und fühlt sich dort wohl, weil er von den Polizeischikanen der Heimat frei ist. Das Land ist fruchtbar. Je mehr es nach Süden zu den Charakter der Steppe annimmt, desto mehr wird der Bauer auf extensive Wirtschaft hingedrängt. Mit 16 Hektar ist dort nichts anzufangen, schon weil der Ackerbau mehr und mehr der Weidewirtschaft weichen muß. Und selbst diese steht im Sommer unter dem Nachteil regelmäßiger und zuweilen verderblicher Dürre. Geradezu hervorragendes Land bietet die Umgebung des Altai; es ist völlig dem Privateigentum des Zaren vorbehalten. Die Einwanderung nach Sibirien wird dem Ueberbevölkerungsproblem für eine Zeitlang Erleichterung verschaffen. Aber weil sie schon stark ist, wird sie nicht lange in gegenwärtigem Umfange anhalten können. 1897 wurden in Westsibirien allein 3 350 000 Seelen gezählt. Heute dürften es 5¹/₂ bis 6 Millionen sein. An der Ausfuhr von Wolle, Fellen, Talg nimmt Sibirien schon Anteil. Sibirische Butter verkauft man schon seit lange in London. Ob gefrorenes Fleisch kommen wird, ist nur eine Frage der Eisenbahnfrachten und Einrichtungen. Bei alledem stellt das Anwachsen der Bevölkerung die russischen Staatsmänner vor sehr ernste Aufgaben. Trotz der Auswanderung nimmt die Volkszahl im europäischen Rußland jährlich um mindestens 1¹/₂ Millionen zu. Wenn sich nun auch die Industrie immer mehr entwickelt, so daß sie in vielen Artikeln den heimischen Bedarf decken kann, so ist doch an eine umfassende Vermehrung des Nationaleinkommens durch Arbeiten für fremde Länder nicht zu denken, schon weil die Rohstoffe dafür fehlen und die Kohlenvorräte wenigstens im europäischen Rußland keine Bedeutung haben. Der Wert des Waldes ist durch Abholzung und Unterlassen einer klugen Forstwirtschaft sehr zurückgegangen. An ihm ist großer Raubbau getrieben worden, der natürlich einmal ein Ende nehmen muß. Alles drängt also auf die Landwirtschaft. In Anbetracht dessen, daß die Bevölkerung überwiegend landwirtschaftlich ist, ist sie im mittleren Rußland schon sehr dicht zu nennen. Deutschland mit seiner hoch-

entwickelten Industrie hat 112 Seelen auf das Quadratkilometer. In Rußland haben die landwirtschaftlichen Gouvernements Podolien 81,5, Kiew 79,9, Poltawa 64,2, Kursk 57,9, Charkow 52,6. Langsam stuft sich das ab. Gouvernements mit Industrie sind dicht bevölkert, z. B. Warschau 125,6, Petrikau 131,4; also dichter als Schlesien, das 122 Seelen auf das Quadratkilometer zählt und nicht arm an Kohlen und Metallen ist. Rußland führt Getreide und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse aus, aber nicht, weil es in Wahrheit erhebliche Ueberschüsse darin besäße, sondern weil es seine Zahlungsbilanz decken muß. Fremde Einfuhr kann es nicht entbehren, es muß sie bezahlen. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich die Nahrung am eigenen Munde abzusparen. Jahr für Jahr ist in irgendeinem Landesteile Mißwachs mit all seinen argen Folgen. Die davon betroffenen Provinzen leiden Hungersnot, während die mit guter Ernte begnadeten Provinzen Getreide ausführen. Je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto geringer muß der Ueberschuß an Lebensmitteln werden, den man ans Ausland verkaufen kann, desto mehr wird die Zahlungsbilanz bedrängt. Darin liegt das eigentliche Problem des Landhungers der russischen Bauernschaft. (Voss. Ztg.)

Ueber die Stellung der Frau im Erwerbsleben der Vereinigten Staaten macht Ernst Schultze-Hamburg interessante Mitteilungen. Nach den soeben veröffentlichten Ergebnissen der Berufszählung von 1900 waren von den Frauen, die das 16. Lebensjahr überschritten haben, 5 007 069 erwerbstätig, d. h. jede fünfte Frau muß sich ihren Lebensunterhalt selbständig verdienen. Von diesen 5 Millionen sind nur 97 500 Ehefrauen oder verheiratet gewesen. Daß unter den von den Frauen ausgeübten Berufen alle möglichen vertreten sind (185 waren als Hufschmiede tätig, 45 als Lokomotivführer und -heizer, 10 als Eisenbahngepäckträger, 5 als Lotsen usw.) ist bekannt. Interessanter ist es, die Zunahme seit der letzten Berufszählung von 1890 zu verfolgen. Da ist nun auffallenderweise am stärksten prozentual gestiegen der Beruf der Rechtsanwälte, nämlich um 385,5 pCt. im genannten Jahrzehnt, wenn auch die absoluten Zahlen keine hohen sind (von 208 auf 1010). Demnächst haben am meisten zugenommen die Berufe der Stenographinnen (um 305,9 pCt.) und Architektinnen (um 217 pCt.). Von geistigen Berufen seien noch Geistliche mit einer Zunahme von 197,9 pCt. und Bibliothekarinnen mit einer Zunahme von 116,7 pCt. genannt. Dagegen bleibt der Beruf, der uns Europäern als ein hervorragend weiblicher erscheint, nämlich der der Dienstmädchen, mit einer Zunahme von 6,0 pCt. weit hinter der Bevölkerungszunahme von 21 pCt. zurück, ebenso der Beruf der Schneiderinnen mit einer Zunahme von 18,0 pCt. (Ztschr. f. Sozialwiss. 7/8, 1908.)

Uneheliche Geburten und Universitätsstädte. Geradezu überraschend sind die Aufschlüsse, welche die Statistik pro 1906 über die Zahl der unehelichen Geburten in Deutschland und ihr Verhältnis zu den ehelichen gibt. Sie umfaßt leider nur die Orte von 15 000 und mehr Einwohnern, eröffnet aber immer noch genug interessante Einblicke. In Berlin waren 17,3 pCt. aller Lebendgeborenen unehelich; diese hohe Ziffer wird aber noch vielfach übertroffen. Celle hat z. B. 22,2 pCt., das kleine Neu-Ruppin 18,9 pCt. und Paderborn gar 23,4 pCt. Am merkwürdigsten ist, daß die absolut und relativ größten Ziffern des Prozentsatzes unehelicher Geburten für die deutschen Universitätsstädte gelten. Berlin ist schon genannt; Bonn weist 21,7 pCt. auf, während die nahegelegenen Städte Köln und Koblenz nur 12 bezw. 6,1 pCt. haben. Breslau ist mit 18,1 pCt. immer noch schlimmer daran als Berlin, aber unvergleichlich besser als Göttingen mit 23,7 oder gar Greifswald mit 31,1 pCt. Halle hat nur 15,1 pCt., ebenso wie Kiel, während Königsberg schon 16,4 pCt. zählt. Marburg steht an der Spitze mit 37,7 pCt. Es hat den schlechtesten Durchschnitt im Reiche überhaupt. Die bayerischen Universitäten haben 16,1 pCt. in Erlangen, 20,4 pCt. in Würzburg und 26,7 pCt. in München, während mit einer Ausnahme alle Zahlen sonst weit hinter diesen zurückbleiben. In Sachsen wird Leipzig mit seinen 18,8 pCt. nur noch von der Fabrikstadt Plauen um 1 pCt. übertroffen; in Württemberg hat Tübingen mit 32,2 pCt. beinahe dreimal soviel uneheliche Geburten wie die Hauptstadt Stuttgart. Heidelberg hält mit 25,4 pCt. den Rekord in Baden, Gießen mit 32,7 pCt. den in Hessen, Darmstadt hat nur 8,5 pCt., Rostock steht mit 17,4 pCt. an der Spitze von Mecklenburg und Jena mit 24,4 pCt. an der von Sachsen-Weimar. Es haben also zweifellos die deutschen Universitätsstädte den größten Prozentsatz an unehelichen Geburten. (Ztschr. für Bekämpfung der Geschlechstkrankheiten VIII, 5.)

Verbesserung der Lage der außerehelichen Kinder in Dänemark. Ein Gesetz von weittragender Bedeutung zur Verbesserung der Lage der außerehelichen Kinder ist im dänischen Folkething angenommen und steht jetzt in der ersten Kammer zur Beratung; auch hier dürfte es mit unwesentlichen Aenderungen durchgehen. Nach dem neuen Gesetz soll das uneheliche Kind gleiches Erbrecht gegenüber dem Vater haben wie ein eheliches. Die Alimentationsansprüche, die gegen früher bedeutend erhöht werden, sollen in der Weise gesichert werden, daß sie, wenn sich der Kindesvater seinen Verpflichtungen entzieht, aus öffentlichen Mitteln der Gemeinde befriedigt werden; auf letztere gehen dann die Ansprüche der Mutter und des Kindes gegen den Vater ohne weiteres über. In gewissen Fällen soll es gestattet sein, gegen den Kindesvater, der sich böswilligerweise seinen Verpflichtungen entzieht, die Schuldhaft anzuordnen; auch soll es unter Umständen möglich sein, den Kindesvater, der sich mit Auswanderungsgedanken trägt, wenn die Ansprüche von Mutter und Kind gefährdet sind, durch Haft an der Auswanderung zu hindern. Die subsidiäre Pflicht des Kommunalverbandes, für die Alimentationsansprüche einzutreten, ist auch dann begründet, wenn ein wegen seiner eigenen Verschuldung geschiedener Ehemann seinen Verpflichtungen gegenüber der geschiedenen Frau und den gemeinschaftlichen Kindern nicht nachkommt. Erwähnt mag noch sein, daß die außereheliche Mutter nach dem neuen Gesetz ohne weiteres Vormünderin ihres Kindes sein soll. (D. neue Generation 8, 1908.)



Bücherbesprechungen.



Unold, Dr. Joh., Der Monismus und seine Ideale. Leipzig, Theod. Thomas. 2 M.

Der Verfasser, der zweiter Vorsitzender des Monistenbundes ist, unternimmt es in den drei Teilen der vorliegenden Broschüre, Unser Denken, Unser Wollen, Unser Fühlen, die Lehren des von ihm so genannten „kritischen" Monismus einerseits den dualistischen Systemen, andererseits dem mechanischen und psychischen Monismus gegenüber zu entwickeln und sie im besonderen von dem Vorwurfe zu reinigen, daß Monismus mit „Materialismus" und „wissenschaftlichem Dogmatismus" zusammenfalle. Er tritt warm für seine Sache ein und mit einer Bekenntnisfreudigkeit, die doppelt wohltätig in einer Zeit berührt, wo die Tendenz, die Grenze zwischen Wissenschaft und Religion zu verwischen, sich vielfach bemerkbar macht.

Zur Grundlage aller Welterklärung setzt Unold (mit J. G. Vogt, an dessen Arbeiten sich auch sonst hier und da Anklänge finden, dessen stahlharte Logik man aber manchmal vermißt) als das uns allein Zugängliche „unsere seelische oder Bewußtseinswelt, die sich als Denken, Fühlen und Wollen . . . kundgibt". Im zweiten Teile untersucht er das Wesen des Lebens, leitet drei Lebensgesetze ab, mit ihren Forderungen und Folgerungen für das Einzel- und Gesamtleben und zeigt im letzten Abschnitte, daß der Monismus neben dem Wissen auch dem Glauben und Fühlen Raum läßt.

In der Natur seiner Aufgabe liegt es, daß der Verfasser nicht immer Neues sagen konnte, aber vieles ist schon lange vor ihm besser gesagt worden. Dem ganzen Büchlein fehlt der einheitliche Guß. In Stoff und Sprache könnte es häufig knapper gehalten sein. Andererseits geht der Verfasser vielen Fragen nicht auf den Grund. In einer wissenschaftlichen Erörterung der Lebensprobleme genügen vage Ausdrücke, wie „innerer Drang", „produktive oder schöpferische Kräfte, welche damals (zu Beginn des organischen Lebens) noch vielfach im ungebundenen Zustande sich auf der Erde befanden" (S. 56), nicht. Der Monismus verfügt über eine bis in die kleinste Einzelheit einwandfreie Grundlage und hat für die Grundprobleme des Lebens Lösungen gefunden, die strenger fachwissenschaftlicher Prüfung standhalten. Das gilt es auch in populären monistischen Schriften zu zeigen.

Auch sonst ist, um das gleich vorweg zu nehmen, manches auszusetzen. Besonders seltsam berührte mich an einigen Stellen der enge menschlich-irdische Standpunkt des Verfassers, der z. B. S. 36 geradezu Erde gleich Kosmos setzt. Was soll man ferner zu Wort- und Satzkonstruktionen, wie die folgenden, sagen: rein zufällige Bewegungen von Nerven- und Gehirnatomen (S. 24), vollbewußte, wohlüberlegte Willenshandlung (S. 24), der Kulturmensch möchte zeitliches und

ewiges Glück am liebsten ohne solche Anstrengung, vielmehr durch Beten und Glauben erlangen (S. 75—76) usw.?

Der Kampf ums Dasein und natürliche Auslese haben nie zu Neubildungen angeregt (S. 62).

Am besten gelungen sind die letzten Teile des Büchleins, deren Ausführungen im großen und ganzen volle Zustimmung verdienen. Der Verfasser führt aus, daß es für die heute leitende Rasse um so mehr gilt, in angestrengter Zusammenarbeit aller den errungenen Platz, auf den sie mit Recht stolz sein kann, zu behaupten und auf den gegebenen Grundlagen weiterzubauen, als der Fonds jugendfrischer entwicklungsfähiger Rassen erschöpft zu sein scheint. Die Lehren der Anthropologie weisen im übrigen den Völkern, die noch „aktives" Rasseblut ihr eigen nennen, den Weg, wie sie diesen kostbaren Besitz zu wahren und zu vermehren haben. — Die monistische Moral ist vor allem eine soziale oder Gattungsmoral, aber der harmonischen Entwicklung des „Eigenstrebens" gebührt als mächtigster Triebfeder menschlichen Handelns ihr berechtigtes Feld. Mit Recht zeigt der Verfasser als Ziel der Entwicklung „die Bildung von Gesamtheiten, welche mit möglichster Freiheit der einzelnen dauernde Erhaltung und brauchbare Ordnung des Ganzen verbürgen" (S. 83—84). So fordert denn die monistische Ethik Entwicklung der einzelnen zu größter Tüchtigkeit, treue opferwillige Hingabe an das Ganze, bewußt freie Förderung des Kulturprozesses (S. 110). Aber nicht der Erwachsene bedarf vor allem der Richtschnur „einer wissenschaftlich begründeten Lebens- und Bürgerkunde". Im tiefsten Grunde muß die Aufgabe angepackt werden. Die Jugend schon rüste man „mit Einsicht und Kraft für eine richtige und tüchtige Gestaltung des irdischen Daseins", mit einem „scharfen Naturgewissen" aus, man beschränke die „einseitige Lebensfreude, formale Geistesdressur" und erziehe sie „zu vernünftiger Selbstbeherrschung und wahrer, gesunder Lebensauffassung" (S. 85). Zu diesem Ziele gibt es aber nur einen Weg: Trennung von Schule und Kirche. Davon sind wir im deutschen Vaterlande leider noch weit entfernt.

Aus dem Herzen gesprochen ist mir das „Schlußwort", in dem der Verfasser in lebendigen, bekenntnisfreudigen Worten seinen Standpunkt zusammenfaßt. Dabei weist er kräftig die Angriffe des Keplerbundes zurück und stellt die schmachvolle Haltung dieser „wissenschaftlichen" Vereinigung ins rechte Licht. — Wie Unold mit Recht betont, findet der Monistenbund seine Hauptaufgabe darin, allen jenen Stütze und Rückhalt zu sein, „welche innerlich von der Unhaltbarkeit der Kirchenlehren überzeugt sind", damit sie „allmählich den Mut gewinnen, ihre Ueberzeugung offen zu bekennen und die selbstverständlichen Folgerungen daraus zu ziehen". Tausende und Abertausende im Deutschen Reiche haben sich schon längst innerlich von den herrschenden Konfessionen gelöst. Gelänge es, sie alle zu offenem Bekenntnis und zum Zusammenschlusse zu bringen, so wären die Tage der Kirchenherrschaft für immer dahin. G. Weiß.

Oetker, Dr. Karl, Die Seelenwunden des Kulturmenschen vom Standpunkte moderner Psychologie und Nervenhygiene. Gedanken zu einer wissenschaftlichen Religion. Zürich 1908, Komm.-Verlag von H. Zimmermann in Waldshut (Baden).

Prinzipiell Neues sagt uns das Buch nicht. Wenn der Verfasser in Dingen wie den Trinksitten, wie der gesellschaftlichen Prüderie in Geschlechtssachen oder dem Kampfe der fortschreitenden Wissenschaft mit dem kirchlichen Dogma „Seelenwunden des Kulturmenschen" sieht, so sagt er damit einem Leser von naturwissenschaftlicher Bildung nichts Ueberraschendes. Oetker ist strammer Monist und im speziellen ein warmer Anhänger der Häckelschen Lehren. Abgesehen von allerhand Weitschweifigkeiten des Stils, bringt er als weitgereister Mann in seinem Buche so manche gute Beobachtung und feine Bemerkung, wie z. B. Seite 108: „Wer diesen »schwarzen Bruder« (nämlich den Neger) nicht mit »Scheuklappen oder geweihten Brillen«, sondern mit klaren Augen, dem gesunden Menschenverstande und Wahrheitswillen beobachtet, der muß erkennen, daß ihm neben anderen Eigenschaften des Europäers das Gefühl des Mitleidens fast völlig abgeht, und daß es ein gänzlich vergebliches Bemühen ist, ihm dieses beizubringen. Afrika, die Heimat des Negers, ist in seinem Klima, in seinen Bodenverhältnissen, Tieren und Pflanzen und den mit diesen auf das engste verknüpften Lebensbedingungen, von Europa, unserer eigenen und unserer Urväter Heimat, ganz ungeheuer verschieden. . . . Hier haben wir es andauernd . . . mit Lebensbedingungen und Feinden zu tun, gegen die ein Zusammenschluß der Menschen in kritischen Augenblicken nicht allein nichts nützt,

sondern den einzelnen sogar schädigt. . . . Diese Verhältnisse sind es vor allem, die in dem Neger im Laufe der Zeit seinen unerschütterlichen Fatalismus und seine damit verbundene Faulheit einerseits und seine gänzliche Gefühllosigkeit gegenüber fremdem Leiden und seinen grenzenlosen Egoismus andererseits erzeugt haben: Eigenschaften, die nun in den Gehirnen der ganzen Rasse fixiert sind, und die weder Christentum noch Gesetze aus ihnen herausbringen, ebensowenig wie man den Katzen das Mausen austreiben kann. Daß dies die europäischen Missionare immer noch nicht eingesehen haben oder einsehen wollen und jahraus, jahrein Millionen verschleudern für eine gänzlich aussichtslose Sache, das gehört zu den betrüblichsten Folgen, die uns unser, mit Einsichtslosigkeit verbundener Altruismus beschert hat. Diese Form der Nächstenliebe, die blind ist gegen die Natur und ihre Gesetze, ist nämlich zurzeit auf dem besten Wege, die kaukasische Rasse zugrunde zu richten.“ —

Oder Seite 114: „Christus wußte, daß er ans Kreuz geschlagen würde, und ergab sich in sein Schicksal, weil er seinen Tod für eine erlösende Tat hielt. Wo aber hat er gesagt, daß man den Menschen und ganz besonders den Kindern seine Todesart fortwährend in Nachbildungen vor Augen führen soll?“

Treffende Bemerkungen wie diese sind in großer Zahl über das ganze Werk verteilt. —

Sympathisch und sehr modern ist die Stellung, welche Verfasser zur außerehelichen wie ehelichen Kindererzeugung einnimmt. Er tritt für deren möglichste Verhinderung in all den zahlreichen Fällen ein, wo infolge von körperlichen oder seelischen Abnormitäten der Eltern die Gefahr vorliegt, daß die Kinder widerstandsunfähig oder mit irgendeinem Defekt zur Welt kommen. Als Grundlage für derartige Maßregeln haben die Erfahrungen in der Tierzucht und die Statistiken der Gefängnisse, Krankenhäuser, Irrenanstalten zu dienen. Nur so kann eine Verbesserung unserer Rasse und eine gründliche Ausmerzung aller antisozialen Elemente in die Wege geleitet werden.

Ein neuer Beweis, wie sich der Gedanke systematischer Rassenzucht immer weiterer Kreise bemächtigt. Die Irrenärzte vertraten ihn meines Wissens zuerst, die Aerzte griffen ihn auf. Möchten nun die anderen Akademiker, vor allem die Juristen folgen, damit endlich der Versuch an die Stelle der Theorie trete.

Dr. Gg. Lomer.

Rau, Hans, Beiträge zu einer Geschichte der menschlichen Verirrungen. Band I. Die Religion. XVIII und 456 S. 10 M. — Band II. Die Liebe. XXIV und 303 S. 8 M. — Leipziger Verlag, G. m. b. H., Leipzig.

Eine im wesentlichen korrekte und anerkennenswerte Zusammenstellung der bemerkenswertesten Tatsachen und Theorien der menschlichen Perversionen. Bisher unbekanntes Material ist nicht beigebracht, dagegen ist die Selbständigkeit der Kritik oft gewahrt. Die Anordnung ist systematisch, und das bringt neben manchem Vorzug manchen Nachteil mit sich, wodurch die historische Bedingtheit mancher Perversionen, die der Ausfluß bestimmter Zeitverhältnisse waren, zurücktritt. Wenn man aber bedenkt, was in populären Werken über dieselben Gegenstände oft an tendenziösen Unterstellungen und aufklärerischem Behagen geleistet wird, so wird man die Besonnenheit des Verfassers anerkennen, wird den glücklichen Griff loben, mit dem er aus den oft widerstreitenden wissenschaftlichen Theorien den Kern zu finden weiß, und wird sein Buch namentlich zur orientierenden Lektüre empfehlen.

Dr. Drasto.

Hough, Walter, Antiquities of the Upper Gila and Salt River Valleys in Arizona and New Mexico. 96 Seiten. Washington 1907, Government Printing Office.

Walter Hough berichtet in dem vorliegenden Bulletin des Bureau of American Ethnology über die Ruinen in den Tälern des oberen Gila- und des Salzflusses. Die einleitenden Kapitel betreffen Geographie und Physiographie dieser Region, die Geschichte ihrer Erforschung durch Europäer, die ehemalige und gegenwärtige Bevölkerung, sowie die alte Kultur; daran schließt sich eine ausführliche Schilderung der Ruinen und ihrer Verbreitung, woraus hervorgeht, daß das Gebiet einst dicht bevölkert gewesen sein muß, während es jetzt nur spärlich bewohnt ist. Geographische oder klimatische Zustände scheinen nicht die Ursache der Entvölkerung gewesen

zu sein, da sie für die Erhaltung indianischer Stämme günstig waren. Ebensowenig ist eine Vernichtung infolge innerer Kriege oder durch Einfallen fremder Stämme anzunehmen. Krankheiten mögen zur Dezimierung und endlich zum Aussterben eines Teils der Bewohner geführt haben. Es kann sein, daß die wichtigste Ursache der Entvölkerung in der sozialen Organisation in Verbindung mit der durch die geographische Lage bedingten Isolierung bestand, da auch bei den lebenden Puebloindianern die Eheregeln, welche das Untereinanderheiraten von Personen desselben Clans verbieten, einen Rückgang der Volkszahl mit sich bringen. — Die Kultur der ehemaligen Bevölkerung des oberen Gila- und Salzflußgebietes kann als eine verhältnismäßig hohe gelten, und es darf als wahrscheinlich angenommen werden, daß die Pima-Opata-Stämme im äußersten Südwesten und die Zuni im Nordosten all das übernahmen, was von dieser Kultur erhalten blieb; auch die Hopi im Norden weisen Spuren ihres Einflusses auf. H. Fehlinger.

Teichmann, Dr. E., Die Vererbung als erhaltende Macht. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Stuttgart, Frankhsche Verlagshandlung. 1 M.

Dieses Bändchen, das die Kenntnis der ebenfalls als Kosmos-Veröffentlichung erschienenen „Fortpflanzung und Zeugung" des gleichen Verfassers voraussetzt, stellt sich die Beantwortung zweier Fragen als Aufgabe: 1. Wie geschieht die Uebertragung der Artkennzeichen von einer Generation auf die andere? und 2. Wie kommt die Vererbung individueller Besonderheiten zustande?

Der Verfasser geht von den einfachsten Formen der Fortpflanzung, der Teilung und Knospung aus, führt dann den Leser allmählich, unter klarer, alle überflüssigen Einzelheiten beiseite lassender Darstellung einschlägiger Experimente, in immer verwickeltere Verhältnisse ein, erörtert ausführlich die interessante Chromosomentheorie und leitet bei Besprechung der Bastardierungsforschungen die Prävalenz- und Spaltungsregel ab. Die Hauptsätze, zu welchen der Verfasser in letzterem Teile kommt, sind, daß „ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Bastardierung und der gewöhnlichen geschlechtlichen Zeugung nicht zu erweisen, jede Fortpflanzung getrenntgeschlechtlicher Organismen im Grunde eine Kreuzung ist" (S. 50) und daß die noch unergründete Ausnahme der konstanten Bastarde die Spaltungsregel durchbricht. Der des Interesses stets sicheren Frage der Geschlechtsbestimmung sind längere Ausführungen gewidmet. Völlige Klarheit ist auf diesem Gebiete noch lange nicht erreicht, doch haben die Correns'schen Experimente an Bryonia, die eingehend geschildert werden, immerhin unsere Erkenntnis einen guten Schritt gefördert. — In dem alten durch die Namen Weismann — Lamarck gekennzeichneten Streite gibt Verfasser, wenn anders die Chromosomentheorie der Vererbung gelten soll, Weismann darin recht, daß nur solche Merkmale von einer Generation auf die andere übertragen werden können, die als Anlagen in der Vererbungssubstanz der Geschlechtszellen repräsentiert sind (S. 92). Mit Recht betont Teichmann, daß reine Gebrauchswirkungen, Verstümmelungen usw. absolut unvererbbar sind, daß aber häufig simultane Milieureize, die Soma und Keim zugleich treffen, eine Vererbung erworbener Eigenschaften vortäuschen. Zum Schlusse betont der Verfasser nochmals die Bedeutung der Vererbung als „erhaltende Macht im Flusse organischen Seins".

Dem Bändchen sind die Vorzüge aller Kosmosveröffentlichungen eigen. Es bietet für einen minimalen Preis eine wissenschaftlich gute Arbeit, die sich möglichst auf dem Boden der Tatsachen hält und in klarer, auch dem Laien ohne Schwierigkeit verständlicher Darstellung die neuesten Ergebnisse der Forschung gibt. Es kann jedem Naturfreund uneingeschränkt empfohlen werden. G. Weiß.

Näcke, Medizinalrat Dr. P., Ueber Familienmord durch Geisteskranke. Halle a. S. 1908, C. Marhold.

Eine interessante Studie, in der ein Material von 161 gut beobachteten Fällen verarbeitet ist. Näcke kommt zu folgenden bemerkenswerten Schlüssen: Der „vollständige" Familienmord scheint bei Gesunden häufiger zu sein als bei Geisteskranken. Die Motive pflegen hier meist altruistischer Art zu sein, indem der Täter die Seinen vor sicherer Not, Schande u. dergl. m. zu bewahren strebt. Anders bei Geisteskranken. Hier sind auf seiten der Männer Alkoholismus, Paranoia und Epilepsie, auf seiten der Frauen Melancholie, Paranoia und Jugendirresein hauptsächlich verantwortlich zu machen. Als unmittelbares Motiv spielt Eifersucht eine große Rolle. Sehr oft ging Trunk und Zank der Tat unmittelbar voraus.

Männer wie Frauen pflegen in der Blüte ihrer Jahre zu stehen und den unteren Volksschichten anzugehören.

Das Attentat des Mannes richtet sich meist zunächst gegen die Ehefrau und wird mit Schlaginstrumenten oder Schuß- und Stichwaffen vollbracht. Die Frau wendet sich in erster Linie gegen die Kinder, benutzt dabei das Messer oder erwürgt sie.

Erblich belastet waren von den Männern etwa 75 pCt., von den Frauen 95 pCt., also ein wesentlich höherer Prozentsatz als bei den anderen Irren. Die Familienmörder scheinen demnach ganz besonders schwer entartete Individuen zu sein.

Als eine Hauptursache der ganzen Erscheinung betrachtet Näcke das allzu frühe Heiraten in den unteren Ständen, mit seinem häufigen Gefolge von großem Kinderreichtum, Not und Alkoholismus. Frühes Heiraten ist nur dann statthaft, wenn es mit einer hygienischen oder wirtschaftlichen Aufbesserung verbunden ist. Eine weitere Ursache liegt in der sozialen Minderbewertung der unehelichen Kinder. Näcke fordert eine schärfere Heranziehung der Väter zur Alimentationspflicht, sowie vor allem vollkommene Gleichstellung der unehelichen mit den ehelichen Kindern. Auch die Durchführung der Mutterschafts-Versicherung, „die durchaus nicht zu den Utopien gehört", wird warm befürwortet.

Die sehr lesenswerte Abhandlung sollte nicht nur bei Aerzten und Juristen, sondern auch in den Kreisen Verbreitung finden, welche sich mit dem Ausbau der sozialen Gesetzgebung zu befassen haben. Dr. Gg. Lomer.

Zu Alsbergs Besprechung meines Vortrags in seinem Gesamtbericht über die Frankfurter Anthropologenversammlung, VII, 7. — Wenn auch die hier vorliegende Fassung der Einwände gegen meine Ausführungen im Vergleich mit früheren mündlichen und schriftlichen wesentlich gemildert ist, gibt sie mir doch zu einigen sachlichen Bemerkungen Anlaß. Der Verfasser nennt den Wirbel jetzt selbst ein „interessantes Objekt", gibt zu, daß er einem „Primaten" angehört haben muß, und daß sich aus der Gestaltung seiner Gelenkflächen Schlüsse „auf die Haltung und Stellung des Kopfes", sowie auf den aufrechten Gang ziehen lassen. Ein aufrecht gehendes Wesen muß aber entsprechend ausgebildete Füße und, wegen der Befreiung der Vordergliedmaßen von der Fortbewegung, auch Hände gehabt haben, wodurch es eben sehr menschenähnlich und dem javanischen Vormenschen vergleichbar wird. Daß ich aber aus diesem Grunde allein die nordische Urheimat des Menschengeschlechts gefolgert habe, ist ein Irrtum oder zum mindesten ein Mißverständnis. Der nordische Schöpfungsherd — übrigens durchaus nicht allein von mir, sondern auch von anderen Forschern wie Asa Gray, Jaeger, Warren, Haacke, Kriz angenommen —, von dem sich die Lebewesen aller Entwicklungsstufen, zuletzt Vormenschen, Urmenschen und hochentwickelte Menschenrassen, in ringförmigen Verbreitungswellen über alle zugänglichen Länder ergossen haben, findet seine Begründung in der Gesamtheit der paläontologischen Funde und in allen bekannten Tatsachen der Tier- und Pflanzenverbreitung. Daß ich nicht leichtfertig aus ungenügenden Gründen weitgehende Schlüsse ziehe, geht unter anderem daraus hervor, daß ich — sehr im Gegensatz zu anderen Gelehrten — seit einem Menschenalter durch keine Angriffe, durch keine neuen Forschungsergebnisse, durch keine überraschenden Entdeckungen auf den verschiedensten Wissensgebieten genötigt war, irgend etwas Wesentliches von meinen Ansichten und Lehren zurückzunehmen.

Ludwig Wilser.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 9. 1908.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Geschichtphilosophisches.

Dr. Albrecht Wirth.

Den Geschichtsschreiber beschäftigt nur der geschichtliche Mensch. In nur ganz wenigen Fällen kann mit einiger Wahrscheinlichkeit ein prähistorisches Volk, von dem bloß Werkzeuge, Haus- und Mahlzeitreste, Waffen und Schmucksachen vorliegen, mit einer jetzt lebenden Rasse in Zusammenhang gebracht werden. Geschichte beginnt, wo eine Ueberlieferung vorhanden ist. Ueberlieferung kann sachlich, kann mündlich und kann schriftlich sein. Aus den Sachen des äußeren täglichen Lebens, aus der Form der Waffen und der Häuser kann eine Ueberlieferung abgelesen werden. Aber eine dumpfe, eine kümmerliche, eine unpersönliche Ueberlieferung! Sie kann in der Geschichte der Menschheit ebensogut vernachlässigt werden, wie die ersten Kinderjahre in der Lebensgeschichte eines Mannes. Bestimmter und persönlich ist die mündliche Kunde. Sie war bei den Anfängen aller Völker und ist noch jetzt für die Wilden und Halbwilden Polynesiens und Afrikas die Hauptquelle. Die mündliche Erzählung ist jedoch unsicher und schwankend, sie ist außerdem, je älter, desto mehr der Zermürbung, Abbröckelung, zuletzt dem Untergang ausgesetzt. Sie erhält erst festen Boden und ihre Dauer ist erst verbürgt, wenn sie niedergeschrieben ist. Mit der Schrift beginnt erst die echte Kultur, mit der Schrift beginnt auch die rechte Geschichte. Nicht nur die nachprüfbare, beglaubigte, sondern überhaupt die wißbare und wissenswerte Geschichte schlechthin. Wie wenig andere Mittel, als schriftliche Denkmäler, imstande seien, wirkliches Geschehen ans Licht zu stellen, zeigt die Frage nach der Urheimat der Malaien, der Arier, der Semiten. Wir wissen, daß Hindu und Iren verwandt. Gut! Ich will nicht davon sprechen, daß auch dies Wissen nur auf Grund schriftmäßiger Zeugnisse errungen wurde: es hätte auch durch die Beobachtung, durch das Hören jetzt lebender Sprachen erworben werden können. Allein, was nützt uns das Wissen für die Kenntnis greifbarer, persönlicher Vorgänge? was sagt es uns selbst für eine so wichtige Massenerscheinung, wie die arische Wanderung? Die Erkenntnis von der indogermanischen Verwandtschaft hat nicht daran gehindert, den Ursitz

der Arier nach dem unwirtlichen Pamir und dem Nordpol zu verlegen. Und wenn einmal feststehen wird, daß die Urarier in Europa saßen, wissen wir immer noch nicht, wie, in welcher Reihenfolge, unter welchen Begleitumständen sich ihre Wanderungen vollzogen.

Das erste, das im unsichern Dämmerlicht menschlicher Anfänge sich abhebt, ist gleichwohl die Verschiedenheit der Rassen. Die ist schon offensichtlich, als von staatlichen Dingen noch keine Spur auftaucht. Sie ist, soweit wir auch rückwärts schauen, immer dagewesen. Und immer waren auch die Rassen schon gemischt, in Unterrassen differenziert. Nirgends können wir eine einheitliche Ursprache, eine Urrasse nachweisen. Die Empirie kennt nur größte Verschiedenheit. Ebenso aber in der Tierwelt, und trotzdem ist mit Erfolg der Versuch gemacht worden, die jetzige Fülle der Arten auf immer einfachere Formen und schließlich die Zelle zurückzuführen. Aehnlich postuliert die geschichtliche Spekulation, die Metahistorie und die Anthropologie, eine oder mehrere Urrassen. Die Anthropologen neigen dazu, die heutige Menschheit von mehreren Typen des Pithekanthropus abstammen zu lassen. Dagegen sind neuerdings wissenschaftliche Linguisten an der Arbeit, namentlich der Bolognese Trombetti, um den einheitlichen Ursprung aller Sprachen der Erde zu beweisen. Diese Theorien schließen einander nicht unbedingt aus. Ganz ursprünglich deckte sich ohne Zweifel Sprache mit Rasse. Später aber hat sich dies Verhältnis oft geändert. Viele Zwerge Inselasiens reden malaiisch; die Schwarzen Nordamerikas reden englisch, die Brasiliens portugiesisch. Folglich kann Vielheit leiblicher Typen und trotzdem Einheit der Sprache walten.

Einschmeichelnd finde ich die jüngste Ansicht, die Bernhard Hagen aufgestellt hat[1]). Hagen nimmt auch die anthropologische Einheit des Menschengeschlechtes an. Die einzelnen Rassen sind für seine Anschauung nur die Formen desselben anatomischen Typus, die in je und je verschiedenen Stadien der Entwicklung erstarrten. Die zuerst fixierte Form, die der infantilen Art noch am nächsten steht, und die noch jetzt in Batak, Wedda, Australiern, in Buschmännern und primitiven Indianern fortlebt, hat sich ebenso über die ganze tropische Welt verbreitet, wie die zweite, etwas höher stehende Form, die Schwarzen. Aehnlich würden dann die hellhäutigen Rassen bloß weitere, jedoch später fixierte Entwicklungsformen ein und derselben Spezies darstellen. Um die Dauertypen zu erzeugen, dazu sind nach Hagen außerordentlich große Zeiträume erforderlich gewesen, Hunderttausende von Jahren. Andere meinen, z. B. Fraas, daß das Menschengeschlecht erst vor 20—25000 Jahren entstanden sei.

Gleichviel! Vermutlich wurde durch das Gletscheralter der heutige Dauertypus der Rassen festgelegt. Die Weißen des Nordens mit ihrer zähen Ausdauer und ihrem kühlen Verstande unterschieden sich hinfort von den Schwarzen des Südens mit ihrer flackernden Neuerungssucht und ihrem feurigen Gemüt. Dazu kam die durch Klima unerklärliche Abweichung zwischen Gradaugen und Schiefaugen im Norden, und die minder wichtige zwischen Langschädeln und Kurzschädeln. Die heutigen Zwerge haben keine Ge-

---

[1]) Einleitung zu seinen „Urvölkern Ost- und Australasiens" (1907).

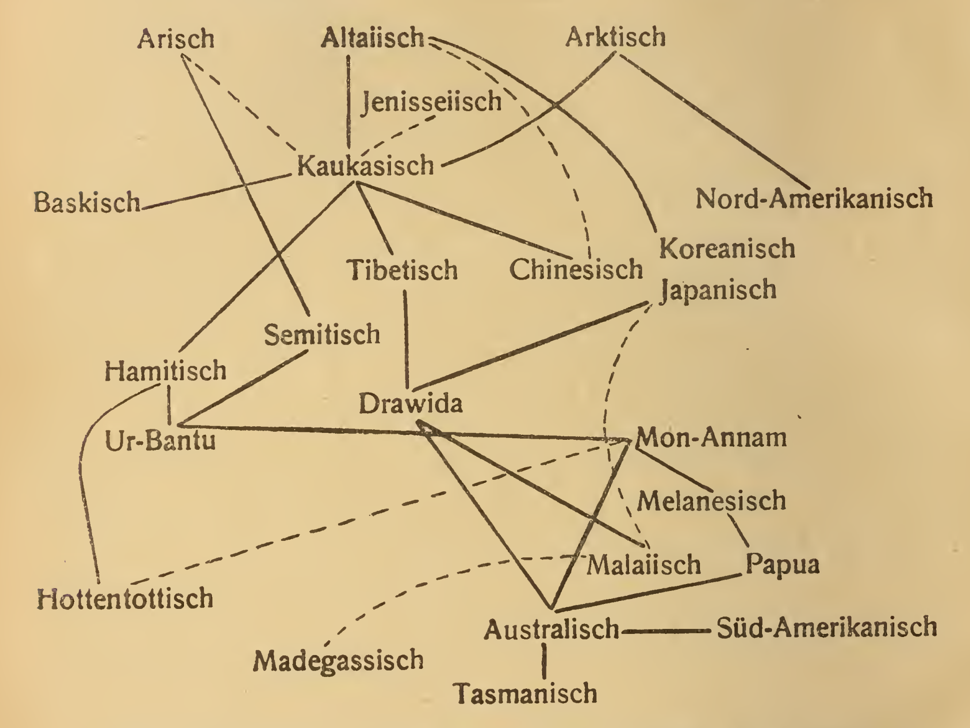
schichte und schaffen keine. Doch wohnt ihnen eine große Kunstfertigkeit inne. In der Sage sind die Zwerge die geschickten Meister alles Handwerks, aller Wissenschaft. In Mesopotamien und Nachbarschaft finden sich noch heute Negrito-Spuren. Wer weiß, ob nicht ein Zwergvolk die Urkultur im Zweistromland geschaffen hat? Die Zeichnungen der Buschmänner und der prähistorischen Spanier verraten hohes Talent. Auch die Schwarzen, die man gerne als unschöpferische, an dem Geschichtsprozeß eigentlich nicht beteiligte Rasse anspricht, haben nicht nur eine vielseitige eigene Kultur in Baukunst, Schnitzerei, Musik und Dichtung herausgebildet, sondern haben in Afrika, Kambodscha, in Indien, in Amerika der Gesamtentwicklung unauslöschliche Spuren eingegraben; einerlei ob zu Nutz oder Schaden: sie können unmöglich ignoriert werden.

Aus Schwarzen und Weißen werden die Semiten entstanden sein. Grimme legt ihren Ursprung nach Nordostafrika. Sehr möglich. Von da hätten sie sich dann nach Südwestasien verbreitet. Eine Wanderung, die auch für einzelne Haustiere, z. B. den Esel, von dem Züricher Keller angenommen wird. Der Esel war von je bei den Semiten ein geehrtes Tier: „wie die Esel von Basan" ist ein Lob für Fürsten. Die Nebenbuhler der Semiten sind die Kas. Ich nenne so die große, erst jüngst aufgestellte und in ihren Zusammenhängen erkannte Rasse, zu der die alten Sumerier und Elamiter, die heutigen Tibeter, Lesgier, Georgier, Tscherkessen und Basken, die alten Etrusker, ferner die in Berber, Fulbe und Nilstämme sich zerspaltenden Hamiten gehören. Verwandt mit den Kas sind die sog. Mongolen: Altaier, Chinesen, Tai, Koreaner, Japaner, Malaien. Weiter verwandt sind die Indianer. Ich nenne der Bequemlichkeit halber Kas, Mongolen und amerikanische Stämme Turanier. Die drei Rassen, Schwarze, Semiten und Turanier, kreuzen sich vielfach. Ausgesprochene Mischungsprodukte sind die Dravida, tibetisierte Schwarze; die Nuba, hamitisierte Neger; die Mon-Khmer (Siamesen, Kambodschaner, Annamiten), Schwarze unter dem Einfluß der Tai; und die Madagassen, malaiisierte Bantu. Seit dem zweiten Jahrtausend treten die Arier auf. Sie sind den Kas und den Altaiern nächst verwandt. Ihr Ursitz wird nach Indien, nach dem Lande zwischen Ararat und Kaukasus, nach Turkestan, nach Südrußland, nach Norddeutschland und den Ostseeprovinzen, nach Skandinavien und sogar nach dem Nordpol verlegt. Ratzel, dem ich mich anschließen möchte, denkt an eine Kette von Ebenen von der Nordsee bis in die Kirgisensteppe.

So ungefähr denke ich mir die Gliederung der Menschheit. In diesen Dingen ist rein alles noch flüssig, alles umstritten. Nur das eine wird immer klarer, daß die bisherigen Theorien in keiner Weise ausreichen. Eine Monogenese, der einheitliche Ursprung aller Menschen, wird ganz neuerdings auch von dem größten Sprachenforscher der Gegenwart, von Trombetti, angenommen. Er meint, daß die heutigen Sprachen vor etwa 30—50000 Jahren aufkamen. Er teilt, nach ihnen und ihrer Verwandtschaft, die Menschheit folgendermaßen ein.

1. Ur-Afrikanisch (Protobantu), Hamitisch, Kaukasus-Sprachen (Tscherkessisch — Georgisch — Lesgisch — Baskisch), Arktische Sprachen (Jukagirisch, Tschuktschisch, Ainu, Aleutisch usw.).

2. Bantu—Semitisch—Arisch—Altaiisch.
3. Bantu—Mon-Annam a) Andamanisch—Australisch—Süd-Indianisch bis zum Amazonas, b) Melanesisch—Malaiisch—Japanisch.
4. Kaukasisch a) Tibetisch—Drawida—Australisch, b) Altaiisch und Chinesisch.



Man sieht hieraus, daß Trombetti auf doppelte Art Amerika mit der alten Welt verknüpft, weiter, daß die Kaukasier, also Tscherkessen, Lesgier, Georgier, eine bisher kaum geahnte Wichtigkeit erhalten[1]), endlich, daß die Bantu die Brücke von den niederen zu den höheren Rassen schlagen. In jedem Falle wird niemand in Zukunft sprachliche und geschichtliche Urzusammenhänge erforschen dürfen, ohne sich mit Trombetti auseinanderzusetzen.

Speziell für den Zusammenhang der Schwarzen Asiens und Afrikas möchte ich auf die Mleccha, die niedrigen Ureinwohner Indiens, Melacha oder Mlakka = Meluscha, wie altägyptisch Nubien heißt, auf die Habashi, die von Abessinien bis Indien nachweisbar sind, ferner auf die Kaurimuschel verweisen, die von Innerafrika bis China als Tauschmittel im Schwang waren. Als Erläuterung des Zusammenhanges zwischen Kaukasus, Pyrenäen und Nordafrika könnte der Name Mesech dienen. So hießen früher die Karthweli oder Grusier (Mas, Mus), ferner die Berber *Μαζυκες*, Amasech, die Abasen oder Abchasen (*Ἀβασγοι*), endlich die Basken. Auch Masr, Aegypten und Musri,

[1]) Immerhin habe ich in der „Gesch. Asiens" (1905) schon, ohne Trombettis Schriften zu kennen, kaukasische Verwandtschaften von Formosa bis zu den Fulbe angenommen. Die — — — in obiger Skizze rühren von mir her.

Nordarabien, möchte ich hierzu stellen. Sehr wichtig ist sodann, namentlich für die Zukunft der Japaner, die Entdeckung Trombettis von der nordasiatisch-amerikanischen Verwandtschaft. Ich habe die Spuren der Paläo-Asiaten und Amerikaner bis nach Formosa verfolgen können[1]), was dann wieder neue Aussichten eröffnet.

Die verschiedenen Rassen erzeugten ihre eigenen Zivilisationen, die wir aus Funden einigermaßen erschließen können. Wir wissen von verschiedenen Arten der Bestattung — langgestreckte Beerdigung, liegende Hocker, Verbrennen —, von Schmuck und Ornamenten, von der Anlage der Wohnungen und Städte, von dem Stoff und der Verfertigung der Waffen. Derartige prähistorische Zivilisationen sind so ziemlich überall nachgewiesen worden, außer etwa in Australien, in Island und Patagonien.

Der Mensch hatte sein Haus, er hatte Werkzeuge und Kleider und die Anfänge der Kunst. Wie gestaltete sich nun seine Sitte, seine Lebensführung? Der erste Schritt war vielfach der Uebergang von der Frauen- und Kindergemeinschaft zu bestimmt umschränkten Familien. Doch gab es wohl auch primitive Einehe, wie sie noch bei den Buschmännern besteht. Die Formen wechseln auch sonst: Vielweiberei und Vielmännerei, Brüder- und Schwagerehe; Erbfolge von der Mutter, vom Vater aus, des Oheims, Sohnes oder des Neffen. Der zweite Schritt war die Regelung des öffentlichen Lebens, des Verhältnisses der bereits getrennt wohnenden Familien und Sippen untereinander und zu fremden Horden. Der Staat wurde gegründet. Man dachte sich nun bisher den Ursprung des Staates einfach als eine fächerförmige Erweiterung der Sippen-Verbände. Die Sache ist durchaus denkbar, aber in keinem einzigen Falle, den wir nachweisen können, ist ein Staat von Belang wirklich so entstanden. Den rechten Weg hat Heinrich Schurtz gewiesen. Er zeigte, daß außerhalb des Blutsverbandes die junge, raub- und kriegslustige Mannschaft sich zu einem Bunde zusammenschließt, der die Zügel der Herrschaft ergreift. Der Bund hält die eigenen Verwandten in Schranken und Gehorsam und geht nach außen erobernd vor, um sich Sklaven zu verschaffen, Weiber vorwiegend zum Genuß, Männer zur Fronarbeit. So entsteht der Staat aus Herrschern, Mitläufern und Beherrschten. Verschiedenheit der Abstammung ist bei den Angehörigen des Staates durch diesen seinen gewalttätigen Ursprung von vornherein bedingt. Die Sieger üben jedoch sofort, ob bewußt, ob unbewußt, die Wirkung aus, daß die Besiegten der überlegenen Art sich anbequemen und angleichen. Mit dem Begriff des Staates ist diese Mischung der Rassen und Kulturen unweigerlich verknüpft. Der Kriegerbund kann keine Fortschritte machen, der Hordenstaat kann sich nicht zum Stammes- und Volks- und Weltstaat entwickeln, ohne daß er beständig neue Elemente in sich aufnimmt. Andererseits strebt diese Entwicklung immer nach Versöhnung der Gegensätze hin. Der Ausdehnung nach außen soll die Vereinheitlichung im Inneren entsprechen. Damit ist zugleich das Dilemma gegeben, das gerade wieder die Gegenwart und nicht zum mindesten das deutsche Volk auf das lebhafteste

[1]) Noch nicht veröffentlicht. Der Beweis stützt sich auf die Zahlwörter.

beschäftigt: Wird ein Staat einheitlich, so steht er still; schreitet er fort, so trübt sich seine Eigenart.

Diese auf Schurtz begründete Lehre vom Ursprung des Staates hat sich mit einer biologischen Auffassung ins Benehmen zu setzen. Wie niedere Tierchen, die zuerst sich als selbständige Einzelwesen gebahren, dann aber sich vereinen und eine gemeinsame, viele Lebezellen umschließende Haut bilden, so schließen sich auch barbarische Stämme, Germanen, Irokesen, Altaier, zu einem größeren Kriegsbunde, zu einer Art Staatswesen zusammen. Aber das Entscheidende ist immer die Macht. Nirgends gibt es einen contrat social. Nirgends ist ein Staat aus bloßer friedlicher Uebereinkunft hervorgegangen. Auch Verträge, wodurch unter Belassung der Privilegien ein neues Volk einem größeren Staatswesen angegliedert wurde, wie die Finnen, die Balten, die Ukrainer, die Georgier dem russischen Reiche, wurden durch das militärische Uebergewicht der Großrussen erst ermöglicht und verursacht.

Die Möglichkeit freilich, daß sich staatliche Gebilde von innen heraus und aus gleichartigen Elementen entwickeln, ist zuzugeben. Sie wurde überall da verwirklicht, wo völlig neues und menschenleeres Gebiet besiedelt wurde. So auf Island durch die Normannen, auf der Osterinsel durch die Polynesier und vielleicht im ältesten China durch „die hundert Familien". Das sind aber klärlich Ausnahmen, denn einerseits haben sich sonst an den menschenleeren oder -armen Säumen der Welt, in Alaska, in Patagonien, auf Tasmanien, wo die Bevölkerung ganz einheitlich, keine Staaten bilden können, andererseits sind sonst selbst die kleinsten Inseln Australasiens, Afrikas und der Südsee ursprünglich oder noch jetzt von mindestens zwei Rassen bewohnt. Man kann die (allerdings problematische) Entstehung chinesischer Teilstaaten aus gleichgeordneten Sippen mit dem demokratischen Sinn und dem ungeheueren Konservativismus, der die chinesische Art durch tausend Umwälzungen, ja durch eine Reihe von Religionswechseln siegreich hindurch rettete, in ursächliche Beziehung bringen. Aber auch in China entstand der große, der Einheitsstaat erst durch das Eingreifen fremder Eroberer, der Tataren.

Um ein gutes Tuch zu erzielen, muß man deutsche mit australischer und vielleicht noch ungarischer Wolle zusammen verarbeiten. Aus einem Korn allein kann kein gutes Mehl gemahlen werden, daher schüttet der Müller kalifornisches, rumänisches und russisches zusammen. Metalle müssen, um haltbar zu sein, legiert werden. So hat es auch noch nie einen haltbaren Staat gegeben, der nicht durch Mischung entstanden wäre. Freilich geht er, wie Silbermünzen durch zu viel Bleilegierung schlecht werden, durch übermäßige Mischung auch wieder zugrunde.

Die religiöse Entwicklung begann bei vielen Stämmen damit, daß sie die Götter unter Tiergestalt verehrten, ein später Nachhall eigener Tierheit. Dann projizierte man den Edelmenschen in den Himmel und den Uebelmenschen in die Hölle. Zuerst den starken, zürnenden Krieger, dem man himmlische Kräfte, Blitz und Donner, beilegte; den boshaften, rachsüchtigen Uebelstifter, der sich des fressenden Erdfeuers bemächtigte. Aus der Gestalt des Heilbringers erwuchs der gute, weise, sonnengleiche Gesetzgeber und Richter. Im Anfang hat

jeder Stamm seinen eigenen Gott, sein eigenes Totem, sodann, nachdem er fremde Stämme kennen gelernt und mit ihnen sich teilweise oder völlig vermischt, eine Hauptgottheit mit einem Schwarm von Nebengeistern. Es braucht das kein Gefolge zu sein. Wie Windschiefe verhalten sich zunächst die Götter und Geister; sie berühren sich nicht. Erst nachdem die Stämme zur Rasse erwachsen, entsteht ein Reich der Ueber- und Unterirdischen, eine Spiegelung der nunmehr fortgeschrittenen politischen Zustände. Noch später erhebt sich ein System, eine Kirche, gleichzeitig mit dem Festerwerden des Staates, mit dem die Kirche sofort in Verbindung tritt. Wie nun Tracht und Sprache, so wird Fremden auch die Religion der Eroberer aufgezwungen. Doch behaupten sich lange noch die alten eigenen Formen, wie sonst, so namentlich auch in der Religion. Die Frau Jakobs nimmt ihre Götzen mit. Die Hindu erkennen Shiwa, Kali und Hanuman, Gottheiten der Drawida, an, die Römer die Magna Mater, den Jupiter Dolichenus und den Mithra.

Das führt auf die Wechselwirkung der Kulturen, ein Hauptphänomen aller Geschichte. Füglich darf angenommen werden, daß niemals der Eroberer tabula rasa mit den Vorstellungen und Einrichtungen der Unterworfenen machte. Er schlachtete vielleicht in der Urzeit alle Männer, aber ließ zum mindesten blühende Mädchen leben. Zur Genossin erhoben, flößte die Fremde unvermerkt ihre fremde Art und Auffassung dem Eroberer ein. In der Folge, als der Krieger auch besiegten Kindern und Männern das Leben schenkte, schwoll der fremde Einfluß erheblich an. Es kam dazu, daß die Zahl der Herren meist viel kleiner war, als die Zahl der Knechte. So behauptete sich nicht selten die Rasse der Unterlegenen und damit ihre Kultur, ja, es gelang ihr mitunter, Rasse und Kultur der Eroberer teilweise oder ganz zu verschlucken. So wurden die Langobarden von den Italienern, die Mandschu von den Chinesen aufgesogen. So wissen wir bis zum heutigen Tage nicht, ob und inwieweit die sumerische Kultur das Werk der Sieger oder der Unterworfenen war, ob die Renaissance auf germanischer, romanischer, keltischer oder alarodischer Grundlage erblüht. Ja, man kann die Frage stellen: geht die heutige Weltkultur mehr auf Arier oder auf Anarier zurück?

Am Anfang sind die Staatsgebilde sehr klein. Sie umfassen ein einziges Dorf oder mehrere Flecken, vielleicht einen Gau. Diese Stufe ist im heutigen Afrika und Australien noch stellenweise vorhanden. Von Meile zu Meile wechselt die Gebietshoheit, wechselt auch Sprache und Tracht und Art der Wohnungen. Die Geistesanlage, die sich ihre besondere Duodez-Zivilisation und -Kultur erzeugt, ist durchaus örtlich gebunden. Die Kultur äußert sich in lokalen Gesängen, Trachten, Ornamenten und Waffen. Noch jetzt trifft man am Kilimandscharo und Ruwenzori jede Stunde auf andere Mundarten, andere Speere, anderen Geschmack in Kleidern und Glasperlen. Jene primitive Kultur ist ganz und gar nicht religiös. Sie ist durchaus profan. Sie ist gelegentlich abgeschlossen nach außen, meist aber ausdehnungslustig. Die Ausdehnung kann durch Zwang, kann aber auch friedlich geschehen, wie noch heute die Architektur und Tracht Europas in Asien, die Musik Richard Wagners in West- und Südeuropa, in Amerika ohne Krieg, von selber vordringt und sich auf Kosten fremder Er-

findungen ausbreitet. Mächtig aber wird die Ausbreitung gefördert, sobald die Zivilisation und Kultur einmal durch das feste Gefüge des Staates und der Kirche Sanktion erhalten hat. Die staatlichen Herrscher und Behörden übernehmen es, den Unterworfenen die Formen des herrschenden Volkes aufzuzwingen. Die Toga war das Zeichen der Unterwerfung für die Gallier; den Chinesen, der den Zopf nicht annahm, ließen die Mandschu köpfen. Noch im heutigen Korea wäre es hinwiederum über die Abschaffung des Zopfes durch die Japaner und in Kuba durch die zeitweilige Abschaffung des Rauchens an Sonntagen, die durch die Yankees angeordnet ward, fast zum Aufstand gekommen. Die Herren der Kirche aber, die Priester, werden die Hüter aller höheren Kultur. Architektur, Musik, Astronomie werden Dienerinnen der Religion. So in Babylon wie in Athen und Rom und Tokio und auch bei uns bis in die Neuzeit. Bei steigender Bildung differenziert sich dann wieder die profane Kultur von der kirchlichen, eine Spirale, die zur Richtung des Ausgangspunktes zurückkehrt, sich aber über ihn erhebt. — —

Geschichte wächst nach zwei Seiten zugleich. Sie wächst in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Jedes neue Jahrzehnt bringt eine unermeßliche Fülle frischer Ereignisse; ein Jahrzehnt allein Kriege in Südafrika, Ostasien und Marokko; Entdeckung des Radiums und Pestserums und flüssiger Luft, Erfindung des lenkbaren Luftschiffes; Anschwellen der industriellen und sozialen Bewegung, Hochkonjunktur und Weltkrach. Der Stoff geht nie aus. Ausgrabungen aber und Forschungen führen uns jenseits von Troja und Jerusalem und mehren das Erbe des Altertums. Die Ausgrabungen fördern Göttergestalten und Inschriften und ganze Keilschriftbüchereien aus dem ergiebigen Boden des Nil- und des Zweistromlandes. Sie erweitern unsern Ueberblick des Ganges der Menschheit und fügen ihm Jahrhunderte und Jahrtausende grauer Urzeit zu — Jahrtausende, nicht wie sie die Mythologie jedes Volkes kennt, sondern Jahrtausende wirklich gelebter, tatenerfüllter Geschichte. Das bedeutet nicht nur eine räumliche Ausdehnung unseres Wissens. Es handelt sich um einen völligen Wechsel unserer Vorstellungen, um einen Bruch mit Lieblingsgedanken. Die Kunde von Sumir und Elam ruft eine Umwälzung unserer ganzen Geschichtslehre und vielleicht unserer Weltanschauung hervor.

> Tydeus' mutiger Sohn, was fragst du nach meinem Geschlechte?
> Traun, wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.

Wie Blätter, bald verweht, bald neu sproßend! Homer weiß nur von Frühling und Herbst. Er weiß nichts von Weltkatastrophen. Aber wir überblicken ganze Geschlechterreihen, ganze Epochen. Und wir wissen, daß Völker und Kulturen nicht verwehen.

Wie entstand das Christentum? Weshalb zogen die Kaiser des Mittelalters nach Italien? Warum haben wir heute noch gegen das unüberwindliche Rom anzukämpfen? Das sind die Hauptfragen, das sind die weltgeschichtlichen Probleme. Der eine erklärt so, der andere so. Abweichende, ja unmittelbar entgegengesetzte Meinungen sind nicht selten. Giesebrecht und heutige Rassenschwärmer halten die Römerzüge der Ottonen und Staufer für ein verhängnisvolles Unglück, Ficker hält sie für einen Gewinn der Deutschen. Eine zutreffende

Erklärung war nicht möglich. Aus welchem Grund? Weil man die Ereignisse, insonderheit alle jene Ereignisse, die uns am engsten und am tiefsten berührten, den Werdegang und die Schicksale unseres eigenen Volkes, als einzigartige Vorgänge auffaßte, die sich einmal und dann nie wieder abgespielt hätten. Es fehlte die Möglichkeit des Vergleichs. Durch die Vermehrung aber unserer Kenntnisse von der mesopotamischen Vergangenheit und zugleich durch den Zuwachs ost- und mittelasiatischer Forschung sind wir heutzutage in die Lage versetzt, die gleiche Entwicklung an mehreren Orten und zu mehreren Zeiten nachzuweisen. Dadurch ergibt sich von selbst eine bessere Einsicht in den Werdegang der Menschheit.

Stets wiederholt sich der Schritt der Weltgeschichte. Eine Urrasse, zwischen Drawida und Tibetern stehend, erschafft die Urkultur. Sie wirkt auf den Höhen von Elam und an den Ufern des Euphrat und Tigris, die damals noch getrennt in das Meer flossen. Eine Andeutung dies beiläufig davon, wie sehr auch die Natur, wie sehr die Mutter Erde im Lauf der Weltgeschichte sich verändert hat, und dem Menschen eine stets neue Grundlage seiner Wirksamkeit lieferte. Man denke nur: Basra lag einst auf dem Boden des Meeres, und um 500 km erstreckte sich einst der persische Golf weiter landeinwärts. All das fruchtbare Alluvium ward erst in historischer Zeit der Arbeit des Menschen gewonnen. Wieviel Jahrtausende nötig waren, um die Bildungswelt der Sumerier aufzubauen, wer weiß es? Nur das eine können wir sagen, daß ihre astronomischen Betrachtungen auf eine Zeit vor 4000 zurückweisen. Von beglaubigter Geschichte, inschriftlich überlieferten Einzelereignissen hat der Verlauf des vierten Jahrtausends Beispiele genug. Neben Babel, vielleicht von ihm beeinflußt, erhebt sich Aegypten. In die Stätten der Urkultur brachen sodann fremde Eroberer ein, die Semiten. Die Eroberer werden von der Kultur der Eroberten ihrerseits überwunden. Sie nehmen diese Kultur an, übernehmen auch die alten Götter, tun aber eigenes dazu und gestalten das Uebernommene dadurch um, teils bereichernd, teils vergrößernd. Die umgestaltete, auf breitere Grundlage gestellte Urkultur wird durch die Eroberer nach anderen Ländern getragen, nach Syrien und Kreta, nach Arabien und Nubien. Einige Elemente gelangen wohl bis nach Ostasien.

Wir stehen um 2000. Die Weltenuhr holt zu neuem Schlage aus. Die zweite große Periode beginnt. Sie wird ein Jahrtausend währen. Neue Rassen tauchen auf und bekämpfen das Alte. Aber auch sie lernen von der Vorwelt. Auf den Schultern Vorderasiens und Aegyptens stehend, aber wiederum aus der Kraft eigener Begabung zufügend und umgestaltend, bauen die Kas-Völker neue, national gefärbte Kulturen auf. Die Kas sind Kaukaso-Tibeter. Zu ihnen gehören die Kassiten und Elamiten, die einige Jahrhunderte lang über Babylonien herrschten, und die Hyksos, die sich gleichzeitig am Nile behaupten; gehören Hettiter, Pelasger, Etrusker und Basken, sowie, mit afrikanischem Blute gemischt, die Berber. Stämme der Kas besiedeln Kleinasien, die Donau- und Alpenländer und die großen Halbinseln Südeuropas; sie gründen blühende Städte auf Kreta und in Hellas, sie schaffen die mykenische Kultur. Inzwischen erleben die beiden Reiche der Urkultur eine militärische und kulturelle Wiedergeburt.

Die Weltenuhr hebt den dritten Schlag an. Die Arier erscheinen. Die Indo-Eranier erobern sich dauernde Sitze im Osten von Babel, die Griechen im Westen. Die frischen, naturwüchsigen Eroberer sehen ihrerseits mit Staunen und Verehrung zu den ragenden Festen der älteren Völker empor, zu den wimmelnden Städten und den schimmernden Tempeln. Die Jungen lernen wiederum von den Alten, die Arier von Kas und Semiten, die Chinesen von den Miaotse, die mit den Tibetern verwandt sind. Herodot sagt: die Hellenen haben ihre Götter von den Pelasgern. ϑεσπιος kommt von Tešub, dem Gott der Elamiter und Hettiter. Und hellenische Standbilder erinnern an ägyptische. Auch einigermaßen die Tempel und ihre Säulen; doch zeigt sich hier deutlich die schöpferische Eigenart.

Indo-Eranier wie Griechen haben ihre Schrift von den Semiten. Allein die Jungen nehmen nicht nur, sie geben auch. Sie bereichern und veredeln das überkommene Bildungswesen. Sie breiten die Kultur nach allen Himmelsgegenden aus. Darin helfen ihnen andere Neurassen, kasisch-semitische Mischvölker, Phönizier und Juden, Karer und Karthager.

Die dritte Periode dauert bis zu Alexander d. Gr. und seinen Nachfolgern. Nun reckt sich Rom riesengroß empor. Es zertrümmert und vereinigt unter seinem Schild alle früheren Reiche. Es besetzt vorübergehend selbst Babel. Als rauhe Barbaren traten die Römer in die Hallen der Geschichte ein. Aber sie wandeln sich. Sie entlehnen den Etruskern ihr theologisches Ritual und einige Gottheiten. Sie entlehnen den Griechen Schrift und Kunst, ja auch Recht und Philosophie. Graecia capta ferum cepit victorem. Sie gewähren den eleusinischen Mysterien, der phrygischen Magna Mater, dem Mithrasdienst und dem Christentum Einlaß. Alles Fremde freilich erhält römischen Einschlag, erhält imperiale Form. Alle Küsten und Hinterländer des Mittelmeeres werden mit einer mehr oder weniger gleichartigen großen Kultur durchtränkt.

Die Uhr der Jahrtausende tut den fünften Schlag. Ungebrochene Rassen, frische Barbaren stürmen auf die Bühne: Kelten, Germanen und Slawen von Norden, Berber und Araber von Süden. Das bekannte Spiel wiederholt sich. Militärisch werden die Jungen Herr. Sie zerteilen unter sich das Imperium. Aber kulturell behaupten sich nicht bloß die Alten, sondern sie zwingen die Eroberer zu sich herüber. Die Germanen bequemen sich in Glauben, Schrift und Tracht, ja in Verwaltung und Sprache den besiegten Römern an. Sie übernehmen von ihnen das Christentum, das Alphabet, die Amtstracht der Geistlichen und Rechtspersonen, das römische Recht, das Latein als Sprache der Verwaltung und Wissenschaft, schließlich den Gedanken des Imperiums und das Kaisertum. Sie breiten zugleich die Mittelmeerkultur über Mittel- und Nordeuropa und später über Amerika und Australien. Auch die Religion der Araber lehnt sich an ältere Muster, an Juden- und Christentum an, die Moschee an die byzantinische Kunst, die arabische Wissenschaft an griechische und persische.

Die letzte, die fünfte Periode dauert anderthalb Jahrtausende. Sie dauert bis heute, bis zur Besiedelung und Kultivierung der ganzen Erde und bis zu dem gewaltigen Zusammenstoß der Mittelmeerkultur mit der ostasiatischen Welt. Neue Rassen von Bedeutung können

nicht mehr erscheinen. So wird die Zukunft dem Ausgleich der vorhandenen Rassen und Kräfte gewidmet sein.

Nicht nur zeitlich, auch örtlich wiederholt sich die große Entwicklungslinie der Kultur. Das genaue Gegenstück zu dem Werdegang der Westwelt liefert Ostasien und ein ungefähres liefert Amerika. Die verschiedenen Kulturströmungen Ost- und Mittelasiens, über deren Anfänge wir allerdings nur sehr dürftig unterrichtet sind, vereinigt das Sammelbecken China. Schon zweimal hatten Tataren das Reich der Mitte beherrscht. Zur selben Zeit wie Rom gründet China eine Weltherrschaft, mit just der gleichen Einwohnerzahl und einem etwas ausgedehnteren Gebiet. Zersplitterung, Usurpatoren und Thronkämpfe, Einbruch der Nordvölker, die Gründung barbarischer Reiche auf dem Boden Chinas, von 180—590 v. Chr., das deckt sich genau mit den Unruhen seit 193, den 30 Tyrannen, der Völkerwanderung, den Goten und Langobarden im Römerreich. Wie Südeuropa unter Byzanz und dann dem Papst, so erhebt sich China unter einheimischen Dynasten. Auch das Schlußergebnis ist dasselbe wie im Okzident. Die Nordvölker, Hunen und Tungusen, Tibeter und Türken, gehen zu einem großen Teile in der älteren Kultur auf. Sie chinesieren sich. Chinesische Tracht, Sprache und Sitte, Verwaltung und Kunst, häufig auch Schrift und Religion, wird für sie maßgebend. Wie das Reich der Langobarden, der Franken, der Angelsachsen, der slawischen Stämme im Abendland, so entstanden die Herrschaften der Wei, der Katai, der Niutsche, der Tubat (Tibeter), der Koreaner und Japaner, erblühten Staaten halbbarbarischer, halbchinesierter Völker auf der nördlichen Peripherie und auf dem Boden des chinesischen Imperiums. Wie die Salier und Ottonen nach Rom, so zogen die Kaiser der Katai und Niutsche nach Sianfu.

Wahrscheinlich liegt es nur an unserer annoch so ärmlichen Kunde, daß wir nicht ohne weiteres auch Amerika vergleichen dürfen. Trotzdem ist soviel schon jetzt klar, daß in Peru wenigstens die Anfänge ebenfalls weit vor Christi Geburt liegen, und daß die Entwicklung fünf verschiedene Perioden durchgemacht hat. Jünger ist die Kultur Mexikos. Auch in Amerika wird beständig ein altes Siedlungsland von Eroberern überrannt. Der Sieger wird von der Kultur besiegt — capta ferum cepit victorem — um nach Verlauf einiger Geschlechter seinerseits rauheren Männern zu unterliegen. Es fehlt nicht an einem Imperium. Das Reich der Inka ist fast so ausgedehnt wie das Cäsars.

Christianisierung und Römerzüge sind also weder besonders zu rühmen noch zu beklagen. Es waren Notwendigkeiten der Entwicklung, die sich überall geltend machten.

Man wäre versucht, ein Gesetz der Polarisation festzustellen. Immer handelt es sich um zwei Zentren der Kultur. Babel und Memphis, Jerusalem und Alexandria, Rom und Byzanz, China und Indien, die sich durch den Buddhismus gegenseitig beeinflussen, so auch Mexiko und Peru.

Ein Zettel ist noch in den Einschlag zu verweben. Denn mit den eigenen, bodenständigen Entwicklungen der Völker und Erdteile kreuzen sich fremde Einflüsse, zu dem Längsschnitt kommt der Querschnitt. Den Gang der Weltgeschichte hat die Wechselwirkung von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent nicht wenig beeinflußt.

Hunnen- und Mongolenstürme verbanden Europa und Asien, die Araberherrschaft erstreckte sich vom Busen von Guinea und von Lissabon bis nach Indien; die Kolonialreiche der Neuzeit verknüpfen alle fünf Erdteile. Dazu die Weltreligionen und der Welthandel. All das gehört mit in das Bild.

* * *

Noch heute bilden die großen Rassenbewegungen das Skelett der Weltgeschichte. Sie sind sogar wichtiger denn je. Gelbe und schwarze Frage, Panbuddhismus und äthiopische Kirche, wirtschaftliche wie religiöse Probleme hängen mit ihnen aufs innigste zusammen. Neuestes gewinnt so durch Aeltestes die nötige Beleuchtung. Politische Anthropologie wird ein Element der Weltpolitik.

Die Verschiebungen auf der Weltbühne.

J. G. Vogt.

Ebensogut könnten wir sagen: „die Verschiebungen der Weltbühne“. Unter Weltbühne verstehen wir das Theaterspiel der um die Vorherrschaft untereinander ringenden Völker. Zu allen Zeiten hat immer nur ein Volk die Vorherrschaft geführt, was schon im Sinne dieses Wortes liegt; somit konnte sich das Theaterspiel auch immer nur um dieses eine Volk gruppieren; es gab zu allen Zeiten nur eine Weltbühne. Die führenden Völker verschoben sich auf der Weltbühne; allein, wenn wir unsern Standpunkt genauer präzisieren wollen, dürfen wir die Weltbühne nicht als stationär betrachten. Sie wechselt ihren Standort, und diese Verschiebung interessiert uns eigentlich ebensosehr, wenn nicht mehr, wie die Verschiebungen der Völker auf ihr. In der alten Welt, bis zur Entdeckung Amerikas, war das Mittelländische Meer die Weltbühne; alle aktiven Völker waren um dieselbe gruppiert, Perser, Griechen, Römer, Karthager spielten ihre Rollen auf ihr, bis nach der Entdeckung Amerikas allmählich das Mittelländische Meer aufhörte, Weltmeer zu sein, und die Interessensphäre der aktiven Völker nach dem Westen verschoben wurde. Der Atlantische Ozean wurde zum Weltmeer und zur Weltbühne im weit größeren Stile. Wir werden also die Verschiebungen auf der Weltbühne von den Verschiebungen der Weltbühne selbst wohl zu unterscheiden haben. Welche Kriterien können wir auf diese Verschiebungen anwenden?

Um hierauf eine Antwort anzubahnen, haben wir vor allen Dingen unseren geschichtlichen Standpunkt zu präzisieren, d. h. uns darüber klar zu werden, ob wir die Völkerbewegungen im Lichte der materialistischen oder heroistischen Geschichtsauffassung betrachten wollen, eine Unterscheidung, die hauptsächlich durch Marx und seine sozialistische Heeresfolge breitgetreten worden ist. Einseitig, wie der ganze Sozialismus, akzentuiert die materialistische Geschichtsauffassung nur die ökonomischen Faktoren und drückt damit die ganze Menschheitsgeschichte unter die Kulturschwelle, d. h. erhebt die rein tierischen Triebe, den Hunger, zu den völkerbewegenden Fermenten. Daß der

Sozialismus die ökonomischen Faktoren als die treibenden Mächte in der Weltgeschichte postuliert, daß für ihn die Beschaffung und Gewinnung der Subsistenzmittel das Alpha und Omega alles Wissens und Könnens ist, ist selbstverständlich, denn er vertritt die Interessen der Enterbten und Hungernden. Der Sozialismus schält von der Menschheitsgeschichte alle diejenigen Erscheinungen los, die ihre Quelle ausschließlich in den tierischen Trieben haben. Solange aber der Mensch ein Mensch, bez. ein Kulturwesen und kein Tier ist, solange sind die ökonomischen Triebfedern in der Weltgeschichte auch nicht ausschlaggebend, sondern ebenso untergeordneter Natur, wie im eigentlichen Kulturleben. Sie müssen natürlich ihre Berücksichtigung finden, aber ihnen einen allgemein gültigen Stempel aufzudrücken, sie zum alles regulierenden Prinzip zu erheben und demzufolge von einer materialistischen Geschichtsauffassung zu reden, ist vom Standpunkte einer voraussetzungslosen Wissenschaft durchaus verwerflich.

Ohne große Umschweife zu machen, können wir die heroistische Geschichtsauffassung in engsten Zusammenhang mit der Rassenanthropologie bringen; ja, wir könnten sogar richtiger von einer rassenanthropologischen Geschichtsauffassung reden; damit treffen wir den Nagel eher auf den Kopf, als mit der Akzentuierung des Heroischen. Die Rassen machen Weltgeschichte; die Helden sind nur die Blüten der Rasse; sie gedeihen, wie die Blüte am gesunden Baum gedeiht. Die Helden, die ohne diesen organischen Untergrund aufblühen, streifen gleich Meteoren die Weltbühne, ohne sie zu beherrschen, ohne einen dauernden Einfluß auf die Völkergeschicke auszuüben. Attila brauste wie eine Windsbraut über Kontinente dahin, ohne eine Spur seines Daseins zu hinterlassen. Einer der größten Kriegshelden, Dschenghis-Khan, dessen Genie das Kriegsgeschick seiner Heere gleichzeitig auf weit voneinander getrennten Schlachtgefilden beherrschte, vermochte nichts Dauerndes zu schaffen, und als schließlich die Mandschus China besetzten und die Gewalt in ihre Hände brachten, scheiterte ihr Einfluß vollständig an der rassischen Ueberlegenheit der Chinesen. Nominell sitzen die Mandschus heute noch in Peking, aber ihre Herrschaft ist wirtschaftlich und politisch längst verschwunden, ohne je einen Einfluß auf die Geschicke und die Entwicklung Chinas ausgeübt zu haben. Diese sporadischen Helden, ohne rassischen Untergrund, erinnern an die Vandalen, die gleich einer verheerenden Feuerkugel über Italien dahinfegten und dann spurlos verschwanden, zischend im Meere der Vergessenheit untertauchend. Wie ganz anders Napoleon, der, getragen von einem gewaltigen Kulturvolke, die revolutionären Ideen einer neuen Zeit auf der Spitze seines Schwertes über die veraltete feudale Welt verpflanzte.

Gerade an Napoleon können wir die Richtigkeit der verschiedenen Geschichtsauffassungen bewerten. Die materialistische Geschichtsauffassung gefällt sich darin, die Napoleonischen Kriege lediglich als den Ausdruck einer ökonomischen Umwälzung zu betrachten und selbst alles Beiwerk ökonomisch zu färben. Das französische Volk und besonders die Bauern seien ihm willenlos gefolgt, weil er ihnen den neu erworbenen Grund und Boden zusicherte und schützte. Dies ist doch barer Unsinn! Ohne sein Genie wäre es ihm in erster Linie nie möglich gewesen, die Bauern zu schützen, und zweitens hat

eben nur dieses Genie das französische Volk zur Heeresfolge bis auf den letzten Mann begeistert. Selbst nachdem sein persönlicher Ehrgeiz unverblümt zum Vorschein kam und die Oberhand gewann, erhielt sich die Begeisterung auf derselben Höhe. — Der Held hat unstreitig einen weitgehenden Einfluß auf das Geschick der Völker; ich möchte sagen, er ist das Ferment, das die Völker vorwärtstreibt. Andererseits vermag ein Held ohne rassische Unterlage nichts Dauerndes zu schaffen, er vermag keine Weltbühne zu errichten. Aber andererseits, wenn wir ehrlich sein wollen, wird selbst ein aktives Volk ohne Helden nichts ausrichten.

Wollen wir noch ehrlicher sein, dann müssen wir eine weitere wichtige Unterscheidung treffen. Je selbständiger, d. h. freier, ein aktives Volk ist, um so weniger wird der Held die Geschicke des Volkes zu bestimmen vermögen; je unselbständiger, d. h. unfreier, ein Volk ist, eine um so maßgebendere, bestimmendere Rolle wird der Held spielen, und um so notwendiger wird er sein, um als Ferment die treibenden Kräfte des Volkes auszulösen. Selbstbestimmende Völker waren nur die Chinesen, die wir politisch allerdings zu den passiven Völkern zählen, die Griechen und Römer zur Zeit ihrer Blüte und die Engländer. Die Amerikaner kommen als Rasse nicht in Betracht. Die Engländer haben, mit oder ohne Helden, ihre Geschicke selbst bestimmt; sie waren frei von Anbeginn und sind es geblieben durch all die finsteren Jahrhunderte, während welcher die kontinentalen Völker unter ihren großen und kleinen Tyrannen schmachteten. Sie genossen längst die Freiheiten, die ein Napoleon den kontinentalen Völkern aufdrängen mußte, für die diese nicht einmal Verständnis zeigten. Napoleon hat Deutschland von Dutzenden kleiner Tyrannen befreit, deren sich das Volk nie hätte entledigen können, ja entledigen mögen. Das deutsche Volk, jeder selbständigen Initiative bar und doch voll potentieller Kraft, lag jahrhundertelang machtlos um seine Throne und Thrönchen, bis ein Bismarck kam, der es aufrüttelte und es lehrte, sich endlich einmal auf sich selbst zu besinnen. Das deutsche Volk vermag ohne Helden nichts auszurichten; es ist seit Bismarck um keinen Schritt vorwärts gekommen, liegt heute noch in den Banden des Feudalismus und wird sich ohne führenden Helden nie aus ihm befreien.

Daher auch die maßlose Vergötterung solcher Helden unter einem unselbständigen Volke. Ich erinnere mich noch, welcher Abscheu uns in der Schule vor der Undankbarkeit der alten Griechen gegen ihre großen Männer eingeimpft wurde, während in Wirklichkeit die freien Griechen in der genialen Macht des einzelnen einfach eine Gefahr für ihre Freiheit befürchteten; sie opferten ihre Bewunderung ihrem Freiheitsgefühl und dem Bewußtsein ihrer eigenen Macht. Wir Deutschen machen es umgekehrt.

Es ist unbedingt nötig, diese wichtige Unterscheidung zu treffen, wenn wir die heutige Weltbühne und ihre Verschiebungen verstehen wollen.

Der materialistische Geschichtsschreiber wird uns nun zu überzeugen suchen, daß die ersten Völkerbewegungen, die Aufzüge auf den ersten Weltbühnen, durch rein ökonomische Faktoren bedingt gewesen seien; der Hunger habe die frühesten Völker vorwärts und

gegeneinander getrieben. Wir wollen dieses Argument für die passiven Völker gelten lassen, aber nimmermehr für die aktiven, die allein die Weltbühne beherrschen. Die hungrigen passiven Völker wandern ruhig über ganze Kontinente, gleich den Mongolen und Kalmücken, bis sie neue Subsistenzmittel finden. Nicht so die aktiven. Die einfachste Umschau unter den heutigen Naturvölkern, z. B. unter den Indianern Südamerikas, lehrt uns diese Unterscheidung treffen. Unter den Stämmen am Amazonenstrom sind die Mundrucus die kriegslustigsten; sie leben in beständiger Fehde mit anderen Stämmen, nicht weil sie um Raum und Nahrung kämpfen, sondern lediglich, um die Herrschaft über andere Stämme auszuüben. Kriegslust und Herrschsucht sind die ausschließlichen Triebfedern ihres Handelns. Schon Martius nannte sie die Spartaner unter den Stämmen des Amazonenstromes. Alle aktiven Völker werden nicht durch den Hunger, sondern durch Machtgelüste gegeneinander getrieben. Der Hunger mag in vielen Fällen eine Rolle und manchmal sogar eine große Rolle spielen, allein er bleibt stets untergeordneter Natur; die Haupttriebfedern zur Errichtung der Weltbühnen sind Ehrgeiz und Herrschsucht, die höheren rein menschlichen Triebfedern, die das menschliche Handeln vom tierischen unterscheiden. Wie alle eigentliche Kultur sich stets erst auf der gesicherten ökonomischen Grundlage aufbaut, d. h. nachdem der Hunger gestillt ist, so wird ein aktives Volk von um so höheren Impulsen getrieben, auf je höherer Kulturstufe es steht. Das eklatanteste Beispiel hierfür liefern die Griechen, deren Weltbühne, so klein sie auch gewesen sein mag, uns mehr interessiert und begeistert als irgendeine andere, selbst mit den größten Regisseuren. Und um was kämpften die Griechenstämme untereinander? Um Brot? Nein, lediglich um die Vorherrschaft. Natürlich platzt die materialistische Geschichtsauffassung sofort wieder mit ihrem ökonomischen Argument herein, daß schließlich die Athener nur durch Umwandlung der Gentilverfassung in die politische Verfassung, die Entwicklung des Handels und die Einführung der Geldwirtschaft das dauernde Uebergewicht erlangten. Gewiß, aber es war doch nur die geistige Ueberlegenheit der Athener, die nicht nur diese ökonomischen Umwälzungen initiierte, sondern gleichzeitig in Kunst und Wissenschaft ihre unvergleichlichen Höhen erklomm. Es ist einfach absurd, diesen Entwicklungsgang ihrer günstigeren Lage am Meere zuzuschreiben. Zahllose Völker haben an ähnlichen und besseren Häfen gelegen und sind keine Athener geworden. Ebenso kurzsichtig wäre es, zu behaupten, die Engländer hätten die moderne Großindustrie dank ihrer Kohlenlager geschaffen. Warum ist dann die moderne Großindustrie nicht im Ruhrgebiete erstanden, oder gar in China, wo die größten Steinkohlenlager der Welt heute noch brach liegen. Es war die englische Rassenveranlagung, die die Großindustrie schuf und zu ihrer Unterstützung die Kohlenlager weckte. Die Erfindung der Dampfmaschine hat die Großindustrie hervorgerufen und nicht die Kohle; wenn auch nachträglich die Kohle zu ihrer rascheren Entwicklung viel beigetragen hat.

Genau wie die Griechenkämpfe um die Vorherrschaft, so spielen sich auf allen Weltbühnen unter allen aktiven Völkern lediglich die Kämpfe um die Vorherrschaft ab. So sehr uns das Römerreich in

seiner Gesamtheit imponiert, die endlosen Eroberungszüge lassen uns kalt; als glanzvoll und entscheidend betrachten wir nur die punischen Kriege, den Kampf und das Ringen mit Karthago um die Vorherrschaft. Er überstrahlt alles andere, was Rom geleistet hat. Die Rassenpotentialität des Römers ist durch nichts gründlicher und erschöpfender aufgedeckt worden, als durch diesen Kampf, in dem die höchste Eigenschaft einer Rasse, Zähigkeit und Ausdauer, auch im Unglück sich beim Römer am großartigsten bewährte. Und dem letzten großen Kampf zwischen Deutschland und Frankreich, lagen ihm ökonomische Motive zugrunde? Mitnichten. Deutsche und französische wirtschaftliche Interessen kollidierten absolut nicht miteinander. Es war lediglich der politische Antagonismus, die Arroganz und Machtanmaßung des französischen Kaisers, ohne dessen Erlaubnis kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden sollte, der zum Entscheidungskampfe führte, und die Hauptfrucht, die Deutschland aus diesem Kampfe in den Schoß fiel, ist seine heutige Machtstellung; alles andere, wirtschaftlicher Aufschwung usw., ist sekundäres Beiwerk.

Wir gelangen nur dann zu einer richtigen Auffassung der Weltbühnen, wenn wir nicht den Hunger, sondern die Herrschsucht, den Willen zur Macht, als den treibenden Faktor unter den aktiven Völkern ins Auge fassen, wenn wir also der heroistischen, oder noch besser, der rassenanthropologischen Geschichtsauffassung den Vorzug geben. Die Herrschsucht ist die typische Triebfeder aller aktiven Völker, gleichgültig ob sie mit höherer Kulturveranlagung, wie bei den Griechen, Römern, Germanen usw. gepaart ist, oder nicht, wie bei den Slawen, Preußen usw.

Es wäre sicherlich kurzsichtig, die ökonomischen Faktoren, die äußeren Einflüsse, das sogenannte Milieu in Beziehung auf die Entwicklung, die Bewegung und die Zusammenstöße der Völker unberücksichtigt zu lassen. Der Mensch muß selbstverständlich immer erst leben und sich ernähren können, ehe er sich mit den höheren Kulturaufgaben beschäftigt. Genau so muß auch die Brotfrage für jedes Volk erst entschieden sein — und diese Brotfrage kann lange Zeit auf alle anderen Gebiete einschneidend einwirken — ehe es Weltgeschichte spielen, ehe es seinen höheren menschlichen Trieben, die bei allen aktiven Völkern mit Herrschsucht gepaart sind, Ausdruck geben kann. Die Regisseure aller Weltbühnen haben nie nach Brot, sondern immer nur nach Macht verlangt. Auch das Milieu, eine so große Rolle es spielen mag, ist, verglichen mit der Rassenveranlagung und den Rassentrieben, von sekundärer Bedeutung. Es kann beschleunigend und hemmend auf die Geschichte der aktiven Völker einwirken, aber nie die Natur, die Rassenveranlagung dieser Völker bestimmen.

Ueber die Werte der spezifischen Rassenveranlagung aller Völker, und speziell der aktiven, hegen wir heute kaum noch irgendwelche Zweifel. Die Ungewißheit und der ganze Streit dreht sich nur um die Herkunft der aktiven Völker. Wir wissen, daß die geschichtlich aktiven Völker, die Semiten wie die Arier in ihre Kultursitze eingewandert sind und die Urbevölkerung gewöhnlich versklavt haben. Kein Volk hat die von ihm beherrschte Weltbühne in seinem Ursitz errichtet. Wo waren diese Ursitze und warum haben diese Völker

ihre weltgeschichtliche Rolle nicht in ihren Ursitzen gespielt? Die Babylonier, Aegypter, Griechen, Römer, Germanen sind in ihre Kultursitze eingewandert. Man hielt und hält das völkergebärende Asien für ihre Urheimat. Heute wird dies wenigstens für die Arier und speziell die Germanen bestritten. Penka und andere bringen dafür ihre guten Gründe vor. Uns interessiert die Frage hier nicht weiter. Für uns hat sie nur so weit Interesse, als die Territorialfrage von ihr tangiert wird. Nehmen wir für einen Augenblick an, die sämtlichen Kulturvölker seien wirklich aus den Hochebenen Asiens hervorgegangen, d. h. ihre Ursitze hätten überhaupt im Herzen Asiens gelegen. Alle Völker, vor allen die aktiven, werden bei ihren Wanderungen stets dem Laufe der Flüsse gefolgt sein und alle Flüsse führen schließlich zum Meere. Die Flüsse Zentralasiens, wenigstens die wichtigsten und allumfassendsten Stromsysteme des Obi, Jenissei und der Lena münden in das arktische Meer, also in eine für Leben und Kultur tote Region. Es ist somit ganz natürlich, daß die wandernden Völker ihre Schritte nach dem Süden, Südosten und Südwesten wendeten. Je energischer die Völker, um so weiter drangen sie nach den Meeresgestaden vor. Am deutlichsten läßt sich dies bei den Mongolen erkennen. Die energischen Japaner besetzten die südöstlichen Inselgruppen, die fleißigen Chinesen besetzten China, während die mongolischen Nomadenvölker in der Nähe der Ursitze verharrten und heute noch ihr kümmerliches Dasein in der Mongolei fristen. Im Südwesten, auf dem sich immer mehr verengenden Kontinente Europas mußten die Völker natürlich weit härter aufeinander stoßen, und diese territorialen Verhältnisse allein schon bedingen die weit lebendigere und leidenschaftlichere Geschichte der in Europa eindringenden arischen Völker. Wiederum die kühnsten und befähigtsten, die Griechen und Römer, drangen bis zu den Meeresgestaden vor, und die erste große Weltbühne wurde am mittelländischen Meere errichtet. Das Meer ist der eigentliche Träger der Weltbühnen. Das Meer verbindet die Weltteile miteinander, ein kühner Geist, ein kühnes Volk fühlt instinktiv, daß die Wellenschläge der Macht vom Meeresgestade ausgehen; die größten Völker haben sich immer um die Meere gruppiert.

Aber auch wenn die Arier, und speziell die Germanen, nicht aus Asien, sondern aus dem Norden Europas stammen, so ändert dies nichts an den territorialen Beengungen, die die europäischen Völker gegeneinander trieben, und die so überaus charakteristisch in der Völkerwanderung zum Ausdruck kamen.

Es ist überflüssig, auf die Weltbühnen des Altertums hier näher einzugehen. Die sämtlichen aktiven Völker des Altertums, die Assyrer, Babylonier, Aegypter, Griechen und Römer gruppierten sich um das Mittelländische Meer, und selbst die Perser griffen auf dasselbe über. Es hat für uns nur Interesse, das Mittelländische Meer als den Stützpunkt aller Weltbühnen des Altertums im Auge zu behalten. Auch später, als der Islam sein feuriges Schwert erhob, als die Frankenkönige die Weltbühne betraten und Karl der Große als mächtiger Regisseur das feudale Drama inszenierte, als Italien mit seinen kirchlichen Regisseuren die deutschen Kaiser provozierte und Italien politisch wie kommerziell die Hauptrollen besetzt hielt, brandeten die Geschichtswellen beständig über das Mittelländische Meer.

Die erste Verschiebung dieser Weltbühne wurde durch die Spanier und Portugiesen, durch die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Indien eingeleitet. Hier macht sich nun sofort wieder die materialistische Geschichtsauffassung breit und betont den ausschließlichen Einfluß der wirtschaftlichen Faktoren. Gewiß bedeutet die Entdeckung Amerikas eine wirtschaftliche Umwälzung für Europa, die größte und entscheidendste, die es je erlebt hatte. Allein diese wirtschaftliche Umwälzung war nur Mittel zum Zweck. Die Weltbühne wurde nach wie vor ausschließlich durch Ehrgeiz und Machtgelüste beherrscht. Nur die Herrschenden wechselten ihre Rollen. Die alten Weltbühnen waren dadurch charakterisiert, daß in allen Kulturstaaten ursprünglich die (eingewanderten) Gentil- oder Stammesgenossen und später die aus ihnen hervorgegangene Aristokratie die Macht ausübten und die Regisseure für die Weltbühne lieferten. Es war das Rassenmonopol, d. h. die ererbte Macht, die allein zum Ausdruck kam, in Tätigkeit gesetzt wurde. Diese ererbte Macht lieferte alle Helden und ebenso alle Tyrannei, unter der die alten Geschlechter geschmachtet hatten.

Alle Geschichte spielte sich um die Interessen und die Glorifikation dieser ererbten Machthaber ab. Mit der Entdeckung Amerikas machte sich die erste große Verschiebung der aristokratischen Machtsphären geltend; gegen die ererbte Macht erhob sich die erworbene Macht. Das arbeitende, Schätze ansammelnde Bürgertum drängte sich auf die Weltbühne, wenn es auch anfänglich nur bescheidenere Rollen übernahm. Sicherlich datieren die plutokratischen Machtgelüste aus weit entlegeneren Entwicklungsperioden; seit Jahrhunderten hatten die arbeitenden Bürger ihre Machtgelüste gegen die Feudalen in die Wagschale geworfen. Die freien Städte des Mittelalters spielten zuzeiten sogar mächtigere Rollen; allein erst durch die Entdeckung Amerikas, und vor allem durch den damit verknüpften gewaltigen Aufschwung der Geldwirtschaft, gewann die Machtsphäre des Bürgertums eine feste Unterlage. Die Plutokratie drängte gegen die Aristokratie immer gewaltiger vor, und heute hat die erstere die Oberhand. Das Kapital beherrscht heute die Welt; alles was noch von ererbter Macht in Königen und Aristokraten übrig geblieben ist, bildet lediglich je nach den Ländern und Völkern mehr oder weniger dekoratives Beiwerk. Erbfolgekriege, die früher an der Tagesordnung waren, sind heutzutage ganz undenkbar. Die absolute, maßgebende Macht ist heute in den Händen des Kapitals.

So wirtschaftlich dies nun alles klingt, so übersieht die materialistische Geschichtsauffassung den ausschlaggebenden Punkt. Gewiß hat das Bürgertum seine Macht nur durch wirtschaftliche Mittel erreicht, das Schwert ist lediglich durch die Arbeit verdrängt worden, allein die Machtgelüste, der Ehrgeiz, die Herrschsucht sind als maßgebende Faktoren für die Weltbühne genau dieselben geblieben. Ja sie sind im Gegenteil intensiver geworden. Die Welt starrt heute in Waffen; die Nationen beobachten sich gegenseitig mit Eifersucht und Mißtrauen, Neid und Mißgunst mehr als je zuvor, und zwar aus sehr einfachen Gründen. Die herrschenden Gentilgenossen oder die Aristokratie eines Landes war stets ein mehr oder weniger eng begrenzter Kreis; die Macht lag immer nur in den Händen einer Kaste, die ihren Willen

dem übrigen Teile des Volkes aufzwang. Die erworbene Macht des Bürgertums dagegen kannte keine solche Begrenzung. Jedem, ohne Ausnahme, stand der Weg zur Kapitalmacht offen; wir wissen, daß unsere großen und größten Kapitalisten aus allen Bevölkerungsschichten hervorgegangen sind. Dies besagt, daß, während früher die Auslese der Tüchtigsten nur in dem engen Kreise der Stammesgenossen oder der Aristokratie vor sich gehen konnte, sie heute, in der erworbenen Machtsphäre, unter der ganzen Nation Platz greifen kann. Heute trägt jeder den Feldmarschallstab im Tornister. Die Zahl der Herrschenden ist ins Ungeheuere angewachsen; ihre Interessen summieren sich zu einer Intensität, wie sie die Welt früher nie gekannt hat, und ihre Macht, wie die Angriffs- und Verteidigungsmittel dieser Macht, lassen an Brutalität alle früheren Machtmittel weit hinter sich zurück. Die Versklavung, Mißhandlung und Verelendung der unter dem Joche des Kapitalismus schmachtenden Arbeitermassen ist heute weit grauenvoller, als alles, was uns die Geschichte von der Unterdrückung der Völker durch die ererbte Macht zu berichten weiß. Ebenso überstrahlen die Extravaganzen und der Luxus unserer kapitalistischen Machthaber wie blutiger Nordlichtschein den Glühwürmchenglanz, zu dem alle Herrlichkeiten vergangener Tyrannen zusammenschmelzen.

Dies alles ändert aber an unserer rassenanthropologischen Geschichtsauffassung nichts. So sehr der Kapitalismus auf wirtschaftlicher Basis beruht, so konzentriert sich seine Macht doch nur in der Hand der Tüchtigsten, nicht nur in Beziehung auf den einzelnen unter einem Volke, sondern auch in Beziehung auf die Völker untereinander. Früher stand die erbliche Herrschaftskaste dem unterdrückten Volke gegenüber, heute, können wir sagen, stehen die Tüchtigen als Herrscher den Untüchtigen als Unterdrückten gegenüber, und jederzeit kann ein Tüchtiger aus den Reihen der Unterdrückten in die Reihen der Herrscher übergehen. Wie die Auslese aus dem engen aristokratischen Kreise auf die breiten Volkskreise übergehen konnte, ist eine höchst interessante Frage für sich, die hier aber nicht weiter erörtert werden kann.

Wenn die materialistische Geschichtsauffassung recht hätte, d. h. das Geschick der Völker nur durch wirtschaftliche Faktoren bestimmt würde, dann wäre gar nicht einzusehen, weshalb sich heute die Völker so feindlich gegenüberstehen und in Waffen starren. Sie könnten alle ruhig arbeiten und ihre Arbeitsprodukte friedlich gegeneinander austauschen. Warum tun sie es nicht? Die allgemeine Profitwut der Kapitalisten stört die Harmonie, sagt die materialistische Geschichtsauffassung. Nun, Profitwut ist nichts anderes als Machtgelüst. Die profitwütenden Kapitalisten stehen als Regisseure hinter der Szene; sie lassen Könige, Regierungen, Polizei und Soldaten in ihrem Interesse spielen, die sie mit dem billigen Köder des Nationalismus und allem, was an eingebildeten Machtsphären, Privilegien, schönen Kostümen bezw. Uniformen, bureaukratischem Schnauzmonopol usw. drum und dran hängt, abfertigen. Die Presse sorgt dafür, daß dieser nationale Popanz aufrecht erhalten werde und die Machtmittel der verschiedenen Kapitalistengruppen intakt bleiben. Die Völker werden mit ihren nationalen Größenfaktoren beständig am

Narrenseil geführt; sie glauben ihre eigene Größe zu zeigen, während sie ausschließlich unter dem Daumen des Kapitals stehen. Die Kanone, als ultima ratio, wird heute nur noch mit der Erlaubnis des Kapitalisten abgefeuert. Macht kann sich nur auf getrennte Interessensphären gründen; nur wenn Mehrere, oder mehrere Völker, gegeneinander auftreten, kann es sich um Machtfragen handeln. Das Kapital arbeitet international, und der Kapitalist, so sehr er sich heuchlerisch verstellen mag, zeigt nicht einen Funken von dem Patriotismus, den er in seiner Presse zur Warmhaltung seiner Machtmittel so feurig schüren läßt. Der amerikanische Milliardär operiert auf dem ganzen Erdball, gebärdet sich aber dabei als wütender Amerikaner; denn seine wirkliche Machtsphäre liegt in Amerika, sein Glanz, sein Ruhm, sein Ehrgeiz spiegeln sich in den Wänden seines amerikanischen Wohnsitzes, und seine unmittelbaren Machtmittel stehen ihm in Amerika zur Verfügung. Die Machtmittel des Kapitalisten wachsen und gedeihen nur innerhalb nationaler Schranken, im Gegensatz zum internationalen Proletariat, das der schlaue Kapitalist in die nationale Uniform steckt, um es gegeneinander auszuspielen. Das Proletariat kann sich nur befreien, wenn es sich nicht mehr national abstempeln läßt, d. h. wenn es die nationalen Schranken niederreißt.

Den ersten großen Triumph feierte die anwachsende Kapitalmacht über die Feudalmacht unmittelbar nach der Entdeckung Amerikas und der Verschiebung des Weltmeeres, als Stütze der alten Weltbühnen, vom Mittelländischen Meere nach dem Atlantischen Ozean. Die Träger der sich auf diese Weise ablösenden Weltbühnen waren die Spanier und Engländer; sie waren gleichzeitig typisch für die sinkende Feudalmacht und die aufsteigende Kapitalmacht. Die Spanier als Entdecker und erste Ausbeuter Amerikas besorgten diese Ausbeute im echt feudalen Stile durch Raub. Ihre einzige Sorge war, die unerwarteten Goldschätze Amerikas nach Europa zu schleppen. Die durch diese Schätze getragene Größe Spaniens dauerte nur solange, wie dieser Raub dauerte; die Sonne Spaniens, und wenn sie auch eine Zeitlang nie unterging, spiegelte sich lediglich in dem geraubten amerikanischen Golde wider. Nur eine Tatsache steht fest. Dieser Goldraub hatte die Leidenschaften des ausgehungerten Europa aufgestachelt; nicht mehr nach dem Süden, nach dem Westen richteten sich alle Blicke, und ein neuer, nie geahnter Wettkampf entwickelte sich zur Besetzung der neuen Weltbühne. Holländer, Franzosen und Engländer stürmten nach dem neuen Weltteil und zwar, im Gegensatz zu den Spaniern, bewaffnet mit dem Machtmittel der Arbeit, die dasjenige des Schwertes bald überholte. Die Sieger in diesem Wettkampfe blieben schließlich die Engländer, weil sie, abgesehen vom Handel, durch die Schaffung der Großindustrie in Kapitalbildung alle anderen Völker überholten und sich damit zur Weltmacht emporschwangen. Spanier, Holländer und Franzosen mußten weichen; England wurde zur alleinigen Beherrscherin der Meere und schuf das größte Weltreich, das die Sonne je beschienen hat. Die wichtigsten Machtfäden wurden über die Meere gesponnen; ihre ganze Genialität, ihre unerschöpfliche Energie und Ausdauer hat die englische Rasse über die Meere gestrahlt. Was lag ihr an dem endlosen kleinlichen Gezänke der übrigen europäischen Völker und Völkchen, die alle Energie in ihren nimmer endenden

Hausfehden vergeudeten. Die Engländer hielten die Welt in ihren Händen; sie kümmerten sich nur dann um die europäischen Fehden, wenn sie ihre Weltinteressen durch sie berührt glaubten, woran ja schließlich nur Napoleon gewagt hatte zu denken. Im übrigen waren sie in Diplomatie allen anderen Völkern überlegen; soweit sie an dem Auf- und Absteigen der europäischen Völker Interesse hatten, besorgten sie die ganze Arbeit brieflich und mit Subsidien. Wirkliche Kraft haben sie nur in ihren direkten Kämpfen mit Frankreich vergeudet.

Den ersten großen und empfindlichsten Schlag erlitt die englische Weltmachtstellung durch die Befreiung Amerikas von der englischen Herrschaft. Es war ein Rassenzweig, der sich vom Hauptstamm abtrennte und selbst zu einem mächtigen Baume emporwuchs, nicht nur im ursprünglichen Rassenboden, sondern noch gedüngt mit dem besten Blute aller anderen Kulturrassen. Die Entwicklung und vor allen Dingen die kapitalistische Entwicklung Amerikas ist mit solchen Riesenschritten vor sich gegangen, daß heute selbst England ökonomisch von der Gnade oder Ungnade Amerikas abhängt. Amerika ist zum wirtschaftlichen Zentrum der Welt geworden; nicht mehr in London, sondern in New-York fühlt man den wirtschaftlichen Puls der Welt. Amerikanische Flut oder Ebbe schlägt an die Gestade Europas, und nicht umgekehrt. Dazu kommt noch in neuester Zeit der amerikanische Imperialismus, der sich nicht nur auf der Monroe-Doktrin breit macht, sondern weit über die amerikanische Sphäre hinausgreift. Die englische Weltmacht hat auf alle Fälle die amerikanische Sphäre eingebüßt, und selbst die Geschicke Kanadas liegen nicht mehr in ihrer Hand.

Der Atlantische Ozean wäre unstreitig noch für lange Zeit die Weltbühne geblieben; England und Amerika hätten schließlich auf ihr um die Vorherrschaft gerungen, wenn nicht unerwarteterweise durch den Aufschwung Deutschlands eine vollständig neue Konstellation in der Weltpolitik geschaffen worden wäre. Alles hätte jedoch ruhig beim alten bleiben können; an Stelle der Spanier oder Franzosen hätten jetzt einmal die Deutschen die Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinente innegehabt; dies hätte der englischen Weltmachtstellung nicht den geringsten Abbruch getan. Aber nun hat es den Deutschen endlich einmal gedämmert, daß die Weltbühnen sich nicht auf dem Lande, sondern nur auf dem Meere aufschlagen lassen; denn nur auf dem weltumspannenden Meere kann man weltumspannende Politik treiben. Die Deutschen fangen auf einmal an Schiffe zu bauen und sich die Engländer selbst zum Vorbilde zu nehmen. Es droht England von dieser ganz unerwarteten Seite plötzlich große Gefahr, und diese Gefahr ist um so ernster zu nehmen, als nicht nur im Westen Amerika selbständig geworden ist, sondern sich ebenso unerwartet im Osten Japan erhoben hat.

Lassen wir für einen Augenblick die deutschen Weltmachtgelüste unberücksichtigt und betrachten wir zunächst die neue, durch den Aufschwung Japans geschaffene weltpolitische Konstellation. Vor dem russisch-japanischen Krieg befand sich bekanntermaßen die ganze Welt in fieberhafter Aufregung über die Aufteilung Chinas. Es war der fetteste asiatische Brocken, nach dem Europäer und Amerikaner hinschielten, und nach dem anmutigen Vorspiel einer internationalen

Expedition mit Stechschritt und Asbesthaus gegen Peking war man im stillen vollständig darüber einig geworden, daß die brüderliche Aufteilung Chinas unter den weißen Repräsentanten der Liebe nur eine Frage der Zeit sein würde. Damit wäre mit einem Schlage der Stille Ozean zur Weltbühne geworden; denn danach hätten sich sicherlich die wichtigsten Interessen Europas und Amerikas um diese neuen Besitztümer gruppiert. Mit der Machtentfaltung Japans aber wurde der ganze schöne Traum zerstört. England, in schlauer Voraussicht, war das Bündnis mit Japan eingegangen, um die Aufteilung Chinas zu verhindern und sich die unangenehmen Nachbarn aus Amerika und Europa fernzuhalten. Die Voraussicht Englands wird sich ja wahrscheinlich nur auf die nächste Zukunft erstrecken; in weiterer Ferne liegen wohl ganz andere Bilder von englischer Vorherrschaft im Osten. Wenn die nationalen Kämpfe in Rassenkämpfe übergehen (immer unter der Vorherrschaft des Kapitals und der Aufstachelung der Rassen durch das Kapital), wird England wohl von seinem japanischen Verbündeten mehr und mehr abrücken müssen. Der Rassenkampf wird zuerst zwischen Japan und Amerika entbrennen. Dann wird wohl der Stille Ozean dauernd zur Weltbühne werden, und die Machtsphären Europas sinken zum Nichts zusammen.

Denn schon jetzt ist von europäischen Machtsphären nicht mehr viel geblieben. Rußland ist kein Kulturland und wird nie eines werden. Es mag in ferner Zukunft den Rest des europäischen Kontinentes mit Barbarei überziehen, wenn Europa seine Rolle überhaupt ausgespielt hat, aber auf die Weltbühne wird es nie treten. Sollten die Russen tatsächlich dereinst eine Weltbühne errichten, dann wird es nur eine ganz erbärmliche Schmiere sein.

Denn wenn erst Amerika den Westen und Japan den Osten beherrscht, was bleibt noch für die europäischen Machtgelüste? Und diese Machtgelüste müssen heutzutage sehr teuer bezahlt werden. Als England sein Weltreich gründete, befand sich die Menschheit noch in einer sehr konservativen Verfassung, und die Widerstände waren leicht zu überwinden. Die Engländer waren die besten und kühnsten Seefahrer, waren reich, schlugen sich erfolgreich mit Spaniern, Holländern und Franzosen, und deren Kolonien gingen in ihre Hände über; viele gründeten sie selbst, und zwar immer erst wirtschaftlich und dann politisch. Heute aber ist die Menschheit von Grund aus demokratisiert. Der Geist des Widerstandes, des Aufruhrs, der Freiheit beherrscht alle Völker, herab bis zu den bescheidensten Stämmen der Hottentotten. Die Engländer selbst haben diese geistige Umwälzung so wohl erkannt, daß sie schon aus diesem Grunde um den Bestand ihres Weltreiches zittern. Die Kolonien würden heute nicht mehr geduldig den Herrn wechseln; sie müßten von jedem neuen Herrn selbst erst wieder erobert werden. Dazu kommt, daß weder in Amerika noch Asien Kolonien überhaupt noch gewechselt werden könnten. Amerika wie Japan erkennen wohl den status quo europäischer Besitztümer an, aber sicherlich würden sie nie ihre Zustimmung dazu geben, daß eine Kolonie überhaupt noch ihren Besitzer wechsle; denn ihr Endstreben ist darauf gerichtet, allen europäischen Besitz in Amerika wie Asien überhaupt aufzuheben und ihn unter keinen Umständen durch Uebertragung an andere europäische Mächte zu ver-

längern. Es bliebe somit als freies Streitobjekt für die europäischen Mächte nur noch Afrika.

Trotz dieser Schwierigkeiten und trotz der Einschränkungen der Machtsphären für die europäischen Völker sucht doch England ganz selbstverständlich seine Weltmachtstellung auch in ihrer beschränkten Form aufrecht zu erhalten. Und trotz dieser veränderten Sachlage sucht auf der anderen Seite Deutschland seine Machtsphäre auszubreiten und kann dies selbstverständlich nur im Anprall gegen England; denn nach wie vor beherrscht England noch das Meer, so weit es von Amerika und Japan freigegeben ist. Will Deutschland seine durch Preußen erworbene Machtstellung erhalten und weiter ausbauen, so ist dies nur möglich, wenn es seine Machtstellung auch zur See geltend machen kann. Sein gesamter überseeischer Besitz ist von der Gnade Englands abhängig, seine ungeheuere Kriegsmacht liegt auf dem Kontinente brach, Deutschland kann keinen Soldaten ohne die Erlaubnis Englands über See verschicken. Wenn irgendeine deutsche Kolonie durch vaterländische Kräfte verteidigt werden müßte, könnte England gegen jeden Truppentransport sein Veto erheben. Es gibt für Deutschland nur einen Weg zur Weltmacht, den zur See. Mit seiner ganzen kontinentalen Militärmacht kann Deutschland nur in sich selbst ersticken; es könnte nur bis zur alten Weltbühne, zum Mittelländischen Meere, vormarschieren; ohne Schiffe müßte es auch hier wieder Halt machen.

Von den aktiven arischen Völkern kommen heute nur noch Deutschland, England und Amerika in Frage. Amerika spielt eine selbständige Rolle; es hat solch unermeßliche Bodenschätze, es beherrscht kapitalistisch bereits so sehr die Welt, daß es sich um keinen engeren Wettbewerb zu kümmern braucht. Die ausschließlichen Wettbewerber auf der Weltbühne sind vorläufig die Engländer und die Deutschen. Und wiederum ist es heute lediglich die Kapitalmacht, die beide Völker gegeneinander hetzt und sie um die Vorherrschaft ringen läßt, denn beide Länder verfügen über vergleichsweise geringe Bodenschätze; ihre Kapitalbildung ist nur durch Handel und Industrie gegeben; ihre Interessensphären müssen also unbedingt miteinander kollidieren. Läge, wie in früheren Zeiten, die Macht ausschließlich in politischen Händen, so würde Deutschland sicherlich durch seine heutige Machtstellung vollauf befriedigt sein und verlangte nicht nach mehr. Allein der Kapitalismus stachelt Deutschland zum Wettbewerb gegen England auf. Dieser bevorstehende Kampf um die Vorherrschaft ist voll und ganz in das Bewußtsein beider Völker getreten; er ist bereits deutlich in den Schatten kommender Ereignisse erkennbar. Er läßt sich mit beinahe mathematischer Sicherheit vorhersagen, vorausgesetzt nur das eine, daß der auf der ganzen Erde tobende Kampf gegen das Kapital nicht allen jetzigen politischen Konstellationen überhaupt ein Ende macht. Sollte die Herrschaft des Kapitals durch die Macht der organisierten Arbeit gebrochen werden, dann träte die Menschheit sozial wie politisch in ganz neue Phasen, über die sich heute noch absolut nicht diskutieren läßt. Wir glauben ja zumeist noch felsenfest an die vorläufige Lebensfähigkeit der Kapitalmacht, allein sie hat solch volksverheerende Wirkungen im Gefolge, daß diese Sein und Nichtsein der modernen Kulturmenschheit tangieren.

Schon der Selbsterhaltungstrieb der Kulturvölker muß gegen die Kapitalmacht reagieren. Heute durchschreitet die Menschheit ihre Entwicklungsphasen mit Riesenschnelle, die Arbeiterkämpfe, die sich nirgends mehr stillen lassen, die unaufhörlich den Boden der Kapitalmacht unterwühlen, müssen über kurz oder lang zu irgendeinem Ergebnis führen, so unmöglich es auch ist, vorherzusagen, was dieses Ergebnis sein möge.

Solange die Kapitalmacht tatsächlich besteht, solange die Völker im Dienste dieser Kapitalmacht gegeneinander gehetzt werden, solange wird auch eine Weltbühne bestehen, und es steht uns frei, die auf ihr möglichen Konstellationen zu diskutieren. Mögen in Zukunft die Weltbühnen verschwinden und sich, wie in China, alle äußeren Kämpfe in innere Kämpfe umwandeln, d. h. den Völkern nicht mehr die Ideale der Macht, sondern die Ideale der Gerechtigkeit vorschweben: heute leben wir noch im barbarischen Milieu der gegenseitigen Unterdrückung und Beraubung, und alle Fäden lassen sich nur an diesem gegebenen Milieu anknüpfen.

Durch den Aufschwung Amerikas und Japans ist, wie gesagt, die Machtsphäre Englands bedeutend eingeschränkt worden, und wenn der Kampf zwischen England und Deutschland um die Vorherrschaft entbrennen soll, so wird das unmittelbarste Streitobjekt Afrika und die näher liegenden asiatischen Länder sein, d. h. die Weltbühne wird sich nach dem Stillen Ozean verschieben; um ihn werden sich weit intensivere Interessen gruppieren, als um den Atlantischen Ozean, vor allen Dingen auch, wenn wir den kommenden Rassenkonflikt zwischen Japan und Amerika ins Auge fassen. Wir dürfen uns aber keinen Augenblick durch den Schein täuschen lassen. Wenn wir von Vorherrschaft zwischen England und Deutschland reden, so kann dies nicht mehr im politischen oder besser feudalen Sinne, sondern nur im kapitalistischen Sinne aufgefaßt werden. Die großen Massen waren stets herdendumm und borniert; über ihnen standen immer die schlauen Herrschenden, die sie nach Belieben hin- und hertrieben. Früher waren diese Herrschenden die aristokratischen Teile der Bevölkerung; heute sind es die Kapitalisten, in letzter Instanz nur die Kapitalisten. Die Schablone ist natürlich die alte menschliche geblieben; es wird in denselben Kostümen weiter gespielt; Religion, Schule, Vaterlandsliebe, Nationalitätsgefühl, Heroenbewunderung usw. usw. wird von den Kapitalisten heute mit demselben Geschick ausgespielt, wie früher von den Feudalen; der einzige Unterschied ist nur der, daß die Macht der Feudalen durch die Macht des Kapitals gebrochen ist, und die Regisseure ihre Rollen gewechselt haben. Die Feudalen müssen heute selbst mitspielen, während die Kapitalisten die Regie führen. Früher wurden die Völker durch die selbstherrlichen Feudalen gegeneinander gehetzt; heute besorgen dieses Geschäft die Kapitalisten, und die Feudalen sind lediglich ihre Heerführer geworden, so sehr diese Tatsache vor dem großen Haufen mit dem alten Flitter selbstherrlicher Größe verdeckt wird. Wie wurde z. B. während des Burenkrieges in Afrika das politische Gefühl aller Völker aufgewühlt, wie wurde das englische Volk aufgestachelt, wie mußte es seinen gesamten politischen, militärischen und finanziellen Apparat mobil machen und vor allen Dingen den Haß und Fluch der ganzen Welt auf sich nehmen, ledig-

lich um für die europäischen Herren Kapitalisten das Geschäft zu besorgen, die ihre wichtigsten Interessen in den afrikanischen Goldfeldern hatten und durch die jahrzehntelange Mißwirtschaft der Buren diese Interessen bedroht sahen. Die Engländer, die am meisten Geld hatten und für den Krieg am geeignetsten waren, mußten die Wünsche der Herren Kapitalisten durchführen. Während das deutsche Volk in seiner Kurzsichtigkeit gegen England wütete, lachten sich die deutschen Kapitalisten ins Fäustchen; denn nur in ihrem Auftrage hatten die Engländer mit der Burenmißwirtschaft aufgeräumt. Während unter den Buren die Goldproduktion mit maßlosen Schwindeleien verknüpft war, die ungezählte Millionen verschlangen, ist jetzt die Goldproduktion streng kontrollierbar und sind alle Möglichkeiten des Betrugs abgeschnitten; das ist alles, was die Herren Kapitalisten verlangten. Wären die Buren imstande gewesen, den Goldfelderschwindeleien zu steuern, so wäre es nie zu einem Burenkriege gekommen.

So wird auch der heutige Antagonismus zwischen England und Deutschland lediglich durch die moderne Kapitalmacht unterhalten, wozu natürlich der gesamte nationale und politische Apparat mobil gemacht wird. Die Welt ist groß genug, um für beide Völker vollauf Raum zu lassen; sie könnten friedlich nebeneinander arbeiten und gedeihen; allein die Interessensphären der Kapitalisten beider Länder kollidieren miteinander, daher müssen sich beide Völker für ihre Herren Kapitalisten in die Schanzen schlagen, die mit schlauer Berechnung den Zankapfel politischer Vorherrschaft zwischen sie werfen und in Schule, Presse und öffentlichem Leben die Hetze mit allen Kräften schüren. Vernunft, Menschlichkeit und alle Aussöhnungsversuche vermögen nichts gegen die Uebermacht der kapitalistischen Triebfedern. Die Kapitalisten diktieren das politische Programm beider Völker, und die Regierungen haben zu gehorchen, so sehr letztere sich auch einbilden mögen, autonom zu handeln.

Was nun auch die unmittelbarsten Streitobjekte zwischen den beiden Völkern sein mögen: uns interessieren vorläufig nur die beiderseitigen Chancen. Stellen wir uns lediglich auf den rassenanthropologischen Standpunkt, so ist das Urteil sehr rasch gefällt. Allein von einem solchen Standpunkt läßt sich kaum reden, weit eher von einem rassenanthropologischen Chauvinismus. Mit Ausnahme des Grundprinzipes, daß alle geistige und moralische Potentialität lediglich durch die Rasse gegeben ist und nie erworben werden kann, beruht der gesamte weitere Ausbau der Rassenanthropologie auf einer Grundlage chauvinistischer Phantasmagorien.

Austin Chamberlain hat mit seinem Germanenkultus von vornherein Unheil angerichtet. Hätte er den russisch-japanischen Krieg abgewartet, er hätte vielleicht vorsichtigere Urteile gefällt. Die deutschen Rassenanthropologen sind vollends aus Rand und Band; sie müssen, um überhaupt gehört zu werden, am lautesten in das chauvinistische Horn blasen; für sie darf und kann das Urgermanentum nur in Deutschland wurzeln. In Wirklichkeit ist aber das Urgermanentum auf dem Kontinent vollständig im Schwinden begriffen. In Oesterreich ist es bereits so gut wie tot, und in Deutschland war es so tief gesunken, daß es des Preußentums bedurfte, um Deutschland überhaupt wieder emporzuheben. Die Wiedergeburt Deutschlands

war ausschließlich eine Preußentat. Das deutsche Volk ist ein Mischvolk, in dem das Urgermanentum seine maßgebende Bedeutung längst eingebüßt hat und durch die verderblichen Einwanderungen und Blutbeimischungen aus dem Osten immer mehr einbüßt. Wenn die Reinerhaltung der Rasse für die Erhaltung ihrer Potentialität maßgebend sein soll, dann fiele die Ueberlegenheit von vornherein den Engländern zu. Gewiß haben die germanischen Stämme, die in England erobernd eingedrungen sind, sich mit dem keltischen Elemente gemischt und zwar sehr stark gemischt, allein diese Mischung hat sich als eine kraftbringende bewährt. Am besten wird dies durch den Unterschied zwischen Engländern, Schotten und Irländern erwiesen. Die Irländer sind unterlegen, weil in Irland die Kelten sich mit spanischem Blute mischten, in England und Schottland dagegen mit germanischem. Daß die Kelten eine minderwertigere Rasse gewesen sein sollen, ist eine Sage; wir wissen über die Kelten absolut nichts Positives. Aber selbst gesetzt, die Kelten seien minderwertig gewesen, so sind die Engländer doch keine weiteren minderwertigen Mischungen eingegangen, während die minderwertigen Zuzüge in Deutschland Jahrhunderte hindurch andauerten und heute schlimmer sind, als je zuvor. Die Engländer repräsentieren heute die reinste germanische Rasse, in der das Germanentum noch am urwüchsigsten erhalten ist, vor allen Dingen das Germanentum der Tat. Dieses Germanentum der Tat wird von unsern deutschen Rassenanthropologen schmählich vernachlässigt; sie bemessen alle Größe nur nach dem Geiste ohne Berücksichtigung des Charakters, der schließlich doch allein Weltreiche gründet. — Es war mein beständiger Konflikt mit Woltmann, daß er von dem Rassenwerte des Charakters wenig oder nichts wissen wollte. Kunst und Wissenschaft waren für ihn die beiden einzigen Sonnen der Kultur. Er suchte ewig nur nach den blauen Augen der Künstler und Gelehrten, während ihn die großen Charaktere der Weltgeschichte weniger interessierten. — Geist und Charakter sind unzertrennlich. Der Geist schafft die Kultur, der Charakter erhält sie. Vor allem spiegelt sich das Germanentum der Tat gegenüber dem Germanentum des Geistes in der Geschichte wider. Wie grandios entwickelte sich die Geschichte Englands, als es seine Arme über den ganzen Erdball breitete, während Deutschland nach dem 30jährigen Kriege elendiglich zwischen seinen vier Pfählen am Boden lag und immer mehr und mehr an Einfluß verlor. Heute pocht es allerdings auf seine geistige Ueberlegenheit, d. h. auf seine Wissenschaft, seine höhere Bildung, die ja nach deutschen Begriffen allein Macht sein soll. Die Deutschen sind wissenschaftlich den Engländern entschieden überlegen. Allein was hat zu allen Zeiten in der Weltgeschichte entschieden: Wissen oder Charakter? — Charakter! — Welche Umwandlungen und welche Vervollkommnungen die Waffen erlangt haben und erlangen mögen: die Entscheidung liefert immer nur der Mann, der hinter ihnen steht. Welches Geschrei haben im deutsch-französischen Kriege die Franzosen von ihren Mitrailleusen erhoben; wie hofften sie damit unüberwindlich zu sein, und schließlich schritten die deutschen Männer über die gefürchtete Mordwaffe wie über ein Spielzeug hinweg.

Mögen wir nun auch unter Preußens Führung unsern Mann auf den geordneten Paradeschlachtfeldern stellen, so stellen die Engländer

ihren Mann in unbestreitbar überlegener Weise zur See. Seit Jahrhunderten haben die Engländer mit ihren Schlachtschiffen alle Meere befahren; sie sind ein Inselvolk, das die See als seinen natürlichen Tummelplatz betrachtet, und das mit den Tücken und Gefahren des Meeres besser vertraut ist als alle kontinentalen Völker. Diese von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Seetüchtigkeit kann durch keinen Drill ersetzt werden. Sie wird außerdem fortwährend potenziert, indem die Engländer ihre ganze Kraft, all ihr Können und Wissen in erster Linie auf die Marine konzentrieren, als das ausschließliche Mittel ihrer Größe und ihrer Sicherheit. In derselben Weise verausgaben die Deutschen ihre ganze Potentialität in ihrem Landheer. Es stehen somit zwei Kriegsungeheuer durchaus gegensätzlicher Art einander gegenüber, die infolge der insularen Lage Englands nicht aneinander geraten können. Die Engländer kennen die ungeheuere Landmacht Deutschlands, und es fällt ihnen nicht ein, sich wie zu Zeiten Napoleons mit ihrem minderwertigen Heere irgendwie zu engagieren. Während die Engländer jeden Gedanken an eine offensive Landmacht aufgegeben haben und ihre ganze Macht auf die Marine werfen, bauen im Gegenteile die Deutschen Schiffe und streben nach einer Seemacht zur Bekämpfung Englands. Sie wollen also noch nie Dagewesenes leisten. Die Weltgeschichte kennt kein Beispiel, daß irgendein Volk, und selbst das größte, gleich mächtig zu Land und zur See gewesen wäre. Deutschland verfügt über die größte Landmacht und strebt nun auch die größte Seemacht an, um den Kampf mit England aufnehmen zu können. Ob Deutschland die Weltgeschichte Lügen strafen wird, kann nur der bevorstehende Kampf selbst entscheiden. Solange England im Schiffsbau den heutigen gewaltigen Vorsprung behält, kann dieser Kampf noch in weite Ferne gerückt werden. Auch hängt viel von der jeweiligen Regierung Englands ab. Eine liberale Regierung, die sich nur um innere Reformen kümmert und die äußere Politik vernachlässigt, wird der deutschen Entwicklung stets Raum geben, eine konservative Regierung dagegen, mit einem kühnen Minister an der Spitze, kann jeden Augenblick einen Konflikt mit Deutschland provozieren und der deutschen Flotte den Garaus machen, so daß die Deutschen immer wieder von neuem mit der Aufrichtung ihrer Seemacht beginnen müssen. Diese Politik ist in konservativen englischen Kreisen bereits sehr geläufig.

Wie die Dinge aber heute noch liegen, ist für einen kühlen Beurteiler die englische Vorherrschaft noch absolut unbestreitbar. England ist ja finanziell Deutschland weit überlegen; es kann seinen Schiffsbau mit unendlich größerem Erfolge fortsetzen. Als Rasse in physischem Sinne ist die englische der deutschen gleichfalls entschieden überlegen. Der Engländer ist gesünder, kräftiger, abgehärteter, zäher und vor allen Dingen ruhiger und kaltblütiger als der Deutsche, was im Seekampfe in erster Linie in die Wagschale fällt. Mit Glatzen, Brillen und dünnen Nägeln bekämpft man kein urkräftiges Volk, vor allen Dingen kein freies Volk, das bis auf den letzten Mann für seine Freiheit kämpft. Das noch vom Feudalismus bedrückte deutsche Volk, das von Rassengefühl wenig aufzuweisen hat und durch alldeutsche Vereine erst zu nationalem Empfinden erzogen werden muß, kann dem Ansturm eines für seine Freiheit kämpfenden Volkes nie

und nimmermehr standhalten. Vergleicht man ferner das Benehmen beider Völker gegeneinander, so bekundet der Deutsche denselben fieberhaften Chauvinismus, wie ihn der Franzose vor dem letzten Kriege Deutschland gegenüber gezeigt hat. Das deutsche Volk läßt sich Romane schreiben, in denen die Besiegung Englands mit Jules Vernescher Phantasie vorhergesagt wird. Während so die Engländer von den deutschen Chauvinisten leichtfertig unterschätzt werden, bleibt der Engländer ruhigen Blutes, studiert die Sachlage ganz genau und überschätzt womöglich die Leistungsfähigkeit der Deutschen. Denn unaufhörlich wird dem englischen Volke durch alle Kanäle der Presse und der Literatur die gefahrdrohende Macht und Größe Deutschlands vor Augen geführt und wird zur Nacheiferung in Schulung, Unterricht und Erziehung angefeuert, trotzdem die übertriebene Schulfuchserei den Engländern sicherlich gesundheitlich ebenso verderblich werden würde, wie den Deutschen. Was nützt alle Weisheit, wenn der Körper unter ihr verkümmert! Die Engländer wenden keinen Blick von dem deutschen Tun und Treiben. Während die deutsche Presse, um den chauvinistischen Anschauungen des Volkes Rechnung zu tragen, alles fälscht und herabwürdigt, was aus England kommt, wird die englische Presse nicht müde, alle deutschen Errungenschaften in ein Licht zu stellen, das die wirklichen Werte weit überstrahlt. Nicht der Chauvinist, der den Feind unterschätzt, ist der echte Patriot, sondern derjenige, der seinem Volke die Augen öffnet und es ermahnt, den Feind zu würdigen. Das Ausschlaggebende in der Stellung beider Völker gegeneinander aber ist, daß England ein freies; Deutschland dagegen ein feudales Land ist. Wir müßten alle unsere Begriffe von Kultur und Fortschritt ummodeln, wenn wir in der heutigen Welt dem Feudalismus den Sieg über die Freiheit zusprechen wollten. Erst wenn Deutschland den Feudalismus von sich abschüttelt, wenn nicht mehr Polizist und Unteroffizier das gebildetste aller Völker schurigeln dürfen, wenn dieses gebildetste aller Völker seine Manneskraft frei und ungehindert entfalten kann, wird der Tag kommen, an dem es den Kampf mit einem freien Volke mit Erfolg durchführen kann. Dann werden ihm auch sicherlich die Sympathien der ganzen Welt zur Seite stehen. Heute hat die Welt nur Sympathien für England, als den Repräsentanten der Freiheit, während Deutschland als Repräsentant des Feudalismus und der Unterdrückung überall verhaßt ist. England gehört eben zu den selbstbestimmenden Völkern, das mit oder ohne Helden seine Wege selbst sucht und findet, während in Deutschland der Feudalismus noch zuviel Einfluß auf die Geschicke des Volkes hat. Dies beweist eben, daß die rassische Urwüchsigkeit der Engländer reiner erhalten ist als die der Deutschen. Die englische Bourgeoisie, als Träger der Kapitalmacht, hat den Feudalismus mit kräftigem Arme vollständig erdrückt; die deutsche Bourgeoisie (Bebel nennt sie die erbärmlichste und feigste der Welt!) hat nicht nur überhaupt nicht den Kampf mit dem Feudalismus aufgenommen, sondern hat sich im Gegenteil aus Furcht vor der Sozialdemokratie unter seinen Schutz gestellt. Während in allen anderen Kulturstaaten der Kapitalismus absoluter Herrscher ist, ist er in Deutschland nur bis zur partnership mit dem Feudalismus vorgeschritten. Erst wenn diese partnership zertrümmert sein wird, kann Deutschland als parlamentarischer Staat

in die freie Entwicklungsphase der modernen Kulturmenschheit eintreten und seine volle Potentialität zur Entfaltung bringen. So wie der Deutsche im Auslande, in einem freien Milieu, seine großartige Veranlagung voll entfaltet, an Leistungsfähigkeit alle anderen überbietet, so würde auch das deutsche Volk in einem freien Milieu, d. h. mit einer freien politischen Verfassung, an Leistungsfähigkeit alle anderen Völker überflügeln und aus dem bevorstehenden Kampfe um die Vorherrschaft als unbestrittener Sieger hervorgehen. Deutschland steht erst mit einem Fuß in der neuen Welt, mit dem andern steht es noch auf dem alten feudalen Boden, und solange es dies tut, hat es einen Klumpfuß.

Wie gesagt, alle diese Spekulationen bewegen sich in dem heutigen barbarischen Milieu der gegenseitigen Knechtung und Unterdrückung, in dem in letzter Linie das Rassenprinzip bis heute bestimmend gewesen ist. Diesem ganzen Theaterspiel kann aber über kurz oder lang ein jähes Ende bereitet werden, und dann kämen die Deutschen, wie sie immer und überall zu spät gekommen sind, auch mit ihrer Weltherrschaft zu spät. Gegen die Macht des Schwertes erhob sich die Macht des Kapitals und besiegte es, und auch die Macht des Kapitals kann durch eine neue Macht besiegt werden. Daß die Arbeit eine Macht, ja vielleicht die größte aller Mächte repräsentiert, bezweifelt niemand. Das Prinzip der Organisation würde dieser Macht Unwiderstehbarkeit verleihen, wenn es eben nur richtig angewendet werden würde. Bis jetzt ist damit nur kläglich gepfuscht worden. Eine weltumspannende Organisation der Arbeit, wie sie Marx gepredigt hat, würde nicht nur die Kapitalmacht stürzen, sondern auch alle nationalen, ja sogar alle Rassenschranken niederreißen. Der japanische Arbeiter hätte genau dieselben Interessen wie der amerikanische oder europäische. Eine solche Organisation würde mit einem Schlage mit aller Weltpolitik aufräumen, die Arbeiterheere würden nur sich selbst, aber keine Herrschenden, keine Kapitalisten, keine Feudalen mehr schützen.

Und was wird dann aus dem Rassenprinzip, aus den Starken mit ihrer Ueberlegenheit über die Schwachen? Was aus dem großen rassenanthropologischen Rettungsanker: der Reinerhaltung der Rasse zur Erhaltung ihrer größten Leistungsfähigkeit? Die Macht der Arbeit könnte sich dann nur entwickeln Hand in Hand mit dem Untergange der Starken, mit der vollständigen Nivellierung aller Kräfte, mit einem weltumspannenden Chinesentum. Dies ist aber durchaus nicht erwiesen. Die Organisation der Arbeit bedingt keineswegs die Zertrümmerung der Rasse. England verdankt seine Größe der Reinerhaltung seiner Rasse. Wie aber steht es mit der Größe des absoluten Mischvolkes der Amerikaner? Der mit Riesenschritten sich entwickelnde Verkehr amerikanisiert die Welt immer mehr, d. h. er mischt alle Völker untereinander, und wenn sie durch eine solche Mischung die Leistungsfähigkeit der Amerikaner erlangten, so könnten sie eigentlich nur beglückwünscht werden, trotz des rassenanthropologischen Grundprinzips! Hier hat sicherlich die Rassenanthropologie noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Und, last not least, nach welchem Maßstabe sollen wir denn die Starken charakterisieren? Ewig nur nach dem der Brutalität? Sollen denn die Starken, die Ueberlegenen all ihr

Wissen und Können, all ihre Schlauheit und Kraft immer nur darauf verwenden, sich der Ueppigkeit und Schwelgerei zu ergeben, die Schwachen zu knechten und die aufgeblasenen Herren zu spielen?! Kann es die Welt denn nicht endlich einmal müde werden, diese Herrenmenschen anzustaunen und vor ihnen im Staube zu liegen?! Gibt es für die Menschheit keine anderen Entwicklungsmöglichkeiten, als solche, die ewig nur mit dem Popanz persönlicher Macht und Größe verknüpft sind, während die große Masse der Menschheit am Boden liegt?! Soll die Genialität der Menschheit nicht einmal in neue Bahnen einlenken können; sollen die Starken und Ueberlegenen ihren Witz nicht einmal auf höhere Menschheitsziele konzentrieren können? Des Kampfes gibt es für diese Starken und Ueberlegenen genug, um ihre höhere Veranlagung zu bewähren, auch wenn kein Blut bei diesem Kampfe fließt, auch wenn die Weltbühne von Grund aus revolutioniert wird und die Völker statt bluttriefende Weltdramen wirkliche Kultur auf ihr spielen.

Entwicklungstendenzen im Parlamentarismus.

Dr. J. G. Weiß.

Wenn alles Leben ein fortgesetzter Veränderungsprozeß ist, so werden doch Perioden besonders lebhafter Veränderungen von solchen verhältnismäßiger Ruhe abgelöst, von denen sie sich selbst für den flüchtigen Beobachter deutlich abheben.

In einer Periode besonders lebhafter Veränderung scheint sich gegenwärtig der Parlamentarismus zu befinden. Nicht nur ist allenthalben von Wahlrechtsreformen und sonstigen organisatorischen Aenderungen die Rede; auch da, wo die gegebenen Formen noch nicht als rückständig empfunden werden, wandelt sich mehr oder minder merklich ihr Inhalt, und man wird vielleicht einst mit Staunen erkennen, daß das scheinbar Unveränderte etwas ganz anderes geworden ist, als was es zur Zeit seiner Entstehung war.

Wohin treiben die schwebenden Veränderungen? Sind sie Entwicklungserscheinungen in einem Leben, das noch weiter aufwärts führt, oder leiten sie eine Zersetzung ein? Lord Beaconsfield sagte den Parlamentarismus schon vor einem halben Jahrhundert tot, als er in seinem Roman „Tancred" aussprach, der rhetorische Klub der Urgroßväter sei überholt von der öffentlichen Meinung, von der jene nie geträumt hätten. Aber er hat nicht recht behalten. Der Parlamentarismus lebt und betätigt sich sogar ganz überwiegend gerade in derjenigen Funktion, die das Organ der öffentlichen Meinung, die Presse, ihm am besten hätte abnehmen können: in der Vermittelung der in der Peripherie auftretenden Gefühle nach der Zentralstelle.

Und die meisten Neubildungen und Reformen der letzten Jahrzehnte waren beherrscht von der Idee, die Parlamente gerade für die eben bezeichnete Funktion mehr und mehr geeignet zu machen.

Ist nun diese Funktion die einzige, die einem Parlament zukommt, oder wenigstens derart die überwiegend wichtigste, daß es schlecht-

weg als ein Fortschritt bezeichnet werden kann, wenn die Organisation ihrer Erfüllung besser angepaßt wird, oder steht dieser besseren Anpassung an eine Funktion vielleicht eine Beeinträchtigung anderer Funktionen gegenüber, die nicht minder wichtig sind, ja vielleicht wichtiger?

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der Parlamente und ihrer Aufgaben, wobei das, was sich uns hier in großen und flüchtigen Strichen darstellt, natürlich nicht überall auch im einzelnen zutreffen muß.

Im einfachsten politischen Organismus, der primitivsten politischen Gruppe war die Gesamtheit der Glieder alles in allem; sie trat zusammen, um den Gesamtwillen zu bilden, und sie vollzog ihn gesamter Hand oder unter gleicher (gleichzeitiger oder abwechselnder) Mitwirkung der einzelnen Glieder. Diese wesentlichsten Züge der einfachsten politischen Organismen überhaupt haben sich in den einfachsten politischen Teilorganismen, kleinen Dorfschaften, bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts und z. T. bis jetzt erhalten; der Staat aber mußte bei seinem Wachsen aus dem Kleinen ins Große ein komplizierteres, ein mehr differenziertes Organsystem herausbilden.

Schon dann, wenn der Staat lediglich durch die allmähliche natürliche Vermehrung der Stammesgenossen gewachsen wäre, hätte die unmittelbare und gleiche Teilnahme aller Genossen an der Bildung und dem Vollzug des Gesamtwillens nicht sich erhalten können.

Aber die wirkliche Staatenbildung ging in anderer Weise vor sich, nicht in friedlicher Entwicklung, sondern als Folge feindseligen Zusammenstoßes der Gruppen oder Völkerschaften und der Unterjochung einer unter die andere.

Die nächste Folge war regelmäßig die, daß ein Herrenvolk über ein für seine Kopfzahl unverhältnismäßig großes, von dem unterworfenen Volke mehr oder weniger dicht besiedeltes Gebiet weit verstreut saß. Zu Beratungen konnten nun nicht mehr alle seine Glieder zusammentreten, teils weil das zu beschwerlich war, teils weil die auf Abschüttelung des Joches sinnenden Unterworfenen gerade in den äußersten Teilen des okkupierten Gebietes nicht sich selber überlassen werden durften, sondern dort ständig einer starken bewaffneten Aufsicht unterstellt sein mußten. So begann langsam die Differenzierung zwischen Gesetzgebung einerseits und Verwaltung (im weitesten Sinne) anderseits. Sie schritt fort, indem einzelne aus dem unterjochten Volke, die ja keinen Anspruch auf Teilnahme an der Bildung des Staatswillens erheben konnten, doch erst zu niederen, dann zu immer höheren, ja sehr hohen Funktionen in der Verwaltung herangezogen wurden. Und weiter schritt sie fort, indem einzelne und immer mehr von den Angehörigen des Herrenvolkes aus Gleichgültigkeit oder Not es vorzogen, draußen der Verwaltung zu dienen oder sich passiv zu verhalten, statt an den Verhandlungen teilzunehmen, in denen der Gesamtwille gebildet wurde.

Es ist hier nicht nötig, den Fortgang der Differenzierung zwischen Gesetzgebung und Verwaltung weiter zu verfolgen. Es genügt zu sagen, daß er zu einer so gründlichen Scheidung der beiden Gebiete führte, daß nur noch eine gemeinsame Spitze übrig blieb, der Repräsentant der Einheit des Gesamtorganismus, das „Staatsober-

haupt"[1]). Ja selbst diese Spitze wollte man in gewissen Demokratien nicht mehr als gemeinsam anerkennen, sondern sie auf die Leitung der Exekutive beschränken, was allerdings nie völlig gelang.

Als Träger der Gesetzgebung — der Bildung des Gesamtwillens — blieb eine um den Fürsten (oder das sonstige Staatsoberhaupt) gescharte körperschaftliche Versammlung der Mächtigsten übrig, die staatliche Exekutive fiel einem vom Fürsten allein abhängigen Beamtenapparat zu (in den ich natürlich auch das Heer einrechne).

Aber schon ehe diese Differenzierung zwischen den ursprünglich wichtigsten Funktionen im Gesamtorganismus über ihre Anfangsstadien hinausgelangte, gewann eine dritte Funktion Bedeutung, die kaum erkennbar gewesen war, solange die nachmals herrschend gewordene Gruppe noch für sich allein bestand, solange sie den ganzen Organismus gebildet hatte. Was einst der ganze Organismus gewesen war, das mußte nun, wenn auch nach mancherlei Ausscheidungen und Inkorporationen, ein Zentralorgan werden, von dem aus ein unter Umständen viel größeres, durch Zerstörung seiner einstigen Struktur mehr oder weniger atomisiertes Aggregat neu organisiert werden sollte. Das Zentralorgan bedurfte einer Verbindung mit allen Teilen des Gesamtaggregats bis zur Peripherie. Diese wurde wesentlich durch den Ausbau des Verwaltungsapparats hergestellt. Aber es wurde auch außerhalb des Zentralorgans das Bedürfnis einer Verbindung nach diesem empfunden und zwar einer nicht durch den Exekutivapparat zurücklaufenden, sondern einer eigenen, in den gesetzgebenden Teil des Zentralorgans einmündenden. Es handelte sich also darum, Gefühle, die in der Peripherie spontan oder in Reaktion auf Aktionen der Exekutive auftreten, dahin zu vermitteln und dort zum Bewußtsein zu bringen, wo der Staatswille zu bilden war. In der einfachsten politischen Gruppe konnte ein solches Bedürfnis deshalb kaum in Erscheinung treten, weil die Träger der zentralen und die der peripherischen Regungen und Funktionen identisch waren. Selbst der mächtigste Häuptling konnte ja nur ein primus inter pares sein, ein Jäger oder Hirte wie die andern, der des Lebens tägliche Not wie sie empfand, und seine führende Rolle erforderte nichts, was nicht fast jeder andere Genosse auch leisten konnte, wenn er etwa mit ihm tauschen sollte. Wo jeder Genosse seinen Anteil an der Bildung des Gesamtwillens hatte, konnte von einer Vertretung keine Rede sein, nicht einmal von einer solchen für die Frauen und Unmündigen, da es wohl keinem Genossen einfiel, neben seinen Rechten und Interessen selbständige Rechte und Interessen seiner Familienglieder anzuerkennen. Sobald es aber eine erhebliche Zahl mehr oder weniger selbständiger Genossen gab, die an der Bildung des Gesamtwillens keinen unmittelbaren Anteil hatten, mußten für die Vermittelung ihrer Wünsche und Beschwerden nach dem Mittelpunkte sich Leitungen herausbilden.

Langsam allerdings!

Zunächst wohl handelte es sich um Leitungen von sehr unsicherer und hinfälliger Natur. Der Angehörige des Herrenvolkes, der freiwillig oder notgedrungen auf eigene Teilnahme an den Funktionen

[1]) Ich vernachlässige hier die Tatsache, daß der Fürst stets einen Kreis vertrautester persönlicher Ratgeber haben mußte, der schließlich verfassungsmäßig festgelegt wurde. Ich rechne diesen einfach seiner Person zu.

des Zentralorgans verzichtete, hatte keinen staatsrechtlichen Anspruch darauf, durch die wirklich Teilnehmenden mittelbar zu Worte zu kommen, und er konnte nur auf privatem Wege dazu gelangen, indem er durch Kommendation sich Schutz und Fürsprache eines Mächtigen für seine Interessen sicherte. Er tat das, abgesehen von sonstigen Gründen, deshalb, weil er sah, daß sonst selbst der Angehörige des unterworfenen Volkes, der einen Anspruch auf Gehör im Zentralorgan überhaupt nicht besaß, sich in einer besseren Position befand, als er. Jener, der persönlich oder durch seinen Besitz der Gewalt eines großen Grundherrn unterworfen war, konnte darauf rechnen, daß dieser schon aus Eigennutz ihm ein Vertreter sein werde.

So unsicher und hinfällig aber solche Leitungen auch waren; sie bildeten doch die ersten Ansätze einheitlichen Lebens im Gesamtaggregat. Und je mehr die Zeit fortschritt, je mehr die Stammesunterschiede sich tatsächlich verwischten oder aus der Erinnerung schwanden, desto mehr steigerte sich dieses Leben und tendierte es zu einer besseren Ausgestaltung seiner Organe. Insbesondere entstand von der Peripherie her ein starkes Drängen, die Einleitung aller nach dem Zentralorgan gerichteten Botschaften in dieses besser zu sichern, und so ergaben sich bald neue, von der Peripherie her kommende Leitungseinrichtungen, die schließlich nicht dabei halt machten, an geeigneter Stelle des Zentralorgans Fühlung zu suchen, sondern in dieses selbst einzudringen versuchten.

Damit geriet das Zentralorgan in die Gefahr, durch Neubildungen innerhalb seiner selbst und Verdrängung seiner seitherigen Komponenten umgeschaffen zu werden, und es reagierte darauf, im ganzen, wie in seinen Teilen.

Mit verschiedenem Erfolg.

Wo es gelang, die von der Peripherie spontan sich herspinnenden Leitungen zu zerstören und die ganze Verbindung zwischen der Zentralgewalt und der Peripherie in den Verwaltungsapparat zu legen, geriet das dem Zentralorgan durchaus nicht zum Vorteil, wenigstens nicht demjenigen Teile desselben, der der Bildung des Staatswillens dienen sollte, und der einer vom Verwaltungsapparat unabhängigen Verbindung mit der Peripherie ebenso notwendig bedurfte, wie die Peripherie einer Verbindung mit ihm. Es ergab sich ein Zustand, wie er bei einem Menschen sein müßte, dessen motorischer Apparat noch in Ordnung wäre, dessen Empfindungsnerven aber den Dienst versagten. Die Folge war eine Schrumpfung des zur Bildung des Gesamtwillens berufenen Organes, eine rückläufige Bewegung, die die Differenzierung zwischen Gesetzgebung und Verwaltung wieder verwischte und den Spitzen der Verwaltung einen überwiegenden, unter Umständen fast ausschließlichen Einfluß auf die Bildung des Staatswillens verschaffte, wie das in den deutschen Staatsgebilden in der Zeit zwischen dem 30jährigen Krieg und dem Anfang des 19. Jahrhunderts durchweg der Fall war.

Wo aber die von der Peripherie her wachsenden Leitungen nicht zerstört werden konnten, oder wo sie schließlich nach zeitweiliger Zerstörung wieder auflebten, da ergaben sich zweierlei Möglichkeiten.

Entweder geschah es, daß die neuen Elemente in das alte Zentralorgan eindrangen und eingegliedert wurden (Einkammersystem), oder

daß sie genötigt wurden, außen zu bleiben und ein besonderes Organ zu bilden, das zu dem alten in geregelte Beziehungen trat (Zweikammersystem). Nur nebenbei mag erwähnt werden, daß diese Gestaltungen, die sich in Staaten mit ununterbrochener Entwicklung auf dem Wege allmählichen Werdens ergaben, in anderen, gewaltsam geschaffenen oder umgeschaffenen Staaten meist kopiert wurden und sich allmählich mehr oder weniger gut einlebten.

Die dem Eindringen der neuen Elemente allenthalben vorangegangene Entartung des alten Zentralorgans, die Unfähigkeit seiner Mitglieder, sich von der Verfolgung ihrer Sonderinteressen loszumachen, sich rein auf den Standpunkt des Gemeinwohles zu stellen und nur von diesem Standpunkte aus zur Bildung des Staatswillens zusammenzuwirken, hatte natürlich die Folge, daß die neuen Elemente sich nicht dabei bescheiden wollten, den Interessen der von ihnen vertretenen Kreise Gehör zu verschaffen, sondern von vornherein auch beanspruchten, an der Bildung des Staatswillens teil zu nehmen. So ergab es sich, daß alte und neue Elemente, mochten sie in einer Korporation vereinigt oder mochten sie geschieden sein, das Gleiche sein wollten, daß die einen wie die andern Bildner des Staatswillens und zugleich Vertreter von Einzelinteressen, daß sie Richter und Anwälte zugleich sein wollten. Das wurde auch nicht als ungereimt empfunden. War doch selbst mittelalterlichen Gerichtsordnungen ähnliches nicht fremd, indem den Parteien gestattet war, sich einzelne Mitglieder des Richterkollegiums als Fürsprecher zu wählen!

Die Verfassungen des 19. Jahrhunderts suchten meist die Vertretung von Sonderinteressen in Schranken zu halten, indem sie den Mitgliedern der Parlamente ausdrücklich die Pflicht auferlegten, stets nur als Vertreter des Staatsganzen zu handeln. Und es schien zur Förderung dieser Absicht zu dienen, daß die Wahl der „Volksvertreter“ basiert wurde auf Abteilungen des Staatsgebietes, die wieder lediglich oder doch wesentlich auf dem Vorhandensein einer gewissen Zahl von Staatsbürgern basierten, ohne daß auf die Zugehörigkeit dieser Staatsbürger zu bestimmten Ständen oder Korporationen irgendwelche Rücksicht genommen wurde. So schien es nun, daß die Rollen gewechselt werden sollten. Die aus mehr oder weniger allgemeinen, auf Stand oder Beruf keine Rücksicht nehmenden Volkswahlen hervorgegangenen Vertreter schienen am besten berufen, das Gesamtwohl zu fördern, den Staatswillen zu bilden. Die übriggebliebenen oder wieder hervorgeholten, ihrer eigentlichen Aufgaben kaum mehr bewußten Bestandteile des ursprünglichen Zentralorgans erschienen ihnen gegenüber nur noch als Vertreter einzelner privilegierter Stände, deren Privilegierung überdies nur eine historische, keineswegs aber mehr eine in den veränderten Zeitverhältnissen noch begründete Berechtigung habe. Ihre völlige Verdrängung schien im Bereich der Möglichkeit zu liegen, ja manchem erschien sie nur noch eine Frage der Zeit.

Aber es war ein Irrtum, den Gesamtwillen lediglich durch Summierung der Einzelwillen der Individuen gewinnen zu wollen, wie einst in der einfachsten politischen Gruppe, ignorierend, daß der Staat ein höchst komplizierter und arbeitsteiliger Organismus geworden war, ignorierend, daß sowohl dem Gesamtorganismus als den Gebilden niederer Ordnung, aus denen er sich zusammensetzte, Interessen,

Zwecke, Ziele aufgegangen waren, die über die Interessen, Zwecke, Ziele der augenblicklich in ihm lebenden Individuen hinausgehen, ja zeitweise mit ihnen in Widerspruch stehen konnten. Und dieser Irrtum ging sogar so weit, daß man sich nicht begnügte, die kommunalen und berufsständischen Gebilde innerhalb des Staatsganzen in politischer Beziehung zu ignorieren, sie aus dem eigentlich politischen Apparat auszuschalten, sondern daß man die einen entrechtete, die andern stellenweise gar zerstörte, weil sie den Rechten des Individuums im Wege zu stehen schienen. Nicht unverdient traf sie ihr Los: sie waren meist verrottet oder verknöchert und trugen großenteils selbst die Schuld daran, daß die hinter ihnen stehenden Individuen über sie hinweg sich zum Staate in unmittelbare Beziehung gesetzt hatten. Aber daß sie ihren Aufgaben nicht gewachsen waren, das ist kein Beweis dafür, daß sie keine Aufgaben gehabt hätten.

Daß in den Verfassungen des 19. Jahrhunderts eine geordnete und allseitig ausgebildete Vertretung der besonderen Interessen der einzelnen berufsständischen und sonstigen Gruppen fehlte, das wurde verhängnisvoll für die „Volksvertretung“ als solche. Es hatte keineswegs die Wirkung, daß nun rein das allgemeine Volks- oder Staatsinteresse zur Geltung gebracht wurde. Die Einzelinteressen ließen sich nicht totschlagen; sie drängten sich herauf, aber nicht geordnet, gesichtet im Durchgang durch Unterstufen einer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gliederung, sondern chaotisch, direkt von den Individuen kommend und abhängig von den mannigfaltigsten Zufälligkeiten. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß daran auch da nichts gebessert wurde, wo man die indirekte Wahl einführte und so eine künstliche Zwischenstufe schuf, die zu der natürlichen Gliederung des Ganzen in gar keiner Beziehung stand. Das System atomisierte also den Staat und bewirkte, daß die Volksvertreter, statt auf der hohen Warte der Wahrung des Gesamtwohls zu stehen, sich erst recht nach Sonderinteressen richten mußten, und zumeist nicht nach dauernden und geklärten Interessen festgefügter Gruppen, sondern viel öfter nach Augenblicksmeinungen, ja Launen zufällig zusammengewürfelter Massen.

Unter diesen Umständen waren es oft die zur Interessenvertretung privilegierten Stände zusammengeschrumpften Reste des alten Zentralorgans, die in Zeiten der Gefahr sich aufrafften und von höheren Gesichtspunkten ausgehend eine launenhafte Augenblickspolitik durchkreuzten. Für sich allein waren sie weder stark noch vielseitig genug, um einer solchen Aufgabe regelmäßig zu genügen. Es mußte etwas Weiteres an ihre Seite treten, und das wuchs fast unmerklich von unten herauf. Es erstarkten die lange daniedergelegenen eigentlichen Kommunen, und es entstanden oder regenerierten sich weitere Kommunalverbände; es wuchsen private, berufliche und sonstige wirtschaftliche und soziale Vereinigungen zu öffentlich rechtlichen Korporationen aus; selbst wissenschaftliche und künstlerische Interessenkreise organisierten sich. Und was alle diese Verbände vertraten, das war meist weit entfernt davon, lediglich die Summe dessen zu sein, was die augenblicklich in ihnen lebenden Individuen augenblicklich wünschten. Dafür bürgte schon die Indolenz der Minderwertigen unter den Individuen, die hier, im bescheidenen Kreise, nicht so wie in der

hohen Politik durch sensationelle Ereignisse und hochtönende Worte aufgerüttelt wurden. An mühselige, bestenfalls in langem Ringen zu Erfolgen führende Kleinarbeit waren nur die Tüchtigen zu bringen, und diese drückten dem Ergebnis ihrer Arbeit ihren Stempel auf. Oft mochte so die Sondermeinung oder das Sonderinteresse einer leitenden Persönlichkeit ungebührlich in den Vordergrund treten. Aber zur Regel konnte das nicht werden. Es ist eine oft zu beobachtende Erscheinung, daß gerade der wahrhaft Tüchtige, wenn er an der Spitze eines Verbandes steht, sich mit diesem Verbande gewissermaßen identifiziert, daß er seine Sonderinteressen über den Interessen des Verbandes vergißt, daß er aber auch die Sonderinteressen anderer einzelner Mitglieder des Verbandes beiseite schiebt, wo sie tieferen, dauernden, über die Lebensdauer der gegenwärtigen Mitglieder hinausreichenden Interessen des Verbandes widersprechen.

So bildete sich ein dichtes Netz von wohlgegliederten, zweckmäßig eingerichteten Interessenvertretungen heraus, die mehr und mehr als Träger oder Vermittler notwendiger Funktionen innerhalb des Gesamtorganismus erkannt und durch die Gesetzgebung sanktioniert (gelegentlich auch bureaukratisiert) wurden. Und wir sehen schon die Spitzen dieser Interessenvertretungen in das Zentralorgan des Staates hineinwachsen, sei es, daß sie Sitz und Stimme in den Parlamenten erlangen, sei es, daß sie lediglich zur Regierung in geregelte Beziehungen treten und ein System von Nebenparlamenten bilden.

Diese Interessenvertretungen, mannigfaltiger, großzügiger als die irgendeiner früheren Zeit, und zugleich — eben durch ihr natürliches Wachstum von unten herauf — dem Staate mehr wesensgleich als irgendein durch eine papierene Verfassung aus dem Nichts geschaffenes Organ, bedeuten zweifellos eine gefährliche Konkurrenz für die aus der Idee des Vertragsstaates geborenen „Volksvertretungen“ im Sinne der Verfassungen des 19. Jahrhunderts. Sie sind das, was aus den ständischen Vertretungen des Mittelalters auf dem Wege einer weiteren Entwicklung und Differenzierung (namentlich der Städtevertretung) hätte werden können. Sie sind der Ausdruck der natürlichen Gliederung des Volkskörpers.

Kann ihnen gegenüber nun wirklich die Vertretung der Individuen den Anspruch erheben, das bessere Organ zur Bildung des Gesamtwillens zu sein, derart das bessere, daß es diese Funktion sich allein vorbehalten darf, und daß es jene vor seine Schranken verweisen darf, dort zu plaidieren und zu petitionieren?

Ich glaube, das muß verneint werden, und es muß um so mehr verneint werden, je besser in einem Staate die Vertretung der Individuen als solche ausgebildet ist. Und die Ausbildung nach dieser Richtung ist noch nirgends an ihrem Ziele angekommen. Selbst das Wahlrecht zum deutschen Reichstag bedeutet ja noch nicht das Aeußerste. Weitere Herabsetzung der Grenze für die Wahlmündigkeit und Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen stehen noch im Hintergrund.

Gewiß ist es eine große politische Errungenschaft, wenn jeder, wer er auch sei, dem was ihn drückt oder bewegt, durch den Stimmzettel Ausdruck geben kann, wenn er so dazu beitragen kann, daß denen, die den Staat lenken, zu Gemüt geführt wird, wie ihre Handlungen und Unterlassungen in der Peripherie empfunden werden.

Aber diese Aktion des Individuums ist nicht schöpferisch, sie ist mehr kritisierend, sie wird, wie jede Kritik, stärker angeregt durch Unlustempfindungen als durch Lustempfindungen, und so gilt auch von den auf individualistischer Grundlage aufgebauten Volksvertretungen das, was Holtzendorff von der öffentlichen Meinung gesagt hat: ihre Negationen sind stärker als ihre Positionen.

Stark sind sie in der Handhabung ihres Budgetrechts, und die Tätigkeit, die sie hier üben, ist ein Beleg für das eben Gesagte. Hier laufen alle in der Peripherie empfundenen Unlustgefühle zusammen und kommen in einer Kritik zum Ausdruck, die besonders darauf abhebt, da hemmend einzugreifen, wo die Staatstätigkeit den Individuen zu große Lasten auflegen oder ihnen sonst wehe tun könnte. So ist die Handhabung des Budgetrechtes im wesentlichen eine negative Tätigkeit. Wenn auch positive Anregungen vielfach mit unterlaufen, so sind das selten Anregungen vom Standpunkte des Gemeinwohls, viel öfter solche, die unter Vorschützung des Gemeinwohls die Interessen einzelner oder der meisten Wähler der betr. Abgeordneten einseitig fördern wollen. Führen solche Anregungen aber zu Gesetzesvorschlägen der Regierung, oder gelangt diese von sich aus zu Gesetzesvorschlägen, so zeigt sich die ganze Unfähigkeit der auf individualistischer Grundlage ruhenden Volksvertretung zu positivem Schaffen. In fruchtloser Kritik werden die Gesetzentwürfe hin- und hergezerrt, sie werden nach den mannigfaltigsten, ihren eigentlichen Zwecken fremden Rücksichten abgeändert, selten aber in großzügiger Weise umgestaltet, sie werden verkrüppelt und liefern dann mit ihren Unklarheiten und Widersprüchen nur Stoff für die Spitzfindigkeiten der Juristen. Dabei wird nicht einmal erreicht, daß zwischen den mancherlei Interessen, die an der Umgestaltung mit tätig waren, ein gerechter Ausgleich sich ergibt, denn es ist ja reine Zufallssache, ob im Hause, ob gar in der Kommission die einzelne Interessengruppe auch so vertreten ist, wie es ihrer Wichtigkeit und der Berechtigung ihrer Ansprüche entsprechen würde.

Da muß man schon sagen, daß ein wohlgeordnetes System von Interessenvertretungen, bei dem in einer Zentralstelle die Spitzen der Einzelvertretungen miteinander Fühlung nehmen, einander offen ins Auge sehen, ihre Kräfte gegenseitig abwägen und schließlich einen Ausgleich zwischen ihren widersprechenden Interessen finden würden, vielleicht eine bessere Gewähr für die Bildung eines vernünftigen Gesamtwillens, für ein positives Schaffen und Fortschreiten im Staatsleben bieten würde, als die Vertretung der Individuen. Wenn aber einer Einrichtung im ersteren Sinne die bessere Eignung für das positive Schaffen zugesprochen werden muß, so soll damit über die Vertretung der Individuen nicht der Stab gebrochen werden. Im Gegenteil: sie ist höchst notwendig als ein Regulator des Fortschrittes, der hemmend eingreift, wo der Gesamtorganismus dazu tendiert, über seine Kräfte zu leben, die aber den Unlustgefühlen der Peripherie auch dann Ausdruck gibt, wenn sie durch zu schwache Lebensfunktionen des Gesamtorganismus Not leidet.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Männer, die befähigt wären, von hohen Gesichtspunkten ausgehend, großzügig am Fortschritt des Ganzen oder seiner wichtigsten Teile zu schaffen, immer

schwerer in die Volksvertretungen hineingelangen, und daß es ihnen auch immer schwerer wird, sich in ihrer parlamentarischen Tätigkeit mit der nötigen Freiheit zu bewegen, weil sie oft auf die Gunst einer kleinen Anzahl von Wählern angewiesen sind und auf die persönlichen Interessen und Stimmungen jedes einzelnen Wählers zu viel Rücksicht nehmen müssen. Nun hat es ja freilich Versuche gegeben und gibt noch solche, durch besondere Gestaltung des Wahlrechts (Pluralsystem, Minoritätenvertretung, Proportionalwahl) die Vertretung der Individuen so einzurichten, daß zufällige und augenblickliche Stimmungen in den Massen nicht allzu durchschlagende Wirkungen haben können, und es muß anerkannt werden, daß auf solchem Wege die Bildung eines den dauernden Interessen des Staates angemessenen Gesamtwillens für gar manchen Fall erleichtert würde. Es darf deshalb wohl angenommen werden, daß die rechtzeitige Einführung solcher besonderen Vorkehrungen auf geraume Zeit ein leidliches Gleichgewicht zwischen den Interessen des Gesamtorganismus einerseits und denen der Individuen anderseits in den Volksvertretungen hergestellt hätte.

Aber da vom Standpunkte der Individuen jede Maßregel, durch die die ausschlaggebende Stellung ihrer jeweiligen augenblicklichen Majorität beeinträchtigt werden könnte, als ein Rückschritt erscheint, ist es kaum zu erwarten, daß derartige Maßregeln jetzt noch Aussicht haben, allgemein eingeführt und dauernd erhalten zu werden.

Wir stehen also vor der Tatsache, daß die auf dem Prinzip des Individualismus aufgebauten Volksvertretungen, indem sie ihrem grundlegenden Prinzip mehr und mehr angepaßt werden, für die positive Förderung des Lebens des Gesamtorganismus sich immer weniger eignen werden, daß sie diese letztere Funktion also mehr und mehr an andere Organe werden abtreten müssen, an diejenigen Organe, von denen bereits gezeigt wurde, daß sie aus der natürlichen Gliederung des Gesamtorganismus herausgewachsen sind, und daß es nur der Herstellung eines Equilibriums zwischen den von ihnen vertretenen Interessen in einer Zentralstelle bedarf, um dort zu einer Willensbildung zu gelangen, die den nach menschlichem Ermessen dauernden Interessen des Gesamtorganismus entspricht.

Es ist also eine neue Differenzierung im Gange: Die von unten herauf erwachsenen Vertretungen des gegliederten Volkskörpers schicken sich an, Träger derjenigen Funktionen zu werden, aus denen der positive Staatswille sich aufbaut; die offiziellen Volksvertretungen werden immer mehr einseitige Vertretungen der Individuen, sie bilden sich zu Systemen von Empfindungsnerven aus, es bleibt ihnen schließlich nur mehr die Fähigkeit einer kritisierenden, kontrollierenden, nötigenfalls hemmenden Tätigkeit im Gesamtorganismus.

Werden sie sich in dieser Weise beschränken lassen?

Gewiß nicht, wenn die Beschränkung gegen ihren Willen, wenn sie gar durch eine Gewaltaktion durchgesetzt und verfassungsmäßig festgelegt werden soll. Sicher aber, wenn man der Entwicklung ihren Lauf läßt, wenn die Verwandlung langsam und unvermerkt sich weiter vollziehen kann, wie sie eingesetzt hat.

Wie ist es heute in Deutschland?

Ich will nicht davon reden, daß die Interessenvertretungen in einigen Einzelstaaten schon in den Parlamenten festen Fuß gefaßt haben oder im Begriffe sind, es zu tun. Ich will nur das Reich selbst als Beispiel anführen.

Seine historisch-politische Gliederung hat von vornherein im Bundesrat ihren Ausdruck gefunden. In den damit gegebenen Rahmen ist aber von unten herauf Neues und Wesensgleiches hineingewachsen. Unabhängig von den oft nur auf geographischer Grundlage beruhenden Einteilungen der Staatsgebiete, wie sie für die Exekutive sich herausgebildet haben, hat die natürliche politische Gliederung des Volkskörpers selbst begonnen, sich Ausdruck zu verschaffen, Städteverbände und Vertretungen sonstiger Kommunalverbände sind entstanden, haben immer festere Struktur erhalten und treten unabhängig von den „Volksvertretungen" in solche Beziehungen zu den Regierungen der Einzelstaaten, daß es schon heute nicht zu gewagt erscheint, ihnen vorauszusagen, daß sie dereinst als ein Unterbau der oben im Bundesrat zum Ausdruck kommenden politischen Gliederung wenigstens praktisch Anerkennung finden werden. Neben der politischen Gliederung sehen wir aber eine höchst mannigfaltige berufsständische, die jener parallel läuft, die schon in den Unterstufen — in den Kommunalverbänden und Einzelstaaten — mit ihr in Fühlung steht, in ihren Spitzen aber höchst rege und immer reger werdende Beziehungen zur Reichsregierung hat. Und wenn auch den berufsständischen Vertretungen eine gemeinsame Spitze und Ausgleichsstelle fehlt, so vollzieht sich der Ausgleich mehr oder minder zweckmäßig innerhalb der Reichsregierung selbst. Jedenfalls haben stets, ehe eine Vorlage an den Reichstag gelangt, außer dem Bundesrat, der die historisch-politische Gliederung repräsentiert, auch — mit oder ohne Aufforderung der Reichsregierung — die Repräsentanten der berufsständischen Gliederung ihr Wort mitgesprochen, vielleicht auch diejenigen anderen Gliederungen, wie sie ja die Mannigfaltigkeit der Struktur des lebendigen Volkskörpers aufweist. Es ist also nicht lediglich ein Wille des Staatsoberhauptes und seiner nächsten Ratgeber — des „king in council" —, sondern ein Staatswille, materiell, wenn auch nicht verfassungsmäßig, schon vorhanden, ein Wille, zu dessen Bildung alle Glieder des Volkskörpers schon beigetragen haben, wenn auch infolge mangelhafter Organisation nur in mangelhafter Weise. Und nun kommt der Reichstag, die Vertretung der Individuen, und in chaotischer Weise kommen nacheinander die Meinungen der meisten Individuen aus dem einen, dann die der meisten aus dem andern Bezirk zum Ausdruck; die Majorität gibt schließlich den Ausschlag, ob dasjenige, was, wenn nicht als Staatswille, so doch als Staatsabsicht angekündigt ist, bei der überwiegenden Menge der Individuen beifällig, wenigstens gleichgültig, oder ob es mit Unlust aufgenommen werden würde. Im letzteren Falle muß das Reich seine Absicht aufgeben oder sie revidieren, um sie der Mehrheit der Individuen annehmbarer zu machen.

Was also das voraussichtliche Ergebnis der schwebenden Veränderungstendenzen sein wird, das ist jetzt schon erkennbar, ja mehr: es ist, wenn auch in sehr unvollkommener Form, schon da.

„The debating-club of our great-grandfathers" — er hat nicht abdiziert zugunsten der öffentlichen Meinung, sondern er hat sich zu

deren Träger gemacht, aber er ist nach anderer Richtung im Begriffe zu abdizieren: zugunsten der natürlich erwachsenen Vertretung des natürlich gegliederten Volkskörpers.

Das Entartungsproblem.

Kreisarzt Dr. Bachmann.

Die immer häufiger werdenden Klagen, welche auf die zunehmende Entartung der Großstadt-Bevölkerung hinweisen, sind sicherlich begründet. Aber anderseits sind auch diejenigen im Recht, welche behaupten, daß die Bevölkerung unserer Großstädte keine Anzeichen einer eigentlichen Entartung aufweise. Wie reimt sich dieses?

Die Lösung wird durch die wissenschaftliche Begriffs-Erklärung gegeben, daß Entartung ein stufenweises Herabsinken, ein allmähliches Minderwertigwerden der Bevölkerung bedeutet, von dem es kein Zurückgehen gibt. Dies führt uns zum Kern der Frage.

Als eigentliche Degeneration müßten wir den unrettbaren Verfall, das Zugrundegehen aus inneren, uns zurzeit noch unbekannten Gründen bezeichnen. Wir gehen hierbei allerdings von einer Theorie aus, indem wir nämlich annehmen, daß Gruppen von Menschen, also Volksstämme, Rassen, Völker demselben Gesetze unterliegen, wie der Einzelmensch, also entstehen, heranwachsen, blühen, verfallen, sterben. Diese Theorie wird aber in jüngster Zeit lebhaft bestritten, und in der Tat liegt auch nicht die mindeste Erfahrung vor, daß ein Volk, ebensowenig wie eine Pflanzen- oder Tierart, je aus inneren Ursachen entartet oder gar zugrunde gegangen sei. Wenn es nun den Anschein hat, als ob ein Volk durch zunehmenden Reichtum, also scheinbar durch allzugünstige Lebensbedingungen, entarten und aussterben könne, so wurde dabei der Beobachtungsfehler gemacht, den Reichtum als die eigentliche Ursache des Verfalles anzusehen, während es sicherlich nur der verkehrte Gebrauch des Reichtums ist, welcher uns schadet. Am deutlichsten wird uns dieses werden, wenn wir ein Beispiel aus dem Leben heranziehen.

Betrachten wir die Familie eines Handwerkers oder Arbeiters, welche gewohnt war, bei harter Arbeit von Kartoffeln, Gemüse, Schwarzbrot und Stippmilch zu leben und außer Hering kein Fleisch kannte. Durch günstige Umstände wurde sie vermögend und konnte täglich eine gewählte und komplizierte Kost mit viel Fleisch, Feinbrot, Kuchen und Wein beschaffen. Gerade mit dieser „verbesserten" Lebensweise begann nun aber der Verfall der Familie, zuerst körperlich, dann auch sittlich. Es fragt sich nun: mußte sie denn aber diesen Gebrauch von ihrem Gelde machen? Konnte sie von dem vergrößerten Einkommen nicht erst recht gesund leben, zwar die „sordes tecti", wie Horaz sagt, den Schmutz der ärmlichen Hütte hinter sich lassen, aber Einfachheit und Natürlichkeit beibehalten und all die tausend körperlich und sittlich gesunden Lebensreize sich verschaffen, die zwar nicht immer umsonst zu haben sind, aber doch gleichzeitig Gesundheit und Lebensfreude erhöhen? Hier liegt der Gegensatz zwischen jener wahren inneren Kultur, die von den besten Kreisen

unseres Volkes heutzutage herbeigesehnt wird, und der Zivilisation, die nur unsere Außenseite verfeinert, im Innern aber den „Kulturbarbaren“ unverändert läßt. So geht's vor unseren Augen heutzutage mit Tausenden städtischer Familien, so ging's im Großen beim Verfall von Völkerreichen, wie dem babylonischen, persischen, griechischen, römischen, und so wird es sicherlich mit dem deutschen Volke gehen, wenn nicht seine besseren Instinkte noch einmal zum Durchbruch gelangen. Herkules am Scheidewege! Das ist die Signatur unseres Volkslebens. Soll der Bauch unser Gott werden und die Lüste des Gaumens uns hinabziehen in denselben Schlamm, in welchem die Völker des Altertums zugrunde gingen, körperlich, geistig und sittlich? Diese Form der Degeneration, also eine uneigentliche Entartung, kennt die medizinische Wissenschaft nun seit Tausenden von Jahren unter dem Namen der „Konstitutions-Verschlechterung“, und sie ist heutzutage in den Großstädten und Industriegegenden, und von dort aus sich auf das platte Land ausdehnend, immer häufiger zu beobachten.

Sehen wir zuerst einmal ganz davon ab, ob all die Symptome des Konstitutions-Verfalles, wie englische Krankheit, Blutarmut, Disposition zu Schwindsucht, Nervosität, Muskel- und Verdauungsschwäche, mangelhafte Stillfähigkeit, Herz- und Gefäßkrankheiten, frühes Altern, Zahnverfall, Haarschwund usw. in früheren Zeiten in der städtischen Bevölkerung seltener gewesen sind oder nicht; die Tatsache bleibt bestehen, daß ein außerordentlich großer Bruchteil der heutigen Bevölkerung, trotz alles Abnehmens der ansteckenden Krankheiten, immer widerstandsloser gegen die notwendigen Unbilden des Lebens wird, daß er die Bezeichnung „gesund“ nicht verdient. Auch von der Körperbeschaffenheit der Landbewohner wollen wir vorerst einmal absehen; sie ist gleichfalls sehr oft geschwächt und leidet an zahlreichen Fehlern der Konstitution.

Der Konstitutionsbegriff ist aber seit der Zeit der sog. exakten Medizin um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Gelehrten anfingen, den Menschen mikroskopisch zu durchforschen, leider stark vernachlässigt worden, da er sich durch Messen und Wägen nicht leicht darstellen ließ. Seine Kenntnis erforderte den philosophischdenkenden Arzt, und begründet wurde er in der klassischen Zeit der Medizin von Hippokrates, ausgebaut von Galenus, dem sog. Vater der Konstitution. Galenus lehrte zur Zeit des Verfalles des römischen Reiches, daß Konstitutions-Verschlechterung allgemein sei. Die Konstitution allein gibt uns einen Maßstab für den körperlichen und schließlich auch geistigen Wert eines Menschen und damit eines Volkes: Wehrkraft, Arbeitstüchtigkeit, Genußfähigkeit, Zeugungs- und Gebärkraft, Krankfälligkeit, ja auch die Willenskraft, alle diese Werte sind von der Güte unserer Konstitution abhängig.

Wir verstehen nun unter Konstitution, in Anlehnung an die klassische Medizin der Alten, die Zusammensetzung des Körpers, nicht nur in seinen festen Teilen, sondern auch in den beweglichen, halbflüssigen und flüssigen.

Am besten wird uns dieses klar werden, wenn wir uns extreme Verhältnisse vor Augen führen. Stellen wir uns einen Bewohner der bayerischen Alpen vor, oder Thüringens oder einiger Teile der

nordischen Küste, wie Ostpreußens oder Frieslands: ebenmäßigen Knochenbau, frische Gesichtsfarbe, regelmäßig stehende, harte und blanke Zähne, feste Muskeln, bestes Funktionieren aller Organe. Daneben ein blasses Großstadtkind: welke Haut, unregelmäßiges Knochengerüst mit den Anzeichen englischer Krankheit, früh verfallendes Gebiß, müdes und nervöses Wesen, Verdauungsschwäche; statt Blässe und Magerkeit aber auch sehr oft ein anderer Typus, von trügerischer Gesundheit: ins Blaurote gehende Gesichtsfarbe, dicke Backen und volle Körperformen, aber wässerige, zur Fettbildung neigende Gewebe, dabei oft Herzschwäche, Hämorrhoiden, Krampfadern und sonstige chronische Leiden.

Der Unterschied liegt in der Beschaffenheit der sog. „Gewebe" des Körpers, der Bestandteile desselben. Bei gesunder Konstitution sind die edleren Gewebe, wie Nervensubstanz, Muskeln, Blutgefäße, Knochen vollwertig und funktionieren daher normal, bei schlechter sind sie geschwächt, und zwar wahrscheinlich meist aus Mangel an Kalk, Magnesium, Phosphor, Eisen, Natron und einigen sonstigen mineralischen Stoffen. Dabei sind die unedleren Gewebe, wie Zwischensubstanz, Fett, Lymphe, Wasser auf Kosten der edleren vermehrt, wodurch oft trotz größerer Körpermasse eine Abnahme des spezifischen Gewichtes stattfindet. Ein solcher Körper ist allen Krankheiten, auch den parasitären (Infektionskrankheiten) weniger gewachsen, besonders auch wegen einer gewissen Minderwertigkeit des Blutes und der übrigen Körpersäfte. Ohne gesunde Säfte kann aber kein Mensch gesund bleiben!

Alle bekannten Störungen der Gewebe deuten aber auf eine Hauptursache hin: die Ernährung.

Tatsächlich finden wir nun auch in der Art der Ernährung die größten Unterschiede zwischen natürlicher lebenden Völkern und Volksschichten und denjenigen, welche die „Kultur" des Materialismus angenommen haben. Schlechte Eßgewohnheiten lassen uns ungezwungen die heutige Konstitutionsverschlechterung erklären. Auf der einen Seite sehen wir Bevorzugung pflanzlicher, einfach zusammengesetzter Nahrung, welche roh sein kann, aber nicht notwendig völlig aus „Rohkost" bestehen muß, jedenfalls Nahrung von geringem Eiweißgehalt, jedoch reich an natürlichem Zuckerstoff, Fruchtsäuren, Mineralstoffen, Stärkemehl, und nicht ohne Fett. Auf der anderen Seite finden wir komplizierte und häufig unter Anwendung kurz dauernder starker Hitze und vielen Fettes zubereitete, an Muskelfleisch überreiche Ernährung mit vielen und erregenden Gewürzen. Frugale Kost — Reizkost, das sind die Gegensätze. Der Kulturmensch glaubt, sich „kräftig" zu ernähren, doch ist es größtenteils eine vorübergehende und schließlich Schwächung zurücklassende Reizwirkung, welcher er seinen Organismus tagtäglich aussetzt. Er häuft dabei Gifte und Selbstgifte, besonders auch schädliche Säuren in seinem Körper an, deren sich der mißhandelte Organismus, so gut er kann, durch Schutzmaßregeln zu entledigen trachtet, u. a. durch eine vermehrte Wasserspülung; auf diese Weise entstehen die „gewichtigen" Gestalten der Städte, und auch des „wohl"-lebenden Bauernstandes; denn jedem Menschen ist die Eigenart seiner Lebensweise aufgeprägt, ja vererbt sich teilweise auf seine Nachkommen.

Außer der Schädigung durch Ueberfüllung des Körpers mit leicht zersetzbarem und giftbildendem Eiweiß begeht der Städter aber noch einen andern groben Fehler in seiner Ernährung, die Verarmung des Körpers an den so notwendigen Mineralstoffen, wie sie besonders in der Pflanzenkost (Früchte, Nüsse, Gemüse, Salat, Wurzeln) aufgespeichert sind; bei aller Aufschwemmung seiner Körpergewebe fehlt es ihm daher oft am Wichtigsten: Knochen, Nerven, Blut leiden Mangel an den erwähnten Erdsalzen, nicht nur zum festen Aufbau, sondern auch zum Betrieb der Zellen (Osmose und Katalyse). Ist die Nahrung des Menschen zwar nicht übermäßig reich an Eiweiß, aber doch arm an allen oder doch einzelnen wichtigen Erdsalzen, insbesondere Kalk, so entstehen kleine, kümmerliche Gestalten mit starkem Zahnverfall, wie wir es in manchen ländlichen Gegenden, z. B. in der Lüneburger Heide, im Dachauer Moos, sehen, wo der Boden und mit ihm sein Quellwasser kalkarm sind.

Ueberfütterung mit Eiweiß, Unterernährung an Mineralstoffen, und als dritte Schädlichkeit: Mangel an Ballaststoffen, wie Zellulose, welche die Darmmuskulatur in Uebung erhält, das sind die Kennzeichen der modernen Hotelkost, wie sie seit 30 bis 40 Jahren die örtlichen und besonders ländlichen Eßgewohnheiten immer mehr verdrängt hat und zur Kulturkost geworden ist, leider nicht ohne die Mitschuld einer völlig in der Irre gehenden wissenschaftlichen Ernährungslehre, welche nicht müde wurde, den Wert des Fleisches zu preisen, auch dem Gesunden eine „leichtverdauliche" Krankenkost zu empfehlen und vor dem Genuß des rohen Obstes zu warnen. Schließlich hat diese verderbliche Kost auch in den städtischen Arbeiterkreisen Aufnahme gefunden, welche, von ihrem Heimatboden losgerissen und entwurzelt, bei ihrer Seßhaftmachung in den Großstädten und Industriezentren die alten Gewohnheiten der ländlichen Scholle, ihren Gemüsegarten, ihr Hausbrot und die Milchziege aufgeben mußten und nun alle Lebensbedürfnisse vom Schlachter, Bäcker, Krämer und Brauer beziehen. Der Reiz der ungewohnten, als Reichtum erscheinenden Kost täuschte ihnen zuerst Kraft vor; den unabwendbaren Konstitutionsverfall merkten sie daher nicht. Schlechte Atemluft, zu warme und undurchlässige Kleidung, oft auch Mangel an Muskelübung, das sind weiter hinzukommende Schädigungen, welche den Stoffwechsel noch verlangsamen helfen. Zuerst verdickt sich nun das Blut und beginnt in den feinsten Haargefäßen zu stocken. Instinktiv hilft der Aermste nach: durch Alkohol, Tabak, Kaffee treibt er das Herz zur vermehrten Tätigkeit an, der Blutdruck wächst, jedoch nicht ohne die schädlichen Folgen jener sog. „Genuß"gifte, verbunden mit der Schädigung von Herz und Blutgefäßen durch beständigen übergroßen Blutdruck[1]), als deren Folgen Arterienverkalkung und vorzeitiges Altern nicht ausbleiben.

Gibt es hier Abhülfe? Gewiß! Gesunder Volksinstinkt, gleichsam die natürliche Reaktion eines Organismus zur Gesundung aus seinem Inneren heraus, und in neuester Zeit glücklicherweise auch eine reformatorische, neue Bahnen betretende Heilkunde, sie predigen heutzutage tausendfach: Zurück zu natürlichen Verhältnissen! Aber leider,

---

[1]) Verf. stellte durch vorläufige Untersuchungen fest, daß die durchschnittliche Pulszahl von 20—40 jährigen „gesunden" Fabrikarbeitern in Harburg 87 betrug!

welch bedeutende Kräfte der Trägheit und des Unverstandes halten immer noch den Fortschritt zur wahren Kultur auf!

Wo bleibt aber der Staat, die Regierung? Sie kümmern sich vorläufig um diese vitalsten Volksinteressen noch ganz und gar nicht. Sie glauben vorderhand, noch wichtigere Aufgaben zu haben, und daher ist auch die Wissenschaft der Biologie, welche uns in Uebereinstimmung mit den hygienischen Lehren der Lebensreform und Naturheilkunde die natürlichen Bedingungen des menschlichen Daseins und wahren Gedeihens kennen lehrt, noch ganz und gar Stiefkind im Staate.

Aber lassen wir uns dadurch nicht beirren: näher heran an die Natur, zuerst und vor allem in unserer Ernährung, dann werden Alkoholismus, Tuberkulose, Säuglingssterblichkeit, Geisteskrankheiten, Selbstmord, Unsittlichkeit und alle körperlichen und moralischen Schäden und mit ihnen auch die vorläufig noch unvermeidbaren Schädigungen der Großstädte und Industriezentren ihren Hauptstachel verlieren, eher und besser als bei aller heut üblichen Spezialbekämpfung, mit welcher doch nur Symptömchen beseitigt werden, aber nie das Uebel selbst.



Berichte und Notizen.



Ueber den Einfluß der Hoden auf die sekundären Geschlechtsmerkmale der Hühner hat C. E. Walter originelle Versuche angestellt. Er spritzte zwei Hennen Hodenextrakt vom Hahn unter die Haut. Während der Dauer der Behandlung war ein bedeutendes Wachstum des Kammes zu konstatieren, der auch eine lebhaft rote Färbung annahm. Hörten die Injektionen auf, so gingen auch die Erscheinungen zurück. Während der Behandlung hörten auch die Hühner mit Eierlegen auf und fingen sogar an, Hähne zu attackieren. Die Beobachtungen berechtigen zu dem Schluß, daß nicht nur die Hoden einen Einfluß auf die Ausbildung der sekundären Geschlechtsmerkmale haben, sondern daß auch die sekundären männlichen Geschlechtsmerkmale in den Zellen des weiblichen Organismus vorgebildet sind. (Procedings of royal society of medicine, April 1908.)

Ueber kleine Menschenformen und ihre Bedeutung für die Entstehungsgeschichte der Menschheit hat Prof. J. Kollmann (Basel) auf dem Mitte September in Wien abgehaltenen Internationalen Amerikanisten-Kongreß einen Vortrag gehalten. Unter kleinen Menschenformen sind Leute zwischen 1,20 bis 1,50 m, vielleicht noch bis 1,55 m zu verstehen. Sie heißen kurz die „Kleinen", wie bei den militärstatistischen Aufnahmen. Leute von mehr als 1,55 bis 1,65 m heißen „Mittelgroße", Leute von mehr als 1,65 bis 1,70 m und darüber heißen „Große". Alle diese drei Kategorien haben rassenanatomischen Wert. Bezüglich der „Großen" und „Mittelgroßen" ist diese Tatsache durch Millionen statistischer Einzelheiten in allen Ländern bewiesen. Nicht minder existiert der rassenanatomische Wert der Kategorie der „Kleinen". Aus Afrika sind die kleinen Menschenformen unter der klassisch gewordenen Bezeichnung der Pygmäen längst bekannt. Asien und Ozeanien haben die Wedda in Ceylon und andere Verwandte in Vorderindien, ferner in Hinterindien. Sie sind auf der Malaiischen Halbinsel nachgewiesen, auf Celebes, auf Sumatra, den Philippinen usw. Auch in Europa sind solche „Kleine" aufgefunden und zwar, was besonders wichtig, nicht etwa aus der jüngsten Zeit, wie in Sizilien und Sardinien, sondern schon in der Bronzeperiode, in der neolithischen und sogar in der paläolithischen Periode (Bucht von Genua). Wahrscheinlich sind die Lappen ein nach Norden gedrängter Rest des einst zahlreichen Pygmäenstammes. Angesichts der Verbreitung der „Kleinen" über die erwähnten Kontinente ist es schon von vornherein sehr wahrscheinlich, daß sie sich auch über Amerika ausgebreitet haben, ebenso wie die „Großen" und die „Mittelgroßen". Folgende Schädel- und Skelettfunde beweisen dies: Auf dem Totenfelde von Ancon

und von Pachacamac enthalten die Gräber neben Schädeln und Skeletten großer Leute auch solche von „Kleinen“. Sie stammen aus der präkolumbischen Zeit. Beweismaterial hat die Prinzessin Therese von Bayern beigebracht. Unter den von ihr persönlich gesammelten Schädeln befinden sich sogenannte Näocephale, das heißt Kleinköpfe. Von den nämlichen Grabfeldern wurden auch Oberschenkelknochen eingesammelt, die eine Körperhöhe von 1 m 20 cm bis 1 m 46 cm feststellen ließen. Von „Kleinen“ Amerikas berichtet Ehrenreich bei den Botokuden. Auf osteologischer Grundlage sind sie dort nachgewiesen von Virchow und Porte. Ferner sei an die Mitteilungen von Staw erinnert, wobei zu beachten ist, daß die „Kleinen“ nicht in Horden vorkommen, sondern mit den „Großen“ und „Mittelgroßen“ in dem nämlichen Stamme vereinigt sind. Nach den obigen Mitteilungen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß in Zentral- und Südamerika einst kleine Menschenformen eingewandert sind, daß sie dort schon vorhanden waren in präkolumbischer Zeit, daß sich deutliche Spuren noch unter den Lebenden nachweisen lassen, die nicht auf Degeneration beruhen, sondern auf rassenanatomischer Grundlage. Zu dem an sich auffallenden Merkmale geringer Körperhöhe kommen aber noch andere, welche diese kleingewachsenen Völkertrümmer wie mit einem gemeinsamen Band umschlingen: die Form des Gesichtes ist breit, kurz, eckig, dazu eine Stumpfnase. Diese und einige andere Zeichen hat Hagen unter dem Ausdrucke „infantile Merkmale“ zusammengefaßt; sie weisen alle darauf hin, daß kindliche, „primitive“ Eigenschaften vorhanden sind, welche diese Primitivvölker miteinander verbinden. Das will aber des weiteren besagen, daß diese „Kleinen“ zuerst auftraten, daß sie den Grundstock des Menschengeschlechtes darstellen, daß sie sich zuerst allmählich über alle Kontinente ausgebreitet haben. Die „Kleinen“ sind offenbar eine besondere Abart des Menschengeschlechtes. Ihre systematische Stellung zu den übrigen Formen liegt in der stammesgeschichtlichen Verwandtschaft. Diese Primärrassen sind für alle Kontinente und wohl auch für Amerika der Ausgangspunkt der „Großen“ und „Mittelgroßen“. Dadurch sind die „Kleinen“ vor allem bedeutungsvoll für die Forschung, nicht bloß für die Entstehungsgeschichte der Indianer, sondern für die Entstehungsgeschichte der ganzen Menschheit. (Nach Kollmanns Autoreferat in d. „Wien. Neuen Fr. Presse“.)

Die Frage des Vorkommens altgermanischer Volksreste in der Berberei (vergl. S. 218 dieses Jahrgangs unserer Ztschrft.) wird fortgesetzt diskutiert. Bemerkenswert ist ein Aufsatz von Prof. Theobald Fischer (Marburg) über „die Berbern“ in der „Beil. d. Münch. N. Nachr.“ (68, 1908). „Die Berbern gehören zur hamitischen, besonders Nordostafrika kennzeichnenden Völkergruppe. Von wo sie in vorgeschichtlicher Zeit in ihren heutigen Wohnraum gekommen sind, ob von Asien über die Landenge von Suez, vielleicht auch über die Meerenge von Bab el Mandeb oder über die von Gibraltar, ist streitig, doch scheinen die Ergebnisse der Forschung jetzt mehr für Einwanderung von Europa zu sprechen, wie die Atlasländer auch ihr Hauptwohngebiet sind. Die arabische Ueberflutung und der Islam haben viele Berberstämme arabisiert, wie es umgekehrt ganz berberisierte Araberstämme gibt. Eine ganz oberflächliche Beobachtung hat wegen des Ueberwiegens der arabischen Sprache überall in den Atlasländern nur Araber gesehen. Demgegenüber möchte ich feststellen, daß die Zahl der wirklichen Araber in der ganzen Berberei eine sehr geringe ist, wenn es auch sowohl in Tunesien wie in Algerien und Marokko noch völlig reine Araberstämme gibt. Schon die arabischen Einwanderer waren gering an Zahl gegenüber der kompakten Masse von Berbern, die sie vorfanden. Unter mehr als 1½ Mill. Bewohner Tunesiens hat neuerdings Hamy nur 60000 Araber angenommen. Für Algerien hat ein Kenner ihre Zahl als so gering angenommen, daß sie bald verschwinden würden, ein anderer, Hanoteau, rechnete nur ein Sechstel der Bewohner Algeriens zu den Arabern. Aehnlich ist es in Marokko, wo es nach einer Autorität wie Marquis de Segonzac wirkliche Araber heute überhaupt nicht mehr gibt. — Bezüglich des physischen Typus der Berber muß sofort auf ihre große Europäerähnlichkeit hingewiesen werden, die so groß ist, daß, wenn man einen der in Tanger aus den Dörfern der Umgebung zu Markte kommenden Berber in die Kleider eines deutschen Bauern steckte, kein Mensch ihn für etwas anderes halten würde. Im allgemeinen leicht gebräunt, wie Südeuropäer, mit überwiegend braunem Haar, gibt es unter den Berbern doch auch vielfach blonde und blauäugige Individuen, um so zahlreicher, je näher an der Straße von Gibraltar. Im marokkanischen Atlas, im Djurdjura- und im Auresgebirge Algeriens, also den Gegenden, wo sie sich am reinsten erhalten haben, schätzt man die Blonden auf ein Drittel der Bevölkerung. Der Ethnologe Kobelt fand, daß in

Milianah, im Gebirge westlich von Algier, die Hälfte der Kinder blondes Haar und blaue Augen hatte. Und so schon im Altertum und bis auf die ägyptischen Denkmäler, auf denen die Libu und Tamahu mit europäischen Zügen und blondem Haar dargestellt wurden. Doch gibt es auch, wohl unter Beimischung von Negerblut, sehr dunkle Berbernstämme. — Das Gesicht ist offen, frei, intelligent, das Auge lebhaft. Sie sind von etwas über Mittelgröße. Den Schauia des Auresgebirges schreibt Oberst Lartigue 1,75 m als mittlere Körperhöhe zu. Sie sind schlank, sehnig und mager, nur bei den jungen Mädchen einzelner Stämme wird Fettbildung künstlich hervorgerufen. Ihre körperliche Leistungsfähigkeit, namentlich im Marschieren, ihre Kraft und Gewandtheit sind erstaunlich. Dazu kommen aber entsprechende Charaktereigenschaften: persönliche Tapferkeit, Todesverachtung, Nüchternheit, Bedürfnislosigkeit. Die Berbern sind ein durch und durch demokratisches Volk. Selbstverwaltung herrscht bei ihnen durchaus. Jedes Dorf hat ein Gemeindehaus, die Gemeindeversammlung der älteren, angeseheneren Männer, die Djemâa, leitet die Angelegenheiten des Dorfes oder Stammes. — Ich schätze die Berbern auf 12 bis 13 Millionen. Wenn einzelne französische Forscher für die Bevölkerung von Marokko allein eine größere Zahl, bis zu 20 Millionen, meinen annehmen zu müssen, so erhöht sich diese Zahl entsprechend. — Jedenfalls läßt diese flüchtige Skizze schon erkennen, daß wir in den Berbern ein großes, interessantes Volk vor uns haben, das weit davon entfernt ist, seine Rolle als Volk ausgespielt zu haben und sich mit Leichtigkeit fremdem Volkstum einverleiben zu lassen, heute, hinter dem Walle des Islam, weniger als je. In der Tat ist es den Franzosen in beinahe 80 Jahren in Algerien noch nicht gelungen, auch nur einen Bruchteil der Eingeborenen ihrem Volkstum einzuverleiben." — Nach diesen Angaben erscheint es unzulässig, die Blondhaarigkeit der Berber ausschließlich auf westgotische Einflüsse zurückzuführen, da sie ja schon im Altertum bestanden haben soll. Das schließt aber nicht aus, daß die Blondhaarigkeit doch auf germanische Ursprünge zurückzuführen ist, da ja Fischer selbst die Einwanderung von Europa aus für das Wahrscheinlichere hält. — Vergl. im übrigen die Quellenzusammenstellung in der „Internat. Wochenschr." 1907, Spalte 770.

Das Ende der Australneger. Nach den Berichten, die ein von der südaustralischen Regierung nach den nördlichen Distrikten entsandter Vertreter erstattet, sind die Bevölkerungszahlen der Ureinwohner Australiens im Norden in stetem Rückgang; die Eingeborenen stehen vor dem völligen Aussterben, und eilige gesetzliche Maßnahmen scheinen geboten, um die interessante Menschenrasse vor dem Verschwinden zu bewahren. Das nördliche Territorium ist der einzige Teil Australiens, in dem noch eine größere Eingeborenenzahl lebt, die außerhalb der Bundesgesetzgebung steht. Der Bevölkerungsrückgang erklärt sich teils aus der großen Verbreitung der Schwindsucht, gegen die Abwehrmittel den Kranken nicht zur Verfügung stehen, teils aus den Mischehen, die vornehmlich der weibliche Teil der Urbevölkerung mit anderen Rassen eingeht. Sie verlassen ihre Lagerplätze, folgen den fremden Gatten, und so bleibt das Aussterben der reinblütigen Australier nur noch eine Frage der Zeit. (Münch. Neuest. Nachr. 89, 1908.)

Die neue Konstellation auf der Balkanhalbinsel wird von den „Zeitfragen" folgendermaßen in politisch-anthropologische Beleuchtung gerückt: „Die Weltgeschichte verträgt keine Unnatur. Wohl mahlen ihre Mühlen langsam. Ganze Geschlechter, ja lange Jahrhunderte müssen sich unter unnatürliche Verhältnisse beugen, wenn auch kaum jemals ohne eigene Schuld. Aber eines Tages erfolgt dann doch ein Ausgleich, der allen gesunden, im Schicksalsfeuer der Leiden und Kämpfe geprüften und gehärteten Kräften zu ihrem natürlichen Rechte verhilft. Unnatürlich war es, daß das italienische, ja, daß sogar das deutsche Volk jahrhundertelang zerrissen war und zum Teil den Nacken unter fremdes Joch beugen mußte; so klar gerade bei diesen Völkern die tragische Schuld vor Augen lag. Unnatürlich wäre es umgekehrt, wenn die Polen wieder zu einer neuen Staatsbildung gelangten: denn sie teilen zwar das Schicksal mangelnder Begabung zu staatlicher Organisation mit allen anderen slawischen Völkern; aber sie fügten die schwere Schuld hinzu, daß sie die ihnen in reichem Maße von außen zugeflossenen organisatorischen Kräfte immer wieder brutal und verständnislos unterdrückt oder abgestoßen haben. — Unnatürlich wäre es, wenn der Halbmond dauernd den matten Schein seiner Herrschaft über den Rajahvölkern der Hämoshalbinsel aufrechterhalten hätte. Denn so tief diese unter den Germanen und den führenden Zweigen der Romanen stehen mögen, so starke Züge einer gewissen Entartung wie Halbasiens

sie aufweisen, sie gehören doch nach Blut und Kultur zum abendländischen Kreise. Die Osmanen aber tragen, so unselbständig sie in kultureller Hinsicht sind, den vollen Stempel des Morgenlandes. Sie sind ein orientalisches Herrenvolk; aber nur Herrenvolk, ohne tiefere geistige Prägung oder stärkeren eigenen Gehalt. So hatten sie den Rajahs nichts zu bieten als die Uebermacht des Schwertes. Hier Koran, dort Bibel; hier turanisches, dort ganz vorwiegend indogermanisches Blut: keine Brücke des Verständnisses führte hin- und herüber. Das türkische Imperium beugte Griechen wie Slawen und Rumänen nieder, solange das Osmanentum durch kriegerische Kraft sogar zur Offensive gegen das Abendland fähig war; seine Herrschaft wurde unerträglich, seit Stärkere über die Heere des Halbmondes kamen. — Die Bulgaren waren noch dasjenige Rajahvolk, bei dem eine Einschmelzung in das Osmanentum nicht unmöglich schien: denn die Oberschicht, die einst auf slawischem Untergrunde den bulgarischen Staat gründete, war turanischen Blutes, also von derselben oder doch ähnlichen Art wie die Madjaren und die Türken selber. Es wird wohl nie gelingen, das Geheimnis des turanischen Blutes völlig zu entschleiern, das rassenmäßige Verhältnis der finnischen Völker zu den Gelben und den großen Zweigen der weißen Rasse zu klären. Nicht einmal die Frage, ob hier eine Mischung vorliegt, oder ob die Turanier ein Urvolk sind, das vor der Spaltung in Weiße und Gelbe existierte, vielleicht die uralte Einheit zwischen ihnen darstellte, läßt sich noch entscheiden. Sicher aber ist, daß einzelne Zweige der Turanier in hohem Maße die Fähigkeit zur Staatenbildung besessen haben. Die politische Energie und die im Verhältnis zu dem Maß geistigen Eigenbesitzes erstaunliche parlamentarisch-dialektische Begabung der Madjaren ist auf turanischem Boden erwachsen. Bei den Bulgaren ist die finnisch-ugrische Oberschicht, die sie mit Türken und Madjaren blutsmäßig verband, wohl nur schwach gewesen, vielleicht kaum stärker gegenüber der slawischen Masse als der Kriegeradel der Waräger gegenüber den sarmatischen Slawen. So waren das slawische Blut und die christliche Kultur in ihrer Herrschaft befestigt, als Bulgaren und Osmanen sich berührten: daher hat eine Türkenherrschaft vor 450 Jahren den abendländischen Stempel nicht ganz von diesem Volke weggewischt, das vordem denselben Ehrgeiz wie die Osmanen hegen durfte: der Erbe von Byzanz zu werden!"

Japanische Regsamkeit und russische Trägheit. Die Japaner entwickeln in dem ihnen gehörigen Teil von Ssachalin eine außerordentlich rege Tätigkeit. Sie haben Eisenbahnen und Chausseen gebaut, Dörfer angelegt und Kolonien gegründet. Außerdem beginnen sie die Naturschätze der Insel in großem Maße auszubeuten. Namentlich wenden sie ihre Aufmerksamkeit den Mineralreichtümern der Insel zu und veranstalten deshalb eingehende geologische Untersuchungen. In letzter Zeit haben sie drei mächtige Kohlenlager entdeckt, von denen das eine eine Ausdehnung von 60 Meilen haben soll. Im japanischen Teil Ssachalins gibt es außerdem kulturfähiges Land in großer Menge. Auch ausgedehnte Waldungen stehen zu ihrer Verfügung, die nach ihrer Annahme selbst in hundert Jahren bei einigermaßen ordnungsmäßigem Forstbetriebe nicht werden ausgebeutet werden können. Die Japaner glauben, daß die Ausnutzung der Kohlenwerke und Waldreichtümer etwa 200000 Personen lohnenden Verdienst wird schaffen können. Sie wollen diesen Leuten außerdem Land überweisen, um dadurch die Beschaffung der Lebensmittel wesentlich zu erleichtern. — In dem russischen Inselteil sieht es ganz anders aus. Dort herrscht kein Leben, alles geht zurück, und namentlich schlimm sieht es mit dem Fischfang aus. Niemand aber kann behaupten, daß es in diesem russischen Gebiet an Naturschätzen mangele. In dieser Hinsicht sind Russen und Japaner ziemlich gleich günstig gestellt. Ja, die russischen Naphthalager werden für so bedeutend angesehen, daß sie nicht nur die gesamte Industrie des Zarenreiches versorgen, sondern auch viel exportieren könnten. Auch Kohlen und Holz sind reichlich vorhanden. Aber es gibt keine tatkräftigen russischen Unternehmer, und infolgedessen wird die Ausbeutung dieser Naturschätze wohl noch lange auf sich warten lassen. („D. Tagesztg.")

Ueber das Bevölkerungsproblem in Frankreich teilt die „Münchner Allgem. Ztg." eine Unterredung mit dem französischen Senator Biot mit. Biot sieht die Ursachen der Bevölkerungsabnahme nicht in einer körperlichen Entartung, sondern in einer moralischen Abirrung, welche dadurch aufgekommen sei, „daß der Staat bis jetzt, anstatt mit allen Kräften die Gründung kinderreicher Familien zu unterstützen, fast systematisch die ganzen Lasten auf die Schultern der Familienväter gelegt hat und deren Los dadurch wenig begehrenswert erscheinen läßt".

Außer den üblichen Mitteln zur Abhülfe (Junggesellensteuer, Kinderprämien usw.) nennt Biot, was zunächst überraschen mag, die Begünstigung der Auswanderung. „Ueberall in Ländern, wo starke Auswanderung stattfindet, ist eine hohe Geburtenziffer zu konstatieren.“ Echt französisch ist endlich der Gedanke: „Zeichnen wir unsere Frauen, die eine gute Zahl gesunder Kinder zur Welt gebracht haben, mit Ehrengaben oder den Ehrenzeichen unserer Republik aus.“

Zur Frage der Deportation nimmt Rudolf Glauning in den Grenzboten (Nr. 41, 1908) das Wort. Zwar hat sich Staatssekretär Dernburg als absoluter Gegner der Strafverschickung gezeigt, und Staatssekretär Nieberding hält die Frage noch nicht für spruchreif. Trotz dieses ablehnenden Verhaltens des Reichstags wird der Gedanke der Deportation nicht einschlafen. Die Frage der Strafverschickung ist nicht von heute und auch nicht von gestern, und es genügt wohl, von denen, die mannhaft für sie eintreten, Namen wie Professor Dr. Bruck, Professor Dr. Heimberger, Oberlandesgerichtsrat Wagner, Generalleutnant von Liebert anzuführen, um damit den Beweis zu bringen, daß es sich nicht nur um „Phantastereien“ und „falsche Humanität“ handelt, sondern um das zielbewußte Erkämpfen einer guten Sache. Das Verdienst des Hauptmanns a. D. Werther, der selbst ein alter Afrikaner ist und demnach gerade auf diesem Gebiet über äußerst wichtige Erfahrungen und Kenntnisse verfügt, ist es nun gewesen, im April vorigen Jahres den Deportationsverband ins Leben gerufen zu haben. Dieser Verband will über die Zweckmäßigkeit der Deportation aufklären und eine gesetzliche Einführung anstreben. Durch Ausarbeiten von Denkschriften und Eingaben an die zuständigen Stellen, durch Verkehr und Meinungsaustausch mit Sachverständigen und Interessenten und durch Anregung der öffentlichen Meinung durch Wort und Schrift wird er dahin arbeiten, daß sich breitere Volksströmungen zugunsten der Strafverschickung bemerkbar machen. Der Deportationsverband hat im Januar dem Reichstag eine Petition unterbreitet über die Errichtung einer Kolonie entlassener Strafgefangener auf der Insel Neu-Pommern. Wie schon oben erwähnt worden ist, hat die Eingabe trotz der Resolution des Reichstagsabgeordneten von Liebert keinen Erfolg gehabt. — Es muß zugegeben werden, daß weder Rußland noch Frankreich an der Deportation viel Freude erlebt haben; es muß aber auch festgestellt werden, daß der Aufschwung Australiens vor allem der Ansiedelung von Strafgefangenen zu verdanken ist. Was die Kosten anlangt, so wissen wir alle, welche enorme Summen der Strafvollzug alljährlich in Deutschland verschlingt, und wie teuer der Bau neuer Anstalten zu stehen kommt; daß im Vergleich hierzu die Kosten der Strafverschickung geringer sind, ist schon nachgewiesen worden. Auch dafür ist der Beweis erbracht worden, daß wir unter unsern Kolonien genug solcher besitzen, die klimatisch keinerlei Schwierigkeiten machen würden. Selbstverständlich kann es auch nicht Absicht der Deportation sein, unsere schönen Kolonialländer mit „Zuchthäuslern“ zu überschwemmen; es würde sich bei der Strafverschickung Unverbesserlicher doch nur um völlig isolierte, entlegene Inseln, oder bei der Ansiedelung von Strafgefangenen oder Entlassenen auf anderen Gebieten nur um ausgesuchtes Menschenmaterial handeln. Durch den Vertrag mit England vom Jahre 1886 ist die Grenze der Südsee, innerhalb derer auf beiden Seiten keine Strafkolonien angelegt werden dürfen, auf den fünfzehnten Grad nördlicher Breite bestimmt, so daß uns immer noch die Marianen für Deportationszwecke übrig blieben. — Wer im Strafvollzug tätig ist, und wer die Insassen unserer Strafhäuser kennt, der weiß, daß unsere Gefängnisse genug brauchbare Menschen in ihren Mauern bergen, die hier bei uns mit dem Kainszeichen des Vorbestraften nur schwer wieder festen Fuß fassen können, die aber der Menschheit recht wohl wieder als brauchbare, nützliche Glieder zurückgegeben werden könnten, wenn man ihnen hülfreich die Hand reichen wollte, wie es durch Ansiedelung in den Tropen geschehen würde; der weiß auch, daß wir Elemente nach verbüßter Strafzeit wieder loslassen müssen, die eine große Gefahr für die Mitmenschen bedeuten, und bei denen man mit schwerem Herzen unwillkürlich an die denken muß, die die nächsten Opfer dieser Wüstlinge, dieser Unverbesserlichen sein werden. Diese Leute würde man sicher am besten auf einer fernen, weltentlegenen Insel ansiedeln. Das alles ließe sich durch die fakultative oder die zwangsweise Deportation erreichen.

Die Besiedelung der Tropen durch die weiße Rasse. Der Kreis derer, die an der Hygiene des Tropenlebens ein direktes Interesse haben, erweitert sich von Jahr zu Jahr, und die allgemeine Seite der Frage schneidet immer tiefer in das Gesamtinteresse der Völker ein. Es fehlt nicht an guten Ratschlägen und Ver-

haltungsmaßregeln für den einzelnen, den sein Schicksal auf kürzere oder längere Zeit in die heiße Zone führt, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß eine hygienische Lebensweise viel zur Ueberwindung der Tropengefahren beitragen kann. Aber auch dabei darf nicht über das Ziel hinausgeschossen werden. Ein ausführlicher Aufsatz im Journal der Amerikanischen Medizinischen Gesellschaft macht es sich zur Aufgabe, zu zeigen, daß trotz der Akklimatisierung einzelner Individuen die Tropen der weißen Rasse als solcher verschlossen sind und bleiben werden. Den Ausgangspunkt der Betrachtung bildet der statistische Nachweis, daß Krankheit und Sterblichkeit in der Richtung von den Polen nach dem Aequator zunehmen, und zwar sowohl für Eingeborene wie für Fremde. Die jährliche Sterblichkeit beträgt: vom Aequator bis zum 20. Breitengrad 1 Todesfall auf 25 Einwohner, vom 20. bis zum 40. Breitengrad 1 auf 35, vom 40. bis zum 60. Breitengrad 1 auf 43, vom 60. bis zum 80. Breitengrad 1 auf 45. Was in den Tropen, also in dem Gebiet zwischen den Wendekreisen, dem Weißen unerträglich ist, sind in erster Linie bekanntlich die für ihn abnormen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse. Nur größere Höhe bietet Schutz, wobei man je 80 Meter Erhebung einem Grad Entfernung vom Aequator als gleichwertig erachten kann. So kommt es, daß ein gewisser hochliegender Teil des Tropengebietes die klimatischen Verhältnisse der gemäßigten Zone aufweist. Nur in diesen Gebieten vermöchten Weiße dauernd festen Fuß zu fassen, und auch dort nur Angehörige der lateinischen Rasse, vor allem die Spanier, die schon durch das Klima ihres Mutterlandes, sowie durch ihre Konstitution in hervorragender Weise dazu befähigt sind, sich in den Tropen zu akklimatisieren. Sie sind im tropischen Amerika seßhaft, während die Engländer in Indien stets Ausländer bleiben. West-Indien ist den Afrikanern anheimgefallen. Die Hauptplätze sind von Negern bewohnt, und nur die wichtigsten Handelszentren werden von Europäern durch stete Erneuerung des Menschenmaterials behauptet. Und doch drängt die ganze Entwicklung der Weltlage nach einer Expansion in der Richtung der Tropen. Die gemäßigte Zone, die noch vor wenigen Jahrhunderten Raum zur Ausbreitung bot, ist zu eng geworden. Der wirtschaftliche Kampf unter den Nationen hat sich verschärft, und die Tropenländer sind das reichste Gebiet des Erdballs. Gleichwohl kann man sie zwar unter Kontrolle bringen, nicht aber kolonisieren. Keine weiße Kolonie ist als solche in den Tropen existenzfähig. Sie ist stets auf die Farbigen angewiesen, und ein Musterbeispiel dieser Erkenntnis ist das englische System in Indien, das die Eigentümlichkeiten der einzelnen Rassen, Stämme und Kasten sorgfältig schont, wohl wissend, daß ein geeintes Indien seine Herren bald abgeschüttelt hätte. Auch hier üben die Weißen also nur die Kontrolle. Der vielverbreitete Glaube, daß wenige Monate Aufenthalts in den Tropen genügen, um eine „Akklimatisierung" herbeizuführen, ist ein Irrtum. Ein solches Ding gibt es nach der Meinung des ärztlichen Fachblattes überhaupt nicht. Schwächere Naturen unterliegen bald, und kräftige vermögen vielleicht eine bis zwei Generationen zu liefern, aber nur selten überlebt ihre Kraft in einer dritten. Und unerbittlich heißt es weiter: „Die Tropen gehören den schwarzen und braunen Rassen, und ihnen müssen sie bleiben. Sie haben gewiß innere Rechte, darunter auch das, sich selbst überlassen zu bleiben, und sofern sie unter Gesetz gestellt werden, nicht mit nordländischen Anschauungen gefüttert zu werden. Der weiße Mann hat in den Tropen nichts zu suchen. Nimmt er sie persönlich in Besitz, bringt er sich den Untergang und den Eingeborenen Elend." Zusammenfassend werden folgende Leitsätze aufgestellt: Wenn eine Spezies der Umgebung gut angepaßt ist, blüht sie; wenn nur unvollkommen, so verfällt sie; wenn schlecht, so erlischt sie. Wenn ein in der gemäßigten Zone gebürtiger Weißer nach den Tropen geht, so findet eine biologische Reaktion seines Körpers auf die neue Umgebung und eine Neuordnung des Gleichgewichts in seinen Lebensvorgängen statt. In den Tropen kann der Weiße als Individuum existieren, seine Rasse aber ist dort nicht lebensfähig. Eine eigentliche Akklimatisation ist unmöglich. Keine höhere Rasse kann eine niedrigere, also der Zahl nach überlegene, bei Gleichheit vor dem Gesetz beherrschen. Also nur durch teilweise Versklavung der numerisch überlegenen farbigen Eingeborenen kann der Weiße die Tropen unter Gesetz und Herrschaft bringen und diese nur durch stete Ablösung seiner Kontingente behaupten. Keine Kolonie nordischen Ursprungs ist bisher je imstande gewesen, eine dauernde und unabhängige Existenz in den Tropen zu führen.

Unterweisung und Erziehung der Schuljugend zur Gesundheitspflege. Zu diesem Thema nahm der 38. Deutsche Aerztetag nach einem Vortrage von Stephani (Mannheim) folgende Leitsätze an: 1. Die heranwachsende Jugend

muß durch die Schule mit den Regeln der Gesundheitspflege vertraut gemacht werden. Ein richtiges Verständnis der Gesundheitspflege ist Vorbedingung für ihre zweckmäßige Anwendung; diese führt zur Hebung der Volksgesundheit, der Volkswohlfahrt und der Volkswehrkraft und mehrt dadurch den Volksreichtum. 2. Bei Ausbildung aller Lehrkräfte für Volks- und höhere Schulen muß die Gesundheitspflege einen besonderen Unterrichtsgegenstand bilden. Zu diesem Unterricht sind in erster Linie die Aerzte berufen, welche durch ihre Ausbildung und durch ihren Beruf die Gewähr dafür bieten, daß dieser Unterricht ein zweckmäßiger ist. 3. Bei jedem geeigneten Unterrichtsstoff sind die Schüler auf die Gesundheitspflege hinzuweisen und zur dauernden Betätigung ihrer Regeln anzuhalten, jedoch sind Ratschläge in bezug auf Behandlung von Krankheiten unzulässig. In die Lesebücher sämtlicher Schulen sind geeignete Kapitel über Gesundheitspflege aufzunehmen. Für die Abfassung dieser Lesestücke ist die Mitarbeit von Aerzten unentbehrlich. 4. Ein besonderer Unterricht über Gesundheitslehre ist hauptsächlich für ältere Schüler wünschenswert. An Schulen mit Fachlehrsystem ist der Unterricht in der Gesundheitspflege durch einen Arzt zu erteilen. Die Anstellung von Schulärzten für alle Schulen wird die Durchführung dieses Unterrichts erleichtern. 5. Behufs zweckmäßiger Durchführung der Unterweisung und Erziehung der Schuljugend ist die Mitwirkung der Aerzte in den Schulbehörden erforderlich. 6. Die Frage der Mitwirkung der Schule bei der sexuellen Aufklärung hält der Aerztetag noch nicht für spruchreif. 7. Die Frage, ob Schularzt im Hauptamt oder Nebenamt, ist zurzeit noch nicht zu entscheiden. Sie hängt ab von der geforderten Arbeitsleistung und von lokalen und persönlichen Verhältnissen. 8. Im allgemeinen hängt die Leistung auf dem Gebiet der Schulhygiene nicht vom Schularztsystem, sondern von der Persönlichkeit des Schularztes, sowie vom Ausbau der für das körperliche Wohlbefinden der Schulkinder getroffenen Maßnahmen ab. — Zu der Stellungnahme des Aerztetages zur sexuellen Aufklärung bemerkt die „Neue Generation“: In sonderbarer Beleuchtung erscheint dieser Beschluß, wenn man folgende Statistik, welche in der „Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“ veröffentlicht wurde, kennt: Danach befanden sich unter den Abiturienten der Gymnasien und Realschulen Böhmens 8 pCt. Geschlechtskranke. Der Prozentsatz in den Provinzialmittelschulen war noch etwas höher als der in Prag. Rechnet man nun noch zu den 8 pCt., die sich in sexuellem Verkehr ansteckten, die Zahl derjenigen, die sich nicht infizierten, so muß man annehmen, daß ein ganz beträchtlicher Teil der Schüler bereits geschlechtlichen Verkehr ausgeübt hat. Es geht aus dieser Statistik hervor, daß der Einwand, „sexuelle Aufklärung könne die verdorbenen jugendlichen Gemüter erst recht auf verbotene Früchte hinweisen“, keineswegs stichhaltig ist.

Die englische Alterspensionsvorlage ist mit überwiegender Majorität angenommen worden. Vom nächsten Jahre ab werden mithin Engländer, die das 70. Lebensjahr erreicht haben, ohne Beitragsleistung aus öffentlichen Mitteln eine wöchentliche Unterstützung bis zu 5 sh erhalten, falls ihr Wocheneinkommen 10 sh nicht erreicht. Man schätzt die Zahl der zum Bezug der Alterspension berechtigten Personen auf 572 000.

Alkohol und Eingeborenenpolitik. Dem deutschen Reichstage ist vom Reichskanzler eine Denkschrift über die Bekämpfung des Alkoholkonsums in den afrikanischen Kolonien vorgelegt worden, die bedeutungsvolle Auskunft gibt über die Stellung, die unsere Kolonialverwaltung zu der Bekämpfung des Alkoholkonsums einnehmen will, und über die Maßregeln, die sie zu ergreifen entschlossen ist. Nachdem in ihr zuerst ein kurzer Ueberblick über den Umfang und die Entwicklung des Alkoholkonsums in unseren afrikanischen Kolonien gegeben ist, wird darauf hingewiesen, daß die Ausbreitung des Alkoholverbrauches Hand in Hand gehe mit der Aufschließung der Kolonien, und mit Recht anerkannt, daß die jetzt gesicherten, ausgedehnteren Eisenbahnbauten zu einer verschärften Bekämpfung des Alkoholverbrauches der Eingeborenen drängen. Da für die von den Kolonialverwaltungen hierzu zu ergreifenden Maßregeln die internationalen Abmachungen zur Bekämpfung des Alkoholverbrauches grundlegend sind, gibt die Denkschrift dann eine gedrängte Uebersicht über diese und bespricht dann im einzelnen die Gebiete, auf denen Reformen und Verwaltungseinrichtungen in Betracht kommen. Als solche bieten sich dar: Zölle, Produktionssteuern und Beschränkungen, Verbrauchsbeschränkungen und Verbote, territoriale Sperren und Eisenbahntarife. Es werden eingehend erörtert die Alkoholzölle, die Produktionsbeschränkungen und -akzise für destillierte Spiri-

tuosen und gegorene Eingeborenengetränke, und die Verkaufsbeschränkungen und Lizenzen im allgemeinen und für einzelne Arten von Spirituosen, und die Eisenbahntarife. Vor allem sollen eine international festzulegende, einheitliche, wesentliche Zollerhöhung und eine ihr entsprechende Erhöhung der Produktionsakzise beantragt werden. Wenn diese nicht zu erreichen, will Deutschland versuchen, mit den Mächten, deren Kolonien an deutsche Gebiete grenzen, Sonderabkommen zu treffen, ohne die eine Zollerhöhung in den deutschen Kolonien wegen des sonst unvermeidlichen Schmuggels nicht angebracht wäre. Ferner will die deutsche Verwaltung die Verkaufsabgaben in einzelnen Gebieten erhöhen und territoriale Sperren in Erwägung ziehen und schärfere Strafen für Uebertretungen der Verbote ins Auge fassen. Die Denkschrift verhehlt sich nicht, daß ein schärferes Vorgehen gegen den Branntwein von dem an den deutschen Kolonien interessierten Handel unangenehm empfunden werden würde, der ja jetzt schon klagend auf die Belastung hinzuweisen liebt, die die derzeitigen Zölle auf Alkohol in unseren Kolonien für diesen Artikel darstellen. Die Denkschrift meint, der Handel würde sich durch den Absatz anderer für die Eingeborenen nützlicher Waren zu entschädigen haben, wobei ihn die geplanten Eisenbahnbauten wesentlich unterstützen würden, und weist darauf hin, der Welthandel müsse auch auf anderen Märkten der Erde gewärtigen, daß durch Sitten, Gesetze Zölle usw. Aenderungen und Verschiebungen in seinen Absatzmöglichkeiten eintreten, und daß es zu seinem Berufe gehöre, sich den Verhältnissen der Märkte anzupassen. (Dt. Kolonialztg. 35, 1908.)

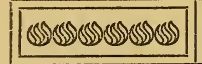
Ueber die Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung verhandelte kürzlich der Alldeutsche Verbandstag und einigte sich auf folgende Resolution: „Mangel an politischem Sinn und politischem Verständnis, ein Erbteil des Deutschen aus der Zerfahrenheit und Schwäche in vergangenen Jahrhunderten, sind wesentlich eine Folge unzureichender politischer Bildung, besonders auch in den oberen Klassen. Es ist ein Widerspruch, daß im Deutschen Reiche jeder vom 25. Lebensjahre ab zur Mitwirkung an der Gestaltuug unserer Geschicke berufen ist, daß aber von Staats wegen nicht genug geschieht, den Deutschen zur Ausübung dieses höchsten staatsbürgerlichen Rechtes reif zu machen und ihn früh darauf hinzuweisen, daß Rechten Pflichten gegenüberstehen, ohne deren Erfüllung das allgemeine Wohl Schaden leiden muß. Es ist deshalb an der Zeit, daß alle Schuleinrichtungen des Staates bis hinauf zur Hochschule, einschließlich der Lehrerbildungsanstalten, mehr als bisher in den Dienst der Aufgabe treten, die Jugend zu verständnisvoller Mitarbeit an den Angelegenheiten des Staates zu erziehen. Diese Arbeit kann geleistet werden, ohne die Schule dem Parteigetriebe auszuliefern und ohne der Stellungnahme der einzelnen zu den politischen Parteien vorzugreifen, wenn sich der Unterricht darauf beschränkt, durch unparteiische Darstellung von Tatsachen die Kenntnis unserer Staatseinrichtungen zu vermitteln, und wenn dadurch die Neigung zur Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten geweckt und die Entwicklung staatsbürgerlichen Gemeinsinns gepflegt wird. Das Verständnis für die dem deutschen Volke gestellten politischen und nationalen Aufgaben wird dann von selbst zunehmen.“

Die Zukunft des Volkes und die Kinderbeschränkung. Unter diesem Titel veröffentlicht E. Clausen in der „Deutschen Welt“ einen Aufsatz, dem wir folgende Ausführungen entnehmen: „Weit verhängnisvoller für den Bestand eines Volkes, als der numerische Rückgang der Geburten, ist der tatsächliche Rückgang an Güte des Menschenmaterials und die geringere Wahrscheinlichkeit, auch intellektuell auf die Dauer mit den fruchtbaren Nationen konkurrieren zu können. Man könnte sich auf den Standpunkt stellen: Gut, ich verzichte lieber auf zahlreiche Nachkommenschaft, um mit den mir gegebenen Mitteln, äußeren und inneren, nunmehr aus den zwei oder drei Kindern hervorragende Menschen erziehen zu können, Elite in physischer und intellektueller Richtung. Ich gebe diesen wenigen Kindern zunächst körperlich in jeder Richtung so günstige Entwicklungsbedingungen, daß sie physisch sich gleichsam hinaufsteigern können. Was die geistige und moralische Erziehung anlangt, will ich meine Mittel dazu verwenden, diesen wenigen Kindern die denkbar besten Erzieher zu geben, ihnen überhaupt eine Bildung zu ermöglichen, die an sich geeignet ist, sie aus der Masse nach oben zu heben! — Nun — nichts dergleichen geschieht und kann geschehen. Gerade die wohlhabenden Leute wohnen in den Städten und denken gar nicht daran, wenn sie es auch könnten, nur ihrer Kinder wegen auf dem Lande zu leben, wo allein ein solches Geschlecht kraftvoll aufwachsen könnte. Gerade diese Kreise und gerade die Eltern von wenigen

Kindern sind geneigt, diese zu verpäppeln in jeder Richtung, das heißt, für den Kampf mit dem Leben zu untüchtigen Menschen aufzuziehen, Menschen, die von vornherein dem stählenden Einfluß des Kampfes ums Dasein und den Einfluß der natürlichen Auslese im Wettbewerb entzogen wurden und oft entzogen blieben, ja den Kampf gar nicht aufnehmen können. Es wäre interessant zu erfahren, wie viele der tüchtigen, bedeutenden Leute, insbesondere der Männer, die ihrem Volke vorwärts helfen, aus wohlhabenden Kreisen und wie viele aus ganz kleinen Familien stammen. — Noch ein Umstand ist bezeichnend dafür, wie wenig die wohlhabenden Klassen die Pflicht empfinden, nun sich ganz und voll der Erziehung ihrer zwei Kinder zu widmen. Wie mir ein Kenner Frankreichs versichert, ist es dort gerade in jenen Kreisen Sitte, Knaben und Mädchen noch im Kindesalter, d. h. von 10 bis 12 Jahren, auf ein Lyceum oder in ein Pensionat zu geben. Das deutet auf eine Abwendung von dem natürlichen Empfinden der Eltern, die tief wurzeln muß, daß sie so zur allgemeinen Gewohnheit geworden ist. Folglich ist auch wenig Hoffnung, daß sie bloß durch Rücksicht auf das allgemeine Wohl zur Umkehr überredet werden könnte. Wie die Nationen sich im Wettbewerb besonders auf intellektuellem Gebiet zueinander in Zukunft verhalten werden, ist nicht abzusehen, weil die Zeiträume zu kurz sind, seitdem das Gespenst der Kinderbeschränkung als allgemeine Sitte zuerst in Frankreich begann, ein so unheimliches Aussehen anzunehmen. Dort geht's schon durchs ganze Land! Bei uns kriecht es noch bescheiden herum, nur sichtbar den Augen, die auch in dunkele Ecken hineinblicken und Tatsachen sehen können. Woher soll Hülfe kommen? Man könnte versucht sein, die Möglichkeit einer Abwendung dieses Zukunftsgespenstes glatt zu verneinen. Die Welt wird ihren Gang gehen. Wo dem Menschen alle Tore der Selbstsucht aufgetan werden, hat noch nie die Menschheit es verschmäht, in diese Tore einzuströmen. Der zwingende Grund für Naturvölker, bei denen zahlreiche Nachkommen als Machterweiterung direkt empfunden werden, wird innerhalb der Kulturvölker kaum jemals sich wieder geltend machen. Erhöhter Wohlstand wirkt eher zur Kinderarmut aufmunternd als zum Gegenteil. Also müßte man auf eine innere Nötigung aus der Moral der Eheschließenden heraus hoffen dürfen, mit anderen Worten: auf eine Umwendung des ganzen sittlichen Bewußtseins, so wie es sich heute darbietet. Wer möchte endgültig bestreiten, daß dies doch noch möglich wäre? Wer möchte aber andererseits sich vermessen zu behaupten, daß es sicher eintreten müßte und unter welchen Verhältnissen? Vielleicht, daß dasjenige Volk, das noch physisch und moralisch genug gesunden Fond sich bewahrte und mit diesem sicheren Besitz vor Aufgaben gestellt wird, die von ihm vielleicht als große Not irgendwelcher Art empfunden werden — vielleicht daß solch ein Volk sich auf sich selbst besänne und dahin gelangte, das Weib, die Mutter gebenedeit zu nennen, welche ihr Leben voll und ganz für Hervorbringung und Aufzucht erstklassiger Menschen einsetzen durfte. — Man kann ein Lächeln nicht unterdrücken angesichts der heute florierenden Literatur über Ehe und Kindererziehung. Ist doch das Wort „Jahrhundert des Kindes" schon ein Schlagwort geworden. Ein gesundes Volk schafft auch Kinder, viele gesunde Kinder; aber ein ungesundes Volk und ungesundes Geschlecht reflektiert statt dessen über die Ehe, gibt Rezepte heraus, wie sie geführt werden soll, und läßt sich von seinen Intellektuellen erzählen, wie man Kinder zu erziehen hätte, — auch nach Rezepten! Wozu das alles, wenn man nicht mehr als ersten Zweck der Ehe die Kindererzeugung ansieht, und wenn man überhaupt diesen Zweck nur sehr vorsichtig und widerwillig anerkennt. G e s u n d e K i n d e r k o m m e n a u s g e s u n d e m B l u t , s t a r k e M e n s c h e n a u c h , und g e s u n d e M e n s c h e n , m o r a l i s c h g e s u n d e M e n s c h e n p f l e g e n a u c h g u t e E h e n z u f ü h r e n o h n e R e z e p t e , o h n e V o r s c h r i f t e n ! — Heute ist's schon so, daß Ehepaare mit zahlreichen Kindern sich fast dem spöttischen Lächeln ihrer Volksgenossen und zum mindesten ihrer Standesgenossen ausgesetzt sehen. Kommt in dieses Lächeln erst einmal der Neid statt des Mitleids, wird aus diesem Lächeln sogar wieder ein Ausdruck höchster Achtung für die Betreffenden, dann, ja dann vielleicht wird das Gespenst des selbstgewollten Volksselbstmords verschwinden und helles Morgenrot auf den jungen Tag dieses glücklichen Volkes fallen."

Uneheliche Geburten und Universitätsstädte. Zu diesem Thema schreibt uns ein geschätzter Leser: „In Heft 8 der Polit.-anthrop. Revue erschien auf S. 451 unter dem Titel »Uneheliche Geburten und Universitätsstädte« ein statistischer Bericht, nach dem die Universitätsstädte in bezug auf die Frequenz der unehelichen Geburten besonders »ungünstig« (im Sinne unserer heutigen sozialen Moral) abschneiden. Ich kenne nun die zugrunde liegenden statistischen Aufnahmen nicht,

möchte jedoch den Zweifel äußern, ob diese Frequenz nicht darauf zurückzuführen ist, daß in diesen Universitätsstädten in den Frauenkliniken usw. ein relativ hoher Prozentsatz unehelicher Geburten sich vollzieht, während die uneheliche Schwängerung in einer ganz anderen Gegend — vielfach wohl auf dem benachbarten Lande und in den benachbarten Städten — stattfand. Mit Rücksicht auf den Schlußsatz genannter Notiz und das Bestreben gewisser Muckerkreise, unserer Studentenschaft eine besondere Sittenlosigkeit anzuhängen, dürfte sich eine statistische Nachprüfung und Aufklärung empfehlen."



Bücherbesprechungen.



Weiß, Dr. Berthold, Entwicklung. Versuch einer einheitlichen Weltanschauung. E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Nägele). Stuttgart 1908.

Der Verfasser bezweckt, Andeutungen zu geben, wie er sich die Lösung der nach seiner Ansicht höchsten Aufgabe menschlichen Wissensdranges denkt, nämlich „alle soziologischen, biologischen, chemischen, physikalischen Vorgänge auf mechanische Vorgänge zurückzuführen" (S. 25). Er sieht die Hauptaufgabe aller Philosophie darin, „die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu einem umfassenden System zu vereinigen" (S. 14). In der Hauptsache Comte-Spencerschen Prinzipien folgend, gibt er eine Einteilung der Wissenschaften nach unterorganischen, organischen und überorganischen Systemen; von der Physik des Aethers fortschreitend bis zum Gipfelpunkte der Soziologie. Auf dem weiten Gebiete verfügt er über gründliche Kenntnisse und ein sorgfältig gesammeltes und gesichtetes Material. Man könnte ihm mit seinem großen Vorbilde Spencer den Vorwurf machen, daß ein Uebermaß trockener Schematisierung die lebenswarmen Elemente in seiner Weltanschauung zu wenig zu ihrem Rechte kommen läßt. Aber trotzdem, und mögen in einzelnen noch Richtigstellungen erforderlich werden, der Kern, der grundlegende Wert seiner Arbeit ist unantastbar.

Ihre Hauptschwäche scheint mir darin zu liegen, daß Verfasser den Problemen der Erkenntnistheorie so geringes Gewicht beilegt. „... ein Spezialkapitelchen über Erkenntnistheorie, wie es jeder deutsche Kandidat der Philosophie hinzufügen könnte" (S. 193). Das hieße, der höchsten Blüte menschlichen Geistes für immer alle Lebenskraft absprechen. Und doch geht die Lösung des Lebensproblemes nur durch die Lösung der Probleme der Erkenntnistheorie. In dieser muß sich eine einheitliche Weltanschauung die Grundlagen schaffen, auf welchen dann das stolze Gebäude einer Enzyklopädie sicher ruhen kann. Sonst würde sie nie die Konflikte, an welchen so viele unserer modernen Philosophien kranken, siegreich überwinden. Geist und Materie, Objekt und Subjekt, primäre Kraft und sekundäre Form — ehe hier nicht völlige Klarheit herrscht, nützt es nichts, mit dem ungeheueren, heute verfügbaren empirischen Materiale eine Weltanschauung aufbauen zu wollen. Ich kann es z. B. als keine Lösung des großen Problems der Erkenntnislehre, Unmöglichkeit des absoluten Idealismus und Unmöglichkeit, eine reale Außenwelt zu behaupten, ansprechen, wenn der Verfasser erst die Beschränkung unseres Erkennens feststellt, gleich darauf aber dem Dinge an sich primäre Qualitäten vindiziert. Ich stelle dagegen die J. G. Vogtsche Philosophie, wo mit stahlharter Logik die Grundlagen einer einheitlichen Weltanschauung gesucht und gefunden werden. Vogts Vorwurf, daß so viele moderne Philosophen sich durch die streng mechanische Gesetzmäßigkeit, die alle Erscheinungsformen beherrscht, verleiten lassen, das ganze Weltgeschehen mechanisch erklären zu wollen und den uns aus ihm überall entgegentretenden, bewußt initiativen Geist zu verleugnen, trifft auch hier.

Weiß faßt Indogermanen und Semiten unter dem Namen „mittelländische Rasse" zusammen. Für die lebenden Vertreter dieser beiden Sprachfamilien ist die Scheidung in h. europaeus und h. mediterraneus die richtigere. — Nicht zutreffend ist es, einen Zug der Entwicklung von Süden nach Norden anzunehmen. Die umgekehrte Richtung entspricht den Tatsachen. — Der Verfasser sagt S. 60: „Innerhalb der weißen Rasse erweisen sich Mischungen als höchst günstig." Auf die beiden langköpfigen Rassen bezogen, könnte das in gewissem Sinne Geltung haben. Das Keimplasma der weißen Rundköpfe dagegen scheint schon zu große Ver-

schiedenheiten gegenüber dem der Dolichocephalen aufzuweisen, um mit ihm ein günstiges Mischungsprodukt zu ergeben. Einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel. G. Weiß.

Müller, E., Eine rein demokratische Republik. Der Kanton Zürich zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1908. Frs. 2,50.

Bernstein sagt in seinen Voraussetzungen des Sozialismus: „In dem Begriffe Demokratie liegt eben für die heutige Auffassung eine Rechtsvorstellung eingeschlossen: die Gleichberechtigung aller Angehörigen des Gemeinwesens, und an ihr findet die Herrschaft der Mehrheit, worauf in jedem konkreten Falle die Volksherrschaft hinausläuft, ihre Grenze.“ Eine absolute Demokratie ist mit den Lebensbedingungen unserer entwickelten Gemeinwesen nicht vereinbar. Immerhin repräsentiert die schweizer Kantonalverfassung die mögliche Annäherung an das Ideal. Wie günstig sie der Entwicklung ist, beweisen die von Stadtschreiber Müller zusammengestellten, statistischen Zahlen, die deshalb auch weiteres Interesse verdienen; wenn auch nicht vergessen werden darf, daß der Kanton Zürich in vielem unter anderen Lebensbedingungen steht, als beispielsweise das Deutsche Reich.

Müller gibt nicht nur den Stand der Dinge am Anfange des Jahrhunderts, sondern auf vielen Gebieten die Zahlen der letzten vier Dezennien.

Die Bevölkerung des Kantons hat sich von 1870 bis 1900 um über 51 pCt. vermehrt. Dabei zeigt die Statistik eine sich stets steigernde Mischung der Einwohner, sowohl innerhalb des Kantons, als durch Zuzug aus den übrigen Teilen der Schweiz und dem Auslande. 1900 betrugen die Bürger der Zählgemeinde nur noch 33,31 pCt. der Wohnbevölkerung. Diesem wohl allgemein gültigen, modernen Phänomen steht als weiteres der „Zug nach der Stadt“ zur Seite. 1900 macht die Stadtbevölkerung 40 pCt. der ganzen Kantoneinwohnerschaft aus. Das versteuerte Vermögen hat sich von 1870 bis 1900 mehr als verdoppelt, das versteuerte Einkommen fast vervierfacht. Welch hervorragender Anteil hierbei der Entwicklung der Städte gebührt, beweist, daß, in Prozenten der im gesamten Kanton versteuerten Summen gerechnet, für Zürich und Winterthur das versteuerte Vermögen von 37,66 pCt. in 1870 auf 65,9 pCt. in 1900, das versteuerte Einkommen im gleichen Zeitraume von 26,8 pCt. auf 62,4 pCt. gestiegen ist. Im einzelnen ergeben die Zahlen, daß sich die Erwerbsmöglichkeit und der Erwerbsfleiß bedeutend gehoben haben, ebenso absolut die Vermögensverhältnisse. Dagegen hat heute nur eine viel kleinere Anzahl als 1870 die Möglichkeit, ein Vermögen zu sammeln, wie auch „von einer einigermaßen erheblichen Verbesserung der Erwerbsverhältnisse kaum gesprochen werden kann“, wenn man die allseitige Verteuerung der Lebenshaltung in Rechnung stellt. Die Entwicklung der Landwirtschaft folgt nicht dem von David aufgestellten Gesetze, sondern strebt im Gegenteile, unter Einschränkung der kleineren, rein landwirtschaftlichen Betriebe, die Bildung immer größerer, gemischter Betriebe (Molkereien, Käsereien) in verhältnismäßig wenigen Händen an. Auch in der Industrie machte sich die Konzentrationstendenz unserer Zeit geltend. Die Ziffern über die Seidenindustrie zeigen, in welch gewaltigem Maße die Maschine die lebendige Arbeitskraft ersetzt. Der Etat zeugt von der steigenden Fürsorge des Staates für Volkswirtschaft, Gesundheits-, Erziehungs-, Armenwesen usw. Allerdings weist er auch einen Aktivposten auf, der in keinem Großstaatsetat zu finden ist, nämlich für Militärwesen (1905) ein Plus von 227 347 Franken.

Von anthropologischem Interesse ist noch das starke Zurückbleiben der Lebendgeburten hinter der Zunahme der Bevölkerung und das Sinken des Prozentsatzes der Militärdiensttauglichen. Bei einer dem Bevölkerungswachstum entsprechenden Erhöhung des Auszugs fiel die Zahl der Tauglichen von 53,3 pCt. in 1880 auf 47 pCt. in 1905. Also hat eine Verschlechterung des sich stellenden Materiales stattgefunden. Ob in diesen beiden Punkten neben sozialökonomischen Einflüssen auch eine Wirkung der stetig wachsenden Vermischung zu erblicken ist?

Alles in allem kann man dem Verfasser rückhaltslos beistimmen, wenn er zum Schlusse in stolzer Vaterlandsfreude konstatiert: „Das ist ein Bild aus der friedlichen Entwicklung eines freien, kleinen, sich selbst regierenden Volkes.“ Staat und Gemeinde arbeiten Hand in Hand, und beide sind sich bewußt, daß sie für den Bürger, und nicht dieser für sie, da sind — ein Bild, wie es unsere Großstaaten nicht überall darbieten, und das noch gewänne, wenn Zürich dem Beispiele Basels (und Genfs?) folgen und die völlige Trennung von Staat und Kirche durchführen würde. G. Weiß.

Egelhaaf, Dr. Gottlob, Geschichte der neuesten Zeit. Stuttgart 1908, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann. 452 S.

Das Interesse an politischen Fragen und auch an Fragen der auswärtigen Politik, das lange im deutschen Volk auf ein Minimum gesunken war, beginnt wieder zu erwachen. Eine Reihe von Fehlern des Kaisers und seiner Regierung hat mit aller Deutlichkeit dargetan, daß es nicht angängig ist, ihre Maßnahmen einfach ohne Kritik gutzuheißen. Um aber Kritik üben zu können, muß man mit dem bisherigen Gang der Ereignisse vertraut sein. Eine solche Kenntnis vermittelt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, das Buch des Stuttgarter Oberstudienrates Dr. Egelhaaf, das einen kurzen Abriß der Weltgeschichte seit dem Frankfurter Frieden bis zum Februar 1908 gibt. Freilich bietet es fast nur politische Geschichte; die Wirtschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte kommen nur sehr kurz weg. Das ist m. E. sein schwerster Fehler; denn die Frage der wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Staaten und ihrer wirtschaftlichen Beziehungen hat doch gerade in den letzten 30 Jahren alle anderen in den Schatten gestellt. Von dieser einen Ausstellung abgesehen ist das Buch aber nur zu loben, und zwar um so mehr, als es m. W. ein ähnliches Werk von einem englischen oder französischen Schriftsteller nicht gibt. Daß natürlich die Meinungen Egelhaafs nicht von jedem geteilt werden, daß einige Ansichten von ihm zweifellos falsch sind, ist nicht anders zu erwarten in einer Schrift, die sich zum Teil mit Handlungen lebender, regierender Persönlichkeiten befaßt, deren Folgen noch nicht feststehen.

Als Haupteinteilungsprinzip hat Egelhaaf die Scheidung in bismarckische und nachbismarckische Zeit gewählt, und zwar mit Recht. Man empfindet beim Lesen mit Bedauern, daß die Zeit Bismarcks, d. h. die Zeit einer Vormachtstellung Deutschlands vorbei ist. Man kann nur wünschen, daß auch die Zeit der Zurücksetzung Deutschlands nicht ewig dauere, und daß dazu die Einsicht in die Ereignisse der letzten Zeit mithelfe. Als Mittel zur Verbreitung ihrer Kenntnis ist das vorzügliche Buch Egelhaafs nur zu begrüßen. Dr. A. Kubatz.

Hodge, Fred. W., Handbook of American Indians North of Mexico. Band 1, IX und 972 Seiten. Washington 1907. Government Printing Office.

Das vom Bureau of American Ethnology unter Leitung von F. W. Hodge herausgegebene Handbuch der amerikanischen Indianer nördlich von Mexiko faßt in der Form eines Lexikons so ziemlich all das zusammen, was über die Ethnologie und Ethnographie der nordamerikanischen Indianer bekannt ist. Auch die Eskimos sind einbezogen. An dem ersten Bande, der im vorigen Jahr erschien, haben insgesamt 46 Autoren mitgearbeitet und ein Werk geschaffen, das Anerkennung verdient. Die Darstellung ist in der Regel klar und knapp; die meisten größeren Artikel sind mit Bildern ausgestattet. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die verschiedenen Namen, welche auf ein und dasselbe Volk oder denselben Stamm angewendet worden sind, zu verzeichnen, da bisher in der Nomenklatur eine arge Verwirrung herrschte. — Es werden vornehmlich behandelt: Die Geschichte der Indianer, ihre Beziehung zur amerikanischen Verwaltung, ihre wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände, Künste und Gewerbe, die Wanderungen, die Veränderungen in der Volkszahl usw. Bedauerlich ist, daß die Probleme der physischen Anthropologie der Indianer nicht entsprechend gewürdigt werden, und über das Geschlechtsleben, dessen Gestaltung doch von sehr großer Wichtigkeit für das Gedeihen der Völker ist, wird in den Artikeln des ersten Bandes recht wenig gesagt. — Sehr lesenswert ist Dr. Aleš Hrdličkas Artikel „Anatomie", der die physischen Rassencharaktere der nordamerikanischen Indianer im allgemeinen und die in dieser Hinsicht bestehenden Unterschiede zwischen den einzelnen Zweigen der Rasse behandelt. Von anderen allgemeinen Artikeln sind hervorzuheben jene über Kleidung (von W. Hough), Schmuck (J. N. B. Hewitt), Ackerbau (C. Thomas), Kunst (W. H. Holmes), Gewerbe und Handel (O. T. Mason), Architektur (Holmes), Behausungen (Thomas), Nahrung (Hough), Ethik und Moral (Alice C. Fletcher und W. Matthews), Zeremonien (G. A. Dorsey), die Familie (Hewitt), Verwandtschaftsverhältnisse (Hewitt und Swanton), die Ehe (R. H. Lowie und L. Farrand), Clans und Gens (Hewitt), Einflüsse der Umgebung (Mason), Sprachen (Fr. Boas), Sprachfamilien (A. F. Chamberlain), Missionen (J. Mooney). Jedem Artikel ist ein Literaturnachweis angefügt; andere als in englischer Sprache erschienene Arbeiten sind in diese Nachweise nur vereinzelt aufgenommen worden. — Die beigegebene Karte veranschaulicht die Sprachfamilien. H. Fehlinger.

Lehmann, O., Flüssige Kristalle und die Theorie des Lebens. J. A. Barth, Leipzig 1908. 2. Auflage, 60 Seiten; mit Anmerkungen.

Um einige Seiten Text und eine Reihe wertvoller Literaturnachweise erweitert erscheint hier nach Jahresfrist die 2. Auflage dieses hochinteressanten Büchleins. In bedächtiger Weise vorgehend, nähert sich Lehmann doch der Auffassung des Hylozoismus, vermeidet aber bestimmte Stellungnahme; die gegebenen wissenschaftlichen Begriffe nimmt er als feststehend hin, auch wenn sie von gestern stammen. Das wird allerdings der Naturphilosoph nicht mehr lange wagen dürfen. — Einige wertvolle Neubeobachtungen, durch Abbildungen erklärt, bereichern diese Auflage und zeigen, daß der Verfasser sich nicht mit dem bisher Gefundenen zufrieden gibt.

Dr. F. Kühner.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 150000 Artikel und Verweisungen auf über 18593 Seiten Text mit mehr als 16800 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1500 Illustrationstafeln (darunter 180 Farbendrucktafeln und 340 selbständige Kartenbeilagen), sowie 160 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark oder in Prachtband zu je 12 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Mehr als fünf Jahre hat das Rüstzeug unseres modernen Wissens, hat die sechste Auflage von „Meyers Großem Konversations-Lexikon“ zu seiner Vollendung gebraucht. Aber es ist auch gute Arbeit geleistet worden, man ist gründlich zu Werke gegangen und hat es verstanden, in einer bis ins kleinste durchgeführten Erneuerung ein mustergültiges Nachschlagewerk zu schaffen. Wem der Besitz dieser zwanzig stolzen Bände vergönnt ist, den überkommt das Gefühl der Sicherheit, gewappnet dazustehen im Kampf ums Dasein, der ja heutzutage mit geistigen Waffen ausgefochten wird. Denn hier ist Gelegenheit geboten, sich in jeder auftauchenden Frage zu unterrichten und Rats zu erholen, hier ist der Kulturbesitz unserer Zeit in einer bewundernswerten Zergliederung übersichtlich dargestellt, hier ist ein an Reichhaltigkeit, Anschaulichkeit und Farbenpracht einzig dastehender Bilder- und Kartenatlas geboten. Sehen wir uns den eben erschienenen 20. Band näher an, so staunen wir über den außerordentlichen Reichtum, durch den er die übrigen, wahrhaftig schon verschwenderisch ausgestatteten Bände sowohl textlich wie auch illustrativ noch übertrifft. Bei planlosem Durchblättern stoßen wir zunächst auf eingehende Darstellungen des Zeitungswesens in allen Ländern der Erde, des Welthandels und Weltverkehrs, nebst Karte, wir finden eine Abhandlung über die Zinsrechnung mit — und daran exemplifiziert sich so recht die aufs Praktische gerichtete Anlage des Lexikons — ausführlichen Zinsberechnungstabellen. Vorzüglich sind die ganze Serien bildenden Artikel über „Zölle“ und „Zollwesen“, „Wechsel“ und „Wechselrecht“, „Versicherungswesen“, vorzüglich auch die Darstellung über „Wettrennen“ mit einer Beilage über den „Stand des Rennsports in Europa“. Mit größtem Interesse lesen wir die Abhandlungen über „Wallenstein“, „Wellington“, „Voltaire“, „Richard Wagner“, „Wieland“, über „Wahlen“ und die „Systeme der Proportionswahl“, wir studieren die 40 Spalten umfassende, mit fünf Karten ausgestattete Beschreibung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die reich mit Karten und Bildern bedachte Darstellung von Wien, den Artikel „Weib“ mit seiner interessanten Schilderung über die Stellung der Frau in den verschiedenen Ländern und Zeiten. Wir verweisen noch auf die Artikel „Wein“, „Wasser“, „Weltsprache“, „Waffen“, „Wunden“, auf die vielen, mit prachtvollen farbigen und schwarzen Tafeln erläuterten Arbeiten aus den Gebieten der Zoologie und Botanik und glauben damit die Reichhaltigkeit des literarischen Riesenwerkes wenigstens angedeutet zu haben. Daß es für jeden, der teilnimmt an den Ereignissen unserer Zeit, von der größten Wichtigkeit ist, brauchen wir nicht erst nachzuweisen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 10. 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Neue biologische Grundlagen der Soziologie.[1])

C. H. de Méray.

IV.

Pathologie der Krebskrankheit in unserem Zivilisationskörper.

Die Krankheit, die unsere Zivilisation befallen hat, ist durchaus identisch mit dem Krebse; seine Histologie, den ganzen pathologischen Verlauf können wir in unserer Zivilisationsgeschichte wiederfinden. Auch können wir keinen Zustand unseres sozialen Lebens ohne die Kenntnis dieser pathologischen Vorgänge wissenschaftlich bestimmen, ebensowenig wie man ohne Kenntnis der pathologischen Vorgänge den krankhaften Zustand eines Körpers wissenschaftlich bestimmen kann.

Mag die Behauptung noch so überraschend lauten, daß unsere Zivilisation nicht nur im Sinne einer Metapher „krank" sei, sondern daß in ihr im vollsten medizinischen Sinne eine Krankheit vorhanden ist, die sich als Krebs definieren läßt, — so muß man doch unbefangen und ohne Vorurteil den Tatsachen gegenübertreten. Die Zellularphysiologie ist selbst noch eine ganz neue Wissenschaft, die erst heute in unsere Denkweise einzudringen beginnt. Noch jünger ist die Kenntnis von der Entstehung der Arten im Wege der Mutation; — und wer hätte denn auch bisher bei der Entstehung einer neuen Zivilisation an eine Mutation gedacht! Und besonders was die Krebskrankheit anbelangt, so ist es ja erst eine Errungenschaft der letzten Jahre, daß man weiß, was überhaupt der Krebs ist. Deshalb ist es auch erst mit der allerjüngsten Erkenntnis der Wissenschaft möglich geworden, jenen Zusammenhang der Dinge, den ich hier vorführe, überhaupt gewahr zu werden. Gewiß wird es noch lange dauern, bis dieser natürliche Zusammenhang auch anerkannt wird — denn was soll auch mit all dem Kram werden, den man sich über die sozialen und geschichtlichen Dinge ins Blaue hinein zurecht philosophiert hat! — Es handelt sich ja jetzt um denselben Fall, wie er in der Wissenschaft schon so oft dagewesen ist: die einfachsten Wahr-

[1]) S. Pol.-anthr. Rev., Hefte 10, VI. Jahrg., 4, VII. Jahrg. etc.

heiten, die zu einer neuen Denkweise zwingen, finden den hartnäckigsten Widerstand.

Ich habe nur die Tatsachen vorzuführen, wiederhole aber zuvor aus meinen früheren Darlegungen, daß die Zusammensetzung der Menschen zu einer Zivilisation ganz gemäß denselben physiologischen und morphologischen Gesetzen vor sich ging, wie sie uns die Physiologie im Leben der Zellen nachweist; daß ursprünglich aus der Zusammensetzung der Menschen ebenso zentrische Gestaltungen der Kultur sich bildeten, wie solche die Zoologie der niedersten Metazoen aufweist; daß in diesen die phagozytäre Lebensweise der Zellen ebenso mit dieser Struktur zusammenhängt, wie die räuberische, kriegerische Lebensweise der Menschen mit einem Häuptling, Fürsten oder König als Zentrum; daß hier auch dieselbe Differenzierung der Menschen zu arbeitenden, stoffumsetzenden, produktiven und schützenden vor sich geht, wie in der Entwicklung jener niedersten Metazoen; daß in dieser Entwicklung ebenso eine Auflösung der zentrischen Form der niedersten Tiere, des Zusammenbaues der phagozytären Zellen um das Phagozytenzentrum eintrat, wie in der Zivilisation schließlich eine Epoche anbrach, wo der zentrische Bau um den kriegerischen Fürsten sich löste; daß ebenso, wie mit diesem Momente die Entwicklung der Stoffwechselapparate als zentrale Organe bei den Tieren begann, so auch in der Zivilisation die Entwicklung der Apparate des produktiven Lebens an Stelle der ehemaligen kriegerischen Zentren einsetzte, ein Vorgang, den wir zuerst bei den Hellenen sich vollziehen sahen. — Dieser Verlauf einer physiologischen Entwicklung führt mit einer imperativen naturgesetzlichen Logik zu dem Schluß, daß es sich hier um eine Mutationserscheinung gehandelt hat, und diese Mutation war mit allen ihren Merkmalen nachzuweisen.

I.

Dasselbe, was sich bei der Mutation im Ganzen eines Lebewesens abspielt, wiederholt sich zeitweilig in den sehr komplizierten Organismen partiell. So ist z. B. unser menschlicher — und überhaupt jeder tierische — Organismus in einer steten Umwandlung begriffen; von den Unmassen von Zellarten befinden sich stets einige in der Entwicklung; auch entstehen im Organismus neue Zellarten, welche gewisse, von den früheren abweichende Tätigkeiten ausüben. Diese Tätigkeiten organisieren sich auch anders; ein neuartiger Zusammenhang entsteht unter ihnen, eine neue Art des Zellebens: eine Mutation, eine Mutation gewisser Zellen, eine partielle Mutation.

Da finden wir nun denselben Zustand, den wir von der Mutation her kennen: die neue Zellart organisiert sich abweichend von der früheren, und diese neue Organisation ist vorerst unentwickelt, sie ist noch schwach; es ist noch kein so vollkommenes Zusammenleben vorhanden, wie es bei den Zellen früherer Arten besteht, die schon im Laufe der Zeit sich fest organisierten. Die neuartigen Zelltätigkeiten kommen hier auch mehr oder weniger mit den früheren in Widerspruch. Und da beginnt ihr Kampf gegen das Neue: das Aeltere will die neue Organisation auf die frühere Stufe zurückdrängen, und es entsteht ein Gewebe, das die neue Art zugrunde richten, ihre

Tätigkeiten unterdrücken will — und das Wachstum eines solchen Gewebes ist der Krebs.

Es müssen vorerst günstige Umstände vorhanden sein, daß sich eine neue Zellart entwickle, ebenso wie bei der Mutation. Tatsache ist, daß jene schwere Mutationskrankheit der Zellen, die wir unter dem Namen Krebs kennen, eben da entsteht, wo auf einmal günstig veränderte Nahrungsverhältnisse auftreten, die natürlicherweise immer die Bedingungen einer besseren Entwicklung mit sich führen. Nach Leyden („Untersuchungen zur Frage der Krebsparasiten") kommt der Krebs bei wilden Tieren nicht vor, wohl aber wenn sie Haustiere geworden sind, d. h. wenn sie in günstigere Nahrungsverhältnisse kamen. Bei den Negern in ihrer Heimat hat man nie einen Fall entdeckt, in Amerika ist er aber sehr häufig unter ihnen geworden, was gewiß damit zusammenhängt, daß ihre Ernährung günstiger wurde. Bei den Deutschen ist er heute häufiger — und zwar seit den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges, der auch bessere Ernährungsverhältnisse zuführte — als bei den Engländern. Nach Benecke (Ueber pathologisches Wachstum) „steht eine übermäßige Gesamternährung des ganzen Körpers in Beziehung zum Entstehen des Krebses".

Was ist nun aber der Krebs? Früher hielt man ihn für eine durch von außen in den Körper eintretende Parasiten verursachte Krankheit. Neuerdings ist es aber festgestellt (Ribbert, Menschliche Zellen als Parasiten), daß der Krebs keineswegs von außen kommt, sondern daß es die Zellen des Körpers selbst sind, die den Krebs bilden. Und eben die „minderdifferenzierten Zellen" — die minder entwickelten —, sind es, die in das Gewebe der höher entwickelten hineinwuchern, und ihr Gewebe in diesem ist der Krebs. Sie „verdrängen die Ordnungselemente, schädigen dieselben, setzen sich in Widerspruch mit den normalen" (Benecke, Ueber pathologisches Wachstum). Der Krebs „ist ein Komplex, der als solcher schon da war, bevor er anfing zu wachsen" (Borrmann, Entstehung und Wachstum des Hautkarzinoms).

Und hier berühren sich die beiden, die Mutationskrankheit und der Krebs; denn beide entstehen aus ein und demselben Grunde. Die Mutationskrankheit ist eine Erscheinung, die — bei primitiveren Lebewesen — den ganzen Körper mitnimmt, der Krebs jedoch befällt nur einzelne Gewebspartien.

In beiden handelt es sich um denselben Fall: Die Zellen eines früheren Entwicklungstypus unterdrücken das Leben neuerer, höherentwickelter Zellen. Denn neugeartete Zellen mit neuen Lebenstätigkeiten sind anfangs immer schwach; sie bilden ja erst ihre neue Organisation. Sie haben noch keinen solchen durchgearbeiteten Zusammenhang, wie ihn jene Zellen aufweisen, die sich schon im Laufe der Zeiten immer fester organisierten. Und eben dieser schwächere Zusammenhang, die noch nicht voll entwickelte Organisation scheint der Grund zu sein, daß die Typen früherer Entwicklungsstufen in die höhere Organisation hineinwuchern können und diese mit ihrem Wachstum zugrunde richten. Denn es sind immer die minderentwickelten, die Zelltypen niederer Art, die in der höheren die Krankheit verursachen. Und in der Mutationskrankheit erfolgt dasselbe,

was beim Krebse in den Geweben: „eine Rückkehr auf eine frühere Entwicklungsstufe, ein Rückschlag“ (Ribbert, Allgemeine Pathologie).

Ich zeigte im vorigen Kapitel, daß der Anfang unserer Zivilisation in ihrem neuen Arttypus noch artrein, tatsächlich ein rein produktiver war, und daß das frühere kriegerische, phagozytäre Leben bereits ganz ausgeschaltet war. Dies war überall so, wo das neugeartete Kulturgewebe sich ausbreitete: in den Stadtstaaten. Diese bildeten die neue Zivilisation, und ihr Wachstum war das Wachstum der neuen Welt. Rings umher waren aber noch die Atavisten. „Eine ganze Reihe von Landschaften stellten noch einen älteren Typus des gesellschaftlichen Lebens dar“ (Pöhlmann, Griechische Geschichte). „Für die Annahme einer Völkerwanderung (mit der man die phantastischen und konventionellen Heldengeschichten verknüpft) fehlt es an allen Beweisen“ (Beloch, Griechische Geschichte). Aber „in den Gebirgslandschaften hatte sich der alte kriegerische Geist noch lebendig erhalten“ (Speck, Handelsgeschichte des Altertums). Sie waren eben die Atavisten, nach Borrmann „ein Komplex, der als solcher schon da war“.

Diese repräsentieren noch die frühere, niedere, phagozytäre, kriegerische Lebensart, in Widerspruch zur neugearteten, produktiven. Wie denn auch „zwischen dem Land und der Stadt, den Bürgern und den Landleuten ein scharfer Antagonismus bestand (Fontane, La Grèce). — „Der Bauer besaß nicht die Elastizität, um sich den veränderten Verhältnissen so rasch anzupassen“ (Pöhlmann, Anfänge des Sozialismus in Europa), d. h. er verharrte in seiner Artfremdheit. „Auf dem Lande trieben sich Räuberbanden umher; die Stadtleute betrachteten die vom Lande als Fremde“ (Speck).

Und aus diesem atavistischen Komplexe früherer, niederer Entwicklungsstufen der Menschen begann im neuen Zivilisationsgewebe jene verzehrende Krankheit sich zu entwickeln, die identisch mit dem Krebse ist, die mit den Söldnern ebenso begann, wie der Krebs mit den atavistischen Zellkomplexen beginnt; und die mit einer stetig sich steigernden Wucherung der Krieger das Zivilisationsgebilde ganz ebenso vernichtete, wie die Wucherung der Krebszellen das organische Gewebe zerstört. Die Entwickelung des Militarismus in unserer Zivilisation bietet das volle pathologische Bild der Entstehung des Krebses, er ist im vollsten pathologischen Sinne der Krebs, und der Militarismus ist das typische kranke Gebilde unseres Zivilisationslebens.

II.

Sein Wachstum begann auf rein pathologische Art.

Dem Ursprung des Krebses „geht immer ein entzündlicher Prozeß voraus“ (Borrmann). „Sicher ist es, daß chronische Reizungen verschiedener Art zu Krebswucherungen führen“ (Benecke).

Ein solcher entzündlicher Zustand, ein chronischer Reiz läßt sich vor dem Eindringen der Atavisten, vor Beginn ihres Wachstums, ihrer Wucherung auch in der griechischen Welt nachweisen.

Zuvor müssen wir jedoch über den Prozeß der Entzündung im klaren sein.

Eine jede Zelle, ein jedes Individuum reagiert auf Reize. Ebenso wie „die Irritabilität zum innigsten Wesen der Zellsubstanz gehört,

die Fähigkeit, auf äußere Einflüsse in gewisser Art zu reagieren, und der Effekt entweder in einer sichtbaren Bewegung oder in irgendeiner Aenderung des Zustandes besteht“ (Rhumbler), so ist es auch mit den Menschen. Wie die Zelle, so handeln auch wir immer unter dem Einfluß gewisser Reize. „Es braucht in einer Zelle nur ein Stoff zu entstehen, der die Vorgänge in der Nachbarzelle beeinflußt, so ist der Reiz fertig. Schon die Existenz einer Zelle, die nie einer anderen gleich sein kann, ist an sich ein Reiz für die anderen“ (Rosenbach, Grundlagen, Aufgaben und Grenzen der Medizin). Ist es nicht ebenso bei den Menschen? Produziert jemand etwas, so ist der andere dadurch schon beeinflußt, und schon die Existenz eines Menschen, der ja nie einem anderen gleich sein kann, ist an sich ein Reiz für die anderen.

Die Zellen, wie wir Menschen, leben unter beständigen Reizen, und die Reaktionen auf dieselben sind eben die Lebenstätigkeiten. Wir sind schon für die verschiedentlichsten Reize eingerichtet. Kommen aber wir, oder die Zellen, unter Reizwirkungen, auf die wir nicht eingerichtet sind, so ist die normale Lebenstätigkeit gestört. Störende Einwirkungen können das Leben selbst zerstören. Aber „solange auf ein Irritament nur funktionelle Störungen zu beobachten sind, solange spricht man nur von Irritation“ (Virchow, Zellularpathologie). Um ein ganz rohes Beispiel zu nennen: Zorn, erregte Handlungen, leidenschaftliche Ausbrüche sind von den normalen abweichende, gestörte Lebensäußerungen der Menschen, und sie entstehen auf Reize, für welche sie eben nicht eingerichtet waren. Leistet nun die Zelle oder der Mensch gegen störende Einwirkungen Widerstand, so ist der Zustand da, den man Irritation nennt.

Nun ist aber jeder vielzellige Organismus, ebenso wie jede menschliche Zivilisationsgemeinschaft, ein System, in dem die einzelnen Individuen auf gewisse Reize eingerichtet sind. Wie bei den Zellen „ein immanentes Zweckmäßigkeitsprinzip im Sinne der Erhaltung des Systems wirksam ist“ (Eschle, Zellularpathologie), so ist es auch bei den Menschen, die ebenso bestrebt sind, ihr System des Zusammenlebens, die Ordnung, aufrecht zu erhalten. Und je mehr eine Konstitution von Zellen oder von Menschen zu einem Systeme ausgebildet ist, um so öfter wiederholten sich die Reizvorgänge, bis sie schließlich normal wurden. Denn „nur lange Einwirkung gewisser Faktoren vermag die Konstitution zu ändern“ (Rosenbach); also nur dauernde, stets wiederkehrende Reizvorgänge gestalten sich zu normalen.

Normal wurden sie alle, wenn ihnen keine Irritation folgte. Demgemäß ist ein Organismus, ebenso wie das Zivilisationsleben, ein System, in dem alle Reize zu normalen Tätigkeiten führen, ohne Irritationen hervorzurufen. Die Gesundheit, d. h. der normale Zustand eines Organismus bedeutet eben, daß in ihm keine abnormen Vorgänge eintreten, die abnorme Zustände hervorrufen; dasselbe gilt vom normalen Zustand eines Staates.

Zu einem solchen Zustand muß sich aber jeder Organismus, jede Zivilisation erst entwickeln. Und eine eben erst entstandene neue Art, wie die neue hellenische, eine neue Organisation der Individuen zueinander, ein neues System ihrer Gegenseitigkeiten, war vorerst noch unentwickelt. Denn wie in einer neuen Art neugeartete

Zellen entstehen, mit neugearteten Reizempfindlichkeiten und neuen Lebenstätigkeiten, so waren in der neugearteten Zivilisation auch Menschen mit anderen Empfindlichkeiten, neuen Reizen und Tätigkeiten des Lebens aufgetreten: ein neues System der Zivilisationsreize. Das Leben der früheren Art war ein Phagozytenleben, ein kriegerisches System, wie alle Zellen der niedersten Lebewesen und alle Menschen der niedersten Zivilisationen es besessen, und wie auch später, solange die zentrischen Formationen dauerten, dieses das formende, zusammenfügende, zusammenhaltende Element war. Die neue, höhere Art bildete sich eben nicht mehr nach den Reizen der phagozytären Krieger, sondern nach jenen der Produktiven.

In einem jeden Organismus entstehen aber Apparate für die Tätigkeiten des Körpers, für die gesamten Reize, damit alle Reize zu einem einheitlichen Systeme zusammentreten. „Das Nervensystem ist Mittel und Weg, auf welchem die Reize, welche die einzelnen Zellen treffen, dem gesamten Organismus mitgeteilt werden“ (Kronthal, Ueber die Wachstumsenergie der bösartigen Geschwülste). In der primitiven zentrischen Gemeinschaft der Phagozytenzellen ist diese Reizleitung allerdings noch sehr primitiv; sie besteht nur aus einer unmittelbaren Angliederung der Zellschichten um das Zentrum als Organ, das allein und unmittelbar auf die umgebende Schicht, und durch ihre Vermittelung auf die nächstgelegenen wirkt. So ist auch das System um den kriegerischen Herrscher, der vom Zentrum allein auf die Menschengemeinschaft wirkt, unmittelbar er selbst; höchstens durch Vermittelung seiner näheren Umgebung wirkt er auf die ganze Formation, die Reize und Tätigkeiten steuernd und sie zu einem einheitlichen Zusammenwirken bringend.

Nun war aber mit der Zivilisation neuer Art, mit der hellenischen dieses Zentralorgan ausgeschieden, und für die neuen Reize des neuen produktiven Lebens mußte sich ein neuer Apparat ausbilden, der das Gesamtleben der ganzen neuen Zivilisation zu einem einheitlichen Systeme zusammenhielt.

Dieser Apparat, dieses Zentralorgan für die produktiven Tätigkeiten der neuen Welt war aber noch nicht da; er mußte irgendwie erst entstehen. Hätte es sich um Reize gehandelt, wie sie das frühere Zivilisationsleben ausmachten, so wären fertig ererbte Formen solcher Apparate vorhanden gewesen, die sich in der neuen Zivilisation nur wieder zu beleben gehabt hätten; wie denn auch jede frühere Zivilisation ihren ererbten fürstlichen Apparat sofort entwickelt hat. Jetzt wollte sich diese Urform auch wieder beleben, denn es herrschte ja ein steter Kampf zwischen der fürstlichen Verfassung und dem produktiven bürgerlichen Leben, das aber die Wiederbelebung der ersteren nicht mehr zuließ —, das geschah erst später in der Mutationsphase des Rückschlags. Für das neugeartete Leben war dagegen noch nichts Ererbtes vorhanden, woraus ein ihm entsprechendes Zentralorgan sich hätte bilden können.

So fehlte es von Anfang an an einer Instanz, die eine Einheitlichkeit aller Tätigkeiten, ein System des Ganzen geschaffen hätte. Die Reize und Tätigkeiten konnten sich nur lokal in der unmittelbaren Berührung der Menschen ausgleichen. Weitere Bahnen und Verbindungsapparate für die Gesamtheit der hellenischen Zivilisation gab

es noch nicht. Und so tobte ein Partikularismus aller Städte, und von einer einheitlichen Gemeinschaft war keine Rede. „Fügt sich die reaktive Tendenz eines Teiles nicht in den Betrieb des Ganzen, so haben wir statt der Synergie den Kampf der Teile“ (Roux). „An Stelle der physiologischen tritt die pathologische Funktion und schließlich eine Störung in der Betätigung des Organismus. Der Kampf der Teile untereinander kann sich zu einem unheilvollen Kampfe der Individuen gestalten“ (Rosenbach). In allen griechischen Geschichten wird der ewige Partikularismus der Stadtstaaten als die Wurzel alles Uebels behandelt.

Bei der Mutationskrankheit fehlt es ebenfalls noch an einer entwickelten einheitlichen Regulierung der Reizwirkungen, und daher ist das Dasein des Erstlings der neuen Art den Störungen des normalen physiologischen Lebens besonders ausgesetzt. So ist es auch bekannt, daß die Menschen und Tiere in ihrem frühesten Alter von Irritationen und Entzündungsvorgängen viel häufiger heimgesucht werden, als im erwachsenen Zustand — weshalb auch die Morbidität und Mortalität in jener Periode viel größer sind —, was damit zusammenhängt, daß ein jedes Kind gewisse Abweichungen gegenüber den Eltern aufweist, welche eine Veränderung im Zusammenhange des noch nicht komplett regulierten Reizsystems bedeuten. Es braucht eine gewisse Zeit, bis diese Regulierung sich einstellt; in der Regel genügen hierfür die ersten Kinderjahre. Man könnte sagen, ein jedes Kind hat eine auf das Minimum reduzierte Mutationskrankheit durchzumachen, da ja gewisse Zellen in ihm sich mutieren. Auch ist es bei allen Zivilisationen, bei allen Staaten zu beobachten, daß sie anfangs bewegte Zeiten durchmachen müssen, während eine alte Zivilisation innere Krisen leichter überwindet.

Der Anfang unserer Zivilisationsepoche, die Entwicklung der frühhellenischen Zivilisation zeigt fortgesetzt derartige, an organische Entzündungen erinnernde Krisen. Eine jede Veränderung, die in einer Stadt vor sich ging, und auf die andere eine störende Reizwirkung ausübte, entflammte sofort eine Irritation der letzteren. Und störend wirkte eben alles, was nicht einheitlich sich in das Ganze fügte, — und einheitlich konnte nichts zusammenhängen aus Mangel eines den normalen Ablauf der Gesamtfunktionen regulierenden Apparates.

III.

Der Weg zur Entwicklung eines Zentralorgans ist: die immer stärkere Ausbildung einer Abhängigkeit des Organismus von irgend einem Punkte. Dieser Punkt wird zu einem Zentralorgan.

Wo nun ein solcher Punkt durch erbliche, embryonale Anlage noch nicht fest bestimmt war, da entstand an jedem Punkte, wo irgendwelche produktiven Tätigkeiten vereint waren, das Bestreben, zu einem Punkte heranzuwachsen, der die Nachbarschaft von sich abhängig machte. So war es auch in einer jeden Stadtrepublik, in der „die Politik hauptsächlich den Interessen des Handels gemäß geführt wurde“, und „der Zusammenhang von politischer und Handelsmacht natürlich war“ (Speck). Anfangs tritt das Zentralisationsbestreben erst auf kleineren Gebieten der neuen Zivilisation hervor. In der einen Städtegruppe versuchte diese, in einer anderen jene Stadt, die übrigen von

sich abhängig zu machen, und eine jede war bestrebt, über ein immer größeres Gebiet ihre dominierende Stellung auszudehnen. Die griechische Geschichte zeigt uns in ununterbrochener Reihenfolge den Zusammenschluß von Städten unter der Führung einer größeren gegen eine andere, und das Wiederauflösen solcher Bündnisse. Sobald es einer größeren Stadt gelungen war, eine zentrale Stellung einzunehmen, waren auch die übrigen gleich wieder bemüht, ihr eine andere Stadt als Macht entgegenzustellen. Es war ein fortgesetztes Ringen um die „Freiheit" der Städte, was soviel bedeutete, daß sie ihre Selbständigkeit nicht aufgeben wollten. Trotz alledem schritt aber der natürliche Prozeß immer weiter fort, daß stetig größer werdende Einheitlichkeiten unter Führung einer einzelnen Stadt sich herausbildeten, immer größere, wenn auch sehr lockere und schnell wieder zerfallende Städtebünde.

Die Entwicklung einer zentralen Tätigkeit geht Hand in Hand mit einer gesteigerten Ernährung der zentralisierenden Stelle. So entzogen auch solche Städte, die die anderen zu einer Einheitlichkeit zu binden begannen, sofort mehr oder weniger aus der Produktivität der letzteren. Doch eine jede Stadt verfolgte ihre eigene egoistische Politik, und „nicht eine Stadt, und war sie noch so klein, gab das Streben nach Unabhängigkeit auf, bemüht, ihre Interessen nach eigenem Gutdünken zu wahren". „Nach dem peloponnesischen Kriege begann das Streben sich geltend zu machen, daß die benachbarten Städte eine große Gemeinschaft bilden sollten, in welche die einzelnen Städte aufgehen würden" (Speck). Nur ihre Selbständigkeit wollte keine aufgeben. „Daß es einen freien hellenischen Staat geben könnte, der aus mehreren Städten bestände, war den Griechen des 5. Jahrhunderts noch ein unfaßbarer Gedanke." „Es war Thessaliens Verhängnis, daß es keine Stadt besaß, die groß und mächtig genug gewesen wäre, die übrigen Gemeinden ihrem Einfluß zu unterwerfen. Jeder höhere Aufschwung des Landes war gehindert, obzwar diese Landschaft von der Natur am reichsten ausgestattet war (6. Jahrhundert v. Chr.). Argos' Versuch, eine führende Stellung im Peloponnes einzunehmen.... Nachher Korinths ... Als die Athenische Suprematie durch Sparta im 5. Jahrhundert gebrochen wurde, wurde Sparta als Befreier vom Drucke Athens begrüßt" (Beloch, Griechische Geschichte). Dies sind lauter Symptome desselben organischen Vorgangs, nämlich des Widerstandes gegen die gesteigerte Stoffzufuhr einer zentralisierenden Stelle.

Nun sagt die Pathologie: „Werden neben den funktionellen Störungen nutritive bemerkbar, so nennt man dies Entzündung" (Virchow, Zellularpathologie). „Thoma streicht die Entzündung und reiht sie den Störungen der Gewebsernährung ein" (Ribbert, Das pathologische Wachstum der Gewebe).

So wurde eine jede Stadt zum Entzündungsherd, sobald eine andere eine gewaltigere Produktivität entfaltete, ihre Handelsbeziehungen erweiterte und den übrigen Städten etwas entzog. Denn die gewaltigere Produktivität, der größere Reichtum der einen waren eben die Faktoren, wodurch sie die weniger bedeutenden von sich abhängig machen konnte. Die Einkünfte der anderen waren ungünstig beeinflußt, wenn eine Stadt unter ihnen eine Suprematie gewann; denn die anderen Städte konnten sich nicht mehr ungehindert bereichern. Keine der

Städte wollte von dem Ihrigen etwas abgeben, um zentrale Tätigkeiten einer anderen zu unterhalten, und so entstand immer ein „Entzündungsreiz“, wenn eine Stadt das produktive Leben einer anderen irgendwie beeinträchtigen wollte.

„Entzündungsreiz ist: Aenderung der Beziehungen zur Nachbarschaft, die den Teil in die Lage setzt, aus dieser Nachbarschaft eine größere Quantität von Stoffen an sich zu ziehen“ (Virchow).

Und ganz ebendieselbe Aenderung trat auch an jenen entzündlichen Punkten des neuen Zivilisationsgewebes ein: eine jede Stadt wollte in ihrem Entzündungszustand immer und immer wieder aus der Nachbarstadt ihr Hab und Gut, ihre Kulturstoffe, ihren Kulturreichtum an sich reißen.

Dieser ewige Entzündungszustand war die Folge der Mutation, in der die neugearteten Tätigkeiten, die produktiven, wirtschaftlichen noch nicht einheitlich wirkten, nicht einheitlich zentralisiert und gesteuert wurden. Es war ein krankhafter Zustand; — „von Martius wird prinzipiell das Wesen der Krankheit darin gesehen, daß die gewöhnlichen harmonischen Korrelationsbeziehungen der einzelnen Gewebe zueinander ins Schwanken geraten sein müssen, und zwar derartig, daß eine Störung der inneren Selbststeuerung eintritt“ (Eschle, Zellularpathologie). Die Entwicklung der Apparate und Organe der einheitlichen Selbststeuerung des Wirtschaftslebens erfolgte erst in neuester Zeit, in den letzten Jahrhunderten, wo sie schon als embryonale Gebilde erscheinen, die sich bei ihrem entwickelten Typus in der nächsten Zivilisation nur neu zu beleben haben werden. Nur werden sie rein produktive Tätigkeiten ausüben, während heute eben diese ihre Tätigkeit noch durch die Mutationskrankheit, die wir durchmachen, gestört ist. Ursprünglich entstanden sie alle als Gebilde der reinen Produktivität, nur wurden sie später im Sinne der Krankheit, im Sinne der Nichtproduktiven, alteriert.

Die kommende Zivilisation wird schon die embryonalen Gebilde der einheitlichen Wirtschaftsapparate ererben können, und die natürliche Folge der durchgemachten Mutation ist: daß die nächste Zivilisation eine solche sein wird, in der die Produktivität keine nutritiven Störungen, keine Ernährungsstörungen mehr erleidet.

IV.

Im Entzündungszustand erfolgt eine Aenderung der Zelltätigkeiten. „Eine völlige biologische Aenderung des Zellcharakters ist anzunehmen“ (Borrmann). Auch eine völlige Aenderung des Menschencharakters tritt auf.

Die Zellen geben ihre normale Funktion auf und werden zu angreifenden Zellen. „Die Entzündung ist eine phagozytäre Reaktion der Organismen. Bei den niedersten unterscheidet sie sich durchaus nicht von einem Auffressen, da die digestive und die entzündliche Funktion noch nicht differenziert sind“ (Metschnikoff, Pathologie comparative de l'inflammation). Auch die Menschen unterlassen ihre normalen Funktionen und werden zu angreifenden Menschen. Auch sie werden zu „Phagozyten“, zu Kriegern. Auch in den niedersten Kulturen der Wilden ist das Menschenfressen mit dem Kriegswesen identisch.

Die Zellen lösen sich von ihrem normalen Standorte und werden mobilisiert. „Wie die Leukozyten aus den Blutgefäßen, so treten die fixen Gewebszellen aus und wandern in den Entzündungsherd hinein ... gleich Armeen“ (Ribbert). So werden auch die Menschen von ihrem normalen Arbeitsort gelöst und mobilisiert. In der Entzündung „ist das Hauptgewicht auf die Loslösung aus dem organischen Zusammenhange zu legen“ (Ribbert). „Schrankenlose Wucherung verschleppter Zellen am fremden Ort“ (Lubarsch, Geschwülste und Infektionskrankheiten). Metschnikoff (Ueber den Kampf der Zellen gegen Erysipelkokken) macht eine sehr interessante Unterscheidung zwischen Makrophagen und Mikrophagen. Makrophagen sind jene Zellen, die früher fixe Zellen an irgendeinem Tätigkeitsort waren, und die bei der Entzündung nun zu Phagozyten sich loslösten. Mikrophagen sind jene Leukozyten, die die „Polizei“ der Organismen bilden, wie Metschnikoff und andere ihre Rolle bezeichneten. Die Makrophagen sind untauglich im eigentlichen Dienste der Leukozyten. Dagegen kommen sie bei Affektionen den Mikrophagen zu Hülfe, — ähnlich wie die eigentlichen Krieger den Polizeidienst nicht versehen, jedoch der polizeilichen Tätigkeit Hülfe leisten können.

In Scharen begeben sich die entzündlichen Zellen an die Orte, wo sie die Möglichkeit zur Ausübung ihrer Tätigkeiten vorfinden. Wie die Zellen „eine weit lebhaftere Wanderfähigkeit in der Entzündung zeigen“ (Ribbert) und wie „bei Entzündungen eine wesentliche Erscheinung die Verstärkung der Emigration ist“ (Schmaus, Pathologische Anatomie), so erfolgt auch eine verstärkte Bewegung der Menschenmassen, und ihr Weg ist ebenfalls eine Destruktion, wie „im Verlaufe der Entzündung eine Destruktion des organischen Gewebes eintritt“ (Schmaus a. a. O.). Und „die phagozytäre Tätigkeit der entzündlich gebildeten Zellen macht sich allen Dingen gegenüber geltend, die überhaupt für eine Zelle angreifbar sind ... die Beziehungen stellen sich als Kampf dar“ (Ribbert a. a. O.). So ist es auch im Kriege: „Die antike Kriegsführung ging darauf aus, alles was für den Gegner von wirtschaftlichem Wert sein kann, so gründlich zu zerstören als möglich; sie nahm keine Rücksicht auf die kostbaren Pflanzungen einer intensiven Gartenkultur; sie vernichtete die Weinberge, fällte die Obstbäume, die Jahrzehnte sorgfältig gepflegt werden mußten“ (Riezel, Finanzen und Monopole im alten Griechenland). „Wurde eine Stadt erstürmt, so wurde alles gemordet, was sich in den Weg stellte, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter; selbst Hunde und Haustiere wurden in Stücke gehauen“ (Beloch, Der Verfall der antiken Kultur).

Die ganze Geschichte unserer Zivilisation von damals bis heute ist eine Reihenfolge von Kriegen in ein und derselben Zivilisation, in ein und demselben Körper. Die Kriege früherer Kulturen waren Angriffe einer Zivilisation auf die andere. Sie waren derselbe Kampf, wie er zwischen allen Geschöpfen tobt. Die Kriege aber, die sich in unserer Zivilisation abspielten, sind nur die Erscheinungen eines pathologischen Zustandes, in dem der Krieg den eigenen Körper verzehrte. (Ein Bürgerkrieg galt schon Platon als ein Zeichen, daß die Nation kranke.) Es waren Entzündungszustände des Erstlings einer neuen Zivilisationsart, einer Mutation.

Die kommende Zivilisation wird eine solche sein, in der Kriege in den Grenzen ein und derselben Zivilisation nicht mehr vorkommen können.

V.

Die neueren Erforscher der Krebskrankheit betrachten die entzündlichen Stellen als die Eingangspforte des Krebses. Diese Infektion rührt von den Zellen selbst her. „Daß die Zellen eigentlich die Träger der Infektion sind, stützt sich auf zahlreiche anatomische und histologische Untersuchungen“ (v. Leyden, Untersuchungen zur Frage des Krebsparasiten). „Die Krebszellen stammen von Zellen ab, die durch irgendwelche Entwicklungsstörung abgeschnürt wurden“ (Ribbert, Ueber die Rückbildung der Zellen und Gewebe), d. h. die nicht eine entsprechende Entwicklungshöhe erreichten.

So war es auch in der hellenischen Zivilisation; an den entzündeten Stellen bildete sich eine Eingangspforte für jene Individuen, welche, wie die Krebszellen, nicht die Höhe der Entwicklung erreichten, die dem neuen Kulturgewebe schon eigen war, für die Söldner. „Aus den Gebirgslandschaften vermochte jeder soviel Söldner zu werben, wie er nur bezahlen konnte; Hellas war voll von Banden solcher herumstreifender Landsknechte“ (Speck). Sie führten, wie die Krebszellen, ein ganz anderes Leben.

Und nun waren sie — wie die Pathologie sich ausdrückt — an die entzündlichen Stellen herangelockt.

Sie waren vorerst das, was das griechische Wort für Söldner bedeutet: „Helfer“.

Sie halfen bei den „entzündlichen“ Tätigkeiten, die, wie zuvor ausgeführt, phagozytäre, kriegerische sind. Je höher aber die Zellen entwickelt sind, um so entfernter stehen sie jenem Urzustand, in dem sie noch phagozytär waren, um so weniger besitzen sie die Fähigkeit entzündlich, phagozytär, fressend, zerstörend zu wirken, und um so mehr sind sie schon für ihre spezifische Tätigkeit ausgebildet, bei der es nur produktive, stoffbindende und umsetzende Funktionen gibt. Je höher organisiert die Zellen sind, um so schwerer ist ihre Rückbildung zu Phagozytären, während Zellen niederer Entwicklungsstufe dazu viel leichter imstande sind. „Wir wissen, daß überall vorwiegend oder ausschließlich die minder differenzierten Zellformen (Krebs) wachstumsfähig sind, während die funktionell ausgebildeten Elemente dahinter weit zurückstehen“ (Ribbert, Menschliche Zellen als Parasiten). Und ist nun eine Entzündung da, in der die phagozytären Tätigkeiten notwendig sind, und sind in der Umgebung Zellen, welche dieser Tätigkeit leichter entsprechen, so haben sie Gelegenheit, am ehesten einzudringen. Am Anfang „helfen“ sie tatsächlich im Entzündungsprozeß, und daher öffnet sich ihnen die Pforte für ihre Infektion.

Ganz ebenso war es in den griechischen Städten. Die Stadtleute, die Individuen dieser höheren Kultur, waren nicht mehr zur kriegerischen Tätigkeit befähigt; sie waren schon zu ihrer Kulturstoff umsetzenden, bindenden, produktiven Lebensart umgewandelt. Es bestand „eine allgemeine Entfremdung vom Soldatendienst“ (Speck). Die Banden aber draußen, die diesem höheren Gewebe nicht angehörten, führten noch die frühere primitive phagozytäre, kriegerische Lebensart. Entstand nun eine „Entzündung“ an einem Punkte des neuen Zivilisations-

gewebes, so waren diese letzteren schon aktionsbereit, und sie halfen auch; es öffnete sich ihnen die Pforte in das neue, höherorganisierte Gewebe und ihr Wachstum begann.

Sie wurden an die entzündlichen Prozesse herangezogen, herangelockt, mit der Aussicht auf Beute aus den Zersetzungsprodukten. „Ihre Löhnung werden sie aus der Kriegsbeute empfangen haben, ihr Gewinn wird also vom Ausgange des Krieges abhängig gewesen sein“ (Niese, Ueber Wehrverfassung und Heerwesen in Griechenland). „Die freien Gemeinden der ältesten Zeit hielten Söldner nicht als stehende Truppe. Das ist nicht bloß Vermutung. Ein Söldner ist sicherlich der Delpher Timasitheos, der mit seinen Leuten dem Athener Isagoras gegen Kleisthenes zu Hülfe kam. Offenbar ist er ein Glücksritter, der schon verschiedenen Herren gedient hatte. Ebenso sind auch die 1000 Argiver, die unter der Führung des Eurybates den Aegineten gegen Athen beistanden, geworbene Truppen. — Die allgemeine Wehrpflicht wird erst später Gesetz. Unter Solon bestand sie noch nicht“ (Niese a. a. O.).

War der „Entzündungsprozeß“ vorüber, so trachtete das normale produktive Kulturleben, jene Elemente wieder auszuscheiden, ebenso wie das normale Gewebe das nicht zu ihm Gehörige auszuscheiden trachtet.

Doch je chronischer eine Entzündung verläuft, um so mehr setzen sich die Krebszellen, wie auch die Söldner, fest. „Es wird eine ständige Söldnerschar untergebracht. Tyrannen bemächtigen sich der Stadt“ (Speck). „Die Tyrannen unterhielten ein Söldnerkorps als Besatzung“ (Beloch). Und es begann das pathologische Wachstum dieses Gebildes. „Sie entnehmen den vorhandenen Ernährungskräften reichliche Nahrungsstoffe, und der Organismus liefert dieselben mit größter Liberalität, scheinbar ahnungslos über die auf diese Weise durch eigene Leistung heraufbeschworene Gefahr“ (Benecke). „Ohne Einordnung in das Ganze führen sie eine selbständige Existenz. Sie wirken als Parasiten auf das Gewebe“ (Ribbert, Menschliche Zellen als Parasiten). „Sie führen ein gesondertes, vom übrigen Körper unabhängiges Leben“ (Lubarsch, Beiträge zur Geschwulstlehre). „Mit dem Mutterboden mehr oder weniger übereinstimmend, in der Form aber atypisch, führen sie trotz organischer Verbindung mit dem Mutterboden ein selbständiges, scheinbar eigenen Gesetzen unterworfenes Leben, das dem Gesamtorganismus nicht, oder nur ganz ausnahmsweise zugute kommt“ (Lubarsch, Geschwülste und Infektionskrankheiten). „Sie bilden autonome Bildungen, die an den Schicksalen des Organismus nicht teilzunehmen scheinen, gleichsam ein parasitäres Dasein führend“ (Lubarsch a. a. O.). „Sie sind überall fremde Gebilde“ (Ribbert). „Sie benötigen die Lieferung der bestmöglichen Ernährungsbedingungen“ (Borrmann).

Unverkennbar sind dies auch die Eigenschaften des Militarismus in unserer Zivilisation. Derart begann auch sein Wachstum. Selbständig wuchs er seither, ohne Einordnung in unsere Kulturfunktionen, der Kultur gegenüber seine Selbständigkeit bewahrend, abgesondert und unabhängig vom allgemeinen produktiven Leben, mit dem er nichts gemein hat. Als eine autonome Bildung nimmt er an den Schicksalen des höhergearteten Kulturlebens nicht teil, allen Zivilisations-

tätigkeiten als fremdes Gebilde gegenüberstehend, sich aber stets die bestmöglichen Ernährungsbedingungen verschaffend. Die Soldateska stimmt mit unserem Kulturboden mehr oder weniger überein, sie gehört aber einer anderen Welt an und führt ein ihren eigenen Gesetzen unterworfenes, dem unseren fremdes Leben, das uns auch nur ausnahmsweise zugute kommt.

Der Militarismus ist in unserer Zivilisation im vollsten physiologischen und pathologischen Sinne als ein Krebs entstanden.

VI.

Wo das Wachstum des Krebses beginnt, da erfolgt auch eine pathologische Veränderung der Umgebung. „Eine weitere Eigentümlichkeit besteht darin, daß die umgebenden Elemente ihre spezifische Erkrankung auf normale Nachbarelemente zu übertragen imstande sind. Allerdings gelingt diese Uebertragung nur bei Zellen, welche den bereits erkrankten nicht nur unmittelbar anliegen, sondern auch in jeder Beziehung ähnliche biologische Verhältnisse wie jene haben" (Benecke, Ueber pathologisches Wachstum). Das ist eine Erscheinung, die wir im sozialen Gewebe vollauf wiederfinden. Wo einmal die Kriegerkaste ihre Tätigkeit begonnen hat, wo das Wachstum der Soldateska vorwärts geschritten ist, da wirkt sie auf die ganze Umgebung, die unter gleichen „Entzündungs"-Verhältnissen steht, ansteckend; kriegerischer Sinn, kriegerischer Ruhm bewegt auch die sonst produktiven Elemente. Diejenigen unter ihnen, „deren funktionelle Leistungen relativ niedrig stehen, sind weitaus am meisten ausgesetzt, aber auch selbst die höher differenzierten" (Benecke). Wie denn auch im sozialen Leben die in ihrer Kulturleistung niedriger stehenden Elemente leichter zum kriegerischen Mord und zur Zerstörung neigen.

Weiter heißt es in der Pathologie: „Diejenigen Eigenschaften der normalen Zellen treten mehr oder weniger zurück, welche den gesunden Gebilden ihren spezifischen Charakter verleihen. ... Es erfolgt Aenderung oder Aufhebung der normalen Funktionen infolge von Lähmungen, und die Zellen nehmen zunächst einen einfacheren Charakter an ... ein indifferenzierter Zustand tritt an ihre Stelle" (Ribbert). Auch die Eigenschaften der normalen Menschen, ihre produktive Spezialisierung, jener Charakter, der im gesunden sozialen Leben ihre Lebensart war, tritt bei ihrer Berührung mit dem Militarismus mehr oder weniger zurück, ihre normalen Arbeitsfunktionen werden aufgehoben, es tritt eine Lähmung der Produktivität überhaupt ein; es wird ihnen jede Individualität abgestreift, und sie nehmen den einfachen undifferenzierten Charakter eines Soldaten an. „Es ist ein Stehenbleiben auf einer gewissen Stufe ihres Differenzierungsprozesses" (Borrmann), d. h. eben jene Differenzierung, jene Spezialisierung, die sie zu der einen oder anderen Arbeit, Produktivität befähigte, fällt weg.

Unter der Einwirkung des Krebses geht in den Zellen eine degenerative Aenderung vor sich: ein Rückschlag auf die früheren Entwicklungsstufen. „Thiersch nahm seinerzeit an, daß der Krebs ausgehe von einer Art Degeneration von Zellen" (v. Leyden). „Es kommt in Betracht auch der Rückschlag, jene Vereinfachung des Baues, die durch Verlust der Zellen an spezifischer Protoplasma-

struktur deshalb zustande kommt, weil der veränderte Boden die Ausbildung und Erhaltung dieser Struktur nicht mehr gestattet (Ribbert). So erfolgt auch eine Vereinfachung des ganzen Menschen; von seinem Kulturprotoplasma, seinen Kulturvorräten, seinem Kulturmaterial geht eben das verloren, womit er seine höhere Kulturtätigkeit ausübte; er braucht sie nicht mehr; der Boden seiner Lebensverhältnisse hat sich gänzlich verändert. Die Kulturarbeit ist zurückgetreten, und er gleitet auf jene Entwicklungsstufe seiner Tätigkeiten zurück, wo seine Kulturarbeit noch nicht entwickelt war. „Zurückführung der Zelle auf die Stufe, welche sie im Verlauf der Embryogenese schon einmal besessen hat“ (Ribbert).

Die von ihrer Arbeit losgelösten Menschen beteiligen sich nicht mehr an der höher organisierten Arbeit, sondern an den pathologischen Tätigkeiten des „Krebses“. „... völlige Abtrennung von Zellen oder Zellkomplexen aus dem organischen Verbande; in allen Fällen sehen wir, daß die normale Differenzierung, Form und funktionelle Beschaffenheit verloren geht“ (Ribbert).

So begann inmitten der wunderbarsten Blüte einer neuen Welt, inmitten der jugendlichen Energie einer neugearteten Zivilisation eine Veränderung des hohen Kulturlebens, ein „Verfall“. Noch drängte sich alles in der Richtung der Produktivität und suchte sich durch Fleiß, geniale Unternehmungen, Handel und gewerbliche Tätigkeiten zu bereichern. „Das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte machte eine Fülle von Talenten frei und reizte sie zur vollen Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeit. Neue Erwerbszweige und Berufe entstanden; Geld und Handel schufen das wirtschaftliche Leben. Perikles sagte zu den Athenern: Die Größe unserer Stadt liegt darin, daß die Waren der ganzen Welt hierher strömen, und wir hier alles sehen, was die Welt irgendwo bietet.

„Du bist ein Klotz, wenn Du Athen nicht sahst,
Ein Esel, sahst Du's, und es ließ Dich kalt;
Doch wenn Du gerne fortgehst, ein Kamel“,

sagte ein Zeitgenosse des Perikles; und Athen war nur der voll ausgebildete Typus der neuen Welt.

Da taucht nun eine allgemeine retrograde Tendenz auf, eine soziale Strömung, die sich zu den entwickeltesten zivilisatorischen Tätigkeiten in Gegensatz stellte. Ein hervorragender Historiker dieser Zeit bezeichnet diese Erscheinung selbst als einen „Rückschlag“. Wie bezeichnend, daß die Geschichtswissenschaft so oft und gerade in den am meisten charakteristischen Fällen ohne eine der Physiologie entnommene Bezeichnung nicht auskommt! „Es erfolgte jetzt ein Rückschlag ... Rückkehr zu möglichst einfachen und unentwickelten Formen der Volkswirtschaft wird gefordert. Der Bau der gegenwärtigen Gesellschaft sei ein künstlicher; je primitiver, »naturgemäßer«, um so schöner. Die Entwicklung des Privateigentums wird als ein Abfall vom glücklichen Zustand, von den Gesetzen der Natur betrachtet. (Dikäarch von Messana). Zenos Idealstaat verkündet Weibergemeinschaft, allgemeine Nivellierung der Menschen bis zu einer Lebensgemeinschaft (wie in den Urkulturen!). Euhemerus' Roman über die Fabelinsel Panchäa spricht Umsturzideen aus: Früchte des Feldes

sollen als Gemeingut der Obrigkeit abgegeben werden (Urzustand!). Jambulos' Idealstaat ist ein Musterland des (Ur-)Kommunismus; Herodot lobt die Frauengemeinschaft der Skythen. Für Ephorus ist sogar das Nomadentum das richtige Leben" (Pöhlmann, Das romantische Element im Kommunismus und Sozialismus der Griechen).

So erfolgte der pathologische Rückschlag aus allen Richtungen, ein Rückschlag von den Höhen der neuen Zivilisation auf die niederen Entwicklungsstufen.

Inmitten der neugearteten, aufblühenden produktiven Zivilisation befand sich aber noch ein atavistischer Knoten, in dem — wie bei der Mutation — die Organisation und die Eigenschaften des früheren Arttypus erhalten blieben. Dieser Knoten war Sparta. „Sparta ist ein Fortleben von Zuständen des hellenischen Altertums. Einzelne Institutionen sind als gewissermaßen versteinerte Reste des Altertums erhalten" (Kaerst, Geschichte des hellenischen Zeitalters). „Sparta und Athen stellen zwei ganz verschiedene Zivilisationen dar" (Fontane, La Grèce). „Hier ist die alte Sitte nicht nur erhalten, sondern gesteigert zur Grundlage des ganzen Staatslebens geworden. Sie beruht auf dem alten, von den Doriern her bewährten Grundsatz, daß der freie Mann im Krieg und Frieden mit seinen Kameraden zusammenlebt" (Meyer).

Also inmitten des allgemeinen produktiven und geistigen Zivilisationslebens ein Punkt, der sich ihm verschloß und nur die alten kriegerischen Fähigkeiten entwickelte, nur die atavistischen Eigenschaften bewahrte. Da „entehren noch Handel und Gewerbe den freien Mann. ... Man begann alles Fremde systematisch fernzuhalten.... Es wurde verboten, an Handelsgeschäften teilzunehmen. ... Die neue Erfindung der Münzen wurde nicht in das Land gelassen. ... Es wurden nur Eisenmünzen geprägt. ... Jeder Luxus wurde streng verpönt. ... In Sparta haben sich die Einrichtungen der Urzeit bis in die geschichtliche Zeit erhalten. ... An allem herkömmlich Feststehenden durfte keine Veränderung mehr vorgenommen werden. ... In Sparta weilten die Männer in Männerhäusern; es waren zugleich militärische Abteilungen und Tischverbände. ... In der eigentlichen griechischen Welt hat allein Sparta das Königtum beibehalten" (Speck).

Ein atavistischer Knoten. Von allen Seiten überflügelt, ist Sparta zur Zeit des ersten Aufblühens hellenischer Kultur verspottet und verhöhnt worden, und das Wort Spartiate war gleichbedeutend mit dumm und einfältig, mit unkultiviert und brutal. „Die lakonische Redensart bedeutete eine geistige Unbeholfenheit" (Speck). „Der Durchschnittsspartiate war wohl ein tapferer und todverachtender Krieger, aber zugleich voll geistiger Beschränktheit und Brutalität und ohne einen sittlichen Halt, den nicht der militärische Drill, sondern nur wahre Geistesbildung geben" (Beloch).

Und nun auf einmal greift man von der hohen hellenischen Zivilisation auf diese frühere Entwicklungsstufe zurück. „Sparta wird als Muster für das »sittlich schöne Leben« gepriesen, das »verschont geblieben von Elend und Interessenkampf«. Isokrates verherrlicht die Art von Freiheit, wie sie in Sparta war" (Pöhlmann). „Man äffte sogar die Aeußerlichkeiten des spartanischen Wesens nach" (Beloch). Und in den Schulen werden heute noch die spartiatischen „Tugenden" gepriesen!

Pathologischer Rückschlag! In diese ersten Rückschlagserscheinungen fällt auch das Erwachen des Heldenepos, das die armen Buben in der Schule heute noch lernen müssen. Auf schwachen Ueberresten fast vergessener Sagen fängt man nun an, Epen aufzubauen, und von da an schwingt sich der Kult der homerischen Epen zu jener Bedeutung und Rolle empor, die sie in den späteren Jahrhunderten innehatten. Unverkennbar ist in ihnen der Rückschlag auf die kriegerischen Urzeiten, die bereits erloschen und vergessen waren.

Und wo bereits, außer in Sparta, das Königtum, der frühere Formationstypus, ganz verschwunden war, da taucht es im hellenischen Kulturgewebe als Rückschlag wieder auf, in einer geänderten Form, in der der Tyrannis: auf Kriegsmacht gestützt ein Herrscher. „Der Sturz der Aristokratie führte nicht zur Begründung freiheitlicher Verfassungen, sondern zu einem Rückfalle (!) in das Königtum. Dieses neue Königtum war etwas ganz anderes, als die alte Monarchie. Die Stellung des Tyrannen war verfassungsgemäß durch Uebertragung der höchsten Militärgewalt auf Lebzeiten oder eine bestimmte Reihe von Jahren bestimmt. ... Auf Grund dieser Kompetenz unterhielten die Tyrannen ein Söldnerkorps als Besatzung. Unter ihnen wurde zum ersten Male im Laufe der griechischen Geschichte eine regelmäßige direkte Besteuerung eingeführt. — In Athen war Peisistratos zuerst eine Leibwache bewilligt worden, und nun warf er die Maske ab, besetzte die Akropolis und machte sich damit zum Herrn Athens, zum Tyrannen“ (6. Jahrhundert v. Chr.) (Beloch).

Als autonome Neubildungen, als ein abgeschlossener Komplex ganz anderer Lebensart inmitten der bürgerlichen Produktivitäten, setzen sich die Tyrannen mit ihrer Soldateska in den Stadtrepubliken fest. „Nach Thoma sind die echten Geschwülste autonome Neubildungen“ (Lubarsch). „Bekannt ist, daß die Tyrannen ihre Herrschaft auf fremde Söldner stützten“ (Niese). „Das Karzinom ist der Nachbarschaft gegenüber als abgeschlossener Komplex zu betrachten“ (Borrmann). „Die Kosten der Garnison mußten die Gemeinden tragen“ (Beloch). „Die Tyrannen waren es, die zuerst die Steuerkraft der Gemeinden auszubeuten wußten. Sie waren in der Lage, die Kriegsleute dauernd zu halten“ (Niese). „Das wuchernde Geschwulstgewebe entnimmt den vorhandenen Ernährungssäften reichliche Nahrungsstoffe, um immer neues Material ansetzen zu können“ (Benecke).

Die Besteuerung der Menschen im produktiv organisierten Kulturleben begann als etwas Pathologisches mit dem Militarismus. Sie entstand als eine pathologische Wirkung der krankhaften Wucherung.

Das Sklaventum, das in den früheren Zivilisationstypen, — in denen das phagozytäre, das kriegerische System die Struktur ausmachte, und alles, was nicht kriegerisch war, der Struktur nicht angehörte — als etwas Normales zu betrachten ist, war im frühen hellenischen Zeitalter bereits im Verschwinden, und man drang bereits auf das vollständige Auflösen des Sklaventums (Beloch, Griechische Geschichte II). Jetzt nimmt es wieder größere, zuletzt ganz gefährliche Dimensionen an. Es bildet überall, wo die produktive Arbeit zerstört wurde, ein förmliches Granulationsgewebe, ein Gewebe, zu welchem auch „hochgradige Gewebszerstörungen“ führen, „das aber meistens nicht

zu einem Wiederersatz des normalen Gewebes, sondern zur Bildung eines minderwertigen Gewebes“ dient (Ziegler, Allg. Pathol.). Wo sonst die Arbeiter jenes Bindegewebe zu bilden gehabt hätten, aus dem die Struktur sich zusammenfügt, da, wie „das Granulationsgewebe sich in Bindegewebe umwandelt“ (ib.), stellten die Sklaven jetzt statt der organischen Arbeit nur eine „Substitution“ her. Und seitdem bis auf den heutigen Tag ist die Arbeit nicht ein integrierender Teil des staatlichen Lebens, sondern die ganze Arbeiterwelt ist in jenem Abhängigkeitsverhältnis von denjenigen Individuen verblieben, die die nicht produktiven, die krebsigen Tätigkeiten innehaben. Wenn auch durch manche Veränderung, die wir später verfolgen werden, modifiziert, blieb im wesentlichen dieser pathologische Zustand bis zur Gegenwart bestehen.

Der Charakter der pathologischen Neubildung ist der, daß „die einwuchernden Zellen mehr oder weniger den Bau des Organs nachahmen“ (Ribbert). So geschah es auch im sozialen Leben: „die Formen der republikanischen Verfassung blieben soviel als möglich in Kraft; die Tyrannen handelten durchaus als Repräsentanten des Volkes“ (Beloch), sie ahmten den republikanischen Bau nach. „Keiner prägte Münzen mit eigenem Namen. ... Mochte sie sich auch unter dem Schein der republikanischen Formen verstecken, so wurde die Tyrannis endlich allen Schichten der Bevölkerung unerträglich“ (Beloch).

In der Pathologie heißt es weiter: „sobald die Differenzen der Lebensenergien bedeutender geworden sind, treten die beiden Zellarten sich feindlich gegenüber“ (Benecke). Dasselbe, was in der Mutationskrankheit das Stadium ist, wo „der Kampf bei Beginn bald mit der Ueberlegenheit der einen, bald der anderen vor sich geht“ (Bruck). So war es auch in den überall ausgebrochenen Revolutionen gegen die Tyrannis. Zuvor siegte noch die neue Artbildung, und die militärischen Herrscher wurden in den einzelnen Städten gestürzt.

Ihrem Ursprunge nach ist die militärische Monarchie aber in unserem neugearteten, produktiven Zivilisationsgewebe zuerst damals entstanden, und zwar als eine pathologische Mißbildung. Die nach der Mutation folgende reine Art hat sie auszuscheiden.

VII.

Das neue produktive Leben war noch kraftvoll; es entfaltete trotz der Schädigungen seine riesige, frische Energie. Trotz der ewigen Kriege entwickelte sich noch eine Lebensfülle. In einzelnen Städten entstand selbst noch unter den Tyrannen eine Blüte, sobald dem Gemeinwesen ein bißchen Ruhe gewährt wurde. Aber auch „je gutartiger die Erkrankung ist, um so eher sind die Zellen noch imstande, die physiologischen Zustände und Leistungen der Organzellen, von denen sie abstammen, nachzuahmen; sie bilden annähernd ähnliche Produkte“ (Benecke).

Doch griff die pathologische Wucherung immer weiter. In den fester organisierten Städten fand sie noch Widerstand, aber das sie umschließende Bindegewebe, ihre gemeinsame Organisation, war noch sehr schwach. Es gab noch kein sie umfassendes, zu einheitlichen Tätigkeiten verbindendes Organ, keine Hauptstadt, die das gemeinsame

Leben gesteuert hätte. „Die entstandenen politischen Bildungen, mochten sie nun auf Gleichberechtigung aller Teilnehmer beruhen oder auf Unterordnung aller übrigen unter die mächtigste Stadt, blieben mechanische Aggregate von Staaten, ohne innere Einheit. Selbst das attische Reich ist über die ersten Ansätze zu einer wirklichen organischen Verschmelzung der in ihm vereinigten Gemeinden nicht hinausgekommen“ (Beloch).

Die innerste organische Tendenz der ganzen Entwicklung war aber dennoch darauf gerichtet, daß ein Zentralorgan sich ausbilde. Unter den beschriebenen Entzündungsreizen ging zuvor eine unvollkommene Ausbildung im Umkreis von Athen vor sich. „Kleon spricht es bei Thukydides offen aus, daß Athen zu seinen Bundesstaaten im selben Verhältnis stehe, wie ein Tyrann zu seinen Untertanen“ (Beloch). Alle die ursprünglichen Selbständigkeitstendenzen wühlten gegen Athen, und selbst „Sparta wurde als Befreier vom Drucke Athens begrüßt“ (Beloch). Alle Entzündungsreize richteten sich gegen den Punkt, der den übrigen die Bedingungen des freien Wachstums, ihrer ungestörten Ernährung unterband.

Unweit von Athen der atavistische Knoten: Sparta, mit all seinen Gegensätzen zu Athen. Und nun verbanden sich alle pathologischen, durch den „Entzündungsreiz“ ausgelösten Tendenzen mit diesem atavistischen Knoten. „Die konservativen Interessen fanden einen festen Rückhalt an Sparta, das mit dem ganzen Gewicht seiner militärischen Macht und seines moralischen Ansehens für die Erhaltung des Bestehenden eintrat“ (Beloch). „Die Toxine bereiten den Tumorzellen den Boden vor; sie lockern ihn auf und wirken entzündungserregend. In diesen Boden dringen die Zellen ein und werden nur an Stellen sich festsetzen, die auf jene Weise günstig vorbereitet wurden“ (Borrmann). Diese Toxine des militärischen Rückschlages verbreiteten sich um Sparta überall, wo eine politische Erregung stattfand, und bereiteten der militärischen Wucherung den Boden vor. Das Bindegewebe, jene Struktur, die die produktiven Städte um Athen zu organisieren begann, wurde überwuchert, zerstört, und an die Stelle des athenischen Bundes trat der militärische spartanische. „Die blutigen Greuel, die in Athen und überall im Umkreis des ehemaligen athenischen Reiches durch die von Lysander eingesetzten Regierungen verübt wurden ...“ (Beloch). Aus dem produktiven Netz wurde ein militärisches. „Die peloponnesischen Besatzungen ließ Lysander bestehen, ja das Netz wurde jetzt durch weitere Garnisonen ergänzt“ (Beloch). „Das Bindegewebe des Karzinoms hat keine andere Bedeutung, als daß es die Gefäße enthält, die den Krebszellen die Nahrung zuführen. Diese Zellen sind, abgesehen von der Ernährung, völlig unabhängig“ (Ribbert).

Der Fortschritt der produktiven Organisation um den Punkt, in dem die höchsten produktiven Prozesse sich zentralisierten, war aufgehoben. „Zum ersten Male war Hellas, durch Sparta als Vorort, geeinigt“ (Beloch). Und die Mutationskrankheit hemmte nun alle weitere Entwicklung der neuartigen produktiven Organisation. „Im Verhältnis der griechischen Staaten untereinander sind mehr die zerstörenden als die verbindenden und aufbauenden Kräfte wirksam“ (Kaerst).

Aber eine immense Lebensenergie war in der neuen produktiven Zivilisation aufgespeichert. „Wenn ein Heer in ein Feindesland eingefallen war, dann mochte ein Menschenalter und noch mehr vergehen, ehe die Folgen davon überwunden waren. Es gab kaum eine Landschaft, die in der Zeit vom peloponnesischen Kriege bis Philipp nicht wenigstens einmal verheert worden wäre. Dazu kamen wirtschaftliche Krisen, wie sie von längeren Kriegen unzertrennlich waren, und der furchtbare Steuerdruck, den die Unterhaltung der Heere und noch mehr der Flotte notwendig machte. Indes die Lebenskraft der Nation war groß genug, um alle diese Verluste in kurzer Zeit reichlich zu ersetzen. Selbst Athen, so schwer es durch den peloponnesischen Krieg und die Revolution gelitten hatte, war schon in acht Jahren wieder imstande, einen großen Krieg zu führen; es blieb nach wie vor, was es im 5. Jahrhundert gewesen war, die größte Handels- und Industriestadt am ägäischen Meere, mit deren Reichtum sich keine zweite griechische Stadt auch nur entfernt messen konnte. Es ist eben diese wirtschaftliche Blüte, der es Athen verdankt, wenn es bis auf die makedonischen Zeiten die erste Seemacht geblieben ist. ... Auf dem Markte von Syrakus war so hohes Gras gewachsen, daß man die Pferde dort auf die Weide getrieben habe — in wenigen Jahren gewann es aber seine frühere Blüte zurück" (Beloch).

Diese immense Lebensenergie durchbrach noch einmal den Krebs. „Philokrates sagte: es gebe nur eine Möglichkeit, mit den Spartanern zum Frieden zu kommen, dann nämlich, wenn ihnen die Kraft zu schaden genommen sei" (Beloch). Die Kraft zu schaden war eben die toxigene Wirkung des Krebses. Noch einmal stürzte die Demokratie Sparta. „Der peloponnesische Bund Spartas hat sich aufgelöst; überall begann die Demokratie ihr Haupt zu erheben" (Beloch).

Die organische Notwendigkeit einer Zentralisation zu einheitlichen Tätigkeiten machte sich aber immer stärker geltend, der Drang zur Einheit war unaufhaltsam. „Besonders sind es die Redner, die für die Verbreitung des Einheitsgedankens tätig gewesen sind" (Beloch). Doch die Wege der produktiven Vereinigung waren vom Krebs bereits zerstört. Und dennoch, je größer die Anarchie im Organismus war, um so mehr mußte, wie immer, eine zentrale Steuerung entstehen. „Wie in einem Staate, so kann auch im Organismus bisweilen eine Anarchie seitens einzelner Elemente die Ordnung stören" (Benecke).

Und aus Mangel an produktiv leistungsfähigem Bindegewebe verband nun das Wucherungsgebilde, der Militarismus, die Produktionsstätten zu mehr oder weniger umfassenden Einheiten. „Die Einigung der Einzelstädte ist in der Form der Militärmonarchien erfolgt" (Beloch). Und der staatliche Militarismus zehrte immer mehr an den sinkenden Kräften der Produktivität. „Die Bürgerschaft war kaum mehr imstande, den Steuerdruck zu ertragen" (Beloch).

So waren es also die Wucherungsgebilde, die das Bindegewebe ausmachten. Dabei belebte die kolossale neue Lebenskraft noch die Zivilisation an der Oberfläche in wunderbarer Weise. An der Oberfläche blendet uns „ein Luxus, der das ganze Leben durchdringt, ein Glanz des äußeren Auftretens. Sie schreiten einher auf hohen Schuhen, in Purpurgewändern und den Duft ausgesuchter Salben um sich ver-

breitend, mit goldenen Armspangen und goldenem Stirnschmuck angetan und selbst das Haar in »goldenen Fesseln«. Mitten in das Rokoko versetzen uns die Locken, Frisuren und die kunstreich geflochtenen Zöpfe, durch welche die Angehörigen der feinen Gesellschaft den weiten Abstand, der den reichen Mann vom armen trennte, auch im Aeußeren zum Ausdruck brachten. Der Geist der Etikette und des Konventionalismus wird in der Gesellschaft immer mächtiger" (Sittl, Die Patrizierzeit der griechischen Kunst). So herrschte an der Oberfläche noch Glanz und Luxus, während an den Wurzeln jene Elemente immer weiter vordrangen, die in der Kultur zurückstanden, die Typen früherer Entwicklungsstufen, die Atavisten.

Demselben staatlichen Organismus angehörig, aber am meisten zurückgeblieben waren die Makedonier. In Athen verspottete man sie als Barbaren; „die Griechen dachten dabei nur an den Kulturzustand" (Beloch). Und von hier aus wächst tatsächlich die Wucherung zu einem das Ganze umfassenden Gebilde, zum Weltreiche Alexanders des Großen. „Die griechische souveräne Stadtgemeinde hatte sich schon in der Zeit vor Alexander völlig unfähig gezeigt zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren. Nach Alexander bildete die einzige rechtliche Grundlage der Herrscherstellung die Wahl durch die Truppen. Politische Fragen wurden vielfach von der Heerversammlung entschieden. Auch in das Heer wurden Barbaren in immer größerer Zahl aufgenommen" (Beloch). Alle die Ueberlegenheit einer höheren Zivilisation stand nun im Dienste der militärisch funktionierenden Tätigkeiten, und mit diesen wurden die benachbarten Zivilisationen überfallen. Für den Verlust an innerer Kraft kamen noch einmal riesige fremde Reichtümer in den hellenischen Zivilisationskörper, noch einmal ein kurzes, üppiges Aufblühen. Die Gestalt Alexanders ist gewiß groß; er selbst erscheint unter der Einwirkung der hohen Kultur am besten für diese adaptiert, erblich aber — „den Karzinomzellen haftet eine bestimmte Fähigkeit erblich an" (Ribbert) — als Fürst glich er einem Karzinom. Für die Produktivität tat er das Möglichste; und dennoch, was er auch tat, die Pathologie darf ihn für sich in Anspruch nehmen: „je gutartiger die Erkrankung ist, um so eher sind die Karzinomzellen noch imstande, die physiologischen Zustände und Leistungen der Organzellen nachzuahmen; sie bilden annähernd ähnliche Produkte" (Benecke). „Karzinomzellen können bei ihrem Wachstum die Struktur der Epidermis völlig nachahmen" (Borrmann). „Die Wucherungen können in ihrem histologischen Bau mit dem Mutterboden mehr oder weniger übereinstimmen" (Lubarsch).

Unter den verschiedensten Variationen der Mutationskrankheit kennt man den Fall, bei dem an der Pflanze ein Teil sich noch ganz nach dem alten Typus entwickelt, so daß sie als aus zweierlei Elementen zusammengesetzt erscheint. Dies gibt uns ein Bild davon, wie die alte und die neue Art auch in der Kultur sich miteinander vermählten. Alexander trachtete „ein persischer König" (Beloch) im hellenischen produktiven Leben zu sein.

Aber „als letzter Nachklang jenes Gesetzes, daß nur Tätigkeit (Produktivität) die Dauer einer normalen Existenz sichert, zeigt sich eine große Hinfälligkeit der Geschwulstelemente; sie gehen viel rascher

zugrunde als die normalen Gewebszellen" (Benecke). Auch das Reich Alexanders war hinfällig.

Alexanders militärische Macht vollbrachte aber dennoch, was die in ihrem Lebensnerv angefressene produktive Organisation nicht mehr vermochte; die „bindegewebige Wucherung" umfaßte das Ganze. „Der alte Stadtstaat war rettungslos zusammengebrochen, während der neue Staat (vor Alexander) sich noch nicht gebildet hatte. Die absolute Monarchie aber, wie sie seit Alexander zur herrschenden Staatsform geworden war, wurde nur als ein notwendiges Uebel ertragen" (Beloch).

Und seither ist der Staat in unserer kranken Zivilisation eine pathologische, bindegewebige Wucherungsbildung geblieben, und der Militarismus hält ihn zusammen. Ohne funktionelle Beziehungen zum eigentlichen produktiven Leben bildet er nur die zusammenhaltende Struktur.

VIII.

Der Prozeß der Entwicklung war aber mit Alexander noch nicht vollendet; es fehlte noch Rom.

Zuvor machte das produktive Gewebe noch eine letzte und diesmal schon vergebliche Anstrengung, den Krebs zu durchbrechen. Die errungene Einheit fiel wieder auseinander, und „das ganze Jahrhundert ist erfüllt von den Kämpfen der republikanischen Parteien gegen die Monarchie" (Beloch).

Die Pathologie lehrt: „der Kampf der Teile kann sich durch den Despotismus der größeren funktionellen Einheit zu einem unheilvollen Kampf der Individuen gestalten" (Eschle). Die Geschichte erzählt: „Die griechischen Städte morden einander in dieser postmakedonischen Zeit ihre letzten Soldaten, ihre letzten bedeutenden Männer. Städte werden zerstört, alle Einwohner gemordet. ... Tyrannen wachsen von allen Seiten empor, gleichsam als Nachkömmlinge des makedonischen Despotismus" (Havet, Le Christanisme et ses origines).

In der Pathologie heißt es: es erfolgt „die Verringerung der Arbeit" (Eschle). „In Griechenland ist weder Arbeit noch Geld mehr" (Havet).

Die Pathologie sagt: „Die vollwertigen Substanzen des Lebens werden durch minderwertige ersetzt und allmählich funktionstätiges durch leistungsunfähiges Material verdrängt" (Lubarsch). Die Geschichte berichtet: „nur minderwertige Erzeugnisse werden mehr erzeugt" (Speck). Kriegsmaterial verdrängt alles Kulturmaterial.

Armut nennt die Pathologie: „Atrophie"; sie ist ein Schwinden der Substanzen, die die Kraftäquivalenten der Arbeit sind. Sie kennzeichnet sich durch die verminderte Nahrungsaufnahme" (Schmaus, Pathologische Anatomie). Eine unsägliche Armut breitet sich über die Kultur aus: „Tyrannen, Abenteuerer, Söldnerscharen, fremde Besatzungen pressen die letzten Säfte des Volkes aus; die Menge war verarmt, sittenlos, gleichgültig, die Jugend im Söldnerdienste verwildert, alles in Auflösung in krankhaftem Uebermaße, dem schon die stumpfeste Abspannung folgte. ... Die Nation verfiel je länger je mehr der vollständigen wirtschaftlichen Auflösung ... nicht furchtbar genug kann man sich die Zerrüttung denken. ... Von der beispiellosen Ueber-

schuldung der einzelnen wie der Gemeinden kann man sich nur schwer eine hinreichende Vorstellung machen“ (Speck).

„Durch das Fortschreiten der Atrophie wird der Vorgang zur numerischen Atrophie“ (Schmaus). Und „Polybius spricht von ganz Griechenland, das an Entvölkerung zugrunde geht. Man heiratet nicht mehr, man erzieht so wenig Kinder als möglich: die Häuser werden leer, und nach den Häusern die Städte“ (Havet).

Ist das nicht ein vollständig pathologisches Bild?

Doch der Prozeß war noch nicht zu Ende. Noch immer war kein eigentliches Zentralorgan für die neue Welt entstanden. Hie und da — Athen, Korinth, Alexandrien — bildeten sich zwar schon immer stärkere Ansätze dazu, aber sie konnten doch zu keinem definitiven Zentralorgane werden.

Dazu mußte erst die lateinische Welt entstehen. Das italienische Gebiet des ganzen neuen Zivilisationskörpers war erst im Aufschwung begriffen und sollte das Gebiet der Entwicklung des wirklichen Zentralorgans werden. Aus was für Gründen gerade Italien diese Rolle zufiel, müßte einmal eingehender ermittelt werden, als ich es hier tun kann. Aller Wahrscheinlichkeit nach hängt es mit folgendem zusammen: Die italienische Welt war ein Gebilde hellenischer Abstammung, eine durch griechische Niederlassungen verbreitete Kultur, die aber von einer konservativen Struktur — die in Griechenland immer erst überwunden werden mußte — am frühesten sich befreien konnte und sich folglich zur stürmischen, energischen Entwicklung am besten eignete. Daß überhaupt die Kolonien die lebhafteste Entwicklung zeigten, wird von den Historikern bestätigt. Aus dieser lebhaften, durch veraltete Traditionen am wenigsten eingeschränkten Energie entstand auch schließlich inmitten dieser italienischen Welt die allerregste Handelswelt des Altertums, und Rom überflügelte sämtliche übrigen Städte.

Wäre der neuen Zivilisation normales, gesundes körperliches Leben zu eigen gewesen, und hätte die schreckliche Infektion das gesunde körperliche Leben nicht zersetzend berührt, dann hätte die produktive Arbeit sich überall die Wege gebahnt und einen Ausgleich herbeigeführt. Hätten sich die Wege des Stoffwechsels im produktiven Gewebe von Asien bis nach Hispanien und Gallien ineinander gebahnt, so wäre ein großer, einheitlicher Kulturverkehr, ein großes, einheitliches Kulturleben entstanden. Und dieses einheitliche Kulturleben, dieser einheitliche Kulturverkehr hätte sich mit seinen produktiven Prozessen eingeschaltet in das zentrale hauptstädtische Organ, in Rom.

Es begann auch in Rom ein derartiger Prozeß. Die alten kriegerischen Adelsfamilien wurden durch die Aristokratie der Kaufleute von den zentralen Funktionen gänzlich weggedrängt. Der riesige Weltreichtum an Vermögen, an Kapital brachte den zentralen Verkehr und die kommerziellen Verbindungen über das Gebiet der ganzen Zivilisation hin zustande. In den Zeiten vor Julius Cäsar wetteiferten sozusagen die reichsten Kaufleute untereinander, wem von ihnen es bestimmt sei, an die Spitze Roms zu gelangen“ (Speck).

Doch die militarischen Giftstoffe zersetzten bereits alle Produktivität, alle Kulturarbeit und „ein unablässiger Goldstrom an Beute und Tribut ergoß sich in die Tiberstadt“ (Ferrero, Größe und Niederg. Roms).

Zu Beute und Tribut wurde durch das Gift umgewandelt, was zu Stoffwechselvorgängen erzeugt war. „Freiwillige liefen in großer Zahl herbei, um an den gewinnbringenden Feldzügen teilzunehmen“ (ib.). Es lösten sich immer mehr Individuen aus dem produktiven Gewebe, um pathologisch an der Zersetzung mitzuwirken. „Man bestrafte ganze Städte durch Auferlegung von Geldstrafen, durch Einziehung eines Teiles der Gemeinde- und Privatländereien, um sie dann unter den Soldaten zu verteilen, die wie auf feindlichem Gebiete angesiedelt wurden“ (ib.). Ganz wie die Krebszellen sich im normalen Gewebe festsetzen, wo sie in ganzen Gebieten, als fremde Gebilde, die Ernährungsbedingungen an sich reißen. „Die Reaktion entartete in Griechenland zu einer schrankenlosen Plünderung“, einer Aufzehrung aller Lebensstoffe der Kulturtätigkeiten. Und eine allgemeine Zersetzung verbreitet sich von Rom immer weiter. „Allenthalben liehen die Wucherer den Städten und Privaten Geld, rissen zum Teil den lokalen Handel und die Ausfuhr an sich und traten an die Stelle der einheimischen, durch den Krieg ruinierten Kaufmannschaft ... Die Bauern, die ihre Schulden nicht bezahlten, machten sie zu Sklaven oder nahmen an Zahlungs Statt die Kinder ihrer Schuldner“ (ib.). So entstanden die schrecklichen Verwüstungen im Gewebe der arbeitenden Massen, im Zusammenhange ihrer aneinander geordneten Tätigkeiten, die nunmehr durch ein krankes, ohne produktiven inneren Zusammenhang vegetierendes pathologisches Granulationsgebilde ersetzt werden: durch das Sklaventum, d. h. Massen von Individuen, die, sämtlich durch den Militarismus, seine Zerstörungen im Kulturgewebe aus ihren normalen Arbeitsorten losgetrennt und verschleppt, nicht mehr organisch dem Körper eingefügt, sondern nur mit jenen anderen Elementen verbunden waren, durch die sie zur Verrichtung gewisser rein lokaler Funktionen gelangten, je nach der Eigenschaft derjenigen Individuen, zu denen sie gehörten. Sie waren lediglich Ergebnisse der Zerstörungen, die der Militarismus im Kulturgewebe verursachte. „Der Sklavenhandel ging nicht nur im Heereslager vor sich, wo die Kriegsgefangenen sofort zu sehr niedrigem Preise an Offiziere, Soldaten und Händler, die dem Heer folgten, losgeschlagen wurden, sondern an allen Grenzen des Reichs, wo die kleinen Könige und Herrscher barbarischer Völkerschaften die Kriegsgefangenen und manchmal sogar ihre Untertanen verkauften. Aus den entferntesten Teilen Galliens, aus Germanien, von den Bergen des Kaukasus stiegen beständig die langen Züge gefesselter Sklaven“ (ib.). Und diese ersetzten nun die Arbeit, die im Körper immer mehr aufhörte, denn die Existenz der Menschen beschränkte sich immer ausschließlicher auf die pathologische Ernährung aus allen Wucherungsgebilden, die von Rom sich ausbreiteten. „Junge Leute der Mittelklasse, die aus den Kriegen im Osten und Westen ein kleines Kapital heimgebracht hatten, traten als erfolgreiche Bewerber für öffentliche Arbeiten und Lieferungen fürs Heer auf.“ „Die Aemter waren nur ein Mittel zur Bereicherung.“ „Es entstanden die kapitalistischen Ritter, aus denen sich die Blüte der großen Wucherer rekrutierte.“

Und da brach — die in dem erkrankten Produktionsprozeß stehenden Kaufleute beiseite drängend — in die zentralen Funktionen des Zivilisationskörpers Julius Cäsar mit seinen militärischen Horden ein.

„Die Wahlen wurden der Kampfplatz, auf dem die Kapitalien gegeneinander operierten. Cäsar stürzte den Aristokraten- und Kapitalistenstand und ersetzte ihn durch den Soldatenstand" (Speck). Und „seither bis auf unsere Zeit ordnete der Cäsar die Geschicke der Welt für die Gegenwart und Zukunft" (Mommsen). Die Wucherung, die Infektion, die Krankheit, drang in das zentrale Organ hinein.

Und das Zentralorgan trieb jetzt unwiderstehlich den Krankheitsstoff in den ganzen Zivilisationskörper.

Es begann die allgemeine Vergiftung, deren pathologische Reaktion das Entstehen des Christentums war, unter dem wir noch heute leben. Ohne die Kenntnis dieses pathologischen Vorganges werden wir niemals verstehen können, was das Christentum eigentlich ist.

Monogame und polygyne Sozialpolitik.

Christian v. Ehrenfels.

Der Aufsatz von Drasto „Zur Frage der konstitutiven Verderblichkeit der Monogamie" (VII. Jahrg., Nr. 7 dieser Zeitschrift), — das Interesse für die Ziele der Sexualreform, welches der Autor darin kundgibt und bei seinem Publikum voraussetzt, — der Appell an mein eigenes „organisatorisches Streben", mit welchem Drasto seine Ausführungen beschließt, haben den Vorsatz in mir zur Reife gebracht, den Lesern der Politisch-anthropologischen Revue über die letzten Ergebnisse meines Forschens auf dem schier unerschöpflichen Gebiete einen gedrängten Bericht zu erstatten.

Meine Arbeiten befassen sich gegenwärtig mit einer Gruppe von Problemen, deren einstige, durch das Zusammenwirken Vieler zu erhoffende Erledigung wohl ausschlaggebend werden wird für das Schicksal des Projektes der Sexualreform und menschlichen Hochzucht überhaupt; und zwar deswegen, weil diese Probleme diejenige Seite der sozialen Prozesse betreffen, auf welche sich die Aufmerksamkeit und das Interesse der großen Mehrheit fast ausschließlich konzentriert: — die kulturelle Seite, die Schaffung, Erhaltung oder Zerstörung von Besitzes- oder Traditionswerten, im Gegensatz zur konstitutiven, dem Wandel oder der Konservierung angeborener Anlagen und Fähigkeiten.

In meinen bisherigen sexualreformatorischen Schriften (den Aufsätzen in dieser Zeitschrift und im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, in meiner „Sexualethik" und den Abhandlungen im Jahrgang 1908 der Monatsschrift „Sexual-Probleme") glaube ich dargetan zu haben, daß der Uebergang zu einer polygynen Sexualverfassung (das heißt zu einer Sexualverfassung, welche die Polygynie — nicht etwa gebietet, wohl aber moralisch und rechtlich gestattet und anerkennt) für uns Abendländer Lebensfrage ist, — daß wir nur, wenn wir diesen Uebergang vollziehen, hoffen können, uns im Kampf ums Dasein der Ausmerzung durch die mongolische Rasse zu erwehren. Hierauf lag der Einwand nahe und wurde mir auch von verschiedenen Seiten erhoben, daß diese Doktrin eine kulturfeindliche Tendenz in sich trage. Denn unsere monogamische Sexualordnung verdanke ihr moralisches Ansehen und ihre sieghafte Ver-

breitung nichts anderem als ihrer eminent kulturellen Wirksamkeit, durch deren Einbuße beim Uebergang zu einer polygynen Verfassung wir an allgemeiner Gesittung empfindlich geschädigt und in längst überwundene Barbarismen zurückgeworfen würden. — Nun vermöchte ich freilich in einem solchen Vorwurf, auch wenn er gerechtfertigt wäre, keine Widerlegung zu erblicken. Angenommen, die Höhen der menschlichen Kultur könnten wirklich nur auf der Grundlage unserer gegenwärtigen Sexualordnung erreicht werden: — darum bliebe es noch immer wahr, daß diese Ordnung die von ihr beherrschten Volksstämme langsam aber sicher konstitutiv ausschöpft und sie vor die Wahl stellt, ihr entweder die Gefolgschaft zu kündigen, oder die Hoffnung auf eigene Lebenszukunft fahren zu lassen. Höchstens könnte man sich für die letztere Alternative entscheiden, und mich darob tadeln, daß ich der ersteren das Wort rede.

Aber — jener Vorwurf ist sachlich nicht gerechtfertigt. Er beruht durchaus auf einer subjektiven und in ihrer Subjektivität falschen Abschätzung auch der rein kulturellen Produktivität des monogamen und des polygynen Sexual- und Familienprinzips. Jenes, das monogame, besitzt allerdings die kulturell raschere und, bis zu gewisser Höhe, prädominierende Triebkraft. Das habe ich von Anfang betont und so gewissenhaft zu erklären versucht, daß Drasto mir das Zeugnis ausstellt: „... im Gegenteil dürfte man kaum irgendwo die sozialen Nutzeffekte der Monogamie so vollständig aufgezählt finden, wie in seiner (Ehrenfels') Sexualethik." — Aber die Triebkraft der Monogamie ist eine beschränkte, nicht nur in konstitutiver, sondern auch in rein kultureller Hinsicht. Sie führt uns hier empor, aber nur bis zu einer gewissen — ungefähr der von unserer Kultur eben jetzt schon erreichten — Höhe, und nicht weiter. Wir befinden uns gegenwärtig mit unserem monogamischen Sexual- und Familienprinzip auch rein kulturell in einer Sackgasse, in der wir nicht mehr vorwärts kommen. Auch wenn dieses Prinzip konstitutiv einwandfrei wäre, so müßten wir, aus rein kulturellem Entwicklungsstreben, uns von ihm abwenden und es durch ein sozial weiterhin produktives zu ersetzen suchen. Als einzig zulässig aber ergäbe sich dann dieselbe polygyne Sexualordnung, welche sich auch konstitutiv als unentbehrlich dargestellt hat. Und darum ist, wer für sie eintritt, und wem es gelänge, sie zur Anerkennung zu bringen, kein Feind der Kultur, sondern ihr kräftigster Förderer. — Diese Erkenntnis war mir im wesentlichen schon lange klar, während ich all mein Streben noch darauf beschränken zu müssen glaubte, vorerst die Unentbehrlichkeit der Sexualreform vom rein konstitutiven Gesichtspunkte aus sicherzustellen. Erst nachdem diese Aufgabe bewältigt war, durfte ich mich einer eingehenderen Betrachtung der rein kulturellen Probleme zuwenden. — Was ich hierüber in letzter Zeit gedanklich festgestellt und ausgeführt habe, läßt sich kurz etwa in folgender Weise zusammenfassen.

Der normale Mann von moralischer Durchschnittsveranlagung ist, mit Bezug auf die Kraft der Motive, die er in das soziale Leben einsetzt, in erster Linie Egoist, in zweiter Familienvater, und erst in dritter Rangordnung Staatsbürger. Es ist daher für das sozialpolitische Verhalten eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung, auf welche Weise das Fühlen und Wollen der Einzelnen durch die moralisch und

rechtlich anerkannte Sexual- und Familienordnung beeinflußt wird. — Für die Monogamie nun ist in dieser Richtung zweierlei charakteristisch. Erstlich, daß sie die natürlichen Mannesimpulse des Schutzes und der Fürsorge für die eigenen Frauen und Kinder verdichtet, das heißt einerseits einschränkt — nämlich auf die legitime Gattin und deren Kinder —, andererseits innerhalb dieser Schranken verstärkt. Und zweitens, daß sie, vermöge der mit ihr solidarisch verbundenen Lebensgemeinschaft, die sie zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern stiftet, ein familiäres Pflichtgefühl erzeugt, welches sich bei allen sozial Bevorzugten als kategorische Forderung der Wahrung des sozialen Familienranges geltend macht. — Der monogame Familienvater nämlich, welcher eine sozial — inklusive pekuniär — bevorzugte Stellung einnimmt, fühlt sich zunächst verpflichtet, seine Angehörigen an den hierdurch ermöglichten eigenen, gesteigerten Lebensgenüssen Anteil nehmen zu lassen. Und aus dieser Verpflichtung ergibt sich die weitere, sofern es in seiner Macht steht, dafür Sorge zu tragen, daß Frau und Kindern, und namentlich den letzteren, auch nach seinem Tode, eine annähernd gleich hohe soziale — inklusive pekuniäre — Rangordnung, als Bürgschaft für den Fortbezug gleich gesteigerter Lebensgenüsse, gewahrt bleibe. Das heißt mit anderen Worten: — die Monogamie wirkt unfehlbar dahin, daß die sozial Bevorzugten ihre bevorzugte Stellung durch Schaffung erblicher Privilegien in der Familie festzuhalten trachten. — Wie sehr dieser zweite Zug, verstärkt durch den ersten, zur wirtschaftlichen Ersparnis, das heißt zur Kapitalsbildung beiträgt und dadurch sozial segensreich wirkt, ist sattsam bekannt. Ebenso, wie sehr er häufig den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit widerstreitet. Denn die Schaffung von erblichen Familienprivilegien wäre nur dann sozial in jeder Beziehung gerecht, wenn erstens die sozial — inklusive pekuniär — bevorzugten Stellungen der großen Mehrzahl der Fälle nach durch sozial wertvolle Eigenschaften des Individuums erworben würden, und wenn zweitens diese Eigenschaften, wieder der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nach, sich vom Vater auf die Kinder vererbten. Keine dieser Voraussetzungen aber trifft zu, — auch die letztere nicht, trotz der Gültigkeit der Vererbungsgesetze auch für psychische Merkmale. Denn nach diesen Gesetzen gehen die Vorzüge einer abweichenden, sei es männlichen oder weiblichen Variante im allgemeinen, und besonders wenn bei der Gattenwahl nicht ausschließlich züchterische Rücksichten obwalten, nur auf einen Teil — und zwar meist nur den kleineren Teil — ihrer direkten Nachkommen über, so daß nicht allein zur Steigerung der betreffenden Charaktere im Laufe der Generationen, sondern auch nur zu ihrer Konservierung eine — meist sehr scharfe — Auslese nötig ist. Wenn man nun selbst annehmen wollte, die soziale Oberschicht besitze zu einem gegebenen Zeitpunkt ausnahmslos eine höhere Wertigkeit der Veranlagung, so wäre es, um ihr diesen Vorzug auch zu erhalten, erforderlich, zwischen allen Heranwachsenden einer jeden neuen Generation eine scharfe Auswahl zu veranstalten, sämtliche Familienprivilegien, einschließlich der pekuniären Mittel, nur auf die glücklich Veranlagten übergehen zu lassen, und die anderen der sozialen Unterschicht zu überweisen. Hierbei würden sich oft alle Kinder eines

Ehepaares als mißraten herausstellen. Die Eltern könnten ihren Rang, ihren sozialen Einfluß, ihr Kapital überhaupt nicht den eigenen Kindern vererben, sondern müßten all diese Güter dem Nachwuchs anderer Ehepaare überlassen, welche zufällig eine züchterisch günstigere Konstellation getroffen hätten. — Schon aus dieser einen Eventualität ergibt sich die Undurchführbarkeit solcher Versuche, die ja auch tatsächlich nirgends angestellt werden oder wurden. Unausbleibliche Folge aber ist die Häufigkeit der Fälle, in denen wirtschaftlich und sozial bevorzugte Positionen von konstitutiv durchaus minderwertigen Individuen eingenommen werden. — Dieser Widerstreit gegen die soziale Gerechtigkeit ist der monogamischen Sexual- und Familienordnung wesentlich und bildet ihren kulturellen Hauptmangel. Es verlohnt sich daher der Mühe, den gekennzeichneten Konnex auf seine menschlichen Gefühlswurzeln hin näher zu untersuchen.

Es handelt sich hierbei um den Antrieb des sozial bevorzugten Mannes, seine Stellung und Macht zur Bildung oder Konservierung erblicher Familienprivilegien zu benutzen. Diesem Antrieb zu entgehen, stünden ihm drei Wege offen. Er könnte erstens das Zustandekommen einer Lebensgemeinschaft zwischen sich und seinen Kindern vereiteln, dadurch, daß er entweder auch seine Frau von dem Mitgenusse seiner sozialen und wirtschaftlichen Position ausschlösse, oder das Band zwischen Mutter und Kindern zerrisse und letztere unter frugalen Bedingungen (etwa bei Bauersleuten in Kost und Pflege) aufwachsen ließe, um sie nur, wenn sie entsprechende Anlagen zeigten, in seine Sphäre heraufzuholen. Er könnte zweitens sich zu einer derart drakonischen Auffassung seiner sozialen Verpflichtungen bestimmen, daß er sich kein Gewissen daraus machte, seine Kinder in dem physischen, ästhetischen und moralischen Luxus des sozialen Ansehens und der materiellen Bewegungsfreiheit zu erziehen, und sie dennoch, wenn es ihnen an den nötigen Qualitäten gebräche, in die enge und dumpfe Welt der Dienenden und Gedrückten hinabzustoßen, wo sie sich dann natürlich zehnfach unglücklicher fühlen müßten, als die in dieser Atmosphäre Aufgewachsenen. Oder er müßte drittens, trotz seiner sozialen Stellung, trotz seiner pekuniären Mittel, mit seiner Familie selbst das Leben jener Dienenden und Gedrückten führen, einschließlich der hygienischen, ästhetischen, moralischen Schädlichkeiten und Widrigkeiten, welche es mit sich bringt, um seinen Kindern in jeder Richtung die grobe Epidermis anzuerziehen, derer sie bedürfen werden, wenn ihre Anlagen sich als unzureichend zum sozialen Aufstieg erweisen sollten. — Jeder Unbefangene wird nun zugeben, daß zwar ein oder das andere Mal psychische Sonderlinge und Abnormitäten den Versuch wagen könnten, einen dieser Wege zu beschreiten (vollkommen gangbar wäre ja keiner, schon wegen des Widerstandes des sozialen Milieus —), daß aber eine solche Zumutung, wenn sie der Majorität in der Oberschicht eines Volkes gestellt werden sollte, mit Recht als heller Wahnsinn verlacht werden müßte. Und somit gibt es, für den moralisch normal fühlenden monogamen Familienvater, sofern er sich in irgendeiner sozial bevorzugten Stellung befindet, **keine Möglichkeit**, dem Antrieb zur Bildung oder Konservierung erblicher Familienprivilegien zu widerstehen. Dieser Antrieb wächst aus der monogamischen Sexual- und

Familienordnung selbst hervor, und zwar — was wieder von grundlegender Wichtigkeit ist — in der Form und mit der Bestimmungskraft eines moralischen Imperatives. Es ist ein Verantwortungsgefühl gegen Andere, speziell gegen seine Kinder, welches dem Monogamen seine privilegistische Gesinnung aufnötigt. Sein Gewissen fühlt sich in dieser Richtung durch Aufgaben belastet und durch Leistungen befreit. Und wenn er dabei mit den Forderungen der sozialen Gerechtigkeit in Konflikt gerät, so steht nicht Egoismus gegen Altruismus, sondern Pflicht gegen Pflicht.

Niemand vermag und niemand versucht es zu bestreiten, daß die — sei es eudämonistisch, biologisch oder moralisch — einzig berechtigte Verteilung von wirtschaftlichem Einkommen, sozialem Einfluß und politischer Macht in einer Zuweisung gemäß der sozialen Wertigkeit der Veranlagung der betreffenden Individuen gegeben wäre. Diese Verteilung (die wir von nun an als die meritoristische bezeichnen wollen) wird mit Klarheit und Nachdruck von unserem allgemeinen sozialen Gewissen gefordert. Dem allgemein sozialen Gewissen aber steht das familiäre Gewissen gegenüber, welches von allen wirtschaftlich, sozial, politisch Bevorzugten mit gleich großer Kraft und Bestimmtheit die Verteilung nach privilegistischem Prinzipe verlangt. In Tat und Wirklichkeit kann daher nie etwas anderes, als bestenfalls ein Kompromiß dieser Prinzipien zustande kommen, eine Resultierende, welche, wie die Erfahrung zeigt, sich bedeutend nach der Richtung der stärkeren, — der familiär privilegistischen Motive hinüberneigt.

Nun soll freilich nicht verschwiegen werden, daß der moralische Konflikt zwischen Verpflichtungen an nähere und an fernere Kreise der Mitlebenden ein ständiger und unausweichlicher ist und auch durch jede andere als die monogamische Sexual- und Familienordnung nicht aus der Welt geschafft werden könnte. Ebenso zweifellos ist aber auch, daß dieser Konflikt durch die Monogamie, durch ihre zwangsmäßige Eindämmung des natürlichen, expansiven Vatergefühls auf die Kinder eines Weibes, und noch mehr durch die obligatorische Lebensgemeinschaft des Mannes mit einer Frau und deren Kindern, ins ungemessene gesteigert wird, so zwar, daß für die große Majorität eines Volkes die Forderungen der Familienmoral, und für die Bevorzugten die Motive des privilegistischen Prinzipes, stets im Uebergewicht bleiben müssen. Das Grundübel einer doppelten Moral ist daher in hervorragendem Maße charakteristisch für die Institution der Monogamie auf sozialpolitischem Gebiete, — in ähnlicher Weise wie ich es, speziell für das Sexualleben, als ihr eigentümlich nachgewiesen habe. (Vergl. „Doppelte und differenzierte Moral“, Sexualprobleme, IV. Jahrg., 2. Heft.) Auch an psychologischem Zusammenhang zwischen der doppelten Moral auf dem einen und auf dem anderen Gebiete gebricht es nicht. Denn der Mann, welcher, unter dem Schild der aparten, spezifisch sexualen Männermoral, in jungen Jahren tüchtig gewüstet und beim schwachen Geschlecht viel Unheil und Elend verschuldet hat, findet sich dann, als Ehemann, in seinem kranken Gewissen den einseitigen Forderungen der Familienmoral um so zugänglicher. An der gehätschelten Gattin und an ihren Kindern sucht er wieder gut zu machen, was er an Anderen verbrochen, und

gerät sohin mit dem gerechten, meritoristischen Prinzip in um so stärkeren Konflikt.

Dies hindert jedoch nicht, daß sich an das privilegistische Prinzip, außer dem schon erwähnten Antrieb zur Kapitalsbildung, der ihm eignet, noch andere soziale Vorteile knüpfen. — Eine weitere, unausweichliche Folge seiner Einbürgerung ist die absichtliche Kinderbeschränkung der oberen Stände, aus Erbrücksichten. Die psychologische Nötigung hierzu, auf Grund der monogamen Familienmoral, ist leicht zu verstehen. — Wenn irgendeine Klasse von sozial Bevorzugten — gleichgültig wo man die Grenze ziehen wollte — einen aliquot überschüssigen Prozentsatz von Kindern in die Welt setzte — also beispielsweise das sozial zu höchst gestellte Zehntel der Bevölkerung mehr als ein Zehntel, etwa ein Neuntel aller im ganzen Volke erzeugten Kinder —, so könnte dieser Ueberschuß unmöglich mehr den gleichen Grad von sozialer Bevorzugung einnehmen, wie seine Erzeuger; — das oberste Neuntel der Bevölkerung steht durchschnittlich tiefer als das oberste Zehntel, und diese Differenz wird für die Kinder der Bevorzugten noch um so fühlbarer, als ja doch immer auch ein gewisser Prozentsatz der sozialen Unterschicht in ihre Reihen empordringt. — Somit besitzt die Gesamtheit der Oberschicht, um das soziale Herabsinken ihrer Nachkommen zu vermeiden, kein anderes Mittel, als die Beschränkung der Kinderzahl, mindestens auf die Aliquote ihres eigenen Bestandes, genauer genommen noch auf ein Merkliches darunter. — Diese Abhängigkeitsbeziehungen werden nun allerdings in ihrer Gänze und Allgemeinheit von den Einzelnen nur ausnahmsweise überblickt, — spiegelte sich aber in deren Bewußtsein, und zwar als Motiv der absichtlichen Kinderbeschränkung aus Erbrücksichten (das heißt um jedem Kind ein um so größeres Erbe an Einfluß, Erziehung und Geldwert hinterlassen zu können), doch so getreulich wieder, daß wir überall in den höheren Schichten die aliquote Unterschüssigkeit der Kindererzeugung, das heißt deren Zurückbleiben hinter dem für die ganze Bevölkerung durchschnittlichen Maße, konstatieren können. — Daß hierdurch die generative Selektion und die konstitutive Volkskraft konstant geschädigt werden, wurde seit Darwin vielfach hervorgehoben und kommentiert. Rein kulturell und speziell sozialpolitisch aber wirkt die Kinderbeschränkung aus Erbrücksichten zunächst und für solange hin, als sich ihre konstitutiven Mängel noch nicht merklich fühlbar machen, eminent förderlich und segensreich. Denn sie benimmt den einzelnen Familien ihre Tendenz zur generativen Expansion und schafft hiermit eines der stärksten Motive für Feindschaft, Fehde und Streit, eines der mächtigsten Hindernisse gegen die Vergesellschaftung der Menschen und die Bildung umfassender Organisationen, aus der Welt. Zwar gibt die Verteilung von Macht und Besitz noch immer genügenden Anlaß zur Betätigung des Expansionsbedürfnisses und zum Rivalitätskampfe der einzelnen und ihrer Sippen; durch den Entfall der generativen Expansionstendenz aber wird dieser Kampf in der monogamen Gesellschaft doch, gegenüber der polygynen, wesentlich gemildert. Ja, wenn die einzelnen Familien einmal dahin gelangen, sich jede mit ihrem Anteil an Lebensgütern und sozialem Ansehen zu begnügen, können sogar wesentlich friedliche Zustände eintreten und die Arbeitskräfte auf lange

Zeiten hin, statt sich im inneren Kleinkrieg zu verbrauchen, gemeinsamer Betätigung und kultureller Produktion zugewandt werden. Auch die Bildung fester Gemeinbürgschaften der bevorzugten Familien untereinander wird auf diese Weise wesentlich erleichtert, wo nicht erst möglich gemacht. Darum erweisen sich aristokratische Verfassungen und ständische Gliederungen — unleugbare Fortschritte gegenüber den Anfangsstadien der Vergesellschaftung — unter dem Schutze der Monogamie von besonderer Festigkeit und Dauer, — wie auch umgekehrt ursprünglich polygame Völker, sobald sie in die Phase der aristokratisch-ständischen Verfassung eintreten, sehr deutlich die Tendenz zur Monogamie aufweisen. — Auch daß in dem polygamen Kulturvolk par excellence, bei den Chinesen, keine feste Aristokratie sich bilden konnte, ist bezeichnend für diese Zusammenhänge. — Die Monogamie verlangt also nicht nur die Schaffung von erblichen Familienprivilegien. Sie ist auch hervorragend geeignet, ein auf dieses Prinzip gegründetes Staatswesen zu konservieren und zur höchsten kulturellen Blüte zu bringen.

Diese Eigenheiten werfen zudem ihren charakteristischen Schlagschatten auf die Opposition in monogamen Gesellschaften, wo eine solche überhaupt einsetzt, — was durchaus nicht immer und überall der Fall war, zum Beispiel durch viele Jahrhunderte nicht im Mittelalter. — Wenn aber eine Auflehnung gegen die vielen Ungerechtigkeiten der Familienprivilegien sich geltend macht, dann kann sie, in einer monogam erzogenen und gesinnten Gesellschaft, nicht anders als nivellistischen Bestrebungen huldigen und nivellistische Staatsdoktrinen in die Welt setzen.

Solche Theorien, welche durch eine schablonenmäßig gleiche — statt nach den Anlagen differenzierte — Aufteilung von Einkommen und von sozialer und politischer Machtbefugnis an alle Mitglieder einen absoluten oder auch nur relativen bestmöglichen Dauerzustand der Gesellschaft zu erreichen glauben, widerstreiten so sehr aller Erfahrung, Analogie und gesunden Vernunft, daß ihr Zustandekommen und ihre zeitweilige Propagationskraft nur aus einer abnormen Befangenheit des Blickes und Verschrobenheit der Auffassung erklärt zu werden vermag. Diese Befangenheit aber muß in einer monogamisch fühlenden Gesellschaft erzeugt werden, wenn die Mißstände der erblichen Familienprivilegien ein gewisses Maß überschreiten. Eine solche Gesellschaft ist daran gewöhnt, daß alle aus sozialer Differenzierung erfolgenden Bevorzugungen Einzelner von diesen stets zur Begründung von Familienprivilegien ausgenützt werden; — auch jeder von den Unterdrückten weiß, daß jeder seinesgleichen, ja daß er selbst, wann immer an eine bevorzugte Stelle gebracht, nicht anders handeln würde. Die große Mehrheit vermag daher den Begriff der sozialen Differenzierung gar nicht ohne den der familiären Privilegierung zu denken, und alle Schäden, welche an dieser haften, werden im allgemeinen Urteil ohne weiteres auch auf jene übertragen. Die soziale Differenzierung selbst erscheint so als ein Prinzip der Ausbeutung und wird als solches verschrieen und gehaßt, während unter dem Nimbus der Gerechtigkeit und dem Prestige des Fortschrittes das nivellistische Prinzip erstrahlt, die Gleichmacherei, die Leugnung der Wertunterschiede zwischen den Individuen und den sozialen Funk-

tionen. — Zudem wird dieser Prozeß noch wesentlich dadurch gefördert, daß die Monogamie von allem Anfang an mit ihrer Forderung „für jeden Mann ein Weib, aber für keinen mehr", auf dem vital so tiefgreifenden Gebiet des Geschlechtsgenusses und der Zeugung keinem anderen als dem nivellistischen Prinzip den schärfsten und konsequentesten Ausdruck verleiht. — Da nun aber dieses Prinzip in umfassenden, das Ganze der Gesellschaft betreffenden Problemen unproduktiv ist und es immer bleiben muß, so ist es auch die Opposition in monogamen Sozialverfassungen — und muß es immer bleiben.

Die sozialpolitische Charakteristik der monogamischen Sexualverfassung ist also folgende: — Sie begünstigt, gegenüber primitiven Kulturzuständen, in hohem Maße die Vergesellschaftung der Menschen und die soziale Differenzierung, — jedoch nur auf der unvollkommenen Grundlage der erblichen Familienprivilegien. Sie läßt keine andere als eine nivellistische Opposition gegen die Ungerechtigkeit dieser Privilegien aufkommen. Sie bewegt sich hierauf in Kompromissen zwischen Privilegismus und Nivellismus, ohne sich — bis zur Konsequenz der Tat — zum höheren Prinzip der meritoristischen Verteilung von Macht und Einkommen aufschwingen zu können.

In dieser Einsicht liegt der Schlüssel zum Verständnis der Hauptmotive unseres sozialpolitischen Parteigetriebes; — *unseres* Parteigetriebes, denn die Voraussetzung der Charakteristik, die monogamische Grundstimmung der Gesamtheit, trifft bei uns zu. Diese Voraussetzung nämlich bezieht sich nur auf das Zeugungs- und nicht auf das Genußleben der Gesellschaft, welches ja tatsächlich bei uns polygyn betrieben wird. Auch widerstreitet ihr nicht, daß die Sozialdemokratie theoretisch eine Sexualreform auf ihr Programm geschrieben hat. Denn erstlich verkennt die Partei der Proletarier die psychologische Autonomie der Motive der Liebe gegenüber denen des Hungers, und erwartet sich die Sexualreform bloß als eine sekundäre, als Folgeerscheinung der wirtschaftlichen Reformen, — wobei sie freilich lange zuwarten müßte. Zweitens aber wird die Mehrheit in dieser Partei — und immer sind es ja einzelne Menschen, die im Grunde eine Partei bilden — von monogamischer Empfindungs- und Wertungsweise meist viel ausschließlicher beherrscht, als sogar ein großer Teil ihrer politischen Gegner.

Die Voraussetzung trifft also zu, — und gleich ist es die *Sozialdemokratie* selbst, welche in ihrem Antagonismus zu den *bürgerlichen Parteien* jene Zweiteilung der sozialpolitischen Grundtendenzen uns zur Anschauung bringt: — auf der einen Seite, unter den verschiedensten Flaggen, Wahlsprüchen und Vorwänden, die Verteidiger des Bollwerkes der Familienprivilegien, — und ihnen gegenüber die Sturmläufer gegen diese Festung, die Kampfgänger des nivellistischen Prinzipes; zwischen beiden aber die schwachen Ansätze eines meritoristischen Zuteilungsmodus von Macht und Einkommen — in die Mitte genommen — und zerrieben! — Dieses Schema kann man in unserer Gesellschaft überall ausgefüllt finden, wo Interessenfragen öffentlich zum Austrag gelangen. Es wäre anziehend, würde aber hier zu weit führen, das bis ins Detail des Vereinslebens und der Geschichte von Berufsgenossenschaften und anderen Korporationen

zu verfolgen. Es sei nur auf die beiden Beispiele von größter Bedeutung und Tragweite verwiesen: — auf den Kampf um Arbeitslohn (im weitesten Sinne) — und auf den Kampf um Vertretung und Einfluß im Mechanismus der staatlichen Gesetzgebung und Verwaltung.

Der Lohnkampf ist das aktuelle Kernproblem der „sozialen Frage" überhaupt. Mit einer allgemein als gerecht anerkannten Reglementierung der Zuweisung des Arbeitsentgeltes an den einzelnen Arbeiter (niedriger, oder höherer, oder höchster Kategorie) wäre die soziale Frage in ihrem wichtigsten Punkte gelöst. — Auf diesem Gebiete sehen wir nun das Prinzip der erblichen Familienprivilegien in der Partei der Kapitalisten seinen schärfsten Ausdruck finden. Ihm opponiert die Sozialdemokratie und die Gewerkschaftsbewegung der niedrigen Arbeiter in ebenso energischer Vertretung des nivellistischen Prinzipes; und diese Opposition hat ihren Trägern bisher schon reichliche Früchte getragen. In der Mitte zwischen beiden Parteien sollten die höheren, die sogenannten intellektuellen Arbeiter, um zu ihrem Recht zu gelangen, durch gemeinsame Aktionen das meritoristische Prinzip zur Anerkennung bringen — oder doch zu bringen versuchen. Aber zu solchen Aktionen, zu solcher Gemeinsamkeit des Vorgehens ist es noch nirgends in größerem Stile gekommen, weil die intellektuellen Arbeiter noch gar nicht zum Bewußtsein ihrer selbst und der Rechtsgrundlage ihrer Forderungen gelangt sind und vielmehr unsicher zwischen den beiden Extremen hin- und herschwanken, ihre Ansprüche als Zinsen eines ererbten Bildungskapitals — also privilegistisch — oder als Vorwegnahme eines utopischen Zukunftskommunismus — also nivellistisch — geltend zu machen. Und darum ist der in unserer Gesellschaft zutiefst Rechtlose und Verlassene nicht der niedrige, sondern der intellektuelle Arbeiter, der nicht zufällig mit seiner Begabung zugleich ein Kapital an Geldeswert ererbt hat.

Und gleich rechtlos wie auf wirtschaftlichem ist er auf politischem Gebiet. Hier hat das nivellistische Prinzip in der überall herrschenden Bewegung zum allgemeinen und gleichen Wahlrecht in die legislativen Körperschaften seine glänzendsten Siege errungen. Die Inhaber der erblichen Privilegien wissen gleichwohl den größten Teil ihrer Macht festzuhalten, unter dem Titel der Exekutive, durch illegale Stimmenbeeinflussung, durch Stimmenkauf, und durch hundert Inkonsequenzen, offene Löcher und Hinterpförtchen der „Verfassungen" der verschiedenen Staaten. Nur der intellektuelle Arbeiter als solcher geht leer aus. Er muß sich entweder mit dem Anteil eines Erdschauflers oder Ziegelschlägers begnügen, oder — sich auf irgendeine Weise von den Privilegierten in Sold nehmen lassen. Einen — den einzig berechtigten Weg zu der ihm gebührenden Beeinflussung der Staatsgeschäfte gibt es nicht. Und ein solcher Weg kann und wird auch niemals gefunden werden, solange die monogamische Sexual- und Familienverfassung unser Fühlen beherrscht und unsere Gesellschaft in die feindlichen Heerlager der erblich Bevorzugten und der opponierenden Gleichmacher spaltet.

Nach diesen Darlegungen entwickelt sich viel rascher die sozialpolitische Charakteristik der polygynen, das heißt jener Sexual- und Familienverfassung, welche die Polygynie auf das Zeugungsleben

überträgt und dem lebendigen Mannesstamme seine natürliche Tendenz zur Expansion unverkümmert läßt. Diese Verfassung unterscheidet sich von der monogamen sozialpolitisch zunächst nur negativ. Sie schränkt die natürlichen Schutzinstinkte des Mannes nicht auf eine Frau und deren Kinder ein, und verdichtet sie aber auch nicht zu zärtlicher Fürsorge. Sie enthält keine Nötigung zur Begründung einer intensiven Lebensgemeinschaft zwischen dem Manne und seinen Frauen und Kindern, — ja sie ist sogar mit einer solchen Gemeinschaft gar nicht verträglich. Sie verstärkt daher auch in keiner Weise die natürlichen Motive zur Gründung erblicher Familienprivilegien. Sie fördert ungleich weniger als die monogamische Verfassung den Antrieb zum Sparen und zur Kapitalsbildung. Dennoch besteht auch für den Polygynen der Wunsch, seine Nachkommen in bestmögliche soziale Positionen zu bringen. Da nun aber den Familien ihre generativen Expansionstendenzen erhalten bleiben, so bleibt auch das Motiv der Familienrivalität, die Quelle unaufhörlichen Kleinkrieges, das vornehmste Hindernis gegen friedliche Kooperation und umfassende soziale Organisationen, in voller Kraft.

Die polygyne Sexual- und Familienordnung enthält also in sich unermeßlich weniger sozialen Kitt und kulturell produktive Antriebe als die monogame. Es ist daher vollkommen erklärlich, daß im Laufe der Kulturentwicklung die monogamischen Staatswesen zu rascherer Solidarität und zunächst höherer Entfaltung gelangten. Ebenso klar aber ist es auch, daß wenn trotzdem eine polygyne Gesellschaft sich zu gleicher Solidarität zusammenschlösse, oder wenn eine monogame Gesellschaft, der diese Solidarität zum festen Eigentum geworden, nun zur polygynen Verfassung überginge, — dann die Grundlage für eine kulturell und namentlich sozialpolitisch noch höhere Blüte gegeben wäre. Denn die Monogamie drängt, wie gezeigt wurde, unabweislich zum Prinzipe der Familienprivilegien, über welches sie sich nicht zu erheben vermag, da sie den sozial Bevorzugten die Wahrung des Familienranges für ihre Nachkommen zur Pflicht macht. Dagegen empfindet der Polygyne, der vom Bewußtsein der eigenen Kraft getragen wird, gegen seine Kinder, wenn sie einmal über das zarteste Alter hinaus sind, in einer Weise, die sich anschaulich etwa durch folgenden Zuruf charakterisieren ließe: — „Das Beste, das ich euch geben konnte, Blut von meinem Blut, habt ihr empfangen. Nun tut die Augen auf, und ringt euch durchs Leben, ihr Buben und Mädels!" (In unserer sozialen Ordnung freilich dürfte kein Vater also reden und demgemäß handeln. Wohl aber besitzt der polygyn Gesinnte den Antrieb, die soziale Ordnung in solcher Art auszugestalten, daß ihm dies erlaubt wäre.) — Und da nun außerdem das familienprivilegistische Prinzip in einer polygynen Gesellschaft, wegen der generativ expansiven Tendenz der Familien, als ausgesprochen antisoziales, kulturfeindliches Prinzip leicht erkannt werden kann, so gibt es für den Polygynen keine „doppelte Moral", ebensowenig wie auf speziell sexualem auch auf sozialpolitischem Gebiet. Klar und unabweislich steht die moralische Forderung vor ihm: „Auf die Privilegierung ihrer Nachkommen als solcher müssen die Bevorzugten im Interesse des sozialen Friedens verzichten." Die einzig mögliche Einigung aber, zu der eine polygyne Gesellschaft in betreff der Verteiluug von Macht

und Einkommen unter ihre Mitglieder überhaupt gelangen kann, ist die Anerkennung des Grundsatzes, daß die Eigenschaften der Individuen das Maß für den Grad ihrer sozialen Bevorzugung abzugeben haben, — eine Forderung, die, wenn sie auch anfänglich in den Dienst irgendwelcher Parteiinteressen gestellt werden mag, sich doch im Laufe der Entwicklung notwendig zum meritoristischen Prinzip abklären muß. Während also die monogamische Sexual- und Familienverfassung mit dem meritoristischen Prinzip unverträglich ist, wird durch die Polygynie der Antrieb zur Vergesellschaftung als solcher, wenn er nur überhaupt in genügendem Maße vorhanden ist, mit Notwendigkeit in die Richtung der meritoristischen Sozialpolitik gedrängt.

Wollen wir uns also zu einer solchen aufschwingen, so ist die Frage einzig die, ob unsere Gesellschaft schon so fest gefügt ist, daß sie des „sozialen Kittes" der Monogamie entraten kann, ohne Gefahr, in Anarchie zu verfallen, und dann jenes Bild des steten Auf- und Abwogens einander bekriegender Familien und Geschlechter zu gewähren, welches uns an barbarischen oder halbbarbarischen polygynen Sozialverfassungen bekannt ist. Auf diese Frage glaube ich nun mit einem entschiedenen „Ja" antworten zu dürfen, und zwar zunächst im Hinblick auf unsere großartig entwickelte industrielle und Verkehrstechnik. Diese Technik verlangt zu ihrer Durchführung ein hohes Maß von sozialer Eintracht und Organisation. Das so oft an die Wand gemalte Schreckgespenst eines Versinkens der Gesellschaft in dauernde Anarchie wird ein Gespenst bleiben. Denn mit dem Hereinbrechen der Anarchie kämen die Fabriken und Eisenbahen zum Stillstand; und das hält unsere an diese Erleichterungsmittel des Daseins gewöhnte Gesellschaft auf die Dauer nicht aus. — Zweitens aber ist unser soziales Gewissen und Rechtsgefühl heute schon so weit entwickelt und geschärft, daß es sich einer Anerkennung der Forderungen der meritoristischen Sozialpolitik gar nicht mehr zu entwinden vermag. Das muß jedem deutlich werden, der diese Forderungen näher ins Auge zu fassen versucht.

Eine meritoristische Sozialpolitik verlangt, zunächst der Reform der Familie, eine solche der Schule. Die Schule muß zum Instrument einer scharfen und streng unparteiischen Auslese der an Intellekt und Charakter Bestveranlagten ausgestaltet werden. Das ist nur möglich durch Heranziehung der Schüler selbst zur Beurteilung und Inrangsetzung ihresgleichen. Die angehenden Jünglinge schon müssen zum Selbstrichtertum angeleitet werden, und der Schulzensus muß als eine Resultante aus dem Votum der Erzieher und der Zöglinge hervorgehen. Die so herangebildete Jugend nun, und besonders ihre zum sozialen Aufstieg bestimmte Elite, muß dann im weiteren Lebensgang das Prinzip des Selbstrichtertums fortpflegen. Dazu dient vor allem eine Gliederung in Berufsgenossenschaften. Solchen Vereinigungen ist es möglich, — auf Grundlage einer diskretionären Beurteilung, in Ergänzung der bloß formalen unseres bürgerlichen Rechtes — ihr Kompetenzgebiet gegenüber demjenigen der Staatsgewalt unermeßlich zu erweitern und zu vertiefen, zum Beispiel nicht erst den aufgedeckten Betrug, sondern schon jede unsaubere Geschäftsgebarung zu ahnden, — nicht nur der taxierten Leistung, sondern auch schon der hoffnung-

erweckenden Begabung und aussichtsvollen Vorarbeit den ihr gebührenden Rang anzuweisen. Wenn dann das Vertrauen allgemein wird, daß nicht Familienprotektion, nicht Behauptung eines ererbten Bildungskapitales, sondern Anlage und Tüchtigkeit zunächst in den Genossenschaften zu Rang und Ansehen gelangt, dann wird sich, auf Grund der Interessensolidarität, schrittweise der gegenwärtig so schmerzlich entbehrte Zusammenschluß der intellektuellen und der manuellen Arbeiter vollziehen. Dann erst werden die auf dem meritoristischen Prinzip fußenden Organisationen die Kraft haben, den Kampf mit den ererbten kapitalistischen Privilegien aufzunehmen, und bis zur Aneignung der Leitung und des Unternehmergewinnes der großen Wirtschaftsbetriebe zu Ende zu führen. — Und wie auf ökonomischem, so wird sich dieser Aneignungsprozeß auf politischem Gebiete vollziehen. Hier ist die Eroberung des Oberhauses das geeignete Mittel, um den Intellektuellen zu ihrem Recht zu verhelfen. Das aus dem allgemeinen gleichen Wahlrecht hervorgehende Parlament kann und soll auch nicht mehr angetastet werden. Es ist recht und nützlich, daß die bloße Masse im Staat ein Organ besitzte, um ihren Wunsch und Willen kundzugeben. Es ist aber unsinnig und unmöglich, diesem Organ schlechthin als oberster oder gar einziger Instanz die Leitung des Ganzen anzuvertrauen. Wo immer dieses Prinzip formell anerkannt wird, ist die Anerkennung nur eine Fiktion, darauf angelegt, den Massen eine Autonomie vorzutäuschen, die sie tatsächlich doch nicht besitzen. An Stelle dieser falschen und scheinbaren Demokratie muß und wird eine aufrichtige, aus dem Selbstrichtertum von Schule und Genossenschaft hervorgehende Aristokratie treten. Die Genossenschaften der Intellektuellen müssen sich das Recht erkämpfen, ihre Erkorenen in ein Oberhaus zu entsenden. Wo dieses besteht, müssen die Erbsitze aus ihm verschwinden. Und das im allgemeinen Vertrauen und in der Achtung auf solche Weise gekräftigte Oberhaus muß sein Kompetenzgebiet zielbewußt erweitern, in der Legislative ebenso wie in der Exekutive, und in letzterer bis zur Ernennung der verantwortlichen Minister im Staate.

Wo wäre der Mann, welcher der Lauterkeit dieses Programmes nicht aus den tiefsten Regungen seines politischen Gewissens zustimmte? — Nur die Durchführbarkeit wird von der großen Mehrzahl bestritten werden, und zwar mit Recht, solange diese Mehrzahl den inneren Wandlungsprozeß von der monogamen zur polygynen Grundverfassung des sexualen und familiären Empfindens nicht vollzogen hat. Denn nur der polygyn empfindende Mann vermag sich in Tat und Wirklichkeit für die in jenes Programm eingeschlossene Absorption der Familienprivilegien einzusetzen. Dann aber würde der Entfall des spezifischen sozialen Kittes, der kulturellen Heizkraft der Monogamie, der Entfall der übergroßen Vaterzärtlichkeit in der Familie, des übermächtigen Antriebes zum Sparen und zur Kapitalsanhäufung, auch nicht mehr als ein sozialer Verlust sich geltend machen.

Die allgemein humanitären Vorkehrungen zum Schutze (jedoch beileibe nicht zur Fortpflanzung! —) der Schwachen müßten, im Interesse der meritoristischen Bewegung selbst, noch weiter ausgestaltet und vervollkommnet werden; denn nur die Gewißheit, daß auch die im sozialen Wettkampf Unterliegenden noch einem immerhin

menschlichen Lose entgegensehen, könnte den Sieg über das Prinzip der Familienprivilegien besiegeln. Gleichwohl würde sich wahrscheinlich bei der Durchführung der skizzierten Reformen der Ton des familiären Verkehres im Vergleich zu den gutsituierten und -geratenen Familien von heutzutage um ein merkliches vergröbern. Auf dieser robusteren Grundlage aber wären die Bedingungen zu einem Aufstieg des sozialen Lebens gegeben, der unsere gegenwärtige Kultur so sicher überträfe, wie Recht Unrecht —, wie der gerade Weg vor dem krummen zum Ziele führt.

Wenn also diese Untersuchungen ihren Ausgang von dem Vorwurfe nahmen, daß jede polygyne Sexualreform eine kulturfeindliche Tendenz in sich schließe, — so kann nun mit Bestimmtheit erwidert werden: Im Gegenteil ist der Uebergang zu einer polygynen Sexual- und Familienverfassung die unerläßliche Vorbedingung zu einem weiteren Fortschritt der Vergesellschaftung, und daher auch der Kultur.

Aber die Gebundenheit ist auch eine umgekehrte. Auch die polygyne Sexualreform ist für uns durchführbar nur im Verein mit einer meritoristischen Sozialpolitik. Denn ohne eine solche könnte sich der Versuch einer Einführung der Polygynie in unsere gegenwärtige ökonomische und politische Ordnung niemals die nötigen Sympathien erwerben. — Kulturell nämlich würden sich hierbei nur die vergröbernden Wirkungen der Polygynie im Familienleben fühlbar machen, ohne Entgelt an sozialpolitischen Vervollkommnungen. Konstitutiv aber würde eine solche Polygynie nicht zu einer Hochzucht, sondern zu einer Tiefzucht führen, zu einer Züchtung der niedrigen, der Kuli-Veranlagung, — unter dem Zwange analoger Nötigungen, wie die, welche in China die Zucht der dort zusammengedrängten Volksmassen nicht nach aufwärts, sondern nach abwärts lenkten. (Vergl. hierüber meine Aufsätze „Monogamische Entwicklungsaussichten“, II. Jahrg., 9. Heft dieser Zeitschrift, und „Weltpolitik und Sexualpolitik“, Zeitschr. „Sexualprobleme“, IV. Jahrg., 8. Heft.) In einer friedlichen, zivilisierten Gemeinschaft, wo nicht mehr die Kriegertugenden gezüchtet werden können, kann die Polygynie nur in Verbindung mit einer meritoristischen Sozialverfassung zur Hochzucht führen. Und darum sind für uns die polygyne Sexual- und die meritoristische Sozialreform streng solidarisch, wechselseitig aneinander gebunden. Die eine kann ohne die andere nicht durchgeführt werden. Sie können nur beide vereint, etappenweise ihren Fortgang nehmen.

Hierbei ist die sozialpolitische Reform berufen, der sexualen noch einen anderen Dienst zu leisten. — Drasto zitiert zum Schlusse seines Aufsatzes den Passus in meiner Sexualethik, in dem ich der „sexualmoralischen Männerbewegung“ eine dreifache Aufgabe zuweisen zu müssen glaube. Hier findet sich an zweiter Stelle die Forderung der „Einleitung einer zielbewußten solidarischen Bewegung für die praktische Anerkennung der natürlichen sexualen Mannesrechte durch Moral, Sitte und positives Recht“. — Man begreift es vollkommen, daß Drasto hierauf die zweifelnde Frage aufwirft, ob solchem Ruf je die Tat folgen werde? — Denn die Schwierigkeiten einer Organisation der sexualen Männerbewegung sind nun wirklich ganz bedeutende. Sie gehen aus verschiedenen Ursachen hervor. Erstens

widerstreitet der Stil und die Sinnesrichtung unserer ganzen Gesittung überhaupt einer publiken Erörterung sexualer Wünsche, Beziehungen und Aspirationen. Eine weitgehende „Schamigkeit“ ist in dieser Richtung uns allen zu Fleisch und Blut geworden. Das sexuale Leben gilt als Privatsache, welche man nach Tunlichkeit vor den Augen der Oeffentlichkeit zu verbergen trachtet. Zweitens ist die aktive Teilnahme an der Sexualreform heute noch (wie ich das in dem Aufsatz „Die Postulate des Lebens“, „Sexualprobleme“, IV. Jahrgang, 10. Heft, gezeigt habe) an die Bedingung materieller Wohlhabenheit geknüpft, wodurch der größere Teil der Männerwelt von ihr ausgeschlossen erscheint. Die Mehrzahl der Männer könnte also nur einer tatenlosen revolutionären oder reformatorischen Gesinnung auf sexualmoralischem Gebiet Ausdruck geben. Tatenlose Gesinnungsäußerungen aber sind kein Substrat für soziale Organisationen irgendwelcher Art. Selbst die losesten von ihnen, die Vereine, bedürfen, um gedeihen zu können, unabweislich eines praktischen Zweckes. — Und aus diesen beiden Ursachen erklärt es sich nun drittens, daß auch unter den Männern, welche den Prinzipien einer polygynen Sexualreform intellektuell und emotional vollkommen zustimmen, nur ein verschwindend kleiner Teil den Antrieb fühlt, mit seiner Gesinnung an das Licht der Oeffentlichkeit hervorzutreten. Der Druck der öffentlichen Meinung, des sozialen Imperatives, ist hier noch zu groß. Viele leben zudem im Gefühle, daß die Pflicht der Ritterlichkeit gegen ihre Frau ihnen ein solches Hervortreten verbiete. (Bei noch mehreren ist allerdings Furcht vor der Frau, oder gar vor der Schwiegermutter das Hindernis; — aber diese Männer kommen hier nicht in Betracht.) Kurz — man braucht noch durchaus kein Hasenfuß zu sein, um sich auf sexualem Gebiet mit einem stillen Protest gegen die heutige Ordnung zu begnügen. Die stillen „Sexualprotestanten“ werden noch auf lange Zeit hin um ein Vielfaches zahlreicher sein als die lauten[1]). — Für die Sexualprotestanten aller Kategorien, für die Protestanten der Praktik und der Gesinnung, des Wortes und der inneren Geste aber bietet die mit der polygynen Sexualreform streng und wechselseitig solidarisch verbundene meritoristische Sozialreform das Mittel zu einer sexual völlig unverdächtigen Propaganda, das Feld zu einer öffentlichen Ralliierung und Organisation ihrer Kräfte. Der innere und notwendige Zusammenhang zwischen meritoristischer Sozial- und polygyner Sexualreform ist zudem von einer Art, daß er sich nur einem sehr tief in das Getriebe der sozialen Kräfte eindringenden Auge enthüllt. Von der großen Menge wird dieser Zusammenhang nicht geahnt, von ansehnlichen Theoretikern und Schulköpfen hinwegdisputiert werden. Die Sexualprotestanten können dem mit Ruhe zusehen. Nicht als ob sie, in der Art eines Geheimbundes, die sexuale Seite ihrer Aspirationen vor der Welt zu verbergen trachten sollten. Aber sie brauchen auch nicht mit lauter Stimme darauf hinzuweisen. Ihre öffentliche Tätigkeit gelte zunächst der meritoristischen Sozialreform. Das übrige wird die Logik der Tatsachen mit sich bringen.

---

[1]) Der Ausdruck „Sexualprotestant“ verdankt seine Entstehung einem durch die Keuschheitsbewegung in der akademischen Jugend veranlaßten Zurufe von S. Freud: — „Abstinieren Sie weiter, — aber abstinieren Sie mit innerem Protest!“

Die meritoristische Sozialpolitik ist also für die polygyne Sexualreform erstens das notwendige Korrelat, zweitens das tauglichste Propagations- und Organisationsmittel. Und sie eröffnet drittens eine Bahn, auf der die durch unsere Sittenordnung qualvoll unterdrückten und eingeklemmten sexualen Affekte abreagiert werden können, in befreienden Taten, zum Heile der Gesamtheit und zur Gesundung des Einzelnen.

Um aber nicht nur in Abstraktionen zu sprechen, seien zum Schluß einige Punkte angegeben, an denen eine solche sozial-politische „Propaganda der Tat" sofort und jetzt schon einsetzen könnte.

Wir haben in den meisten Staaten schon eine progressive Personaleinkommensteuer, welche aber noch mit viel zu zahmen Progressionsquoten hantiert, und auch zwischen Einkommen, welches aus Arbeit, und solchem, das aus Kapitalsbesitz hervorgeht, viel zu wenig Unterschied macht. Es wäre nur ein Amendement an schon Bestehendem, und doch praktisch von größter Wirksamkeit, das aus Kapitalsbesitz fließende Personaleinkommen dort, wo es die Grenze der Deckung des Komforts überschreitet und zum Mittel für sträfliche Luxusbedürfnisse anwächst, derart ausgiebig unter die Steuerschraube zu nehmen, daß für den Privatverbrauch überhaupt nur wenig mehr übrig bliebe. Der Ertrag dieser Personaleinkommensteuer wäre nun zur Gründung ausgiebiger Schulstipendien für unbemittelte Hochveranlagte zu verwenden, die auch noch über die eigentliche Schulzeit hinaus zur Stellenkonkurrenz materiell zu unterstützen wären. Eine wesentliche Erschwerung des Aufstieges in der Schule, nicht durch Ueberlastung des Gedächtnisses, sondern durch drakonisch strenge Ausscheidung aller Unbegabten, müßte das gegenwärtige Ueberangebot an Absolventen der höheren Studien soweit einschränken, daß die armen, aber befähigten Stipendiaten mit Sicherheit zu Amt und Würde kämen. Gleichzeitig hätten alle höheren Berufe sich genossenschaftlich zu assoziieren, zunächst nur mit der Kompetenz von Ehrengerichten und gesellschaftlichen Vereinigungen, jedoch mit dem deutlichen Ziel vor Augen, das Prinzip des Selbstrichtertums zu immer weiterer Ausbildung und Wirksamkeit zu bringen und es endlich einzubürgern, von der Schule angefangen, über die Lohnkampfbewegung hinauf, bis zur Konstituierung des Oberhauses und der Ernennung der verantwortlichen Minister.

Dies die Aktionsimpulse für die Gegenwart, — der Kristallisationskern, an den sich die Zukunftspartei der meritoristischen Sozialreform angliedern würde, — die einzige, welche — auch abgesehen von allen sexualen und selektionistischen Aufgaben und Direktiven, vom rein kulturellen, sozialpolitischen Standpunkt aus betrachtet, — den Namen einer Fortschrittspartei zu führen in Wahrheit berechtigt wäre.

Zur „Krisis in der sexuellen Moral".

Anmerkung zu dem gleichnamigen Artikel von de Lapouge in Nr. 8, 1908, d. Z.

W. Hentschel.

Wenn sich immer mehr herausstellt, daß jenes bedingungslose Kulturstreben, das bis heute noch auf der Tagesordnung der euro-

päischen Völker steht, einer Einschränkung bedarf, daß wir kaum hoffen können, uns auf der errungenen Höhe unserer kulturellen Leistungen und unserer Weltstellung zu erhalten, wenn wir nicht rechtzeitig für neue Grundlagen unserer vitalen und rassischen Existenz sorgen lernen, so muß diese Erkenntnis eine Umprägung des christlich-humanitären Ideales und unserer überkommenen Moral zur Folge haben.

Man hat die aus diesem Grunde erwachsenen neuen moralischen Imperative als Rassen-, Entwicklungs- oder Sexualmoral bezeichnet, weil sich gezeigt hat, daß die Pflege der rassischen und vitalen Spannkräfte schon bei der Zeugung, ja wenn möglich noch früher — bei der sexuellen Auslese einsetzen, daß sie also auch von der sexuellen und rassischen Sphäre ausgehen müsse.

Dieses Gebiet war aber aus der christlichen Weltanschauung als ein angeblich beiläufiger Faktor ausgeschaltet gewesen, wenn man es nicht etwa für gut befand, es als das Reich des Bösen zu brandmarken und dem Frommen zu vergällen. Demgegenüber wissen wir heute, daß das Geschlechtsleben mehr als alles andere das Wohl und Wehe, ja die Würde und Dauer der Völker beeinflußt, daß wir nach einer bewußt vernünftigen Regelung desselben, in religiösem Sinne — nach seiner Heiligung trachten sollen.

Die Pol.-anthrop. Revue hat in solcher Erkenntnis ihre Spalten vom Beginn den sexual-moralischen Erörterungen geöffnet, zu einer Zeit, wo das der entgegenstehenden Vorurteile wegen für ein so junges Unternehmen noch sehr bedenklich erscheinen mochte. Ich denke besonders an die in ihren ersten Jahrgängen erschienenen Epoche machenden Veröffentlichungen des Prager Philosophie-Professors Chr. v. Ehrenfels. Damit hatte diese Zeitschrift ein Gebiet betreten, dem die Masse der biologisch Interessierten bis heute scheu aus dem Wege gegangen ist, — sie hatte die praktische Verwertung biologischer Erkenntnis für Rasse und Volkstum angebahnt. Jene Zurückhaltung der berufenen Kreise von dieser Frage bedeutet in meinen Augen eine der in der Geschichte unserer Gelehrsamkeit nicht seltenen Entgleisungen, die um so verhängnisvoller ist, als es sich dieses Mal um den denkbar größten Einsatz, das Bestehen der weißen Rasse handelt, an der fünf Jahrtausende unter dem Walten verkehrter ethischer Maximen gebröckelt haben. Man streitet über Sophismen (etwa über das monistische Prinzip) und vergißt darüber die bitter notwendigen Realitäten. Freilich sollte man dann auch nicht verwundert tun, wenn, wie es in diesen Tagen geschah, ein Polizeipräsidium im Interesse der öffentlichen Moral das Verbot eines Vortrages über Rassenverfall und Rassenhygiene erließ und die Universitätsbehörde der gleichen Stadt einem Prof. Kuhlenbeck das Dozieren verbot, weil er es gewagt hatte, auch im Auslande seinen deutschvölkischen und rassischen Standpunkt zu vertreten: das sind Ungeheuerlichkeiten, die unser völkisches und rassisches Gewissen zum Ueberkochen bringen müßten, wenn es nicht in einem Phrasenmeere ersoffen wäre.

Wir können aber nichts tun, als unsere Wege weiter verfolgen. Ist es doch eine Aufmunterung für uns, wenn sich immer mehr ernste Stimmen für die rassischen Sanierungsverfahren vernehmen lassen;

man denke an Chr. v. Ehrenfels und J. G. Vogt, zu denen sich nun auch der getreue Eckart des rassischen Gedankens in Frankreich — V. de Lapouge hinzugesellt hat. Man ermißt den Fortschritt, der in diesem Eintreten erlauchter Geister für die rassische Zucht zu erkennen ist, wenn man sich vergegenwärtigt, daß noch ein Gobineau, dem doch der Verfall der arischen Rasse mehr als irgendeinem anderen auf der Seele brannte, sich bloß noch zu einer dichterischen Verherrlichung des großen arischen Sterbens aufzuschwingen vermochte.

In diesem Zusammenhange sei mir aber eine Bemerkung zu den Lapougeschen Auslassungen gestattet. Lapouge gibt in seiner Abhandlung einen Ueberblick über die in Frankreich und Deutschland betriebene Propaganda für rassische Zucht. Was er aus diesem Anlaß über den Mittgartbund sagt, könnte aber leicht zu einer Ueberschätzung desselben führen. Ich muß auf Grund meiner Kenntnis dieser Bestrebungen gestehen, daß ihre Erfolge bisher wenig ermutigend sind. Nirgends tritt die Unfähigkeit des modernen irreligiösen Menschen, unter Hintansetzung falscher Augenblickszwecke ein fernes Ziel ins Auge zu fassen, mehr zutage, als auf diesem kritischen Gebiete.

Unter solchen Umständen ruht aber der züchterische Gedanke bei uns nach wie vor auf den Schultern einzelner, unter denen besonders Chr. v. Ehrenfels zu nennen ist, dessen Namen ich vergeblich bei Lapouge gesucht habe. Wir dürfen aber die Quellen nicht verschütten, aus denen die uns bewegenden Gedanken entsprungen sind.

Aber ich muß auch einem Mißverständnis entgegentreten, das Lapouge unterlaufen ist. Er sagt in gedrängter Wiedergabe der Absichten des Mittgartbundes: derselbe erstrebe die Gründung von Landgemeinden, in denen die Ehe nur als eine zeitweilige Vereinigung gelten und in der Erzeugung eines Kindes ihren Zweck wie das Ende ihres Bestehens finden solle. Die Verbindungen aber sollten von den Gemeinde-Aeltesten bestimmt werden.... Demgegenüber muß ich feststellen, daß eine offizielle Bestimmung der zusammengehörigen Paare in unseren Programmschriften nirgends vorgesehen ist; wir wollen die individuelle Liebeswahl keineswegs ausschließen, derselben vielmehr einen möglichst freien Spielraum gewähren. Wir sind der Ansicht, daß in züchterischer Hinsicht alles getan sei, wenn man alle diejenigen aus einem Zuchtkreise fernhält, die der Züchter entfernt haben will; hat man das vollbracht, so kann man im übrigen getrost die Liebe walten und bestimmen lassen, welche Paare im einzelnen zusammengehören. Sie wird das Werk des Züchters in ihrem unergründlichen Mysterium ergänzen und vervollkommnen, indem sie bewirkt, daß die Paare auch in ihrem tieferen Seelengrunde miteinander harmonieren, und daß aus ihnen wahrhaft harmonische Kinder entstehen. Hat doch schon Plato den Grundsatz ausgesprochen, daß nur aus Harmonischem das Harmonische geboren werde.

Ich finde in der Programmschrift des Mittgartbundes (Mittgart, ein Weg zur Erneuerung der germanischen Rasse, unentgeltlich vom Verfasser dieser Zeilen, wohnhaft Lößnitzgrund bei Kötzschenbroda, Villa Tirol, zu beziehen) in bezug auf diesen Punkt nur die Bemerkung: die Mittgart-Ehe wird zwischen je einem Manne und einem Weibe

geschlossen; sie währt solange, bis sich die Frau in gesegneten Umständen befindet. Die Eheschließung erfolgt vor dem Ratsältesten; — die letzteren Worte haben wahrscheinlich zu dem gedachten Mißverständnis Anlaß gegeben.

Bei gerechter Abwägung wird man in der Tat einsehen, daß die geplanten Gemeinden der freien Liebeswahl einen viel breiteren Spielraum gewähren werden als die bürgerlichen Kreise, wo in zahlreichen Fällen trotz aller romantischen Illusionen kaum von Liebeswahl die Rede sein kann, weil die erste beste Gelegenheit zur Eheschließung wahrgenommen wird, da sie sonst vielleicht niemals wiederkehren würde; ganz abgesehen davon, daß die jüngeren Kinder selbst in der aus Liebe geschlossenen bürgerlichen Ehe in den meisten Fällen ohne Liebe gezeugt sind, weil die Eltern sich mittlerweile in ihrem Verlangen und ihren Idealen getrennt haben, weil sie in viel zu großer Nähe und zu langer Dauer gegeneinander abgestumpft sind und meistens nur durch ökonomische, konventionelle und bestenfalls kameradschaftliche Beziehungen zusammengehalten werden. Demgegenüber geht das Liebeswerben in unseren Zuchtkreisen jeder Eheschließung und somit auch jeder Zeugung voraus, sei es nun, daß die getrennten Gatten sich in gemessenen (2—3jährigen) Fristen wieder und wieder zusammenfinden, sei es, daß ihre Empfindungen und Instinkte sie zu anderweitigen Verbindungen hinführen. Jedenfalls ist der Vorwurf, der schon wiederholt gegen uns erhoben worden ist, wir wollten das individuelle Liebesleben aus unseren rassischen Zuchtkreisen fernhalten und es auf eine tierische Basis stellen, ungerechtfertigt; höchstens könnte man uns vorwerfen, daß wir nichts von jenen sentimental-egoistischen Sublimierungen des romantischen Liebesideals wissen wollen, die Lapouge in seinem Aufsatze so trefflich gekennzeichnet hat. Um so mehr kommt aber das legitime Liebeswerben gerade in Mittgart zu seinem Rechte: es darf sich unbeschadet der züchterischen Absichten frei entfalten, weil die Auslese ja schon zuvor am Werke war, indem sie einen körperlich und seelisch einheitlichen Lebenskreis erschuf und damit auch die Entstehung einer einheitlichen Erbmasse in die Wege leitete, — ein Umstand, dessen hohe Bedeutung Lapouge mit Recht hervorgehoben hat, und der allen denen am Herzen liegt, die dem züchterischen Ideale anhängen.

Körper- oder Geisteskultur?

Otto Schulz.

Es ist eine kaum noch bestrittene Tatsache, daß der geistige Fortschritt der Menschheit von einer Degeneration des Körpers begleitet ist. So hat man z. B. festgestellt, daß das Gebiß der Kulturmenschen beständig schlechter wird. Gleiches wird behauptet vom Gesicht und Gehör. Und wenn man auch bestreitet, daß die Körpergröße abgenommen habe, daß z. B. unsere altgermanischen Vorfahren größer gewesen seien als wir: die Körperkraft hat zweifellos abgenommen. Tatsache ist es jedenfalls auch, daß unzivilisierte Rassen, wie Indianer und Neger, schärfere Sinne, ein besseres Gebiß, größere

Widerstandsfähigkeit gegen körperliche Strapazen haben als die zivilisierten Rassen. Alles in allem wird also eine körperliche Degeneration kaum abzuleugnen sein.

Bedeutet das nun eine Gefahr für die Menschheit, und ist es zu beklagen oder nicht?

Schon daß wir überhaupt so fragen, dürfte uns ziemlich allgemein verübelt werden. Denn meist hat man nur Klagen für diese Tatsachen und möchte kein Mittel unversucht lassen, diese Entwicklung zu hemmen. Man will turnen und spielen, schwimmen und rudern, jagen und streifen, nur um der drohenden Gefahr der körperlichen Entartung zu begegnen.

Wir fürchten, es wird alles vergebens sein. Die Entwicklung wird ihren Weg weiter gehen. Denn dieser Weg scheint in Wahrheit — Fortschritt zu sein, wie die Natur ihn will; scheint zu besseren, humaneren, sittlicheren, mit einem Wort, lebenswerteren Zuständen zu führen.

Es ist kein Zweifel, daß die Entwicklung des Geistes in diesem Sinne fortschrittlich wirkt. Alles was in der Welt besser geworden ist, das ist eigentlich durch den geistigen Fortschritt geschehen. Daß die Menschen klüger und sittlicher — oder wenn man will, bloß klüger — geworden sind, das ist die Ursache, daß das Leben für immer mehr Menschen lebenswerter geworden ist.

Nun scheint aber diese geistige Entwicklung als notwendiges Korrelat jene körperliche Degeneration zu bedingen. Dafür sprechen gleich die eingangs angeführten Tatsachen. Dafür spricht, daß innerhalb der zivilisierten Menschheit selbst die Geistesarbeiter fast ohne Ausnahme in der körperlichen Entwicklung hinter den physisch Arbeitenden zurückbleiben. Und nicht bloß das. Joseph Popper hat neuerdings sogar zu beweisen versucht (Politisch-anthropologische Revue VI, 485), daß fast alle geistig hervorragenden Männer von vornherein einen kleinen und schwächlichen, oder nicht normal und ebenmäßig entwickelten Körper gehabt hätten; besonders hätten viele große Männer, darunter auch Goethe, verhältnismäßig zu kurze Beine gehabt. In der Tat ist das Bewußtsein von der physischen Minderwertigkeit der Geistesarbeiter in uns so lebendig — offenbar doch auf Grund oft gemachter Beobachtungen —, daß wir uns, wie Max Dessoir sagt, die Seele eines Kant einfach nicht in den Körper eines Preisringkämpfers hineindenken können.

In Wirklichkeit ist die körperliche Entartung nicht unmittelbar durch die stärkere geistige Entwicklung bedingt, derart, daß die geistige Entwicklung die direkte Ursache der körperlichen Entartung wäre, wie man oft zu glauben scheint; der Zusammenhang ist vielmehr ein mittelbarer, darum aber nicht aufhebbarer. Die vorwiegende Entwicklung und Ausbildung des Geistes, die natürlich hervorgerufen wird durch vorwiegend geistige Betätigung, führt notwendig zu einer Vernachlässigung der körperlichen Betätigung. Der Mensch ist ja nicht allgegenwärtig. Er kann zur selben Zeit immer nur eins tun; und wenn er das eine mehr tut, muß er das andere weniger tun. Wenn er vorwiegend geistig tätig ist, kann er nur in minderem Grade körperlich tätig sein.

Die verminderte Betätigung aber hat, wie aus der Biologie allgemein bekannt ist, immer Degeneration zur Folge. Das Pferd, das sein Leben im dunkeln Bergwerk verbringt und niemals Gelegenheit hat, sein Auge zu gebrauchen, erblindet. Die völlig augenlose Höhlenassel, eine nahe Verwandte der Bachassel, konnte einst sicher ebensogut sehen, wie diese, stammt sie doch mit ihr von demselben sehenden Ahnen, dem Krebs, ab; und sie hat nur deshalb kein Auge mehr, weil sie es in ihren dunkeln Schlupfwinkeln nicht brauchte.

Wenn also die Menschheit tatsächlich körperlich entartet, so ist das auf einen wirklichen Mindergebrauch des Körpers zurückzuführen, verursacht durch einen Mehrgebrauch des Geistes.

Alle Bestrebungen, die körperliche Entartung hintanzuhalten, Jagen, Rudern, Schwimmen und sonstiger Sport, bestehen ja auch in körperlicher Tätigkeit. An sich könnten also diese Bestrebungen wohl zum Ziele führen. Trotzdem werden sie es nicht. Denn die Tätigkeiten, die da vorgeschlagen werden, sind im Grunde viel zu überflüssig, um so allgemein und so intensiv geübt zu werden, daß sie den Gang der natürlichen Entwicklung beeinflussen könnten.

Einst war das anders. Einst waren alle diese Tätigkeiten für die Existenz bitter notwendig. Der frühere Mensch, der nicht jagen, rudern, schwimmen, bergsteigen konnte, war gar hilflos. Ihm war das alles kein Sport, ihm war das Arbeit, unbedingt notwendig, um das Leben zu fristen. Aber wieviel Menschen brauchen heute noch diese Fähigkeiten? Wieviel von uns sind noch so auf die Kräfte des Körpers angewiesen, wie der frühere Mensch oder auch noch der Naturmensch?

Wir brauchen wirklich kein so gutes Auge wie der Vogel oder der Naturmensch, denn wir haben, dank unserer geistigen Entwicklung, das Fernrohr und das Mikroskop, die noch viel schärfer sind als sogar das Auge des Adlers und des Indianers. Wir brauchen keine so schnellen Füße wie das Reh, denn wir haben die Lokomotive und das Automobil, die uns weit schneller noch von Ort zu Ort bringen. Wir brauchen auch nicht mehr die gewaltige Leibesstärke unserer Vorfahren, denn wir haben Waffen, Maschinengewehre und Torpedos, die gar keine Körperkraft, sondern fast nur noch Geist erfordern.

Wo es nur irgend geht, tritt das Werkzeug, das Produkt und Organ des Geistes, an die Stelle des Körperorgans. Unser Kampf ums Dasein wird immer mehr ein geistiger, und die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten wird für die Existenzbehauptung immer wichtiger und wertvoller. Deshalb wird auch kein noch so ausgeklügelt Mittel verhindern können, daß die geistige Tätigkeit die körperliche immer mehr verdrängt und die körperliche Entwicklung immer mehr hinter der geistigen zurückbleibt. Die Zukunft der Menschheit ruht auf dem Geist.

Ist das nun wirklich beklagenswert?

Wir wagen jetzt die Kühnheit, zu sagen: nein.

Denn arbeiten wir nicht alle viel lieber geistig als körperlich? Ist nicht die schwere körperliche Arbeit, sofern sie eben nicht freiwilliger Sport, sondern erzwungene Existenzbedingung ist, allgemein verhaßt; und wird nicht immer in Utopien alle körperliche Arbeit den Maschinen, den eigentlichen Kindern des Geistes, aufgebürdet?

Also was die Betätigung anbetrifft, in der ja eigentlich das Dasein besteht, so sind wir mit der Entwicklung in geistiger Richtung durchaus einverstanden.

Weiter haben wir bereits oben gesehen, daß auch sonst die geistige Entwicklung das Dasein nur immer schöner gestaltet hat.

Wozu aber war ehedem der starke Körper gut? War er nicht immer nur ein Mittel zur Vergewaltigung und Unterdrückung? Wollten die Menschen nicht immer bloß stark sein, um ihre Mitmenschen bezwingen und sich untertänig machen zu können, also um Unrecht tun zu können? Ist aber nicht der endliche Sieg der Milde, Humanität, Klugheit, Sittlichkeit über Gewalt und Unrecht unser aller sehnlichster Wunsch? Wozu also brauchen wir jetzt noch einen physisch starken Körper, warum eine exzessive Körperkultur? —

Gewiß, gesund wollen wir sein, wollen einen Körper, der wenigstens dem Geiste eine zweckmäßige Wohnung ist. Aber daß dieser Körper in keiner Weise dem Ideal unserer Vorfahren, das wir uns ja so gern noch zu eigen machen, nachstehe, das scheint wirklich nicht notwendig. Der Körper hat heute nicht mehr den Zweck, den er ehedem hatte.

Daß jedoch die körperliche Entwicklung niemals unter das jeweils zulässige Maß heruntergehen wird, diese Gewähr liegt nach dem, was wir ausgeführt haben, in der Entwicklung selbst, indem nur der Nichtgebrauch, d. h. also auch nur das Nicht-notwendig-sein, Entartung verursacht. Was wir brauchen, kann uns niemals fehlen, weil wir es immerfort auch gebrauchen, so daß es gar nicht entarten kann.

Wir tun also ganz recht, unser Hauptgewicht auf die geistige Entwicklung zu legen. Wir büßen dabei nichts ein, was wir noch nötig haben, schaffen aber neue Formen und Zustände, die das Leben lebenswerter machen.

Zaborowski und die Slawen[1].

Dr. Ludwig Wilser.

Die im 8. Heft dieses Jahrganges wiedergegebenen Ansichten des polnisch-französischen Gelehrten, der zwar jetzt die Ursitze der ursprünglich durchweg langköpfigen, lichthaarigen und hochgewachsenen Indogermanen in Europa, aber noch zu weit östlich, in Rußland sucht (vergl. VII, 1, S. 52), bringen durchaus keine neue Aufklärung über die Slawen, sondern fallen im Gegenteil in längst widerlegte Irrtümer zurück und beschwören die mühsam geschlichtete Verwirrung wieder herauf. Sie dürfen darum, wenn sie auch voraussichtlich kaum Schule machen werden, nicht unwidersprochen bleiben.

Ein Grundirrtum, der verschiedene andere nach sich zieht, ist die Behauptung, die slawischen Völker, unter denen jetzt allerdings wegen ihrer Verbreitungsweise und ihrer östlichen Wohnsitze die rundköpfigen Bestandteile stark vertreten sind, verdankten gerade diesen

[1]) Früher schrieb ich, wie allgemein üblich, Slaven, entdeckte aber neulich in einem Schulbuch meiner Kinder, daß jetzt Slawen die amtliche Schreibung ist, was sich bei der Herkunft des Namens von slawa, Ruhm, allerdings rechtfertigen läßt.

ihren Ursprung. Wie sich aus zahlreichen, besonders in Niederdeutschland aufgedeckten und aufs genaueste sowohl nach ihren kennzeichnenden Beigaben als auch nach der Gestalt der Schädel und der Größe der Gliedmaßenknochen untersuchten Gräbern ergibt, waren die Slawen, solange noch keine Blutmischungen stattgefunden hatten, von gleicher Rasse (Homo europaeus) wie die reinblütigsten Germanen oder Kelten, und auch heute noch sind ihre Nachkommen, besonders in ihren nordwestlichsten Verbreitungsgebieten, im Aeußeren von den benachbarten und umgebenden Deutschen kaum zu unterscheiden. Ein anderer grober Irrtum ist der, nur die Slawen hätten in alter Zeit die Sitte der Leichenverbrennung geübt, und alle angebrannte Gebeine enthaltenden Graburnen seien folglich ihnen allein zuzuschreiben. Altertumskunde und Geschichte lehren vielmehr, daß fast alle indogermanischen Völker, Kelten, Germanen, Italer, Griechen, Litauer, Thraker, Inder, die Leichname der Verstorbenen dem läuternden Feuer des Scheiterhaufens übergeben haben und daß nur in der Dauer dieses Gebrauchs und in der Zeit seiner Vertauschung mit dem Begräbnis Unterschiede bestehen.

Im Donautal von den Alpen bis ans Schwarze Meer sind die Slawen nicht „Autochthonen", sondern spätere Einwanderer. Daker, Pannonier, Mösier, Illyrier waren „erwiesenermaßen" keine Slawen, wenn auch mehr oder weniger nahe mit ihnen verwandt.

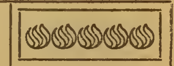
Die zuerst von Herodot, später auch von anderen griechischen und römischen Schriftstellern erwähnten Heneter oder Veneter halte auch ich für die am frühesten und weitesten nach Süden vorgedrungene Vorhut der Wenden oder Slawen, aber man darf sie nicht mit ähnlich benannten Völkern anderen Stammes, wie z. B. den keltischen Venetern am Aermelmeer und den Vindelikern am Bodensee verwechseln; Vindobona ist, wie die Endung aufs unzweideutigste zeigt, ein keltischer, mit Vindonissa stammverwandter Ortsname. Die slawische Sprache in Kärnten, Krain und Dalmatien, von einer viel späteren Einwanderung herstammend, ist nicht aus einer Vermischung entstanden, sondern war ursprünglich der germanischen sehr nahe verwandt, wie beispielsweise die Namen erkennen lassen. Sie sind, wie Schafarik sehr richtig bemerkt, „aus gleichem Stoff" und nach gleichen Mustern und Grundsätzen gebildet wie die germanischen und stimmen mit diesen teilweise fast buchstäblich überein: Godimir, Radowlad, Wladimir, Borwin, Chotimir, Wsegost, Olomunt = Godomar, Radowald, Waldemar, Burwin, Hadumar, Wisogast, Alamund. Ebenso verhalten sich die Ortsnamen: vic, vari, grad, gorod oder hrad, bor, selo, selidva = wik, war, gard, bur, sala, salithva.

„Es gibt vielleicht keine andere Streitfrage auf diesem Gebiete", schrieb vor mehr als einem Jahrzehnt Rhamm im Globus (LXXII, 23), „deren Lösung solche Schwierigkeiten böte, wie die Frage nach dem Ursprung der Slawen und ihrem Verhältnis zu den übrigen Ariern. Man mag anfassen, wo man will, überall stößt man auf Widersprüche der schwersten Art, und die Methoden und Hilfsmittel versagen ihren Dienst, sie erweisen sich als unzureichend, so daß die slawische Frage sich geradezu zu einem Prüfstein für ihren Wert gestaltet." Ganz richtig: die Slawenfrage mußte eben, wie die Kelten-, Skythen- und Etruskerfrage unlösbar bleiben, solange die Grundfrage,

nämlich die nach der Herkunft der Indogermanen, noch unentschieden war. Wie ich mich in verschiedenen Vorträgen, Aufsätzen und Abhandlungen[1]) zu zeigen bemüht habe, fügen sich nach richtiger Beantwortung der Hauptfrage auch die slawischen Völker ganz ungezwungen ihren Stammverwandten, deren Herkunft selbstverständlich auch die ihrige ist, an. Von der Ostsee aus haben sie sich nach Süden und Osten verbreitet. Dies hatte schon vor Jahrzehnten, noch ehe die indogermanische Streitfrage gelöst war, auf Grund der Tatsachen Dobrowsky, einer der besten Kenner der slawischen Sprachen, richtig erkannt: „Die baltische Küste in der Nähe der Weichselmündung ist das früheste Vaterland der Wenden oder Slawen.“ [2])



Berichte und Notizen.



Die Geschlechtsbestimmung beim Menschen. Es ist begreiflich, daß die Frage, welche Faktoren bei der Geschlechtsbestimmung eines Kindes möglicherweise von Einfluß sind, die Physiologen immer wieder interessiert, und daß alle Fehlschläge, die bei der Erforschung dieses Problems bisher erzielt worden sind, sie nicht abhalten können von Versuchen, diesem Lebensrätsel auf neuen Wegen

---

[1]) „Die Rassenverhältnisse des russischen Reiches“, Karlsruher Ztg. 22. II, 1883, „Die Herkunft der Deutschen“, 1885, „Die Ostgermanen“, Ausland Nr 43, 1890, „Slawen und Germanen“, Deutsche Zeitschr. XIV, 23, 1901 und der Abschnitt „Slawen“ in meinem Buch „Die Germanen“, Leipzig und Eisenach 1904.

[2]) Die vorstehenden Ausführungen werden ergänzt durch einige Bemerkungen von H. von Pfister-Schwaighusen in der „Deutschen Tageszeitung“, die wir mit einigen Kürzungen hier folgen lassen: „Zunächst sei hier ein allgemeiner Hinweis vorausgeschickt, der erkennen läßt, mit welchem für uns Germanen gefährlichem Hintergedanken slawische Forscher seit einem halben Jahrhundert arbeiten. Jakob Grimm nannte die Slawen: „verspätet aus Asien aufgebrochene Germanen“. Reine, d. h. nicht mit turanischem oder tatarischem Blute gekreuzte Slawen waren blond und blauäugig. Verbrennen ihrer Leichen, ja sogar freiwilliger Flammentod der Witwen fand sich auch bei Germanen. Letztere Sitte läßt sogar das Nibelungenlied in einem Hinweise erkennen. Slawische Forscher wollen nun, aus staatsmäßigen Gründen, ihr Volk als ein den Germanen im Westen vorausgegangenes hinstellen. Sie leugnen alle römische Kunde, Ueberlieferungen des Tacitus usw. Sie wollen von keiner Rückdeutschung unserer östlichen, jeweilig im Gefolge der Völkerwanderung durch slawische Stämme überfluteten Marken etwas hören. Früher denn Germanen hätten sich Slawen an der Nieder-Elbe, in Böhmen, in den Alpen angesiedelt. Wir wären also überall Eindringlinge. Am liebsten möchten diese Nimmersatte ihre Rasse als Urvolk Europas hinstellen. Und in solchem Fahrwasser steuert also auch Professor Zaborowski. Deutsche Gelehrte sind vielfach doch allzu redlich, gehen mit wissenschaftlichem Ernst auf alles ein; denken aber selten daran, einem Gegner auch einmal hinter dessen Karten zu gucken. So spärlich die uns erhaltenen sprachlichen Proben und Trümmer auch seien, so reichen dieselben doch hin, um zu erkennen — im Widerspruche zu Herrn Zaborowski — daß namentlich Rhäten, Veneter, Illyren, Pannonen usw. eben keine Slawen gewesen sind. Die Rhäten waren vielleicht Iberer (Basken). Die Illyrer leben sprachlich unzweifelhaft als Albanesen (Arnauten) fort. Die Veneter und Pannonen waren aber illyrische Stämme. Von einem römischen Arzte besitzen wir ein botanisches Werk mit zahlreichen pannonischen Pflanzennamen. Daken und Geten hielt Jakob Grimm bekanntlich für Germanen; ich neige aus sprachlichen Gründen dazu, in ihnen Litauer zu sehen. Die slawische Flut ist erst hereingebrochen und hat sich bis in den Peloponnes ergossen, nachdem leider die herrlichen germanischen Stämme den Osten geräumt hatten. Ums Jahr 580 n. Chr. erscheinen die ersten Tschechen im deutschen Böhmen, die Winden in Krain, auf merowingischem Reichsboden. Gleichwohl gab es gotische Dörfer in der Krim noch um 1600.“ (Red.)

nahe zu kommen. Auf Anregung des Wiener Physiologieprofessors Sigmund Egner hat daher Felicie Ewart neuerdings die Frage zu beantworten versucht, ob die Faktoren, welche das Geschlecht eines zweiten, dritten oder vierten Kindes einer Ehe bestimmen, ganz unabhängig sind von jenen, die für das Geschlecht des erstgeborenen Kindes derselben Eltern maßgebend gewesen sind, oder ob bei der Geburt eines nachfolgenden Kindes die Wahrscheinlichkeit größer sei, daß sein Geschlecht gegenüber dem Erstgeborenen wechsle. Sie benutzt zu ihren Untersuchungen, die im 12. Heft des 122. Bandes von „Pflügers Archiv f. d. ges. Physiologie" veröffentlicht worden sind, das im Gothaischen Hofkalender (1900) niedergelegte Material. Bei der Zusammenstellung desselben ergab sich zunächst, daß auf 553 Familien, die mehr als ein Kind aufwiesen, 1897 für die Statistik verwertbare Geburten entfallen. Von diesen 1897 Geburten waren in 1010 Fällen zwei aufeinanderfolgende Kinder gleichen Geschlechts (506 mal männlich, 504 mal weiblich); in 897 Fällen trat ein Wechsel des Geschlechtes ein. Es war nun die Frage, ob diese Zahlen der Ausdruck von Zufälligkeiten sind, oder ob in ihnen sich eine Gesetzmäßigkeit ausspricht. Auf Grund von Ueberlegungen und Wahrscheinlichkeitsrechnungen, die sich an die statistisch erwiesene Tatsache halten, daß auf 100 Mädchen ganz allgemein 106,3 Knabengeburten entfallen, kommt die Verfasserin zu der Ansicht, daß in ihren Zahlen der Ausdruck einer Gesetzmäßigkeit vorliege und in der Natur irgendein Faktor bestehe, der nicht nur für die Bestimmung des Geschlechtes eines Kindes von Bedeutung sei, sondern auch (in gleichem oder vermindertem Maße) noch fortwirke, wenn das Geschlecht des folgenden Kindes bestimmt wird. Welches dieser Faktor ist, kann die Dame natürlich nicht sagen, aber sie vermag doch an Hand ihres Materials darzutun, daß mit dem Zeitraum, der zwischen zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Geburten liegt, gleichzeitig auch die Zahl der ungleichen Geburtsfolgen wächst, d. h. je größer die Zeit ist, die zwischen zwei Schwangerschaften liegt, um so größer ist auch die Wahrscheinlichkeit, daß das Geschlecht des nachfolgenden Kindes im Vergleich zum vorhergehenden wechselt. Man wird sich allerdings hüten müssen, diesen Ermittelungen irgendwelche wissenschaftliche Bedeutung beizumessen, solange nicht reicheres Material, als es der Gothaische Kalender zu liefern vermag, in derselben Weise verarbeitet worden ist und zu Ergebnissen geführt hat, die mit dem angeführten Resultate übereinstimmen. (Wissensch. Beilage d. M. N. N.)

Eine neuentdeckte indogermanische Sprache.[1]) An die auch in diesen Blättern (VII, 7) besprochene Auffindung einer bisher nicht bekannten indogermanischen Sprache in Mittelasien knüpft der Freiburger Germanist Kluge (Frankf. Ztg. v. 10. X., i. Morgenbl.) einige Bemerkungen, die zeigen, daß die Sprachforscher die schönen Zeiten, als alles gläubig ihren Lehren lauschte und kaum jemand an der „unumstößlichen Wahrheit" vom asiatischen Ursprung unseres Volkes und seiner Stammverwandten zu zweifeln wagte, noch nicht vergessen haben und nach jedem Strohhalm greifen, wenn eine Rechtfertigung ihrer früheren, unter dem Zwang der Verhältnisse aufgegebenen Ansichten möglich scheint. „Alle die unabweisbaren Probleme der indogermanischen Urheimat", lesen wir in dem erwähnten Aufsatz, „werden jetzt neu aufgerüttelt. Schon lange glaubte man Asien nicht mehr ernsthaft in Frage ziehen zu müssen, wenn man nach den Ursitzen unseres Sprachstammes suchte. ... Die Heimatfrage tritt für die Indogermanen in ein neues Stadium." Demgegenüber muß ich betonen, daß die in mancher Hinsicht überraschende Entdeckung, wenn man von den richtigen Voraussetzungen ausgeht, nicht das geringste an unseren Anschauungen über Wurzel und Verzweigungen des indogermanischen Sprachstammes ändert und sich ganz ungezwungen dem von mir schon vor einem Vierteljahrhundert entworfenen Bilde einfügen läßt. „Während nach Westen", habe ich 1885 in meiner „Herkunft der Deutschen" geschrieben, „das Meer der Ausbreitung der Arier (im weiteren Sinne) eine Grenze setzte, hing ihr Weltteil gegen Osten in weiter Strecke mit einem anderen, viel größeren zusammen. Was Wunder, daß hier auf der Grenzscheide eine Durchdringung und Vermischung der Völker stattfand, aus der Völkerschaften hervorgingen, die alle Schattierungen vertraten zwischen dem blonden Skandinavier und dem schwarzen Mongolen. Da die Arier vorzugsweise mit Ausdehnungskraft ausgestattet waren, wie sie es noch heute sind, so mußten von ihnen aus seit den ältesten Zeiten Auswandererströme nach Asien hin sich ergießen. Viele derselben sind im fremden

[1]) Ueber den gleichen Gegenstand habe ich mich auch in der „Heidelberger Zeitung", 25. X., 2. Blatt, geäußert.

Volkstum aufgegangen, jedoch nicht ohne Spuren zu hinterlassen, die noch heute sprachlich und anatomisch nachzuweisen sind.“ Dazu gehört außer den blauäugigen und lichthaarigen Gestalten der gefundenen Wandbilder auch die neuentdeckte, noch gegen Ende des ersten Jahrtausends lebenskräftige, seitdem ausgestorbene tocharische Sprache. Die hauptsächlichsten Verbreiter europäischer Sprache und Gesittung im nördlichen Asien waren skythische Völker, wie ich das in meiner Abhandlung „Skythen und Perser“ (Zeitschr. „Asien“ I, 7, 1902, etwas erweitert aufgenommen in meine „Germanen“, 1904) des weiteren ausgeführt habe: „so sind besonders skythische Wanderscharen über den Ural bis weit nach Innerasien vorgedrungen und haben mongolische Völker unterjocht, ihnen manches von ihrer Sprache und Sitte mitteilend, dafür aber ein gut Teil fremden Blutes und asiatischer Wildheit aufnehmend“. Solche skythische Eroberer waren zweifellos die Tocharen, die in ihren neuen Wohnsitzen auch Einflüssen von dem alten Kulturland am Ganges (buddhistischer Inhalt und indische Buchstaben der gefundenen Handschriften) zugänglich waren. Kluge findet es „geradezu verblüffend, daß die neuentdeckte Sprache mehr zu der westlichen und südlichen Hälfte der indogermanischen Sprachen stimmt, als zu der östlichen Gruppe.“ Das ist aber nach meiner Auffassung ganz selbstverständlich; denn die Skythen bilden im Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen das Bindeglied zwischen Germanen und Persern, und ihre Wohnsitze erstreckten sich zu Herodots Zeiten vom Schwarzen Meer weit nach Norden bis an die Ostsee. Dadurch werden die starken Anklänge der tocharischen Mundart ans Germanische (wie z. B. okso, man, nom, vändh, alyek = got. auhsus, mena, namo, vinds, alis, ferner die Zahlwörter 2 we aus twe, 3 tri, 6 sak, 8 okadh, 10 sek, besonders aber die Zehnerendungen in 60 saksak, 70 saptuk, 80 oktuk, dem deutschen zig, gotischen tigjus entsprechend) leicht verständlich. Die von vornherein unglückliche Einteilung des indogermanischen Sprachstammes in Satem- und Kentumsprachen (av. satem = lat. centum), die Verwandtes, wie Germanisch und Slawisch, Litauisch und Griechisch, auseinanderreißt und zudem die germanischen Mundarten (got. hund) ganz außer acht läßt, versagt selbstverständlich auch hier. „Wir brauchen“, meint der Freiburger Sprachgelehrte, „die Beispiele nicht zu vermehren und müßten eigentlich zu dem Schluß kommen, daß das neuentdeckte Tocharisch dem Deutschen und Lateinischen, dem Griechischen und dem Irischen näher stände als dem Indischen und dem Persischen.“ Gewiß müssen wir das und finden die Erklärung darin, daß die Erweichung des älteren k zu einem Zischlaut besonders die mit den Völkerwanderungen nach Osten und Südosten verbreiteten Sprachen ergriffen, spätere Nachschübe aber nicht mehr berührt hat. „Die charakteristischen Unterschiede des Tocharischen gegenüber dem Indischen“ deuten nach Kluge „nicht so sehr auf die europäische Gruppe der Kentumsprachen (toch. kandh = 100), als vielmehr auf die indogermanische Grundsprache“. Eine solche hat aber, da auf jeder Stufe sprachlicher Entwicklung Auswanderungen stattgefunden haben, niemals bestanden und lebt nur in der Einbildung gewisser Sprachforscher. So reichen auch die „höchst altertümlichen Wortformen“ des Tocharischen mit anlautendem k nicht in die „Grundsprache“ zurück, da das Ursprüngliche der in allen germanischen Sprachen erhaltene Hauchlaut (wie in Hund, Herz, Halm) war,[1]) der sich bei den Auswanderern zunächst zu k verhärtet (das altfränkische ch läßt den Uebergang erkennen) und dann wieder zu s, sch, z erweicht hat (got. heiva frauja, lat. civis, ital. civile, sprich tschiwile). Die Zahlwörter 8 okadh, 7 spadh, 6te skasdh setzen keineswegs zwei- oder dreisilbige Grundformen (okato, sepatem, sekas) voraus, sondern erklären sich durch eine besonders im Slawischen häufig beobachtete Umstellung der Laute (krol, wlad = karl, wald). Ich kann darum das Tocharische nicht als „ganz selbständigen Zweig des Indogermanischen“ betrachten, der bis ins Mittelalter „Spuren höchster Altertümlichkeit“ bewahrt hat; sondern muß es für die in der Flut umgebender Fremdsprachen untergegangene Mundart einer der nördlichen, erobernd bis ins Herz von Asien vorgedrungenen Skythenstämme halten und ziehe darum die einfache Bezeichnung „skythisch“ der von den Entdeckern gewählten „indoskythisch“ entschieden vor. — Kluges oben besprochene Ausführungen werden in der Frankfurter Zeitung (17. X., i. Morgenbl.) ergänzt durch einen seiner Fachgenossen, Prof. Leumann in Straßburg. Demnach handelt

---

[1]) Außerdem gibt es aber auch ein wurzelechtes k, wie z. B. in ahd. umbikirg, lat. circus, gr. κιρκος, das sich teils unverändert erhalten (wie in an. korp, lat. corvus, sl. karvan oder got. katils, lat. catillus, sl. kotel), teils in anderer Weise umgestaltet hat (wie in kochen, coquo, πεπτω).

es sich nicht um eine, sondern um zwei neuentdeckte indogermanische Sprachen, von denen die früher erwähnte im Norden, die andere im Süden von Turkestan zu Hause war. Daß letztere, so z. B. durch die Zahlen von 21—99 und verschiedene Lehnwörter, dem Sanskrit noch etwas näher stand, ist durch die geographische Lage leicht verständlich, ändert aber an meiner Beurteilung nicht das mindeste. Das von dem Straßburger Sprachforscher aufgestellte „Schema“ des indogermanischen Sprachstammes widerspricht den Tatsachen, da es z. B. das Germanische zwischen Keltisch und Italisch stellt, während doch diese beiden Sprachen aufs innigste zusammenhängen und das Keltische die verbindende Brücke auf der einen Seite zu den germanischen, auf der anderen zu den italischen Mundarten bildet. — Ludwig Wilser.

Zur Anthropologie der Ukrainer liefert Professor Dr. F. Wowk in der Ukrainischen Rundschau (1908, Nr. 2) einen Beitrag, dem wir auszugsweise folgendes entnehmen. In bezug auf die Rasse stellen die Ukrainer, wie beinahe alle Völker der Erdkugel, keinen einheitlichen Typus dar, sondern sie tragen in bedeutendem Maße Spuren von Mischungen verschiedener ethnischer Elemente an sich. Eigene Rassenmerkmale in voller Reinheit zu erhalten, vermochten nur die vollständig isolierten ethnischen Gruppen. Die Ukrainer aber befanden sich weder in historischen, noch wahrscheinlich auch in vorhistorischen Zeiten jemals im Zustande einer solchen Isoliertheit, und deswegen erscheint ihre Rassenuneinheitlichkeit vollkommen verständlich und natürlich. Um den ethnischen Charakter der grundbildenden Masse des ruthenischen Volkes und der in dessen Bestand aufgenommenen Mischungen zu bezeichnen, müssen wir die anthropologischen Merkmale analysieren und dieselben mit entsprechenden Merkmalen der Nachbarvölker vergleichen. Die Erforschung dieser Merkmale bei verschiedenen Völkern begann verhältnismäßig noch gar nicht lange und sie schritt auch noch nicht besonders weit vor, so daß sie z. B. in Europa weder das ganze Gebiet dieses Weltteiles, noch alle seine Völker umfaßt. Das empfindet man besonders bezüglich des östlichen Teiles von Europa, d. i. Rußlands. Nichtsdestoweniger beweisen uns die ersten dahingehenden Versuche einer Zusammenstellung der bereits gewonnenen Erfolge der anthropologischen Forschung, ausgeführt von O. E. Deniker und für das russische Reich teilweise von A. A. Iwanowskij, daß manches Unklare aufgeklärt wurde und wir heute, ohne grobe Fehler zu begehen, von der anthropologischen Beschaffenheit Europas mit einer gewissen Sicherheit reden können. Was die Ukraine anbelangt, so denken wir, obzwar sich die Meinungen der beiden genannten Forscher von dem Grade der Erforschung in ethnischer Beziehung diametral gegenüberstehen, daß, ungeachtet der Unvollständigkeit diesbezüglicher Forschungen, die gegebenen Daten schon, wenn auch nur allgemeine Anhaltspunkte bringen. — In bezug auf den Wuchs stellen die Ukrainer einen mehr oder weniger großen Menschenschlag dar (Mittelgröße 1670 mm). Den kleinsten Wuchs haben die Ukrainer des Woronescher Gouv. (1632 mm). Dann kommen die Charkower (1645 mm), die galizischen Bojken (1646 mm), die Wolhynier (1657 mm). Die Ukrainer des Tschernihower Gouv. sind schon bedeutend über Mittelgröße (1666 mm); die galizischen Gebirgler, die Huzulen aber mit ihrem Durchschnittswuchs von 1693 mm und die Ukrainer des Kubanjgebietes (1701 mm) sind schon sehr groß. Diese Einteilung des Wuchses nach der geographischen Lage ist sehr interessant deswegen, weil sie uns zeigt, wie der im allgemeinen große Wuchs der Ukrainer (47 pCt. unter, 53 pCt. über mittel) in der Richtung gegen Nordost abnimmt, und gegen Südwest bedeutend zunimmt und so die größte Entwicklung bei den Huzulen erreicht. Die Erklärung dieser Tatsache ist darin zu suchen, daß die ukrainische Bevölkerung der Gouvernements Woronesch und Charkow sich unmittelbar mit der großrussischen berührt, deren niederer Wuchs durch die in ihren Bestand aufgenommenen niedrig gewachsenen andersstammigen Elemente beeinflußt wird, während sie im Südwesten unmerklich in den noch höheren Wuchs der südslawischen Bevölkerung übergeht. Der niedere Wuchs der Bojken und der hohe der Kubanj-Kosaken finden auch ihre Erklärung: der Wuchs der ersteren hängt davon ab, daß sie, wenigstens im Norden, von den Polen beeinflußt wurden; die Kubanj-Kosaken hingegen sind aus der Ukraine übergesiedelt und bestehen aus einem ausgesuchten, physisch am besten entwickelten Menschenschlage, wobei sie sich mit den eingeborenen Weibern verschiedener Stämme vermischt haben. — Als ein sehr wichtiges ethnisches Merkmal erscheint das Verhältnis zwischen dem Längs- und dem Querdurchschnitte des Kopfes, ausgedrückt durch den sogenannten Index, d. h. eine Ziffer, welche die größte Breite des Schädels im Verhältnis zu dessen größter Länge, welche man mit 100 bezeichnet, aufweist. In bezug auf diese Merkmale erscheinen die Ukrainer, wie überhaupt alle Slawen,

kurzköpfig, aber der Grad ihrer Brachycephalie (nach unseren Berechnungen 83,2) bietet ein äußerst großes Interesse. Wie fast bei allen ethnisch mehr oder weniger gemischten Völkern ist der Index ziemlich bedeutenden Schwankungen unterworfen, doch sind dieselben nichts weniger als willkürlich. Vielmehr sehen wir auch hier, doch mit noch größerer Klarheit als bezüglich des Wuchses, die stufenmäßige Steigerung unserer charakteristischen Merkmale (in diesem Falle Brachycephalie) in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, und zwar unter Beeinflussung derselben Faktoren, welche auch die Aufstellung der Wuchsverhältnisse nach geographischer Lage bestimmt haben. — Weniger feststehend, aber beim Vorhandensein anderer Daten als ein sehr wichtiges Moment erscheint die Haar- und Augenfarbe. In bezug auf diese Merkmale, welche für das Bestehen ethnischer Mischungen bei der gegebenen Bevölkerung zeugen, zeichnen sich die Ukrainer bei der allgemeinen Vorherrschaft der dunklen Färbung (29,5 pCt. licht, 35 pCt. mischf., 35 pCt. dunkel) durch eine bedeutend größere Mannigfaltigkeit aus, als in bezug auf andere Merkmale. Aber wir begegnen auch hier der bezüglich des Wuchses und des Index beobachteten Erscheinung, daß der mehr lichte Typus der den großrussischen Gebieten benachbarten Ortschaften dem Typus der letzteren entspricht, welcher bei den reinsten Großrussen, z. B. bei den hervorragend gut konservierten Transbaikaliern und Altaitataren vorkommt und sich am meisten den reinen Finnen in der Art der Tawasten nähert. Wir sehen ferner, daß in den dem polnischen oder weißrussischen Einfluß ausgesetzten Ortschaften sich der mehr lichte polnische Typus hervorhebt, und daß die intensivste Färbung der galizischen Huzulen mit der entschiedenen Vorherrschaft des dunklen Typus bei den Südslawen, sowie bei den Westslawen vollständig harmoniert. — Wir könnten noch manche interessante Ziffern anführen, die zeigen, daß z. B. die Ukrainer sich durch die gerade, schmale Nase auszeichnen, während bei den Großrussen die Nase mehr eingedrückt und, gleich wie bei den Polen, breit ist, wodurch er an die Nase bei den Weißrussen, Finnen und der mongolischen Rasse erinnert; dann durch kürzere Arme und durch längere Füße als bei den Polen, Weißrussen und Großrussen, welche sich schon den Mordwinen, den Altaitataren u. a. nähern. — Schon die Gruppierung dieser Merkmale läßt auf einen Zusammenhang schließen. Eine detailliertere Prüfung der Resultate anthropologischer Forschungen, die wir an dieser Stelle natürlich nicht vornehmen können, zeigt, daß zwischen dem Wuchse der Ukrainer und dem Grade ihrer Brachycephalie ein gewisser Zusammenhang besteht und zwar, daß der größte Wuchs bei den Ukrainern der größten Rundköpfigkeit entspricht und umgekehrt. Ebenso fällt auch der Grad der Haar- und Augenfarbe mehr oder weniger genau mit den beiden oben angeführten Merkmalen zusammen, d. h. mit andern Worten: je größer und rundköpfiger die ukrainische Bevölkerung ist, desto dunkler ist sie. Alle diese Merkmale erscheinen folglich keineswegs zufällig, sondern stellen eine charakteristische Erscheinung dar, den ethnischen Typus der Ukrainer, welche in ihrer Masse von großem Wuchs, brachycephal, mit dunklen Haaren und Augen, gerader, schmaler Nase sind. Dieser ukrainische Grundtypus, im nordöstlichen Gebiete etwas geschwächt, erscheint in der Richtung gegen Südwesten, wo er mit dem jedoch noch schärfer ausgedrückten Typus der Süd- und Westslawen zusammenfällt, immer deutlicher ausgeprägt. Doch ungeachtet dieser Abschwächung im Nordosten, unterscheidet er sich dort immerhin derart scharf von den Nachbarvölkern, daß schon Elisée Reclus, welcher gleichzeitig auch seinen unmerklichen Uebergang in Südwesten angedeutet hat, darauf aufmerksam gemacht hat. — Indem wir alles oben Angeführte zusammenfassen, gelangen wir auf Grund der bis heute bekannt gewordenen Daten, betreffend die Ukrainer, zu folgenden Grundausführungen: 1. daß die Ukrainer, die dem grundbildenden, allgemeinen slawischen anthropologischen Typus Süd- und Westeuropas angehören, dessen östliche Fortsetzung mit der stufenmäßigen Abschwächung seines ethnischen Charakters in der Richtung von Südwesten nach Nordosten wahrscheinlich unter dem Einflusse finnischer Elemente, welche auf dem heute von den Ukrainern bewohnten Territorium einheimisch waren, darstellen; 2. daß der Einfluß des mongolischen Elementes (Kumanen, Petschenegen u. a.) auf den ukrainischen Typus, wenn dieser auch vorherrschend war, doch keine merklichen Spuren zurückgelassen hat, nachdem die Brachycephalie der Ukrainer gerade im Osten am geringsten ist; 3. daß die ethnische Verwandtschaft der Groß- und Weißrussen und der Polen mit den Ukrainern, welche früher zweifellos bestanden und sich in der Sprache noch erhalten hat, infolge einer starken Mischung mit finnischen und andern östlichen Elementen bei den Großrussen, finnisch-litauischen bei den Weißrussen, ebensolchen und vielleicht auch germanischen bei den Polen, verloren gegangen ist.“

Ueber Rassenentartung und Rassenerhebung sprach kürzlich Prof. Dr. Forel in einem öffentlichen Vortrage in Leipzig. Der Redner begann mit der Klarlegung des Unterschiedes zwischen Variationen, Varietät, Unterarten oder Rassen und Art, wobei er die Rasse definierte als die Gesamtheit der Eigenschaften, die eine bestimmte Tier- oder Pflanzenart als typisch besitzt. Die verschiedenen Rassen und Varietäten können nun, wie er hervorhob, miteinander Kreuzungsprodukte hervorbringen, während die Arten keine lebensfähigen Nachkommen bei der Kreuzung mit anderen Arten erzeugen. Er erklärte dann an der Zellentheorie, wie jede Art immer aus der Konjugation zweier Zellen hervorgeht, wie diese sich in weibliche und männliche teilen und die Träger Keimzellen verschiedene Individualitäten sind, aber auch zugleich die Träger der verschiedenen Arten des ganzen Tier- und Pflanzenreichs. Dann ging er näher auf das aus jener Theorie abzuleitende Erblichkeitsgesetz ein, das sowohl für körperliche wie für geistige Eigenschaften Geltung hat, und erklärte auch die große Verschiedenheit der Kinder aus Verbindungen von Menschen extremer Rassen. Er zeigte, wie zur Bildung neuer Rassen die Zuchtwahl und der Kampf ums Dasein beitragen, und wie die Einwirkungen der Außenwelt die Umänderung der Arteigenschaften beeinflussen, erklärte die Verwandtschaft der Arten für zweifellos und die Evolutionstheorie für durchaus fest und sicher begründet. An den Ergebnissen bei den Rekrutenprüfungen (z. B. in der Schweiz), an der Zunahme der Schwachsinnigen, der Alkoholiker, der Abnahme der Stillfähigkeit der Mütter, der Qualität der Zähne, an der Zunahme der Tuberkulose, der Nerven- und Geistesstörungen, der Halbverbrecher usw. bewies er dann die fortschreitende Entartung der heutigen Rasse. Es hat ja nun zwar auch in früheren Zeiten Entartung gegeben, aber damals sind diese Menschen zugrunde gegangen durch die Uebermacht, das Ueberleben der Starken und Gesunden; heute aber, erklärte Forel, gehen gerade die Starken zugrunde, die als Kanonenfutter dienen müssen, während die Schwachen und Entarteten die Rasse fortpflanzen. Es findet keine Zuchtwahl mehr statt; die Medizin setzt sogar alles daran, die Schwachen und Krüppel möglichst am Leben zu erhalten. Am schlimmsten und stärksten aber entartet die Rasse durch die Einwirkung des Alkoholismus, die seit etwa 200 Jahren immer verderblicher geworden ist. An der Hand von genauen Tafeln, die nach Erfahrungstatsachen angefertigt sind, zeigte er den Einfluß des Alkohols auf die Sterblichkeit, auf die Zunahme von Krankheiten, von Stillunfähigkeit usw., sowie die günstige Wirkung bei Mäßigkeit und besonders bei voller Abstinenz, da schon die kleinste Menge von Alkoholgenuß erkennbare Folgen hat. Daneben haben allerdings auch noch schlechte Wohnung und Ernährung, Fabrikarbeit und dergleichen schädigenden Einfluß auf die Entwicklung der Rasse. Es ist also dringend geboten, daß wir etwas zur Hebung unserer Rasse tun. Unsere Kultur ist ein kristallisiertes Produkt der geistigen Arbeit unserer Vorfahren; nur gewisse Entdeckungen der Neuzeit geben uns die Möglichkeit, mehr zu leisten als jene, deshalb aber sind wir durchaus noch nicht gescheiter. Als die besten Mittel zur Hebung unserer Rasse empfiehlt nun Forel vor allem Beseitigung des Alkoholismus und der Syphilis; ferner eine gediegene Zuchtwahl, wie wir dies bei unseren Haustieren so gut verstehen, zur Erhaltung und Erziehung guter, sozialer, starker, gesunder Menschen. Als eine hohe sittliche Pflicht fordert er sodann die Verhinderung der Nachkommenschaft bei kranken Menschen, nicht aber das Verbot der Liebesheirat solcher; an Stelle eigener Kinder sollten diese sich der armen verwaisten annehmen. Weiter preist Forel zur Hebung der Rasse die individuelle Erziehung, die Pflege der Selbstzucht als Sport, soziales Wirken, besonders in den Vereinen für Kinderschutz, für Mutterschutz, in einem Orden für Ethik und Kultur, in Guttemplerorden, dann die Erklärung der religiösen Dogmen für Privatsache, die Abschaffung der Staatsreligion und die vollkommenste Toleranz gegen alle Andersdenkenden.

Nimmt die Intelligenz mit dem Alter ab? Zwischen englischen und italienischen Gelehrten ist ein interessanter Streit entbrannt: es handelt sich um die Beantwortung der Frage, ob mit dem Alter, d. h. mit der Abnahme der körperlichen Kräfte, auch die geistigen Kräfte abnehmen. Professor Osler von der Universität Oxford teilt die Ansicht der Jugend, die ja so gern glaubt, daß nur sie Intelligenz besitze, und daß die Zeit der Abnahme der geistigen Kräfte sehr schnell kommt. Er ist überzeugt, daß die Intelligenz vom 40. Lebensjahre an weniger stark und scharf ist; er behauptet sogar, daß, „wenn alle Werke, die nach diesem Alter geschaffen worden sind, verschwinden würden, der Verlust für die Menschheit nur klein wäre“. Seine Gegner halten dem entgegen, daß die meisten Gelehrten

Schriftsteller und Künstler ihre Hauptwerke in einem vorgerückten Alter hervorgebracht haben. Sie zitieren Galilei, der seine bedeutendsten Entdeckungen im Alter von 70 Jahren machte; Ibsen, der seine schönsten Dramen als Sechzigjähriger schrieb; Tizian und Tintoretto, die in demselben Alter wunderbare Bilder schufen. Zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Lebensjahre komponierte Verdi Aida, Othello und Falstaff, Wagner die Tetralogie und die Meistersinger; Kepler erfindet in diesem Lebensalter die Logarithmentafel, Morse sein Alphabet; Hegel baut sein philosophisches System auf. Das Problem ist, wie man sieht, nicht so leicht zu lösen, und der Matin glaubte, daß es von Interesse sein könnte, wenn auch französische Gelehrte, Aerzte und Hygieniker ihre Ansicht über die schwierige Frage laut werden ließen. Prof. Lannelongue, der zuerst befragt wurde, antwortete folgendes: „Ich glaube nicht, daß bei dem gesunden Menschen, dessen Hirn nie pathologisch gelitten hat, der Verstand mit dem Alter abnimmt. Wenn der Körper auch schwächer zu werden beginnt, kann der Verstand eines Greises doch ebenso klar bleiben wie vorher. Ich vertrete durchaus nicht die von Flourens verfochtene Ansicht, daß der Verstand sich mit dem Alter ständig weiter entwickle, aber ich bin vollkommen überzeugt, daß bei einem normalen Menschen die Intelligenz nicht abnimmt; sie kann bis ins Greisenalter ihre Kraft bewahren, wenn sie sich auch in mancher Beziehung verändert. Das Gedächtnis z. B. wandelt sich. Es kann noch heute Eindrücke aufnehmen, aber es vergißt oft jüngst Geschehenes und erinnert sich dafür an längst Vergangenes, das ihm bis dahin vollständig verschleiert war. Nach meiner Ueberzeugung kann die Intelligenz bis zum letzten Atemzuge fortdauern." Anderer Ansicht ist Dr. Pierre Delbert. „Ich glaube", sagte er, „an eine Abnahme der Intelligenz, die wahrscheinlich mit dem 45. Lebensjahre beginnt. Ich bin 47 Jahre alt", fügte er lächelnd hinzu, und fuhr dann also fort: „Man muß allerdings den Sinn der Worte: »Abnahme der Intelligenz« richtig zu erfassen suchen. Ein Mann von 40 Jahren kann nicht mehr so viel geistiges Material aufspeichern wie in seiner Jugend. Sein Gedächtnis hat sich gewissermaßen kristallisiert: es kann noch aufnehmen, sich entwickeln, aber doch nur in sehr schwachem Maße. Ich glaube auch, daß von einem gewissen Alter an die neuen, die schöpferischen Ideen schwerer »geboren werden«. Die Intelligenz ist also zurückgegangen. Betrachtet man die Sache aber von einem anderen Gesichtspunkt, hält man sich den soziologischen Nutzen eines Mannes von mehr als 45 Jahren vor Augen, so kann man mit Recht sagen, daß seine Intelligenz nicht abgenommen, sondern im Gegenteil zugenommen hat. Die nützlichen Materialien, die in seinem Gedächtnis aufgespeichert sind, haben sich geordnet; er kann sie verwerten und so kombinieren, daß sie Resultate bringen, die er vorher nicht hätte erzielen können, da er noch nicht die nötige Erfahrung hatte." Prof. Huchard meinte, daß sich die Frage überhaupt nicht beantworten lasse, da die „Abnahme der Intelligenz" durch die verschiedensten Ursachen herbeigeführt werden könne. Mit einem ironischen Wort antwortete Prof. Metschnikow, der sich durch seine Studien über das Alter einen Namen gemacht hat. „Sagen Sie Ihren Lesern", sprach er, „daß ich 63 Jahre alt bin, und daß Sie konstatieren konnten, daß meine geistigen Kräfte abnehmen — das wird ihnen wahrscheinlich Spaß machen." „N. A. Z."

Die Sterblichkeit der Juden. Ueber dieses Thema hat Dr. E. Auerbach-Berlin in der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden (1908, Nr. 11) eine gehaltvolle Abhandlung veröffentlicht, die sich speziell mit der Sterblichkeit der Juden in Budapest beschäftigt. Der Verfasser kommt dabei zu folgenden interessanten Ergebnissen: „Alle von uns erhobenen Befunde in der Sterblichkeit der Juden haben natürlich nichts mit der Konfession zu tun. Sie können soziale oder rassenbiologische Ursachen haben. Wenn man bisher vorwiegend den Begriff der rassenhaften Veranlagung betont hat, so geschah das aus mangelhafter Kenntnis der Tatsachen. Aus unserer Untersuchung hat sich kaum eine einzige Tatsache ergeben, die nur durch eine besondere Rassenanlage zu erklären wäre. Betrachtet man aber die Sterblichkeit der Juden als gegebenes Ganze ohne Rücksicht auf die wirkenden Ursachen, so ergeben sich höchst auffallende Abweichungen gegen die übrige Bevölkerung. Die Gesamtsterblichkeit der Juden ist um ein volles Drittel niedriger. Dieses günstige Ergebnis wird vor allem erreicht durch die erstaunlich geringe Kindersterblichkeit, die nur die Hälfte der sonst geltenden Ziffer ausmacht. Nicht eine größere Lebenszähigkeit der jüdischen Kinder, sondern sorgsamere Pflege ist der Grund dieser Bevorzugung der Juden. Bei den Juden liegt daher die größte Sterblichkeit im Greisenalter, während sie geringere Verluste an Kindern und jüngeren Erwachsenen haben. Das Maximum für die Sterblichkeit der Erwachsenen

liegt bei den Juden zwischen dem 60. und 70. Jahr, bei den Nichtjuden zwischen dem 40. und 50. Jahr. Die jüdische Männersterblichkeit folgt hierbei dem Frauentypus. Die Juden haben weniger Totgeburten; sie haben auch weniger Fehlgeburten, doch gelangen diese bei ihnen weit häufiger zur Kenntnis der Behörden. — Bei der Musterung der Todesursachen sehen wir, entgegen der herrschenden Meinung, daß die Juden in keiner Krankheitsgruppe stärker belastet sind, als die übrige Bevölkerung. Die Verschiedenheiten in der Verteilung der Krankheitsgruppen sind durch die abweichende Alterssterblichkeit der Juden vollkommen ausreichend erklärt. — An Gehirnerweichung und Zuckerkrankheit sterben die Juden nicht häufiger, als nach ihrer beruflichen Gliederung zu erwarten ist, während ihre Verluste an Gebärmutterkrebs auffallend gering sind. Auch für Lungenkrankheiten sind ihre Sterbeziffern weit unter dem Durchschnitt infolge ihrer sozialen Lage und besseren hygienischen Lebensführung. Syphilis und Alkoholismus sind unter den Juden Budapests weniger verbreitet als unter der übrigen Bevölkerung, und damit auch deren Folgekrankheiten. Der Selbstmord ist selten. — So zeigen die Juden in ihrer Sterblichkeit wohl eine scharf umrissene Rasseneigenart, aber diese ist eine psychologische. Stärkere elterliche Fürsorge, große Sorgfalt in der Erhaltung ihrer Gesundheit, Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke, infolge häufigerer Heiraten und festeren Familienlebens geringere Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und vielleicht als wichtigstes die starke Hinneigung zu bestimmten Berufen, die ein rasches soziales Aufsteigen ermöglichen — das ist die Rasseneigenart der Juden. Solange sie diese haben, bedürfen sie keiner körperlichen Immunität gegen einzelne Krankheiten. Diese seelische Eigenart ist im jahrhundertelangen Kampf um die Existenz herangezüchtet; sie sichert den Juden durch einen kräftigen Männerüberschuß einen sozialen Vorsprung. Freilich ist dem Gewinn an Leben eine Grenze gesetzt: die Zusammendrängung auf wenige das Gehirn beanspruchende Berufe läßt langsam schwere Schäden erwachsen, die an einigen Punkten Westeuropas sich bereits in der Pathologie der Juden bemerkbar machen und die Forderung nach Zurückführung der Juden auf alle, auch die körperlich arbeitenden Berufe unabweisbar machen. Die Budapester Juden befinden sich noch in dem aufsteigenden Zuge der Entwicklung. Sie bieten dem Kampf ums Dasein instinktiv die geringsten Reibungsflächen und verhalten sich dem Tod gegenüber in fast idealer Weise wie ein Streiter, der seinem Gegner keine Blöße zeigt."

Bündnisse zwischen Ariern und Mongolen. Nach dem Beispiel Englands haben nun auch die Vereinigten Staaten sich in einen politischen Pakt mit Japan eingelassen, und zwar betrifft derselbe die Politik beider Länder im pazifischen Ozean. Dieses Abkommen bindet jede der beiden Mächte, die Besitzungen der anderen zu achten und die Integrität Chinas zu verteidigen. Es gewährt allen Nationen dort gleiche Vorteile für Handel und Industrie. Ferner werden dem Abkommen gemäß Japan und Amerika für den Fall, daß Verwicklungen den status quo bedrohen sollten, darüber in Verhandlungen eintreten, was gemeinsam zu tun sei.

Mongolisches Rassenbewußtsein. Im Anschluß an den Thronwechsel in China wird der Entwurf zu einer Verfassung bekannt gegeben, durch den das Reich der Mitte die Richtungslinien für seine fernere innerpolitische Entwicklung andeutet. Ein Abschnitt dieses Entwurfs handelt von dem durch allgemeine Wahl zu berufenden chinesischen Parlament. Was das Wahlrecht betrifft, so werden des Wahlrechtes verlustig erklärt Leute mit schlechtem Betragen, eigennützige und gewalttätige Menschen, Bankerotteure, solche, die ihre Schulden nicht bezahlen, sowie Opiumraucher, Analphabeten und Leute zweifelhafter Abstammung.

Ueber die irische und die polnische Frage schreibt Dr. Carl Peters in der „Ostmark" (1908, Nr. 11) u. a.: „Wenn die Polenfrage seit länger als einem Jahrhundert die preußische Politik, besonders gegenüber Rußland, beeinflußt hat, so hat die irische die Haltung Englands gegenüber Frankreich und auch der nordamerikanischen Union wiederholt stark mitbestimmt. Was aber Homerule in den britischen Parteigegensätzen, die polnische Bewegung, in geringerem Umfang, für unsere parlamentarischen Kämpfe bedeutet haben, weiß jeder Kenner der inneren Entwicklung der beiden Länder seit Menschenaltern. Freilich, trotz dieser Verwandtschaft sind die irische und polnische Frage dennoch wieder sehr verschieden. Der Grund ist einerseits der, daß die Sprachenfrage auf der britischen Seite nicht mehr hineinspielt. In der Beziehung sind die Iren längst anglisiert. Sprachen-

gesetze für Irland brauchen die englischen Staatsmänner demnach nicht mehr zu entwerfen, während in Polen der Kampf, ob deutsch oder polnisch gesprochen werden soll, geradezu vorherrschend ist. In dieser Richtung ist die Geschichte der beiden fremden Rassen mit maßgebend. Irland ist eine kleine Insel und nie ein wirklicher politischer Faktor gewesen; Polen war dereinst ein mächtiger Staat mit eigenartiger Kultur, welcher seinerseits das Germanentum mit Zurückdrängung und im Osten direkt mit Aufsaugung bedrohte. Das deutsche Polen ist nur ein Stück eines weiten nationalen Hinterlandes mit einer eigenen Literatur. Das kleine Erin bedeutete kulturell höchstens zur Zeit seiner ersten Christianisierung etwas, also vor 14- bis 1500 Jahren, und mußte der ungleich stärkeren absorbierenden Kraft der englischen Sprache gar bald endgültig unterliegen. Dies bedingt naturgemäß die Notwendigkeit einer sehr verschiedenartigen Gesetzgebung hüben wie drüben. Ein anderer Grund für die Verschiedenartigkeit der Frage ist der, daß im Hintergrund der deutschen Polenbewegung das Programm eines politischen, uns feindlichen Großpolen-Staates droht, während Irland im schlimmsten Falle ein kleiner unbequemer Faktor für etwaige feindliche internationale Kombinationen werden könnte. Sehr ähnlich in beiden Fällen ist dann wieder die Stellung der katholischen Kirche hier wie dort. Beidemal ist der katholische Klerus das eigentliche Rückgrat für eine revolutionäre Bewegung, welche von Haus aus wesentlich nur Rassenfrage war und ist. — Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der beiden angegliederten Landgebiete wird die Verschiedenheit der heute vorliegenden politischen Aufgaben deutlicher machen. Die Bevölkerung Irlands ist bekanntlich keltischer, die Polens slawischer Rasse. In beiden Fällen gehören die fremden Eroberer dem germanischen Stamme an. Irland wurde schon zur Zeit der Völkerwanderung zum Eroberungsobjekt landbedürftiger Normannen. Im 12. Jahrhundert lösten die Engländer sie ab. 1171 eroberte Henry II. Irland, der den Eingeborenen einfach ihre Bauerngüter wegnahm und seinen Vasallen gab. 1649 konfiszierte das Parlament in London weitere 2½ Millionen Morgen Landes in Irland, und in den folgenden Kämpfen wurden unter Oliver Cromwell etwa ½ Million Iren in der brutalsten Weise getötet und 100000 mehr verbannt. William III. konfiszierte, nach neuen Erhebungen, 1691 noch einmal eine Million Morgen irischen Ackerlandes, und damit war der irische Grundbesitz praktisch beseitigt. Alles war in den Händen der englischen Eroberer; die unterworfene Urbevölkerung mußte entweder auswandern, oder sie verblieb als Pächter, Tagelöhner, Bettler in der Heimat. Die Pachtsummen waren unerschwinglich hoch, und das Gesetz tat Jahrhunderte hindurch, was es konnte, um die Entwicklung einer Industrie, ja, den Aufschwung von Ackerbau und Viehzucht zu unterdrücken, eben, um die Eingeborenen armselig und hülflos zu erhalten. Genau so roh wie die irische Landpolitik, war die Kirchenpolitik. Dem im wesentlichen katholischen Lande wurde der anglikanische Protestantismus als Staatskirche aufgezwungen. Ihr fiel das ganze Kirchengut zu, an sie mußten die Iren den Zehnten zahlen. Erst 1829, nachdem das Dubliner Parlament mit dem Londoner bereits 28 Jahre vereinigt war, erfolgte die Emanzipierung der Katholiken. — Man sieht, aus wie ganz anderen Voraussetzungen als die polnische, die irische Frage in die Beleuchtung der modernen Entwicklung hineingetreten ist. Polen war durch die internationale Politik aufgeteilt und damit teilweise auch an Preußen gelangt. Es war von vornherein ein anerkanntes Gebiet dieses Rechtsstaats geworden, von Plünderung, Massenermordung, wie bei Irland nicht die Rede. Darum handelte es sich bei diesen Kämpfen gar nicht; der Gegensatz ist wesentlich immer nur ein nationaler und ein politischer bis auf den heutigen Tag; das Expropriierungsgesetz ausschließlich ein Mittel in diesem Kampf; nicht aber erdacht zur Bereicherung des erobernden Adels, wie in England. Infolgedessen greift auch die moderne Gesetzgebung scheinbar ganz entgegengesetzt in Polen, wie in Irland ein. In Polen will Preußen das deutsche Bevölkerungselement im Gegensatz zum offensiven Polentum stärken. Aus diesem Grund bewilligte das Abgeordnetenhaus große Geldmittel, um polnischen Großbesitz aufzukaufen, und aus diesem kleine Bauernhöfe für deutsche Kolonisten zu schaffen. Umgekehrt, muß die britische Politik einerseits den englisch-irischen Landlord gegen die Vergewaltigung durch seine Pächter schützen, anderseits das kolossal rege irische Landproletariat wieder mit neuen Ackerschollen versehen. Das irische Problem ist eben Landfrage und nichts als Landfrage, und die politische Home Rule-Bewegung nur ein Mittel zum Zwecke in diesem Kampfe ums Land. Das preußische Polenproblem aber — noch einmal sei es gesagt — ist politische und nationale Bewegung, und das soziale Landgesetz nur als Mittel zum Zwecke in diesem politischen Kampfe gedacht. Uebrigens, wenn wir hier in Deutschland klagen, daß an der

polnischen Frage sich ein politisches System nach dem andern vergebens die Zähne ausbeiße, so trifft genau dasselbe auch von Irland zu, wo Konservative und Liberale, Liberale und Konservative abwechselnd ihre Operationen oder Palliative versuchen, ebenfalls ohne jede endgültige Wirkung. Auf beiden Seiten werden sich die Staatsmänner darüber klar sein müssen, daß der gegenwärtige Zustand der unbefriedigten Gärung immer noch das kleinere Uebel ist — gegenüber der Gefahr einer etwaigen unabhängigen feindlichen Staatenbildung im Osten Deutschlands, oder im Westen Großbritanniens. Und in beiden Fällen findet sich inmitten der rassenfremden Bevölkerungen ein starkes Element nationaler Kultur zu schützen. Was die Orange-Männer für Irland, das sind die germanischen Städtegründungen in der weiten Polenebene. Aus diesem Grunde schon muß es heißen: Gewehr bei Fuß! an den Gestaden des Atlantischen Ozeans, wie zwischen Oder und Weichsel für beide germanischen Staaten."

Die Herrschaft der Juden in der Pester Gemeindevertretung. In einer kürzlich in Pest abgehaltenen Versammlung wurde über das Anwachsen des Judentums und der Sozialdemokratie in der ungarischen Hauptstadt geklagt. Laut der amtlichen Statistik gab es im Jahre 1869 in Budapest 194600 Katholiken, 14316 Evangelische, 13000 Reformierte, dagegen 45000 Juden. Der Prozentsatz der Juden betrug daher 16,6 Prozent. Demgegenüber sei im Jahre 1906 die Zahl der Juden auf 186000, d. i. 23,6 Prozent, angewachsen. Wohl hätten die Juden in keinem einzigen Bezirk die absolute Majorität, allein bei den städtischen Wahlen stehe das anders, denn von 200 gewählten städtischen Repräsentanten seien 178 Juden, abgesehen von 31 jüdischen Ersatzmitgliedern. In einem Bezirk gebe es überhaupt keinen christlichen Stadtrepräsentanten.

Die polnischen Studierenden an deutschen Hochschulen. Nach dem „Kuryer Poznanski" waren im Wintersemester 1907/08 an preußischen Hochschulen, zu denen das polnische Blatt auch die geistlichen Seminare in Gnesen, Pelplin und Posen, sowie die Gärtnerschule in Marienfelde zählt, 677 Studierende polnischer Herkunft, darunter 23 weibliche Hörer vorhanden. Davon stammten aus Preußen — die Statistik unterscheidet dabei Posen, Altpreußen, Schlesien und „die Fremde" — 507 oder 75 pCt. der Gesamtzahl, aus Rußland 125 oder 18,5 pCt. und aus Oesterreich 45 oder 6,5 pCt. Dem Bekenntnis nach waren alle bis auf 31 katholisch; unter diesen 31 waren 30 mosaischer Konfession und nur 1 Protestant. Dazu kamen auf 18 in den übrigen Staaten des Deutschen Reiches gelegene Lehranstalten 690 Studierende polnischer Herkunft. Von ihnen stammen 134 oder 19 pCt. aus Preußen, 486 oder 70,8 pCt. aus Rußland und 10,2 pCt. aus Oesterreich. Die Gesamtzahl der Studierenden polnischer Herkunft an den deutschen Universitäten und Hochschulen betrug danach 1367, darunter 33 Frauen. 641 stammten aus Preußen, 611 aus Rußland und 115 aus Oesterreich. Die Verteilung der polnischen Studierenden nach den Studienfächern war folgende: Theologie (katholische) 190, Maschinenbau und Elektrotechnik 166, Medizin 142, Handelswissenschaften 135, Landwirtschaft 94, Jurisprudenz 93, Chemie 76, Volkswirtschaft 75 Hörer. Von den 190 Studierenden polnischer Herkunft, die sich dem Studium der Theologie widmeten, stammten 182 aus dem preußischen Anteil, so daß nur 439 preußische Polen für andere Studienfächer übrig blieben. Sonach werden deutsche Hochschulen in ganz erheblich höherem Maße — denn die Theologiestudierenden scheiden dabei ja aus — als von inländischen von ausländischen Polen besucht, die sich fast durchweg, wenn man die Medizin dazu rechnet, praktischen Studienfächern widmen. Das zeigt, wie hoch das Polentum die deutsche Kultur einschätzt; vor allem aber, wieviel unsere deutschen Hochschulen zur wirtschaftlichen Stärkung des gesamten Polentums in Europa beitragen. „D. T."

Eingeborenenarbeit in Afrika. Immer deutlicher lehren uns die Tatsachen, wie voreilig die fast allgemein gewordene Ansicht war, der Neger arbeite nicht oder doch nur gezwungen, und deshalb sei ein Arbeitszwang unvermeidlich. Die in Afrika sich ergebenden wirklichen Verhältnisse widerlegen diese Meinungen. Richtig ist, daß der Neger vor seiner Berührung mit Europäern in der Regel nicht über seinen Bedarf hinaus arbeitete. Wozu hätte er das auch tun sollen? Ebenso sicher hat es sich aber auch gezeigt, daß überall, wo der Europäer ihn neue Bedürfnisse kennen lehrte oder durch den Ausbau von Verkehrswegen ihm die Möglichkeit der Verwertung seiner landwirtschaftlichen Produktion bot, oder durch die Begründung von Minen und anderen Unternehmungen ihm Arbeitsgelegenheiten

schuf, in dem Neger auch die Lust und die Fähigkeit zu größerer Tätigkeit rege geworden ist. Schon die Tatsache, daß der Europäer seinen Einfluß über ein Land erstreckt und in ihm neue Verhältnisse schafft, nötigt den Eingeborenen zu vermehrter Arbeit. Die europäische Herrschaft bringt Frieden und Ruhe ins Land und gibt den Eingeborenen Gelegenheit, durch Arbeit im Dienste der Weißen ihr Brot zu verdienen. Sie macht ferner den bisherigen Kriegen, Stammesfehden und Raubzügen ein Ende, schafft geordnete, sichere Verhältnisse, sie hebt den Gesundheitszustand der Bevölkerung, richtet ihren Sinn auf ein ruhiges, ungestörtes Erwerbsleben und schafft so die Bedingungen für eine kräftige Entwicklung und größere Lebensfähigkeit der Eingeborenen. Die fast überall wahrnehmbare Folge davon ist, daß nicht nur die einheimische Bevölkerung sich stark zu vermehren beginnt, sondern daß auch von außen her ein starker Zustrom von Fremden eintritt, die an der ihnen hier gewährten Sicherheit ihres Lebens und ihres Eigentums, sowie an der gebotenen Erwerbsgelegenheit teilnehmen möchten. Dieser starke Bevölkerungszuwachs wiederum nötigt zu intensiverer Arbeit; denn durch die zunehmende Menschenzahl wird der Raum eng, und die früher ohne Mühe oder doch mit nur geringer Anstrengung gewonnenen Lebensmittel werden geringer, während die Bedürfnisse gewachsen sind. So treten in gewissen Gebieten Afrikas schon jetzt Zustände ein, an die gewiß früher niemand gedacht hat: nicht mehr ist es so, daß man den Eingeborenen nicht für die Arbeit gewinnen kann, sondern umgekehrt, der Eingeborene drängt sich in solcher Zahl zur Arbeit und fängt an, auch Leistungen zu genügen, die mehr als bloß mechanische Fertigkeit erfordern, daß die weißen Arbeiter diese Konkurrenz zu fürchten beginnen und sogar von der Regierung Maßregeln verlangen, die den Eiugeborenen nicht über einen gewissen Umfang von Arbeit hinausgehen lassen, ihm also gewaltsamen Stillstand gebieten sollen. Das beste Bild dieser Zustände gewährt Südafrika, weil hier die Verhältnisse am weitesten vorgeschritten, die in Betracht kommenden Völkerschaften und deren soziale und politische Lagen recht mannigfaltig sind, und besonders, weil es ein auch für Weiße geeignetes und von ihnen auch schon stark besiedeltes Land ist. Die englische Regierung steht noch vor manchem ungelösten Rätsel in der Frage der Eingeborenenbehandlung und -erziehung. Es gibt auch dort noch Stämme und Einzelindividuen, die für regelmäßige, stetige Tätigkeit noch lange nicht gewonnen sind und auch vielleicht nicht leicht zu gewinnen sein werden. Aber bei alledem ist doch der ganze überwiegende Eindruck die erstaunliche Tatsache, daß die Eingeborenen tatsächlich herzuströmen, um auf den von den Europäern geschaffenen Arbeitsplätzen ihre Tätigkeit anzubieten. Sprechende Belege dafür bietet ein im Juni 1908 von der englischen Regierung herausgegebenes Blaubuch über die Sterblichkeit unter den verschiedenen Klassen farbiger Arbeiter in den Transvaal-Minen von Januar 1906 bis Februar 1908. In diesem ist die Gesamtzahl der eingeborenen Minenarbeiter in Transvaal angegeben, ferner ihre Herkunftsländer und die Höhe ihrer Sterblichkeit. Minenarbeit ist bekanntlich die schwerste und anstrengendste Beschäftigung, die es überhaupt gibt, und man wird gewiß nicht annehmen, daß sie einem Neger besonders verlockend erscheinen könnte. Zudem ist die Sterblichkeit unter den Arbeitern eine verhältnismäßig hohe, besonders unter denen, die aus nördlichen, also heißeren Gegenden stammen, denen anscheinend das kühlere Klima Südafrikas wenig zusagt. Aber trotz dieser hohen Sterblichkeit ist der Zustrom Farbiger fortgesetzt im Steigen begriffen. Januar 1906 waren es 93 600, im Februar 1908 bereits 142 000. Die meisten Eingeborenen arbeiten nicht lange ununterbrochen, sondern kehren nach kürzerer Zeit in ihre Heimat zurück. Trotz dieses ungünstigen Umstandes ist ein ganz regelmäßig anwachsendes Steigen in der Anzahl der Arbeiter zu beobachten; daraus kann man ermessen, wie stark und ununterbrochen der Zufluß Beschäftigung suchender Neger sein muß, die selbst wochenlange, beschwerliche Reisen nicht scheuen, um Arbeit zu finden. Interessant ist, daß sich unter ihnen auch 450—500 Eingeborene aus Deutsch-Südwestafrika finden. In gleichem Maße wie die Zahl der Negerarbeiter steigt, ist die der eingeführten Asiaten gefallen. Januar 1906 wurden 47 000 Chinesen in den Minen beschäftigt, im September sogar 53 400, Januar 1907: 53 800, aber im Februar 1908 waren es nur noch 28 400. — Aber nicht nur als Arbeiter im Dienst der Europäer, sondern auch als selbständiger Produzent verdient der Neger gerade in Südafrika wachsende Beachtung. Bei uns herrscht die Meinung vor, daß der südafrikanische Neger nur noch als Arbeiter der Weißen eine Rolle spiele, dagegen als unabhängiger Besitzer kaum mehr in Betracht komme. Demgegenüber ist zu konstatieren, daß in der Kapkolonie von den 1½ Millionen Eingeborenen nur 250 000 auf Farmen sitzen, die weißen Besitzern gehören; über 1 Million bewohnen Reservate, von denen die

Weißen ausgeschlossen sind. Die angeführten Beispiele zeigen, wie der Neger dort, wo ihm durch die Wohltaten der europäischen Regierung gesicherte Lebensverhältnisse geboten werden, ganz ohne äußeren Zwang, getrieben durch die Macht der neuen Verhältnisse, zur Arbeit genötigt wird, falls er nicht untergehen will; wie er aber auch von sich aus die Arbeitsgelegenheiten ergreift und selbst vor schwieriger, unbequemer Tätigkeit nicht zurückschreckt, um seine vermehrten Lebensbedürfnisse, ohne die er nicht mehr existieren kann, zu decken. Besonders erfreulich und gesund sind die Erfolge da, wo der Eingeborene zum selbständigen Ackerbauer wurde; hier sieht er das Resultat seiner Arbeit greifbar vor sich, und es wird ihm auch klar, daß er diese Erfolge nur unter dem Schutz der europäischen Regierung erreichen konnte; sein eigenes Interesse sagt ihm deshalb, daß es für ihn von höchstem Wert ist, die Herrschaft der Weißen erhalten zu sehen. Ernst Vohsen in der „D. Kolonialzeitung".

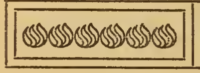
Preußische Krüppelstatistik. Die auf Grund des ministeriellen Erlasses vom 30. Juli 1906 veranstaltete Zählung jugendlicher Krüppel hat ein außerordentlich umfangreiches statistisches Material ergeben, das im Laufe des nächsten Monats veröffentlicht werden soll. Allein in Preußen sind 51 000 Krüppel unter 15 Jahren festgestellt. Auf Grund dieses Materials sind nun die Provinzialbehörden durch eine soeben erlassene Verfügung des Kultusministers und des Ministers des Innern angewiesen worden, den Ursachen und den Umfang des Krüppelelendes nachzuforschen, sowie in Verbindung mit den in der Krüppelfürsorge bereits tätigen Vereinen und Anstalten Maßregeln zur Heilung und Unterweisung der jugendlichen Krüppel zu ergreifen. Nach Jahresfrist sollen die Behörden über das Ergebnis der angestellten Ermittelungen und den Erfolg der zur Beseitigung des Krüppelelendes unternommenen Schritte berichten. Von dem Ausfall dieser Berichte dürfte es abhängen, ob die Krüppelfürsorge auf dem Wege der Verordnung durch die Provinzialbehörden durchzuführen ist, oder ob sie durch eine entsprechende Ergänzung des Fürsorgegesetzes den Provinzialbehörden zur Pflicht gemacht wird, während gegenwärtig die Betätigung auf diesem Zweige der öffentlichen Wohlfahrtspflege ihrem freien Ermessen überlassen ist.

Zur Statistik des Alkoholverbrauchs. Einem Aufsatz von Dr. E. Roesle-Dresden über die Alkoholfrage in der Vierteljahrsschrift zur Erforschung der Wirkungen des Alkohols entnehmen wir die Feststellung der Tatsache, daß, während bis in die letzte Zeit der Gesamtalkoholverbrauch der Kulturstaaten in steter Zunahme begriffen war, jetzt ein deutlicher Rückgang zu bemerken ist, und zwar entfällt dieser Rückgang auf den Branntweinalkohol, was als ein erfreulicher Erfolg der Bestrebungen im Kampfe gegen den Alkohol anzusehen ist. Eine Zunahme des Branntweinverbrauchs, wenn auch nur in geringem Maße, hat stattgefunden in Oesterreich-Ungarn, Schweden und Großbritannien. Der Wein- und Bierverbrauch hat dagegen in fast allen Ländern eine Zunahme erfahren.

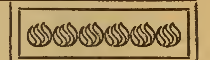
Alkohol und Arbeitsleistung. Der Rheinisch-Westfälische Frauenbund hat bei den Großindustriellen der Provinz eine Umfrage nach den Schädigungen durch Alkoholgenuß der Arbeiter veranstaltet. Ein Fabrikant, der hundert Leute beschäftigt, bezifferte darauf seinen Jahresverlust auf tausend Mark und fügte hinzu, daß er bereit sei, diese Summe dem Verein oder der Persönlichkeit zu geben, welche sämtliche Arbeiter der Fabrik alkoholfrei oder zu mäßigen Trinkern machen würde.

Ein amerikanisches Urteil über deutsche Eigenart. „Ein Deutscher ist niemals in Eile, aber er vollbringt ebensoviel wie ein Amerikaner; er tut seine Arbeit gründlicher und fügt sich selber und anderen Leuten dabei weniger Schaden zu. Wir nennen ihn phlegmatisch, doch wenn wir dieses Wort recht verstehen, so heißt es, daß er stets Meister über sich selber bleibt und eine Menge Dinge ausführen kann, ohne sich dabei zugrunde zu richten. Wie wir auch die deutsche Behäbigkeit bespötteln mögen, wir müssen zugeben, daß Deutschland immer noch auf dem Gebiete tiefer und ernster Gedanken der Lehrmeister der Welt ist. Wir können uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß Deutschland auf dem Felde des industriellen Wettbewerbes England und Amerika schnell überholt. Und erörtern wir die Frage des militärischen Genius und militärischer Bereitschaft, dann sind wir gezwungen, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Deutschland allein wahrscheinlich alle anderen Länder Europas besiegen könnte." (Dr. Charles Parkhurst-New-York.)

Gobineau und Tocqueville. Der Briefwechsel zwischen Arthur de Gobineau und Alexis de Tocqueville ist soeben in Paris erschienen. Im ersten Teil 1843/44 sind die Briefe enthalten, die Tocqueville an seinen Protegé richtet und in denen Tocqueville im Hinblick auf ein im Erscheinen begriffenes Werk von Gobineau Informationen über englische und deutsche Quellen zur „intellectualité contemporaine“, über modernes Christentum und Moral verlangt. In den Briefen, die zwischen 1849 bis 1853 gewechselt sind, schreibt Gobineau aus der Schweiz, und dann in interessanter Weise von 1855 an von seinen orientalischen Reisen. Der Erfinder der Rassetheorie hat höchstes Lob für Englands Kontrolle über Indien; und durch diesen Teil des anregenden Briefwechsels ziehen sich lebhafte Debatten mit Tocqueville wegen ihrer verschiedenen Theorien und Ansichten.



Bücherbesprechungen.



Meddelelser om Danmarks antropolgi, udgivet af den antropologiske Komité. With english summary. I. Bind, 2. afdeling. Kjöbenhavn 1908, G. E. C. Gad.

Dem in diesen Blättern (VII, 6) besprochenen ersten Heft ist nun das zweite des ersten Bandes gefolgt, das einige wertvolle Mitteilungen und Untersuchungen, aber auch für die Rassenlehre und Völkerkunde ziemlich belanglose mathematisch-statistische Spielereien mit Zahlen enthält und somit, wie schon die erste Lieferung, etwas enttäuscht. Zunächst finden wir darin eine Abhandlung von Rambusch über die Untersuchung von 1035 Schulkindern beiderlei Geschlechts im Alter von 7—14 Jahren aus dem Heidegebiet im inneren Jütland, mit einer armen, hart arbeitenden Bevölkerung, die man in grundbesitzende Bauern und in Taglöhner einteilen kann. Während frühere Untersuchungen auf dem fruchtbarerern Fünen einen deutlichen Vorsprung im Wachstum der Bauernkinder (7 cm bei den 14 jährigen Jungen, 3 cm bei den Mädchen) ergeben hatten, lassen sich solche Unterschiede in dem ärmeren jütischen Heideland, wo auch die Bauernsöhne und -töchter schwer arbeiten müssen, kaum erkennen, dagegen eine schnellere Entwicklung der Mädchen, die im Durchschnitt 152,5 cm groß sind gegen 147 bei den Knaben; dem entspricht auch das Gewicht, 43 gegen 39,7 kg, während bezeichnenderweise der Brustumfang der später die Mädchen überholenden Knaben schon mit 14 Jahren größer ist, 67,2 gegen 64,8. Wichtiger als die anthropologischen Ergebnisse, die sich ja nur auf Größe, Gewicht und Brustumfang erstrecken, sind die gesundheitlichen. So haben z. B., trotz besserer Ernährung, die Bauernkinder, besonders die Mädchen, schlechtere Zähne als die der Landarbeiter, beide aber im Durchschnitt erheblich bessere als die Kopenhagener Stadtkinder, Karies in 55 gegen 85 pCt. Auch im übrigen schneidet die Landbevölkerung nicht schlecht ab: „deren leibliche Entwicklung ist zufriedenstellend und nicht sehr verschieden bei Bauern und Arbeitern. Rachitis ist — nächst der Tuberkulose selbstverständlich — die Krankheit, die ein gesundes Wachstum am meisten beeinträchtigt“. — Die für die Völkerkunde wichtigste Arbeit des vorliegenden Heftes ist ohne Zweifel die von Ribbing über „Bornholms Anthropologie“. Es wurden 400 Bewohner des Eilandes untersucht, 288 Männer und 112 Weiber, von denen aber 10, weil von auswärts stammend, außer Rechnung blieben. Der mittlere Kopfindex für erstere ist 80,3, für letztere 80,6 (also auch hier eine etwas größere Neigung des weiblichen Geschlechts zur Rundköpfigkeit), und schwankt zwischen 72 und 90. Um diese Verhältniszahl auf die für den Schädel zurückzuführen, dürften aber nicht zwei Einheiten abgezogen werden, wie immer noch irrtümlich angegeben wird, sondern bloß eine. Die Körpergröße beträgt für die ausgewachsenen Männer zwischen dem 20. und dem 50. Lebensjahr 170,8 cm, für die Weiber 158,9, ist also recht stattlich. Von sämtlichen Männern hatten 30,5 pCt., von den Weibern 35,2 pCt. dunkle Haare; die Augenfarbe wurde nach den Martinschen Tafeln bestimmt und zeigt gleichfalls ein bedeutendes Ueberwiegen der hellen Schattierungen. Wenn schließlich der Verfasser meint, man gewinne den Eindruck, die Bevölkerung sei aus „zwei Typen, einem dunkleren höhergewachsenen und einem kleinen lichten“, zusammengesetzt, so unterliegt er der Täuschung der oft beobachteten Verschränkung der Merkmale. Obwohl man unter den Mischlingen hie und da ganz südländische Erscheinungen zu erblicken glaubt, kommt hier die Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus) nicht in

Betracht, sondern es kann sich nur um zwei Grundrassen handeln, den langköpfigen, blauäugigen, lichthaarigen, hochgewachsenen H. europaeus und den schwarzhaarigen, dunkeläugigen, untersetzten Rundkopf (H. brachycephalus, in Mitteleuropa auch als H. alpinus bezeichnet). Der „blonde Brachycephale“ Arbos und einiger anderer Forscher bildet keine eigene Rasse, sondern ist ein Kreuzungsergebnis. Wie zu erwarten war, sind die Bornholmer zwar nicht so reinblütig wie die Schweden, stehen ihnen aber doch noch etwas näher als die übrigen Bewohner Dänemarks. Uebrigens wäre die Ausdehnung der Untersuchungen auf eine größere Anzahl wünschenswert. — In der folgenden Vergleichung von „Gewicht und Länge des Leibes“ berechnet Hansen einen „Gewichtsindex“, wie er in Amerika von einigen Lebensversicherungsgesellschaften gebraucht wird. Die Sache scheint mir anthropologisch von geringerer Bedeutung und überhaupt noch nicht genügend geklärt zu sein. Jedenfalls spielt dabei Abstammung, Lebensweise, Beruf eine große Rolle. — Entschieden wichtiger sind des gleichen Forschers Ermittelungen über den „Kopfindex der Dänen“. Gemessen sind 4000 erwachsene und eingeborene Männer und Weiber aus allen Teilen Dänemarks, vorwiegend aber aus dem nördlichen Jütland und Fünen. Der mittlere Index berechnet sich für die Männer auf 80,7, für die Weiber, die demnach auch hier etwas rundköpfiger erscheinen, auf 81,5 und stimmt merkwürdigerweise fast genau mit dem von 80,5 überein, den Beddoe schon vor 40 Jahren bei der verhältnismäßig geringen Zahl von 28 dänischen Seeleuten gefunden hatte. Es herrscht demnach, wie auch aus der Zusammenstellung hervorgeht, in den dänischen Landen eine ziemliche Gleichmäßigkeit in dieser Hinsicht. Die durchschnittliche Länge, 193,6 cm bei den Männern, 184,1 bei den Weibern, ist recht beträchtlich. Verfasser macht sich Gedanken über das „Gesetz der Langköpfigkeit der Großen“, das selbstverständlich nur da gilt, wo sich eine langköpfige, hochgewachsene mit einer rundköpfigen, untersetzten Rasse gekreuzt hat. Im übrigen ist die Schädelgestalt von der Leibeslänge unabhängig, denn gerade die Zwergvölker sind meist langköpfig. Auch über die Grundrassen, aus denen sich das dänische Volk zusammensetzt, ist Hansen noch im unklaren: es kann sich hier wie auf Bornholm nur um H. europaeus und H. brachycephalus handeln. Von Völkernamen abgeleitete Bezeichnungen für den rein naturwissenschaftlichen Rassebegriff (wie arische, keltische Rasse u. dergl.) sind selbstverständlich zu verwerfen. — Von der Arbeit Burraus über „des Kopfes Gestalt und Größe“ gilt hauptsächlich das eingangs Gesagte. Ludwig Wilser.

Rubner, Prof. Max, Volksernährungsfragen. Leipzig 1908, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Rubner war auf dem XIV. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie Referent über die Themata „die Frage des kleinsten Eiweißbedarfs des Menschen“ und „die volkswirtschaftlichen Wirkungen der Armenkost“. In dem vorliegenden Buche hat er seinen Bericht über beide Themata zusammengefaßt. Einleitend weist R. darauf hin, daß mancher der Kämpfe über die Größe des Eiweißminimums hätte erspart werden können, wenn man abgetrennt hätte das rein wissenschaftliche physiologische Problem: „Was ist das absolute Minimum der Eiweißstoffe, durch deren Zufuhr man beim Menschen noch ein N-Gleichgewicht erzielen kann?“ von dem praktischen Problem der Feststellung eines Kostmaßes für Personen, welche gemeinsam verköstigt werden sollen. Das von Voit empfohlene Kostmaß für den mittleren Arbeiter, bei dem die Forderung einer löslichen Zufuhr von 118 g Eiweiß zugrunde gelegt worden ist, sollte nach R. kein physiologisches Eiweißminimum sein, sondern eine auf wissenschaftlicher Forschung begründete Zusammensetzung einer gut resorbierbaren, abwechselungsreichen, der allgemeinen Geschmacksrichtung entsprechenden und auf die Dauer mit Behagen genießbaren Kost, bei der der Fleischnahrung eine gewisse Konzession gemacht worden ist, unter gleichzeitiger Voraussetzung eines kräftigen Körperbaues und berufsmäßiger kräftiger Arbeit. Im I. Teil werden dann nach Erörterungen der Fragen „des Stickstoffumsatzes im Hungerzustande“ und „bei stickstofffreier Kost“ eingehend behandelt „die Verschiedenheit der Ernährungsweise und des physiologischen Eiweißminimums“, sowie „der Eiweißgehalt in einer mittleren gemischten Kost“.

R. bekennt sich zu der Ansicht, daß, wenn auch bei der Voitschen Forderung von 118 g Eiweiß immer ein Ueberschuß von Eiweiß vorhanden ist, dieser Sicherheitsfaktor notwendig ist, gerade wie man eine Brücke viel stärker baut, als jemals die maximale zugelassene Belastung ausmacht. Einer Steigerung des Eiweißverbrauches über diese Grenze hinaus dürfe in keiner Weise das Wort geredet werden.

Im zweiten Vortrage wird zunächst „die Bedeutung der Volksernährung" entwickelt und ihre große Bedeutung für den Staat und seine Politik nachgewiesen; dann folgt im Kapitel: „Kritik der Feststellung einer Armenkost, die Unterernährung" eine lichtvolle Behandlung der so vielen und einander so widersprechenden Versuche, Beobachtungen und Behauptungen über diese Fragen. Im Kapitel „Ernährungsbilanzen und Konsumtionsbudgets" werden das Bilanzproblem und das diätetische Problem eingehend gewürdigt. Die Abschnitte „Land- und Stadtkost", „Definition einer Armenkost", „Armenkost und Nahrungsmittelpreise", „die Landflucht und deren Ernährungsfolgen", „der Alkoholismus und die Eiweißverarmung der Kost", „der Fleischbedarf der Bevölkerung", „allgemeine Uebersicht über die Wirkungen der Armenkost" und schließlich „Pflichten des Staates mit Rücksicht auf die Volksernährung" geben dem aufmerksamen Leser ein klares und vollkommenes Bild der jetzt endlich richtig gewürdigten Wichtigkeit der Ernährungsfragen und ihrer durch eifriges Studium der sicheren Errungenschaften der Ernährungsphysiologie und methodischen Ausbau dieser Wissenschaft, sowie durch die sozialhygienische Verwertung ihrer Ergebnisse möglichen Lösung.

Wer auf diesem schwierigen Gebiete von einem bewährten Meister des Faches sich sicher führen, gründlich belehren und mit den richtigen Zielen der weiteren Forschung vertraut machen lassen will, der lese die Rubnerschen Vorträge, neben einem wirklichen Genuß ist ihm umfassende Erweiterung seiner Kenntnisse sicher. Dr. Gasters.

Steiner, Max, Die Lehre Darwins in ihren letzten Folgen. Berlin 1908, Ernst Hofmann & Co. 244 S., 3 M.

Es ist schade, daß der Autor, der so reiche Kenntnisse und so große Begabung verrät, ein Buch geschrieben hat, wie es nicht geschrieben werden sollte. Er will aus den Forschungsergebnissen Darwins spekulative Folgerungen, insbesondere in ethischer und ästhetischer Richtung ziehen und nennt diese seine Folgerungen die letzten Folgen der Lehre Darwins. Er bringt in dieser unnatürlichen und erzwungenen Weise den „Darwinismus" in Gegensatz zu ethischen Grundsätzen, zum Christentume, zu den moralischen und Humanitätsidealen überhaupt.

Nur einige Anführungen aus dem Buche mögen dies dartun. „Der Darwinismus bezeichnet mit unzweideutiger Klarheit den Zank um den Futtertrog und den Trieb nach Befriedigung der geschlechtlichen Geilheit als die Brücke zu höherem Sein." „Christliche Nächstenliebe baute Spitäler und Siechenhäuser und nahm sich der Elenden an. Allein der Darwinist muß wünschen, daß sich die Auslese frei betätige." Der Arzt, der den Kranken beisteht, ist ein Feind der Entwicklung.

Voll Ingrimm darüber, daß die „Darwinisten" nicht die moralische und ethische Weltauffassung haben, wie sie der Verfasser von ihnen wünscht, schreibt er im Zorn: „Fremde Metaphysik verabscheuen die Darwinisten, fremde Ethik beten sie an. Die eigene Metaphysik dünkt ihnen vortrefflich und vor der eigenen Moral graut ihnen." . . . „Alle Errungenschaften der Naturforschung verschwinden gegenüber dem Faktum, daß für die drohenden Verluste an religiösem Boden bis jetzt nirgends ein Ersatz zu erhoffen ist."

Der in seinen Folgerungen befangene Autor kommt stellenweise zu solch krassen Schlüssen und Bemerkungen, daß er den Verdacht erwecken könnte, es liege hier ein versteckter Angriff von fanatischen Gegnern der Naturwissenschaft vor. Keinesfalls dürfen Betrachtungen in der Natur, aus denen diese oder jene Schlußfolgerungen für eine allgemeinere Auffassung der Naturentwicklung gezogen werden, in so gewaltsamer und irrtümlicher Weise zu ethischen, ästhetischen und metaphysischen Spekulationen mißbraucht werden. Trotz vieler schöner und geistreicher Details hat deshalb das vorliegende Buch nur bei den Gegnern wissenschaftlicher Aufklärung auf Anerkennung zu rechnen.

Dr. Heinrich Stein.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische Revue

VII. 11. — 1909.

Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Mikrohistorik.

Rudolf Goldscheid.

Nichts ist interessanter als zu beobachten, wie sich zwischen Natur- und Geisteswissenschaften die Fäden hinüber und herüber spinnen. Als Darwin mit seiner Entwicklungslehre auf den Plan trat, da waren es vor allem die Vertreter der Geisteswissenschaften, die Darwins Gegner im naturwissenschaftlichen Lager aufs mächtigste unterstützten. Der Konstanzgedanke schien ihnen weitaus glaubhafter als die Annahme kontinuierlicher Variation. Und doch ist genau genommen die Entwicklungslehre als Ganzes und in ihrer grundlegenden Methode nichts anderes als die konsequente Uebertragung des Historismus auf das Naturgeschehen. Nichts hat die historische Schule energischer vertreten als den Gedanken, daß in der Geschichte nichts geschaffen wird, sondern daß in ihr alles historisch geworden ist. Und was hat denn schließlich Darwin anderes gesagt, als daß die einzelnen Arten nicht Produkte der Schöpfung seien, sondern Produkte des historischen Werdens? In der Geschichte wollten dieselben Gelehrten von der Katastrophentheorie nicht das geringste wissen, die hinsichtlich der Naturgeschichte jeden Angriff auf die Katastrophentheorie als ein Sakrilegium betrachteten. Freilich in der Staatengeschichte, da stand nur die menschliche Schöpferkraft in Frage, während es sich im Naturgeschehen um Gottes Schöpferleistung handelte. Hier wollte man darum von der strengen Anwendung der historischen Methode nichts mehr hören. Aber trotz allem Widerstand der Vertreter des Historismus hat sich dieser doch auch in der Naturwissenschaft seinen Weg gebahnt und hier sogar eine unendliche Verfeinerung erfahren. Der in die Naturwissenschaft eingedrungene Historismus verband sich dort mit dem Prinzip der Infinitesimalmethode, das hier bereits die großartigsten Triumphe erzielt hatte.

Man kann zum vollen Verständnis des Entwicklungsbegriffes allein gelangen, wenn man ihn selbst entwicklungstheoretisch betrachtet, d. h. wenn man sich auf den historischen Boden begibt, aus dem die Entwicklungslehre hervorwuchs. Der Begriff der Entwicklung soll ursprünglich vor allem den Gegensatz zur Konstanz bezeichnen. Der Historismus im Sinne des Kontinuitätsprinzips angewendet auf das

gesamte organische Geschehen: darin wurzelt die Lamarck-Darwinsche Deszendenztheorie. Der Entwicklungsgedanke bringt zum Ausdruck, daß die Organismen allmählich geworden sind, nicht aber fertig geschaffen wurden. Entwicklung bedeutet also das kontrollierbare Werden. Etwas vom Entwicklungsstandpunkt betrachten heißt, es vom Standpunkt des kontrollierbaren Werdens aus betrachten, heißt es nach genetischer Methode unter Zugrundelegung des Infinitesimalprinzips untersuchen. Die Entwicklungstheorie ist die durch die Methoden der Naturforschung verfeinerte historische Denkweise. Die Entwicklungslehre erforscht das phylogenetische Wachstum und zwar auf dem Wege der zwei Grundoperationen des wissenschaftlichen Denkens: durch Differenzieren und Integrieren. Zuerst wird der Vorgang in möglichst viele räumliche und zeitliche Differenziale zerlegt, um dann mit den Integralen der konkreten Anschauung und lebendigen Erfahrung im höchsten Maße exakt arbeiten zu können. Dies wird namentlich dadurch erreicht, daß man neben diesen noch künstliche Integrale bildet, indem man die typischen, immer wiederkehrenden Sukzessionen, die relativ konstantesten Relationen zu Gesetzen, Tendenzen oder Regeln hypostasiert. Die Geschichte unterscheidet sich dadurch von der Entwicklungslehre, daß sie gröber arbeitet, daß sie komplexere Gebilde wie diese als Einheiten behandelt. Diese gröbere Forschungsmethode ist dort die brauchbarere, wo die Infinitesimalmethode noch vor einem Chaos von Differenzialen steht und deshalb überhaupt nicht leistungsfähig ist. So bleibt die makroskopische Forschungsmethode der Geschichte solange eine Notwendigkeit, als die mikroskopische Methode der Naturwissenschaft die kompliziertesten Vorgänge des Werdens noch nicht zu erfassen vermag.

Es ist nun nicht verwunderlich, daß heute, wo der Entwicklungsgedanke über den Konstanzgedanken, wenigstens in seiner alten Fassung, vollständig gesiegt hat — und wo darum auch der Protest der Vertreter der Geisteswissenschaften gegen die deszendenztheoretische Methode allmählich zu verstummen beginnt — die naturwissenschaftliche Methode auch auf die Geisteswissenschaften und namentlich auf die Geschichte selbst zurückzuwirken anfängt, und diese zu ihrer Arbeitsweise zu bestimmen sucht. Es ist aber für den Umschwung unserer gesamten Weltanschauung besonders bezeichnend, daß es ein Vertreter der Geisteswissenschaften, nämlich der bekannte Berliner Soziologe Alfred Vierkandt, ist, der nun mit der Forderung auftritt, das Prinzip der Infinitesimalmethode auch auf die Geschichtswissenschaft zu übertragen. Alfred Vierkandt hat sich bereits durch ein ganz vortreffliches Buch „Naturvölker und Kulturvölker", wie durch eine Reihe kleinerer Arbeiten hervorgetan. Kürzlich hat er nun eine neue soziologische Studie veröffentlicht unter dem Titel: „Die Stetigkeit im Kulturwandel"[1]). In der Einleitung dieser Schrift sagt er: „Die Betrachtung des geschichtlichen und gesellschaftlichen Lebens wird sich in der Tat mit dem Gedanken, daß alles Große auf einer Häufung kleiner Vorgänge beruht, in ähnlicher Weise vertraut machen müssen, wie die

[1]) Alfred Vierkandt „Die Stetigkeit im Kulturwandel". Leipzig 1908, Duncker & Humblot. 209 Seiten.

Naturwissenschaften bereits an der Schwelle der Neuzeit in dem Begriff des unendlich Kleinen sich ein so weittragendes Erkenntnisinstrument geschaffen haben.“ Im Geiste dieser Forderung behandelt er nun die gesamten sozialgeschichtlichen Probleme. Er will zeigen, wie alle großen Veränderungen nichts sind, als der sichtbare Ausdruck relativ ganz geringer Variationen, die sich im Laufe der Zeiten gehäuft haben. Vierkandt bringt es sich freilich nicht selber zum Bewußtsein, daß der Entwicklungsgedanke nichts anderes ist, als der Historismus des Naturforschers; aber das, worauf er hinaus will, das ist eben doch in erster Linie die Umbildung der Geschichtswissenschaft im Sinne des Historismus des Naturforschers. Neben der großen Historie soll also künftig auch Mikrohistorik betrieben werden, so ließe sich die Gesamttendenz des Vierkandtschen Buches am besten charakterisieren. Auf Grund der exaktesten Feststellung des Wesens und des Maßes der Variabilität im kleinen will er bündige Schlüsse ziehen auf den Wahrscheinlichkeitsgrad des Tempos der Variationen im großen.

Es ist sehr bemerkenswert, eine wie lange Zeit nach dem Auftreten der Deszendenztheorie vergehen mußte, bis man auf den Gedanken kam, daß an den Fall der Katastrophentheorie im Entwicklungsprozeß sich auch der Sturz der Katastrophentheorie im historischen Geschehen knüpfen könnte. Noch interessanter aber muß erscheinen, daß Vierkandt bei seinem Bestreben, die Geschichte nach der deszendenztheoretischen Infinitesimalmethode zu betrachten, dazu gelangt, eine weitaus größere Stetigkeit im Kulturwandel zu erkennen, als die bisher angenommene. Gerade der Variabilitätsgedanke nähert ihn dem Konstanzprinzip. Das scheint im ersten Augenblick außerordentlich paradox, ja beinahe geradezu widersinnig, aber bei genauem Zusehen wird sich uns offenbaren, daß die Entwicklungslehre eine Deutung zuläßt, welche sie zu einer Lehre von der relativen Konstanz macht.

Darwin sah sich vor zwei unleugbare Tatsachen gestellt: vor die Tatsache, daß im Laufe der Jahrtausende große Veränderungen der Flora und Fauna unseres Erdballes zu konstatieren waren und vor das Faktum, daß im großen und ganzen innerhalb kurzer Zeiträume in der freien Natur keine wesentlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Generationen derselben Arten festzustellen sind. Dieser Widerspruch drängte ihn, namentlich wenn er ihn in Verbindung mit den Züchtererfahrungen betrachtete, zu der Einsicht, daß die großen Veränderungen in der Hauptsache nichts anderes sein könnten, als die Summation unendlich kleiner Variationen. Indem er also eine gewisse Stetigkeit im Wandel annahm, wurde für ihn jede Katastrophentheorie entbehrlich. Er sah wohl, daß in einzelnen Fällen auch größere sprunghafte Variationen vorkamen, aber er erkannte zugleich, daß diese Singulärvariationen in der Regel nicht die Ursache der Entstehung neuer Arten bilden konnten. In diesem Sinne ist Darwins deszendenztheoretische Variabilitätslehre die Lehre von der relativen Konstanz. Sie zeigt, wie die Arten konstant scheinen und doch variabel sein können.

Der französische Philosoph Henri Bergson führt in seinem äußerst interessanten Werk „Materie und Gedächtnis“ gelegentlich aus, daß wir, wenn wir die Empfindung rot, von der man heute annimmt,

daß sie das psychische Produkt von vierhundert Billionen aufeinander folgender Aetherschwingungen in der Sekunde ist, so erleben sollten, daß wir jede einzelne Schwingung separat wahrnehmen, wir zum vollen Erlebnis dieses Prozesses mindestens fünfundzwanzig Jahrtausende benötigen würden.

Unsere Wahrnehmung setzt sich nun aber nicht aus Differenzialen, sondern aus Integralen zusammen. Und wie wir bei den einfachsten Empfindungen nicht die Differenziale, sondern die Integrale erleben, so ist es auch der Fall bei weitaus komplizierteren Vorgängen. Die Veränderungen scheinen uns viel sprunghafter, als sie in Wirklichkeit sind, weil unsere natürliche Wahrnehmung eine relativ grobe ist. In dieser relativ groben Wahrnehmung des natürlichen Erlebens wurzelt der Konstanzglaube. Ebenso wie wir aber angesichts dessen aus der scheinbaren Konstanz keine absolute Konstanz machen dürfen, ebenso versündigen wir uns an den Tatsachen, wenn wir irgendwo an wirklich vollends sprunghafte Variationen glauben. Indem Vierkandt so den durch die Entwicklungstheorie verfeinerten Historismus auf die Geschichtsforschung zurück überträgt, muß er notwendig dazu gelangen, „die Stetigkeit als das empirische Gesetz alles historischen Geschehens" zu betrachten. Dieser Ausgangspunkt führt ihn dann weiter dazu, den allerfeinsten Bedingungen des Kulturwandels seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er forscht gewissermaßen in ähnlicher Weise nach der Entstehung neuer geistiger Daseinsarten, wie Darwin das Entstehen neuer morphologischer Charaktere zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte. Damit erheblichere Abänderungen zustandekommen können, müssen nach Vierkandt drei Voraussetzungen erfüllt sein. Es muß ein bestimmter Zustand der Reife in der gesamten geistigen und moralischen Konstitution der betreffenden Gruppe, um die es sich handelt, vorhanden sein, es müssen in den Individuen starke Bedürfnisse nach einer bestimmten Richtung drängen, und es muß irgendein Auslösefaktor sich betätigen, der alles in lebhafte Bewegung bringt. Keiner dieser Faktoren darf fehlen, wenn große Veränderungen zustande kommen sollen. Und Vierkandt meint nun, daß eben die Unentbehrlichkeit des gleichzeitigen Vorhandenseins so verschiedenartiger Faktoren die Ursache für das relativ langsame Tempo aller sozialen Veränderungen ist.

Diese Einsicht bestimmt auch seine Auffassung über den Einfluß der Ideen und der großen einzelnen Persönlichkeiten auf das Geschehen. Die Wirksamkeit der Ideen darf nach ihm deshalb nicht überschätzt werden, weil der Gesamtorganismus der Einzelnen bei der Durchschnittskonstitution des Menschen bisher noch immer so geartet ist, daß weitaus überwiegend verhältnismäßig primitive Bedürfnisse denselben determinieren. Große Persönlichkeiten spielen darum für Vierkandt — wenn er dies auch nicht selbst ausspricht, so ist es doch gestattet, seine Auffassung so zu interpretieren — nur die Rolle, die in Darwins Entwicklungslehre den Singulärvariationen zugesprochen wird. Sie können, so groß auch ihre Initiative sein mag, den Gesamtcharakter der Art nicht mit einem Schlage verändern. Und noch weniger darf man sich nach Vierkandt von dem Einfluß der Ideen versprechen. Alle humanen Antriebe verfügen ursprünglich nur über

relativ schwache Kraft; die höheren Gefühle vermögen sich immer nur an den niederen langsam emporzuranken. Er ist darum der Meinung, es stelle ein äußerst wichtiges heuristisches Prinzip dar, wenn man bei der Erklärung jedes Kulturwandels sein Augenmerk vor allem auf die „naheliegendsten, einfachsten, drastischsten und namentlich trivialsten Motive" richtet. Die enge Berührung seiner Anschauung mit der materialistischen Geschichtsauffassung ist damit offensichtlich gegeben. Aber er versucht, sie zu einer erweiterten Konzeption auszugestalten, indem er nicht nur in den ökonomischen Momenten, sondern zugleich in einer Reihe anderer primitivster Anreize jene trivialen Motivationen erblickt, die er als die stärksten Vehikel des historischen Geschehens ansieht. Man könnte den historischen Materialismus Vierkandts im Unterschiede von der materialistischen die trivialistische Geschichtsauffassung nennen. Diese trivialistische Geschichtsauffassung muß aber natürlich notwendig zugleich eine kollektivistische sein. Die schöpferischen Geister sind für ihn, der im Großen stets nur eine Summation des unendlich Kleinen erblickt, nichts anderes als Eklektiker, die alles bisher Dagewesene um eine neue Nuance bereichern. Selbst, wenn man die große Persönlichkeit als Singulärvariation im Darwinschen Sinne betrachtet, stellt sie nichts vollkommen Neues dar, sondern ist nur eine neue Synthese alles früher Dagewesenen.

Da für Vierkandt das ideelle Moment nur einen relativ untergeordneten Faktor im Geschehen spielt, bekennt er sich schließlich zu der Anschauung, daß das Wesen des Historischen der rationalen Konstruktion widerstrebt. Seinen Standpunkt des Irrationalismus begründet er folgendermaßen: „Erstens (meint er) ist das Auftreten von Bedürfnissen im allgemeinen keine unbedingte Notwendigkeit. Ihr Entstehen hängt vielmehr häufig von durchaus inadäquaten, in diesem Sinne zufälligen Ursachen ab. Zweitens entspringt auch das Durchdringen derartiger Bedürfnisse in der Regel aus keiner inneren Notwendigkeit, sondern hängt wiederum von den besonderen Konstellationen, insbesondere oft von einem Zusammentreffen heterogener Ursachen ab. Drittens wird ein solches Bedürfnis selten in adäquater Form befriedigt." Mir will nun freilich scheinen, daß Vierkandt den irrationellen Charakter der Kultur weitaus schärfer betont, als es den Tatsachen nach gerechtfertigt wäre. Der Schein des vollkommen Irrationalen in der Kulturentwicklung entsteht wohl vor allem durch das, was ich die Interferenzerscheinungen der vernunftgemäßen Betätigung nennen möchte. Indem die einzelnen Individuen vorerst ihre naheliegendsten Interessen zu befriedigen suchen, entsteht ein Widerstreit zwischen den Interessen der verschiedenen Einzelwesen, und dieser Widerstreit, diese Interferenz der rationalen Betätigungen der Einzelnen erweckt leicht die Meinung, als ob es in der Geschichte im großen und ganzen nirgends auf die Verwirklichung vernünftiger Zwecke abzielte. Dieser Eindruck wird noch ganz besonders dadurch unterstützt, daß die führenden Persönlichkeiten, denen die Aufgabe zufiele, den Widerstreit der individuellen Interessen im Sinne eines sozialen Zweckes zu versöhnen, auch wieder Interessenvertreter sind, die die Neigung haben, ihren egoistischen Vernunftzielen die Vernunftziele aller anderen zu unterordnen. Die Irrationalität der

Kulturentwicklung erscheint mir darum in erster Linie nicht das Produkt der vernunftlosen Animalität der Menschen schlechthin, sondern ihrer egoistischen Rationalität, die bisher nur im geringen Umfang in wahrhaft soziale Rationalität umgewandelt werden konnte, was aber weniger an den egoistischen Masseninstinkten als an den egoistischen Instinkten derjenigen liegt, die berufen wären, die Massen auf ein höheres Niveau zu heben.

Neben dieser Einwendung hätte ich auch eine Reihe von anderen Argumenten gegen Vierkandt vorzubringen. Es würde aber weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, sie auch nur anzudeuten. Auf einen wesentlichen Punkt muß ich aber doch noch zu sprechen kommen. Und zwar ist dies die Frage über das notwendige Tempo des Fortschritts. Vierkandt gelangt diesbezüglich zu einer relativ pessimistischen Auffassung. Ich will nun keineswegs behaupten, daß Vierkandt diese nicht durch reiches Belegmaterial sehr glaubhaft gemacht hat, aber ich bin doch der Meinung, daß er endlich und schließlich nur durch einen der Grundirrtümer Darwins zu seinem Standpunkt gelangt ist. Es war der Hauptfehler Darwins, daß er die organische Entwicklung zu sehr als eine Auswicklung, zu sehr als eine Entwicklung von innen nach außen betrachtete, ohne genügend den großen Einfluß zu berücksichtigen, den das Milieu auf die Organismen nicht nur ausüben kann, sondern ausüben muß. In der Natur ist es das Milieu, welches die Rolle des Züchters spielt. Wechselt die gesamte Reizkonfiguration, welche das Milieu konstituiert, so müssen die Organismen variieren und zwar weitaus rascher variieren, als dies unter normalen Verhältnissen geschieht. Die inneren Anlagen, die inneren Tendenzen sind ja nichts, was den Individuen unabhängig von jeweiligem Milieu schlechthin zukommt, sondern sie sind der Ausdruck einer bestimmten Art des Zusammenwirkens zwischen Individuum und Milieu. Wie man in der Psychologie heute von der Introjektion abgeht und alles in Relationen aufzulösen sucht, so müssen wir auch aufhören, die Eigenschaften als etwas absolut den Dingen Anhaftendes zu betrachten, und das gleiche müssen wir auch bezüglich der Funktionstendenzen der Organismen tun. Vermeiden wir aber die falsche biologische Introjektion, dann erkennen wir das Milieu als eine der Funktionstendenzen des Individuums selber; das Milieu erscheint uns dann als ein Mitbestimmungsstück dessen, was wir Anlagen des Individuums nennen. Die Infinitesimalvariationen der Organismen werden also in einem anderen Tempo erfolgen, je nachdem das Milieu das gleiche bleibt oder wechselt. Uebertragen wir diese Einsicht auf das Phänomen des geschichtlichen Prozesses, dann können wir nicht daran zweifeln, daß im selben Momente, wo Ideen anfangen, Institutionen und damit Milieubedingungen zu werden, das Tempo der Variation notwendig rasch wachsen muß. Dann sind gewissermaßen die Voraussetzungen für die Mutation gegeben, und das Tempo des Fortschritts kann ein wesentlich anderes werden. Die Stetigkeit scheint dann unterbrochen, ohne es in Wirklichkeit zu sein, weil eben die rapiden Veränderungen nichts anderes sind, als die plötzlich zum Ausdruck gelangten Summationen unendlich zahlreicher Infinitesimalvariationen der Vergangenheit, oder der Zwang zu rapid gesteigerter Anpassungstätigkeit, durch Veränderung an einem

Zentralpunkt des Organismus infolge des relativ plötzlich und intensiv veränderten Milieus.

Mit diesen Einwendungen soll aber der Wert des Vierkandtschen Buches in keiner Weise herabgesetzt sein. Im Gegenteil: gerade durch die scharfe Untersuchung der Ursachen der Langsamkeit aller Entwicklung empfängt es seine grundlegende Bedeutung. Ueberdies enthält es eine Fülle von neuen Gesichtspunkten, eine Menge von Anregungen, ist äußerst klar geschrieben und belegt alle aufgestellten Behauptungen mit bestem Tatsachenmaterial. Zahlreiche Beispiele aus der Geschichte unterstützen die Lebendigkeit der Darstellung und machen auch das Abstrakte möglichst konkret. Namentlich aus den Anfängen der Kultur ist eine große Reihe von Fakten zusammengetragen. Vierkandts Buch ist durchaus von Wirklichkeitssinn erfüllt; die Entwicklung aller Wissenschaften liefert ihm Belege, und auch das ethnologische Material von Forschungsreisenden unter Naturvölkern ist reichlich benützt. Die Lektüre des Vierkandtschen Buches muß in erster Linie allen Historikern und Soziologen auf das wärmste empfohlen werden. Aber auch für die Naturforscher dürfte es von großem Interesse sein, bei Vierkandt zu sehen, wie gute Dienste ihre Verfeinerung der historischen Methode nunmehr den Historikern selbst leistet, die ihre Bestrebungen ehemals am heftigsten angriffen, ohne einzusehen, wie sehr sie sich damit einen Schlag ins eigene Gesicht versetzten.

Besonders einen sehr tröstlichen Gedanken möchte ich am Schlusse als das Ergebnis des Vierkandtschen Buches hervorheben. Indem er, wenn auch nicht als erster, so doch sicherlich plastischer und konzentrierter als sein Vorgänger, zeigt, wie auch in der Geschichte der Gesellschaft alles Große nur die Summation von unendlich Kleinem ist, gibt er jedem Kulturarbeiter, welches auch immer die Erfolge seiner Bestrebungen während seines Lebenslaufes sein mögen, die wohltuende Gewißheit, daß er nicht umsonst in unendlicher Mühe gewirkt und geschaffen hat, sondern daß sich aus unzähligen solcher kleiner Beiträge, wie dem seinigen, endlich das Große aufbaut, das dann die Welt erobert.

Atavismus im Neuen.

Eberhard Kraus.

Wenn in diesem Aufsatz von Atavismus im Neuen gesprochen werden soll, so handelt es sich, kurz gesagt, um nichts anderes, als um den Versuch des Nachweises, daß primitive Anlagen, natürliche Neigungen auch in vorgeschrittenen Zuständen, in künstlichen Lebensverhältnissen solange zum Durchbruch kommen und regulierend wirken, als die Mehrzahl des Volkes noch von Mut, Zuversicht, freudiger Bejahung des Notwendigen und Zeitgemäßen erfüllt ist. Der von starken Ahnen ererbte ungebrochene Daseinswille offenbart sich schon deshalb oft gerade in durchgreifenden Neuerungen am auffälligsten und überzeugendsten, weil zu planmäßiger Anpassung an veränderte Lebensbedingungen geistige Spannkraft und körperliche Frische nicht zu

entbehren sind. Im allgemeinen schreitet ja der unvermischte Arier, gleich dem rassereinen Semiten oder Mongolen, nur unter zwingenden Antrieben zu sozialen oder wirtschaftlichen Reformen; die nervöse Neuerungssucht kennzeichnet die Mischrasse und wird durch deren blendende Augenblickserfolge nur zu leicht auf blutreinere Stämme übertragen. Diese gebieterischen Antriebe ergeben sich aber meist gerade aus den geistigen Arbeiten und Errungenschaften des Ariers, der sich gezwungen sieht, b zu sagen, nachdem er einmal a gesagt hat. Goethe gibt diesem häufig wiederkehrenden Kausalnexus im „Faust" den treffenden Ausdruck:

> „Am Ende hängen wir doch ab
> Von Kreaturen, die wir machten!"

Die Anpassungsfähigkeit des Nordländers ist sehr groß und findet ihre politischen Grenzen nur in den Ländern mit Herdenbevölkerung ohne kriegerische oder geistige Auslese (Türkei), ihre geographischen in den Tropen. Bei entarteten Ariern verschwindet mit der Anpassungsfähigkeit auch die reformatorische Kraft.

Die Darstellung soll sich auf einige bevorzugte Stämme der Nordlandrasse beschränken, die ihre hohe Kulturfähigkeit drei *angeborenen* Eigenschaften zu danken hatten: körperlicher Energie, geistiger Vorstellungskraft und technischem Geschick. Die letztgenannte Befähigung hat ihre tiefsten Wurzeln in dem *Sinne für Proportionen*, dem hier das hellenische Bildwerk, dort der römische Aquädukt, dort weiter das nordische Seeschiff nahezu mit der Unmittelbarkeit einer Urzeugung entspringt. Der Satz „Not macht erfinderisch" bietet keine ausreichende Erklärung für die wunderbare Konstruktionsgabe des Nordländers. Wohl herrschte im kargen Norden immerwährende Not. Dort aber hat der Menschengeist seine Schwingen niemals sehr weit zu entfalten vermocht. Im Kulturzustande gesegneterer Länder entsteht durch Uebervölkerung, durch das Gedränge um die Nährplätze eine andere Art von Not, die selbständig geartete Geister leicht in neue Bahnen hineintreibt. Es läßt sich aber unschwer der Nachweis führen, daß einer ganzen Anzahl von Erfindungen, Entdeckungen, weittragenden Geistestaten der Stimulus des materiellen Drucks fehlte, daß sie dem tiefen Born einer überquellenden *Produktivität* entsprangen, der reiche *Ausführungsmittel* zur sofortigen Verfügung standen.

Der sieghafte Lebenswille dürfte wohl bei denjenigen Arierstämmen, die am frühesten in die Ferne zogen, am stärksten entwickelt gewesen sein; sie waren eine Auslese aus dem härtesten, auf europäischen Wanderzügen allmählich erprobten und ausgewählten Menschenmaterial. *Zwei* Heldenzeitalter durchlebten die *indischen Arier*. Das erste um 2000 v. Chr., als sie ins Pandschab eindrangen, das zweite *fast tausend Jahre später*, als sie das Innere der Halbinsel unterwarfen (Sparta und Rom waren im Laufe eines Jahrtausends zu Schatten ihrer früheren Größe herabgesunken). Zwischen den beiden Blüteperioden der indischen Literatur lagen 3—4 Jahrhunderte! Kein anderer Stamm hat mit solchem Erfolg seine *Sprache* auf fremde Rassen übertragen. Als Persien eine leichte Beute fremder Eroberer wurde, leistete Indien noch zähen Widerstand. Die herrschenden Geschlechter hatten ihre Rasse so rein erhalten, daß König Poros den

doch gewiß kräftig gebauten Makedoniern als Riese erschien. Der politische Verfall der Indier mußte eintreten, als der Kriegerstand abgewirtschaftet hatte und seine Stellung an die von ihm früher wiederholt gedemütigte Priesterkaste abtreten mußte, die nun mit ihren transzendentalen und mystischen Ideen die Köpfe verwirrte. Der Arier ist tief religiös veranlagt, sein ureigener Glaube aber ein Bekenntnis zur Tat, der geborene Verkünder und Blutzeuge des Bekenntnisses der Krieger. Das gilt für alle Stämme unserer Rasse, auch für Perser, Hellenen, Römer, Urgermanen. Der im Bann der Pietät stehende, aber innerlich freie Kriegsmann allein ist fähig, sowohl den eigentlichen Gehalt des Glaubens der Väter in Treue zu pflegen, wie im gegebenen Augenblick beengende äußerliche Kultusfesseln abzuschütteln, wie jener römische Konsul, der die heiligen Hühner ins Meer werfen ließ, als sie nicht nach seinen Wünschen weissagten, wie zahllose freigeistige Germanenrecken, wie die großen Zaren Rußlands, die der Sache ihrer Kirche wohl den Arm liehen, ihr aber niemals das Haupt beugten. Das Sonnenland Indien hat den Arier schließlich in seinen Anschauungen wie in seiner Lebensführung zum Orientalen gemacht. In seiner versteinerten Glaubenslehre erhielt er sich von seinem alten Geistesbesitz nichts als ein ebenso unwandelbares Rassenbewußtsein — immerhin, wie man zugeben muß, nicht zu seinem Nachteil! Gerade das Rückgrat des Stammes, der Kriegerstand, ist leider dadurch, daß er sich von den Priestern die Führung abnehmen ließ, zusammengebrochen. Die Radschputen, die allmählich seinen Platz einnahmen, haben daher weit weniger strenge Ehegesetze als die Brahminen, wählen ihre Lebensgefährtinnen sogar in der Regel außerhalb ihrer Kaste. Immerhin ist auch der heutige Arier Indiens ungeachtet seiner starken Blutmischung tief von der Notwendigkeit durchdrungen, den Willen wie den Intellekt der Rasse in den Dienst des Rassegedankens zu stellen. Gewiß sind auch im Buddhismus machtvolle Wesenszüge arischen Denkens und Empfindens enthalten, aber sowohl die Brahminen wie die früheren Kschatriya hatten für die alte Weisheit und Gemütstiefe in diesem Neuen deshalb kein Verständnis, weil es ihren gewohnten Rassenschutz zu gefährden drohte und vertrieben es deshalb aus dem eigenen Ursprungslande. Der Wille der Indier konnte durch frischere und stärkere Völker gebrochen werden, sie gerieten unter das Joch mohammedanischer Mongolen, dann christlicher Europäer. Es ist aber niemals gelungen, sie geistig zu überwinden.

Das Hellenentum läßt uns schon in seiner frühesten Zeit eine wunderbare Vereinigung wirtschaftlicher Schöpferkraft mit hohem Geistesschwung sehen. Zu homerischer Zeit gab es in Griechenland eine hochentwickelte Pferde-, Rinder- und Schweinezucht, wie sie in diesem Schaf- und Ziegenlande heute nur vereinzelt anzutreffen ist. (Das ganze neugriechische Königreich zählt noch nicht 200 000 Rinder.) Der gesellige Verkehr unter den Vornehmen war so heiter und natürlich, wie später im germanischen Mittelalter. Zeitiger als in anderen arischen Ländern gingen die Handelsstädte zur Geldwirtschaft und damit zur Depossedierung des kriegerischen Landadels über. Im Perserkriege wurden bloß noch Sparta und Thespiä vom Adel regiert und die Kontingente dieser Städte waren die einzigen, welche die

Ehre über das Leben stellten und sich in den Thermopylen von den Barbaren niederhauen ließen. Einigermaßen rasserein waren damals wohl nur noch die herrschenden Klassen Spartas. Von dem bei Platää gefallenen spartanischen Helden Kallikrates wird berichtet, er wäre der größte und schönste Mann im griechischen Heer gewesen. Ueberraschen muß, selbst wenn man mit Delbrück mit den Uebertreibungen eines lebhaften, phantasievollen Volkes rechnet, die ansehnliche Zahl der damaligen Truppenkörper. Mittelgriechenland war so bevölkert, daß Epameinondas mit siebzigtausend Mann in den Peloponnes eingefallen sein soll, wo es doch mindestens ebensoviel waffenfähige Männer gab. Im letzten Türkenkriege war das ins Feld gerückte neugriechische Heer kaum halb so stark. — Daß der hellenischen Kunst viel Schulmäßiges und Schablonenhaftes anhaftet, kann heute kaum mehr bestritten werden. Daß es ihr aber tatsächlich gelungen ist, das apriorische Schönheitsideal zu finden, läßt sich aus der Leichtigkeit nachweisen, mit der jedes ihrer Meisterwerke nach den Gesetzen des goldenen Schnittes zergliedert werden kann. Diese Kunst war nichts als ein Abglanz des Ebenmaßes der Rassenschönheit, die allerdings einem Schönheitskanon untergeordnet wurde. Für den Gesichtsschnitt wurden möglichst weiche, harmonische Linien gewählt, die unter Nordländern wohl vorkommen, aber nicht für sie typisch sind.

Die städtischen Bevölkerungen in Hellas waren in hohem Maße neuerungssüchtig. Nur an ihren religiösen Vorstellungen hielten sie mit solcher Starrheit fest, daß selbst ein so angesehener Denker wie Sokrates ihnen zum Opfer fallen mußte. Die Dichtung war von Liebe und Verehrung für die Religion durchwärmt wie bei keinem andern Volk der Welt. Diese alten Achäer und Ionier liebten ihre Götter deshalb so herzinnig, weil sie sie nach ihrem eigenen Bilde geschaffen hatten. Anders als das Epos griff aber das Drama unmittelbarer auf den ältesten Naturmythos mit seinen heiligen Schauern vor dem Uebermächtigen, Geheimnisvollen, Unerklärlichen zurück. Die zerstückelten Glieder in den Tantalidensagen sind nichts anderes als die Sterne, die man sich als Teile des blutig erlöschenden Tagesgestirns vorstellte. Orestes ist die nach dem Untergange des Himmelsgottes (es gab früher einen Zeus Agamemnon!) aus der Finsternis (Klytemnästra) wiedergeborene Sonne, der der Mond (Elektra) vorausleuchtend die Bahn frei macht. Der junge Tag tötet die Mutter, wie sie den Vater vernichtet hat. Mit der fortschreitenden Sozialisierung wurden alle diese uralten Vorstellungen vermenschlicht, wurde der Begriff der Schuld hineingetragen. Ich habe es schon früher als wahrscheinlich hervorgehoben, daß die ältesten Arier, die Ahnen späterer Krieger und Eroberer, friedliche, gutnachbarliche, blutscheue Menschen waren, und daß ihre gewalttätigen Eigenschaften sich erst entwickelten, als das Land ihnen knapp zu werden begann. Die Blutscheu des heutigen Europäers, die ihn dem Asiaten, dem Neger geradezu als lächerliche Figur erscheinen läßt, läßt sich nur als Rückfall in die ehemalige Bedenklichkeit erklären. So mag denn nach dem engeren Zusammenrücken der hellenischen Eroberer unter ihnen die Erinnerung an den alten „Animismus“ wiedererwacht sein, der der Seele jedes Wesens heiligen Respekt entgegentrug und selbst das Leben des Opfertieres

nur mit Hülfe einer Art Kriegslist (als Strafe für das Verzehren geweihter Körner) zu nehmen gestattete. Natürlich war mit diesem Zeitpunkt auch ihre Furchtbarkeit im Kriege vermindert. Kämpfenden Naturvölkern erscheint es als etwas ganz Erlaubtes, ja Selbstverständliches, Menschenleben hinwegzuräumen, welche die eigene Bahn zum Erfolg, zur Macht versperren. Moses, der den Aegypter erschlug, erließ wohl das Gebot „Du sollst nicht töten!", aber selbstverständlich mit dem Sinne: „Töte keinen Juden!" Der Brudermord erschien schon der ältesten Sage der Juden als etwas besonders Verabscheuenswertes, und doch scheute Abimelech, der Sohn Gideons oder Jerubbaals (wie es scheint, des ersten Alleinherrschers der Juden) auch davor nicht zurück, als er, um den väterlichen Hochsitz besteigen zu können, an einem einzigen Tage siebzig seiner Brüder abschlachten ließ. Bei den Germanen war „sibja" stets gleichbedeutend mit „Friede", der Verwandtenmord die ruchloseste der Untaten. Man entsinne sich aber nur, welche Greuel sich inmitten von Königsgeschlechtern des Frankenreiches, Englands, Skandinaviens abgespielt. In Zeiten, in denen jeder nur die Wahl hat, entweder Hammer oder Amboß zu sein, erblicken die Völker ihr Heil in Präventiv-Kriegen, die Fürsten in Präventiv-Morden.

Waren die Hellenen in ihrem Bildungszustande somit Erzphilister geworden, die sich, wie die Römer spotteten, beständig für den Krieg übten, während Rom Kriege zu führen wußte (wer denkt da nicht an Engländer und Preußen?), so erhielten sie sich doch bis zuletzt einige atavistische Gewohnheiten der raufenden, nicht eigentlich erobernden Völker. Politische und militärische Erfolge können natürlich nur durch Organisation, d. h. durch Gliederung und richtige Verteilung der Funktionen errungen werden. Bei den Spartanern bot die politische Ordnung die Grundlage der militärischen. Der König war das Haupt des Heeres und mußte durch ein Gefolge von ausgewählten Leuten vor den Gefahren des Kampfgetümmels geschützt werden. Ging die Schlacht verloren, dann durfte er freilich nicht weichen. Bei den Athenern war der Oberbefehl vielköpfig oder wechselnd, der Feldherr mußte noch vielfach den Vorkämpfer spielen. So fiel der attische Feldherr Lamachos in einem Zweikampf vor Syrakus. Epameinondas, wohl der genialste Stratege Altgriechenlands, zog bald als Führer, bald als gemeiner Soldat ins Feld und genoß bei Mantineia so geringen persönlichen Schutz, daß der ihm körperlich überlegene Spartaner Antikrates ihn zum Zweikampf nötigen und mit dem Speer durchbohren konnte. Die Makedonier hatten die größte Aehnlichkeit mit den Normannen. Sie waren trunksüchtig, unglaublich sinnlich und der Preis aller Laster gebührte ihrem König Philipp — der daneben freilich der bedeutendste politische und militärische Reformator seiner Zeit war. Ganz wie bei den alten Skandinaviern war keiner ihrer Könige vor den Schwertern seines Gefolges sicher, keiner aus dem Gefolge vor dem Zorn des Königs. Philipp wurde bekanntlich ermordet, Alexander wurde im Jähzorn zum Totschläger. Reines Berserkertum unter einer dünnen Kulturschicht! Alexander der Große, der gegen Ende seines Lebens die Erschöpfungsmerkmale des degenerierenden Genies erkennen ließ, alle unliebenswürdigen Eigenschaften orientalischer Despoten annahm und als Totenopfer für seinen

Freund Hephästion ein ganzes Volk grausam niedermetzeln ließ, war in seiner Jugend ein strahlender arischer Held, furchtbar in seiner zermalmenden Energie, bezaubernd in seiner Milde. Aus bloßer Rauflust pflegte er, wie verschiedene der Diadochen, leidenschaftlich den Einzelkampf zu Pferde, den freilich selbst spätere Perserkönige (wie Artaxerxes Mnemon) noch als Ehrenpflicht arischer Heerkönige angesehen hatten. Die Makedonier, deren Taten stets etwas Urwüchsiges, daher Kopfloses hatten, verschleuderten die reiche Erbschaft der Perser — reich auch in finanzpolitischem Sinne — ebenso wie später die Urgermanen die der Römer. Ganz anders die Römer, die bereits den König Pyrrhos durch ihre ausgebildete Kriegskunst überraschten. Einer ihrer Konsuln ließ seinen eigenen Sohn hinrichten, als dieser sich gegen seinen Befehl auf einen Zweikampf eingelassen hatte. In den Kämpfen gegen die Gallier lebte der altnordische Brauch wieder auf, doch war der Claudier Marcellus, der mit seiner schönen herkulischen Gestalt selber noch den Nordlandrecken glich, erst der dritte und schon der letzte Konsul, der die Spolia opima, die dem feindlichen Feldherrn eigenhändig abgenommene Kriegsbeute, heimbrachte. Aemilius Paulus, der von der Schlacht bei Cannae abgeraten hatte, fand beim Bestreben, den letzten Widerstand aufzurichten, ein rühmliches Ende und so sind wiederholt römische Konsuln gefallen, während der Wagemut des Marcellus, dem Hannibals erste Niederlage (Nola) zu danken war, den Ueberkühnen schließlich in eine Todesfalle führte. Es war also Aufgabe eines römischen Feldherrn, sich über die alten Instinkte des Erobererstammes zu erheben, zwischen Verwegenheit und Bedächtigkeit die mittlere Linie zu finden. Natürlich bedeutete es einen starken Niedergang militärischen Ehrbewußtseins, wenn sich unter zehn Römern, die aus einer Kimbernschlacht entrannen, gerade die beiden Konsuln (Cäpio und Mallius) befanden. Die Römer waren das erste Volk, das die Kriegskunst in ein System brachte, und die strategischen Lehren des Vegetius haben sowohl dem Mittelalter (Enzyklopädie des Hrabanus Maurus) wie Friedrich dem Großen unschätzbare Dienste geleistet. Nur der ist in vollem Sinne ein Feldherr, der sich dem Feinde zu versagen weiß, sobald er sich zu schwach fühlt, ihn aber zum Kampf zwingt, sobald er ihm überlegen ist. Einer der besten Heerführer Roms war der Licinier Lucullus, der, wie man rühmend von ihm berichtet, den Mithradates durch Langsamkeit, den Tigranes aber durch Schnelligkeit zu überwinden wußte und bei Tigranokerta einen Sieg erfocht, „wie ihn die Sonne noch nicht erschaut“. (Angeblich sollen 100 000 Armenier und bloß fünf Römer gefallen sein?) Lucullus fand ein zuchtloses Heer und verwilderte Bürgersitten vor, zog sich bald, angewidert, mit seiner unermeßlichen Kriegsbeute ins Privatleben zurück und endete als Schlemmer. In seinem eigenen Hause umgab ihn nichts als Entartung. Von seiner zweiten Gattin Servilia, der Schwester des sittenstrengen Cato (!), wird überliefert, ihr habe von allen Lastern der ersten, der Clodia, nur ein einziges, der sträfliche Umgang mit ihren Brüdern, gefehlt, im übrigen sei sie ebenso ausschweifend gewesen, wie jene. So waren die Mütter, Schwestern und Frauen der damaligen Römer, und wenn unter ihnen noch bisweilen alte Kräfte und Tugenden wirksam waren, so läßt sich nur annehmen, daß das Leben im

Felde und die Lehren der Philosophen teilweise das gut machten, was das Milieu verdarb.

Unter den spartanischen Königen zeigten sich Entartungserscheinungen auffallend früh. Kleomenes I. richtete ganz fruchtlose Blutbäder unter den Nachbarstämmen an, bedrohte im Wahnwitz die eigene Vaterstadt und endete durch Selbstmord. Sein Bruder Leonidas war vielleicht nur deshalb so selbstlos und treu, weil er nicht für den Thron erzogen worden war. Pausanias strotzte von niedrigen Eigenschaften; sein elendes Ende war wohlverdient. Bald fehlte es an tüchtigen Königen; Feldherren mußten an ihre Stelle treten, so Lysander, ein verschlagener Mischling, Sohn einer Helotenmutter. Agesilaos gab dem Königtum das alte Ansehen zurück, aber auch er hatte keine prinzliche Erziehung, sondern die gewöhnliche aller Spartiaten genossen. Er war klein, lahm, unansehnlich, sein Vater Archidamos war von den Ephoren gerügt worden, weil er eine unebenbürtige Frau genommen hatte. In Kleomenes III. tauchte dann aus der Nacht des Verfalls eine nordische Heldengestalt reinsten Gepräges wieder auf. Aber dieser tüchtige König mußte untergehen, weil er die durch den Ephoren Epitadeus schon gänzlich durchlöcherte lykurgische Gesetzgebung wieder herstellen wollte, die doch im wesentlichen auf eine Verewigung der im Lauf der Zeiten unhaltbar gewordenen Naturalwirtschaft hinauslief.

In Sparta erlitt im Laufe der Jahrhunderte der Boden, aus dem die Charaktere und Temperamente emporwuchsen, nur geringe Wandlungen. In Athen war das ganz anders. Die Interessen der Aristokraten begannen sehr früh auseinander zu laufen. Der eine besaß Seeschiffe, der andere ein Bergwerk, der dritte eine Industrieanlage; der trieb Landbau unter den Mauern von Athen, jener auf Euböa oder im Chersonnes. Nicht einer der uns bekannten bedeutenden Athener glich dem andern, und jeder hatte sein besonderes Heilmittel für die Schäden des Staates, die doch im Grunde unheilbar waren, da die einfachen und tüchtigen Kräfte, die ihn begründet hatten, zu entschwinden begannen. Die großen Eigenschaften, die früher bei den Auserwählten des Volkes gewiß vereint anzutreffen waren, sind in der Epigonenzeit nur getrennt und verzettelt vorhanden; das Bild ist kein einheitliches mehr, sondern muß aus unendlich vielen Teilen künstlich zusammengesetzt werden, und diese bilden oft innere Gegensätze, die einander in ihren dynamischen Wirkungen aufheben. In den Bürgerkriegen des Altertums wurden sowohl die erhaltenden wie die umstürzenden Parteien von Männern edler Art geführt — ganz wie in der großen französischen Revolution keineswegs das alte Keltentum sich gegen die germanische Oberschicht erhob, sondern — was schon der unvergeßliche Woltmann mit sicherem Blick erkannt hat — eine Bevölkerungsgruppe von vorwiegend germanischer Abkunft die vielleicht etwas rassigeren, aber durchaus erschlafften herrschenden Klassen verdrängte.

Das hochbegabte Adelsgeschlecht der Alkmäoniden bekämpfte unermüdlich die Tyrannis — anfangs in der Weise tatkräftiger Kriegsmänner nach dem Grundsatz: „Wie du mir, so ich dir!“ Durch Verrat sollte die Akropolis überrumpelt werden. Die Alkmäoniden verhinderten das und metzelten die gefährlichen Eindringlinge an den Altären der

Götter nieder. Ihre Feinde wußten nun diesen sogenannten „Kylonischen Frevel“ gegen sie auszunutzen und sie aus dem Lande zu drängen. Drakons Versuch, die patriarchalischen Blutgesetze zu erneuern, wurde als barbarisch verworfen. Nun kam Solon und ersetzte die Aristokratie durch die sogenannte „Timokratie“, die tatsächlich schon längst an ihre Stelle getretenen Vermögensklassen. Seine „Seisachtheia“, eine der weisesten und maßvollsten Sozialreformen aller Zeiten, hatte zunächst Unheil im Gefolge, weil zufällig ein besonders unternehmender und gescheiter Mann, Peisistratos, die Verwirrung der Uebergangszeit und die Einfalt der an das Staatsruder tretenden Spießbürger benutzte, um die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Nur mit Hülfe der Spartaner konnte der Peisistratide Hippias vertrieben werden, und nun unternahmen der in das Vaterland zurückgekehrte Alkmäonide Kleisthenes, Aristeides und andere Häupter der Adelspartei den gewagten Versuch, die breiten Volksmassen durch demokratische Einrichtungen am Fortbestande der Republik zu interessieren. Sie sägten damit natürlich den Ast an, auf dem sie selber saßen. Kleisthenes wurde der Dank des Volkes umgehend in der scherbengerichtlichen Verbannung ausgedrückt. Miltiades, der Retter Athens, starb im Gefängnis. Der demokratische Flottenpolitiker Themistokles, nächst ihm der verdienstvollste Athener, mußte zu den Persern flüchten.

Reibmayrs Behauptung, fast alle großen und genialen Athener hätten fremde Mütter gehabt, wären also aus Rassenkreuzungen hervorgegangen, bedarf der Einschränkung. Künstlerischen Genies hat allerdings schon häufig eine ungewöhnliche Blutmischung geistige Seltenheitsreize verliehen — so läßt sich z. B. an vielen Dichtern und Künstlern der doch so rassereinen skandinavischen Länder ein starker Zusatz ausländischen oder finnischen Blutes nachweisen. Bei den Athenern aber waren die großen Dichter und Künstler fast durchweg von vornehmer (wenn auch natürlich nicht vollkommen reiner) nordischer Abkunft, und die Staatsmänner erst recht. Themistokles stammte aus verarmtem Eupatridengeschlecht. Seine Mutter war allerdings eine landfremde Frau von dunkler Herkunft. Sollte aber die Angabe, sie wäre eine Thrakierin gewesen, zutreffen, so wäre doch sein nordisches Blut durch sie eher aufgefrischt worden. Kimons Mutter Hegesipyle war vollends als thrakische Fürstentochter von edelstem Blut. Der tapfere Sohn des Miltiades war groß und hatte dichtgelocktes Haar. Die große Kriegsbeute, die er machte, ließ ihn wieder das Leben eines genußfrohen Landaristokraten führen. Als echter Kriegsmann ging er mit den reichen Mitteln verschwenderisch um, trieb auch im konservativen Interesse unverhohlen Stimmenkauf und trug damit nicht wenig zur sittlichen Zerrüttung Athens bei. Während des peloponnesischen Krieges kamen dann auch schon Fälle von Richterbestechung vor, und später war die großkapitalistische Korruption ganz allgemein. So empfing Aischines reiche Geschenke von den Makedoniern, Demosthenes von den Persern. (Athens größter Redner hatte bekanntlich eine so offene Hand zum Nehmen, daß noch seine Bildsäule Gegenstand boshafter Anspielungen auf diese Schwäche war.) Gerade im dreißigjährigen Ringen um die Vorherrschaft in Hellas zeigt sich schon deutlich, daß die attische Aristokratie ihren

Führerberuf nicht mehr auszufüllen vermochte. Der nierenleidende Nikias scheute alle Strapazen, versagte im Felde völlig und bettelte schließlich auf Sizilien fußfällig — natürlich ohne Erfolg — um sein armseliges Leben. Den entwürdigenden Minnedienst bei schönen Knaben schildert uns Platons Gastmahl, und so allgemein verbreitet war diese Perversität schon zur Zeit der Perserkriege, daß die klatschhaften Athener selbst den tiefgehenden politischen Gegensatz zwischen Themistokles und Aristeides sich nur durch Eifersucht bei der Bewerbung um die Gunst eines Knaben erklären konnten. Der Demagoge Kleon, der uns von aristokratischen Schriftstellern als roher, wüster Bramarbas so abstoßend wie irgend möglich geschildert wird, hatte gewiß den besten Willen, die sinkende Vaterstadt wieder in die Höhe zu bringen. Der Niedergang des Adels war offenkundig. Als die aristokratischen Feldherren die auf Sphakteria eingeschlossenen Spartaner nicht anzugreifen wagten, fuhr Kleon selber hin und brachte sie sofort gefangen nach Hause. Er hat auch später an der Spitze des Heeres einen rühmlichen Schlachtentod gefunden. Was den tüchtigen Volksmännern, mögen sie reine Arier oder Mischlinge sein, abgeht, ist gewiß nicht Mannesmut, Ueberzeugungstreue, gesunder Verstand, sondern ein undeckbares Defizit an staatsmännischer Erkenntnis, wie sie nur die erhöhte Lebensstellung und sichere Ueberlieferungen verleihen.

Perikles war ein staatsmännischer Kopf allerersten Ranges, aber dieses einzige Mal, da die Athener einem großen Führer blindlings vertrauten, ihm sogar, was sonst unerhört war, das Amt eines Strategen ins Unendliche verlängerten, sahen sie sich getäuscht, denn seine Taten im Felde waren höchst unbedeutend. Umgekehrt war sein Verwandter Alkibiades ebenso tüchtig als Kämpfer wie genial als Heerführer, entbehrte jedoch jener Mäßigung und Selbstzügelung, ohne die politische Erfolge nicht errungen werden können. Vielleicht hätte er bei stetigerem, festerem Wollen einen energischen Tyrannen abgegeben, denn für seine Denkart bezeichnend ist es, daß er, als er hörte, Perikles sinne darüber nach, wie er den Athenern Rechenschaft ablege, spöttisch fragte, warum sein Oheim nicht lieber darüber nachdenke, wie er ihnen *keine* Rechenschaft abzulegen brauche.

Männer von *reinerem* attischen Adel als Perikles und Alkibiades hat es am Ilissos niemals gegeben. Beide hatten ausgezeichnete Feldherren aus priesterlichem Geschlecht (Xanthippos und Kleinias, welcher letztere seinen Stammbaum bis auf den sagenhaften Aias zurückzuleiten liebte) zu Vätern, Alkmäonidentöchter zu Müttern. Die uns erhaltene Büste des Perikles zeigt einen schönen, vollbärtigen, etwas konventionell behandelten Männerkopf. Der große Athener ließ sich nur im Helm abkonterfeien, denn er hatte einen auffällig geformten Oberschädel, den seine Landsleute als „*Meerzwiebelkopf*“ verspotteten. Da extreme Dolichocephalie oder Eurycephalie selbst im damaligen Athen kaum aufgefallen sein dürfte, so handelte es sich vermutlich um wasserkopfartige Deformationen, wie sie bei Genies keineswegs selten sind. (Man denke nur an Helmholtz und Menzel!) Von Alkibiades wissen wir nur, daß er durch außergewöhnliche Körperkraft und hohe Schönheit ausgezeichnet war. Schönheit ohne Rassenmerkmale wurde in der hellenischen Blütezeit schwerlich anerkannt.

Alkibiades lispelte freilich, was auf eine zu voll geformte oder zu hoch geschürzte Oberlippe schließen läßt. Die Lippen des reinen Nordländers sind schmal, festgeschlossen, seine Sprechweise ist dental. Unter den Athenern der letzten Selbständigkeitsperiode war Demosthenes der Sohn eines Waffenfabrikanten aus guter Familie. Seine Büste zeigt uns den heute massenhaft vertretenen Typus des nordischen Gehirnmenschen mit Glatze, Knochennase und tiefen Sorgenfurchen.

Das unverbrauchte makedonische Blut strömte in das Hellenentum wie ein rauschender Gebirgsstrom in ein stockendes Gewässer. Alexander der Große hätte sich durch die eigenen Ausschweifungen schwerlich so bald zugrunde gerichtet, wenn er nicht durch den alkoholischen Vater schon belastet gewesen wäre. Demetrios Poliorketes, ein hochgewachsener Mann mit imponierendem, dämonischem Antlitz, die nordische Trinkleidenschaft mit allen Lastern des Orients vereinend, war bereits zur legitimen Vielweiberei übergegangen, zog aber gelegentlich doch schöne Knaben vor. Er kämpfte mit Erfolg gegen bedeutende Uebermacht, erfand die wunderbarsten Belagerungsmaschinen, erbaute Schnellruderer in noch nicht dagewesenen Abmessungen, hatte gegen Ende seines Lebens freilich vollkommen abgewirtschaftet. Doch behaupteten seine Söhne sich gegen eine Welt von Feinden mit großer Tatkraft in der heimatlichen Hochburg der Diadochenreiche. So wurde der leichtfertige Demetrios der Stammvater des letzten makedonischen Königshauses. Von den Diadochenfürsten hatten verschiedene noch ganz nordische Gesichter. Ein syrischer Antiochos führte den Beinamen „Grypos“ (Habichtsnase).

Daß die Gründer Roms den ursprünglichen Nordlandstypus hatten, der bis in die kleinste Einzelheit mit dem der in den Hockergräbern beigesetzten Germanenrecken übereinstimmte, haben die jüngsten Ausgrabungen auf dem römischen Forum zur Evidenz klargelegt. Alles was uns z. B. über Coriolanus berichtet wird, läßt ihn als den nordischen Einzelkämpfer und Eigenbrödler in Reinkultur erscheinen. Er stammte aus dem geistig hochbedeutenden Geschlecht der Marcier, das einen König, den Ancus Marcius, zwei berühmte Wasserleitungs-Techniker, Publius und Quintus Marcius und außerdem noch den weisen Censorinus hervorgebracht hatte. Die höchste Kraft aber scheint ebenso wie die hülflose Schwäche der Anpassungsfähigkeit zu entbehren. Gnäus Marcius Coriolanus war zu hochfahrend und unbeugsam, um die gerade durch die Uebergriffe der Patrizier notwendig gewordenen Zugeständnisse als vollzogene Tatsache anzuerkennen. Seine volksfeindlichen Anträge wären ihm vielleicht noch verziehen worden, wenn er nicht als Angeklagter das Volk obendrein durch schroffes Auftreten verletzt hätte. So mußte er denn untergehen — die römische Erde war bereits zu schwach geworden, um solche Kolossalgestalten zu tragen. — Als es gelungen war, die Gegensätze zwischen Adel und Volk einigermaßen zu überbrücken, entbrannte der Kampf zwischen Geldwirtschaft und Naturalwirtschaft. Die Römer standen dem Bargelde anfangs genau so ablehnend und mißtrauisch gegenüber wie die Spartaner. Wenn es bei ihnen trotzdem schon früh drückende Schuldverpflichtungen gab, so müssen wir uns das so vorstellen, daß eine Art Wucher bereits mit Saatkorn und Zucht-

vieh getrieben wurde. Südwärts von Rom war alles schon längst zur Geldwirtschaft übergegangen. Wie wäre es sonst wohl zu erklären, daß die Samniter den aussichtslosen Versuch unternehmen konnten, den Manius Curius Dentatus, der nach wiederholten Siegen und Triumphen sich schlicht bäuerlich selber seine Rüben zum Abendessen kochte, mit Gold zu bestechen?

In allen praktischen Neuerungen standen die Römer bald an der Spitze der alten Völker. Ihre Aerzte waren nicht bloß Therapeuten, sondern ausgezeichnete Chirurgen, die selbst die gefährliche Operation der Trepanation auszuführen verstanden. Als sie auf See gingen, erbauten sie auch sofort eine Flotte, die durch besondere Vorrichtungen (Enterbrücken) instand gesetzt war, die überlegene karthagische Seemacht zu bestehen. In ihrer Zinsgesetzgebung aber verstanden die Römer durchaus nicht den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen; sie wollten den Wucher treffen und verhinderten lange jede werbende Tätigkeit des Kapitals. Ihre Agrargesetzgebung lenkte immer wieder zu dem Urbilde der in möglichst gleiche Lose aufgeteilten Allmende zurück. Zu der Pietät, welche die Römer ihren Grundgesetzen entgegentrugen, kam noch die durch Aufzeichnungen unterstützte Erinnerung an die wohltätigen Wirkungen der Ackerwirtschaft der Väter. So kam es denn zu keinem gerechten Ausgleich zwischen dem Alten und Neuen. Die von den feurigen hocharistokratischen Gracchen — von mütterlicher Seite Enkeln des großen Scipio! — geforderten sozialen Reformen bedeuteten tatsächlich nicht den Fortschritt, sondern die Reaktion. Auf beiden Seiten fehlte der gute Wille zur Einigung. Der aristokratisch gesinnte jüngere Scipio — bekanntlich ein adoptierter Aemilier — fiel als Opfer der Volkswut, und schließlich schlugen die Latifundienbesitzer mit den Gracchen auch den Reformgedanken tot. Durch Binnenzölle auf alles außeritalienische Getreide, durch verständige Kolonisationsarbeit auf den Staatsländereien, sowie durch das Verbot der Beschäftigung ausländischer Sklaven in der Feldarbeit hätte sich gewiß der kernige Kleinbauernstand noch lange erhalten lassen.

Die großen Römer der kapitalistisch-imperialistischen Epoche waren gleichsam lebende Experimente, welche die Aristokratie aus der Fülle ihrer geistigen Kraftreserven hervorbrachte, um die rastlos andringende Flut der neuen politischen und wirtschaftlichen Erscheinungen zu meistern. Das gelang besser als in Athen, weil die wachsende Menge barbarischer, mit den republikanischen Einrichtungen nicht verwachsener Söldner den Feldherren gestattete, das von Parteiungen zerfleischte Rom von außen her zu unterwerfen und zu beruhigen. Der erste Konsul, der die Soldaten durch verschwenderische Freigebigkeit an sich zu fesseln suchte, war der Cornelier Scipio Africanus Major. Den ehrbaren Bürgern der alten Schule wie dem pedantischen Fabius und dem nörglerischen Prozeßhansl Cato erschien sein Beginnen nicht ohne guten Grund gefährlich. Doch war die Dankbarkeit, die das Volk dem genialen Schlachtenmeister entgegentrug, so groß, daß es den Gegnern nicht gelang, Scipios Unternehmungen durch mißgünstiges Eingreifen der Tribunatsgewalt zu lähmen. Bloß seinen gleichfalls sehr verdienstvollen Bruder Lucius vermochte sie zu stürzen. In Scipio, dessen Geschlecht mit seinen Söhnen erlosch,

mischte sich bereits eine hohe Kultur mit alter Heldenkraft. Seine Büste zeigt die verfeinerte Erscheinung des vornehmen Römers, wie er in der allgemeinen Vorstellung fortlebt; die Züge sind durchgeistigt; die große Glatze ist mehr die eines Denkers als eines Lebemannes. Sein erbittertster Feind Marcus Porcius Cato (vom sabinischen Wort „catus“ = acutus, scharfsinnig) verkörperte wie kein anderer die reinigende Kraft, die aus den noch vorhandenen arischen Bestandteilen im Volk an die zersetzte Oberfläche emporstieg. Er stammte aus einem in zahlreichen Feldzügen erprobten Kleinbauerngeschlecht des Sabinergebirges und glich im Aeußern etwa einem derben Thüringer Waldbauern. Plutarch überliefert uns ein auf ihn gemünztes Epigramm, das mit den Worten beginnt:

„Ihn, den bissigen Rotkopf (*πυρρὸν*), Porcius, bläulich von Augen (*γλαυκόμματον*)“.

Cato war in allem tüchtig, als Anwalt, Feldherr, Staatsmann, Verfasser didaktischer Schriften, verleugnete aber niemals seine Herkunft aus kleiner, ärmlicher Umgebung, konnte daher für menschliche Größe nicht das rechte Augenmaß finden. Als Tribun, wie als Konsul und Zensor vertrat er die Sache der Plebejer, bekundete in allen öffentlichen Stellungen die größte Uneigennützigkeit, fand sich aber mit der Anpassungsfähigkeit des springbehenden Natursohnes in die neue kapitalistische Wirtschaftsordnung überraschend schnell hinein und bereicherte sich durch die Erwerbsmittel des fleißigen und sparsamen Bourgeois. Er wurde ein unternehmender, ebenso durch Gerechtigkeit wie durch unnachgiebige Härte berühmter Sklavenzüchter, Güterschlächter und Großspekulant und begründete sogar eine Art „Seehandlung“. Seine nächsten Verwandten in der neueren Geschichte sind die holländischen, englischen, amerikanischen Puritaner und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Wenn er so beredt die Zerstörung Karthagos forderte, so handelte er im Stil eines spätern holländischen oder britischen Handelspolitikers, der die Konkurrenz gewaltsam beseitigte. Sein kühler nordischer Verstand machte ihn zu einem der fruchtbarsten, erfolgreichsten Oppositionsmänner aller Zeiten. Er erklärte kurz und bündig, ein Staat könne nicht erhalten werden, in dem ein seltener Fisch teuerer als ein Ochse bezahlt werde, und bändigte als Zensor die Ueppigkeit der Vornehmen durch hohe Luxussteuern. Doch brachte der römische Adel selbst in dieser Zeit noch einzelne Männer hervor, die den anspruchslosen, vom Pfluge zu den höchsten Staatsämtern berufenen Ahnherren glichen. Der Sieger von Pydna, Aemilius Paulus, Sohn des bei Cannä gefallenen Konsuls und Vater des jüngeren Scipio (Aemilianus), überlieferte fast die gesamte makedonische Kriegsbeute dem Staatsschatz und machte dadurch die Erhebung der Kopfsteuer, des tributum, bis zu den Zeiten der Konsuln Hirtius und Pansa überflüssig. Noch begründetere Anklagen gegen die Patrizier, als Cato sie vorbrachte, erhob ein Jahrhundert später der süditalienische Plebejer Marius (von gebieterischem Aeußern, das aber auch von mittelländischem Gepräge gewesen sein kann). Während er sich wie ein Rasender mit Numidiern und Germanen herumschlug, standen die Konsuln Albinus und Bestia im Solde des Landesfeindes Jugurtha und erlitten die gegen die Kimbern ausgesandten Feldherren die schmählichsten Niederlagen. So Großes Marius aber auch als General leistete, so gänzlich versagte er als Politiker. Er wurde der

erste Verderber und Zerstörer der republikanischen Freiheit. Sein ihm an Herrschergaben überlegener Gegner, der Cornelier Sulla — nach Plutarch goldblond mit blauen Augen und einem anscheinend durch Ausschweifungen entstellten Antlitz — richtete ein Aristokratenregiment ältesten Zuschnittes auf und legte nach einer Gewaltherrschaft ohnegleichen freiwillig die Diktatur nieder — ein seltenes Beispiel von Entsagung und zugleich von Selbstvertrauen! — Die Pendelschwingungen der politischen Experimente beschrieben fortan viel größere Kreisabschnitte. Der aristokratische Demagoge Cäsar — mit dem an Wellington erinnernden Profil und der von tiefschwarzem Haar um so auffälliger abstechenden blendendweißen Haut ein noch wenig vermischter Nordländer! — ging an der Schrankenlosigkeit seines Ehrgeizes zugrunde. Der nüchterne Plebejer Octavianus — der aber dem mütterlichen Patrizierblut und früheren aristokratischen Beimischungen eine fürstliche, uns Heutige fast hohenzollerisch anmutende Erscheinung dankte — löste das schwierige Problem der Alleinherrschaft mit überraschender Leichtigkeit durch einfache Verewigung der Funktionen eines Prokonsuls, später auch anderer Staatsämter, unter scheinbar ungestörtem Fortbestande der republikanischen Einrichtungen. An den römischen Kaisermünzen läßt sich nachweisen, daß neben einigen schlimmen Despoten fast alle organisatorisch begabten Herrscher der nordischen Menschenart angehörten. Einige offenbarten ihre Herkunft schon im Namen, so die Flavier, so Constantius Chlorus (der Blasse), der Vater des großen Konstantin.

In der Geschichte der arischen Völker des Altertums ist in nuce auch die der neueren enthalten. Daß die Annahme eines fremdartigen Glaubensbekenntnisses die Entwicklung einer noch wenig vermischten, ihren altgewohnten Lebensbedingungen noch wenig entfremdeten Rasse in ganz neue Bahnen lenken kann, muß durchaus bestritten werden. Es gibt römisch-katholische, griechisch-katholische und mohammedanische Albanesen; in ihren Volkssitten bestehen aber nur geringfügige Unterschiede. Den Athenern, die doch Heiden waren, galten Gewalttaten, von Bürgern gegen Bürger ausgeübt, als verabscheuenswürdigstes aller Verbrechen. Bei den katholischen Franken waren Totschlag und Mord so alltägliche Dinge, daß selbst die Ermordung eines Erzbischofs oder eines Königsboten bloß mit doppelter oder dreifacher Mannesbuße zu sühnen war. Die Privatfehde war bei Spartanern und Makedoniern längst erloschen. Bei uns hat sich ein Ueberrest davon noch heute im Zweikampf erhalten, und bekanntlich hat nicht das Christentum, sondern erst die Revolution von 1848 den bis dahin noch ganz wie mittelalterliche Freie empfindenden deutschen Studenten das moderne Individualitätsrecht gegeben, Genugtuung mit der Waffe nach Belieben zu gewähren oder zu weigern. Ein Burschenschafter von 1817 besaß diese Bewegungsfreiheit keineswegs.

Wären die Franken weniger derb und leidenschaftlich gewesen, so hätten sie sicherlich nicht so Uebermenschliches, Unvergleichliches selbst im Kampf gegen Naturvölker geleistet, gegen die einst die sieggewohnten Römer so wenig auszurichten vermochten. Der angeborene Beruf einer starken und begabten Rasse besteht darin, sich einen möglichst großen Entwicklungsraum zu verschaffen. Dies allein

ist im rein anthropologischen Sinne als Fortschritt aufzufassen. Da im Dasein einer Menschenart Aufschwung und Niedergang einander ablösen, so folgen auf Zeiten der Ausdehnung immer solche der Schrumpfung. Ist die Ausbreitung eine sehr große und gewaltige gewesen, so bleibt der eingeschrumpfte Rest meist noch genügend lebensfähig, und man sollte wohl meinen, daß selbst die Trümmer der fränkischen Hinterlassenschaft: Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Italien sich noch immer sehen lassen könnten. Zogen die Franken ins Feld, so gingen sie nicht, wie ihre Nachkommen im späteren Mittelalter, vorwiegend auf Plünderung und Brandstiftung, sondern, ganz wie Naturmenschen, auf Vernichtung des Gegners aus. Die Araber, die so verwegen waren, bei Tours und Poitiers Attacke zu reiten, waren im Augenblick, als sie die reckenhaften Gegner erreicht hatten, auch verloren. Nach den Quellen sollen damals bloß 1500 Franken und 375000 (?!) Sarazenen gefallen sein. Vergrößern wir die fränkischen Verluste um das Dreifache und vermindern wir die arabischen um das Zehnfache, so bleibt das Ergebnis immer noch glänzend genug. Die Franken hatten das Glück, von vier Geschlechtern hervorragend tüchtiger Merowinger auf eine einzigartige Siegesbahn gebracht zu werden. Als aber die Merowinger entarteten, da hatte das Volk doch auch seinen Anteil an der Aushülfsregierung der Hausmeier, die schließlich wieder vier Geschlechter außergewöhnlich tüchtiger Karolinger stellten. Zu keiner Zeit haben diese rheinischen Weltbezwinger einen völligen Zusammenbruch erlitten, wie emporgekommene Hunnen und Sarmaten; an Treue, Pflichtgefühl, Aufopferungsfähigkeit überragten sie alle Völker der nachrömischen Zeit. Völlig anarchische Zustände, wie sie unter den arabischen Erobererstämmen, auch in slawischen Reichen wiederholt eingetreten sind, sind unter Germanen überhaupt undenkbar; selbst in Epochen völliger politischer Zerrüttung ging uns die Fähigkeit des Zusammenschlusses und der Selbstregierung auf der Grundlage wirtschaftlicher Gemeinsamkeit niemals völlig verloren. Kriege wirken freilich nicht bloß stählend, sondern immer auch verrohend; wo Tausende verderben und sterben, sinkt das Leben des einzelnen im Wert. Die durch Privatfehden und Zornesausbrüche verursachten Menschenverluste der Franken wären aber wohl zu verschmerzen gewesen, wenn nicht verblendete Herrscher die Arbeitsfelder ihrer großen Vorfahren verwüstet und in sinnlosen Teilungs- und Bruderkriegen das Blut ihrer besten Leute in Strömen vergossen hätten. Da fränkische Krieger den Tod der Flucht vorzuziehen pflegten, so sollen im Heer Lothars bei Fontenoy im Jahre 841 alle vorderen Reihen, im ganzen über 40000 Mann (?) gefallen sein, also ungefähr soviel, wie das deutsche Heer 1870—71 überhaupt an Toten eingebüßt hat. Es ist traurig genug, daß erst dann, als durch die Umwandlung des ostfränkischen Reichs in ein Wahlreich die Initiative der Herrscher gelähmt war, auch die törichten Teilungen nach Art häuslicher Erbschaften aufhörten. So wurde der Teufel buchstäblich durch Beelzebub ausgetrieben. Nach dem Aussterben der Karolinger hielt das Interesse der an fast allen Grenzen von Heiden bedrohten Kirche die auseinanderstrebenden Stämme zusammen, und in der Stauferzeit waren die Kleriker gar die besten Staatsmänner und Feldherren der Kaiser. Weder unter Urchristen

noch unter Byzantinern hat es jemals Männer dieses Schlages gegeben, und im Grunde dankt das Christentum, das in seinen Ursprungsländern bereits ausgerottet war, seine Erhaltung als Religion und als Kulturmacht wahrlich nicht transzendentalen Ideen, sondern *allein den germanischen Fäusten*. Vom Erzbischof Christian von Mainz, Barbarossas begabtestem Heerführer, wurde erzählt, er habe mehr für Pferde und Weiber ausgegeben, als dem Kaiser sein ganzer Hofstaat kostete. Solange die geistlichen Herren ihren Kraftüberschuß noch dem Dienst des *Volkes* weihten, vergab dieses ihnen gern die auffällige Verweltlichung. Der Verfall der Kirche fiel *genau* mit dem Niedergang des Kriegerstandes zusammen, der damals — ganz wie bei Griechen und Römern — die höchsten geistlichen Aemter besetzte und in *seinem* Geist verwaltete. Die spätere Zerbröckelung des Reiches war teilweise auf das Wiederaufleben dynastischer Politik, teilweise auf die kirchlichen Spaltungen, vor allem aber auf die alten Gegensätze unter den Stämmen zurückzuführen, die vormals doch nicht durch ihren freien Willen, sondern durch *Gewalt* geeint worden waren, ganz so wie 1648 die Norweger des Nordostens, 1658 die Dänen Schonens durch das Schwert zu Schweden gemacht wurden. Den Skandinaviern hat nur der *letzte* formende Griff gefehlt.

Die Entstehung des Christentums entbehrt nicht der politischen Züge. Gärung entsteht durch fremde Bestandteile im Körper eines Volkes und wie heute das Judentum die christlichen Völker in Gärung bringt, so wirkte damals der Hellenismus auf die Juden. Die Starrgläubigen und Rassereinen im Volk verlangten, daß die Priester sie — was ja später unter Vespasian und Titus auch geschah — wie vormals gegen die Landesfeinde führen sollten. Die galiläischen Mischlinge, die aus dem Munde der Hellenen und Römer manch aufklärendes Wort gehört hatten, dachten über die verknöcherten Herren weit skeptischer. Der in eine ihm wesensfremde Glaubenswelt Hineingeborene wird sie als das Vermächtnis der Väter nur so lange in Ehren halten, als sie das bleibt, was sie zu sein *vorgibt* und *beansprucht*. Wer arisches Blut in den Adern hat, wird ohnehin eine natürliche Abneigung gegen jede *äußerliche* Religionsauffassung empfinden, die das Sinnbild oder den Kultus über das eigentliche Wesen stellt. Nach dem Kirchenhistoriker Wellhausen war Jahwe ursprünglich bloß ein Stammesfetisch, der in der Bundeslade umhergetragen wurde. Zur Zeit des Heilandes war er zu einem blassen Begriff geworden, der alle Hoffnungen, aber auch alle *Illusionen* des in rührender Hingebung auf seine Macht vertrauenden Volkes in sich barg. Christus sah offenbar das Unheil, das sich über den vielgeprüften Kindern Israels zusammenballte, mit Seherblick voraus, predigte den Juden als einem waffenentwöhnten Stamme Ergebung und Versöhnlichkeit — *nur* zu den verlorenen Kindern aus dem Volke Israel erklärte er gekommen zu sein — und fand es anscheinend ganz in der Ordnung, daß die rauhen und entschlossenen Römer herrschten. Machte doch eine uralte Sage ihn selber zum Sohn eines römischen Hauptmannes. Wenn die vorhandenen ehrwürdigen Aufzeichnungen uns die Gestalt des Stifters unserer Lehre auch nur in den Umrissen treu darstellen, dann waren *Tatbereitschaft* und edle, von Eigennutz freie *Leidenschaft* seine hervorstechendsten Züge. Alle religiösen Erneuerungen

gehen auf uralte, dem Naturzustande entsprungene Sittenlehren zurück. Aus dem Evangelium läßt sich nachweisen, daß den Reichen und Vornehmen (so sie „opferten") vieles nachgesehen wurde, was die Aermsten als Sündenlast beschwerte. Während Cato und die Gracchen die Wiederherstellung alter Zucht und Ehrbarkeit mit Hülfe der Gesetzgebung anstrebten, verfügte der große Nazarener nur über die Waffe der Kritik und die Werbekraft seiner die Herzen zerschneidenden Rede. Mit einem Kampfe gegen die Bevorzugung der Reichen durch den Ablaß begann auch die deutsche Reformation, und ähnlich wie in Rom und Galiläa suchten die normal empfindenden Volksschichten die sittlichen „Ermüdungsgifte" in heißer Aufwallung auszustoßen und sich an der Erinnerung an die Tugenden der Väter aufzurichten. Natürlich soll hier nicht bestritten werden, daß die aufbrandende Woge auch viel Trübes und Unreines vom untersten Grunde mit sich emporriß. Aber Houston Chamberlain hat recht, wenn er in der Reformation einen Befreiungskampf der germanischen Seele erblickt und darauf hinweist, daß im wesentlichen nur die Linien des altrömischen Grenzwalles ihr ein Halt geboten hätten. Und Carlyle konnte Luther gar nicht schärfer kennzeichnen, als durch die Bezeichnung als „bilderstürmender Prophet". Nietzsches Beurteilung der Reformation als einer Bewegung simpler Plebejer und habgieriger Fürsten ist abzulehnen!

Zum Schluß noch einen kurzen Ueberblick über die wirtschaftliche Entwicklung des Germanentums! Westgoten und Franken übernahmen mit dem politischen Erbe der Römer auch ihre Goldwährung und teilweise ihr Privatrecht. Was sonst in germanischen Landen unerhört war, geschah dort: der Grundherr diente seinem Vaterlande nicht bloß mit seinem Blut, sondern auch mit Steuern. Reißend schnell fraß bei weniger Widerstandsfähigen die kapitalistische Korruption um sich. Chlodowech betrog seine Mordgesellen mit kupfernen, nur oberflächlich übergoldeten Armringen. Noch nach dem segensreichen Wirken des großen Karl schrieb der Erzbischof Agobard von Lyon: „Meineide und Bestechungen fällen die gerichtlichen Entscheidungen". Die Karolinger, mit Ausnahme Pippins des Kleinen wohl meist hochgewachsene Eurykephalen nach Art Bismarcks (Karl der Große hatte bekanntlich einen runden Oberschädel, seine Skelettreste in Aachen bezeugen eine Körperlänge von über 190 cm), verbanden mit männlichem, bloß durch heiße Sinnlichkeit bisweilen gelockertem Ernst eine hohe Begabung. Karl Martells Bruder Childebrand und Karls des Großen Enkel Nithard waren bedeutende Historiographen; Karl selber war der Urheber der ersten deutschen Renaissance aus antiken wie aus eigenen Quellgebieten. Durch die Verlegung des Reichsmittelpunktes nach den deutschen Landesteilen wurde die Volkswirtschaft langsam zur Naturalwirtschaft und der ihr entsprechenden Silberwährung zurückgeschraubt, damit auch einfacher und widerstandsfähiger gemacht. Der Privatbesitz wurde durch den dem Lehnswesen eigenen alten Begriff des vom König verwalteten Volksbodens verdrängt; die Freien lehnten sich natürlich bald wieder gegen jede Besteuerung auf. Von den großen Reformen Karls haben sich seine Gewichtsordnung im französischen und englischen Pfund (Karlslot), seine Gerichtsverfassung in den Schöffen, seine Unterrichts-

verbesserungen in der unserer heutigen Lateinschrift zugrunde liegenden Minuskel erhalten.

Wer Ahnengalerien der Hohenzollern gesehen hat, weiß, daß viele von ihnen — gleich einigen Vertretern der heutigen fürstlichen Linie — germanische Züge mit dunklem Haarwuchs verbanden. Im Laufe der Zeit sind die Hohenzollern in Norddeutschland zu blonden, blauäugigen Sachsensöhnen geworden. Der kraftvollste war der noch ziemlich dunkle Große Kurfürst, die äußerlich reckenhaftesten waren (wenn man von Albrecht Achilles absieht) Friedrich Wilhelm III., Prinz Louis Ferdinand, Wilhelm I., Friedrich III. und der Regent Albrecht von Braunschweig. So leidenschaftliche Kämpfer wie die Askanier, ihre Vorgänger, waren die Hohenzollern nicht; sie brauchten auch fast zwei Jahrhunderte, um Brandenburg auf den Umfang zu bringen, den es unter jenen gehabt. Ihre militärischen Erfolge beruhten großenteils auf Vorsorglichkeit und Verstandesschärfe. Keiner der weltberühmten Feldherren hat im Felde so verhängnisvolle Fehler gemacht, wie Friedrich der Große, keiner aber mehr Kapital aus einer mehr erlernten, als angeborenen Kriegskunst zu schlagen gewußt.

Europas Emporkömmlingsstaat mußte über kurz oder lang seinen Frieden mit den emporgekommenen Volksschichten machen, die manches längst Entschwundene wieder herstellten: so den Vollbart, die schlichte Beständigkeit der männlichen Kleidermoden und Umgangsformen, nicht wenig von den altgermanischen Rechts- und Staatsbegriffen, wenn auch entstellt durch gelehrte Doktrinen. Die großen Leistungen des Adels in den Einigungskämpfen konnten sein politisches Herabsinken nicht mehr aufhalten. Die letzten Reste der Steuerprivilegien des Adels fielen unter Wilhelm I. Zugleich bezeichnete die Einführung der Goldwährung den Beginn des kapitalistischen Zeitalters. Die Anlage, für eine ferne Zukunft Sorge zu tragen, stammt aus der Vorratswirtschaft des altnordischen Winters. In dieser abwägenden Vorausbestimmung lag auch schon der Keim zu produktiven Verwertungen. Als China und Japan sich den Fremden erschlossen, gab es dort wohl Reichtümer, aber kein werbendes Kapital, das dort auch heute nicht so erfinderische und schöpferische Hirne in Tätigkeit setzt wie bei uns.

Nicht verhehlt darf aber werden, daß wir unser altes Rassenkapital rücksichtslos aufbrauchen, daß dieser Verbrauch ihm dabei im wesentlichen Nutzungswerte abgewinnt und inmitten einer gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung einen guten Teil unserer vornehmsten, weil ursprünglichsten inneren Kräfte zum Brachliegen verurteilt!

Ozeanien, die Urheimat der weißen Rasse.

W. Hentschel.

Nachdem die Sprachforscher lange Zeit die Vorgeschichte als ihr ausschließliches Sondergebiet angesehen hatten, ist dieselbe seit einem Menschenalter auf eine breitere Grundlage gestellt worden. Zuerst kamen die Anthropologen und Altertumsforscher zu Worte, dann die

Kenner der Rechtsaltertümer; die Naturforscher machten sich vernehmbar, und heute gibt es kaum noch einen Wissenszweig, der nicht in seiner Weise an der Bereicherung unserer Kenntnisse von den vorgeschichtlichen Zuständen mitgewirkt hätte. Diese Zeitschrift ist von ihren Beiträgen gefüllt, und berufene Forscher, ich nenne Penka, Wilser, Kraitschek, haben die zerstreuten Ergebnisse der vielseitigen Erörterung zusammengefaßt.

Eine bemerkenswerte Anregung ist von der Glazial-Forschung ausgegangen. Dieselbe konnte feststellen, daß die Ostseeländer, die heute ziemlich allgemein, wie schon zur Zeit der Römer, als die Wiege der historischen Völker angesehen werden, zu einer Zeit, die erdgeschichtlich der allerjüngsten Vergangenheit angehört, unter Gletschereis begraben lagen — womit die Frage nach einer ferner gelegenen Urheimat der kaukasischen[1]) Völker aufgeworfen war. Penka und Wilser haben diese Frage, mit der wir uns befassen wollen, m. E. etwas zu eilig beantwortet, indem sie jene fernere Urheimat in das mittlere Europa verlegten, soweit dasselbe von der Eisdecke verschont geblieben war. Neuerdings wies Penka auf ein mehr westlich gelegenes Ursprungsgebiet hin, indem er betonte, daß die Ostseerasse am besten in einem Seeklima gedeihe: in Norwegen besser als in Schweden, im Norden Deutschlands besser als im Süden, in Kalifornien besser als im kontinentalen Amerika; und da das Klima Osteuropas schon in der Eiszeit ein kontinentales gewesen sei — wie noch heute — so käme der Osten außer Betracht. Zu ähnlichen Schlüssen sind bekanntlich schon früher die Sprachforscher und neuerdings auch die Tier- und Pflanzengeographen gelangt, nachdem die älteren Annahmen Hahns in wesentlichen Stücken überholt worden waren.

In den hier beiläufig aufgeführten Erwägungen erkennt der Leser eine kleine Sammlung geographischer, rassenhygienischer und naturwissenschaftlicher Gesichtspunkte. Aber trotz des glücklichen Zusammenwirkens so verschiedener Momente ist das Bild der germanischen Urgeschichte noch immer lückenhaft. Das liegt gewiß z. T. in der Sache begründet; indessen, es spielt auch ein grundlegender Irrtum hinein, eben jene Penka-Wilsersche Theorie, die dem weiteren Fortschritte der Erkenntnis im Wege steht.

Ich habe es vor Jahren versucht, diesem Irrtum entgegenzutreten, habe aber keinen Beifall gefunden; für mich sprechen jedoch neuere Entdeckungen. Ich darf es deshalb unternehmen, meine Ansichten nochmals vorzutragen, und ich habe Anlaß, es an dieser Stelle zu tun, einmal, weil die Leserschaft der Pol.-anthropol. Revue für diese Frage interessiert sein dürfte, andererseits aber aus dem Grunde, weil ich hier schon wiederholt angegriffen worden bin, ohne daß die

---

[1]) In einer Besprechung meines Buches „Varuna“ in Jahrg. II, S. 409 d. Zeitschr. tadelt Wilser den Gebrauch dieses Wortes: es handle sich um den Homo europaeus; indessen haben Männer wie Huxley, Haeckel, Woltmann (Polit. Anthropologie) den Namen bis in die neueste Zeit gebraucht. Das Festhalten solcher an sich verbrauchter Namen trägt auch zur historischen Kontinuität der Wissenschaften bei; sonst könnte es leicht kommen, daß ein vor einem Menschenalter geschriebenes Buch einem modernen Leser nicht mehr verständlich wäre, ein Fall, der bei raschem und radikalem Wechsel der Ausdrucksweise in der Chemie vor 30 Jahren tatsächlich eingetreten war.

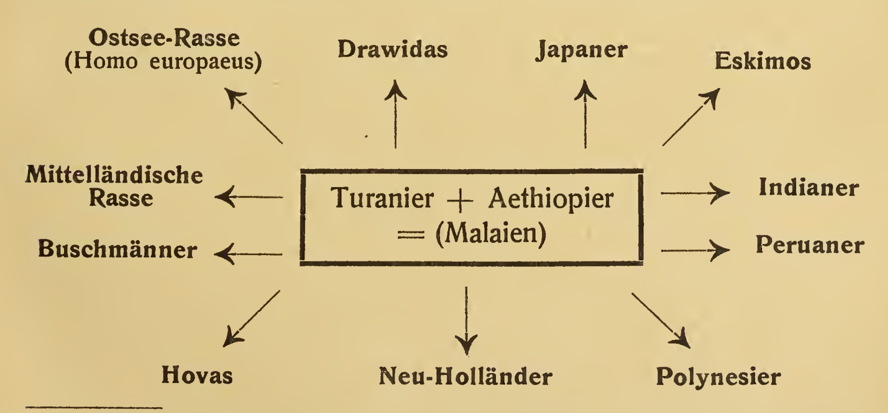
Frage, um die es sich handelt, von meinen Gegnern klar zum Ausdrucke gebracht worden wäre.

Dabei muß ich aber einige grundsätzliche Erörterungen in betreff der Rassenfrage vorausschicken.

Bekanntlich haben neuere Biologen — Cuvier, Müller[1]), Haeckel die früher in wechselnder Vielzahl unterschiedenen Menschenrassen auf drei Grundformen eingeschränkt und nach der Hautfarbe als schwarze (negroide, äthiopische), gelbe (turanische, mongolische) und weiße (kaukasische, mittelländische) unterschieden, wobei dieselben stillschweigend voraussetzten oder (mit Flower) wohl auch ausdrücklich betonten, daß alle Völker der Erde entweder einer dieser Grundformen angehörten oder aus ihrer Vermischung hervorgegangen seien.

Nun ist wohl niemals an der Ursprünglichkeit und morphologischen Selbständigkeit der schwarzen und gelben Menschenrasse gezweifelt worden; nicht gilt das aber von der weißen: sie ist weniger streng abgesondert, und mancherlei Uebergänge verbinden sie mit den primitiven Rassen. Will man diesen hier nicht ausführlich darzulegenden Umständen Rechnung tragen, so muß man auch die weiße Rasse als einen Mischtypus ansehen, als Kreuzungsprodukt der schwarzen und gelben, nur nicht als das ursprüngliche Kreuzungsprodukt; man muß vielmehr ein Zwischenglied einschalten — die braune Rasse der Südsee. Aus dieser wäre der Homo europaeus erst nachträglich neben allen anderen Mischtypen hervorgegangen.

Unter dieser hier zunächst nur hypothetisch vorgetragenen Annahme gewinnt die Völkertafel das folgende einfache Gesicht, wobei ich bemerke, daß die Pfeile nicht bloß die Herkunft, sondern auch die Zugrichtung der betreffenden Völker und Rassen andeuten sollen.



[1]) Wilser hat es (l. c.) übel vermerkt, daß ich Cuvier und F. Müller zu den neueren Biologen zähle; der Gebrauch solcher Relativbezeichnungen unterliegt indessen dem subjektiven Ermessen. Für mich ist Cuvier ein sehr moderner Kopf; selbst seine eine Zeitlang unter das alte Eisen geworfene Kataklysmentheorie erlebt heute, wenn auch in veränderter Gestalt, eine Erneuerung (s. Joh. Walter: Geschichte der Erde und des Lebens); und wenn Wilser kürzlich den Halswirbelabguß eines südamerikanischen Vormenschen herumzeigte, um aus der Form desselben auf Gestalt und Lebensweise des betreffenden Geschöpfes zu schließen, so bewegte er sich bei diesem doch sicher modernen Versuche auf einem Gebiete, auf dem Cuvier Meister war. Wie man vollends F. Müller, den genialen Vorkämpfer des Darwinismus aus den 60er Jahren, zu den älteren Naturforschern zählen soll, ist mir unerfindlich.

Diese Kreuzung der schwarzen und gelben Rasse mußte im Sinne allgemein bekannter züchterischer Erfahrungen zur Verflüssigung der an sich starren, entwicklungsunfähigen Urtypen führen. Nach diesen Erfahrungen dürfen wir bei der gedachten Kreuzung einen Menschenschlag erwarten, der sich durch Variationsbreite sowie durch eine gewisse Anpassungsfähigkeit auszeichnet, Eigenschaften, die ihn zur Welteroberung befähigten. Derselbe mußte sich unter begünstigenden Umständen von seiner Bildungsstätte in allen möglichen Richtungen ausbreiten und dabei geographisch in eine zentrale Lage kommen, so wie das in unserem Schema seinen Ausdruck gefunden hat. Auch für den Tierzüchter dient die Rassenkreuzung als wirksames Hülfsmittel, um die Starrheit organischer Formen zu überwinden und neue Typen zu schaffen, die bestimmten technischen Zwecken angepaßt sind und sich den Markt erobern. Wo immer einem Züchter ein solcher Wurf gelungen ist, da zeigt sich nach einiger Zeit ein ähnliches Bild strahlenförmiger Ausbreitung.

Die Verwandlungsfähigkeit und Vielgestaltigkeit der ozeanischen Völker hat die Beschauer von jeher in Verwunderung versetzt. G. Fritsch sagt in einer Besprechung des F. Lohmannschen Atlas der Kopf- und Gesichtstypen ostasiatischer und melanesischer Völker: „Der Autor kämpft in seinem Werke einen Riesenkampf, um der widerspruchsvollen Verworrenheit der Malaienfrage gerecht zu werden... Ich bitte mir zu verzeihen, wenn ich offen bekenne, daß ich nicht vermag, ihm in diesen Irrgarten zu folgen... Geht man weiter hinaus nach Madagaskar, dem Kap der Guten Hoffnung oder den polynesischen Inseln, so wachsen die Schwierigkeiten einer Umgrenzung des malaiischen Typus ins Unmögliche.“ Auch andere Schriftsteller, z. B. Pater W. Schmidt, betonen, es sei unmöglich, die Malaien ihrer Art nach von den benachbarten Völkergruppen scharf abzutrennen: sie gehen allmählich in die asiatischen, afrikanischen und australischen über, weshalb es auch begreiflich ist, wie sie von einigen (M. Wagner, Latham, Wallace, Peschel, Baetz) als Zweigfamilien der gelben Rasse, von einigen anderen mit scheinbar gleich guten Gründen für Entwicklungsformen der schwarzen Rasse angesehen werden. Das ist ganz begreiflich, wenn man erkannt hat, daß in dem Malaien zweierlei rassische Grundelemente um die Vorhand streiten, von denen jedes den Typus zu sich herüberzuziehen trachtet, während sich in anderen Fällen ein Ausgleich der Gegensätze eingestellt hat. Das bezieht sich in gleicher Weise auf Haut und Haar, Schädelform, Wuchs und alle sonstigen Merkmale. Wir können beobachten, wie die schiefe Augenstellung des Turaniers stufenweise verschwindet, wie die Backenknochen zurücktreten, das Profil, z. B. bei den Maori und Tonga-Negern, an Bedeutung gewinnt. Dabei fällt auf, daß sich zugleich Gesichtstypen herausbilden, die an europäische erinnern. Dieser Umstand hat schon viele Beobachter auf den Gedanken gebracht, man habe es hier mit gesunkenen kaukasischen Völkergruppen zu tun; ja, es kostet im Einzelfalle selbst erfahrenen Forschern Ueberwindung, sich von solchen Vorurteilen zu befreien. So stießen z. B. die Brüder Sarasin im Inneren von Celebes auf einen Menschenschlag von durchaus europäischem Gepräge: der erste Gedanke ist auch bei ihnen — der eingedrungene Europäer, und erst nach längeren Erwägungen wird dieses Vorurteil zurückgewiesen.

In dem Bestreben, diese auffälligen Erscheinungen zu erklären, haben manche Reisende insbesondere auf die Möglichkeit hingewiesen, es könnte indisches Blut in das verkehrsreiche ozeanische Inselgebiet eingedrungen sein; in gewissem beschränkten Sinne ist das tatsächlich der Fall, indessen gehen die Beziehungen zwischen Hindu und Insulindern nachweislich nicht weiter zurück als bis ins zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung, und dabei sind dieselben auch räumlich begrenzt. Oestlich ist der indische Einfluß nach H. Schurtz niemals weiter gegangen als bis Ternata und der kleinen, den Uebergang zu Mikronesien vermittelnden Insel Tobi, nordöstlich von Halmasera. Gegenüber dem uns hier beschäftigenden umfassenden Phänomen ist dieses Erscheinen der Inder im stillen Ozean von nebensächlicher Bedeutung. Von den Malaien hatten aber schon die Griechen Kunde, und ein typisches Malaienvolk, die Drawidas, haben Indien vor den Ariern bewohnt. Auch die ostwärts gerichteten malaiischen Expansionen, zumal diejenige über Formosa nach Japan, lassen sich weiter zurückverfolgen, als der gedachte indische Einfluß, und bestätigen so das größere Alter des malaiischen Typus; dabei fanden die Malaien auch die japanischen Inseln bereits von einem Volke bewohnt, welches einen geradezu typischen ozeanischen Charakter trug, und dem nach allem, was wir von ihm wissen, „die Schiffernatur im Blute steckte" (Graf Wilczek); die Ainu, die nach Basil Hall Chamberlain vor den Japanern auch das südliche Inselreich bewohnten (die alten Ainu-Ortsnamen bestehen bis heute fort), gehen sicher in Zeiten zurück, wo die Inder noch nicht an ihre späteren Sitze dachten; darf man doch annehmen, daß das technisch wie nautisch gleich hochstehende Fahrzeug der Ainu, ein Besitzstück aus früheren besseren Zeiten, seine Gestalt durch Jahrtausende unverändert erhalten hat. Und weist nicht schon das Alter der beglaubigten malaiisch-japanischen Geschichte auf vorchristliche Jahrhunderte zurück?

Nein, der malaiische Typus ist nicht, wie einige gemeint haben, ein jugendlicher Sproß am Baume der Menschheit; auch stammt er nicht vom Norden; er bildet vielmehr selber den Wurzelstock, aus dem, neben allen anderen historischen Völkern, auch die kaukasische Rasse hervorgegangen ist.

Diese ausgreifenden Beziehungen der turan-äthiopischen Rassenmischung sind aber sicher aufs engste mit den Bedingungen des ozeanischen Lebens verknüpft. Wenn, was doch augenscheinlich ist, die Bildung menschlicher Typen vielfach auf Vermischung und nachfolgender Absonderung beruht, so gibt es auch kein Element, welches diesen Bedingungen vollkommener entgegen käme, als das Meer, das zugleich verbindet und trennt. Bietet uns der schaukelnde Nachen das vollkommenste Bild der Beweglichkeit, so die abgelegene Insel dasjenige der Vereinsamung und Ruhe. Für die Entwicklung der heroischen Völker waren die organischen Inselfluren, war die Herrschaft über das Meer die wichtigste Vorbedingung. So erkenne ich in den innigen Beziehungen der Malaien zum Ozean kein beiläufiges Vorkommnis, vielmehr das einzigartigste und wichtigste Ereignis im Leben der Menschheit; ja ich neige zu der Ansicht, daß die Seefahrt überhaupt nur ein einziges Mal „erfunden" worden ist: wo immer sie in der Folge Bedeutung gewann, da geschah es in Wieder-

aufnahme ozeanischer Traditionen. Selbst sehr günstige äußere Umstände haben die Chinesen zu keinen Seefahrern gemacht, und selbst die Kenntnis der Magnetnadel hat daran nichts geändert; den ozeanischen Völkern aber war das Angebinde der Seeherrschaft in die Wiege gelegt; von ihnen ist es den anderen weitergegeben worden. So sind die Ozeanier auch — nach Ratzel — jene Völker, „bei denen in allen Lebensäußerungen der Glanz und die Größe des Meeresspiegels durchschimmert, deren ganzes Wesen von einem Hauche von Seeluft durchweht ist".

Von diesem Glanz und dieser Größe, von der Ausdehnung und dem beherrschenden Eindrucke der ozeanischen Flächen macht sich der Binnenländer nicht leicht den richtigen Begriff. Es ist kennzeichnend, daß die Spanier im 16. Jahrhundert die Südsee nach allen Richtungen durchkreuzt haben, ohne mehr als einige wenige Inseln aus den dichtesten Anhäufungen zu entdecken. Wie hoch müssen wir dann aber den Wagemut und die Seevertrautheit veranschlagen, die die Malaien befähigten, selbst die abgelegensten Inseln ihrer gewaltigen Wasserwüste zu entdecken und zu besiedeln, und dieses trotz des Umstandes, daß ihre Seedrachen nur aus Holz gezimmert waren und ihnen beim Bau derselben bloß Steinwerkzeuge zur Verfügung standen. Die älteren Seefahrer konnten feststellen, daß von manchen Inselgruppen aus reguläre Fahrten von mehr als 1000 Seemeilen (das ist $^1/_{18}$ des Erdumfanges) stattfanden; und diese weiten Fahrten müssen schon in lange versunkenen Jahrhunderten ausgeführt worden sein: hat man doch auf manchen abgelegenen und verlassenen ozeanischen Inseln Dolmen, zyklopische Mauern, Festungsanlagen und Steinbildwerke gefunden. Auf der Christmas-Insel fand sich, unter einem Guanolager begraben, ein regelrecht ausgeführtes Straßenpflaster neben anderen Kulturresten.

Wir kehren aber zur Betrachtung des vorausgesetzten turanäthiopischen Rassenprozesses zurück und fragen uns nach dem engeren Herde, auf dem sich derselbe abgespielt hat. Der Voraussetzung gemäß muß dabei das ozeanische Inselgebiet ausscheiden; es kann nur ein Ländergebiet in Frage kommen, in dem sich die beiden primären Rassen, von denen wenigstens die eine an ihren bis heute festgehaltenen kontinentalen Wohnplatz gekettet war, begegnen konnten — also das südliche Asien nebst den den Uebergang zum eigentlichen ozeanischen Gebiet vermittelnden vorgelagerten Inselgruppen. Hier finden sich auch heute noch, in einer mehr südlichen Zone, in den Negritos und Papuas Reste der dunkelfarbigen Rasse, und ihnen gegenüber, auf dem asiatischen Kontinent, der mehr oder weniger ursprüngliche turanische Typus. Jene — die Negroiden — hatten sich einstmals von Afrika über das südliche Indien bis nach Melanesien und zu den Philippinen verbreitet, dieser war vermutlich ein Kind der asiatischen Hochländer.

In den langgestreckten Gürtel negroider Bevölkerungen ist die gelbe Rasse vermutlich über Hinterindien eingestrahlt. Dieser Völkerstrom hat vielleicht durch viele Jahrtausende fortgedauert; er ist auch heute noch nachzuweisen. Der Kontinent löst sich hier in Inselgruppen auf und leitet mit seinen flachen Gewässern und seinem Labyrinth von Straßen und Buchten die Völker auf die Wasserfläche

hinaus. Dabei erfolgte die Vermischung mehr auf Kosten der schwarzen Rasse: wo sich die dunkleren Völker bis heute schärfer von der Mischrasse abheben, da sind sie (geradeso wie die australischen Ozeanier vor den eindrängenden Europäern) in das unwegsame Innere der Inseln oder an die wüsteren Gestade zurückgewichen. Nur in Neu-Guinea, das sich seiner Ausdehnung und Gestalt nach mehr einem kontinentalen Gebilde nähert, war die schwarze Rasse in solcher dichten Masse vertreten, kam ihr auch das tiefere Landmassiv so wesentlich zustatten, daß sie den erobernden Seefahrern gewachsen blieb und die Sturmfluten geradeso wie auf dem afrikanischen Länderblock überdauerte, wenngleich dieselben nicht spurlos an ihr vorübergegangen sind. Erst in Mikronesien und Polynesien gewinnt das Malaientum, sei es auf noch unbewohnten Inselfluren, sei es unter Vernichtung und Absorption der einheimischen Bevölkerungen, die Oberhand. So wälzt sich die Woge gelben Blutes, alles Bewegliche und weniger Massige mit sich reißend, über Insulinde, die Molukken, Neuguinea hinaus, um sich in breiten nord-, ost- und südwärts gerichteten Armen dem Ozean zu vermählen und sich erst an den Gestaden Japans, Amerikas und Australiens zu brechen, während gleichzeitig westwärts gerichtete, durch die Windströmungen begünstigte Unternehmungen die neugebildete Erobererrasse nach Afrika und endlich auch nach unserem eigenen Kontinente hinführen. Diese Expansionen haben sich durch Jahrtausende erstreckt, sie lassen sich auch noch in historischen Zeiten verfolgen. Endlich hat das 12. Jahrhundert eine gewaltige, rückwärts gegen die alten Sitze der gelben Rasse gerichtete Woge des Malaientums erlebt, die zur Eroberung von Malakka und zur Errichtung der bedeutenden ozeanischen Handelsmetropole an der Südspitze des Kontinentes führte. Diese mittelalterliche Bewegung ging von Sumatra aus; im Altertum befand sich vielleicht Java im Brennpunkte der malaiischen Expansionen; die javanischen steinzeitlichen Altertümer weisen darauf hin. Ein weit vorgeschobener Posten ozeanischer Expansionen ist Savaii, das Hawaiiki der polynesischen Mythen, sowie Rarotonga. Dahin verlegen auch die Neuseeländer ihre Heimat.

Besonderes Interesse bietet uns im Hinblick auf das uns beschäftigende Problem die älteste Geschichte der Malaio-Japaner, deren Anfänge eine ziemlich getreue Kopie der ältesten skandinavischen Geschichte sind. Die, wie schon erwähnt, über Formosa eingewanderten Malaien gleichen unseren skandinavischen Wikingern wie ein Ei dem anderen. Auf ihren flinken Drachenschiffen dringen sie, den Unterläufen der Flüsse nach, tief in den gegenüberliegenden Kontinent ein, genau wie die Normannen auf dem Rhein und der Seine, in der gleichen Absicht und mit dem gleichen Behaben. In Korea (wo die Japaner nicht etwa erst 1894 gelandet sind) hatten sie vor 1500 Jahren ihr Suevenreich, wohin sie ihre Söhne zur Siedelung schickten; wir können sogar die Umstände erkennen, unter denen diese frühhistorischen japanischen Expansionen zum Stehen kamen, Umstände, die auch im Norden Europas mitgespielt haben: es sind die in Zeitaltern ausschweifender Eroberungspolitik bei allen Völkern zu beobachtenden nationalen Erschöpfungssymptome, die in Japan ganz besonders auffällig gewesen sein müssen, da sie die Kleinkönige

dazu führten, dieser Auslandspolitik zu steuern: man bewirkte künstliche Versandung der Häfen, machte Gesetze zur Abtakelung der Schiffe und suchte dem „Zeitalter des Verkehrs“ auf alle Art und Weise entgegen zu treten. Das führte dann zur Herausbildung des mittelalterlich-japanischen Agrarstaates, der so viel Aehnlichkeit mit unserem eigenen hat, und der erst in jüngster Zeit in unverhofften Wendungen seine geschonte rassische Energie wieder nach auswärts richtet. Wenn sich Japan im Handumdrehen zu einer Seemacht aufgeschwungen hat und sein politischer Einfluß heute bis Europa reicht, so wissen wir, wo wir die Wurzeln dieser Triebe zu suchen haben.

Im Südosten Afrikas, wo ein großer Reichtum steinzeitlicher Altertümer, vergleichbar denjenigen der Ostseeländer, einen bedeutenden vorgeschichtlichen Außenposten des Malaientums erkennen läßt, hat sich dasselbe quer durch den Kontinent bis an die westlichen Gestade verbreitet. Es lebt hier in den Hottentotten und (in aussterbenden Resten) in den Buschmännern fort. Für das mittlere Afrika hat Ankermann eine Zone malaiischer und zwar ostpapuanischer Einflüsse nachgewiesen, wenigstens sind dieselben im Westen des Kontinentes deutlich zutage getreten und zeigen hier, worauf Frobenius aufmerksam gemacht hat, Beziehungen zu westeuropäischen Altertümern, womit wir dem Treffpunkte unserer Erörterungen sehr nahe gekommen sind.

Ich glaube damit den Gedanken vorbereitet zu haben, daß auch die europäische Kulturrasse und ihr Stammvater, der Neolithiker der Ostsee, die gleichen oder parallele Wege gegangen ist, ehe er dazu kam, jene Siedelungen zu gründen, deren Müllhaufen die dänischen Muschelhalden bilden, die sich durch nichts von ähnlichen japanischen und amerikanischen Abfallhaufen unterscheiden. Ich habe auch bereits darauf hingewiesen, daß neuere Forschungsergebnisse zugunsten meiner Annahmen sprechen. Ich will an dieser Stelle das Schlagendste derselben zur Sprache bringen, wenngleich ich darauf verzichten muß, das ausführlicher zu tun, da ich sonst gezwungen wäre, das schöne Buch von Frobenius: „Das Zeitalter des Sonnengottes“ auszuschreiben; dasselbe ist vom Anfang bis zum Ende eine einzige Illustration des hier vorgetragenen Gedankens. Wenn die von Frobenius festgestellten Wege, auf denen sich die ältesten ozeanischen Mythenstoffe, z. B. die Mauimythe der Neuseeländer über das Erdenrund verbreitet haben, Zug für Zug mit den von mir schon früher festgestellten ozeanischen Völkerströmen übereinstimmen, so können wir das nunmehr wohl begreifen: Die Mythen sind eben nicht durch die Lüfte gewandert, sondern als das intellektuelle und moralische Inventar, als die religiösen und Rechtfertigungsgedanken ozeanischer Wandervölker. Jene ozeanischen Mythen, die auch den Wurzelstock der germanischen Grundmythen bilden, gehören unter die Gattung der Sternmythen; auch das hat seine Bedeutung: es war auf einer ozeanischen Inselflur, wo sich der wachsende Mensch zum ersten Male von der seinen Blick fesselnden Scholle befreit und sein Schicksal der Woge anvertraut hat. Dabei zwang ihn aber das schwankende Element, den Blick an ein Festes zu heften; er blickte hinauf zu den Sternen, die ihm hinfort das Geleite gaben; sie wiesen ihm seine Wege, und er lernte es allmählich, tiefer in Raum und Zeit und in die sinngestaltende Ursächlichkeit einzudringen.

Seine Phantasie aber setzte die gewonnene Erkenntnis in Mythen um. Die Frage: wie kommt die im Westen untertauchende Sonne zu neuem Aufstiege im Osten? — ist die älteste und bedeutsamste Frage des aufsteigenden Bewußtseins. Der Mensch, der diese Frage stellte, und sie mit dem ihm zu Gebote stehenden Sinneninhalt zu lösen trachtete — indem er sich eine unterirdische Sonnenfahrt im Bauche eines großen Fisches, Drachens, Seeungeheuers, in kontinentaler Umgebung in dem eines Tieres dachte (Mauimythe, Jonaslegende, Rotkäppchensage), unterschied sich nur noch dem Grade nach von einem Kepler und Galilei, denn auch er rüttelte an den verschlossenen Türen der Schöpfung; und die Seglergenossenschaft, die furchtlos in den Ozean steuerte, auf gut Glück — sie bildet das Vorbild aller nachfolgenden Eroberer und Kulturbringer. Hier waren alle Elemente des historischen und heroischen Lebens gegeben, und es bedurfte bloß der Gunst der Umstände, daß sie zur Auswirkung gelangten. Auch die weiße Rasse ist eine Auswickelung ozeanischer Keimanlagen. Ohne daß man sich recht eigentlich über die Gründe Rechenschaft gegeben hat, ist man heute allgemein geneigt, die weiße Rasse mit dem nordischen Klima, mit Schnee und Eis in Verbindung zu bringen — biologisch ausgedrückt: man führt ihre Charaktere auf Naturzüchtung zurück. Die Farbe aber, die die Naturzüchtung in Schneeländern erzeugt, ist nicht die blonde, sondern die weiße — Eisbär, Schneehuhn, Polarfuchs u. a. Wo dieser Idealzustand schützender und fördersamer Färbung nicht erreicht wird, da gewahrt man doch zur Winterzeit vielfach eine Aufhellung des Haarkleides, die wieder (z. B. bei unseren zierlichen Hermelinchen) bis zur blendenden Weiße fortschreiten kann. Von alledem ist aber bei der blonden Rasse nichts wahrzunehmen, und das spricht nicht unbedingt für Anpassung an die Schneelandschaft. Die blonde Farbe findet man aber beim Löwen und anderen Wüstentieren; hier spricht die Anpassung an den das ganze Jahr gleich hellen Wüstensand und das braune Wüstengestein. Nun hat der Malaie und Kaukasier seine Werdezeit gleichfalls auf dem Sande — nämlich am Strande, zugebracht; ich werde zeigen, wie fest seine älteste Wohnstätte mit diesem verbunden war; hier hätte die blonde Farbe tatsächlich dem Ideale einer Schutzfärbung entsprochen. Ich lege kein Gewicht auf diese Idee; es fragt sich noch sehr, ob die Frage der Schutzfärbung hier überhaupt in Betracht kommt, aber das Gesagte dürfte doch zeigen, daß der allgemein verbreitete Gedanke von der Schneeheimat des Kaukasiers unverbindlich ist.

Näher scheint es mir aber zu liegen, sich an die Tatsache zu halten, daß man auf den polynesischen Jnseln z. Z. ihrer Entdeckung an manchen Orten gesellschaftliche Einrichtungen vorgefunden hat, die dem ausgesprochenen Zwecke dienten, eine kriegerische Aristokratie von hellerer Gesichtsfarbe zu züchten: ich meine den in jener Zeit weitverbreiteten Kultbund der Arreois (Erriois oder Eries), über den man bei W. Bligh: Reisen nach der Südsee, Berlin 1794, nachlesen kann. Es ist eine Tatsache, daß bewußte rassische Zucht den primitiven Völkern etwas durchaus Naheliegendes ist; die Reste derselben sind meist erst von der fortschreitenden Kultur infolge seelischer Verfeinerungen beseitigt worden. Rassische Zucht bildet einen wesentlichen Bestandteil des Naturzustandes; ihr gegenüber

spielt die Kultur die Rolle des verschwenderischen Sohnes, der sich die Aufgabe stellt, die Ersparnisse des Vaters unter die Leute zu bringen, sie besten Falles gegen Ruhm und Glanz einzutauschen. Die ozeanische Rasse mag in Zeiten ihrer Blüte auch im Hinblick auf rassische Zucht hervorgeragt haben, tatsächlich finden sich keinerlei Anzeichen, daß jemals züchterische Grundsätze mit solcher Rücksichtslosigkeit auf menschliche Kreise angewendet worden seien, wie in Ozeanien; selbst die Spartaner nicht ausgenommen. Dabei haben wir die Erriois allem Anscheine nach erst im Zustande des Aussterbens kennen gelernt; sonst ließe es sich gar nicht verstehen, daß so tief gewurzelte, wahrscheinlich in Jahrtausenden gewachsene Sitten und Bräuche sich unter dem Einfluß von ein paar christlichen Missionaren und dem blinden Eifer eines Reformfürsten (Pamares) im Handumdrehen hätten beseitigen lassen. Ich gestehe zu, daß die Verknüpfung der uns hier beschäftigenden Frage der Entstehung der blonden Rasse mit dem Kultbund der Erriois, der ausdrücklich auf die Züchtung eines hellen Menschenschlages hinarbeitete, eine Vermutung ist; indessen sagt Jakob Burckhardt, daß dieselbe sich dort wohl hörbar machen darf, wo eine Gesamterscheinung wie diese, jenseits aller Kunde liege. Bedenken wir aber die kurze Zeitspanne, die den Bewohnern der Kjökkenmöddinger des dänischen Küstengebietes blieb, bis sie ihre ersten Töchtervölker aussandten, so werden wir geneigt sein, die Ausprägung ihrer rassischen Eigenheit weiter zurück zu verlegen; wir werden annehmen, daß die Seefahrer, die ihre Drachenschiffe im Jahre 6000 oder 7000 vor unserer Zeitrechnung auf den knirschenden Sand der Nordsee und bald darauf auch der Ostsee gesetzt haben, sich nicht von den heutigen Skandinaviern unterschieden; kennen wir doch Darstellungen desselben Menschen vom Euphrat, vom Nil, von Kreta aus nicht viel jüngeren Jahrtausenden. Immerhin hätten wir das Bild der ältesten europäischen Küstensiedelungen insofern zu ergänzen, als wir annehmen dürfen, daß neben der blonden Rasse auch dunklere Typen die Durchfahrt nach höheren Breiten gefunden haben, wie es denn noch sehr fraglich ist, ob wirklich die zurückgedrängten etruskischen, baskischen und selbst keltischen Volksschichten mit ihren mannigfachen Fernbeziehungen, ob die Phönyker, Karer und arabischen Semiten alle von einer depigmentierten Rasse herstammen. Ich will damit nicht bezweifeln, daß die Kelten zu J. Cäsars Zeiten blond waren, aber es ist doch noch sehr die Frage, ob es nicht schon ältere Träger dieses Namens gegeben hat, die nicht zur blonden Rasse gehört haben. In Anerkennung solcher Bedenken unterscheidet man ja heute vielfach eine europäische Doppelrasse.

Wie dem auch sei — soviel steht fest, die Lehre von der Urheimat der Indogermanen ist noch nicht im Sinne Penkas und Wilsers entschieden; wir stehen vielmehr erst jetzt vor einer kritischen, die Gesamterscheinung berücksichtigenden Fragestellung. Dieses Problem wird nicht durch eigensinniges Festhalten an vorgefaßten Urteilen, sondern durch Berücksichtigung eines umfangreichen Tatsachenmateriales gefördert werden.

Damit bin ich auf dem Punkte angekommen, wo ich mich mit Wilsers Kritik meines „Varuna"-Buches (Jahrg. II, S. 409 d. Z.) auseinanderzusetzen habe. Es heißt daselbst: „»Als primäre Menschenrassen«, als

»einzige ursprünglich selbständige Typen« werden die schwarze und die gelbe, Aethiopier und Turanier angenommen, die in einem »weltgeschichtlichen Eheverhältnis« stehen und denen alle Einzeltypen als »Abkömmlinge und Mischprodukte« entstammen sollen — ein dreifacher Irrtum, denn erstens dürfen wir, da der Vormensch wahrscheinlich eine einheitliche, in der Mitte zwischen den heutigen Gegensätzen stehende Färbung hatte, die Farben als Unterscheidungsmerkmale für die Urrasse nicht gebrauchen, zweitens sind diese naturwissenschaftlich und nicht mit geschichtlichen Völkernamen zu bezeichnen, drittens hätte aus der Mischung von schwarz und gelb niemals weiß, die Farbe der höchstentwickelten Rasse entstehen können."

Ich frage Wilser, woher ihm die Kunde ward, daß der Urmensch „wahrscheinlich" eine einheitliche, in der Mitte zwischen den heutigen Gegensätzen stehende Färbung hatte? Das ist doch bloße Phantasie, der jegliche reale Bedeutung fehlt! Aber selbst wenn es sich, wie Wilser sagt, um eine Wahrscheinlichkeit handelte, so bliebe mir noch immer das Recht, derselben eine zweite Möglichkeit gegenüberzustellen, ohne daß man im Hinblick auf meine Darbietung mit Wilser gleich von „giftigen Pilzgewächsen" zu reden brauchte.

Aber in den angeführten Sätzen Wilsers liegt auch eine Art Spiegelfechterei. Jeder, der den betreffenden Abschnitt meines Buches unbefangen gelesen hat, wird sich überzeugt haben, daß es sich bei meinen „Urtypen" nicht um irgendwelche problematische vorweltliche Formenkreise handelt, sondern um die heute noch lebenden und allgemein durch Weise und Toren nach ihrer Hautfarbe unterschiedenen beiden Grundrassen, deren von mir wiederholt betonte Starrheit sie unverändert durch die jüngsten Perioden der Erdgeschichte fortbestehen ließ. Ich nehme also an, daß auch der Homo niger Wilsers, so wie es ja auch der Name sagt, und der Homo brachycephalus nicht lediglich der Form ihrer Schädel nach, sondern auch nach ihrer Hautfarbe verschieden waren, und die Konstanz der organischen Bildung, die sich in gleicher Weise auf Schädelbildung wie auf die Hautfarbe bezieht, berechtigt mich dazu. Wenn die neuere Sprachforschung immer mehr begreifen lehrt, daß es streng genommen, keine tote Sprache gibt, da jeglicher Sprachzweig, der jemals geblüht hat, auch heute noch, wenn auch in verhüllten Formen, fortdauert, wenn sich jene Konstanz der Bildung also auf Organismen erstreckt, die scheinbar vom Hauche der Luft abhängig sind, dann wird es gestattet sein, sie auch, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, in betreff der Komplexion vorauszusetzen.

Nun soll mein zweiter Irrtum, den ich in den von Wilser zitierten Sätzen verbrochen hätte, darin bestehen, daß ich den von mir vorausgesetzten Urrassen keine naturwissenschaftliche Bezeichnung verliehen habe, mit anderen Worten, daß ich mich nicht der ihnen von Wilser gegebenen Namen bedient habe. Ich kann darin aber beim besten Willen keinen Irrtum erkennen, sondern nur einen von dem Wilserschen verschiedenen Brauch; keinesfalls aber wird durch diesen Wilserschen Einwand meine Theorie erschüttert.

Mein dritter Irrtum soll in der Behauptung bestehen: schwarz und gelb gäbe weiß. Wo aber habe ich solchen Unsinn behauptet? Ich weise diesen „Irrtum" zurück; ich habe etwas Aehnliches weder im

Sinne eines optischen Effektes noch in bezug auf ein biologisches Phänomen ausgesprochen. Die Kreuzungsrasse der Südsee ist doch nicht etwa weiß, ihre braune Hautfarbe läßt sich in den mannigfachen Abstufungen, so viel ich davon verstehe, auch auf der Palette aus schwarz und gelb annähernd anrühren. Indessen käme es darauf gar nicht einmal an: die Farben verhalten sich, wie jeder angehende Tierzüchter weiß, bei Kreuzungen durchaus nicht so wie auf der Palette. Ich hatte einen Stall mit einem halben Hundert schwarzer holländischer Kühe, die seit lange mit schwarzen Holländer Bullen gekreuzt wurden. Dann verwendete ich, bei Veränderung der Zuchtrichtung, blonde (Simmentaler) Bullen, wobei sich der Schlag in knapp einem Jahrzehnt in einen roten verwandelte, da mehr als 95 pCt. roter Kälber fielen; blond und schwarz gibt aber im physikalischen Sinne auch nicht rot. Ich habe mir damals die Ansicht gebildet, daß unsere rotbunten Rinderschläge aus ähnlichen Kreuzungen hervorgegangen sein mögen.

Ich könnte es mit dieser Probe Wilserscher Kritik genug sein lassen, aber man könnte daraus falsche Schlüsse ziehen, und so sehe ich mich veranlaßt, noch für eine kurze Zeit mit diesen persönlichen Auseinandersetzungen fortzufahren. Wilser sagt weiter: die Behauptung, es beständen intime körperliche und seelische Beziehungen zwischen der braunen und weißen Menschenrasse, sei so widersinnig und allen bekannten Tatsachen widersprechend, daß eine Widerlegung verlorene Zeit wäre. Ich verweise demgegenüber nur auf ein allgemein zugängliches Dokument: Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., Tafel: Ozeanische Völker! Jedermann wird gestehen, daß er den meisten dort abgebildeten Gesichtern schon irgendwo auf den Straßen seiner Vaterstadt begegnet ist, ja daß dieser oder jener zu seinen guten Bekannten gehört; während auch die fremdartiger anmutenden mongoloiden Typen demjenigen vertraut sind, der jemals seine Schritte weiter nach dem europäischen Osten gelenkt hat. — Was aber die seelische Verwandtschaft betrifft, so ist oftmals darauf hingewiesen worden, daß das Christentum, welches doch nicht einmal in Indien Fuß fassen konnte, den ozeanischen Völkern vom Anfange an in die eigenen Hände gegeben werden konnte. Die Christianisierung Polynesiens hat viele Aehnlichkeit mit der Germaniens. Aehnliches gilt von der Sprache, den Bräuchen, dem Recht, dem ganzen seelischen Typus.

„Schon die längliche Schädelgestalt“, so fährt Wilser in seiner Kritik fort, — „die bei den rassenreinsten Vertretern des Homo europaeus, den Schweden, seit der Steinzeit sich kaum verändert hat, während die Malaien Rundköpfe sind, schließt jeden verwandtschaftlichen Zusammenhang aus.“ Ich erwidere: Auch der Typus der heutigen Oberbayern hat sich sehr weit von der skandinavischen Rasse entfernt, und doch wird ihnen Wilser nicht jegliche Verwandtschaft absprechen. Indessen — ist denn das von der rundköpfigen Rasse richtig? Ich nehme den alten Peschel zur Hand und lese dort, Huxley habe im Archiv für Anthropologie, Bd. 1, 1866, S. 346, als den schmalsten aller bekannten Schädel denjenigen eines Neuseeländers mit 62,9 abgebildet. Freilich gäbe es einen noch schmaleren Keltenschädel. Seite 60 sagt Peschel in der 5. Aufl. (seiner Völkerkunde): „Lassen wir die stark dolichocephalen Schädel (68) der Karolinen-Bewohner, weil sie als Mikronesier von dem Verdacht einer Blut-

mischung nicht frei sind, bei Seite (ein Verdacht, der nach meiner Ansicht gegen alle ozeanischen Völker besteht), so erhalten wir noch an der Grenze der Dolichocephalie mit einem Breitenindex von 73 die Maoris. Es folgen dann aufwärts die Schädel der Marquesas-Insulaner (74), der Taïtier (75), der Chatam-Insulaner (76), der Hawaiier auf dem Sandwich-Archipel (77) . . „ denen sich als Breitschädel die Javanen und Buginesen mit 79, die Manadoresen mit 80 und die Maduresen mit 82 anschließen.

Demnach scheint es, daß Wilser die Schädel der Ozeanier ein bißchen sehr in die Breite gezogen hat, wenn er behauptet, es seien lauter runde Formen. In Wirklichkeit entspricht der Befund durchaus der von mir behaupteten Variationsbreite, bei der es der Naturzüchtung oder auch der bewußten rassischen Zucht überlegen herrschender Schichten nicht schwer sein konnte, sowohl einen extremen Breit- wie Langschädeltypus herauszusondern. Indessen scheint Wilser dem Thema Zucht und Auslese überhaupt fremd gegenüberzustehen. Er kritisiert: „Beim Malaio-Arier soll die Zuchtwahl zur Hebung und Kennzeichnung des Einzelkämpfers, zu heroischem Gesichtsausdruck, vorspringender Nase, flammenden Augen geführt haben, beim Turanier dagegen die passive Auslese keinerlei Antrieb zu solcher Steigerung der Persönlichkeit gegeben haben. Warum einmal aktiv, das andere Mal passiv? Soweit Zuchtwahl und Auslese von Einfluß auf die Umgestaltung der Menschen und die Rassenbildung sind, wirken sie immer nach den gleichen unveränderten Naturgesetzen; der Erfolg hängt einzig und allein von den Umständen ab.“ Ich glaube diesen überlegenen Satz, der in seiner letzten Wendung („Umstände“) in eine Verschwommenheit ausklingt, mit der Gegenfrage beantworten zu sollen: Warum führt Naturauslese einmal zur Schaffung des sanften Schafes und das andere Mal zu der des blutgierigen Wolfes, da doch alle Lebewesen in gleicher Weise der Naturauslese unterworfen sind? Vom Standpunkte der Wilserschen Doktrin der sich stets gleichbleibenden Naturgesetze ist das gar nicht zu verstehen; legt man den Schwerpunkt aber auf die „Umstände“, so kommt man, wenn man die Gegebenheiten an Stelle dieses nichtssagenden Wortes setzt, gerade zu denjenigen Vorstellungen, die Wilser zurückweist: zu einem Doppelwege, dessen die Naturauslese (ohne aus dem Rahmen eines durchgreifenden „Naturgesetzes“ herauszutreten) sich bedient, eines Doppelweges, der im Wettstreite der Organismen durch die zwei Möglichkeiten — Angriff und Verteidigungsstellung, Verfolgung und Flucht, aktive (Kampf-) Auslese und passives (vitales) Beharrungsvermögen gegeben ist. Die „Umstände“ haben das eine Mal dazu geführt, daß der Sieg im Lebenskampfe denen zufiel, die sich für den munteren Kampf und das frische Zugreifen entschieden haben, das andere Mal denen, die den Schädlichkeiten und Gefahren den größten passiven Widerstand entgegensetzten, oder ihnen aus dem Wege gingen, in anderen Fällen davonliefen, oder die Fähigkeit entwickelten, sich nach einer Hungersnot möglichst rasch wieder aufzufüttern. Oder will man bestreiten, daß solche „Umstände“ nicht auch im Reiche des vielgestaltigen Menschengeschlechtes mitwirkten? Man braucht ja nur an die gesegnete Verdauung der Chinesen zu denken und an ihre Fähigkeit, bei Rattenkost und im engsten Pferch sich

körperlich wohl und regsam zu erhalten, unter Umständen, bei denen der Germane verkümmert. Hat doch die politische Oekonomie, ja sogar die Gesetzgebung sich mit diesen Erscheinungen befassen müssen, weil sie im Kampfe der beiden Rassen geradezu ausschlaggebend sind.

Hiernach brauchte ich es auch nicht weiter tragisch zu nehmen, wenn Wilser bei Betrachtung meines Buches zu dem Schlußergebnis gelangt: „Machwerke, wie Varuna, verdienen eine ernsthafte, wenn auch verdammende Besprechung nicht. Unsere Gegner aber, denen die wissenschaftliche Rassenlehre und die dadurch (sic!) festgestellte Ueberlegenheit der Germanen aus naheliegenden Gründen unbequem ist, geben sie überreiche Gelegenheit zu Hohn und Spott. Nur darum habe ich mich mit ihnen befaßt." Ich sehe mich hier indessen zu einer Bemerkung veranlaßt. Ich bin weit davon entfernt, mich, was die Kenntnis der Altertümer betrifft, mit Wilser vergleichen zu wollen; ich weiß auch, daß es ihm nicht schwer gefallen wäre, mir größere Irrtümer und Versehen nachzuweisen, wenn er sich die Mühe genommen hätte, mein Buch wirklich durchzulesen. Das ist ganz natürlich. Ich bin nicht wie Wilser in Hörsälen und Bibliotheken aufgewachsen, damit ist aber doch noch nicht gesagt, daß alles, was ich vorbringe, Unsinn ist — wie Wilser meint. Die Wissenschaft hat allen Grund, sich solcher Exklusivität zu enthalten und am Ende gibt es noch Größere, die auch Herrn Wilser zwischen ihre wissenschaftlichen Zähne nehmen. Im Gegenteil — angesichts der offenkundigen Entgleisung der Ethik und Sozialpolitik, ja selbst der biologischen Lehre (siehe Monismus) ist es durchaus erwünscht, daß auch die Praxis zu Worte komme. Es handelt sich heute um die Schaffung neuer Lebensgrundlagen für unsere Rasse; wer wollte glauben, daß die Wissenschaft in ihrer heutigen Verfassung in der Lage sei, uns diese zu erbauen. Hier versagt die sich immer mehr spezialisierende Wissenschaft. Das daraus entspringende Leiden ist nicht von heute, es hat sich zu einem chronischen Uebel entwickelt, das uns in die Tiefe zieht. Sollen wir uns dann aber darauf beschränken, Sterbegewänder anzulegen, und in den immer allgemeiner werdenden Gesang vom Ende der germanischen Völker einzustimmen, oder nicht vielmehr uns Rechenschaft zu geben suchen über die Gründe und Abgründe, über die unser Weg geht: in der Hoffnung, die Uebel abzustellen, wenn wir sie erst einmal erkannt haben. Der einzige Versuch, diese Aufgabe zu lösen, ist in meinem vielgeschmähten Buche „Varuna" enthalten, und darin liegt, trotz aller Mängel, der Wert desselben. Für den Standpunkt Wilsers ist es aber charakteristisch, daß er davon gar keine Notiz nimmt. Zwei ganze Abschnitte meines Buches handeln von der Judenfrage, im weiteren Sinne vom Semitismus; bei Wilser fallen sie unter den Tisch, trotzdem das dort Vorgetragene die Bedeutung der von ihm mehr temperamentvoll als geschickt bekämpften Malaientheorie bei weitem übertrifft.

Nach diesen persönlichen Erörterungen, die am Ende der von mir vertretenen Sache zugute kommen, kehre ich zu meinem Gegenstande und zu demjenigen Punkte meiner Darstellung zurück, wo ich eine ozeanische Seglergenossenschaft zuerst in die Nordsee einlaufen ließ, um sie oder ihre Nachkommen bald darauf auch an den Gestaden

der Ostsee landen zu lassen. Damit stoße ich, wie schon dargetan, auf den Widerspruch der Fachleute. Den Lesern dieser Zeitschrift sind die „Beweise" für den mitteleuropäischen Ursprung der dänischen Haldenbewohner geläufig; ich brauche sie nicht zu wiederholen. Sie konzentrieren sich auf den Nachweis einer gewissen Kulturgemeinschaft zwischen ihnen und den diluvialen Renntierjägern; vollends geschlossen wurde die Beweisführung durch das Auffinden von ein paar Renntierstangen. Ich frage aber: soll man darauf so viel Gewicht legen? Ist es denn denkbar, daß ein irgendwie gearteter und irgendwoher stammender Mensch sich einen so charakteristischen Gegenstand — wenn er in dem von ihm bewohnten Gelände zu erbeuten war — entgehen lassen wird? zumal in Zeitaltern, in denen der Mensch sich noch nicht mit tausendfachem industriellen Tand umgeben hat. Dabei sehe ich noch von dem technischen Wert des Gegenstandes ab, der ihn, wie das Elfenbein in Afrika, vielleicht veranlaßt, einen Weltteil zu durchwandern, wenn erst einmal die Nachfrage entstanden ist. Und liegt andererseits nicht auch die Möglichkeit vor, daß die Eroberer sich gelassenen Mutes in das Erbe einer Urbevölkerung gesetzt haben, ein Vorgang, der doch anderwärts hundertfältig nachgewiesen wurde? —

Diese Bedenken wachsen noch im Hinblick auf die Rätselfrage: Wie kommt es, daß der steinzeitliche Mensch Europas, sagen wir also der Renntierjäger, wenn er in einer kontinentalen Umgebung aus halbtierischen Zuständen herausgewachsen war und sich dabei ein gewisses Inventar kontinentaler Lebenshülfen und Vorurteile angeeignet hatte, unter allen ihm zu Gebote stehenden, wohlgelegenen Gebieten gerade die Seeküste bevorzugte? Wie kommt es, daß er, eben erst an dieser eingetroffen, noch ehe er irgendein Zeichen seiner Tätigkeit und Schöpferkraft hinterlegen konnte, bereits die Seeherrschaft gewonnen hatte, wie kommt es, daß er auch in der Folge mit solcher Ausdauer an der fremden Umgebung festgehalten hat, ja daß er sich gerade hier bis auf unsere Tage in seiner typischen Erscheinung erhalten hat, während er doch überall in seinen später bezogenen kontinentalen Sitzen eine Umwandlung erfuhr oder gar zugrunde ging? Dieses Rätsel ist aber durch die Annahme gelöst, er habe seine neue Heimat mit Hülfe der im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden erprobten Fahrgeräte gewonnen, die ihn zum Herrn der Woge machten. Einige werden an die große Entfernung zwischen Ost- und Südsee denken; sie ist indessen geringer als jene etwa zwischen Sumatra und den Osterinseln, die die Malaien doch nachweislich zurückgelegt haben, und zwar in uferlosen Ozeanfahrten, während sie sich hier den Küsten entlang tasten konnten, wobei sie möglicherweise passiv unter dem Einflusse von Klimaschwankungen hingeschoben wurden. Für die Entdecker der Osterinseln bestehen solche Bedenken nicht; für sie gab es auf Erden keine unerreichbaren Fernen mehr, und die spätere Entdeckung Amerikas, auf die wir uns so viel zugute tun, wäre für sie ein kleines Zwischenspiel gewesen. Ein Rest dieses ozeanischen Wagemutes ist auch heute noch der skandinavischen Rasse eigen. Ich denke an die Fahrt der Fram von den neusibirischen Inseln durch das Eis bis Spitzbergen. Als Nansen dann auf Franz-Josephsland ein paar Wochen auf Schiffsgelegenheit warten mußte, da war er nahe daran, den Weg auf eigene Faust in seinem Segeltuchboote fortzusetzen!

Hier bestehen für meine Theorie keine unüberwindlichen Schwierigkeiten; dagegen ist die Frage aufzuwerfen, wie es kommt, daß die Besiedelung sich gerade auf das dänische Inselgebiet konzentrierte? Nun ist aber schon von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß dazu geographische und landschaftliche Umstände beigetragen haben mögen, wenngleich es auch noch nicht ausgemacht ist, daß nicht ursprünglich ein viel breiteres Gebiet besiedelt wurde, das nur in der Folge wieder verloren ging, so daß die blonde Rasse sich schließlich in der Tat für eine Zeitlang auf das „mare clausum" — wie die Ostsee auch heute heißt — beschränkt war. Immerhin ladet die Ostküste Jütlands an sich zum Verweilen ein; sie ist ein kulturell bevorzugtes Gebiet. Für den Seefahrer des Altertums mag besonders der noch heute gerühmte Wald der Ostseeküsten etwas Verlockendes gehabt haben. Much zählt in seiner „Heimat der Indogermanen" die Vorteile auf, die die Entwicklung des Neolithikers der Ostseegebiete begünstigt haben mögen. Aber trotzdem er, im Gegensatz zu anderen, viel Gewicht auf den Einfluß der See und des Seeverkehres auf den Werdegang seiner Rasse legt, versäumt er es doch (so weit meine Erinnerung reicht), die Bedeutung des Waldes für ein seefahrendes Volk in das rechte Licht zu rücken. Dabei haben wir allen Grund, dem Walde auch noch in anderer Hinsicht Bedeutung für ein Volk zuzuschreiben, welches gezwungen ist, dem nordischen Winter zu trotzen — er ist ihnen zugleich das vielbegehrte Bau- und Brennmaterial. Welche Rolle spielt er als solches nicht noch in unserem Dorfleben! Ein holzarmes Gebiet, wie die norddeutsche Geestzone, konnte unter primitiven Lebensbedingungen nie und nimmer mit den waldreichen Ostseegestaden konkurrieren, dies um so weniger, als wir in neuerer Zeit erkannt haben, daß die Ansprüche des Haldenmenschen an den Hausbau durchaus keine geringfügigen waren. Wenn wir uns bis vor kurzem in einer, ich möchte fast sagen freiwilligen Unwissenheit bezüglich der Wohnart unserer ältesten Vorfahren befanden, so hat uns die allerjüngste Zeit auch in dieser Hinsicht weiter gebracht. Wir brauchen nur wieder nach der Südsee zu blicken und finden dort das Wohnhaus, wie es tausendfach auf den dänischen, amerikanischen und japanischen Muschelhalden gestanden haben mag, in seiner ursprünglichen Form bis auf unsere Tage erhalten; denn der Pfahlbau von Celebes läßt nicht bloß Beziehungen zum dorischen Tempel erkennen, wie Sarasin gezeigt hat. Der steinzeitliche Mensch wohnte nicht bloß am Bodensee und an einigen Flußmündungen auf einem Pfahlbau, sondern allüberall auf dem Nassen und Trockenen. Er erhöhte seine Wohnstätte in der Vorzeit geradeso wie der heutige Malaie in der Absicht, das nötige reichliche Gefälle für seine massigen Küchenabfälle (Muschelschalen und Fischskelette) zu gewinnen. Versank sein Haus dann allmählich in den sich anhäufenden Hügeln und Schutthalden, so erhöhte er dasselbe aufs neue. Konnte er seine Dorflage, so wie es Sarasin als den vorzüglichen Brauch in Celebes berichtet, in die Flutzone oder in einen Flußlauf verlegen, so nahm er diesen Vorteil wahr und überließ es der Flutwelle oder der Strömung, die Abfälle fortzuschaffen; anderenfalls häuften dieselben sich zu den ungeheuren Massen, die man an der Ostsee, in Maryland und Virginia antrifft. Die Flutwelle erklärt

uns auch, weshalb die Nordsee, vorzüglich England frei von Muschelhalden ist.

In einer Notiz, Jahrg. VI, S. 670 d. Ztschr., weist Wilser auch diese Ansichten zurück. „Wir haben uns die Kjökkenmöddinger natürlich nicht von Pfahlbauten überragt zu denken, soweit war der Mensch damals noch lange nicht vorgeschritten“ — so läßt Wilser sich aus Anlaß eines von mir in der Dresdener naturforschenden Gesellschaft „Isis“ gehaltenen Vortrages über diesen Gegenstand vernehmen. Er bedenkt aber nicht, daß es doch gewißlich leichter ist, einen Pfahlrost in der Erde zu befestigen und Stämme daran zu binden, als ein seetüchtiges Fahrzeug herzustellen. In dieser Hinsicht widersprechen sich meine Gegner. Den einen ist die ozeanische Herkunft der Indogermanen ein lächerlicher Gedanke, weil die braune Rasse der Südsee auf einer viel zu tiefen Stufe der Entwicklung stehe, als daß der blonde Europäer etwas mit ihnen zu tun haben könnte, den anderen standen unsere Vorfahren vor sechs oder sieben Jahrtausenden so tief, daß sie noch völlig außerstande waren, sich zum Häuserbau aufzuschwingen, eine Kunst, deren sich doch die braunen Völker der Südsee allem Anscheine nach seit Jahrtausenden in immer gleicher Weise befleißigt hatten. Wenn Wilser es bezweifelt, daß die Muschelhalden von Pfahlbauten überragt waren, so soll er uns doch verständlich machen, wie es zur Auftürmung dieser Hügel und Hügelketten gekommen ist? Glaubt er etwa, man habe sie mit Kücheneimern zusammen getragen? Soweit geht er wohl auch nicht; er wird zugestehen, sie seien unmittelbar neben den Wohnstätten angehäuft worden; dann muß er aber auch zugeben, daß diese Leute seßhaft waren, daß sie jahrhundertelang zum wenigsten in gewissen Jahreszeiten dieselben Stätten bewohnten; das aber setzt voraus, daß sie „ragende“ Wohnungen, und da es sich um ausgedehnte Bauflächen handelt, ganze Dorflagen hatten, die sie festhielten, weil in ihnen eine Summe von Bauarbeit angehäuft war, oder im Sinne des modernen Hausbesitzers: weil Kapital darin steckte. Diese Bauarbeit können wir uns der Kulturstufe gemäß und bei dem Mangel von Steinresten nur als Holzbauten denken; es wird also wohl bei den ragenden Pfahlbauten über den Muschelhalden bleiben müssen, bei einem Bilde, das man ja übrigens auch angesichts der Terramaren von Parma, Modena und Reggio vor Augen hat, nach Meyers Konversations-Lexikon (andere Literatur steht mir augenblicklich nicht zur Verfügung) in Sümpfen gelegenen hügelartigen Erhöhungen von 60—70 m Durchmesser, die aus Pfahlbauten hervorgegangen sind. „Unrat und Küchenabfälle wuchsen“, so schreibt Meyer, „unter der Balkendecke allmählich an und bildeten den Kern des Hügels, auf dem die Menschen wohnen blieben, indem sie nur von Zeit zu Zeit ihre Wohnungen in ein etwas höheres Niveau verlegten.“ ... „Einige Terramaren gehörten wohl der neolithischen Zeit an, die Mehrzahl enthält jedoch primitive Bronze-Gegenstände.“

Ich habe dem nichts hinzuzufügen, nur weise ich noch auf den auffälligen Parallelismus hin, der auf Grund der Sarasinschen Mitteilungen (Zeitschr. f. Ethnologie, 1907, erstes Doppelheft) zwischen den Siedelungs-Verhältnissen des heutigen Celebes und dem neolithischen oder, um mit Sarasin zu reden, dem Pfahlbau-Zeitalter von

Europa besteht. Hier wie dort gehen die Siedelungen vom Seegestade aus, darüber hinaus erstrecken sie sich den Flußläufen entlang in das Innere des Landes, indem sie sich mit Vorliebe in Landseen anhäufen. Aber auch auf trockenem Lande wird noch lange an dem Brauche festgehalten — im Inneren von Celebes in gleicher Weise wie in Italien — entsprechend dem konservativen Sinne des primitiven Menschen. In Ostafrika wurde man an einer bestimmten Stelle regelmäßig beschossen; dann kamen die Leute und boten, was sie hatten, zum Tausche an; zur Rede gestellt, weshalb sie das Knallen nicht ließen und nicht unmittelbar zu dem Handelsgeschäft übergingen, antworteten sie: „desturi ŭetŭ" — es ist so unser Brauch. Die Kultur muß erst kommen, um diesen Brauch zu erschüttern, aber sie kann ihn nicht gänzlich beseitigen; hier und dort, in Brauch und Sprache erhalten sich Reste des alten bis in die höchsten Kultursteigerungen. Auch wir leben in Gedanken noch in unseren „vier Pfählen", und — es ist eine der schönsten Entdeckungen der letzten Jahre — die griechische Kunst ist aus dem Pfahlbau erwachsen; der dorische Tempel hat sich aus der Lobo (der Laube)[1]), dem Männerhause von Celebes entwickelt. Bekanntlich ist auch der Tempel aus einem Männerhause, dem Megaron, hervorgegangen. Er war in seiner ursprünglichen Anlage ein echter Pfahlbau, wesensgleich mit dem, der jahrtausendelang Europa beherrschte; es war die Gunst der Umstände, die es mit sich brachte, daß er in Hellas, und vielleicht unabhängig davon in Aegypten, in ein ragendes, den Jahrtausenden Trotz bietendes Steinwerk umgewandelt ward. Was den Bau jetzt auszeichnete, war allein der Umstand, daß der Gott und demnächst auch der Mensch seine Wohnung in das Parterre, in die zwischen den Pfählen gelegene „Cella" verlegte (die übrigens nach Sarasin auch im Wohnhause von Celebes bereits vorgebildet ist), und daß demgemäß die ursprüngliche Wandung des Wohnraumes in ein ornamentales Gebälk verwandelt wurde, in dem sich aber noch immer die ursprünglichen Fenster der Lobo, wenn auch nur als Schmuckstücke, erhielten — die Triglyphen. Vitruv sah diese als gekerbte Balkenköpfe an; aber noch Euripides weiß besser Bescheid, wenn er dem Pylades die Worte in den Mund legt: „Schaue zu den Triglyphen hinein, wo es Raum hat, Dich hinabzulassen!" ... „Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt; ich glaube gar, der ganze Tempel singt" — so leitet Sarasin mit Goethes Worten seine schöne, reich illustrierte Studie ein; und wahrlich, es ist der Sang versunkener Jahrtausende, der hier erklingt und die Weisheit der Stubengelehrten übertönt. Mir sind nur wenig so reine Freuden zuteil geworden, wie ich sie beim Lesen dieser Sarasinschen Schrift empfunden habe, und wie mir, so ging es anderen. Ein alter Baubeflissener sagte mir, er sei über der Betrachtung des dorischen Tempels alt und grau geworden und sei nicht weitergekommen; nun aber sei es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen! —

So hätten wir denn neben der malaiischen Urmythe und dem malaiischen Seedrachen auch noch den malaiischen Pfahlbau, die alle

---

[1]) Lobo ist vielleicht auch mit Sanskr. Sabha (Rathaus) verwandt (ähnlich lat. lupus — russ. sabaka = Hund), damit hängt wohl auch Sabbath zusammen? In den Lauben der ostdeutschen Städte hätte man sonach rudimentäre Pfahlbauanlagen zu erkennen.

drei über den Ozean hinweg die Kontinente verbinden. Man sollte den gleichen Zug imposanter Einheitlichkeit noch auf einem anderen Gebiete suchen — bei der Totenbestattung; aber hier geht derselbe verloren, indem sich uns eine verwirrende Fülle der Einzelbildung offenbart. Allenfalls erinnern uns die megalithischen Denkmäler an eine Zeit, wo sich der gleiche „Völkergedanke" in Skandinavien, am atlantischen Ozean, am Sinai und in Kleinasien Geltung verschafft hatte.

Damit bin ich am Schlusse meiner Betrachtung angelangt. Was ich vorgetragen habe, fordert eine ausführlichere Prüfung heraus, keineswegs aber ist es durch eine überlegene Zurechtweisung aus der Welt geschafft. Es gewährt schon jetzt, was wir noch vor kurzem nicht zu hoffen wagten, einen zusammenhängenden Begriff vom Werden und von der Entwicklung des heroischen Menschen, von dessen Blut ein Rest in unseren Adern kreist, um von dem unheroischen Zeitalter sein Recht zu fordern. Man hatte die Frage nach unserer ältesten Vergangenheit ganz auf das biologische Gebiet verschoben. Man stellte sich ein Tier vor und fragte: wie ist daraus der Mensch entstanden? So aber läßt sie sich nicht lösen. Man muß sehenden Auges die menschlichen Dinge nach rückwärts verfolgen. Das hatten die Sprachvergleicher ganz richtig gedacht, nur waren ihre Mittel unzulänglich und ihre Zeit vielleicht noch nicht gekommen. Ist das Bild, welches ich entworfen habe, auch anders, als zu erwarten war, enttäuscht es die Romantiker auf der einen, die Spezialisten auf der anderen Seite, so entspricht das lediglich einer oftmals wiederkehrenden Erfahrung, daß die Dinge in Wirklichkeit anders aussehen, als unsere Phantasie sie sich ausgemalt hatte. Wir stehen in betreff der nordischen Altertümer noch im Zeichen der Morgenröte. Sie sind nicht erschöpft, wenn wir die Geschichte des Beiles, der Fibel, des Henkelkruges und der Spirale räumlich und zeitlich bis in alle Einzelheiten verfolgen; damit wissen wir noch gar wenig von dem Menschen, der sie schuf; diesen können wir am Ende nur in unserem Inneren rekonstruieren, so wie wir die ausgestorbenen paläonthologischen Formen nur unter Zuhülfenahme der lebenden verstehen können. So ist denn auch dem prähistorischen Menschen gegenüber die Aufgabe nur aus dem Leben heraus zu lösen. Auch der Geschichtsforscher muß das Beste aus seinem Gemüte den Quellen hinzufügen. So allein kommt eine lebendige Anschauung zustande, ein zusammenhängender Begriff des Lebens. Was uns nach diesem suchen heißt, ist kein Vorwitz, auch kein Zeitvertreib; uns treibt die bittere Not und die Sorge um unsere Zukunft. Wir wollen uns von dem Gedanken losringen, als seien wir plastischer Ton, den die Norne eine Zeitlang zwischen den Fingern knetet, um ihn dann über den großen Haufen zu werfen. Wir wollen unser Schicksal in die eigene Hand nehmen und dem Leben neue Bahnen vorschreiben, die nicht wieder, wie bisher, in ewiger Monotonie auf die großen Müllhaufen der Weltgeschichte, vielmehr zu neu aufsteigendem, jauchzendem Leben führen sollen.

Bemerkungen zu dem Aufsatz „Ozeanien, die Urheimat der weißen Rasse“.

Dr. Ludwig Wilser.

Es ist das gute Recht jedes wissenschaftlichen Schriftstellers, das, was er für wahr hält und wofür er demgemäß mit seinem Namen eintritt, gegen Angriffe nach Kräften zu verteidigen. Gerade aus dem Widerstreit der Meinungen und aus der Vergleichung der von beiden Seiten ins Treffen geführten Gründe geht schließlich die Wahrheit hervor, die das Hochziel jedes gewissenhaften Forschers sein muß. Ich halte es darum für gut und zweckmäßig, daß die Schriftleitung Herrn Hentschel noch einmal Gelegenheit gegeben hat, den Lesern dieser Blätter seine von denen der meisten Rassenforscher abweichenden Ansichten in aller Ruhe und Breite auseinanderzusetzen. Der Erfolg wird lehren, wie viele er zu überzeugen und auf seine Seite zu ziehen vermag. Die schwerwiegenden Gründe, die gegen eine derartige Auffassung sprechen, habe ich bei früheren Gelegenheiten zum größten Teil schon vorgebracht und darum hier nichts Neues hinzuzufügen. In seiner Abwehr wendet sich der Verfasser besonders gegen mich, als ob ich sein erbittertster Gegner wäre. Es gibt aber manches, was mich mit ihm verbindet, und die Leser der Revue werden sich erinnern, daß auch ich versucht habe, die Naturgesetze auf den Menschen anzuwenden und aus züchterischen Maßnahmen für unser Volk Vorteil zu ziehen. Gerade darum bin ich bei der Besprechung von „Varuna“ auf diese Seiten nicht eingegangen. Der Behauptung, ich stehe dem „Thema Zucht und Auslese fremd gegenüber“, muß ich entgegentreten, da ich mich mit diesen Dingen, als der Grundlage aller Rassenkunde, seit einem Menschenalter unablässig aufs eingehendste beschäftigt habe. Von Sachlichem möchte ich nur das eine anführen, daß die Abfall- und Muschelhaufen der baltischen Küsten nicht 8—9, sondern mindestens 20 Tausend Jahre alt sind. Die Menschen, von denen sie herrühren, standen einerseits auf so niedriger Kulturstufe, daß man ihnen Hausbau und Schiffahrt unmöglich zutrauen kann, und hängen anderseits mit den Urbewohnern Westeuropas aus der alten Steinzeit so innig zusammen, daß die Annahme, sie seien mit dem „Meerschiff“ aus weitentfernten Ländern gekommen, nach meiner Ueberzeugung der Wahrheit nicht entsprechen kann. Man darf es, glaube ich, ruhig der Zeit überlassen, ob und in welchem Umfang es Hentschel gelingen wird, Anhänger für seine Lehrmeinung zu werben.

Erwiderung.

In meiner Rezension von Unolds „Der Monismus und seine Ideale“ (Nr. 8 d. Zeitschr.) sprach ich von einer „schmachvollen Haltung“ des Keplerbundes. Prof. E. Dennert, dessen „wissenschaftlicher Direktor“, ersucht nun in Zuschriften an die Redaktion der Pol.-anthr. R. und an mich „um den Nachweis, wo und wann die Haltung des K.-B. schmachvoll gewesen ist“. Zugleich erlaubt sich Prof. Dennert, mir „zur Orientierung“ die über den K.-B. aufklärenden Schriften zu senden, mit der Bemerkung: „da ich wohl nicht ohne Grund annehmen darf, daß Sie uns nur aus zweiter Hand kennen“. Den in dieser Insinuation enthaltenen schweren Vorwurf bin ich mir schuldig, energisch zurückzuweisen. Ihn näher zu charakterisieren

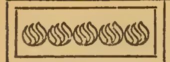
unterlasse ich. Wer da weiß, mit welchen Mitteln der K.-B. arbeitet, wird sich nicht sehr darüber wundern; bestehen sie doch nicht zum mindesten in Verdächtigung, Diskreditierung und Denunzierung des Gegners. Der Fall Reinke-Häckel ist noch nicht vergessen. Und damit in medias res. Daß der Darwinismus Herrn Dennert und seines Gleichen ein besonders scharfer Dorn im Auge ist, daß er von ihnen schon etliche Male aufs „Sterbelager" gebettet wurde, ist den Lesern der Pol.-anthr. Revue ebenso bekannt, wie, daß der Kern der Lehren Darwins dessenungeachtet ein unvergänglicher Schatz echter Naturwissenschaft bleiben wird. Darüber ist kein Wort mehr zu verlieren. Den Angriffen auf den deutschen Monistenbund ist von berufener Seite geantwortet worden. Aber nicht oft genug kann das kriechende Denunziantentum an den Pranger gestellt werden, mit welchem aus den Reihen des K.-B. gegen den Gegner gearbeitet wird. „Möge unsere Unterrichtsverwaltung in weisester Erwägung aller Umstände den Weg zu diesem Ziele finden!" d. h. „die geeigneten Kräfte" berufen, „welche imstande sind, den geforderten biologischen Unterricht so zu erteilen, daß er die jungen Leute in der Tat mit der nötigen Kritik dem atheistischen Monismus gegenüber ausrüstet". (Heft 1, Schriften des K.-B., S. 16.) Kommentar ist überflüssig. Aber seltsam mutet es an, daß derselbe Mann, der im Kampfe mit seinem wissenschaftlichen Gegner keine anderen Waffen findet, sich in klingenden Phrasen zum Hüter des „sittlichen Volksbewußtseins" (S. 5) aufwirft. Ja, bei Gott, wir Monisten gefährden den ethischen Schatz unserer Zeit!

Die Sache ist zu bitterernst, um mit einem Lachen abgetan zu werden. Der Wolf im Schafpelz geht wieder um, in neuer Vermummung. Die Jesuiten haben ihren Wasmann, die protestantischen Mucker ihren Keplerbund. Sainte-Beuve sagt: „L'église et la science sont deux ennemis; mais quand la science a triomphé manifestement sur un point, l'église se retourne, s'adjuge le point démontré, n'y voit plus d'inconvénient et elle reserve ses oppositions et ses négations pour la future découverte." Nicht oft und laut genug kann vor diesen gerade durch ihre Taktik gefährlichen Angriffen auf die wissenschaftlichen Fortschritte unserer Zeit gewarnt werden. Diese „gläubigen" Naturforscher, so bezeichnet sich Dennert selbst, bringen das Kunststück fertig, einen das Weltgeschehen willkürlich beherrschenden, persönlichen Gott, eine durch göttliche Offenbarung übermittelte Erfahrung, ein Jenseits — mit der Forderung freier, voraussetzungsloser Wissenschaft zu vereinbaren und haben die Stirne, die „Förderung echter und vertiefter naturwissenschaftlicher Volksbildung" auf ihre Fahne zu schreiben. Das nennt man intellektuelle Redlichkeit! — Aber nicht jeder findet Zeit, den Kern der Dinge zu suchen, sich Rechenschaft darüber abzulegen, was hinter den schönen Worten, dem Massenaufgebot von Namen, von tönenden Titeln und Würden steckt. Darum scheint es mir gute Arbeit, immer von neuem die treibende Kraft all' dieser Veranstaltungen aufzudecken. — Der Namen Keplers soll dem Bunde das Programm geben, denn „er war ein ebenso guter Naturforscher, wie Mensch und Christ" (S. 27, ib.), „er hatte auch den Stern des Glaubens" (Motto). Fragen muß man sich nur — sobald der Name Christ mehr als ein leerer Schall bleiben soll —, wie die wissenschaftlichen Mitarbeiter des K.-B. ihre Forschungen in Uebereinstimmung mit dem von ihrem „wissenschaftlichen Direktor" entworfenen Programm bringen können.

Bezeichnend ist es, wie das „Protestantenblatt" (kirchlichliberal) unterm 11. Dezember 1907 die Gründung des K.-B. begrüßte: „wir glauben, daß die Führer des Bundes und das Gros seiner Träger »im kirchlichen Dogma« befangen, unfähig sind, klar und sicher der Naturwissenschaft gegenüberzustehen, und daß sie außerstande sind, in diesem Zusammenhange ihre reaktionären Bestrebungen zu verleugnen, für die sie sonst leben und arbeiten" und „uns können auch die Namen . . ., ebensowenig wie die hohen Töne . . . daran irre machen, daß wir den Keplerbund rundweg ablehnen, vor seiner Arbeit warnen und vom Beitritt dringend abraten." — Herr Prof. Dennert wird ja freilich trotzdem auf seinem Standpunkte beharren, daß es sich beim K.-B. nicht um „christliche Naturforschung" und „kirchlich genehmigte Naturwissenschaft" handle.

Wer es mit dem wahren Fortschritte ernst meint, kann vor dem „bedeutsamen und köstlichen Werke", wie der „wissenschaftliche Direktor" die Bestrebungen des K.-B. geschmackvoll nennt, nur ernstlichst warnen. Das Kirchentum, welches das Christentum mit Beschlag belegt hat, ist der Feind, den es unermüdlich und in jeder Form zu bekämpfen gilt. Zieht es das Christentum in seinem Sturze mit — tant pis. Es ist dafür gesorgt, daß der dauernd wertvolle ethische Kern der Lehren Christi für die Zukunft gerettet ist.

Nizza-Drap. G. Weiß.



Berichte und Notizen.



Pfropfung bei Tieren. Neuere Versuche von N. Braus haben auf diesem Gebiete bemerkenswerte Resultate gezeitigt. Der Forscher experimentierte mit jungen embryonalen Keimen an Frosch- und Krötenlarven. Er konnte die Beine einer Kaulquappe an die verschiedensten Stellen einer andern pfropfen, sie wuchsen immer an und immer mehr oder weniger weiter. Nicht nur außen an den Körper, sondern auch in sein Inneres, z. B. die Kiemenhöhlen, ließen sie sich einpfropfen. Außer Gliedmaßen hat B. noch Kiemen- und Nierenanlagen, Anlagen von Augen und Gehörbläschen übergepfropft. Aehnlich wie bei Pflanzen bleibt der Charakter der verpfropften Anlagen immer gewahrt, d. h. eine Gliedmaßenknospe bildet sich zu genau der Gliedmaße aus, die sie an ihrem Ursprungstier hätte entstehen lassen, eine Augenknospe ein Auge usw., ganz unabhängig davon, wohin man sie am Körper des neuen Tieres pfropft; nur dafür, ob sie sich überhaupt weiter entwickelt, ist dieser Ort von gewisser Bedeutung.

Ein Vorgänger des Neandertal-Menschen? Der Direktor des naturhistorischen Museums in Paris, Percier, legte der Akademie der Wissenschaften einen bei Ausgrabungen in Chapelle-Aux-Saint (Departement Correze) gefundenen Schädel samt den dazu gehörigen oberen und unteren Gliedmaßen vor, die nach seiner Ansicht die Reste eines prähistorischen, ein Mittelglied zwischen dem Menschen der Gegenwart und den Affen bildenden Wesens sind. Einesteils weist die Entwicklung des Gehirns auf die Gattung Mensch hin, andernteils aber kennzeichnen Schädelgestalt, vorspringende Augenwülste und fehlende Stirn den Träger der Knochen als ein offenbar affenartiges Geschöpf. Eine genaue Untersuchung ergibt, daß sich derselbe, wenn er sich auch zuweilen aufrichten konnte, doch am häufigsten auf allen Vieren bewegt haben muß. So ist auch das Hinterhauptsloch, statt in der Mitte des Schädels, mehr nach hinten gelegen, woraus auf eine hängende Kopfhaltung geschlossen werden darf. Auch die Muskelansätze sprechen für eine sehr kräftige Nackenmuskulatur, die nötig war, weil bei der meist wagrechten, noch nicht senkrechten Lage der Wirbelsäule die Last des Kopfes statt von den Wirbeln von den Muskeln getragen werden mußte. Während endlich das Kinn bei allen Menschen vorspringt, fehlt es hier, und der Unterkiefer zeigt einen zurückweichenden, von oben nach unten und von vorn nach hinten gerichteten Umriß. Diese Entdeckung — so muß der Fund bezeichnet werden — ist nach Perciers Ansicht von grundlegender Bedeutung. Sie beweist das urzeitliche Vorhandensein einer Menschenrasse, die zwischen dem Anthropopithekus und dem Menschen in der Mitte stand; von einer Rasse kann man wirklich sprechen, da mehrere ähnliche Schädel, alle im mittleren Pleistocän, gefunden worden sind. Ein abschließendes Urteil, ob der neugefundene Urmensch wirklich einer anderen, entwicklungsgeschichtlich älteren Art angehört als Homo primigenius, wird erst dann möglich sein, wenn eine fachmännische Beschreibung der einzelnen Knochen, womöglich mit genauen Maßen und Abbildungen, vorliegt.

Arier und Eurafrikaner. Die Entdeckung der indogermanischen Zusammenhänge bedeutete einen gewaltigen Schritt vorwärts. Aber sie bedeutete noch nicht den Abschluß, noch nicht die Quintessenz aller Wissenschaft. Die Forscher spüren allmählich, daß ein zweiter Schritt folgen muß, daß das Verhältnis der Indogermanen und ihrer Sprachen zu den besiegten Nichtariern und deren Sprachen dringend genauerer Untersuchung bedarf. Ein lauter Rufer im Streit ist da Sergi, Professor der Anthropologie und Leiter des anthropologischen Instituts an der Universität Rom. Er hat schon eine ganze Reihe von Schriften veröffentlicht, in denen er stets derselben ketzerischen Theorie das Wort redet: Africa (1897), Arii e Italice (1898), Gli Arii in Europa e in Asia (1903). Auch könnte man sein kleines Werkchen La Sardegna (1907) erwähnen, das zwar Reisebeschreibungen und wirtschaftliche Betrachtungen enthält, jedoch auch neuen Stoff zu dem Lieblingsgedanken des Verfassers beibringt. Am wirksamsten von allen Schriften war die populär gehaltene und für einen weiteren Leserkreis bestimmte The mediterranean Race, London 1901. — Der römische Anthropologe führt in seinem letzten Werke „Europa“ die schwersten Batterien ins Gefecht. Auf sehr umfassender, sehr gründlich dokumentierter Grundlage gibt er zunächst eine Uebersicht über die prähistorischen Schädelfunde und die somatischen Eigentümlichkeiten der heutigen Mittelmeervölker. Er

folgert daraus, daß deren Typus überall gemeinsam sei. Er ist der Ansicht, daß der Mittelmeertypus noch die Einwanderung der Arier überdauert habe, daß er noch jetzt den Hauptbestandteil der Völker Europas und Vorderasiens, wie auch der Berberei bilde. Sergi sucht dann seine Hypothese durch die Geschichte zu erläutern. Er meint, die eigentliche Weltkultur sei durch seine geliebten Eurafrikaner geschaffen. Die Arier seien als Eroberer und teilweise als Zerstörer gekommen, und seien später von den Unterworfenen ebenso kulturell überwältigt und aufgesogen worden, wie noch in der Gegenwart die Manschu von den Chinesen. Noch jüngst hat Sergi in den Nuova anthologia einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er die altkretische Kultur einer vorgriechischen Rasse zuschreibt. Ich denke, er hat darin vollkommen recht, wie überhaupt in der epochemachenden Bedeutung, die laut ihm dem kretischen Phänomen zukommt. Auch der Hauptgedanke Sergis verdient ohne Zweifel die größte Beachtung. Nur, wie so mancher glückliche Erfinder, übertreibt er. Er läßt den armen Ariern doch etwas gar zu wenig übrig. Jedenfalls ist Sergi ein sehr vielseitiger Mann, der durchaus mit der berühmten Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft zu Werke geht. Er setzt sich sogar mit Trombetti auseinander, dessen Entdeckung von dem Zusammenhang der baskischen, wie der nordafrikanischen und Kaukasussprachen eine Bestätigung für seine anthropologische These zu bieten scheint. (Dr. A. Wirth in der M. A. Z.)

Anthropologisches aus Zentral-Afrika. In der Deutschen Kolonialgesellschaft berichtete kürzlich Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg über seine Forschungsreise nach Inner-Afrika; wir entnehmen dem Vortrag folgende Einzelheiten: „Vom Mohasi-See ging es hinein nach Zentral-Afrikas interessantestem Land, nach Ruanda, wo dem mächtigen Sultan Msinga in dessen Residenz Njansa ein Besuch abgestattet wurde. Ruanda ist das am stärksten bevölkerte Land Zentral-Afrikas. Seine Einwohnerschaft wird auf fünf Millionen geschätzt. Das eigentliche Stammvolk und die Besitzer Ruandas sind die ackerbautreibenden Wahutu. Erst der Einfall des Hirtenvolkes der Watussi, deren Rassezeichen (die gebogene Adlernase, die freie, hohe Stirn und hellere Hautfarbe) auf ihren zweifellos hamitischen Ursprung hinweisen, ließ die Wahutu der Herrschaft Ruandas verlustig gehen. Die Watussi sind sehnige, lange Gestalten, die teilweise eine Höhe von 2,20 bis 2,30 m erreichen. Hochspringen, Speerwerfen und Tänze sind Leibesübungen, die sie regelmäßig pflegen. Die Expedition konnte Sprünge konstatieren, die über 2,50 m Höhe hinausgingen. Die Viehzucht steht bei ihnen in sehr hoher Blüte. Im „Inka", im Vieh, verkörpert sich alles Reiche und Erhabene. Nur der Watussi ist des Hirtenamtes würdig, ein unterdrückter Wahutu nicht. Außer diesen beiden Stämmen lebt noch in den Wäldern Ruandas und auf den Inseln des Kiwu-Sees ein körperlich nur mäßig entwickelter Urstamm: die Batwa."

Die Indianerin im Wochenbett. Nichts kennzeichnet drastischer den tiefen Verfall der körperlichen Konstitution bei den Kulturvölkern, als eine Gegenüberstellung des Verhaltens der gebärenden Frau bei Europäern und bei Naturvölkern, z. B. bei den Indianern. Der im nordamerikanischen Indianerterritorium von Spokane praktizierende Arzt Dr. Ménager macht über die einschlägigen Verhältnisse bei der nordamerikanischen Urbevölkerung folgende interessante Mitteilungen. Gelegentlich eines Aufenthaltes im Jesuitenkollegium des genannten Territoriums geschah es, daß einer der Patres zur Taufe eines Indianerkindes berufen wurde, welches vor zwei Tagen während einer zu Pferde unternommenen Reise seiner Mutter geboren worden war. Die Wöchnerin setzte nach erfolgter Taufe ihre anstrengende Reise zu Pferde sogleich fort. Derselbe Pater berichtete, daß einmal eine Assibon-Indianerin mit ihrem soeben geborenen Kinde das Zimmer betrat, um die Taufe des Kindes vornehmen zu lassen. Die Frau hatte unmittelbar vorher eine Strecke von 18 Kilometern zu Pferde zurückgelegt und das Kind während des Rittes geboren. Nach vollzogener Taufe des Kindes bestieg die Wöchnerin sofort wieder das Pferd, um zu dem Lager ihres Stammes zurückzukehren. Bei den Assibon- und Grosventre-Indianern halten die Frauen niemals nach der Entbindung Ruhe ein, ohne daß deshalb jemals schädliche Folgen einträten. — In gleichem Sinne äußerte sich der Superior des Jesuitenkollegiums in Colville, welcher erzählte, daß er einmal gelegentlich einer Inspektionsreise von einer Indianerfamilie zum Abendessen für 4 Uhr nachmittags eingeladen gewesen sei. Im Hause angekommen, wurde er davon verständigt, daß die Mahlzeit erst um 8 Uhr abends stattfinden könnte. Die Frau seines Wirtes hatte sich nämlich im Gefühl der herannahenden Entbindung, um keine Störung des Gatten zu verursachen, in das ziemlich weit entfernte Haus einer

Verwandten begeben; dort brachte sie das Kind zur Welt und kam abends nach Hause, um die Mahlzeit für den Gast zuzubereiten. Auch im Gebiete von Idah und Washington unterbrechen die Indianerinnen anläßlich der Niederkunft weder ihre Reisen, noch ihre gewöhnlichen Arbeiten.

Ist der „geborene Verbrecher" ein anthropologischer Typus? Die im preußischen Landtag gefallene Aeußerung: „Die meisten deutschen Psychiater huldigten der Lombrososchen Lehre vom geborenen, eine atavistische Erscheinung darstellenden Verbrecher, und daher käme es, daß so viele Verbrecher als angeblich geisteskrank dem Zuchthaus entzogen würden", veranlaßte Professor L. W. Weber (Göttingen), obiger Frage wieder einmal eine eingehende Betrachtung zu widmen. Es sei nicht anzuzweifeln, daß es gewohnheitsmäßige Verbrecher gibt, die sich durch individuelle, körperliche und psychische Eigenheiten von den nicht kriminellen Durchschnittsmenschen unterscheiden lassen, die vor allem von vornherein schon immer wieder einen Rückfall in ihre Laufbahn erwarten lassen (94 pCt. der Zuchthäusler waren rückfällige Verbrecher), daß ferner jene Merkmale bei ihnen häufiger vorkommen und auch häufig auf eine innere Anlage zurückzuführen, d. h. angeboren sind. Aber die Eigenschaften seien doch nicht so einheitlich auf diese Individuen beschränkt, daß man von einem Menschentypus, geschweige denn als von einer anthropologischen Varietät des normalen Menschen sprechen könnte. So wie Blinde, Taube, Gelähmte in ihrer Lebensführung durch diesen ihren Defekt sich ganz typisch von ihren Mitmenschen unterschieden, ohne, daß man sie als anthropologischen Typus ansprechen dürfe, ebenso sei es auch mit den Verbrechern. Denn die Ursache ihrer Minderwertigkeit und Andersartigkeit seien ihrer Art nach verschiedene krankhafte Prozesse. Die körperlichen Merkmale: zurückfliehende Stirn, abstehende Ohren, Vortreten des Oberkiefers, Asymmetrie des Gesichts usw., seien höchstens ein Signal, daß bei diesen Individuen die körperliche Entwicklung sich anders vollzogen habe, als beim Durchschnitt und legten den Schluß nahe, daß vielleicht auch die geistige Entwicklung anders verlaufen sei. Einen latenten Verbrecher könne er nicht anerkennen, denn wer die Kraft habe, dem Verbrechen aus Furcht oder Selbstbeherrschung zu widerstehen, den könne man nicht praktisch zu den Verbrechern rechnen. Eher könne man sagen, daß unter dem Sammelnamen des geborenen Verbrechers verschiedene Typen begriffen werden, von denen die meisten durch pathologische Prozesse, namentlich durch Keimschädigungen (Alkoholismus, Syphilis, Geisteskrankheiten) zustande kommen und sich in verschiedenen Eigentümlichkeiten des Körperbaues und der Funktionen kundgeben. Der geborene Verbrecher wäre dann eine Unterabteilung der großen Gruppe der „Degenerierten", ohne daß jeder solche ein Verbrecher zu sein brauche. Wegen dieser pathologischen Züge kann man aber den Verbrecher nicht ohne weiteres als geisteskrank bezeichnen. Die ganze Frage des geborenen Verbrechers sei eine rein wissenschaftliche und habe gar nichts zu tun mit der sachverständigen Beurteilung der von ihm begangenen strafbaren Handlungen. Keinem psychiatrischen Sachverständigen, welche Stellung er auch zu der Lehre Lombrosos einnehme, werde es einfallen, einen Gewohnheitsverbrecher, der nun einige oder auch viele äußere Merkmale des geborenen Verbrechers aufweist, deshalb als geisteskrank im Sinn unserer Gesetzgebung zu bezeichnen und ihn damit der Bestrafung durch den Richter zu entziehen. Nur das Vorhandensein wirklicher geistiger Defekte oder Krankheiten würde zu einem solchen Urteil führen. Dagegen wäre es freilich richtig, bei den Individuen, welche Eigenschaften des geborenen Verbrechers aufweisen, die Unschädlichmachung zu reformieren und zwar am besten, indem man die jetzt übliche gesetzliche Freiheitsstrafe, die bei ihnen einen sehr geringen Wert hat, durch eine Unterbringung ersetzt, die sie dauernd unschädlich macht. Andererseits könnte vielleicht eine Hebung der Kultur und der menschlichen Gesellschaftsordnung die verborgenen Quellen dieser schädlichen Art aufdecken und beseitigen. (Wissensch. Beilage d. M. N. N.)

Die Lokalisierung der musikalischen Begabung im Gehirn ist von Dr. Auerbach in der „Umschau" einer Untersuchung unterzogen worden, der wir folgendes entnehmen: Es liegt in der Natur der Sache, daß nur die Gehirne von Menschen mit ungewöhnlich starker musikalischer Begabung, die schon von Kindheit an in ausgesprochener Weise ihre Anlagen erkennen ließen, brauchbares Material zu liefern vermögen. Eine Persönlichkeit dieser Art war nach Ansicht der berufensten Beurteiler Professor Naret Koning, der lange Zeit als erster Konzertmeister an der Frankfurter Oper und als Professor am Hochschen Konservatorium tätig war. Er war durch sein ganz ungewöhnliches musikalisches Gehör, sein musikalisches Ver-

ständnis und seine anerkannte Urteilsfähigkeit in musikalischen Dingen hervorragend, ohne jedoch schaffend oder ausübend hervorgetreten zu sein. Dr. Auerbach wählte daher sein Gehirn neben dem Hans von Bülows und Julius Stockhausens, eines der hervorragendsten Sänger und Gesangspädagogen, zum Gegenstande seiner Studien. Als Ergebnis hat sich zunächst eine ganz besonders starke Entwicklung und eigentümliche Gestaltung des mittleren und hinteren Drittels der ersten Schläfenwindung (Gyrus temporalis superior) und ferner eine erhebliche Breite und Höhe der oberen Randwindung des Scheitellappens (Gyrus supramarginalis) und ihre enge Verknüpfung mit dem hinteren Ende der ersten Schläfenwindung an beiden Hirnhalbkugeln ergeben. Links waren diese Eigentümlichkeiten stärker ausgeprägt als rechts. Sie zeigten sich an allen drei untersuchten Gehirnen und wurden dadurch ganz besonders wichtig, daß Retzius ganz ähnliche Verhältnisse nur bei Lovin und Gylaén, die beide eine ungewöhnliche musikalische Begabung besaßen, gefunden hat, bei den anderen Personen, deren Gehirne er untersuchte, aber nicht. Wenigstens läßt der Umstand, daß Retzius nichts davon mitteilt, den sicheren Schluß zu, daß es nicht der Fall war, da seine Sorgfalt einen derartigen Umstand nicht unerwähnt gelassen hätte. Ein ähnlicher Befund ist nach von Hansemanns Beschreibung auch an dem Gehirn Menzels festzustellen, der gleichfalls in hervorragendem Maße musikalisch war. Ein weiteres Moment von großer Wichtigkeit ist, daß die durch die Untersuchungen von Flechsig über die Gliederung der Gehirnrinde gefundene „primäre Hörsphäre“, d. h. jene Stelle der Großhirnrinde, die den akustischen Empfindungen entspricht, mit vollster Genauigkeit der breiten gebogenen Stelle in der linken oberen Schläfenwindung bei dem Gehirn von Koning und dem am stärksten entwickelten Abschnitt dieser Windung bei den beiden anderen Musikern entspricht. Das berechtigt mit Sicherheit zu der Annahme, daß das primäre Hörzentrum bei jenen musikalischen Menschen hervorragend gut entwickelt war. Sehr wahrscheinlich sind jedoch die besonders stark entwickelten Teile der untersuchten Gehirne als anatomische Grundlagen für die verschiedenen einzelnen Vermögen musikalischer Menschen, wie musikalisches Gehör, musikalische Urteilskraft, Reproduktionsgabe usw. zu betrachten. Dem anatomischen Bau der „musikalischen“ Gehirnpartien entsprechen auch Vorwölbungen am Schädel, die in einer zwar geringen, aber immerhin beachtenswerten Zahl von Fällen nachgewiesen werden konnten. Wenn auch das Beobachtete der Ergänzung und des weiteren Ausbaues bedarf, so bildet es doch bereits eine wertvolle Grundlage für ein bisher noch wenig beackertes Feld der Forschung.

Ein authentisches Porträt von Julius Cäsar. In Ambeh (Aegypten) ist ein Fund gemacht worden, der für die Altertumsforscher von größter Bedeutung ist. Man entdeckte dort tief in der Erde vergraben eine uralte Vase, die von kostbarstem Material ist und die Höhe von 1 m hat. Auf ihr ist in feinster Emailmalerei ein Porträt dargestellt, das nach den Inschriften, die sich darauf befinden, ganz untrüglich als authentisches Porträt von Julius Cäsar anzusehen ist. Die Arbeit weist auch auf die Zeit Julius Cäsars hin. Die Vase muß übrigens im persönlichen Auftrage Cäsars hergestellt worden sein, und man kann sogar die Jahreszahl feststellen, die für ihre Anfertigung in Betracht kommt. Julius Cäsar hatte bekanntlich Beziehungen zu der Königin Kleopatra unterhalten. Die Inschriften weisen darauf hin, daß die Vase eigens für die ägyptische Königin hergestellt wurde und von Cäsar ihr als Geschenk für genossene Gastfreundschaft übersandt wurde. Heutzutage hat die Vase natürlich einen unschätzbaren Wert, der in den historischen Beziehungen liegt. Sie muß aber auch in der Zeit ihrer Entstehung schon sehr kostbar gewesen sein, da sie von feinster künstlerischer Arbeit ist und in allen Teilen aus den kostbarsten Materialien besteht. Sie wiegt ungefähr 100 Pfund.

Familienrechtliches aus Sumatra. Die „Zeitschrift für Ethnologie“ veröffentlicht (1908, S. 635) einen Vortrag von Moszkowski über die Völkerschaften von Ost- und Zentralsumatra, woraus folgende Ausführungen über Vater- und Mutterrecht hier wiedergegeben seien (nach der Zeitschr. f. Sozialwissenschaft): Ganz von selbst entsteht der Wunsch, Macht und Reichtum auf die zu vererben, die den Betreffenden am nächsten stehen, auf sein eigen Fleisch und Blut — seine Kinder. Es ist kein Zufall, daß es überall zuerst die Fürsten und Großen sind, die vom Maternat zum Paternat übergehen, während die misera contribuens plebs das alte Mutterrecht unverhältnismäßig länger bewahrt. So ist z. B. die Erbfolge im ganzen Sultanat Siak bei dem Sultan und den Großen des Landes patriarchalisch geregelt. Von den fünf Landschaften am Rokan herrscht in zweien reines Maternat, in den

drei anderen ist die Erbfolge der Fürsten rein patriarchalisch. Es wäre aber verkehrt zu glauben, daß durch die mutterrechtliche Verfassung die Stellung der Frau eine bessere wäre. Auch da, wo das Maternat am allerreinsten und strengsten blüht, fällt alle schwierige und niedrige Arbeit der Frau zu.

Die Ueberflutung des nordamerikanischen Ostens mit fremdrassigen Elementen schildert der „Export“ wie folgt: Die Asiaten haben in den Städten Kaliforniens, Oregons usw. die Arbeit in manchen Industrien beinahe monopolisiert und durch Unterbietung die Weißen vertrieben. In der Schuhindustrie, Zigarrenfabrikation, in den Ziegelöfen, Zinnbüchsenfabriken, in Erzgruben, Wäschereien, in der Landwirtschaft usw. sind eine Anzahl von Chinesen, Japanern, und seit neuerer Zeit auch Hindus beschäftigt, deren Bedürfnislosigkeit in Wohnung, Kleidung und Kost aller Beschreibung spottet. Die Japaner verdrängen die Arbeit der Weißen auch mehr und mehr aus den Fruchtgärten. In Hood River County in Oregon z. B. haben die Japaner dieses Jahr frühzeitig mit den Eigentümern der großen Fruchtanlagen Kontrakte für die heurige Erntezeit abgeschlossen, und Tausende von weißen Arbeitern sehen sich um ihr gewohntes Einkommen verkürzt. Die Japaner sind hier noch weniger beliebt als die Chinesen und das hat seinen Grund darin, daß der Japaner noch billiger arbeitet als der Chinese. Fraglos ist der erstere der geschicktere und fleißigere, und das sollte ihn wohl zu höherer Entlohnung berechtigen. Indes, er unterbietet seinen gelben Halbbruder, wo er nur kann, und das ist mit ein Grund, weshalb die beiden Rassen hier nicht friedlich miteinander leben. Die Japaner werden von den Chinesen sogar boykottiert. Zahlreiche Japaner haben in San Franzisko, Seattle, Portland und anderen Städten Ladengeschäfte in Wäsche, Kleidung, Metallwaren, Geschirr usw. und machen, der Billigkeit halber, gute Geschäfte. Viele Hunderte von kleinen Kaufleuten der weißen Rasse sind dadurch aus Brot und Butter vertrieben worden. Die Chinesen arbeiten zurzeit mit erneuter Energie daran, diese Geschäfte zu boykottieren und die Weißen zu veranlassen, das gleiche zu tun. — Der miserabelste unter unseren eingewanderten Asiaten jedoch ist der Hindu. Er unterbietet noch den Japaner. Indes, er ist noch nicht zahlreich und vorläufig nur für rauhere Arbeit verwendbar, wie z. B. bei Ladung von Schiffen usw. Wo all diese Leute herkommen? Gesetzliches Landungsrecht haben sie nicht gehabt, aber sie sind da. Die meisten werden über Mexiko und Kanada eingeschmuggelt. Sind sie einmal im Lande, so verlieren sie sich leicht unter ihre Stammesgenossen. Zweifellos gibt es amerikanische Beamte, die um den Schmuggel wissen und Schweiggeld einstreichen. Erst unlängst kamen zwölf Chinesen über die mexikanische Grenze in einem Frachtwaggon, welcher die Bezeichnung „Maschinen“ trug. Durch irgendeinen Irrtum kam der Frachtwagen auf einer Station diesseits der mexikanischen Grenze auf ein Seitengeleise und blieb dort mehrere Tage unbeachtet stehen. Als man die Wagen öffnete, fand man die zwölf Chinesen tot vor. Von Washington aus wurde zwar sofort eine Untersuchung eingeleitet, aber weder der Verfrachter noch der Empfänger konnten ermittelt werden. Irgendein Beamter der Regierung hat wahrscheinlich die Hand im Spiele gehabt.

Der Kampf des Deutschtums mit dem Slawentum. Aus Anlaß der bekannten Prager Vorgänge schreiben die „L. N. N.“: „Was sich in Böhmen vollzieht, ist das Ergebnis eines jahrhundertelangen Prozesses, und es hängt nur noch von der Widerstandsfähigkeit des Deutschtums ab, ob es nicht auch seinen Abschluß bedeutet. Durch deutsche Kultur ist das Tschechentum erst mächtig geworden und durch deutsche Lässigkeit. Noch nie hat sich, solange es eine Geschichte gibt, ein Volk dankbar für die Vermittelung von Kultur erwiesen, deshalb dürfen wir auch nicht mit den Tschechen rechten; die anmaßende Brutalität des völkischen Parvenüs ist auch diesen Horden zu eigen, die jetzt die Straßen Prags durchtobt haben. Was ihnen aber das Rückgrat stärkt, was sie zu ihrem Radikalismus ermutigt, ist die Erkenntnis, daß die Regierung in Wien das Tschechentum als einen Stein im politischen Schachspiel braucht, und daß sie in dem Bewußtsein, daß die guten Deutschen ihr doch immer wieder kommen werden, dem tschechischen Knittelkomment nur im äußersten Notfall in den Arm fällt. Erst die Demolierung österreichischer Hoheitszeichen hatte bekanntlich die Verhängung des Standrechtes in Prag zur Folge. Und an diesen Zuständen wird sich auch in Zukunft nicht viel ändern. Die Haltung der österreichischen Regierung in der Verteidigung des Deutschtums wird stets nur zwischen Schwäche und noch größerer Schwäche wechseln. Und wir wollen nicht vergessen, daß die habsburgische Monarchie wie eine riesige Wanderdüne im Laufe der Jahrhunderte von West nach Ost über Mittel-

europa sich hingeschoben hat, deutsches Volkstum aufgebend und slawisches dafür eintauschend. Und wenn das Deutschtum in Böhmen sich heute auf die Hofburg verlassen wollte, so wäre es verlassen. Nur wenn das Deutschtum innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle auf seine eigene Kraft vertrauen kann, hat es noch eine Zukunft. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß in Deutschböhmen das deutsche Element das wirtschaftlich bei weitem kräftigste ist, und daß trotzdem das Tschechentum, das für eine nationale Propaganda eine vielfach so hohe Summe jährlich aufbringt wie die Deutschen, fortwährend Fortschritte macht. Auf deutscher Seite nationale Lauheit und Gleichgültigkeit, auf tschechischer die fortreißende Wirkung einer nationalen Angriffsaktion und die stärkere nationale Geschlossenheit, ein gleichsam selbstverständliches nationales Gemeinsamkeitsgefühl. Und Scholle um Scholle deutschen Bodens versinkt in der tschechischen Flut."

Freiheitliche Institutionen als Hemmschuh politischer und wirtschaftlicher Entwicklung? Eine Botschaft Roosevelts, die kürzlich an den Kongreß gelangte, sucht für die nächste Zeit die Hauptrichtungslinien für die amerikanische Entwicklung vorzuzeichnen; sie charakterisiert sich in deutlichen Umrissen als ein stark sozialistisches Programm großen Stils. Die Verwaltung soll das Recht bekommen, die ganze Geschäftsgebarung der Kartelle ständig zu beaufsichtigen und überall ein Veto einzulegen, wo sie dem Wohl der Allgemeinheit widerspricht. Die Freiheit der Aktiengesellschaften, die den Verwässerungsschwindel zu solcher Meisterschaft emporgezüchtet hat, soll beschnitten, es soll ferner versucht werden, durch gesetzliche Maßnahmen dem Börsenspiel in Aktien entgegenzuarbeiten. Ganz radikal aber klingen die Stellen über die eigentliche Sozialpolitik; Verbot oder Reglementierung der Frauen- und Kinderarbeit, Verkürzung der Arbeitszeit, Schutz gegen Betriebsunfälle und vor allem das Ziel einer Beteiligung der Arbeitnehmer an dem Besitz der Arbeitsmittel, auch der höchstwertigen, wie der Eisenbahnen, Fabriken und Handelsgeschäfte selber. — Bemerkenswert erscheint an diesem Programm, wie dort der „freie" Yankee, der Menschenalter hindurch dem „rückständigen" Europa in die Ohren rief, daß die Freiheit das einzige Universalmittel alles gesunden menschlichen Fortschritts sei, förmlich nach dem vielverspotteten Polizeistaat der alten Welt schreit! Er will den Polizisten dem Direktor der großen Wirtschaftsunternehmungen ins Kontor setzen, ihn neben den Börsenjobber an die Maklerschranke stellen; er schämt sich des Mangels an jeglichem Arbeiterschutze; er erkennt die ungeheuere Fehlerhaftigkeit eines Wirtschaftssystems, das die große Mehrzahl des arbeitenden Volkes proletarisierte, er möchte mit allen Mitteln wieder einen wurzelhaften gewerblichen Mittelstand schaffen und ist bereit, selbst den sozialistischen Beelzebub gegen den proletarisierenden Teufel der „freien Industrieverfassung" auf den Plan zu rufen! — Wo ist hier die vielgerühmte Yankeefreiheit geblieben! Noch dazu in einem Lande, das über einen so gewaltigen Besitz an Boden und Naturschätzen verfügt! Und dem überdies die angelsächsische Selbstverwaltung von der gütigen Fee in die Wiege gelegt wurde. — Amerika geht eben den Weg aller Kolonialländer; das ist das ganze Geheimnis. Wenn tatkräftige Menschen von alter, hoher Kultur zuerst weite Räume noch fast jungfräulichen Bodens in Besitz nehmen, dann bedarf es allerdings nur der Freiheit und einiger allgemeinen Sicherheit, um das Neuland zu rascher Blüte zu erschließen; die Ellenbogen seiner Bevölkerung stoßen einfach noch nicht aneinander. Je dichter aber die Besiedelung wird, desto mehr zeigen sich die Schatten eines Systems, das nicht dem Einzelwillen zugunsten der Gesamtheit die nötigen Schranken entgegensetzt. Wohl zeigen die besonderen wirtschaftlichen Talente, die rücksichtslosesten Charaktere und spekulativsten Köpfe eine riesenhafte Entwicklung; aber da für die einzelnen Stämme des Waldes nur noch ein normaler Raum zur Verfügung steht, kann das hypertrophische Wachstum einzelner nur noch auf Kosten anderer erfolgen. Und das Endergebnis? Riesenvermögen ballen sich zusammen, die schwächeren Persönlichkeiten aber sinken zu Proletariern, zu hilflosen Objekten des Arbeitsmarktes herab. So erwuchs aus dem Uebermaß der Freiheit die moderne Sklaverei des proletarischen Arbeitnehmers. An diesem Punkte ist Amerika längst angelangt; jetzt beginnt es die Grenzen des Segens der Freiheit zu erkennen, und in dieser Erkenntnis rufen seine besten Männer nach den verlästerten Methoden der engen und gerade darum zweckmäßiger gegliederten und organischer gebauten alten Welt. Roosevelts Botschaft bestätigt nur, was auch durch die berauschendsten Phrasen sich nicht auf die Dauer verdunkeln läßt: daß nur in dem harmonischen Dreiklang von persönlicher Freiheit, ordnender Selbstverwaltung und starker Staatsgewalt ein gesundes Leben der menschlichen Gesellschaft möglich ist. (D. T.)

Die Abhängigkeit der Blüte und Kraft einer Nation von der spezifischen Veranlagung ihrer Bevölkerungselemente wird in einem Aufsatz in der „D. Tageszeitung“ an den modernen Griechen dargetan. Es heißt daselbst u. a.: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der durchaus nüchterne, zähe und fleißige Grieche ein sehr tüchtiger Kaufmann ist; auch ist ihm die Fähigkeit eigen, mit allen möglichen Nationalitäten und Rassen sowie Behörden gut auszukommen. Er weiß sich in alle Verhältnisse zu schicken. Griechen sind gleich gern gesehen beim türkischen Wali in Kleinasien wie beim englischen Verwaltungsbeamten im Sudan und beim deutschen Gouverneur in Ostafrika. Sie sind unterwürfig und machen, außer daß sie Klagen wegen Uebervorteilung hervorrufen, keine Schwierigkeiten. Und Griechen findet man überall von Bukarest bis tief nach Kleinasien hinein und in Afrika bis Beira hinunter. In Alexandrien spielt der griechische Kaufmann die Hauptrolle; wenn er verreist ist, kommt das Exportgeschäft beinahe zum Stillstand. Auf den Inseln des ägäischen Meeres sitzen die Griechen, in Smyrna, Konia, Aleppo, Bagdad, in Suez und Port Said verkaufen sie ihren dickflüssigen Wein, und bis tief in den Sudan hinein treiben sie Handel. Dem Gouvernement von Deutsch-Ostafrika gelten sie als ganz besonders schätzbares Kulturelement. Wenn man im Orient reist und so überall auf die Tätigkeit der Griechen stößt, kann man wohl zu der Annahme kommen, sie seien berufen, eine große Rolle zu spielen; aber diese Ausbreitung des griechischen Elementes ist keine Erscheinung der Neuzeit. Und hat sie bisher zu keinen politischen Ereignissen geführt, ist das Mutterland schwach geblieben (Griechenlands Finanzen stehen heute noch unter der Kontrolle der Großmächte), so wird es auch in Zukunft nicht anders werden. Das Beispiel Griechenlands zeigt, daß die Kraft einer Nation in dem seßhaften Teile der Bevölkerung liegt, nicht in der Tätigkeit des Kaufmanns. Das kaufmännische Element kann nicht gestalten; daher ist es zu keiner Bildung griechischer Kolonien gekommen. Wo der hinausziehende Kaufmann das Uebergewicht gewinnt, verdorrt sogar das Mutterland, und eher ist darauf zu rechnen, daß Griechenland von Bulgarien in die Ecke gedrückt wird, falls nicht die Türkei sich kraftvoll entfaltet, als auf eine Erweiterung des griechischen Gebiets und eine Art Vormachtstellung Griechenlands im Orient. Das nationale Leben früherer Handelsvölker, der Phönikier und Juden, ist sogar der völligen Zerstörung anheimgefallen. Wer der griechischen Nation eine große Zukunft prophezeit, kennt nicht die hoffnungslose Einflußlosigkeit des griechischen Elementes im Auslande, seine geringe Neigung, für das Mutterland Opfer zu bringen, um dessen Stellung zu stärken. Es bestehen nun allerdings Bestrebungen, die Griechen im Auslande zusammenzufassen; solange der Grieche aber hauptsächlich Kaufmann ist, nach allen Seiten Rücksicht nehmend, werden sie wenig Erfolg haben.

Germania praeceptor mundi. Zwischen der deutschen und chinesischen Regierung sind auf Anregung der ersteren Verhandlungen über die Errichtung von Lehranstalten für chinesische Schüler gepflogen worden und haben zu dem Ergebnis geführt, daß im Herbst d. J. eine solche von deutschen Lehrkräften bediente Mongolenschule in Kiautschau eröffnet werden soll. Die chinesische Regierung wird die deutschen Schulen als höhere anerkennen, ihnen die geeigneten Schüler überweisen und die abgehenden Schüler zu den Prüfungen in Peking zulassen. Die chinesische Regierung wird auch einen Beitrag zu den laufenden Kosten der Anstalt gewähren. Der Schulplan ist wie folgt gedacht: Es sollen sich auf dem gemeinsamen Unterbau, der Realschule, die Fachabteilungen einer Hochschule aufbauen und zwar 1. eine technische, 2. eine medizinische, 3. eine staatswissenschaftliche, 4. eine forst- und landwirtschaftliche. Zu diesen Schulen kommt noch eine Uebersetzungsanstalt. Es wird zunächst mit 200 Schülern für die Realschule gerechnet, während die Abteilungen der Hochschule allmählich nach dem Vorhandensein einer genügenden Anfangszahl deutschsprechender junger Chinesen aufgebaut werden sollen.

Oeffentliche Gesundheitsvorträge im weimarischen Staate. Das großherzogliche Staatsministerium hat die Professoren Binswanger, Gärtner, Krause und Gumprecht dafür gewonnen, öffentliche Vorträge über Gesundheitspflege, Kinder- und Nervenkrankheiten usw. in verschiedenen Städten des Großherzogtums zu halten. Die Vorträge sind vollständig kostenlos, die Gemeinde hat nur das Lokal zu stellen. Den ersten Vortrag hält Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Binswanger über das Thema: „Wie schützen wir uns gegen vorzeitige Abnutzung unserer Nerven?“ im Weimarer Stadthaussaale.

Kulturbild aus Bayern. Eine kleine Landgemeinde in Bayern zählt alles in allem 151 Köpfe. Das Einkommen beläuft sich im Jahre auf durchschnittlich

36000 Mk. für Getreide, Obst und Milch. Das ganze Obst und die gesamte Milch werden verkauft. Dafür kommt in das Dorf Bier hinein für 10—12000 Mk. alle Jahre. Also rund ein Drittel der gesamten Einnahmen der Dorfbewohner wird in Bier vertrunken! In der Gemeinde sind fünf Säufer, ein sechster ist gestorben, er hat sich unmittelbar zu Tode getrunken. Schon die Schulkinder und noch kleinere bekommen Bier, weil Obst und Milch verkauft werden. Die Rekrutierungsziffer ist schlecht. Die Gesundheitsverhältnisse sind in der Gemeinde, trotz der Wohlhabenheit der Gegend, sehr schlecht. (Starnberger Ztg.)



Bücherbesprechungen.



Michels, Prof. Robert, Proletariato e borghesia nel movimento socialista italiano. Torino 1908, Fratelli Bocca.

Der heutige Klassenkampf spielt sich eigentlich nur zwischen den am besten begabten, ehrgeizigsten und intelligentesten Individuen aus den bisher von der Herrschaft ausgeschlossenen Kreisen und den oberen Zehntausend ab.

Die besten Elemente aus den unteren Schichten streben unwiderstehlich nach der Spitze der sozialen Pyramide und bekämpfen unerbittlich diejenigen, die durch Blut, Ueberlieferung und Reichtum jene Stellen einnehmen, die sie selbst besetzen möchten.

Den innigsten Kern jeder politischen Bewegung im Staate bildet immer und überall der Kampf zwischen der Elite der herrschenden Gruppe einerseits und der emporkommenden Elite der beherrschten Gruppe anderseits, welche die erstere verdrängen will, um der Vorteile der Herrschaft teilhaftig zu werden. Die gewaltigste Waffe, deren sich die Gegner dabei bedienen, ist seit jeher die Macht des Volkes, dieser an und für sich trägen Masse, die einfach durch ihre jeweilige Stellung die Wagschale bald auf der einen, bald auf der andern Seite zum Sinken bringt. Die Schlagworte wie „Gleichheit", „Freiheit", „Kollektivismus" usw. sind nur Lockrufe, um die Gunst des Volkes zu erwerben.

Der Mittelstand, der so oft als eine altersschwache, entkräftete und dem Untergang entgegengehende soziale Gruppe geschildert wird, besitzt im Gegenteil in seinem Innern noch eine reichhaltige Energiequelle, die für ihren Strom von Selbsterhaltungs- und Selbstbehauptungs-Trieben in der bestehenden Gesellschaftsordnung die nötige Ableitung nicht zu finden vermag. Und dies einesteils, weil die besseren Stellungen im Staate als Erbgut des feudalen Adels von demselben besetzt werden, andernteils weil die dem Mittelstande noch zugänglichen nicht genügen, um die Menge der Bewerber zu befriedigen. Die dadurch zurückgedrängten bürgerlichen Energien haben sich, um aus ihrer unbehaglichen Lage herauszukommen, der Masse zugewandt. Sie haben die ökonomischen Verhältnisse des modernen Produktionswesens erkannt und eine neue, dem Bedürfnis des Proletariats entsprechende Lehre: „den Sozialismus" erfunden. „Marodeure des Mittelstandes sind seine Gründer", sagt ganz richtig und offen Ludwig Gumplowicz. Zu diesen gesellte sich noch die Schar jener edlen Apostelnaturen, die in jeder geschichtlichen Zeit für die Wohlfahrt der Menschheit zu wirken bereit sind. Aber der Kampf, welcher sich rastlos unter unseren Augen zwischen den Eliten der entgegengesetzten sozialen Gruppen im Staate abspielt, ist den politischen Parteien inhärent und charakterisiert insbesondere das Leben und die Entwicklung jener Parteien, die, wie die Sozialdemokratie, eine große Anzahl von politisch ungebildeten Anhängern haben, und eben deswegen undiszipliniert, unlenkbar und in ihrer Stimmung höchst beweglich sind. Im Inneren der Parteien selbst tobt also, wenn auch manchmal latent, ein fortwährender Kampf um die Führerstellen, und auch hier ist es wesentlich nur ein Kampf zwischen den intellektuellen leaders, während die Masse dabei eine passive Rolle spielt.

Die gründliche und ausführliche Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der italienischen Sozialdemokratie, die uns Robert Michels in seinem Buche liefert, beweist die Richtigkeit dieser allgemeinen Behauptungen. Dem Bakunismus folgt die Internationale, dieser die von Bénoît Malon gegründete Richtung, nach welcher die Sozialisten die Eroberung des Staates versuchen müssen, um ihn allmählich in den sozialistischen Zukunftsstaat zu verwandeln. Hierauf wurde in

Norditalien durch die „Nur-Arbeiter“ die Arbeiterpartei (Partito operaio) gegründet. Aber „die Theorie der exklusiven Arbeiter konnte sich nicht lange halten. Das italienische Proletariat hatte, genau wie das Proletariat jedes andern Landes, für den ganzen Komplex der von ihm geführten Kämpfe die Akademiker so nötig wie das tägliche Brot“. Endlich gelangte man im Jahre 1892 durch Vereinigung der Arbeiter und der Intellektuellen zum reinen Marxismus; aber nach dem blutigen Aufstande vom Jahre 1898 und der bald darauf folgenden liberalen Aera, während welcher die italienische Regierung sich gegen die Sozialdemokratie nachgiebig zeigte und die Partei große Wahlsiege davontrug, hat sich der Revisionismus (in Italien „riformismo“ genannt) an dessen Spitze ein Advokat, Filippo Turati, steht, Bahn gebrochen. Gegen diese evolutionistische, opportunistische und parlamentarische Richtung sträubte sich der linke Flügel der Partei, und zwei Privatdozenten, Arturo Labriola und Enrico Leone, machten sich daran, ein neues System, den Sindakalismus, dessen wichtigstes Kampfmittel der Generalstreik ist, aufzustellen. Da aber solche entgegengesetzte Tendenzen die Disziplin der Partei schwächten, so erfand Enrico Ferri eine neue Rettungsformel, „den Integralismus“. Ferri ist nun nach Südamerika abgereist und hat, wenn man nach den letzten sozialdemokratischen Kongressen urteilen darf, seinen Integralismus „made in Italy“ mitgenommen, vielleicht mit der Absicht, ihn während der Fahrt über Bord zu werfen.

Die Träger und die Verkünder dieser verschiedenartigen Richtungen und Prinzipien, die die Kohäsion der Partei stark bedrohen, sind immer die Bourgeois und unter ihnen besonders die Intellektuellen, größtenteils Universitätsprofessoren, gewesen. „Oefters“, sagt der Verfasser, „haben wir im Laufe unserer Betrachtungen bemerkt, daß die Führer der antiparlamentarischen Richtung im italienischen Sozialismus auf die Gefahr einer ihrer Ansicht nach auflösenden und verhängnisvollen Wirkung der Intellektuellen hingewiesen haben. Und doch waren die Urheber der daraus hervorgegangenen antiintellektuellen Aktion wiederum Intellektuelle. Es klingt wie ein Paradoxon“ (S. 389).

Es klingt wie ein Paradoxon, aber es zeigt sich, daß der Kampf zwischen den intellektuellen Eliten die notwendige Triebfeder der Entwicklung einer Partei ist.

Michels, der uns sein Werk als einen Essay der analytischen Geschichte der politischen Parteien vorstellt, ist zweifellos ein scharfer und objektiver Beobachter und ein tiefer Kenner des italienischen politischen Lebens. Trotzdem wirft sein Buch kein genügendes Licht auf den inneren Mechanismus des Parteienlebens, dessen Charakteristikum der Kampf um die Führerschaft ist. Selbstverständlich bildet solcher Kampf keine Prärogative der Sozialdemokratie, es ist im Gegenteil eine fast allgemein geltende Erscheinung. In dem Buche tritt fortwährend eine gewisse Besorgnis zutage, es könne im Gemüte des Lesers irgendein Zweifel an dem guten Glauben und an dem Opfergeist der sozialistischen Bourgeois aufsteigen. „Es waren zweifellos eher Apostelnaturen als politische Männer“, sagt Michels, und in seinen Schlüssen über die zukünftige Organisation der italienischen Sozialdemokratie behauptet er, daß „die Bewegung der italienischen Arbeiterschaft in ihren Bestrebungen höchst mannigfaltig ist und es auch sein soll“, weshalb „sie der ganzen Blüte der italienischen Intelligenz bedarf“.

Wir treten dieser Meinung bei, glauben aber nicht, wie der Verfasser, daß das Proletariat „in dieser unlösbaren Ehe zwischen Proletariat und Intelligenz die wichtigste Hälfte“ sei. In der Wirklichkeit wird die Masse immer und überall von der Intelligenz ausgenützt, und der Egoismus, wenn auch als Altruismus vermummt, bleibt die Achse, um welche sich der Mikrokosmos des Individuums dreht.

Prof. Franco Savorgnan.

Günther, K., Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammungs- und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Vollständig in 20 Lieferungen zu M. 1.

Von diesem Prachtwerk liegen mir die sechs ersten Lieferungen vor, es sind aber seitdem noch einige weitere erschienen. Wie schon aus der Ueberschrift hervorgeht, wird das Hauptgewicht auf die Abbildungen gelegt, von denen jede Lieferung sechs Tafeln, darunter je eine farbige, enthält, so daß jedem Leser Gelegenheit geboten wird, sich aus eigener Anschauung „ein wirklich gründliches Urteil über die Tatsachen, die für die Abstammungsgeschichte sprechen, zu bilden“. Da den einzelnen Lieferungen Bildertafeln aus den verschiedensten Teilen des Werkes beiliegen, läßt sich schon jetzt ein Ueberblick über das Ganze gewinnen.

So bringt z. B. das dritte Heft ein hübsches Blatt mit Rassebildern, darunter den letzten Tasmanier, das zweite ein solches mit den verschiedenen Menschenaffen. Auch der Text, der sich bemüht, „die Bilder zu erklären und sie zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufügen", setzt sich aus verschiedenen Abschnitten zusammen; nur die Einleitung ist vollständig. In schöner, oft zu dichterischem Schwung sich erhebender Sprache wird darin in großen Zügen die Bildung der Erdrinde und ihre allmähliche Belebung durch die vielgestaltigen, zu immer höherer Entwicklungsstufe sich erhebenden Geschlechter der Tiere und Gewächse zu schildern versucht. Vorsichtig werden die einzelnen Erklärungsversuche dieser aufsteigenden Entwicklung gegeneinander abgewogen und nach ihrem wissenschaftlichen Werte gewürdigt. Ich freue mich, feststellen zu können, daß im großen und ganzen der kenntnisreiche und nachdenkende Verfasser mit meinen eigenen, in verschiedenen Büchern und Schriften niedergelegten Auffassungen und Anschauungen übereinstimmt. Als Beispiel möchte ich unsere unmittelbaren Vorfahren anführen, von denen mit Recht gesagt wird, „die vielgebrauchte Redensart, der Mensch stamme vom Affen ab", sei folgendermaßen umzugestalten: „Der Mensch hat sich aus einer Ahnenform entwickelt, von der auch die heutigen Affen abstammen." Auch damit bin ich einverstanden, daß die Urheimat der Menschen „möglicherweise heute vom Meere bedeckt ist", nur kann dieses Meer nicht der „Stille oder Indische Ozean" sein. In dieser Hinsicht huldigt Günther noch veralteten, dem großen Verbreitungsgesetz der Lebewesen widersprechenden Ansichten. Jedenfalls hat er sich aber seine Aufgabe nicht leicht gemacht, und da sein „Leitstern Gründlichkeit war, wird auch der Leser sein Ziel nicht ohne Arbeit erreichen". Im übrigen ist das Buch „für jeden geschrieben" und „setzt gar keine Fachkenntnisse voraus". Es ist daher bei seinem im Verhältnis zu der prächtigen Ausstattung billigen Preis allen zu empfehlen, die sich über diese hochwichtigen, vielbesprochenen Fragen gründlich unterrichten wollen. Denn es ist „wahrlich eine herrliche Aufgabe, das erhabene Kunstwerk unseres Körpers und das in ihm so wunderbar pulsierende Leben verstehen zu lernen". Ich behalte mir vor, nach Vollendung des schönen Werkes auf dasselbe zurückzukommen. Ludwig Wilser.

Firbas, O., Anthropologische Messungen an den Gymnasiasten Lundenburgs. Mit einer Einleitung über anthropologische Probleme. Lundenburg 1908.

Auch wenn derartige Untersuchungen nur auf geringe Zahlen, im vorliegenden Falle 277, sich erstrecken, sind sie doch stets willkommen und bilden eine wertvolle Bereicherung des wissenschaftlich verwendbaren Stoffes. Die Einleitung beherrscht den Gegenstand nicht vollständig und läßt auch manchmal die nötige Schärfe des Urteils vermissen. So wird beispielsweise kein einsichtiger Anthropologe „die zunehmende Dolichocephalie Englands mit seinen carnivoren Sitten in Zusammenhang bringen" und die Rundköpfigkeit der heutigen Mitteleuropäer „der auf dem flachen Lande vorherrschenden fleischarmen Nahrung" zuschreiben. Auch scheint mir die Umschreibung des Rassenbegriffs als „einer räumlich gegebenen Menschengruppe, welche unter dem Einflusse der Landesnatur gemeinsame somatische Merkmale erhielt", nicht ganz zutreffend. Die Bildung der heutigen Rassen, die allerdings durch Anpassung an die Umwelt und Befestigung der besonderen Eigenschaften durch langdauernde Vererbung erfolgt ist, reicht in sehr frühe Zeiten zurück, und die heute beobachteten Veränderungen beruhen hauptsächlich auf Blutmischung infolge von Völkerwanderungen. Auch über die Grundrassen, von denen jede erfolgreiche anthropologische Untersuchung ausgehen muß, ist der Verfasser nicht im klaren. Die Bevölkerung der an der mährisch-ungarischen Grenze gelegenen Stadt Lundenburg ist eine sehr gemischte, vorwiegend aus Deutschen und Slawen mit einem starken Zusatz, bei den gemessenen Schülern im Alter von 10—24 Jahren 30 pCt., von Juden. Daß diese im Durchschnitt dunklere Haare und Augen haben, ist nicht auffallend, eher daß ihre Kopfform etwas länglicher ist als bei ihren christlichen Mitschülern, die offenbar eine stärkere Beimengung vom Blut der rundköpfigen mitteleuropäischen Rasse (Homo alpinus) erfahren haben: daß Firbas weder bei Haaren noch Augen ein Nachdunkeln beobachten konnte, beruht wohl nur auf Zufall infolge der geringen Zahl; wenn er meint, dies müsse „vor dem 10. Lebensjahre erfolgen", so ist das ein Irrtum. Die Zunahme des Farbstoffes in Haaren und Augen läßt sich bis ins höhere Alter mit Sicherheit beobachten, bei sehr hellen Haaren oft bis zum Ergrauen. Die „rein blonde Komplexion" wurde nur in 18 Fällen festgestellt. Wichtig ist, daß „die jüdischen Schüler auf allen

Altersstufen kleiner sind", sie gehören also einer schwächeren Rasse an. Der Kopfindex liegt in allen 13 Altersstufen etwas über 80, ist aber ums 16. Lebensjahr am höchsten, bis 84,6, und nimmt später wieder ab, bis 81—82, ein Zeichen, daß nur der völlig ausgewachsene Schädel als Rassenmerkmal in Rechnung gezogen werden darf. Bedeutsam ist auch die Tatsache, daß die Zahl der über zwei gute Augen verfügenden Knaben im Laufe der Schulzeit ständig sinkt, von 57 pCt. in der ersten bis zu 13 pCt. in der zwölften Altersstufe. Wenn auf S. 22 gesagt wird: „Nur selten hört man davon, daß an Schulen anthropometrische Messungen gemacht werden", so möchte ich auf die gar nicht berücksichtigte „Anthropologie der Badener" hinweisen, die auch genaue Messungsergebnisse von ungefähr 1000 Mittelschülern aus verschiedenen Städten des Landes enthält. Auch hier zeigt sich die Abnahme des Index in den höheren Klassen, von der aber Ammon, der Herausgeber des Werkes und Schriftführer der Anthropologischen Kommission, nur eine Einheit auf das natürliche Wachstum, das übrige auf Auslese zurückführt. Ganz geklärt scheint mir die Frage noch nicht. Ludwig Wilser.

Röse, C., Erdsalzarmut und Entartung. Berlin 1908, J. Springer.

Unter dieser Ueberschrift hat der durch verschiedene wertvolle Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Rassenlehre, Völkerkunde und Gesundheitspflege rühmlich bekannte Verfasser der Wissenschaft eine neue Gabe beschert, in der eine Fülle zielbewußter Arbeit steckt, und die in mehr als einer Hinsicht belehrend und aufklärend wirkt. Daß unter den zum Aufbau des menschlichen Leibes nötigen Nährsalzen Kalk und Magnesia eine hervorragende Rolle spielen, ist allgemein bekannt; es ist aber vielfach in ärztlichen Kreisen die irrige Meinung verbreitet, der Mensch habe nur soviel davon nötig, als in seinen Knochen und Zähnen enthalten ist. Nach des Verfassers wohlbegründeter Ansicht unterliegen diese Salze, „geradeso wie die Eiweißmoleküle, im Körper einem beständigen Stoffwechsel". Sie müssen also mit der festen und flüssigen Nahrung immer aufs neue zugeführt werden, und es fragt sich nur, ob und wie dies in ausreichender Weise geschieht. Daß Röse in der Beschaffenheit der Zähne den Maßstab für die richtige Kalkernährung erblickt, ist bei seinem Hauptberuf leicht verständlich, und er findet überall, im südlichen, mittleren und nördlichen Deutschland, in Schweden und Dänemark einen deutlichen Zusammenhang zwischen dem bleibenden, d. h. beim Kochen nicht ausfallenden, Kalkgehalt des Wassers und dem Gebiß. Aus zahlreichen, mit größter Mühe und Genauigkeit durchgeführten, im einzelnen durch ausführliche Tabellen erläuterten Untersuchungen ergibt sich durchweg: „Je härter das Trinkwasser, um so besser die Zähne." Die Wasserversorgung der Städte und größeren Dörfer bildet ja einen Hauptbestandteil der öffentlichen Gesundheitspflege. Man hat aber dabei bisher viel zu wenig auf den Kalkgehalt des Leitungswassers geachtet und oft die zum Waschen und Kochen besser geeigneten weichen Quellen bevorzugt. So ist es, wie an verschiedenen Beispielen gezeigt wird, gekommen, daß für manche Städte die neue Wasserleitung eine zweifelhafte Errungenschaft war: das Trinkwasser ist zwar frei von ansteckenden Keimen, enthält aber nicht genug der für Knochen- und Zahnbildung nötigen Kalksalze. Dabei leugnet aber der Verfasser „den sehr erheblichen Einfluß" der Vererbung keineswegs. „In den erdsalzärmsten Gegenden finden sich gelegentlich einzelne Leute mit recht gut gebauten Zähnen, und umgekehrt", denn „die Natur trägt keine Uniform!" Ich selbst möchte die Rolle der Vererbung noch etwas höher anschlagen als Röse. Wenn er sagt: „die herrlichen hellgelben Gebisse unserer steinzeitlichen Vorfahren, die prächtigen Negergebisse Innerafrikas, die Zähne der Gauchos in den Pampas von Argentinien, sie alle sind auf stark kalkhaltigem Boden gewachsen", so glaube ich doch, daß man bei diesen Naturvölkern auch die einfache, gesunde Lebensweise und die alles Krankhafte ausmerzende Wirkung der Auslese nicht unterschätzen darf. Bei einer verweichlichten, schon in der Entartung begriffenen Bevölkerung wirken selbstverständlich alle Schädigungen und alle Mängel der Ernährung um so nachteiliger. Ganz einverstanden bin ich mit dem Satz: „Die Zähne sind in gewisser Hinsicht der Spiegel des menschlichen Körpers oder das Wasserstandsrohr am Dampfkessel des Organismus." Den Erdsalzgehalt der festen Nahrung, der ja vom Wasser ziemlich unabhängig ist, würdigt der Verfasser vielleicht etwas zu wenig. Jedenfalls sind aber seine Mahnungen für die Gesundheit und Wehrkraft unseres Volkes von der allergrößten Bedeutung. „Wer seinen Kindern die Vorteile erdsalzreicher Ernährung sichern will, muß schon vor ihrer Geburt bei sich selbst mit der Zufuhr von Erdsalzen beginnen." Ludwig Wilser.

Eisler, Dr. Rudolf, Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens. Leipzig 1908, Dr. Werner Klinkhardt. 7,50 M.

In den beiden Kapiteln des Anhanges gibt der Verfasser in konzentrierter Form eine Wiederholung und Ergänzung seiner Ausführungen. Sein persönlicher Standpunkt, den er überall „kräftig zur Geltung" kommen läßt, ist ein Panpsychismus, der, über Pauly hinausgehend, auch die anorganischen Dinge umfaßt (S. 261) und „der des voluntaristischen Idealismus mit seiner Betonung des Willens, der Zielstrebigkeit der Ideen". (IV.)

In fesselnder, gedankenreicher Darstellung, auf die näher einzugehen hier der Raum mangeln würde, plädiert Verfasser für seine Anschauungen. Nicht nur der Psychologe, auch der Philosoph und Biologe werden manche Anregung darin finden. Verfasser ist Monist. Er steht auf dem Standpunkte des „psychophysischen Parallelismus strengster Observanz", wie ihn Goldscheid nennt. Es existiert nur ein einheitliches Psychophysisches, das aber unserem Begreifen nur als Zweiheit, als Psyche und Physis zugänglich ist. Die Begriffe des Subjektes und Bewußtseins, des Willens, des Zweckes usw. unterwirft er dem Evolutionsgedanken. Jedem groben Anthropomorphismus und Anthropopathismus hält er sich ferne und sucht es auch zu vermeiden, daß sein Willensbegriff als unveränderliche, metaphysische Kraft in der Luft schweben bleibt. Die Schwäche der Arbeit scheint mir darin zu liegen, daß aus dem Verfasser auch da, wo er zur höchsten philosophischen Zusammenfassung seiner Theorie schreitet, zu sehr der Psychologe spricht und daß er alle seine Schlüsse in das Joch eines vorgefaßten Standpunktes zwängt. Darum findet man neben vielem Ansprechenden und Treffenden so manches, dem man seine Zustimmung versagen muß.

Mit Wundt ist dem Verfasser „der Trieb das Grundphänomen des geistigen Geschehens". „Schon dem einfachsten Seinsfaktor" vindiziert er „triebartige Reaktionen auf Reize" (S. 263). Aber statt nun die Triebe, wie J. G. Vogt, als eine Eigenschaft des Seins, als Offenbarungen des eigentlichen Strebens der Substanz durch alle Reiche des Lebens herrschen zu lassen, degradiert er sie zur Vorstufe eines Willens, der sich mit dem Wachstum des Intellektes zu seinen höheren Formen entwickelt. Gerade aber in der scharfen Scheidung der Empfindung und Triebe, als Ureigenschaften der Weltsubstanz, vom Geiste, als absolutem Entwicklungsprodukte, so wie sie Vogt durchgeführt hat, scheint mir die Prämisse einer wahrhaft monistischen Welterklärung zu liegen; ebenso, wie die Zergliederung des Intellektes in Organ- und Personalintellekt erst den Schlüssel zum Verständnis aller Entwicklung liefert. Einen Willensbegriff zu formulieren erübrigt völlig. „Nur die stärksten Emotionen, Triebe, oder wie wir auch sagen Motive, lösen unsere Handlungen aus und zwar streng gesetzmäßig, ohne Einmischung irgendeines Willens." (Vogt.) Das Zusammenwirken von initiierendem Trieb und zweckerfüllend, oder, nach menschlichen Begriffen ausgedrückt, zweckmäßig auf ihn reagierendem Organintellekte schuf die von Stufe zu Stufe höher steigende Entwicklung der Organismen. Das ist klar und erschöpfend. Zu weiteren komplizierten Konstruktionen scheint mir kein Bedürfnis vorzuliegen. — Unwissenschaftliche Metaphysik ist es zu nennen, wenn Verfasser, über den Bestand der Menschheit hinaus, eine Entelechie der menschlichen Geisteswerte annimmt.

Reich befruchtend ist der Einfluß der Psychologie auf die Naturwissenschaften gewesen. Hüten muß man sich aber vor jeder einseitigen Uebertreibung und davor, die richtige Einschätzung der immanenten psychischen Faktoren in eine Unterschätzung der Theorien Darwins usw. ausarten zu lassen. In der Synthese beider Lehren liegt die richtige Lösung. G. Weiß.

Wang-in-Hoai, Gerichtliche Medizin der Chinesen. Nach der holländischen Uebersetzung von C. F. M. de Grys, herausgegeben von Dr. H. Breitenstein. Leipzig 1908, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Die erste Ausgabe dieses Werkes ist unter dem Kaiser Sun-yu 1241—1255 erfolgt, d. h. etwa drei Jahrhunderte vor dem entsprechenden europäischen Werke. Es ist daher ein hochinteressantes kulturgeschichtliches Dokument, das uns um so eher einen Einblick in chinesische Art und Sitte gewährt, als es — nach Breitenstein — noch heutzutage den chinesischen Beamten als Leitfaden dient.

Die chinesische Gerichtsmedizin, um zunächst das Gemeinsame hervorzuheben, arbeitet — ganz wie die unserige — mit methodischen Untersuchungen und Protokollen. Diese Methodik fußt indessen auf einer so rohen und unentwickelten

Empirie, die therapeutischen Maßnahmen sind mit einem so vollgerüttelten Maß von Aberglauben und Irrtum, um nicht zu sagen: Unkenntnis durchsetzt, daß der Abstand westlicher Wissenschaft von diesem wissenschaftlichen Embryonalzustand auch dem Laien ohne weiteres offenbar wird. Bereits die anatomische Grundlage ist mehr als mangelhaft.

„Der Mensch hat", so meint das Buch, „365 Glieder, gerade wie der Sonnenweg in 365 Grade eingeteilt wird. Die Knochen der Männer sind weiß und die der Frauen grau." Die Schädelknochen bestehen bei Männern aus 8, bei Frauen nur aus 6 Stücken. Das Gebiß hat 24, 28, 32 oder 36 (!) Zähne. Die Männer haben 12, die Frauen 14 Rippen. Bei den Männern haben beide Hand- und Fußgelenke ein Knöchelchen, welches bei den Frauen fehlt.

Nicht minder unbrauchbar sind die Untersuchungsmethoden, was ein paar Beispiele erweisen mögen. Zum Zwecke der Blutprobe wird angeordnet: „Zwei Personen stechen sich und lassen einen Tropfen Blut ins Wasser fallen. Sind diese Personen tatsächlich Vater und Kind, Mutter und Kind, oder Mann und Frau, dann fließt das Blut zusammen."

Oder die Keuschheitsprobe. „Wenn eine Frau das ganze Leben lang nur mit einem Manne Umgang hatte, dann ist das Schambein so weiß als weißer Achat; wenn sie zum zweiten Male heiratet, dann befindet sich ein blauer Punkt auf dem Knochen. Wenn sie sich nicht in acht nimmt und sich mit einem anderen einläßt, dann kommt noch ein blauer Punkt dazu. Bei publiken Frauen ist das ganze Schambein blau."

Dergleichen Beispiele ließen sich noch dutzendweise anführen.

Sehr ausführlich ist der Selbstmord, in seinen verschiedenen Motiven und Ausführungsarten, behandelt. Er ist in China weit häufiger als bei uns und entspringt vielfach ganz anderen Motiven. Da der Glaube herrscht, daß der Geist des Selbstmörders nach dem Tode seine Feinde verfolge, so tötet sich mancher aus purer Rachsucht.

Auch über die recht häufigen Vergiftungen ist ein langes und breites gesagt. Hier finden sich allerhand wirkliche Erfahrungen mit dem wüstesten Aberglauben gemischt. Ganz geheimnisvoll klingt, was z. B. von dem sog. „Tiergift" berichtet wird. „Zur Gewinnung dieses Giftes werden hundert kriechende Tiere und Insekten in einen Topf gegeben. Nach Ablauf eines Jahres ist nur ein Tier übrig geblieben. welches alle anderen verzehrt hat. Dieses Tier besitzt das erwähnte Gift. — Es kann sich wie Teufel und Geister unsichtbar machen."

Giftig ist ferner eine Schildkröte mit drei Füßen. Giftig sind „Speisen, welche in einem Haine von Stachelpflanzen getragen wurden", und was dergleichen Unsinn mehr ist.

Demgegenüber ist jedoch auch mancher wirklich praktische Ratschlag verzeichnet, nur daß man ihn in dem Wust des Unwahrscheinlichen und Unmöglichen suchen muß.

Will China wirklich — und so hat es den Anschein — im Inneren reformieren, so wird auch dieses Werk über gerichtliche Medizin neueren, zeitgemäßeren Bearbeitungen dieses wichtigen Gebietes weichen müssen. Dr. G. Lomer.

Haupt, Robert, Wechselt die Waffen! Ein vermittelnder Vorschlag zur Lösung der Abrüstungsfrage. Hamburg 1908, Conrad H. A. Kloß. 0,40 M.

Der Grundgedanke der Broschüre ist, die Mannschaften in verhältnismäßig kleinen Abkommandierungen zur Ausführung von Kulturarbeiten verschiedenster Art zu verwenden. — Mag man diesem Gedanken auch persönlich sympathisch gegenüberstehen, sachlich muß er als Utopie bezeichnet werden, da er vor allem dem inneren Charakter unserer Heerorganisationen widerspricht. G. Weiß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-anthropologische
VII. 12. Revue 1909.
Monatsschrift für das soziale und geistige Leben der Völker.

Rassenzucht[1]).

Adolf Bartels.

„Die Juden verdienen Bewunderung, denn sie haben mit absoluter Sicherheit nach der Logik und Wahrheit ihrer Eigenart gehandelt, und nie hat die Humanitätsduselei (welche die Juden nur insofern mitmachten, als sie ihnen selber zum Vorteil gereichte) sie auch nur für einen Augenblick die Heiligkeit der physischen Gesetze vergessen lassen. Man sehe doch, mit welcher Meisterschaft sie das Gesetz des Blutes zur Ausbreitung ihrer Herrschaft benutzen: Der Hauptstock bleibt fleckenlos, kein Tropfen fremden Blutes dringt hinein; heißt es doch in der Thora: »Kein Bastard soll in die Gemeinde Jahves kommen, auch nicht nach zehn Generationen«; inzwischen werden aber Tausende von Seitenzweiglein abgeschnitten und zur Infizierung der Indoeuropäer mit jüdischem Blute benutzt. Ginge das ein paar Jahrhunderte so fort, es gäbe dann in Europa nur noch ein einziges rassenreines Volk, das der Juden, alles Uebrige wäre eine Herde pseudohebräischer Mestizen, und zwar ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk. ... Als Napoleon, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, unzufrieden, daß die Juden, trotz ihrer Emanzipation, in hochmütiger Isolation verharrten, erzürnt, daß sie sein ganzes Elsaß, obwohl nunmehr jede Laufbahn ihnen offenstand, mit schändlichstem Wucher aufzufressen fortfuhren, an den Rat ihrer Aeltesten ein Ultimatum sandte und die rückhaltlose Verschmelzung der Juden mit der übrigen Nation forderte, nahmen die Delegierten der Juden Frankreichs alle ihnen vorgeschriebenen Artikel bis auf einen an: den, der die unbeschränkte Ehe mit Christen bezweckte. Ihre Töchter, ja, die durften außerhalb des israelitischen Volkes heiraten, ihre Söhne nicht; der Diktator Europas mußte nachgeben. Das ist jenes bewunderungswürdige Gesetz, durch welches das eigentliche Judentum begründet wurde. ... So wurde und so wird noch heute die jüdische Rasse rein erhalten: Töchter aus dem Hause Rothschild

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers dessen kürzlich erschienenem Werke entnommen: Rasse. Sechzehn Aufsätze zur nationalen Weltanschauung. Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt in Hamburg.

haben Barone, Grafen, Herzöge, Fürsten geheiratet, sie lassen sich ohne Umstände taufen; kein Sohn hat je eine Europäerin geehelicht; täte er es, er müßte aus dem Hause seiner Väter und aus der Gemeinschaft seines Volkes ausscheiden. ... Die jüdische Nomokratie (d. h. Herrschaft des Gesetzes) vereinigt die Juden, zerstreut wie sie auch sein mögen durch alle Länder der Welt, zu einem festen, unlöslichen, durchaus politischen Gebilde, in welchem die Gemeinsamkeit des Blutes die Gemeinsamkeit der Vergangenheit bezeugt und die Gemeinsamkeit der Zukunft verbürgt. Wenn auch manche Elemente nicht im engeren Sinne des Wortes reinjüdisch sind, so ist doch die Macht dieses Blutes, verbunden mit der unvergleichlichen Macht der jüdischen Idee, so groß, daß diese fremden Bestandteile schon längst assimiliert wurden; sind doch fast zwei Jahrtausende vergangen seit der Zeit, wo die Juden ihre vorübergehende Neigung zur Proselytenmacherei aufgaben. Freilich muß man zwischen Juden edler und Juden minder edler Abstammung unterscheiden; was aber die disparaten Teile aneinander kettet, ist (außer der allmählichen Verschmelzung) die zähe Existenz ihres nationalen Gedankens. Dieser Nationalgedanke gipfelt in der unerschütterlichen Hoffnung auf die von Jahve verheißene Weltherrschaft der Juden. Naive »Christgeborene« (wie Auerbach sich in seiner Lebensskizze Spinozas ausdrückt) wähnen, die Juden hätten jene Hoffnung aufgegeben, doch irren sie gewaltig; denn »die Existenz des Judentums ist von der Festhaltung der Messiashoffnung bedingt«, wie einer der sehr mäßigen, liberalen unter ihnen unlängst schrieb. Die ganze jüdische Religion ist ja auf diese Hoffnung gegründet. Der jüdische Gottesglaube, das, was man bei diesem Volke »Religion« nennen kann und darf (denn er ist die Quelle einer achtungswerten Moralität geworden), ist ein Teil dieses Nationalgedankens, nicht umgekehrt. Zu behaupten, es gebe eine jüdische Religion, doch keine jüdische Nation, heißt darum einfach Unsinn reden.“

Das ist eine Ausführung aus Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. Sie enthält für den gebildeten Deutschen nichts Neues und Unbekanntes; wir wissen jetzt alle, daß es sich mit dem Judentum genau so verhält, wenn dieses auch immer wieder Versuche macht, den Tatbestand zu verschleiern. Das Judentum ist der beste Beweis, daß nichts den Bestand und die Macht eines Volkes in dem Maße sichert wie der Rassengedanke: Reinhaltung des Blutes in Verbindung mit einer nationalen Idee. Da erhebt sich denn ohne weiteres die Frage: Ja, können denn das, was die Juden gemacht haben, nicht auch andere Völker machen, beispielsweise wir Deutschen? Die Antwort wird lauten: So ohne weiteres nicht, denn wir leben nicht zerstreut unter allen Völkern der Erde, von diesen durch den besonderen Rassencharakter scharf geschieden; wir leben in unserem eigenen großen Lande und haben als Mitbewerber um die Weltherrschaft so und so viele andere Völker, deren Daseinsberechtigung wir, gerecht wie wir sind, nicht zu bestreiten vermögen. Aber vielleicht könnten wir doch in einem beschränkten Maße Rassenzucht treiben, wenn nicht das ganze Volk, so doch bestimmte Kreise desselben unter die Herrschaft des Rassegedankens stellen. Dies ist, darüber sind wir nationalgesinnten Deutschen uns alle einig, je länger, desto mehr nötig;

denn unzweifelhaft hat eine Verschlechterung unserer Rasse stattgefunden; genauer ausgedrückt, das deutsche Volk ist nicht mehr in so hohem Grade germanisch rassenhaft bestimmt wie früher: die Freizügigkeit, die auch in die Gegenden, die sonst als Reservoire germanischen Volkstums dienten, schlechte Elemente gebracht hat, das übermäßige Anwachsen der Großstädte, das gerade in den höheren Kreisen herrschende Zweikindersystem, vielleicht auch schon die großen deutschen Kriege seit dem dreißigjährigen haben unzweifelhaft das Verhältnis des edlen zu dem minder edlen Blut zuungunsten des ersteren verschoben. Zwar meint Dr. Schmidt-Gibichenfels, der sich vielfach mit diesen Fragen beschäftigt hat, daß, wenn die reingermanischen Typen auch relativ zurückgetreten sein mögen, ihre absolute Anzahl jetzt wohl kaum geringer als vor 2000 Jahren sei, da Deutschland damals noch nicht den zehnten Teil der Bevölkerung von heute gehabt haben könne. Aber genügt dieser bescheidene Prozentsatz von Rassereinen, die germanische Rassenhaftigkeit des deutschen Volkes auf die Dauer zu sichern? Es gibt viele Deutsche, die das bezweifeln, und auch Schmidt-Gibichenfels bemerkt: „Es ist darum eine unerläßliche Forderung der Gegenwart und Zukunft, das wahre unverfälschte Urbild der germanischen Rasse, soweit es irgend möglich ist, wieder herzustellen. Die Sache ist auch keineswegs hoffnungslos, wenn nur jeder Einzelne an seinem Teile daran mitarbeitet. Es gibt in Deutschland noch eine ziemliche Anzahl reiner unvermischter Typen, und bei einer noch viel größeren Anzahl erst wenig gemischter dürfte nach geeigneter Paarung der reine Typus schon bei der ersten Kreuzung wieder herausspringen. Zugleich mit dieser rassenhaften Wiederherstellung würde auch eine Gesundung unserer gesamten Kultur, eine Klärung und Vereinfachung unserer politischen und sozialen Zustände herbeigeführt werden. Die letzte Ursache alles Guten und Schlimmen ist der einzelne Mensch selbst. „Laßt uns besser werden — gleich wird's besser sein." Zum mindesten würde dadurch aber der weitere Rückgang unserer Rasse und Kultur, der trotz alles scheinbaren, äußerlichen Aufschwunges gerade in letzter Zeit eingesetzt hat, nicht wenig gehemmt werden. Es ist in dieser Hinsicht mit dem ganzen Volk genau so wie mit dem Einzelnen. Wenn jemand durch höchste Anspannung aller Muskel- und Nervenkräfte es verhältnismäßig rasch zu einem gewissen Wohlstande, ja Reichtum gebracht, dabei aber seine innere Gesundheit und Zeugungskraft für immer untergraben hat — was nützt ihm ein solcher „Aufschwung"? Kann er selbst davon Vorteile haben? Können sie seine Erben haben, wenn er nämlich keine oder wenigstens keine direkten, ebenbürtigen und würdigen Erben hat? Soll der ganze große wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands zuletzt nur dazu dienen, unser eigenes bodenständiges Volkstum immer mehr zu entwurzeln, dagegen unsere östlichen Nachbarn, die Slawen, auf unserem eigenen Boden immer mehr in die Höhe zu päppeln? Dürften wir uns dann wundern, wenn die Slawen allmählich zahlreich und stark genug würden, um sich zuletzt ungeniert in unser eigenes, von uns selbst für sie recht warm und weich zurechtgemachtes Bett legen zu können? Tun sie das in Oesterreich nicht etwa schon?" Also die Not geht allmählich an den Mann, zumal auch die vom Judentum geübte Zersetzung nicht

aufhört, vielleicht immer stärker wird. Selbst ein so liberaler Mann wie der Theologie-Professor Adolf Harnack in Berlin wird allmählich ängstlich.

„Vor mir liegt eben", schreibt er, „die Schrift des schwedischen Professors Fahlbeck, Mitglieds der ersten Kammer, »La décadence et la chute des peuples« (1905). Er ist nicht der einzige, der in den letzten Jahren die warnende Stimme erhoben und den drohenden Niedergang enthüllt hat; aber er hat es mit besonderer Eindringlichkeit und Kraft getan. Unsere Kultur geht dem sicheren Untergang entgegen, und wir werden schließlich den mongolischen Rassen weichen müssen, wenn wir die abschüssige Bahn nicht verlassen, die durch das Sinken der Ehefrequenz und der Geburtenziffer bei den romanischen und nun auch bei den germanischen Völkern bezeichnet ist. Wie soll man Abhülfe schaffen? Gesetze sind machtlos. Ich vermag kein anderes Mittel zu erblicken als dies, daß die Gesellschaft verlangt, die jungen Ehepaare, einerlei wie ihre Mittel beschaffen sind, sollen mit kleinem und bescheidenem Hausstand beginnen, während sie jetzt fordert, daß sie sich von vornherein wie ihre Eltern einrichten. Wir müssen darauf hinarbeiten, daß es für unanständig gilt, wenn eine junge Frau sich schon bei Beginn ihrer Ehe als Dame einrichtet, statt ihr ganzes kleines Hauswesen zunächst wesentlich allein zu beschicken. Sie wird das — das ist wenigstens meine Ueberzeugung — mit Freude tun; denn ich glaube nicht, daß unsere jungen Mädchen und Frauen daran schuld sind, daß unsere Zustände so geworden sind, wie sie sind. Ich sehe die Schuld mehr bei den Männern, die es als Junggesellen bequemer haben und eine ernste Sorge nicht auf sich nehmen wollen, noch mehr aber bei der Gesamtheit der Gesellschaft, die fort und fort ihre Bedürfnisse steigert und den gleichen Lebenszuschnitt von allen verlangt. Daher müssen sich die Eheschließungen verzögern, viele bleiben ganz ehelos und in der Ehe wird die Kinderzahl beschränkt. Die Statistik zeigt, daß es kaum mehr ein Land gibt, in dem die höhere Schicht nicht abnimmt, und aus diesen Schichten dringt das Uebel bereits in die unteren, und aus den Städten auf das Land. Frankreich nimmt, wenn man den Zuzug abrechnet, bereits ab; auch die deutschen großen Städte erhalten ihre Bevölkerungsziffer bald nur noch durch Zuzug vom Lande, und in das Land dringen die Slawen bei uns ein! Wenn wir uns nicht aufraffen und den neuen Lebensbedingungen und -forderungen nicht durch eine Aenderung unserer gesellschaftlichen Sitten begegnen, muß man das Schlimmste voraussehen. Das alte Bibelwort: »Seid fruchtbar und mehret euch«, in sittlich sozialem Geiste erfaßt, ist noch immer der Grundpfeiler der Gesundheit und der Kraft eines Volkes, der schönste Antrieb zu freudiger Arbeit und die Gewähr der Dauer eines Volkes. Vor acht Tagen las ich auf einem porzellanenen Teller im Nordischen Museum zu Stockholm aus der Mitte des 18. Jahrhunderts die Inschrift:

»Glücklicher Erfolg den Schiffen Schwedens,
Beständiger Gang den Wiegen Schwedens.«

Das ist ein beherzigenswertes Wort, und es ist in seiner zweiten Hälfte noch richtiger als in der ersten; denn der glückliche Erfolg der Arbeit eines Volkes wird nicht ausbleiben, wenn es in gesundem Wachstum fortschreitet."

Hier fehlt ja noch der Gedanke, daß nur die unter der Berücksichtigung des Rasseprinzips geschlossene Ehe national wirklich ersprießlich sein kann, aber ich bezweifle keinen Augenblick, daß sich die jetzt noch liberal gesinnten Kreise auch mit ihm einst werden befreunden müssen.

Das zunächst Notwendige auf diesem Gebiete der Rassenzucht ist natürlich die Aufklärung. Da ist im letzten Jahrzehnt nicht wenig geschehen, vor allem Houston Stewart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" haben bis in die breitesten Kreise aufklärend gewirkt, trotzdem die Gegner sie immer wieder als dilettantisch usw. zu verdächtigen strebten, und werden noch auf lange hinaus günstig wirken, da sie das Werk eines geradezu glänzenden überschauenden und kombinatorischen Geistes sind. Neben ihnen stehen noch manche andere tüchtige Werke, in denen der Rassengedanke herrschend ist, und selbst die praktischen Fragen werden in neuerer Zeit bereits vom Gesichtspunkt der Rasse aus betrachtet, wie es des erwähnten Dr. Schmidt-Gibichenfels „Wen soll ich heiraten?" beweist, das man in hunderttausend Exemplaren verbreitet wünschte. Die Aufklärung ist freilich nicht alles; vom Wissen zum Tun ist, zumal bei uns Deutschen, ein großer Schritt. Anfänge des Handelns sind jedoch auch da: In gewissem Betracht ist ja der Alldeutsche Bund ein solcher, da er die Erhaltung des Deutschtums auf der ganzen Erde zu seiner Hauptaufgabe gemacht hat; neben ihm wirken der Deutschbund, der mehr politisch, und der Werdandibund, der mehr künstlerisch gerichtet ist. Geradezu die Rasse erhalten und vermehren wollen die Mitgard- und Ostaraleute; es ist sogar schon eine Erneuerungsgemeinde in der Bildung begriffen. Aufrichtig gestanden, ich lege all diesen Bestrebungen nur einen gewissen Propagandawert bei; ich erwarte auch von der vollständigen Aufklärung keine große Besserung. Was ich wünsche, sind wirkliche Maßregeln, staatliche Maßregeln.

Die erste dieser Maßregeln heißt Erhaltung der Stände. Man ist doch in neuerer Zeit allmählich wieder dahin gekommen, die Notwendigkeit natürlicher Stände einzusehen, das demokratische Ideal der allgemeinen und radikalen Gleichheit ist außer bei den Verbohrten so ziemlich hingeschwunden. „Die Entwicklung von Ständen, d. h. gewissen traditionellen Hauptberufsklassen", schreibt Schmidt-Gibichenfels, „liegt sowohl im Interesse der Einzelnen wie der Gesamtheit, und es ist durchaus verkehrt, solche Bildungen, soweit sie auf natürlicher oder kultureller Basis ruhen, verhindern oder gar zerstören zu wollen. Sie erleichtern und fördern die natürliche und soziale Auslese, erhöhen durch Arbeitsteilung und Vererbung die Arbeitsleistungen und sind für ein geordnetes Staatswesen wie überhaupt für jede höhere Kultur unentbehrlich. Die Menschheit müßte, wenn sie die Standes- und Berufsteilung vollständig verwischen wollte, wieder auf den Urzustand zurückgehen, was ebenso unmöglich ist, wie daß ein hoher dicker Baum wieder ein niedriger dünner Sprößling werden sollte. Es gilt hier nur — entweder weiter wachsen, blühen und Früchte bringen, oder — verfaulen und zusammenbrechen. Ein neuer Baum könnte aber nicht auf den Resten des alten und auf demselben Boden, sondern nur auf einem andern Boden emporwachsen. Was also die utopistischen Sozialdemokraten wollen, ist nichts mehr und nichts

weniger als rassenhafter, politischer, gesellschaftlicher, kultureller und natürlicher Selbstmord.“ Aehnlich hat schon der alte W. H. Riehl gepredigt. — Der erste unserer natürlichen Stände ist nun immer noch der Adel. Zwar hat der moderne, bürgerliche Staat seine Vorrechte abgeschafft, aber seine nationale Bedeutung ist noch immer groß: Nicht nur besitzt er einen verhältnismäßig bedeutenden Teil des nationalen Bodens, er hat im allgemeinen auch die höheren Stellungen im Heer und in der Beamtenschaft inne und übt auf die Fürsten in der Regel einen nicht geringen Einfluß. Seine Stellung beruht zuletzt auf der Reinheit seines Blutes, auf seiner edlen Rasse: Nur, weil er den edelsten Extrakt des rassenhaften Volkstums darstellt, hat man ihm die Stellung unmittelbar am Thron eingeräumt. In gewissem Betracht kann man so den Adel geradezu als ein Institut zur Rassezucht betrachten. Leider hat er in neuerer Zeit seine nationale Aufgabe nicht mehr hinreichend erfüllt; er hat sich, im Banne modernen Mammonismus, mit minderwertigen Elementen vermischt, selbst sehr häufig mit Juden. Diese Selbstentwürdigung des Adels hat auch viele gut konservative Deutsche gegen ihn aufgebracht, und die Frage ist wohl bereits gestellt worden, ob man bei der notwendigen „Reorgánisation“ des deutschen Volkes nicht einfach vom Adel absehen solle. Jedenfalls darf sich der deutsche Adel nicht länger darüber täuschen, daß seine Existenz, falls er fortfährt, sich weiter herabzuwürdigen, noch in weit bedenklicherem Maße auf dem Spiel steht, als zur Zeit der bürgerlich-liberalen Angriffe auf seine Vorrechte; die entschieden Nationalen, wenn sie je die Oberhand bekommen, werden schwerlich mit sich handeln lassen. Im besonderen die Verbindung Adliger mit Judentöchtern hat böses Blut gemacht oder gar Verachtung des Adels verursacht. Es ist ja auch kaum etwas Törichteres denkbar als eine solche Bastardierung: die Rasse, wenn sie denn fortbesteht, ist ein für allemal verdorben; ein Edelmann hat das Vergnügen, als Kinder und Enkel Judensprößlinge aufzuweisen; denn bekanntlich schlägt in der Regel das stärkere jüdische Blut durch und ist auf keine Weise wieder auszuschalten. Aber auch der eigentliche Zweck der Mißheiraten, die pekuniäre Lage zu heben, wird auf die Dauer meistens nicht erreicht: „Bastardierungen zerstören nicht nur die körperliche und seelische Harmonie der Eigenart, sondern auch die Mittel zur Behauptung derselben im Kampfe ums Dasein: die wirtschaftliche Position. Wenn in einen nach jeder Richtung hin wohlbefestigten Familientypus erst einmal Bresche geschlagen ist, dann ist nach keiner Richtung hin fester Halt mehr. Die Geister der Zerstörung dringen dann immer tiefer ein, und bald ist von einem in jeder Beziehung ehemals fürstlichen Vermögen auch der letzte kümmerliche Rest verschwunden. Das ist sogar dann der Fall, wenn durch eine solche Mißheirat der ursprünglich vorhandene materielle Reichtum noch vermehrt wurde. Es ist leicht und kommt oft vor, ein großes materielles Vermögen zu erben, zu erheiraten, sogar zu erwerben; aber es ist schwer und kommt selten vor, ein solches durch viele Generationen hindurch beisammen zu erhalten.“ Bei gänzlich verschieden gearteten Rassen, wie Germanen und Juden, ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß die Nachkommen „weder auf ritterliche noch unritterliche, weder auf schaffende noch auf raffende Art sich im Leben

behaupten werden". — Die notwendige Maßregel, die denn hier im Interesse des Adels selber und weiterhin des deutschen Volkes zu treffen wäre, würde, da ein gänzliches Verbot solcher Mißheiraten im modernen Leben wohl nicht gut durchführbar ist, die Bestimmung sein, daß Heirat mit einer Jüdin den Verlust des Adels und auch des Offiziersranges, den ja die meisten Adligen im Heere bekleiden, nach sich zöge. Ich bezweifle natürlich nicht, daß man auch zu dieser Maßregel „Unmöglich!" rufen und von Verletzung der Menschenrechte reden wird; jedoch weiß ich auch, daß man, da es sich hier wirklich um Sein oder Nichtsein des Adels handelt, alle Veranlassung hat, sich die Sache gründlich zu überlegen. So wie jetzt kann es nicht fortgehen; daß selbst Hohenzollernprinzen Jüdinnen heiraten oder doch heiraten wollen, ist nicht viel besser als Wahnsinn. Um die vorgeschlagene Maßregel durchzuführen, müßte selbstverständlich zunächst eine Vereinigung des noch blutsreinen Adels geschaffen werden, die sie verträte; dann hätte auch erst die gesetzliche Festlegung des Judentums als eines fremdrassigen Bevölkerungsbestandteils in den Verfassungen der deutschen Staaten, die auch aus anderen Gründen notwendig ist, zu erfolgen; darauf könnte man wohl daran gehen, die Bestimmung mit den Landesherren und sonstigen entscheidenden Instanzen zu vereinbaren. Die bereits verjudeten adligen Familien könnten als Adel zweiter Klasse einstweilen noch weitergeführt werden; im Laufe der Zeit aber müßten sie so oder so verschwinden. Am leichtesten wäre natürlich die Entfernung der Judengenossen und Halbjuden aus dem Heere durchzusetzen; da brauchte man nur bei der Offizierswahl und -beförderung noch ein bißchen strenger zu sein, als man schon jetzt ist. Eine neue Adelskaste zu schaffen, wäre natürlich nicht die Aufgabe, im Gegenteil müßte, wenn das Judentum ausgeschaltet würde, eine um so engere Verbindung mit dem guten deutschen Bürgertum hergestellt werden. Durchaus schwöre ich zu der Anschauung Schmidt-Gibichenfels': „Es wäre in jeder Hinsicht vorteilhaft, wenn die Fürstengeschlechter bei ehelichen Verbindungen ab und zu auf den hohen Adel, der hohe Adel ab und zu auf den niederen, und der niedere Adel dann und wann auf das Volk zurückgriffe. Dabei müßte aber sogar für den niederen Adel als oberster Grundsatz gelten, daß die herrschende Rasse, bei uns also die germanische, unter allen Umständen ebenbürtiger ist, als eine fremde oder stark mit fremdem Blut gemischte einheimische. Das einfachste Bauernmädchen rein germanischer Rasse ist also bei uns auf jeder Stufe ebenbürtiger als eine fremde Prinzessin nicht germanischer Abkunft." Alle diese Dinge müßten durch von modernem Rassenprinzip getragene neue Hausgesetze geregelt werden.

Ich sprach oben von der gesetzlichen Festlegung des Judentums als eines fremdrassigen Bevölkerungsbestandteiles in den Verfassungen der deutschen Staaten und will gleich auf diesen Punkt näher eingehen. Wenn wir überhaupt wieder zu einer gesunden deutschen Entwicklung kommen wollen, so muß die reinliche Scheidung vom Judentum allerdings erfolgen, und es ist den wirklich national gesinnten Parteien nur auf das angelegentlichste zu raten, einen Judenparagraphen in ihr Programm aufzunehmen und je eher, desto lieber bestimmte Anträge an den Reichstag zu bringen, wenn sie auch zunächst noch

nicht die geringste Aussicht auf Erfolg haben. Das Wutgeheul, das sich bei der Stellung solcher Anträge erheben würde, kann ich mir als Praktikus in Judendingen ja sehr deutlich vorstellen, aber ich denke, wir sind daran bei allen möglichen Gelegenheiten nun schon gewöhnt worden und brauchen uns nicht sonderlich darüber aufzuregen. In der von Dr. Julius Moses herausgegebenen „Rundfrage": „Die Lösung der Judenfrage" habe ich mich bereits einmal zu diesem Kapitel ausgesprochen und bemerkte dort u. a.: „Da ich den deutschen Juden, die nun schon so lange Gäste bei uns sind, ein gewisses Recht auf das Wohnen unter uns zugestehe, das Wohnen unter uns auch an und für sich für kein Unglück halte, da das deutsche Volk nur durch das fortwährende Empfinden eines scharfen Rassengegensatzes zu dem für seine weitere Entwicklung notwendigen Rassegefühl und Rassenstolz gelangen kann, so würde für mich zur Lösung der Judenfrage nur die staatliche Fixierung des Charakters der Juden als eines fremdrassigen Volkes in Betracht kommen. Die Juden müßten im allgemeinen die staatlichen Rechte ihrer deutschen Mitbürger behalten, nur:

1. geschlossene Gesellschaften innerhalb der politischen Gemeinden bilden, die bis zu einem gewissen Grade für die Schädigungen, die von einzelnen ihrer Mitglieder dem wirtschaftlichen Leben der Gesamtheit zugefügt würden (betrügerische Bankerotte, Bankkrache, die den Charakter einer öffentlichen Kalamität annähmen usw.) haftbar wären;

2. sie müßten bestimmte, ihnen zugewiesene Namen führen und dürften geistige Tätigkeit nicht unter dem Schleier der Anonymität üben (doch wäre ich hier mehr für ein allgemeines Verbot der Anonymität in Zeitschriften); Uebertritt zum Christentum berechtigte weder zur Namensänderung noch zum Austritt aus der Judenschaft.

3. in Zeiten allgemeiner Not, Kriegszeiten usw. hätten die Juden dem Staate bestimmte, durch loyale Verhandlungen in ihrer Höhe festzustellende Beisteuern als Anleihen zu gewähren (auch hier wäre mir eine allgemeine Bestimmung gegen den Großkapitalismus fast lieber)." — Diese Vorschläge habe ich sehr oft mit Freunden und Bekannten besprochen und doch nicht bloß ein „allgemeines Schütteln des Kopfes" geerntet. Vielfach meinte man, daß zu Punkt 1 noch die Aufhebung der Freizügigkeit insoweit hinzugefügt werden müsse, daß sich Juden neu nur in solchen Gemeinden ansiedeln dürften, in denen es die Gemeinde selbst mit Zweidrittelmajorität zulasse. Damit würden sie allerdings noch aus manchen Gegenden unseres Vaterlandes ferngehalten. Der Vorschlag der jüdischen Namenskonservierung resp. -neuschöpfung erregte natürlich immer einige Heiterkeit, und ein Spaßvogel meinte, man sollte doch, anstatt die jüdischen Lessings usw. den Rückschritt zum Levi tun zu lassen, einfach die Führung eines „ben" zwischen Vor- und Zunamen obligatorisch machen (also Oskar ben Blumenthal, Ludwig ben Fulda usw.), welchen Vorschlag ich denn den künftigen deutschen Gesetzgebern hiermit unterbreite. Auch die geplante Benutzung der Juden gewissermaßen als Sparstrumpf für Notzeiten pflegte den Hörern immer einiges Vergnügen zu bereiten, doch liegen da ja die mittelalterlichen Präzedenzfälle vor. Jedenfalls, und nun wollen wir wieder sehr ernst werden,

wird man in Deutschland und anderswo einmal, bald sehr energisch an die Lösung der Judenfrage herangehen müssen, wenn man nicht die von Chamberlain gezeigte Aussicht in bedenkliche Nähe kommen lassen will. Rassenzucht ist überall nur bei Unschädlichmachung des Judentums möglich.

Für viel schwieriger als die Regeneration des Adels halte ich die rassenhafte Regeneration des Bürgertums in Deutschland, eben da dieses einen viel umfangreicheren Bestandteil des Volkes bildet, der Rasse nach außerordentlich verschieden und auch als Stand nur noch wenig einheitlich ist. Das höhere Bürgertum, die Großkapitalisten, Großindustriellen, Großkaufleute — man kann wohl auch die hohe bürgerliche Beamtenschaft hinzunehmen — ist in mindestens so hohem Grade verjudet wie der Adel, ganz abgesehen davon, daß alle reichen Juden ja auch unmittelbar zu ihm gehören. Im allgemeinen wird mit dieser Bevölkerungsklasse nicht allzuviel anzufangen sein; schon ihr Beruf macht sie bis zu einem bestimmten Grade international, und es müßte schon die Herrschaft des jüdischen Geldes auf der Welt gebrochen werden, ehe man in diesen Kreisen wieder rassenhaftes Deutschtum zu finden erwarten könnte. Immerhin trifft man hier einzelne gut national gesinnte Männer und öfter auch statt des üblichen Protzentums wahrhaft vornehme Lebenshaltung. Würde die Beförderung zu Würden und Ehren, die man dieser mächtigen Klasse nicht versagen kann, nach nationalen, ja, sagen wir nach rassenhaften Gesichtspunkten vorgenommen, so wäre auch das Arbeit im Dienste der Rassenzucht. Im besonderen wäre es wünschenswert, man behielte die höhere Beamtenschaft, die sich vielfach mit diesen Kreisen berührt, im Auge — beispielsweise sagt man den Berliner Geheimräten nach, daß kaum einer ohne jüdische Blutzumischung oder eine jüdische Frau wäre. Das wird etwas übertrieben sein, aber was man vom Adel verlangt, kann man auch von dem hohen Beamten verlangen: Reinhaltung des Blutes. Es mögen ja die Judenmischlinge oft recht begabte Leute sein, aber das, was ein deutscher Beamter vor allem gebraucht, Verständnis für das deutsche Volk, für deutsches Wesen, werden sie sicherlich nur selten haben. Aus demselben Grunde sind auch jüdische Professoren überall, mit Ausnahme vielleicht der Naturwissenschaften, Medizin eingeschlossen, durchaus verwerflich.

Aussichtsvoller als bei dem höheren ist die Gewinnung für den Rassegedanken und die Rassenzucht beim mittleren Bürgertum; hier darf man vor allem von der Aufklärung bedeutendes erwarten. In diesem mittleren Bürgertum, zu dem die meisten akademisch Gebildeten, die sogenannten gelehrten Stände, die bürgerlichen Offiziere ohne größeres Vermögen, die gutsituierten und aufgeklärten Landwirte, die aufstrebenden Geschäftsleute, alle besseren Angestellten gehören, steckt, wie ich glaube, zurzeit die Hauptkraft unseres Volkes: fast überall herrscht hier gut nationale Gesinnung, die Lebenshaltung hält sich in mäßigen Grenzen, die Lebensformen werden ausgeglichener und gehaltener. Hier und da stören noch die alten Nationalschwächen des deutschen Volkes; ein falscher Idealismus, der beispielsweise bei längst überwundenen Humanitätsideen festhält, ein übertriebener Doktrinarismus, der von gewissen politischen Theorien nicht los kann. Aber unzweifelhaft ist gerade hier auch wieder der Sinn für Realitäten

gewachsen; man sieht, was dem deutschen Volke not tut, und verkennt die unheilvolle Rolle, die das Judentum in unserem ganzen Leben, in Handel und Wandel so gut wie in Kunst und Wissenschaft spielt, nicht mehr. Und so ist denn zu hoffen, daß der hier schon vielfach eingewurzelte Rassengedanke auch wachse und Frucht bringe, vor allem auch auf dem allerwichtigsten Gebiete, dem der Eheschließung. Eine große Anzahl Individuen dieser Klasse brauchen nicht nach Geld zu heiraten, können ihrem Herzen folgen. Geschieht das, ist das Herz wieder von gesunden Rasseinstinkten beeinflußt, so ist mit einiger Sicherheit zu behaupten, daß die Zukunft des deutschen Volkes gesichert ist. Denn noch ist auch das Zweikindersystem nicht allzu weit in diese Kreise eingedrungen, die Körperzucht und -pflege hat sich aber mächtig gehoben. Jüdische Mischheiraten kommen hier zwar hin und wieder, doch nicht allzuhäufig vor. —

Weniger gut steht es wieder mit dem unteren Bürgertum, dem Handwerkerstande und den unteren Angestellten, zu denen auch noch ein Teil der Lehrer zu rechnen ist. Ehedem ist der Handwerkerstand in Deutschland geradezu der Träger bürgerlicher Zucht und Sitte, auch eines mäßigen Wohlstandes gewesen; dann sind für ihn und den verwandten Kleinhändlerstand mit dem Aufkommen der Großindustrie und neuerdings der Warenhäuser schwere Zeiten gekommen. Bestimmte Handwerke, wie das der Bäcker und der Fleischer, haben ja noch immer ihren goldenen Boden; für die Mehrzahl stimmt das Wort aber nicht mehr, ob auch manche die Zeitumstände benutzt und sich neue Arbeitsgebiete statt der alten vernichteten (Klempner sind jetzt vielfach Gasinstallateure, Schlosser Fahrrad- und Nähmaschinen-Reparateure usw.) geschaffen haben, auch das Kunsthandwerk einen Aufschwung genommen hat. Im Gegensatz zu den liberalen und sozialdemokratischen Politikern halte ich die Erhaltung des Handwerker- und Kleinhändlerstandes für durchaus möglich: das oft behauptete Bedürfnis der Warenhäuser existiert höchstens für die großen Städte und kann auch da durch Basare, in denen wie in den Markthallen zahlreiche Geschäfte verkaufen statt der jüdischen Gesellschaften, befriedigt werden; für solide Handwerkerarbeit ist sofort wieder Absatz, wenn unsere Verhältnisse wieder solider und nicht in dem Maße von den Machinationen des Weltgaunertums abhängig sind. Selbst jetzt kann man durch vernünftige Gesetze mancherlei für den Handwerkerstand tun und braucht ihn nicht ewig auf die Zukunft zu vertrösten. Doch ich will nicht auf das eigentlich politische Gebiet geraten. Rassepolitisch ist der Handwerker- und Kleinhändlerstand wichtig, weil er einen notwendigen Durchgang für die Landbevölkerung zu den höheren Berufen und in den kleinen Städten ein konservatives Element bildet, das die Rasse bis zu einem bestimmten Grade stabil erhält. Sicherlich sind in früheren Zeiten gerade die Handwerker das Element der Bevölkerung gewesen, das am meisten wanderte und dadurch eine Mischung herbeiführte. So sind viele gute Elemente in Gegenden mit wenig germanischer Bevölkerung, umgekehrt allerdings auch schlechtere Elemente in gutrassige Gegenden gekommen, immer aber hat sich dann doch im Banne strenger Sitte eine leidlich homogene Bevölkerung in den nicht zu großen Städten herausgebildet; manche Handwerkerfamilien haben sich über Jahrhunderte erhalten. Es wäre ein großes

Unglück für unser Volk, wenn sich hier, zwischen den höheren Ständen und den Arbeiterkreisen, nun eine Lücke auftun sollte, wenn wir statt der selbständigen Existenzen, der kleinen Kaufleute und Meister, lauter Angestellte erhalten sollten. Je mehr Gelegenheit zur Selbständigkeit ist, um so mehr bilden sich die guten Eigenschaften einer Rasse aus.

Von dem Stande der Industriearbeiter ist, solange er sich unter sozialdemokratisch-jüdischer Führung befindet, in rassenhafter und nationaler Beziehung nichts zu erwarten, mögen auch in vielen Gegenden die Arbeiter noch stark germanisch sein.

Die wichtigste Schicht jeder Nation ist stets die Landbevölkerung, das Bauern- und ländliche Arbeitertum. Es ist kein Zweifel, daß sie in Deutschland stark hinschwindet, wenn auch einstweilen wohl nur in bezug auf den ländlichen Arbeiter ein wirklicher Notstand herrscht. Das Großbauerntum, die gebildeten Landleute (die beiden Begriffe decken sich heute durchweg) habe ich schon beim mittleren Bürgerstand erwähnt, dem es der Lebenshaltung nach im ganzen angehört. In manchen Gegenden Deutschlands ist es noch heute, obschon einige Mischungen stattgefunden haben, der Rasse nach erstklassig, und ich wäre sehr dafür, wenn man etwas täte, es in seinem heutigen Bestande zu erhalten, ihm seinen Besitz und eine bestimmte gesellschaftliche Stellung zu sichern. Warum sollten nicht auch große Bauernhöfe, die oft Herrensitzen wenig nachgeben, durch Majorate und Fideikommisse alten guten Familien gesichert werden? Ich weiß natürlich, was der jüdische Liberalismus gegen solche Institutionen anführt, und sehe mit Vergnügen den Paragraphen von der Aufhebung der Fideikommisse in dem Programm der Linken Friedrich Naumanns; aber ich hoffe, es läßt sich heute niemand mehr durch solche liberale Schreckschüsse bange machen. Meiner Ansicht nach muß immer ein bestimmter Teil des nationalen Grund und Bodens gebunden sein, nur dann ist wirklich Rassenzucht möglich; und zumal die germanische Rasse bedarf, wenn sie wirklich gedeihen soll, der festen ländlichen Existenz. Darum will ich aber natürlich die Möglichkeit des Landerwerbs für aufstrebende Landbewohner nicht ausgeschlossen sehen; ist ein Teil des Bodens gebunden, so muß der andere unschwer erwerbbar sein. Die innere Kolonisation halte ich für hochwichtig, ich halte auch ein Zerschlagen mancher Güter für kein Unglück (so sehr ich die übliche Güterschlächterei als Unfug betrachte, gegen den das Gesetz längst hätte einschreiten sollen); immer aber müssen Großgrundbesitz, mittlerer und Kleinbesitz in einem natürlichen Verhältnisse zueinander stehen und beide auch sowohl in freien wie in gebundenen Formen (beim Kleinbesitz als Erbpacht- und Rentengüter) vorhanden sein. Von großer, auch rassepolitischer Bedeutung sind unzweifelhaft die Neuansiedelungen Deutscher auf ehemals polnischem Boden gewesen; dieses Werk muß ohne jedes Bedenken in immer steigendem Maße fortgesetzt und durch andere nationale Unternehmungen ergänzt werden. Als ein solches von großer Tragweite sehe ich die Ueberführung nordgermanischer Auswanderer auf deutschen Boden an. Bisher sind die Norweger und Schweden, die in der Heimat kein Land fanden, meist nach Amerika gegangen — warum sollen sie aber nicht vor allem zu uns kommen und in unserem Osten angesiedelt

werden? Die Redensart, daß wir schon Menschen zuviel hätten, stimmt ja für die Landbevölkerung, neuerdings bei der steten Abnahme der Geburtenziffer auch für die Gesamtbevölkerung längst nicht mehr, die Norweger und Schweden, vernünftig ausgewählt, würden aber ein nicht unwichtiger Faktor für die Hebung unserer Rasse werden. Zunächst müßte ihnen freilich die falsche Anschauung über unsere deutschen Zustände, die sie durch Schuld unserer im Ausland ernst genommenen Judenblätter empfangen haben, genommen werden. — Auch die Erhaltung und Neuschaffung des ländlichen Arbeiterstandes ist dringend ins Auge zu fassen und nicht mehr zu verschieben; man kann und darf die russisch- und galizisch-polnischen Arbeiter, die trotz aller Verfügungen vielfach im Lande bleiben und unsere Rasse stetig verderben, nicht auf lange mehr ins Reich lassen. Hier wäre nun der Ort, über die Polengefahr zu schreiben, die vielleicht ebenso groß ist, wie die Judengefahr; denn wenn das Judentum unser Volkstum zersetzt, so schiebt ihm das Polentum nach und nach eine andere Basis unter und unterbindet den natürlichen Aufstieg. Wird einmal, und die Gefahr ist, wenn nicht nahe, doch schon erkennbar, die eigentliche Arbeiterbevölkerung, sowohl die industrielle, wie die landwirtschaftliche, polnisch, so heißt das einfach: Finis Germaniae; mit einem so schlechtrassigen, dazu noch stockkatholischen Untergrund kann das deutsche Volk nicht existieren, zumal wenn dann dazu noch die oberen Klassen jüdisch gemischt sind. Es wird also jedenfalls Zeit, wieder für die nötigen deutschen Arbeiter zu sorgen. Möglichkeiten gibt es auch hier; weshalb richtet man beispielsweise nicht Militärarbeiterkolonien ein? Das ist gar keine Utopie; man sagt den unbemittelten Bauernburschen und sonstigen geeigneten Personen beim Scheiden aus dem Militärdienste: Kapituliert auf acht bis zehn Jahre als landwirtschaftliche Arbeiter, dann erhaltet ihr ein eigenes Besitztum von entsprechender Größe. Selbstverständlich müßten diese Militärarbeiterkolonien mit der Ansiedelung im Osten in Verbindung stehen, könnten aber auch auf anderem, auf deutschem Boden, wo verfügbares Land wäre, angelegt werden. Ueber die Ausgestaltung dieser Kolonien will ich an dieser Stelle nicht reden, nur noch sagen, daß sie, wenn wir einmal einen ideenreichen und praktischen Kopf unter unseren Staatsmännern bekämen, mit Leichtigkeit zu schaffen wären. Aber das ist das Unglück im heutigen Deutschland, daß man die Idee gering- und die Routine überschätzt. Bei der Auswahl der Militärarbeiter, die natürlich in einem festen, aber doch nicht gerade kasernenmäßigen Verband stehen müßten, könnte man sehr wohl rassepolitische Gesichtspunkte anwenden, könnte auch auf den Eheschluß dieser kräftigen Leute einen Einfluß zu gewinnen suchen, kurz auch hier Rassezucht treiben. Hätten wir den Rassegedanken überhaupt nur erst auf einigen Gebieten unseres nationalen Lebens angewandt, beispielsweise auch bei der Versetzung der Beamtenschaft, so würde er bald auch auf anderen auftauchen, würde nach und nach in Fleisch und Blut unseres Volkes übergehen, und die edle germanische Rasse wäre gerettet, das deutsche Volk bliebe auf Jahrhunderte hinaus germanisch rassenhaft bestimmt und wäre damit einer großen Zukunft sicher.

Ich habe oben gesagt, daß ich von den modernen Bestrebungen, die germanische Rasse durch Vereine zu heben und zu stärken,

nicht allzuviel halte — wie unsere Vereine nun einmal sind, macht sich in ihren Versammlungen gar zu leicht eine gewisse Spielerei geltend, und auch gewinnen oft Schwärmer und Weltverbesserer in ihnen Einfluß. Eine andere Sache wäre es, wenn ein großer, zielbewußter und mittelreicher Germanenbund zu schaffen wäre, der, statt feierliche Zusammenkünfte zu halten, wirklich arbeitete, das Leben seiner Mitglieder auf bestimmte Grundsätze stellte und Macht zu entwickeln versuchte. Vielleicht könnte man an etwas wie den Freimaurerbund denken, dessen entschiedener Gegner der neue Bund natürlich sein würde. Also zunächst eine religiöse Grundlage, ein gereinigtes, dogmenfreies, aber keineswegs „liberales" deutsches Christentum, dann die Verpflichtung auf bestimmte Grundsätze der Verheiratung, Lebensführung usw., endlich Aufbringung bedeutender Mittel, die zu Landerwerbs- und Ansiedelungszwecken zu verwenden wären — nur so könnte der Bund wirklich etwas werden und Einfluß gewinnen. Mir fällt da der alte Deutsche Orden ein, der ja in ganz Deutschland seine Besitzungen hatte und ganze Länder kolonisiert hat — so etwas ganz modern, aber unter strengen Formen, ein Zusammenraffen des reinen Germanentums auf der Grundlage religiöser und strengsittlicher Gesinnung, ja wenn das noch entstehen könnte, dann wäre jede der hier vorgeschlagenen Maßregeln durchführbar, dann wäre die Rettung unserer Rasse sicher. Ich will hier keine Phantasien geben, obgleich es mir leicht wäre, Bilder von großer Wahrscheinlichkeit zu malen, ich will nur Entwicklungsmöglichkeiten zeigen. Das ist sicher, daß mit dem Bewußtwerden des Rassegedankens etwas Neues in die Welt getreten ist, daß nun erst das Nationalgefühl stark und sicher werden und sich in Willen umsetzen kann. Schon verschließt sich auch niemand, der ernst und vernünftig denkt, mehr der Einsicht, daß die großen Fragen der Zukunft einfach Rassefragen sind. Soll das Judentum die Weltherrschaft gewinnen und die Welt, auch alles Hohe und Schöne und Reine in ihr, dem König Mammon dienen? Soll der vierte Stand die Herrschaft in den Kulturländern gewinnen und den Sieg der schlechtrassigen Elemente des Volkes (obschon er selbst, wie gesagt, gutrassige in sich birgt) über die gutrassigen entscheiden, um dann wahrscheinlich das Material für das jüdische Mestizentum abzugeben? Soll die gelbe oder die weiße Rasse die Vorhand bekommen, droht der europäischen Kultur die Ueberschwemmung durch die asiatische? Soll das deutsche Germanentum neben dem angelsächsischen verkümmern oder sich auch seinen Platz an der Sonne erkämpfen? Was wird das Los des absterbenden Romanentums und des, wie die Vorgänge in Rußland seit dem Kriege mit Japan deutlich gezeigt haben, haltlosen Slawentums sein? Das sind alles reine Rassenfragen, und es geht wirklich nicht mehr an, vor ihnen die Augen zu verschließen und die eigene Rasse zu ruinieren statt zu stärken. Ich für meine Person glaube überhaupt nicht an den einen Hirten und die eine Herde, wenigstens nicht als Politiker, das würde eine entsetzliche Herde werden, die aus der Vermischung aller Weltrassen entstände. Wohl aber glaube ich an die Möglichkeit neuer Rassen- und Völkerbildungen, sobald die weißen Rassen ihre volle Kraft wieder haben, solcher Rassen und Völker, die mehr zur Kultur berufen sind als die traurigen Mestizenvölker, die

uns im ungünstigen Falle in Aussicht stehen. Im besonderen unserer deutsch-germanischen Rasse gestehe ich noch eine große Zukunft zu — nicht, daß ich die Deutschen, wie die Juden sich selber, für das auserwählte Volk Gottes und zur Weltherrschaft berufen hielte, aber als das geistig und seelisch bewegteste und als das im Kern gerechteste Volk der Welt sehe ich die Deutschen an und glaube, daß ihre Sendung auf Erden die höchste ist, die man sich denken kann, die, die Welt immer wieder zu verjüngen. Vielleicht stellt uns das Schicksal sehr bald vor eine große Aufgabe, vielleicht kracht der russische Koloß, revolutionszersetzt, wie er jetzt ist und bei der vollständigen Erschöpfung seiner herrschenden Kreise wohl auch bleiben wird, einmal wirklich zusammen, und uns fällt die Aufgabe zu, Krieger und Kolonisten, wie schon einmal im Mittelalter, nach Osten zu senden, das ungeheure Land bis zum Stillen Ozean und bis zum Pamir-Plateau mit Militärkolonien zu durchsetzen, damit ein Widerstand gegen die andringende gelbe Gefahr möglich ist. Dazu ist es dringend nötig, daß wir unser Rassenbewußtsein und unsere Rasse selbst stärken, damit nicht, wie auch schon einmal, der Mongole bis in das Herz Europas dringe und im Bunde mit den schlechtrassigen Elementen unter uns nicht nur unsere jetzige Kultur vernichte, sondern auch noch die höhere, die wir wie alle edlen Rassen ersehnen, für ewige Zeiten unmöglich mache.

Neue biologische Grundlagen der Soziologie.

C. H. de Méray.

(Schluß.)

Die Naturgeschichte des Christentums.

I.

Den typischen Charakter unserer ganzen Zivilisationsepoche drückt das Christentum aus. Das Christentum formte alles Spezifische unseres ganzen Lebens, alles Spezifische, was von den anderen Kulturen abweicht. Das Christentum ist die allerwichtigste, alles umfassende Erscheinung unserer Zivilisation; es wurde ihre Religion, die alle unsere Lebenstätigkeiten steuerte, richtete und einheitlich zusammenfaßte. Ist nun jenes physisch-pathologische Bild, das im vorigen Abschnitte entwickelt wurde, richtig, so muß auch die Entstehung des Christentums eine rein physisch-biologische Erklärung finden.

Und es hat auch keine andere. Wir sahen die reelle Pathologie eines erkrankten Körpers, des großen Lebewesens, der Zivilisation. Wir brauchen nur zu untersuchen, wie ein lebendiger Körper gegen eine Krankheit reagiert — und wir erkennen im Christentum die rein physische Reaktion auf die Erkrankung des Zivilisationskörpers.

Mit dem Christentum trat dieselbe Veränderung ein, wie sie an einem erkrankten Organismus beobachtet wird. Normalerweise gehen alle Zellen in einem gesunden Körper darauf aus, zur Erhaltung ihrer Funktion Lebensstoffe herzustellen und als ihr Protoplasma anzusammeln. Das ganze physische Leben der Zellen ist beherrscht vom Stoffwechsel, durch den eine jede Zelle, je nach ihrer Lebensweise, das ansammelt, was sie zu akkumulieren imstande ist. Der ganze Organismus ist

bestrebt, diesen Stoffumsatz zu steigern, den Zellen Wachstumsstoffe zu liefern, die stofflichen Kraftäquivalente zu vermehren. Die Tendenz des Lebens einer jeden Zelle selbst ist Wachstum; Wachstum, das nur durch erhöhten Stoffwechsel, durch stets gesteigerte Produktion von Lebensstoffen seitens der Zellen ermöglicht wird. Wie aus dem einfachsten Organismus immer größere, kompliziertere Arbeit verrichtende, gesteigertere Lebensfunktionen ausübende, zusammengesetztere Lebewesen entstehen, — diese Kette von Entwicklungsphasen beruht ebenfalls auf der Potenzierung des Stoffwechsels.

Ebenso verhält es sich auch mit der Zivilisation. Angefangen von den primitivsten Zuständen, ist das beständige, normale Bestreben des Menschen die Herstellung, die Ansammlung und der Austausch der Erzeugnisse, des Reichtums. Alles, was an Kultur auf Erden vorhanden ist, entstand aus diesem erzeugten Reichtum, und eines jeden Kulturmenschen fundamentale Tätigkeit besteht darin, sich mit den Mitteln, den Stoffen der Zivilisation zu umgeben und auszurüsten. Reichtum und Bereicherung sind die stofflichen Faktoren der Zivilisationsentwicklung. Und da tritt nun mit dem Christentume die wunderbare, weil ganz entgegengesetzte Erscheinung auf, daß die Menschen sich von allem Reichtume abwenden, aller Bereicherung entsagen. Es offenbart sich eine mit dem ganzen bisherigen Zivilisationsprozeß im Widerspruch stehende Tendenz: die Unterlassung aller produktiven, zum Reichtume führenden Kulturarbeit und die Proklamierung der Armut, der Entsagung und des Elends als höchstes Ziel des Lebens.

In Uebereinstimmung damit finden wir bei gewissen Erkrankungen unseres Körpers eine ganz gleiche, dem normalen Zustand entgegengesetzte Erscheinung, nämlich eine allgemeine Verarmung des Körpers und des Zellenlebens an jenen Stoffen, die deren Lebenstätigkeiten unterhielten, ein Uebergang von einer akuten Erkrankung in ein Stadium des Siechtums; und zwar tritt sie unter folgenden physiologischen Umständen ein.

Eine jede Zelle ist zu bestimmten Lebensvorgängen, Tätigkeiten veranlagt, so wie dies ihre spezielle Entwicklung mit sich brachte. Zu diesen Tätigkeiten stellte sie ihre speziellen Protoplasmastoffe her und sammelte aus dem allgemeinen Stoffwechsel das an, was sie binden konnte, was ihr entsprach. Das gemeinsame Leben der Zellen in einem Organismus besteht nun aber auch darin, daß die Zellen solche Produkte erzeugen, welche im gegenseitigen Austausche Verwendung finden. Rohstoffe werden aufgenommen, umgewandelt, aus ihnen das Nutzbare behalten, durch die verschiedentlichen Zellentätigkeiten umgearbeitet und in die allgemeine Zirkulation der Stoffe übergeführt. Und eine jede Zelle besitzt normalerweise das Vermögen, speziell solche Produkte ihrer Tätigkeit abzuliefern, wie sie von den übrigen aufgenommen, eingetauscht werden können, und ihrerseits solche Stoffe aufzunehmen, welche andere Zellgruppen erzeugt haben. Auf dieser Korrelation beruht der Zusammenhang der Zellen im Organismus. Steht nun eine Zelle nicht in diesem Zusammenhange mit den anderen, so erzeugt sie auch keine Produkte, deren die übrigen Zellen bedürfen, bezw. sie kann keine aufnehmen, welche andere erzeugten, und wird daher vom stofflichen Zusammenhange

ausgelöst, ausgeschlossen, ausgeschieden. Nun ist Krankheit auch nichts anderes, als eine Störung dieser Korrelation. Gewisse Zellen verrichteten ihre Arbeit nicht in der normalen Weise, und ihre Produkte entsprechen nicht dem Bedürfnis der anderen Zellen. So entsteht eine Stockung im Ablauf der normalen Lebenstätigkeiten.

Diese Stockung äußert sich vorerst in einem Sichabschließen der Zellen gegen die abnormen Stoffwechselprodukte. Die derart angegriffenen Zellen stellen ihre Austauschtätigkeiten ein, — oder aber sie werden durch die Aufnahme ihnen nicht entsprechender Substanzen zerstört, vergiftet. Die Organismen, die Zellen trachten aber dem entgegenzuwirken; sonst bedeutete ja jede Erkrankung sofort den Tod; und diese Gegenwirkung besteht eben vorerst in dem Sichabschließen gegen die körperfremden Stoffe. Dies geht soweit, daß, wie Th. Smith (Ueber ein Problem aus den Lebenserscheinungen der Protozoen) sagt, Zellen sich mit einem dünnen Häutchen umhüllen können, um Widerstand zu leisten gegen die schädigenden Einflüsse, denen sie ausgesetzt sind. Mit dem Abschluß vom Verkehr mit dem umgebenden Leben, mit dem Stoffwechsel, hört auch die Produktivität, das produktive Leben der Zellen auf, da sie nichts absetzen können; sie verzehren ihre Reserven und verharren dann in einer Passivität, solange sie dies aushalten können.

Diese selbe Art der Stockung der normalen Tätigkeiten, des produktiven Lebens, und eine immer größere Passivität gegenüber allen stofflichen, „irdischen" Tätigkeiten äußert sich auch im erkrankten Zivilisationskörper mit dem Auftreten des Christentums. Dieses fängt nicht mit Christus an, sondern es beginnt schon im 6.—5. Jahrhundert v. Chr., und zwar im Hellenentum und zu der Zeit, als die im vorigen Abschnitte vorgeführte pathologische Erkrankung ausbrach. Da beginnt die religiöse Leidensgeschichte unserer Zivilisation bereits mit den klassischen Philosophen. „In der Philosophie erwacht eine tiefe Traurigkeit, wie sie später im Christentume in die Erscheinung trat." „Eine Entmutigung bemächtigte sich der Geister" (Havet, Le Christianisme et ses origines). Noch herrscht eine gesteigerte Lebensfreude, eine unvergleichliche Blüte der Kunst, ein gesteigerter Wohlstand, — doch die reifsten Geister spüren bereits den nahenden Hauch des Verderbens. „Was braucht man zum Leben mehr als Wasser und Brot; das übrige ist Schwelgerei." „Der Gerechte achtet das Leben gering." „Glücklich der Weise, der sich abschließt von diesem eitlen Weltgetriebe." „Laßt mich leben für mich selbst." „Wer weiß, ob das Leben nicht der Tod ist, und ob der Tod nicht das Leben ist" (Euripides). „Der Philosoph zieht sich von der Welt zurück", lehrt Plato, und mit ihm und Sokrates beginnt eine allgemeine Weltflucht und Resignation, eine geistige Strömung, die das stoffliche Leben für nichts achtet und sich von ihm zu emanzipieren sucht.

Denn das ist ja auch eine Funktion der Zellen, sich im erkrankten Körper soweit anzupassen, daß sie auch ohne einen Verkehr mit den umgebenden Stoffen fortleben können, eine Anpassung bis zur höchsten Atrophie, bis zum fast völligen Aufgeben aller mit einem Stoffverbrauch verbundenen Lebenstätigkeiten, bis zur äußersten Passivität. Diese Passivität, diese Enthaltung von allen äußerlichen Lebensprozessen wird auch immer mehr das Ziel des Lebens in dem erkrankten Zivili-

sationskörper. „Gerecht zu sein und reich zu sein zugleich, ist ein Ding der Unmöglichkeit“, ruft Plato aus, und in diesem Wort ist schon das Evangelium verkündet, welches die Abkehr vom Reichtum und von allem Irdischen fordert. Es folgen die Stoiker, das Verachten der Güter, die Resignation predigend. Man sah überall Menschen, die die weltlichen Freuden verachteten; „sie lebten, als lebten sie nicht“. Epikurs Weisheit ist die Gleichgültigkeit für alles. Die Unterlassung jeder Verbindung mit der Außenwelt ist seine Philosophie (Havet). Man sprach von der Philosophie in jener Zeit wie heute von der Religion (Havet).

Mit dem Schwinden der Tätigkeiten, die normalerweise zwischen Zellen und ihrer Umgebung vor sich gehen, schwindet auch ihre Lebensfähigkeit; denn die Kräfte der Lebensarbeit werden nicht mehr ersetzt. „Alle Zellen bedürfen, damit sie sich voll entwickeln und auf der erreichten Stufe verharren, einer beständigen Ausübung ihrer Tätigkeit. Fällt diese fort, so werden sie atrophisch“ (Ribbert, Lehrbuch der allg. Path.).

Die Zelle ist nun bestrebt, möglichst lange in der Atrophie zu verharren; kann sie dies nicht, so geht sie zugrunde. Also erfolgt eine Anpassung an alles Ueble, — eine Folge des Mangels an lebensfördernden Einwirkungen. Wäre diese Anpassungsfähigkeit nicht vorhanden, so müßten die Zellen, sobald ihr normaler Stoffwechsel aus dem Gleichgewicht gerät, ohne weiteres absterben.

Diese Anpassung an alles Ueble, das von der Abschließung gegen die Welt herrührt, erscheint also auch bei den Griechen und wird zur Religion. Der Mensch soll die Armut vertragen können. Er soll alle Pein des Lebens schleppen können. Je mehr er dazu fähig ist, um so größer wird seine Widerstandsfähigkeit gegen alles Ueble, das ihn umgibt. Plato sagt, man müsse die Pein wünschen, um sie ertragen zu können. Man solle vermeiden, ihr zu entfliehen; nötigenfalls solle man sich selbst peinigen, denn das sei die Seligkeit. Er ist der große Philosoph der Verneinung der Sinne und der reinseelischen Exaltation. Und ähnlich die Stoiker mit ihrem Grundsatz: „der Schmerz ist keine Pein, noch die Entsagung, noch die Krankheit, selbst nicht der Tod, — und auch Reichtum, Vergnügen, Gesundheit und Leben ist kein Glück“. —

Die physiologische Folge des Wachstums im normalen Organismus ist die Zeugung. Oder umgekehrt: die Zeugung erfordert die Bedingungen des Wachstums. In der Abschließung von der Welt entfallen aber eben die Faktoren des Wachstums; doch der innere Urtrieb der Zeugung ist immer da. Diesen zu unterdrücken wird nun zur Notwendigkeit, denn er führt am meisten zu allen jenen Prozessen, die zum Wachstum, zum Wohlsein drängen, jetzt aber, unter den pathologischen Verhältnissen nur von den Krankheitsstoffen der Welt gespeist werden könnten.

Und schon preisen die Pythagoräer die Keuschheit und den, „der die Liebe nicht kennt und selbst auf die Bilder keinen Blick wirft, weil seine Seele keusch ist, wie er selbst“. Und die Philosophie Platos sagt: „Die Liebe zum Weibe ist ein niedriges Ding, gut für die gemeinen Menschen.“ „Der Wahre denkt aber weder an die Frau, noch daran, Kinder zu haben.“

Unzählige Philosophen, alle mit Tendenzen gleicher Art der Abneigung vom physiologischen und der Zuneigung zum pathologischen Leben, durchzogen die Städte; ihre Lehren wurden begierig aufgenommen und fanden Widerhall an allen öffentlichen Plätzen und in allen Häusern. „Es entsteht ein ungeheurer Mystizismus und eine Verachtung alles Wissens“; „man soll glauben, ohne zu diskutieren“ (Havet).

Aber bis jetzt war die Philosophie nur erst „die Religion der Gebildeten“. —

II.

Denn die Vergiftung war noch nicht so allgemein, wie sie später wurde, da Rom als Zentralorgan des ganzen Zivilisationskörpers das Gift überall hindrängte. Bis jetzt war vielmehr die Erkrankung überall nur lokal; höchstens zur Zeit Alexanders war auf eine kurze Zeit der ganze Körper einheitlich von ihr erfaßt. In allen Stadtrepubliken wühlte die Infektion, aber das neuartige Zivilisationsgewebe hatte doch wenigstens die Gelegenheit, unter günstigeren Umständen zu wachsen, seine eigenen Triebe mehr oder weniger zu entwickeln, d. h. trotz des allenthalben wuchernden Militarismus doch auch produktiven Tätigkeiten Raum zu geben.

Aber mit Rom kommt nun alles zum Ausbruch. Hier, wo der Krebs das zentrale Organ ergriffen hatte, wurde das Gift überall hingedrängt und wirkte vor allem auflösend auf die Widerstandskraft der produktiven Prozesse. Nur die krankhaften Prozesse arbeiteten im Organismus und rissen alles, was nur im Reiche an Produkten gewonnen wurde, dem Zentrum zu. Vergebens bemühte sich der Produzent; nur der konnte Erfolge erzielen, der die Möglichkeit hatte, mit Roms militärisch-administrativer Gewalt die Provinzen auszusaugen. Rom, das zentrale Organ mit seinem militärisch-cäsarischen Hofe, schwelgte in Ueppigkeit; die Stadt selbst verzehrte zwar allmählich immer weniger und verarmte, der eigentliche Krankheitsherd aber, der Hof, um so mehr, schließlich fast alles. Von Roms üppigem Glanze aber sticht die Verarmung im Lande um so greller ab. „Dio v. Prusa legt bei der Schilderung einer Volksversammlung einem griechischen Politiker folgendes in den Mund: Etwa zwei Drittel unseres Landes liegen wüst durch Mangel an Bebauung und an Menschen. Auch ich besitze, wie jeder weiß, viele Morgen. Will jemand sie bebauen, so gebe ich sie umsonst dazu her, ja, ich würde gern noch Geld dazuzahlen“ (Speck, Untergang d. ant. Welt). „Das Gewerbe, das im produktiven Leben an erster Stelle hätte erscheinen sollen, stand an der letzten. Es hat vielleicht nie eine Großstadt gegeben, die so durchaus unproduktiv war wie Rom. Ebenso fehlten ganz Italien lokalisierte, den Markt beherrschende Großgewerbe. Nichts zeigt schärfer die an Barbarei grenzende Passivität in bezug auf gewerbliche Tätigkeit, als die Zerstörung der korinthischen Fabriken. Man zerstörte sie, um zu Schwindelpreisen zusammen zu kaufen, was die griechischen Häuser an korinthischen Ton- und Bronzegefäßen und anderen »alten Arbeiten« bewahrten. Rom wirkte niemals anregend und belebend auf das Gewerbe.“ „Eine allgemeine Unlust zur Arbeit herrscht bei den niederen Ständen. Immer mehr wächst Gleichgültig-

keit gegen allen Erwerb. Die Arbeitskräfte werden, trotz des Elends, teuerer. Die Leute verkaufen ihre Freiheit. Der Bauer verläßt die Scholle. Die Güter werden verlassen und verfallen den Gemeinden." „Der Landbau wird vernachlässigt. Wo früher blühende kleine Wirtschaften waren, da sind die kleinen Leute zu Klienten der Reichen geworden. Das Land verödete nicht durch Krieg und Pest, sondern durch die mächtig um sich greifende Abneigung vor der Arbeit. — Wo vorher freie und fröhliche Menschen auf dem blühenden Lande einer mäßigen und verdienten Wohlfahrt sich erfreuten, arbeitete jetzt eine Schar verzweifelter Knechte. — Der Ackerbau geht zurück; es wird hauptsächlich Weidewirtschaft betrieben. Das Gewerbe muß zwangsmäßig durch den Staat gestützt werden; es wird erblich, bis es schließlich im 4. Jahrhundert nur mehr Arbeitszwang in den erblich gewordenen Ständen gibt. In den Aemtern folgten die Söhne dem Vater. Es bleibt im dumpfen Zwange verhaßter Tätigkeit viel Kraft ungenutzt." „Das unsäglichste Elend breitet sich über alle Nationen aus. Die Eltern verkaufen ihre Kinder. In Kappadozien war der Bauer wie der König zahlungsunfähig. In einer Schrift des Jahres 70 heißt es schon, »alle Gemeinden sind zugrunde gerichtet«. In Kleinasien stehen Städte wie Samos und Halikarnassos leer. Sogar der geduldige Asiate schien des Lebens überdrüssig geworden. Es herrschte allgemeine Verarmung und Entvölkerung." „Eine stetige Abnahme der Energie aller Lebensfunktionen der bürgerlichen Gesellschaft war die Signatur jener Zeit" (Speck).

Aus solchen Zuständen erwuchs das Christentum, nicht aber aus der Person Jesu, die ja lange unbekannt war. „Je unbefangener man die Quellen der christlichen Urgeschichte betrachtet, desto klarer drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Entstehung des Christentums nicht als die bloße Wirkung der einen Person Jesu zu begreifen ist, sondern daß es das Erzeugnis einer gewaltigen und vielseitigen Entwicklung der antiken Welt gewesen ist." (Pfleiderer, Die Entstehung des Christentums.) „Das Christentum ist nach allen Seiten hin durch die Entwicklung der Zeit vorbereitet. Das Christusbild ist in allen seinen Hauptzügen fertig, bevor noch eine Zeile der Evangelien geschrieben war." (Kalthoff, Die Entstehung des Christentums.) „In der griechischen Philosophie der Stoa ist kaum ein Satz, der nicht nachher von den Juden und Christen wiederholt wird." (Geffcken, Aus der Werdezeit des Christentums.) „Der Monotheismus, diese Grundform des christlichen Denkens, hat in der griechischen Philosophie seine theologischen und ethnischen Konsequenzen soweit ausgebildet, daß er unmittelbar in die Dogmatik und Ethik der Kirche übergeleitet wurde." (Kalthoff.) „Die hebräische Bibel hat nichts, was dem Ausdrucke des Unsterblichen, der Unsterblichkeit, entspräche." „Adonis hatte seine heilige Woche und seinen Tag der Trauer; man errichtete überall heilige Grabstätten. Der gestorbene Gott hielt da seine Auferstehung fünf Jahrhunderte früher, bevor diese sich in die Passionen Christi umwandelte." „Fünf Jahrhunderte vor der Zeit Christi feierte man zu Eleusis die seelische Unsterblichkeit. — Die ersten Christen waren selbst Initiierte." „Griechenland hatte seine Wallfahrten, sein Weihwasser, seine Abstinenzen." „Daß Gott ein Geist ist, stammt von Anaxagoras." „Die hebräischen Bücher wissen nichts von der

Unterscheidung von Körper und Seele. Dies ist griechische Auffassung." (Havet.) „In der sokratischen und besonders platonischen Philosophie sind bereits wesentliche Grundlagen des Christentums gegeben: der eine Gott, ... die Keime der Trinitätslehre." (Pfleiderer.) „Die Philosophie der Stoa erscheint in der Lebensauffassung des Christentums wieder. ... In der Stoa bildete sich eine asketische Lebensanschauung aus." (Kalthoff.) „Auch die Philosophie wird zuletzt eine Religion, aus dem Quell der Ahnung und Offenbarung gespeist." (Rhode, Psyche.) Niemals ist während des Verlaufs der alten Geschichte und Kultur der Glaube an ein unsterbliches Leben der Seele nach dem Tode so inbrünstig und ängstlich umklammert worden wie in dieser Zeit. „Im letzten Jahrhundert griechischen Gedankenlebens herrscht ein gewaltsames Hinüberdrängen in eine jenseitige, eine geistige Welt." (Kalthoff.)

Hierzu kommen neuere Untersuchungen, die Kalthoffs Vermutung bestätigen, daß es sich mit Christus durchaus nicht um eine Person handelt. So zeigt W. B. Smith (Der vorchristliche Jesus), daß ursprünglich keines der beiden Worte Jesus Christus ein irdisch menschliches Wesen bezeichnete, sondern eine Gottheit. Sie wurden in älterer Zeit als ein Zauber, als eine Devise mit magischer Wirkung ausgesprochen. Jesus war ursprünglich schon eine Gottheit. Der Name Nasaräer ist älter als unsere Zeitrechnung und erhielt erst später die verwandelte Bedeutung des Jesus „von Nasareth"; denn es bedeutet ursprünglich auch eine alte, aus babylonisch-jüdischen Zeiten stammende Gottheit Na-Sa-Ru (der Hüter). H. Reich (Der König mit der Dornenkrone) zeigt, wie eine Szene der Christuspeinigung in Alexandrien sich an einem jener vielen Ekstatiker abspielte, die zur und vor der Zeit Christi auf den Straßen predigten; ferner, daß anfangs auch ein Kruzifix mit Eselskopf als uralte ägyptische Gottheit vorkommt; endlich, daß die Darstellung der Dornenkrönung erst mit dem 4. Jahrhundert beginnt. So zeigt auch Reil (Die frühchristliche Darstellung der Kreuzigung), daß die ersten Spuren der Kreuzigungsbilder — das syrischer Herkunft ist — im Morgenlande erst mit dem 4. Jahrhundert erscheinen, und daß im Abendlande das Kreuz endgültig erst im 13. Jahrhundert seine religiöse Rolle einnimmt. All dies bestätigt den obigen Ausspruch des durchaus religiösen Geistlichen Kalthoff: „Das Christentum ist nach allen Seiten hin durch die Entwicklung der Zeit vorbereitet. Das Christusbild ist in allen seinen Hauptzügen fertig, ehe noch eine Zeile des Evangeliums geschrieben war."

III.

Was bisher in der griechischen Philosophie sich latent entwickelte, jene Reaktion der Menschen gegen alle Beziehungen zu der Welt, jenes Sichabschließen von allem Stoffwechsel, von allem Verkehr mit irdischen Gütern, jene Reduktion des physiologischen Lebens bis zur Askese und zur Verneinung des schöpferischen Geschlechtslebens, all das kommt nun wiederum in Rom zum vollen Ausbruch bei den Massen.

„Aus den Tiefen der Gesellschaft erwächst jene Gemeinschaft der Mühseligen und Beladenen, die in ihrer Weise wirklich bis zu einem gewissen Grade die durch die gleiche Anschauung und Gefühls-

weise, die gleiche Meinung und Gesinnung, die gleiche Absicht und das gleiche Ziel ideell verbundene Masse darstellt. Auch war diese Masse in der Verneinung der kranken Gesellschaft nicht weniger radikal. Die von mächtigen religiösen und sozialistischen Triebkräften mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Ideal hingedrängte Bewegung der Geister führt mit der Vorstellung vom »Tausendjährigen Reich« auf den Höhepunkt des Utopismus.“ (Pöhlmann.)

„Vom Orient aus erfolgt eine starke Abwendung von der Welt und ihrer Lust. Sühnung und Askese waren hier noch mehr als in Hellas üblich. So bereitete sich die Masse vor auf das Höchste, was der Frömmigkeit in Aussicht stand: ein ewiges, seliges Leben, fern von dieser unreinen Welt.“ „Das Ziel, nach dem diese Lebensbilder streben, ist eine Welt ohne Hunger und Armut, ohne Herrschaft und Knechtschaft.“ (Kalthoff.) „Das Wild hat seine Höhle und sein Lager, ein jedes kennt seinen Zufluchtsort. Aber denjenigen, die die Herren der Erde heißen, ist nichts geblieben als Licht und Sonnenschein; keine Scholle nennen sie ihr eigen, auf welche sie ihr kampfmüdes Haupt legen dürfen“, ruft Tiberius Gracchus, ähnlich wie es später im Evangelium heißt: „die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber der Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlegt.“

Die Menschen überfällt eine unendliche Resignation. „Man ließ über sich ergehen, was kommen mochte. In der Regel ließ die Bevölkerung sich widerstandslos plündern und morden.“ (Beloch.) Es entfaltet sich ein tiefer, trauriger Unglaube gegen alles, was vor sich geht. Man läßt die Arbeit liegen, man kümmert sich nicht um den Erwerb, auf dem Acker wuchert das Unkraut, die Felder verwildern, um wieder Urwälder zu werden. Neuere Forschungen bezeugen, daß der Urwald dort schon einmal durch eine prangende Kultur ausgerottet war, wo der Boden nun im Laufe der darauf folgenden Jahrhunderte wieder zum Urwalde wurde. Allgemein herrscht die Auffassung: warum denn kämpfen? Man verzichtet auf alles irdische Gut und schickt sich in die Armut. An manchen Orten wird der Selbstmord epidemisch. In den Städten irren die halbnackten „Cyniker“ herum, verachten die Welt und begnügen sich mit Almosen. Die Seele wird beherrscht von einer tiefen Gleichgültigkeit gegen das Leben und von der Sehnsucht nach dem Tode, der „mehr wert ist als das Leben“. Polybius erzählt uns von Böotien, daß dort die Menschen weder aßen noch tranken und so den Tod erwarten. Zur Zeit vor Christi Geburt häufen sich die Fälle der Selbstverstümmelung durch die „Infibulation“. Die Vorhaut konnte danach nicht mehr über die Glans gehen, so daß eine Erektion wegen des Schmerzes unmöglich und die Ausübung des Beischlafes ausgeschlossen war. (Stieda, Königsberger Anatomische Hefte, Bd. 19.) „Lernen wir allem entsagen, bevor es uns genommen wird“ — verbreitet sich Senecas Lehre. — „Die einzige Wohltat der Natur ist der Tod.“ — „Kümmert euch nur um das jenseitige Leben.“ — „Der ist der unglücklichste Mensch, der im Glücke lebt.“ — „Verachten wir jede Freude, verbannen wir jedes Lächeln, denn die wahre Freude ist sehr ernst.“ — „Im Jenseits werden wir gleich sein.“

Als einziger Lebenszweck gilt nur noch Leiden, Not und Entsagung von allen Freuden, die Vernichtung einer jeden schöpferischen Aktion, ein Sichanpassen der Menschheit an die völlige Reduktion des Lebens bis zu dem Grade, daß sich die Menschen ihres Zeugungsgliedes selbst berauben und in die Tiefen der Wälder laufen mit ihrem Glauben, daß sie jetzt vollkommener seien für das Leben im Jenseits. „Die Raserei der Kybelepriester forderte um der Frömmigkeit willen die Selbstentmannung.“ (Kalthoff.) Valesianer zwangen ihre Anhänger, sich zu kastrieren. Sogar Fremde sollen sie zu sich gelockt und kastriert haben. (Corvin, Historische Denkwürdigkeit des christlichen Fanatismus.) Die Priester predigten öffentlich Kastrierung. (Laurent-Nagur, Okkultismus und Liebe.)

In dieser Zeit schreibt Dicearius sein Buch „Ueber den Verfall der Menschen“; er erwähnt alle Schicksalsschläge, die die Menschheit treffen können, doch keines kann er mit jenem Uebel vergleichen, das jetzt die Menschheit ausrottet. — „Das römische Reich kann sich vor menschlicher Macht schützen, aber es kann sich nicht erhalten den Wehklagen, Tränen und Seufzern der Völker gegenüber.“ So spricht Cicero. Und immer weiter greift der Glaube um sich, daß die Menschheit zugrunde gehen müsse. Ein neues Leben wird entstehen durch irgendein Wunder. Auch Virgilius glaubt, daß „vom Himmel ein neues Volk auf die Erde steigen wird“. Die Menschen denken nur mehr an das Wunder. Allgemein erwartet man den Zusammenbruch, die Katastrophe; die Welt muß zugrunde gehen; nur dann kommt das Glück auf die Erde. — All dies geschieht noch vor Christi Christentum.

„Es erwachen die alten Träume vom glücklichen Urzustand der Menschen, von dem verlorenen und wiedergewonnenen Paradies, zu neuem, eigenartigem Leben. Der Glaube an jene einst von Plato ersehnte göttliche Fügung, an die Möglichkeit einer sozialen und sittlichen Wiedergeburt durch einen gewaltigen reformatorischen Genius vom Geschlechte der Götter und Göttersöhne lebt in den Herzen des Volkes.“ (Pöhlmann.)

So befanden sich die Menschen gänzlich in jenem pathologischen Zustande, wo die Zellen sich von allem Stoffverkehr abschließen müssen, sich bis an die Grenze der Möglichkeit unter den ungünstigsten Verhältnissen erhalten müssen, nur noch dagegen reagierend, daß das Gift sie nicht zersetze, daß vielmehr ihre Konstitution, wenn auch noch so abgeschwächt, noch so passiv aufrecht erhalten bleibe. Das ist die Tendenz der Natur, ihr wunderbares, ja, man kann sagen göttliches Streben, die einmal erreichte Höhe der Entwicklung zu erhalten. Ohne diese Krise, ohne jenen pathologischen Zustand, den das Christentum darstellt, wäre all das, was mit der hellenischen Zivilisation entstand, ebenso gänzlich zugrunde gegangen, wie eine Mutante zugrunde geht, wenn sie die Krise der Mutationskrankheit nicht überstehen kann. Alles, was heute als produktives Zivilisationsleben noch lebt und eine neue Zivilisation gebären will, verdankt sein Dasein, seine Erhaltung dem, was das Christentum in den Menschen bewirkte. In demselben Grade, wie das neuartige, das produktive Leben am Ausgang des Mittelalters wieder erwachte, wie der pathologische Zustand sich der Genesung zuneigte, und wie dann immer mehr das

produktiv-aktive Leben der modernen Epoche sich entfaltete, ging das Christentum auch immer mehr zurück; und es wird aufhören, sobald der pathologische Zustand zu Ende ist, sobald es alles vollbracht hat, wozu es auf die Welt kam, sobald die letzten Reste der schrecklichen Krankheit ausgeschieden sind.

IV.

Das größte Problem liegt nun noch in der Frage: wie kommt denn das Judentum zu jener immensen Rolle bei der Entstehung des Christentums, wo dieses doch rein hellenisch-römisches Produkt ist? Wie stammt der christliche Gottesglaube, der die ganze römische Zivilisation mit sich riß, aus dem Judentume. Die ganze Philosophie, die Moral und Ethik des Christentums ist griechischer Herkunft; und dennoch ist es der nazarethische Jude, mit dem das Christentum als Religion seinen siegreichen Weg aus der jüdischen Religion heraus beginnt.

Woher dieser eigentümliche Zusammenhang zwischen der jüdischen Religion und dem Christentum? Lebten doch auf dem Gebiete des römischen Reiches vor dem Christentume so viele andere Religionen, — warum stammt unser Glaube gerade aus der jüdischen Religion?

Dies würde ohne Zuhülfenahme der Biologie ein unbegreifliches und unauflösbares Problem bleiben. Die Lösung jedoch steht sofort vor unseren Augen, wenn wir nur erkennen, daß auf dem ganzen Gebiete des römischen Reiches einzig das Judentum jenes Volk war, das schon Jahrhunderte früher gewisse ähnliche pathologische Zustände erlebt hatte, denen jetzt der Körper der römischen Zivilisation entgegenging.

In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends beginnt die jüdische Geschichte; bis dahin waren die Juden den Babyloniern nahe verwandte Nomadenstämme. Es war die mächtige babylonische Kultur, die sie verdrängte. (Winkler, Geschichte Israels), also eine Einwirkung, die sie störte. Nacheinander zogen die Stämme teils nach Kanaan, teils in das Nildelta. Erst die Bewegung der eigentlichen Israeliten unter Saul und David im 11. Jahrhundert brachte jenes Volk auf die Bühne, das schon zur Staatenbildung befähigt war und aus einer Verschmelzung der semitischen Stämme hervorging. Juda war der jüngste und kultivierteste Stamm. Daraus, daß die höher entwickelten Stämme am spätesten auftraten, darf man schließen, daß der Einfluß der hohen babylonischen Kultur sich je länger um so stärker äußerte, schließlich jedoch abstoßend wirkte, da sie ein fremdartiges Element im jüdischen Leben blieb. Dann gerieten die Stämme in Palästina unter die Wirkung der kanaanäischen Kultur, die ebenfalls babylonischen Ursprungs war und sich mit der israelitischen ebensowenig vertrug. Dazu kam weiterhin die fremdstoffliche Einwirkung Aegyptens. Jene Hebräer, die im Nildelta sich niederließen, waren nach Meinung der Aegypter Barbaren, „die nicht zu leben wußten“ und denen eine Kulturordnung gewaltsam aufgeprägt werden mußte. Es folgt dann die Verschleppung in die babylonische Gefangenschaft, mitten hinein in die pathologische Wirkung eines fremden Lebens. Hier sehen wir schon vollendet dieselbe körperlich-seelische Reaktion, dasselbe Sichabschließen, wie später im römischen Reiche. Die Worte

der Propheten verkündeten, daß der Herr mit den Armen und Armseligen sei, daß jeder Reichtum ein Elend sei, und daß der Mensch auf Erden nur darum lebe, damit er Versuchungen erleide. Diese Welt des Bösen müsse zugrunde gehen, und es werde kommen der Messias mit der neuen Welt: — genau dieselbe Vorstellung, derselbe pathologische Zustand, der sich später in der hellenisch-römischen kundgab. Was also hier über ein halbes Jahrtausend früher anfing, war schon zu einer fertigen Religion entwickelt, als im römischen Reiche erst eine ähnliche Gestaltung einsetzte.

Die jüdische Kultur, der Kulturkörper selbst ging, ebenso wie bei den anderen Völkern, unter in dem riesigen Wachstum der hellenisch-römischen Zivilisation. Das Christentum stammte aber ja auch nicht unmittelbar vom Judentum ab; denn es verging ja noch ein Jahrhundert, bevor eine Verknüpfung des Christentums mit dem jüdischen Messianismus sich vollzog. „Unter den Juden fand man die wenigsten Christen.“ „Man wäre im Irrtum, wenn man glaubte, daß die griechischen Gelehrten die Bibel gelesen hätten, sobald sie ins Griechische übersetzt war — was im 3. Jahrhundert erfolgte — denn die Wahrheit ist, daß bis zu den Zeiten der Kirchenväter kein griechischer oder römischer Laie auch nur einen Blick in die jüdischen Bücher warf.“ (Havet.) Das Judentum starb ab — sein späteres parasitäres Dasein werden wir noch verfolgen —, als mit Alexander dem Großen der Hellenismus das Uebergewicht bekam. Die jüdische Religion, das waren die „der fremden Kultur sich hartnäckig verschließenden Einfachfrommen“ (Friedländer, Die religiösen Bewegungen des Judentums), eine Sekte, die allmählich unterging. „Von der makedonisch-griechischen Herrschaft drang in Palästina ein neuer Geist ein. Eine gewaltige Umgestaltung der religiösen Gedankenwelt des Judentums ist der damals mächtig einwirkenden heidnischen Denkweise zu verdanken. ... In Judäa teilte sich die Bevölkerung in zwei einander schroff und feindselig gegenüberstehende Parteien, die der Altgläubigen und der Gottlosen, von denen die letztere sich der neuen geistigen Strömung willig hingab und herrschend wurde. ... Die Partei der Frommen ist die der Armen und Elenden, der Demütigen. ... Sie hüllten sich in einen Sack, kasteiten sich mit Fasten und Beten und gingen traurig einher.“ (Friedländer, Griechische Philosophie im Alten Testament.) „Gegen die Ueberwucherung der fremden Kultur nahmen die Altfrommen in den Psalmen Stellung. Der alexandrinische Jude war aber in erster Linie Bürger, redete die Sprache des Landes und vergaß darob die seiner Ahnen. ... Ein günstigerer Ort als Alexandrien konnte in der Tat für die Mission des Judentums jener Zeit nicht gefunden werden.“ — „Während man in Judäa die profane Wissenschaft als ein unheiliges Feuer ängstlich mied, empfahlen die jüdischen Frommen Alexandriens die Pflege derselben, da man nur durch philosophische Vorbildung zur lichten Höhe der wahren Gotteserkenntnis emporgelangen könne.... Das Ineinanderfluten der hellenischen und orientalischen Geister zog eine auserlesene, andächtig lauschende jüdische Schar mächtig an. Sie sog gierig an den Brüsten griechischer Weisheit. ... Die auf dem Boden Alexandriens erfolgte Verschmelzung griechischer und jüdischer Ideen brachte eine großartige Bewegung hervor, aus deren Schoße endlich das Christentum hervorging. ... Aus dem Kampfe zwischen

dem pharisäischen und hellenistischen Judentum ging das Christentum hervor.“ (Friedländer, Zur Entstehung des Christentums.) „Die Hellenisten, welche fast alle aus Syrien, Kleinasien, Aegypten oder aus Cyrene kamen, bewohnten Jerusalem in unterschiedlichen Stadtvierteln. Sie hatten ihre besonderen Synagogen. Dort fand das Wort Jesu einen bereiteten Boden. . . . Dieser Hellenismus, welcher lange vor dem Auftreten Jesu in Judäa Fuß gefaßt hatte, drang unaufhaltsam bis nach Jerusalem vor.“ (Renan, La vie de Jesus.) „Die Durchsetzung des Judentums mit dem Hellenismus hatte das Emporkommen einer radikalen Richtung zur Folge, welche sich gegen den überlieferten Glauben überhaupt wandte.“ (Friedländer, Die religiösen Bewegungen des Judentums im Zeitalter Jesu.)

Das sind die Symptome des Unterganges des Judentums und des Emporwachsens der hellenischen Zivilisation: zwei ganz verschiedene Zivilisationen und Religionen, die einander feindlich gegenüberstanden.

Aber mit dem Judentume wurde zugleich ein Keim für die neue Welt erhalten: Traditionen von einem Messias, der ja auch im römischen Reiche erwartet wurde; ein Erlöser, der nicht kam. Aber er mußte kommen, die Welt war davon überzeugt. Und im Judentume hieß es: Gott hat ihn den Juden versprochen, einen Gott der Elenden und Mühseligen, wie ihr Gott es war. Denn ebenso elend und mühselig waren alle Menschen, die den Erlöser jetzt erwarteten. Und in Palästina erschienen jahraus jahrein Ekstatiker, die vom Gotte der Armen sprachen, sich für den Messias ausgaben und als Friedenstörer gekreuzigt wurden. Es erschien vielleicht der größte unter ihnen, oder vielmehr er brauchte gar nicht zu erscheinen: die Dichtung machte ihn lebendig.

Fertig standen da alle die religiösen Begriffe, alle dieselben Gedanken, dieselben seelischen Dispositionen, dieselben Gefühle, die später auch im römischen Kulturkörper entstanden. Da sehen wir dieselbe Ergebung in Not und Elend, dieselbe Verachtung irdischer Güter und Freuden, den Kultus des Leidens und der Qual: die vollständige Reaktion allen stofflichen Prozessen gegenüber, die das menschliche Leben ausmachen. Nur entstanden diese Anschauungen im Judentume auf einem Boden, der ein halbes Jahrtausend früher dazu vorbereitet war; aber dies ist auch zugleich der Grund, warum in Rom die neue Religion an all dem so begierig sog, was aus dem Judentume als Religion fertig überliefert wurde.

V.

Das eigentümliche parasitäre Dasein des Judentums in unserer Kulturwelt findet so ebenfalls seine Erklärung. Während alle anderen Völker mit ihrer Kultur in der römisch-christlichen Zivilisation aufgingen, ist dieses Volk das einzige, das in unserer Welt lebt und seine eigenartige Rolle darin spielt. Parasitär lebt es, denn es hat ja nirgends seine Stätte als eine selbständige Kultur, als ein selbständiger Kulturkörper, parasitär, indem es rein von den Lebensprozessen der römisch-christlichen Zivilisation lebt, ohne ihr anzugehören, sondern im Gegenteil durch Jahrtausende ihr gegenüber mehr oder weniger sich abschließend, die Ueberreste einer fremden, alten Kultur inmitten

unseres modernen Lebens bewahrend. Und zwar einer ganz rückständigen Kultur, die nur rohe und halbverstandene Spuren einer alten und hohen Zivilisation an sich trägt, der babylonischen, von der alle ihre Vorstellungen stammen. Die Bibel selbst, die Zusammenfassung der jüdischen Weltanschauung, der Lebensweise, ist ein roher Abklatsch, den unkultivierte semitische Stämme von der äußerst hoch ausgebildeten babylonischen Symbolistik mit sich nahmen, ungefähr wie wenn heute von unserer ganzen modernen Zivilisation nur das erhalten bliebe, was etwa montenegrinische Dorfbauern von ihr erzählen könnten. Alles aber ging unter von jenen hohen Zivilisationen, und nur das blieb von ihnen erhalten, was diese niederen semitischen Stämme als Judentum erhalten haben, und was sie mit den Formen ihrer pathologischen Askese ausstatteten, eben jenen Elementen, wodurch sie in unsere Kultur eindrangen.

Als Kulturkörper hörte das Judentum auf zu existieren, aber die Juden selbst konnten doch zerstreut weiter leben, nur weil sie so außerordentlich wesensverwandt mit der christlichen Kultur waren, und zwar speziell mit deren wichtigsten Eigenschaften, den pathologischen. Ihre Verbreitung beginnt denn auch in jener Epoche, wo die pathologischen Züge — die griechisch-philosophischen — die lebensgestaltenden des Hellenismus wurden.

Aber zu der Zeit, als das Hellenentum, und dann das Römertum erst in den pathologischen Zustand verfiel, war das Judentum diesem Zustande bereits angepaßt, folglich auch lebensfähiger innerhalb des erkrankten Zivilisationskörpers. Die Hellenen und Römer waren mit ihrer Lebenstätigkeit, mit allen ihren stofflichen Prozessen noch im Niedergang begriffen, die Juden aber bereits fähig, wieder aktiv zu sein, und zwar gerade in den stofflichen, in den wirtschaftlichen Tätigkeiten. Sie waren fähig geworden, sich von den speziellen Giftwirkungen abzuschließen, daneben aber dasjenige anzunehmen, was lebenserhaltend war. Ihre erhöhte geschäftliche Tätigkeit, ihre merkantile Ueberlegenheit beginnt zu jener Zeit.

Sie lebten aber seitdem in ausgesprochenem Gegensatz zur christlichen Kultur, von der sie sich durch ihr Judentum, durch ihre mehr oder weniger fremde Art unterschieden, der ja auch das Christentum immer mehr oder weniger feindlich gegenüberstand. Das ist der Judenhaß der Christen, der natürlicherweise stets um so heftiger wurde, je mehr die Juden im Gegensatze zu den Christen wirtschaftlich prosperierten.

Denn wie bei den Juden bereits Jahrhunderte früher die pathologische Periode begonnen hatte, so sind sie auch entsprechend früher dazu gekommen, dieselbe zu überwinden. Schon im frühesten Mittelalter sind sie wirtschaftlich rege und organisiert; die Epoche der allgemeinen Rekonvaleszenz bei den Christen, die Renaissance, bereichert sich auf eben dieselbe Art wie die Juden, nur entsprechend später. Und bis zum heutigen Tage sind es stets die Juden, die sich allem wirtschaftlichen Fortschritt in der Welt zuerst anpassen und ihn im lebhaftesten Flusse erhalten. Das sind dieselben Juden, die einstmals, zur kanaanäischen Zeit, im Wirtschaftsleben noch ganz unbeholfen waren, und sich gegen dieses geradezu abschlossen, genau so, wie es später die Christen taten.

In allem was das individuelle Leben fördert, sind nun zwar die Juden gewiß außerordentlich lebensfähig und zähe; nicht so aber mit Bezug auf jene Lebensvorgänge, durch welche die Zivilisation selbst sich gestaltet. Mit ihnen drang die Kulturentwicklung niemals bis zu einem neuen Stadium vor. Dies ist auch ganz natürlich, denn sie besaßen ja keine bodenständige Kultur. Neue Phasen, Umbildungen des allgemeinen Kulturzustandes, schöpferische Aeußerungen des intellektuellen Lebens, neue Richtungen konnten nur von solchen Völkern herkommen, die die Lebenstendenzen unserer Zivilisation, der christlichen, in sich trugen.

So erscheint die Rolle, die das Judentum innerhalb der christlichen Zivilisation spielte, als ein sprechender Beweis für die Richtigkeit der Anschauung, daß es sich dabei lediglich um biologische Vorgänge gehandelt hat.

Gesunder und kranker Gesellschaftskörper.

Dr. Otto Schmidt-Gibichenfels.

Die Betrachtung der menschlichen Kulturgesellschaften aus dem Gesichtspunkte eines Organismus ist, soweit es sich dabei nur um ein hinkendes Gleichnis handelt, sehr alt. Selbst Menenius Agrippa, der damit bekanntlich 494 v. Chr. die auf den heiligen Berg in Waffen ausgezogenen Plebejer zur Rückkehr in die Stadt gütlich überredete, scheint damit nur auf eine uralte, aller Wahrscheinlichkeit nach aus Indien stammende Ueberlieferung zurückgegriffen zu haben.

Etwas wesentlich anderes war es jedoch, als man in unserer Zeit die Ergebnisse der natürlichen Entwicklungslehre auf die soziologischen Phänomene anzuwenden versuchte, und hier war es wiederum ein bemerkenswerter Fortschritt, als u. a. C. H. de Méray zeigte, wie eine Gesellschaft, die ein Staat werden will, sich im wesentlichen, namentlich in der Aufeinanderfolge der einzelnen besonders charakteristischen Phasen, nicht anders als eine Zellenkolonie, die ein Organismus werden will, verhalten kann. Auch hinsichtlich der übrigen Lebensäußerungen: der Ernährung, Fortpflanzung, des Kampfes ums Dasein, des gesunden und kranken Zustandes im Ganzen wie in den Teilen ist der Parallelismus nicht selten so verblüffend, daß ein Zweifel an der durchgehenden Einheitlichkeit aller biologischen Erscheinungen kaum aufkommen kann.

Wenn ich trotzdem von den Ausführungen C. H. de Mérays im letzten Januarheft der Pol.-anthr. Revue, wo von der „Pathologie der Krebskrankheit in unserem Zivilisationskörper" die Rede ist, nicht ganz befriedigt bin, so scheint mir das weniger an der Unrichtigkeit, als an der Unvollständigkeit der von C. H. de Méray vorgebrachten Argumente zu liegen. Meiner Ansicht nach ist es wohl richtig, daß der Militarismus, soweit man darunter nicht die eigene, natürliche Wehrkraft eines Staates und Volkes, sondern das fremde Söldnerunwesen versteht, als eine krebsartige Krankheit im Gesellschaftskörper aufgefaßt werden muß; aber es ist nicht richtig, daß dieser Militarismus, wie man aus jenem Artikel de Mérays schließen muß, eine selbständige

Erkrankung gewisser Organe vorstellt. Wo Söldner sind, da müssen doch auch Herren sein, die sie bezahlen; und diese Herren müssen für die gewöhnlich recht hohe Bezahlung und die ohne dies unmögliche Benutzung der Söldner Gründe haben, die mit dem Gemeinwohl nicht nur unvereinbar sind, sondern ihm direkt entgegenstehen; denn sonst könnten sich doch jene Herren auf die weit billiger, ja für Zwecke des Gemeinwohls in der Regel unentgeltlich zur Verfügung stehende einheimische Wehrkraft stützen.

Forscht man jenen Gründen nach, so stößt man auf eine andere, in schweren Fällen ebenfalls krebsartige Erkrankung des Gesellschaftskörpers, die sich aber nicht in den zum Schutze, sondern in den zur Ernährung bestimmten Zellen entwickelt. Diese krebsartige Erkrankung erzeugt dann erst den Krebs des Söldnerunwesens.

Worin besteht nun diese Erkrankung in den produktiven Zellen des Gesellschaftskörpers?

Um das überzeugend nachzuweisen, muß ich etwas weiter ausholen; ich muß zuerst das Wesen des gesunden Gesellschaftskörpers zu kennzeichnen suchen. Erst dann wird man in bezug auf diese organischen Gebilde den Unterschied nicht nur zwischen Gesundheit und Krankheit überhaupt, sondern auch den zwischen bösartiger und verhältnismäßig gutartiger Erkrankung mit genügender Klarheit zu erkennen vermögen.

Für den gesunden und kranken Gesellschaftskörper liefert der gesunde und kranke Zustand der Einzelwesen, aus denen die Gesellschaft zusammengesetzt ist, nicht nur ein deutliches Bild, sondern zugleich das Wesentlichste vom Gegenstande selbst.

Ein Mensch ist vollkommen gesund, wenn alle seine Organe anatomisch möglichst richtig gebaut sind, physiologisch und psychologisch möglichst zweckmäßig funktionieren und im übrigen von dem Zustande der Atrophie und der Hypertrophie ungefähr gleich weit entfernt sind. Hiernach kann man z. B. schon einen Menschen mit kahler Glatze, dickem Bauche und dünnen Beinen nicht mehr als vollkommen gesund bezeichnen, auch wenn er nach den gewöhnlichen Vorstellungen noch als gesund gilt und sich selbst nicht eigentlich krank fühlt. Ebenso kann der Kulturmensch, bei dem die Harmonie aller Organe in exzentrischer Weise gestört ist, bei dem z. B. die allzu einseitige Tätigkeit des Gehirns oder einzelner Nerven und Muskeln eine direkte Verkümmerung anderer wichtiger Organe zur Folge gehabt hat, nicht als vollkommen gesund angesehen werden, auch wenn bestimmte krankhafte Erscheinungen zunächst weder äußerlich wahrgenommen noch innerlich empfunden werden.

Genau dasselbe gilt für die menschlichen Kulturgesellschaften. Auch bei diesen können gewisse Organe außerordentlich hypertroph, andere wieder atroph, ja völlig verschwunden sein, ohne daß die gewöhnliche Vorstellung diese Gesellschaften als krank bezeichnet. Wenn z. B. ein Staat und Volk wegen seiner besonders gefährdeten geographischen Lage oder wegen seiner unglücklichen, allzu gemischten Rassenverfassung gezwungen ist, beständig gegen äußere oder innere Feinde sich zu verteidigen bezw. stets darauf gefaßt zu sein: so können die Abwehrorgane sich außerordentlich hypertrophisch entwickeln. Solange jedoch die Harmonie des Ganzen dadurch noch nicht in

extremer Weise gestört ist, namentlich die Ernährungsorgane dadurch zwar beeinträchtigt, aber noch nicht verkümmert sind, d. h. solange die ganze Gesellschaft sich noch immer, wenn auch nicht gerade reichlich, selbst zu ernähren vermag: — solange kann von keiner eigentlichen Erkrankung, zum mindesten nicht von einer krebsartigen Erkrankung die Rede sein. Das wäre erst der Fall, wenn die produktiven Zellen dadurch teilweise oder ganz zerstört worden wären und ein entsprechender Teil oder die ganze Gesellschaft gezwungen wäre, von Raub und Erpressung zu leben.

Der entgegengesetzte Fall ist der, daß ein Volk, welches lange Zeit gar keine äußeren und inneren Feinde zu fürchten brauchte, seine produktiven Zellen hypertrophisch entwickelt, dagegen seine Abwehrorgane verkümmern oder ganz dahinschwinden läßt. Ein solches Volk ist in viel höherem Grade krank, als das erste, und doch wird es der gewöhnlichen Vorstellung in einem gewissen Stadium der Krankheit gerade als ganz besonders gesund erscheinen. Unter solchen innern und äußern Verhältnissen entwickeln sich nämlich in gewissen produktiven Organen gewöhnlich bösartige, im eigentlichsten Sinne krebshafte Wucherungen, die den Organismus über kurz oder lang — das hängt von den äußeren Umständen ab — zugrunde richten. Ich werde das, wie bemerkt, weiter unten überzeugend nachweisen. Zunächst muß ich jedoch — gerade um diesen Nachweis führen zu können — den gesunden, normalen Zustand des Gesellschaftskörpers noch deutlicher kennzeichnen. Dazu muß ich aber wiederum einiges vorausschicken.

Jeder gesellschaftliche Zusammenschluß, der einem einheitlich geordneten Organismus zustrebt, bewirkt bekanntlich wie von selbst eine Teilung all der Arbeiten, die zur Erhaltung und Erhöhung des materiellen sowohl wie des geistigen und sittlichen Lebens erforderlich sind. Dadurch entstehen gewisse soziale Abstufungen, die unter Umständen zu kastenartigen „Ständen“ erstarren können, aber nicht unter allen Umständen müssen. Diese Erscheinung ist so augenfällig, daß sogar schon der Volksmund, freilich in einer nur grob zutreffenden Weise, von einem Nährstande, einem Lehrstande und einem Wehrstande spricht. Der erste schafft und erhält die materiellen Lebensbedingungen (Nahrung, Kleidung, Wohnung, Werkzeuge usw.), der zweite die kulturellen (Religion, Sitte, Recht, Wissenschaft, Kunst), der dritte endlich schützt das Ganze vor inneren und äußeren Gefahren. Verglichen mit dem Körper des Einzelwesens entspricht der Nährstand bezw. Nährberuf ungefähr dem Magen, den Eingeweiden, dem Lymph- und Blutgefäßsystem, der Lehrstand bezw. Lehrberuf einem gewissen Teile des Gehirns und Nervensystems, der Wehrstand bezw. Wehrberuf dem anderen Teile des Gehirns und Nervensystems, sowie einem großen Teile des Knochen-, Knorpel- und Muskelsystems. Bei einer über den bloßen Vergleich hinausgehenden, der tatsächlichen Wirklichkeit näher kommenden Betrachtung müßte man freilich bei fast jedem Organ des Einzelwesens wie auch der Gesellschaft noch eine besondere Ernährung, Belehrung und Bewehrung annehmen; denn jedes Organ hat für sich wieder bestimmte Blutgefäße, Ganglienknoten, Nerven- und Muskelstränge, Knochengewebe usw. Auch sind besonders gefährdete und besonders edle Organe, wie z. B. das Gehirn, das Herz usw. noch durch besondere Knochengewebe geschützt.

Aehnlich verhält es sich im Gesellschaftskörper. Das Blut hat hier meist die Form von Geld, das Knorpel- und Knochengewebe die Form von Sitten und Gesetzen, während das Nerven- und Muskelsystem meist in Gestalt von Beamten, Offizieren, Gelehrten, Künstlern, Handwerkern, Arbeitern usw. auftritt.

Je höher die Organisation einer Gesellschaft steigt, desto mehr differenzieren sich jene drei Hauptberufsklassen, die, wie bemerkt, nicht immer besonderen, kastenartig abgeschlossenen Ständen zu entsprechen brauchen. Es vollzieht sich dann an den Teilen, was auf niedriger Kulturstufe nur am Ganzen bemerkbar ist, d. h. die Arbeiten teilen sich schon in jeder der drei Hauptberufsklassen in eine lehrende, leitende und eigentlich schaffende Tätigkeit; ja, es sondert sich sogar noch häufig z. B. die Belehrungsarbeit in eine Forscher- und Erfindertätigkeit einerseits und in die eigentliche Lehrtätigkeit andererseits, wenn auch beiderlei Berufszweige mitunter in einer Person vereinigt sein können. Ebenso teilt sich die Leitungsarbeit noch in oberste, obere, mittlere und untere Leitungen. Aehnlich sondert sich der Wehrberuf in Richtertum, Polizeigewalt und eigentliches Kriegsheer, von denen wieder jeder Hauptast eine Menge von stärkeren und schwächeren Verzweigungen aufweist. Auch das Medizinalwesen ist mindestens zu einem Teile dem Wehrberufe und höchstens zum anderen Teile dem Lehrberufe zuzurechnen. Was den Nährberuf, die im materiellen Sinne produktive Tätigkeit anbelangt, so differenziert er sich bekanntlich schon ziemlich frühzeitig in Urproduktion (Acker-, Garten-, Forstwirtschaft, Bergbau) dann in die Fabrikation (Handwerk, Industrie, Kunsthandwerk, Kunst) und schließlich in die Verteilung (Handel, Transportwesen). Auch diese drei Hauptäste des dritten Hauptstammes zeigen natürlich auf hoher Kulturstufe der Gesellschaft außerordentlich mannigfache Verzweigungen.

Die drei Hauptberufsstämme bilden mit ihren drei- oder mehrfachen Hauptästen und außerordentlich mannigfaltigen Verzweigungen eine sich gegenseitig ergänzende Interessengemeinschaft. Falls sie sich nahezu restlos ergänzen, ist die Interessengemeinschaft vollständig; falls auch für die einzelnen Verzweigungen einigermaßen harmonische Zahlen- und Größenverhältnisse, d. h. ethische und ästhetische Rücksichten beobachtet werden, kann von einer harmonischen Interessengemeinschaft die Rede sein.

Ein Gesellschaftskörper ist nun um so gesunder, normaler, je vollständiger und harmonischer alle Organe eine Interessengemeinschaft bilden, und je weniger sie dem Zustande der Atrophie oder der Hypertrophie gleichen.

Man sieht: das Leben bleibt sich in allen wesentlichen Aeußerungen immer und überall gleich. Dieselben Kennzeichen der Gesundheit, Kraft, Schönheit, die für das Einzelwesen gelten, gelten auch für eine Gesellschaft aus eben diesen Einzelwesen. Unser Schiller hatte also die richtige Ahnung, wenn er in den „Künstlern“ sagte:

> „Was wir als Schönheit jetzt empfunden,
> Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.“

Die Griechen hätten, wie den ideal schönen, gesunden, kraftvollen Einzelkörper, mit der Zeit wohl auch einen eben solchen Gesell-

schaftskörper geschaffen, wenn dieser nicht in früher, unerwachsener Jugend schon vom Krebs befallen und zugrunde gerichtet worden wäre. Die eigentliche, primäre Ursache davon war die, daß die griechischen (ebenso die römischen und anderen) bloßen Stadtstaaten überhaupt keine Interessengemeinschaften, geschweige denn vollständige oder gar harmonische Interessengemeinschaften waren. Einzelne Stadtstaaten waren wenigstens Industrie- und Handelsstaaten, aber gerade die größten und mächtigsten Städte, die einen bestimmenden Einfluß auf die umliegenden Städte, Länder und Völker anstrebten, waren fast ausschließlich Handelsstaaten, bildeten also die denkbar unvollständigste, einseitigste, am wenigsten harmonische Interessengemeinschaft. Nicht einmal die drei Hauptäste des Nährberufes waren hier zu einer auf Gleichberechtigung fußenden Interessengemeinschaft verbunden. Der griechischen Stadtwirtschaft fehlte die Landwirtschaft und damit zugleich eine ausreichende Wehrkraft, denn die brauchbaren Vertreter dieses Berufes müssen an Leib und Seele kraftvolle, d. h. einfache, unverwöhnte, wenig differenzierte Menschen sein. Der antike Stadtstaat konnte im mittleren Stadium der Entwicklung, wo er noch nicht allzu überwiegend von Handel und Handelskapital lebte, also noch ziemlich viel fabrizierte, allenfalls noch brauchbare Vertreter des Lehrberufes, aber nicht mehr solche des Wehrberufes erzeugen, wenigstens nicht viel über die Dauer des ersten Stadiums hinaus. Bis zu einem gewissen Maße war ja auch sogar im Altertum, wo man bekanntlich noch keine im wesentlichen selbst schießenden Repetiergewehre und Schnellfeuerkanonen hatte, der selbständige, freie Handwerker wehrfähig. Da dieser aber mit dem Ueberwiegen der Handelsinteressen durch den Industrieproletarier, also im Altertum durch Sklaven, ersetzt wurde und in reinen Handelsstädten überhaupt verschwand, so waren diese zuletzt ganz auf fremde Söldner angewiesen.

Zu dieser schon von vornherein unvollständigen, einseitigen, unharmonischen Interessengemeinschaft kam aber in den griechischen, römischen, überhaupt den antiken Stadtstaaten noch ein anderes, den krankhaften Zustand noch bedeutend verschlimmerndes Moment. Hätten die Städte den Urproduzenten auf dem Lande stets auf einem wirtschaftlich gleichen Machtniveau gegenübergestanden, so hätten sie ihre industriellen und künstlerischen Produkte einigermaßen äquivalent gegen Urprodukte eintauschen müssen, auch wenn sie nicht mit den Urproduzenten in politischem Verbande, also unter gleichem Rechte gelebt hätten. Die Landbewohner, zu denen auch die Bürger der kleinen Landstädte zu rechnen sind, hätten also nicht nötig gehabt, sich gegen die großen Handelsstädte und Industriezentren aufzulehnen. Zur Zeit des reinen Tauschverkehrs, der sich zuerst wohl nur zwischen der Stadt und dem unmittelbar darum liegenden Lande abspielte, wird das wirtschaftliche Machtniveau auf beiden Seiten wohl auch so ziemlich gleich gewesen sein. Es konnte deshalb damals wohl noch nicht von einer eigentlich wucherischen Ausbeutung der Urproduzenten die Rede sein.

Nun verschob sich aber das wirtschaftliche Machtniveau zwischen Stadt und Land immer mehr zuungunsten des Landes, je mehr der ursprüngliche Tauschverkehr in Geldverkehr überging. Die Ursache

davon war folgende. Das aus seltenen Edelmetallen bestehende Geld ist im Vergleich mit den früher die Stelle des Geldes vertretenden Waren viel leichter zu transportieren und zu verbergen. Es kann auch nicht verderben und bedarf nicht der Aufsicht, Wartung und Nahrung, wie das Vieh und die Sklaven, die früher hauptsächlich die Stelle des Geldes vertraten. Bei hochentwickelter Geldwirtschaft ist also derjenige, der Geld gegen Waren eintauschen will, d. h. der Käufer, gegenüber dem, der Waren für Geld hergeben muß, d. h. dem Verkäufer, fast immer im Vorteil. Dazu kommt noch, daß die Menge des seltenen Edelmetalles, besonders des Goldes, nicht, jedenfalls nicht in demselben Maße vermehrbar ist, wie die Menge der Waren und Leistungen, die von der größeren Urproduktion und Fabrikation abhängt. Falls also kein unmittelbarer Austausch zwischen den verschiedenen Aesten und Zweigen der Produktion, namentlich zwischen Urproduktion und Fabrikation besteht, bestimmt sich der Preis der Produkte unter sonst gleichen Umständen nach dem Verhältnis der umlaufenden Geldmenge zur umlaufenden Warenmenge. Vermehrt sich z. B. die Warenmenge, wie das leicht möglich ist, auf das Doppelte, während die umlaufende Geldmenge sich gleich bleibt, so sinkt der Preis der Waren auf die Hälfte des früheren. Im umgekehrten Falle natürlich umgekehrt. Da nun das Geld wegen der vorher erwähnten Eigenschaften viel leichter absichtlich zurückgehalten werden kann, als die meisten der dafür käuflichen Produkte, so können die Leute, die mehr Geld zur Verfügung haben, als sie brauchen, das Verhältnis der umlaufenden Geldmenge zur umlaufenden Warenmenge bald so, bald so zu ihrem Vorteile abändern. Diese Glücklichen sind aber aus naheliegenden Gründen die reichen Großhändler, die zwischen Urproduktion und Fabrikation vermitteln. Vor dem Einkaufe halten diese das Geld längere Zeit zurück und erniedrigen dadurch, namentlich in Jahren reichlicher Produktion, die Preise der Produkte. Nach dem Einkauf und längere Zeit nach dem Ablauf der Produktionsperiode können sie dann die inzwischen im Preise gestiegenen Produkte meist mit großem Vorteil wieder verkaufen. Das Geld muß sich also bei ihnen viel schneller und reichlicher ansammeln, als irgend wo anders.

Wo nun aber gar die weite Entfernung zwischen Urproduzenten und Fabrikanten eine direkte Berührung zwischen beiden ganz unmöglich macht, da ist der Großhändler so recht in der Lage des tertius gaudens: er kann, wenn ihm das vorteilhaft erscheint, den Urproduzenten die Fabrikate und den Fabrikanten die Urprodukte sperren, d. h. beide von sich abhängig machen.

Es ist darum kein Wunder, wenn im Altertum, wo es im wesentlichen nur Stadtstaaten, keine Land und Stadt verbindenden Volksstaaten gab, der Handel das bei weitem einträglichste Gewerbe wurde und die staatliche Entwicklung fast regelmäßig in der Richtung der großen, übergroßen Handelsstädte vor sich ging. Hier sammelte sich aller Geldreichtum und infolge der Geldwirtschaft aller Reichtum, alle Macht überhaupt. Die Urproduktion und in weiterer Folge auch die Fabrikation, also die gesamte Produktion wurde zuletzt ganz von der kapitalistischen Macht der großen Handelsstädte abhängig. Unter solchen Verhältnissen konnte von einem gleichen Rechte und einem

gerechten, äquivalenten Austausche zwischen der Produktion einerseits und dem Handelskapital andererseits gar nicht gesprochen werden. Die wirtschaftliche Knechtschaft mußte sehr bald auch die eigentliche, politisch-rechtliche Versklavung aller Produzenten, zuerst der Urproduzenten, dann auch der Fabrikanten nach sich ziehen, und das geschah gewöhnlich in folgender Weise.

Die städtischen Händler boten den ländlichen Urproduzenten die Fabrikate an, die sie vorher von den Fabrikanten mehr oder weniger vorteilhaft gekauft hatten, und kauften dafür das überschüssige Getreide, Vieh usw. vom Lande an. Anfangs werden die Landleute wohl nur diejenigen Waren gekauft haben, die sie selbst nicht gut entbehren konnten. Mit der Zeit, in dem Maße, als die Fabrikate schöner, begehrenswerter wurden, werden sie wohl auch Luxusartikel eingekauft haben, nach denen ja gewisse Menschen, namentlich Weiber, überall und jederzeit ein unstillbares Verlangen haben. So ließen sich die Landleute, besonders in guten Jahren, meist verleiten, auch die für die zukünftige Produktion und etwaige Mißernten bereit gehaltenen Vorräte zu verkaufen. Solange die Urproduktion auf dem Lande gut gedieh, mag den Landleuten selbst das nicht besonders geschadet haben. Wenn nun aber eine schlechte oder gar eine Mißernte kam, was bei der damaligen mangelhaften Agrikulturtechnik auch in fruchtbaren Gegenden öfter passierte, als heutzutage in den Hauptkulturländern: so mußte auf dem Lande schon vor der Reife der nächsten Ernte Hungersnot, zum mindesten Teuerung eintreten, während die Speicher der Großhändler in den großen Handelsstädten noch wohlgefüllt waren.

Nachdem die Landleute das letzte halbwegs entbehrliche Hab und Gut zur Stillung des Hungers verkauft hatten, waren sie gezwungen, in einem Vertrage ihre Arbeitskraft und ihre Wirtschaft gewissermaßen im voraus, bis zur nächsten Ernte zu verkaufen, bezw. zu verpfänden. Zwischen einem Hungernden und einem Satten ist aber ein halbwegs gerechter und billiger Vertrag nur dann möglich, wenn beide unter demselben politischen Rechte stehen und der Hungernde von den Vertretern des Gemeinwohls sehr kräftig geschützt wird. Nun bestand aber damals zwischen Stadt und Land, jedenfalls zwischen den großen, reichen Handelsstädten und den umliegenden kleineren Städten, Ländern, Völkern keine auf gleichem Rechte fußende Gemeinschaft politischer Art, sondern nur wirtschaftlicher Verkehr. Der Vertrag wurde also von dem einen Kontrahenten nicht vom Rechts-, sondern vom Machtstandpunkte aus geschlossen, d. h. die Landleute wurden, wenn die Mißernten sich öfter wiederholten, den städtischen Händlern in einem Maße zinspflichtig, welches eine n i c h t gewaltsame Wiederbefreiung vollkommen ausschloß. Dasselbe mußte in Hungerjahren auch den Vertretern der Fabrikation passieren, falls sie nicht etwa zugleich Großhändler waren oder mit diesen in unmittelbarer Lebensgemeinschaft standen. Auch die Fabrikanten bedürfen ja der Urprodukte zur Nahrung sowohl wie zur Fabrikation, und da solche Dinge bei Geldwirtschaft nicht ohne Geld zu kaufen sind, bedürfen sie auch des Geldes. Solches besitzen aber in teueren Zeiten nur die Großhändler im Ueberflusse. Nur sie können es also auch an die Fabrikanten, damals selbstverständlich nur zu hohen, überhohen Zinsen, verleihen.

Konnten die Schuldner nicht bezahlen, was bei der schlechten Lage der Produktion gegenüber dem Handel öfters vorkommen mußte, so verfielen sie den sehr harten, ausschließlich von und für Kapitalisten gemachten antiken Schuldgesetzen. Wenn dieselben in Griechenland auch nicht so hart waren wie in Rom, wo die fortgesetzt zahlungsunfähigen Schuldner einfach versklavt werden konnten, so waren sie doch immerhin auch dort in den meisten Gemeinwesen sehr hart, viel härter als die unserigen.

Es war darum nicht, wie es in jenem eingangs zitierten Artikel von C. H. de Méray heißt, ein „Rückfall in die frühere phagozytäre Lebensweise", sondern eine durchaus normale, gesunde Empörung, wenn sich die Urproduzenten, kleinen Fabrikanten und Zwischenhändler gegen die Großhändler und Großkapitalisten auflehnten, d. h. sich gewaltsam aus der sonst unentrinnbaren Knechtschaft, die ja zuletzt zur eigentlichen Sklaverei führen mußte, zu befreien suchten. Natürlich wollten aber die Wucherer aller Arten und Entwicklungsstufen ihr bequemes, arbeitsloses und doch üppiges Leben nicht aufgeben, und darum, nur darum riefen sie fremde Söldner herbei. Die Abtrünnigen sollten durch diese „Helfer" wieder in ihre frühere Zinssklaverei zurückgeführt werden; die Wucherer und ihr Anhang waren ja dazu nicht imstande. So rief ein Krebsgewächs das andere ganz naturgemäß hervor.

Im ersten Stadium der vorwiegenden Handelsinteressen war der antike Gesellschaftskörper zwar schon im hohen Grade krank, aber die Krankheit konnte solange noch nicht als eigentlich krebsartig bezeichnet werden, als sich aus den Großhändlern noch nicht die rein parasitäre Klasse der Leihkapitalisten, d. h. Leihwucherer losgelöst hatte. Der Handel leistet ja in jedem Falle immerhin Verteilungsarbeit, ist also noch eine produktive Tätigkeit; nur läßt er sich dieselbe, wo er an wirtschaftlicher Macht der übrigen Produktion überlegen ist, übermäßig teuer bezahlen, und darin besteht eben der Wucher, der jedoch in diesem Falle des sog. Warenwuchers noch ein wenigstens teilweise produktives Gewebe ist. Dagegen bilden die L e i h wucherer und die ihnen mehr oder weniger ähnlichen Gewerbetreibenden im Gesellschaftskörper ein rein parasitäres, also im eigentlichen Sinne krebsartiges Gewächs; denn es vermag ohne jede nur halbwegs angemessene Gegenleistung produktiver Art sehr gut, ja unter Umständen üppig zu leben und sich auszubreiten.

Selbstverständlich ist aber die Existenz solcher Wucherer auf die Dauer nicht ohne von ihnen bezahlte und in kritischen Zeiten beständig unterhaltene Söldner möglich. Diese waren „phagozytäre Elemente" unzweifelhaft insoweit, als sie sich — was freilich nur zu häufig der Fall sein mochte — aus Räubern, Erpressern und anderen schweren Verbrechern rekrutierten. Diejenigen Söldnerbanden jedoch, deren Anführer auf strenge Ordnung hielten und Treue mit Treue erwiderten, waren vielleicht ursprünglich selbst Empörer gegen ungerechte Ausbeutung. Man darf sich daher nicht wundern, wenn ihre Gesinnungs- und Leidensverwandten sie gegen die Großwucherer zu Hülfe riefen und, da die Ausgebeuteten keinen Sold zahlen konnten, sich dem Anführer freiwillig unterwarfen. Derartige Söldnerführer mögen jene „Tyrannen" gewesen sein, die, bei Lichte besehen, vielfach besser

waren, als der Ruf, den ihre Gegner uns von ihnen hinterlassen haben. Alles das schloß freilich nicht aus, daß auch diese Art Söldner in einer Zeit, wo mit Gold sozusagen alles zu machen und Gerechtigkeit nur dem Namen nach bekannt war, allmählich zu eigentlichen Verbrechern entarteten und so das krebsartige Gewächs im antiken Gesellschaftskörper noch vermehren und verschlimmern halfen.

C. H. de Méray behauptet, daß diese Krankheit sich auch auf die spätere, ja bis auf unsere Zeit übertragen hat. Richtig ist, daß das Söldnerunwesen, nachdem der teils auf christlichen, teils auf urgermanischen Anschauungen und Empfindungen beruhende Lehnsstaat des Mittelalters innerlich zerfallen war, sich auch in der Neuzeit übel bemerkbar gemacht hat.

Aber auch hier war es wieder derselbe Krebs des Kapitalismus, der zuerst innerhalb der Kirche, seiner ursprünglichen Gegnerin, dann auf dem Fürstenthrone herrschend wurde, hier den auf Treu und Glauben, Recht und Sitte gegründeten Lehnsstaat innerlich zerfraß und dadurch das Söldnertum notwendig machte. Der Kapitalismus innerhalb der Kirche wurde bekanntlich durch die Reformation, der auf dem Fürstenthrone durch die gesonderte Verwaltung des staatlichen und des fürstlichen Einkommens von seinen schlimmsten, bösartigsten Auswüchsen befreit. Damit ist aber der Kapitalismus nicht aus der Gesellschaft überhaupt verschwunden. Zwar findet man die einfachen antiken Formen des Wuchers heutzutage nur noch selten und in verhältnismäßig geringer Ausbreitung und Schädlichkeit. Dafür hat der Wucherbegriff in neuerer und besonders neuester Zeit eine Umbildung erfahren, die sein innerstes Wesen zwar vor dem strengen Blicke der Sitte und des Gesetzes verschleiert, aber es dadurch keineswegs geändert, vielmehr, was Ausbreitung und Gemeingefährlichkeit anbelangt, es noch verschlimmert hat. Das im einzelnen zu zeigen, bedarf natürlich einer besonderen Behandlung und würde hier zu weit führen. Nur auf eins möchte ich hier noch aufmerksam machen.

Der Militarismus ist in der neuesten Zeit, zum mindesten in den Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht, auf dem besten Wege, seinen krebsartigen Charakter zu verlieren und zu einem normalen Gewebe des Gesellschaftskörpers zu werden. Frankreich hat allerdings mit seiner „Fremdenlegion" noch einen Rest des früheren Söldnerunwesens konserviert, und England und Amerika haben überhaupt noch keine allgemeine Wehrpflicht. Dagegen kann in Preußen und Deutschland, wo diese Institution zuerst eingeführt wurde, der Gesundungsprozeß als nahezu vollendet angesehen werden. Verbrecherische Elemente sind hier als Soldaten vollkommen ausgeschlossen, und auch die produktive Tätigkeit leidet durch den Militärdienst wenig. Der gemeine Soldat ist hier nur ein, zwei, höchstens drei Jahre der gewerblichen Tätigkeit entzogen und wird überdies derselben oft in einer besseren Beschaffenheit zurückgegeben, als er empfangen wurde. Die Unteroffiziere treten nach spätestens zwölf Jahren ins produktive Leben zurück, und sogar ein großer Teil der aktiven Offiziere vermag sich später darin oft noch recht nützlich zu machen. Berufssoldaten fürs ganze Leben bleibt nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von hohen und höchsten Offizieren. Dabei ist der Sold aller dieser Soldaten,

weit entfernt, reichlich oder gar üppig zu sein, vielmehr so mäßig, daß man eher von einer idealistischen Aufopferung für die Gesellschaft, als von einer Beraubung derselben sprechen kann. Sogar ein General hat im Vergleich mit Großindustriellen, Großhändlern, Großkapitalisten und namentlich mit Bankdirektoren ein geradezu bescheidenes Einkommen.

Gewiß ist der Wehrberuf als Ganzes im Vergleich mit früheren Zeiten heutzutage noch ziemlich hypertrophisch[1]) entwickelt. Das hängt aber ebenfalls mit dem kapitalistischen Wettbewerb der Völker und den dadurch beständig drohenden Friedensstörungen innerer oder äußerer Art zusammen. Bei uns in Deutschland kommt dazu noch die besonders gefährdete geographische Lage, in Oesterreich die so überaus unglückliche Rassenmischung. Trotz dieser Hypertrophie des Wehrberufes wird aber die allgemeine Produktivität verhältnismäßig wenig beeinträchtigt; denn infolge der ungeheueren Ersparung von menschlicher und tierischer Arbeitskraft durch die technischen Erfindungen der Neuzeit wird heutzutage relativ und absolut so ungeheuer viel produziert, daß man in den Hauptkulturländern zum mindesten in materieller Hinsicht eher von Ueber- als von Unterproduktion sprechen kann. Die Ueberproduktion ist aber leider immer nur für einzelne Aeste und Zweige des Nährberufs vorhanden. Die Interessengemeinschaft ist darum selbst innerhalb der Nationalstaaten niemals vollständig oder gar harmonisch. Daher der heftige Interessenkampf in und zwischen den einzelnen Nationen und ihren Wirtschaftsgebieten. Würde man, um den internationalen Kampf zu vermeiden, aus der ganzen Welt ein einziges Wirtschaftsgebiet und eine einzige Interessengemeinschaft machen, so würden vielleicht die äußeren Kriege zwischen den Nationen eine Weile aufhören, aber die inneren Kriege würden dann erst recht entflammt werden. Nur wenn aus den verschiedenen Nationalstaaten vollständige und harmonische Interessengemeinschaften geworden wären, würden die inneren Kriege für immer verschwinden und die äußeren nur von Zeit zu Zeit ausbrechen. Dieser Zustand wird also für alle Nationalstaaten das politische Problem der Zukunft sein müssen.

Selbstverständlich werden sich aber die internationalen Großwucherer, deren Interessen mit einer vollständigen und harmonischen

---

[1]) Dabei sind jedoch die letzten drei Jahrhunderte ausgeschlossen. Preußen verwandte 1740 nicht weniger als 88 v. H. aller Staatseinnahmen für Heereszwecke, im Jahre 1776 sogar 91 v. H. Das Deutsche Reich dagegen gab einschließlich der Einnahmen der Einzelstaaten im Jahre 1907 nur 18 v. H. seiner Einkünfte für Heer und Flotte aus. Unter Friedrichs des Großen Zeiten gehörten 1,40 v. H. der Bevölkerung (nach Abrechnung der Ausländer) in Friedenszeiten dem Heere an, im heutigen Deutschland nur 0,85 v. H.! Jedenfalls ist der Wehrberuf im heutigen Deutschland weder finanziell noch bevölkerungsstatistisch übermäßig belastet. Frankreich verwendet von seinen Staatseinnahmen 33 v. H., Großbritannien 29 v. H., Rußland 20, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 47, Türkei 39, Bulgarien 24, Dänemark 20,2, Schweden 39 und sogar die Schweiz mit ihrem Milizsystem 26,5 v. H. der Staatseinnahmen für Wehrzwecke. Entsprechend ist der Bevölkerungsbruchteil: Türkei und Bulgarien 8 v. H., Schweden 8,1, Schweiz 8,5, Rumänien 10, Serbien 11 v. H. usw. Man hat also in Deutschland kaum das Recht, von einer Hypertrophie des Wehrberufes zu sprechen. Siehe „Jahrbücher für deutsche Armee und Marine“, Januarheft 1909, Pohlmann: „Die militärischen Anstrengungen Preußens unter Friedrich dem Großen und diejenigen des Deutschen Reiches.“

Interessengemeinschaft der großen Nationalstaaten unvereinbar sind, auch diesmal gegen eine ihnen ungünstige Entwicklung aufs äußerste zu wehren versuchen. Da sie aber jetzt, nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, keine Söldner mehr zur Verteidigung ihrer Interessen finden werden, so wird ihr Widerstand vergeblich sein, falls die Volksheere sich nicht etwa gegen ihr eigenes Wohl, das diesmal mit dem Gemeinwohl identisch ist, gebrauchen lassen. Wenn es also den modernen Gesellschaften gelingt, sich von dem jetzt üppiger als jemals wuchernden Krebsgewächs des Kapitalismus zu befreien, so wird das hauptsächlich der allgemeinen Wehrpflicht zu verdanken sein. Auch die moderne, verfassungsgemäß beschränkte Militärmonarchie wird dabei gute Dienste leisten können; denn die heutigen Republiken sind viel mehr wucherische Plutokratien als jene natürlichen, neben dem Gelde doch immerhin noch auf Ehre und Treue gegründeten Herrschaftsorganisationen. Es gilt das gerade da am meisten, wo die Republiken dem Namen nach Demokratien sind, wie besonders für die große Republik jenseits des atlantischen Ozeans. Bis die bessere Erkenntnis die Völker vollständig, auch in den untersten Schichten, durchdringt, wird freilich in jenen Ozean, um den sich bis auf weiteres noch immer die wichtigsten Menschheitsgeschicke abspielen werden, noch mancher Tropfen Wasser fließen.

Zur Frage: „Körper- oder Geisteskultur."

Dr. W. Hentschel.

Im Januarheft dieser Zeitschrift beantwortet Otto Schulz diese Frage dahin, wir täten ganz recht, wenn wir uns vornehmlich die geistige Entwicklung angelegen sein ließen; denn damit schüfen wir neue Formen und Zustände, die das Leben erst lebenswert machten, während wir doch nur das verlören, was nicht mehr zeitgemäß sei — die rohe körperliche Kraft, die nur zur Unterdrückung und Vergewaltigung der Mitmenschen mißbraucht würde, wogegen die Geisteskultur ein Zeitalter der Gerechtigkeit und Humanität heraufführe.

Nun ist es ja richtig, daß die Pflege und Entfaltung der Geisteskräfte das kennzeichnende Merkmal aller Kulturen bildet; es ist ohne weiteres zuzugestehen, daß dieselbe das Leben fördern und erheben kann, dagegen vermochte sie die Völker noch in keinem Falle vor nachfolgender Erschöpfung, ja vor dem Zusammenbruche zu bewahren; und dabei pflegen in fortgeschrittenen Kulturzeitaltern auch die humanitären und idealen Triebkräfte zu schwinden. Es gibt auch keinen Grund, der die Annahme rechtfertigen könnte, daß die gleiche Gesetzmäßigkeit nicht auch heute noch über den Menschen waltet; ja, wir können ihre Wirkung, wenn wir nur die Augen aufmachen, rings um uns her verspüren.

Mit dem fünftausendjährigen Kulturrezepte der vorwiegenden Geistespflege gleichen wir dem Gärtner, der sich auf das Treiben gelegt hat; dieser erzeugt Gewächse, die ebenso rasch verwelken, wie sie emporgeschossen sind. Soll aber Gesundes und Lebensfähiges entstehen, so muß er sich mehr um das Erdreich und den Stamm und

um die Zweige als um die Blüten kümmern, es vielmehr der Sonne überlassen, dieselben wach zu küssen.

Wir wissen seit G. Hansen und O. Ammon, daß schon das geringe Maß geistiger Regsamkeit, wie es das Stadtleben mit sich bringt, von ruinösem Einfluß ist. Nach Ammon dauern die städtischen Familien selbst in den mittelgroßen süddeutschen Städten nur etwa drei Generationen; sie müssen bis auf einen geringen Rest periodisch durch Zuwanderung vom Lande ersetzt werden. Dabei kann man beobachten, daß auch die hervorragenden Geister vornehmlich aus solchen geschonten Familien hervorgehen, die seit unvordenklichen Zeiten unter einem engen geistigen Horizont gelebt haben. Man kann aus einem geweckten Bauern- oder Hütejungen einen Professor machen; aber das Umgekehrte ist ein Ding der Unmöglichkeit. Daraus geht hervor, daß es im Leben der Völker vor allem auf eine gesunde (und rassisch wertvolle) völkische Unterschicht ankommt, und daß auch der Menschen-Gärtner mehr auf gesundes Erdreich, auf Wurzeln und Stamm zu sehen habe, als auf die Blüten: wo die Gunst der Verhältnisse es gestattet, da erschließen sie sich von selber, da dringt das Leben nach oben; unsere Aufgabe kann nur sein, es in seinen rauhen Elementen gesund und tüchtig zu erhalten. Der durchgeistigte Mensch ist im allgemeinen auch der hinfällige Mensch; er besitzt nicht die Fähigkeit, das Leben vor Insulten zu bewahren und fortzupflanzen. Das mit Wissen überladene Deutschland verliert seinen inneren Zusammenhang, während geistig rückständige Nationen in geschlossenen Massen vorwärts dringen und uns beiseite schieben. Auch das Schicksal Frankreichs dürfte in einer oder in zwei Generationen entschieden sein; seine Geburtenziffern gehen in einer geometrischen Progression zurück: der Verlust soll im Jahre 1907 nicht weniger als 26000 betragen haben. Das illustriert zugleich den schön klingenden Satz von O. Schulz, daß die körperliche Leistungsfähigkeit der Menschen niemals unter ein wünschenswertes Maß herabsinken könne, weil „nur der Nichtgebrauch“, d. h. also auch nur das Nichtnotwendigsein Entartung verursacht; denn was wir brauchen, kann uns niemals fehlen, weil wir es immerfort auch gebrauchen, so daß es gar nicht entarten kann“. Nach dieser Theorie müßte die Fortpflanzung für die Franzosen ein „Nichtnotwendigsein“ bedeuten, denn sonst könnte es ihnen daran nicht fehlen. Leider kümmert sich das Leben nicht um diese schöne Theorie und bestraft heute wie vor Jahrtausenden die Völker mit dem Tode, die die natürlichen Grundlagen des Lebens unter die Füße getreten haben.

Und steht es bei uns viel anders? Ich weiß — es gehört zum Brauche unserer Zeitungsschreiber, alle in dieser Richtung etwa auftretenden Zweifel mit dem Hinweis auf unsere Geburten-Ueberschüsse zurückzuweisen; aber diese Ueberschüsse sind kein Ergebnis natürlicher Wachstumsverhältnisse, sondern lediglich des industriellen Aufschwunges der letzten Jahrzehnte; sie werden so sicher in das Gegenteil umschlagen, wie der Rausch mit der Ernüchterung endet. Es gibt aber ein Gebiet, welches uns heute schon mit Sorge erfüllen kann, das ist unsere Wehrfähigkeit. Sie gewinnt um so mehr an Bedeutung, je mehr unsere Leistungen auf dem Gebiete der Politik zu wünschen übrig lassen (was wieder schlecht mit dem Lobliede unseres Gewährs-

mannes von dem geistigen Aufschwunge übereinstimmt). Aber ich sehe davon ab, ich stelle lediglich fest, daß, wenn wir einige Jahrzehnte lang in Frieden leben konnten, wir dieses bloß dem Umstande zu danken haben, daß sich auch das versammelte Europa vor uns fürchtet. Besteht nun Aussicht, daß dieser Zustand erhalten bleibt? Schwerlich! — Wir haben nach statistischen Angaben noch etwas über 50 pCt. wehrfähige Männer, und diese Zahl nimmt (nach Angaben des Generalleutnants von Reichenau: s. „Der Tag" 1906, Nr. 409 und 422) jährlich um 1 pCt. ab. Wie denkt sich Herr Schulz den Fortgang dieser Sache? Meint er, die Franzosen, oder was wichtiger ist, die Völker des Ostens werden uns aus lauter Respekt vor unserer Geisteskultur oder wegen unserer Schwärmerei für das humanitäre Ideal ungeschoren lassen? Das widerspräche aller historischen Erfahrung und aller Völkerpsychologie. Herr Schulz sehe sich doch die Tschechen, Serben oder Russen daraufhin an, ob solcher Annahme eine Berechtigung innewohnt? Ich denke mir, sie werden ihre ungebrochene Kraft s. Z. eben so gelassen in die Wagschale werfen, wie das unsere Vorfahren gegen die Römer und wir Anno 70 gegen die Franzosen taten; denn die Militärtauglichkeit zeigt in den slawischen Ländern bisher noch keinen Rückgang, sie soll in Rußland im Laufe der letzten Jahrzehnte sogar zugenommen haben und trotz periodischer Hungersnöte (vielleicht auch infolge derselben) 95 pCt. betragen, ein Verhältnis, mit dem sich das russische Volk einem ungebrochenen Naturvolke nähert. Demgegenüber fasse man einmal die Tauglichkeitsziffern unserer Hochkultur-Stätten ins Auge, etwa diejenige von Berlin. Bekanntlich fließt diesen Städten ein breiter Strom auserlesener Volkselemente gerade aus Gebieten mit den besten Tauglichkeitsziffern (Ostpreußen, Schlesien) zu. Trotzdem ist die Tauglichkeitsziffer der Berliner in dem einen Jahrzehnt von 1893 bis 1902 von 46,9 auf 34,7 zurückgegangen, trotz des Umstandes, daß die erhöhten Rekrutenkontingente naturgemäß die Ansprüche der Militärbehörden an die Beschaffenheit der Rekruten herunterdrücken. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß die Militärtauglichkeit der geborenen Pariser nach dem Statistiker Vacher noch ganze 0,8 pCt. beträgt.

Bei alledem möchte ich aber nicht mißverstanden werden. Nicht gegen die Entfaltung der seelischen Kräfte richtet sich mein Einspruch, sondern nur gegen die falsche Fragestellung: „Körper- oder Geisteskultur". Unsere Sorgfalt muß sich vielmehr auf beide richten; nach Maßgabe des Obigen hat sie sich aber vornehmlich an die Pflege der physischen Existenzgrundlagen zu halten, wodurch am Ende doch ein diametraler Gegensatz gegen den Standpunkt von O. Schulz hervortritt. Dagegen stimme ich der besonderen Meinung desselben völlig bei, daß gar nicht daran zu denken sei, daß die körperliche Leistungsfähigkeit durch das neuerdings in Aufnahme kommende Sportwesen auf der überkommenen Höhe erhalten werden könnte. Dazu bedarf es stärker wirkender Mittel; und ich werde nicht aufhören, immer wieder darauf hinzuweisen, daß dieselben nur in wohlumhegten Stätten rassischer Zucht gefunden werden können, die ich Mittgart genannt habe. Da ich aber beabsichtige, mich in dieser Zeitschrift bald einmal über die Frage der bewußten rassischen Zucht zu verbreiten, kann ich für dieses Mal schließen, in der Hoffnung, daß es mir gelungen ist,

der O. Schulzschen Abhandlung die Spitze abzubrechen. Man könnte mir ja entgegen halten, das wäre überflüssig, da sich jedermann das, was ich vorgebracht habe, selber sagen könnte, indessen gibt es doch noch viele unselbständige Geister, die alles Gedruckte für ernst nehmen. Mag es immerhin ein richtiges Prinzip der Schriftleitung sein, möglichst jeden, der etwas zu sagen hat, zu Worte kommen zu lassen (daß meine Abhandlung über die ozeanische Frage im letzten Hefte zum Abdruck gekommen ist, verdanke ich meinerseits, wie mir die Schriftleitung mitteilt, diesem ihrem Grundsatze), indessen sollten wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, immer wieder den richtigen Kurs einzustellen, wie ein Luftschiffer, der sein nach rechts und links ausbrechendes Gefährt immer wieder zurecht lenkt und dadurch Zeit und Mühe spart. Diese bei unserer rasse-politischen Aufklärungsarbeit auf ein möglichst geringes Maß einzuschränken, sollte heute das Bestreben aller Wohlgesinnten sein. Es gilt, so rasch wie möglich eine Verständigung über die Grundlagen einer rationellen Rassen-Oekonomie zu erzielen — ein Programm, an dessen Erledigung, wie die Dinge heute liegen, Sein oder Nichtsein der weißen Rasse geknüpft ist[1]).

Rassetheorien vor 120 Jahren.

Ulrich Berner.

Der leider so früh verstorbene Begründer der Politisch-anthropol. Revue hat wiederholt darauf hingewiesen, daß nicht Gobineau, sondern Klemm als Begründer der Rassetheorie anzusehen sei. Zum Belege dafür hat er in der P.-anthr. R. V, 2 eine von Klemm 1845 unter dem Titel „Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball“ herausgegebene Zusammenfassung seiner Ansichten abgedruckt.

Zu meiner Ueberraschung fand ich nun zufällig in einem 1795 erschienenen Roman von Lafontaine, betitelt „Leben und Taten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flamming“, ganz ähnliche Auffassungen entwickelt. Zwar sind ja schon aus dieser Zeit Ansätze zu Rassentheorien mehrfach, z. B. bei Herder, bekannt; sie erstrecken sich indes nur auf den Gegensatz der Gesamtheit der Europäer zu exotischen Völkern und Rassen. Lafontaine deutet aber m. W. zum erstenmal auf die nicht nur somatischen Unterschiede, sondern auch besonders auf den verschiedenen kulturellen Wert europäischer Rassen deutlich hin. Allerdings zieht der Verfasser diese Ansichten ins Lächerliche und

---

[1]) Die Ansicht, daß der Mensch vermöge seiner geistigen Entwicklung auf dem besten Wege sei, sich von der Natur und ihren Gesetzen zu emanzipieren, habe ich zu wiederholten Malen (V, 663 u. VII, 58 d. Z.) so nachdrücklich bekämpft, daß ich davon absehen zu dürfen glaubte, mich gegen den Kern des Aufsatzes von O. Schulz redaktionell zu verwahren. Einige Zuschriften aus dem Leserkreise veranlassen mich jedoch, das Versäumte hiermit nachzuholen. — Im übrigen möchte ich aber auch in Zukunft an meinem Grundsatz festhalten, die Aufsätze der Herren Mitarbeiter nicht durch redaktionelle Fußnoten zu beschweren, auch dann nicht, wenn, wie im vorliegenden Falle, die Veröffentlichung lediglich zu dem Zweck erfolgt, zur Klärung umstrittener Fragen eine Diskussion hervorzurufen.

Dr. Landmann.

sucht sie ad absurdum zu führen. Dies macht er sich freilich sehr leicht, indem er seinen Helden in den phantastischsten Uebertreibungen schwelgen läßt, so daß eine Widerlegung nicht schwer fällt.

Aug. Heinr. Julius Lafontaine, geb. 1759 zu Braunschweig, gest. 1831 in Halle, gehörte zu den beliebtesten deutschen Romanschriftstellern seiner Zeit. Er studierte Theologie, doch zog ihn diese Wissenschaft nicht sonderlich an. Seine Privatstudien erstreckten sich vielmehr hauptsächlich auf Reisebeschreibungen, sowie auf die Meisterwerke Shakespeares. Im Jahre 1792 machte er als Feldprediger den Zug in die Champagne mit. Diesem Feldzuge verdankt eine Anzahl von Romanen ihr Entstehen, zu denen ihm die Revolutionsereignisse, sowie seine Erlebnisse und Beobachtungen in Deutschland und Frankreich Stoff und Anregung boten. Dies gilt auch von dem oben erwähnten Werke.

Der Held dieses Romans, ein junger Edelmann, zeichnet sich schon in der Jugend durch allerlei sonderbare Ideen aus. Schließlich wird er im geheimen Schüler eines Professors der Theologie, der in seinen Mußestunden eine Rassetheorie entwickelt hat, aber auf Anordnung der Behörden darüber zu schweigen gezwungen ist.

Nach dieser Theorie gibt es vier Rassen: die „mongolische", die „slawische", die „morgenländische" und endlich die „keltische". Alle diese Rassen unterscheiden sich durch bestimmte, nicht nur körperliche, sondern auch geistige Merkmale. Die mongolische umfaßt nicht nur das, was wir jetzt darunter verstehen, sondern auch Indianer und Neger. Die Morgenländer sind nicht näher charakterisiert; sie scheinen aber eine Zwischenstellung zwischen Mongolen und Slawen einzunehmen. Aus einer Mischung der beiden übrigen Rassen besteht die Bevölkerung Deutschlands und auch Europas. Die „slawische" Rasse Lafontaines ließe sich etwa mit dem „homo alpinus" im großen und ganzen identifizieren. Als ihre besonderen Merkmale werden angeführt: niedriger, untersetzter Wuchs mit Neigung zum Schmerbauch, schwarze Haare, breite Backenknochen, „Stutznase", dicke Lippen und krumme Beine. Der „keltischen" Rasse entspricht wieder fast genau der nordische Typus. Für sie sind besonders charakteristisch: blonde Haare, blaue Augen, lichte Hautfarbe, schlanker Wuchs, lange, feine Nase, schmale Lippen, eine freie, gewölbte Stirn und geringere Ausbildung der Kauwerkzeuge als bei den übrigen Rassen. Dieser „keltische" Typus zeichnet sich nicht allein durch höhere Begabung, sondern vor allem auch durch besonderen Edelsinn aus. Der ursprünglich rein „keltische" Adel wird deshalb als die geborene Herrenrasse hingestellt und der Niedergang der edlen Geschlechter auf die starke Vermischung mit „slawischen" Elementen zurückgeführt. Seltsamerweise soll der „keltische" Typus in seiner größten Reinheit und Verbreitung in Spanien anzutreffen sein.

Diese Lehren des Professors nimmt der junge Flamming begeistert auf, und er übertrifft in ihrer praktischen Anwendung bald seinen Meister. Nach Uebernahme seines Gutsbezirkes macht er sogleich den Versuch einer Rassezüchtung durch weitgehendste Heranziehung und Begünstigung blonder Leute. Heiraten zwischen einem Schwarzhaarigen und einer Blondhaarigen sucht er nach Möglichkeit zu verhindern.

Wenn Lafontaine auch, wie bereits bemerkt worden ist, über diese Theorien seinen Spott ergießt, so liegt doch die Annahme nahe, daß sie zu seiner Zeit von diesem oder jenem Gelehrten schon in ihrer ganzen Ausdehnung auf europäische Rassen vertreten worden sind, und daß der Lehrer des jungen Edelmanns das Abbild einer bestimmten Persönlichkeit ist. Sollten aber auch seine Auslassungen nur Gebilde seiner Phantasie sein, welche durch die uns aus jener Zeit bekannten unentwickelten Ansätze rassetheoretischer Gedanken satirisch angeregt wurde, so ist es doch immerhin eine sehr beachtenswerte Erscheinung, daß diese reinen Spekulationen den heute geltenden wissenschaftlichen Anschauungen schon sehr nahe gekommen sind.

Zu den Ursachen der Gleichgeschlechtlichkeit. Angeboren oder erworben?

Dr. Konr. Küster.

J. G. Vogt hat mit seiner Lehre vom gesetzmäßigen Austausch der Keimelemente bei der geschlechtlichen Fortpflanzung[1]) uns den Schlüssel geliefert zur Aufklärung von allerlei rätselhaften Vorgängen in der menschlichen Entwicklung. Wir wollen diesen Schlüssel benutzen zur Aufklärung der Gleichgeschlechtlichkeit, um dererwegen in der letzten Zeit so viel Staub und Schmutz aufgewirbelt worden ist.

J. G. Vogt spricht davon, daß die Organkeime des mütterlichen und des väterlichen Keimplasmas gleichwertig seien und dieselben Formeneinheiten hätten; nur die Organkeime der Sexualorgane seien verschiedenartig oder gegensätzlich. Er behauptet ferner, daß es unteilbare und teilbare Organkeime gäbe; erstere würden als Ganzes und ungemischt von seiten des Vaters oder der Mutter auf das Kind übertragen, letztere nur teilweise und gemischt. Von den beiden elterlichen Organkeimen für die Geschlechtsorgane soll nun der eine in den neuen Organismus übergehen, der andere in dem neuen Keimplasma zur Weiterentwicklung eingekapselt werden. J. G. Vogt vertritt nun die Ansicht, daß bei Zwitterbildung die beiden elterlichen Organkeime für die Geschlechtsorgane in den neuen Organismus übergingen und keiner eingekapselt würde. Die Sache liegt aber anscheinend noch etwas verwickelter.

Wir wissen aus der Entwicklung des menschlichen Embryo, daß er in den neun Monaten vor seiner Geburt alle Entwicklungsvorgänge der früheren unzähligen Milliarden von Jahren noch einmal schnell durchläuft. Wir haben die einfache Zelle, wir finden Flossen und Kiemen aus der Fischzeit angedeutet; später sieht der Embryo einem Affenembryo zum Verwechseln ähnlich, und dann erst kommt die spezifische Entwicklung zum Menschen. Wir wissen ferner, daß in der ersten Zeit die Anlagen sowohl zu weiblichen wie zu männlichen Geschlechtsorganen gleichmäßig vorhanden sind. Es ist dies wohl auch aus der Vergangenheit zu verstehen, wo in den Urzuständen

---

[1]) Siehe Oktober-Nummer 1907 d. Zeitschr.

der allgemeinen Entwicklung männliche und weibliche Geschlechtsorgane sich in einer und derselben Person befanden, die Natur sich also zur Fortpflanzung nur einer Person bediente, des Weibes. Erst in den weiteren Monaten der Entwicklung besiegt das eine Geschlecht das andere, aber durchaus nicht vollständig. Das männliche Kind zeigt bekanntlich Ueberreste weiblicher, das weibliche Ueberreste männlicher Geschlechtsorgane. Ich erinnere an die Brustdrüsen beim Knaben, aus denen wenige Tage nach der Geburt Milch in weitem Bogen herausgespritzt werden kann; ich erinnere an die breite Narbe des Hodensackes, welche aus dem Zusammenwachsen der Schamlippen entsteht, ich erinnere an den Kitzler des Weibes, welcher ein verkümmertes männliches Glied ist, usw. Beim Zwitter hat nun kein Geschlecht das andere überwunden; beide elterliche Organkeime haben sich im gegensätzlichen Gleichgewicht gehalten, und so sind weder die männlichen noch die weiblichen Geschlechtsorgane zur vollen Entwicklung gekommen; sie sind beide verkümmert. Dies kann sehr wohl dadurch entstanden sein, daß infolge einer Entwicklungsstörung beide elterlichen Organkeime in den neuen Organismus übergegangen sind; andererseits ist aber auch denkbar und sogar wahrscheinlicher, daß die Organkeime für die Geschlechtsorgane sich geteilt haben und nur Teile gleichzeitig in den neuen Organismus übergegangen sind. — Auf alle Fälle muß man einen Unterschied machen zwischen Organkeimen für die Bildung der äußeren Geschlechtsorgane und Organkeimen für geschlechtliches Empfinden. Dies schließe ich aus folgenden Tatsachen.

Mir sind zwei interessante Zwitterfälle bekannt geworden. Der erste Fall betraf ein junges Mädchen. Dasselbe wurde nach der Geburt trotz Zwitterbildung der Geschlechtsteile für ein Mädchen erklärt, weil die weiblichen Geschlechtsteile überwogen. Es wuchs als Mädchen unter Mädchen auf. Zur Zeit der Geschlechtsreife trat das Eigentümliche ein, daß das Mädchen mit der Stimme wechselte, und daß es die anderen Genossinnen sehr gern zärtlich berührte. Das Mädchen war also seinem Geschlechtsempfinden nach ein männliches Wesen und ist dann auch als solches weitergeführt worden. — Der andere Fall betraf einen jungen Mann, der wegen der mehr männlichen Entwicklung der Geschlechtsteile für einen Knaben erklärt worden war. Er wuchs zum Jüngling heran und mußte sich zur militärischen Aushebung stellen. Als er hier nackend vor dem untersuchenden Arzte stand, war er schüchtern und errötete wie ein Mädchen; außerdem hatte er gerade das monatliche Unwohlsein. Er mußte seitdem als Mädchen geführt werden. Auch hier finden wir trotz der mehr männlichen Geschlechtsbildung ein vollständig ausgebildetes weibliches Empfinden.

Wir sehen aus diesen Fällen, daß die äußeren Geschlechtsteile nicht das Entscheidende sind, sondern das männliche oder weibliche innere Geschlechtsempfinden. Während dadurch, daß die beiden elterlichen Organkeime für äußere Geschlechtsorgane entweder ganz oder vielmehr teilweise in den neuen Organismus übergehen, eine äußere Zwitterbildung hervorgerufen wird, kann andererseits trotzdem ein vollständig normales weibliches oder männliches Empfinden entstehen, weil die Organkeime für geschlechtliches Empfinden sich in normaler

Weise im Organismus entwickelt haben und in dem neuen Keimplasma eingekapselt sind.

Gehen wir einen Schritt weiter, so haben wir den Schlüssel für die Entstehung der gleichgeschlechtlichen Neigung. Während die Organkeime für äußere Geschlechtsbildung sich in normaler Weise im Organismus und im Keimplasma niedergelassen haben, hat die Entwicklungsstörung die Organkeime für geschlechtliches Empfinden betroffen. Sie sind entweder beide ganz oder beide teilweise in den neuen Organismus übergegangen und zwar in einer Gegensätzlichkeit zu den Organkeimen für äußere Geschlechtsbildung. Wo wir es den äußeren Geschlechtsteilen nach mit einem Mann oder einem Weib zu tun haben, da ist im Gegensatz dazu das Empfinden weiblich oder männlich.

Die Tatsachen bestätigen dies. Wir haben im Leben Männer und Frauen mit verkehrtem Geschlechtsempfinden. Ein äußerlich vollständig normal entwickelter Mann hat nur Liebesempfinden für den Mann und einen geschlechtlichen Abscheu gegen das Weib, und umgekehrt; ein normal entwickeltes Weib hat nur Liebesempfinden für das Weib und einen geschlechtlichen Abscheu gegen den Mann.

Zuweilen kann man bei schärferer Beobachtung, und wenn man weiß, daß es sich um Gleichgeschlechtliche handelt, auch noch äußerlich gewisse Anzeichen erkennen. Ich habe einen männlichen Gleichgeschlechtlichen von der frühesten Kindheit an zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er spielte am liebsten mit Puppen, schneiderte gern, trug gern Mädchenkleider. Als er zur Geschlechtsreife kam, war ein starkes, breites Frauenbecken in der Figur erkennbar. Ebenso kann man bei weiblichen Gleichgeschlechtlichen deutlich in Bewegung, Sprache und Haltung den männlichen Typus feststellen. Auch die Geschlechtsdrüsen scheinen auf weibliches und männliches Gebaren nicht ohne Einfluß zu sein. Bekannt ist, daß Frauen, denen die Eierstöcke entfernt wurden, etwas von der männlichen Natur annehmen, und daß die Eunuchen, denen die Hoden entfernt worden sind, eine feine weibliche Stimme und ebenso in ihren Zügen etwas Weibliches erhalten. Jedenfalls spielen auch die Organkeime für die Geschlechtsdrüsen bei dieser ganzen Frage eine Rolle.

Nun muß man bei den Gleichgeschlechtlichen Unterschiede machen. Die männlichen teilen sich in aktive und passive, die weiblichen in Vater und Mutter, also auch in aktive und passive. Bei den passiven männlichen und den aktiven weiblichen ist unzweifelhaft eine wohl vollständig gegensätzliche Geschlechtsempfindung vorhanden. Der passive männliche fühlt ganz mädchenhaft, die aktiv weibliche hat ganz männliches Empfinden. Dagegen muß man bei den aktiven männlichen noch einen übriggebliebenen Rest von männlichem Empfinden, und dementsprechend bei den passiv weiblichen noch einen übriggebliebenen Rest von weiblichem Empfinden annehmen. Der aktiv männliche sieht in dem passiv männlichen Gleichgeschlechtlichen doch wohl noch etwas Mädchenhaftes. Aehnlich ist die Zuneigung für Knaben bei aktiven männlichen Gleichgeschlechtlichen dadurch zu erklären, daß die Knaben vor der Geschlechtsreife in ihren Formen und Aussehen etwas Mädchenhaftes haben. Wir wissen ja, daß die Mannbarkeit erst durch die Samenabsonderung der Hoden in die Erscheinung

tritt. Das passive gleichgeschlechtliche Weib sieht dagegen in dem aktiven Weibe doch immer noch etwas Männliches, muß also doch noch etwas weibliches Empfinden haben.

Dies kann dadurch erklärt werden, daß die Organkeime für geschlechtliches Empfinden nicht im vollen Umfange übergetreten sind, sondern nur teilweise, so daß neben einem stärkeren Teil eines Organkeimes ein gegensätzlicher schwächerer Teil im neuen Organismus sich niedergelassen hat.

Diese beiden Teile können sich unter Umständen die Wage halten, so daß der Betreffende zweigeschlechtlich veranlagt ist. Er verkehrt je nachdem mit dem gleichen oder dem gegensätzlichen Geschlecht.

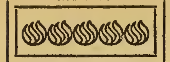
Ebenso kann die gleichgeschlechtliche Neigung verschiedene Stärke haben. Es gibt entschieden eine Reihe Männer und Frauen, die, wie man sich auszudrücken pflegt, einen weiblichen bez. einen männlichen Einschlag haben. Hier ist von dem gegensätzlichen Organkeime nur ein Teilchen im Organismus eingebürgert.

Wenn man sich diese theoretischen Auslassungen, sowie die Beobachtungen im Leben vor Augen hält, die, wenn der Blick einmal geschärft ist, ziemlich umfangreich sind, so kann man keinen Augenblick im Zweifel sein, daß alle diese Erscheinungen angeboren und nicht erworben sind. Wenn man auch Fälle hat, und zwar bei Jugendlichen, die den Eindruck machen, als wäre bei diesen die Neigung erworben, so ist dies entschieden eine Täuschung. Erst nach Eintritt der Geschlechtsreife kommt diese Neigung öfters erst klar zutage und kann durch den Verkehr voll erweckt werden. Die Neigung ist aber stets angeboren und kann als solche nicht erworben, wohl aber gesteigert werden. Es können in der Anlage vorhandene Eigenarten wohl weiter ausgebildet werden, aber nicht vorhandene können auf keinen Fall erweckt werden. Wer ganz unmusikalisch ist, kann auch durch den besten Unterricht nicht musikalisch gemacht werden.

Es herrscht nun unter den Laien fast allgemein und zum Teil selbst noch unter den Aerzten die Anschauung, daß Gleichgeschlechtlichkeit ein erworbenes Laster sei. Sie denken es sich so, daß abgebrauchte Wüstlinge nur noch bei ganz Außergewöhnlichem, bei Verbotenem Reiz und Wollust empfinden. Es ist dies entschieden vorbeigedacht. Jeder geschlechtlich normal Empfindende wird es mir bestätigen, daß wir Normalen einen unüberwindlichen Abscheu vor geschlechtlicher Berührung des gleichen Geschlechtes haben. Dieser Abscheu geht auch bei einem Wüstling nicht verloren. Wenn Wüstlinge sich am gleichen Geschlecht vergreifen, so haben sie mindestens einen angeborenen gleichgeschlechtlichen Einschlag, der immer mehr ausarten kann.

Jene von Generation zu Generation durch Suggestion so allgemein verbreitete Ansicht hat auch einen Teil der Aerzte beeinflußt; sie sind eben mit dieser Anschauung groß geworden. Erst wenn durch hervorragende Fälle ihnen das ärztliche Auge geöffnet ist, erst wenn sie die gleichgeschlechtlichen Vorgänge zu erkennen gelernt haben, dann fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen. Sie werfen alle Zweifel über Bord und erklären den Zustand auch ihrerseits für angeboren. Und die Zahl dieser Aerzte mehrt sich von Jahr zu Jahr.

Die Anschauung nun, daß diese angeborene Neigung ein Laster, eine Widernatürlichkeit sei, hat zu einem widernatürlichen Gesetz, zu dem bekannten § 175 des Strafgesetzbuches geführt. Jedes Gesetz ist widernatürlich, das sich dem Naturerkennen entgegen aufbaut. Der § 175 richtet sich wider etwas Natürliches. Wie unfähig und unklar die Gesetzgeber gewesen sind, die diesen Paragraphen verbrochen haben, geht schon daraus hervor, daß sie die Gleichgeschlechtlichkeit bei den Frauen, von der sie trotz ihrem reichlichen Vorhandensein anscheinend gar keine Kenntnis gehabt haben, ganz unberücksichtigt gelassen haben; der Paragraph bestraft die männliche gleichgeschlechtliche Betätigung sehr hart, die weibliche dagegen ist straflos. Wir haben ein derartiges Gesetz nicht nötig, da ja Vergehungen an Minderjährigen usw. ohnedies strafbar sind. Hat man durch diese Bestrafung bessere Zustände erreicht? War dieselbe notwendig, um einer Weiterverbreitung des Uebels zu begegnen? Da die Verfehlungen nur infolge von angeborenen Naturtrieben entstehen, so kann die Bestrafung auf die Ausbreitung und Verminderung gar keinen Einfluß ausüben. Wie sah und sieht es denn bei anderen Völkern aus, bei denen keine Bestrafung erfolgte bez. erfolgt? Wir wissen, daß besonders die Griechen in ihrer Blütezeit der Knaben- und Jünglingsliebe in starkem Maße huldigten und dies durchaus nicht verheimlichten. Die griechischen Helden hatten fast alle mit schönen Jünglingen innige Freundschaft, wodurch sie zu den größten Heldentaten angefeuert wurden. Man sah in solcher Liebe etwas Ideales. Aber auch bei den heutigen Völkern, die keine Bestrafung für gleichgeschlechtliche Vergehen haben, wie bei den Italienern, liegen die Verhältnisse entschieden nicht schlechter als bei uns, wo durch Anklagen die Dinge an die Oeffentlichkeit gebracht und durch alle Tageszeitungen gezerrt werden. Dadurch werden wir dem Auslande gegenüber bloßgestellt. Der § 175 hat dagegen bei uns eine ganz bedenkliche Menschensorte entstehen lassen. Es haben sich gewerbsmäßige Erpresserbanden gebildet. Dieser Aussatz der Gesellschaft stellt sich, ganz gleich, ob gleichgeschlechtlich oder nicht, den unglücklich Veranlagten zur Verfügung. Ist ihm eine solche gelungen, so wird von seinen Opfern dauernd Geld erpreßt, bis diese an den Bettelstab gekommen oder sich eine Kugel durch den Kopf geschossen haben. So manchen geheimnisvollen Selbstmorden, bei denen vom amerikanischen Duell gefabelt wurde, lagen derartige Erpressungen zugrunde, oder sie haben sonst irgendeinen gleichgeschlechtlichen Hintergrund. Trotz mehrfachen Eingaben behufs Abschaffung des § 175 ist nichts erreicht worden. Auch das Parlament hat vollständig versagt. Die meisten Menschen sind eben vollständig unwissend in diesen Dingen. Wer aber eine klare Erkenntnis davon hat, wagt nicht mit derselben hervorzutreten, um nicht in den Verdacht der Gleichgeschlechtlichkeit zu kommen; denn die mit einem solchen Triebe Behafteten werden nicht als unglückliche Menschen, sondern als Verbrecher angesehen.



Berichte und Notizen.



Rassenentartung bei Fischen. In früheren Zeiten war der Brachsen mit Ausnahme des Tegernsees und des Walchensees, in welchen er nie heimisch war, in allen bayerischen Seen zu treffen und gelangte nicht selten in Exemplaren von 10—12 Pfund und darüber zum Fange. Heute kommen Brachsen mit dem bezeichneten Gewichte nur mehr im Bodensee und Starnbergersee vor, in allen übrigen Seen aber erreicht der in Rede stehende Fisch in der Regel nur mehr ein Gewicht von $1^1/_2$—2 Pfund, ja in manchen, wie z. B. im Simsee und im Alpsee bei Immenstadt beträgt das durchschnittliche Stückgewicht nur mehr $^1/_2$ Pfund. Gleichzeitig aber wird von manchen Seebecken eine ganz bedeutende Zunahme der Individuenzahl, ja vom Simsee und Wagingersee z. B. ein geradezu massenhaftes Auftreten von Brachsen berichtet, und das eben ist der springende Punkt, der uns eine Erklärung für die unverkennbar fortschreitende, mit der quantitativen Vermehrung Hand in Hand gehende Degeneration finden läßt. Die Brachsen in unseren Seen haben sich übermäßig vermehrt, und die nächste Folge ist der Eintritt von Nahrungsmangel und damit die Entstehung einer immer kleiner werdenden, verkümmerten Hungerform. Die degenerierten Kümmerlinge aber, welche schon als kaum viertelpfündige Fische fortpflanzungsfähig werden, vermehren sich ins Ungemessene, bis sie schließlich einer allzu großen Hungersnot oder einer durch letztere bedingten Epidemie zum Opfer fallen. Das ist der unaufhaltbare Gang der Natur. Jede Degeneration läuft in ihrem letzten Ende in völlige Vernichtung der Art aus. Klassische Beispiele hierfür liefern uns in unserem Falle der Eibsee und der Schliersee. Im Eibsee gab es vor 40 Jahren noch einen ziemlich reichen Brachsenbestand, der aber heute völlig ausgestorben ist. Ebenso ist der Brachsen vollkommen verschwunden aus dem Schliersee, woselbst im Jahre 1890 die letzten zwei Stück gefangen wurden. In den beiden Seen sind die Brachsen dem Gespenst der Degeneration, das über den Brachsenbeständen sämtlicher bayerischen Seen gefahrdrohend zu schweben scheint, bereits gänzlich zum Opfer gefallen. Dem brachsenleer gewordenen Eibsee und Schliersee scheint als nächster See, in welchem die Brachsen verschwinden werden, der bereits genannte Alpsee folgen zu müssen. Hier ist nicht nur die verkümmerte Hungerform, sondern auch bereits ein rapider Rückgang der Individuenzahl zu verzeichnen, so daß in dem genannten See in der Tat das Todesurteil des auf den Aussterbeetat gesetzten Brachsenbestandes zur gegenwärtigen Zeit seinen langsamen Vollzug zu finden scheint. Und das wird — wenn auch in fernerer Zeit — der natürliche Lauf der Dinge in den anderen Seen sein. Der Brachsen wird aus der Fischfauna der bayerischen Hochlandsseen gestrichen werden müssen, wenn nicht zu rechter Zeit noch Maßnahmen getroffen werden, die diesem Vorgang Einhalt zu gebieten vermögen, d. i. Dezimierung der degenerierten Bestände und Einführung einer großwüchsigen Brachsenform. (Allg. D. Fischereizeitung.)

Anthropologie und klassisches Altertum. Die Oxford University Preß ist im Begriffe, einen Sammelband herauszugeben, der auch bei uns gewiß großem Interesse begegnen wird. Im Laufe der letzten Wochen haben eine Anzahl hervorragender Oxforder Gelehrten populärwissenschaftliche Vorträge über „Anthropology and the Classics" gehalten, die jetzt im Drucke erscheinen, nachdem sie von einer außergewöhnlich großen und interessierten Zuhörerschaft angehört waren. Artur Evans, der berühmte Entdecker der minoischen Kultur, dessen Studien über die kretische Schrift weit bekannt sind, sprach über die „Anfänge der europäischen Schrift", beginnend von den Wandkritzeleien des Renntierzeitalters. — Andrew Lang suchte aus den spärlichen Zeugnissen eine „Homerische Anthropologie" zu entwickeln, während Professor Gilbert Murray, der neuernannte Professor des Griechischen, bei Hesiod reichliches anthropologisches Material findet und eine neue Theorie über die Bedeutung von θεός vorlegte. — Prof. Myres, dessen Arbeiten über cyprische Altertümer überall Anerkennung gefunden haben, suchte den Nachweis zu führen, daß Herodot in einem Zeitalter schrieb, das von Anthropologie, Naturwissenschaft und Evolution bereits ein Wissen hatte, und dem nur ein Begriff von der relativen Persistenz von physischen im Vergleich mit Kultureigenschaften fehlte, um mit moderner Anthropologie zu rivalisieren. — Principal Jevons sprach über die Magie der klassischen Welt, insbesondere über das magische Durchnageln eines Feindes. — Der letzte Vortrag ist der des Althistorikers und Mythologen Warde Fowler über

römische Lustration und die Lustralprozession. — Der Herausgeber des wichtigen Sammelbandes ist der Sekretär des Oxford Committee for Anthropology. Wir nehmen mit besonderer Genugtuung von diesen Oxforder anthropologischen Arbeiten Kenntnis, weil hier das von Furtwängler für uns angestrebte und geforderte Hervortreten der klassischen Altertumswissenschaft in den prähistorisch-anthropologischen Studien zur Wirklichkeit geworden ist. Die sämtlichen Vortragenden sind bekannte und hervorragende Archäologen oder klassische Philologen. (Wissensch. Beilage der M. N. N.)

Archäologisches aus Aegypten. Bei den Ausgrabungen Dr. Garstangs (von dem Liverpooler Institut für Archäologie) zu Abydos in Unterägypten, die in letzter Zeit zu bedeutsamen Entdeckungen geführt haben, wurde ein Grab aus der Hyksos-Periode, ungefähr aus der Zeit 2000 v. Chr., gefunden. Der Fund ist der erste seiner Art. Das Grab enthielt eine Anzahl feiner Tonwaren von ausgesprochen nichtägyptischem Charakter, die den Keramiken ähneln, welche man in Syrien und Kleinasien gefunden hat. Diese Entdeckung führt darauf, daß das bisher in so geheimnisvolles Dunkel gehüllte Volk der Hyksos wahrscheinlich der hethitischen Rasse zuzurechnen ist, deren Reich sich vom Euphrat bis zum Aegäischen Meer erstreckt hat, und deren Hauptstadt noch heute durch die Schutthügel von Baahaz-Keni bezeichnet wird.

Fortschritte im Säuglingsschutz. Das deutsche Kriegsministerium hat die Direktionen der Spandauer Militärwerkstätten angewiesen, den dort beschäftigten Arbeiterinnen, die als Mutter ihre Säuglinge selbst stillen, täglich einen dreistündigen Urlaub zu erteilen. Zugleich hat der Minister angeordnet, daß diese Arbeiterinnen, die die freie Zeit zum Stillen ihrer im Säuglingsheim befindlichen Kinder verwenden müssen, trotzdem denselben Lohn erhalten, als wenn sie während dieser Zeit gearbeitet hätten.

Die Franzosen als Absinthtrinker. Die Gefahren des Alkoholgenusses macht Jules Claretie im Temps zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung, in der er zahlenmäßig nachweist, wie der Alkoholverbrauch in Frankreich von Jahr zu Jahr sich steigert und mit ihm die verderblichen Folgen für die Volksgesundheit. Noch im Jahre 1894 gab es in Frankreich 450 000 Ausschankstellen für Alkohol-Getränke; heute ist die Zahl auf über eine halbe Million angewachsen und steigt trotz des Stillstandes der Bevölkerungszahl weiter. 1894 verbrauchte die französische Nation insgesamt 37 Millionen Hektoliter alkoholischer Getränke; 12 Jahre später überschritt der Konsum bereits 50 Millionen Hektoliter. Es ist interessant, daß die Kriminalität mit der Zunahme des Alkoholkonsums gleichen Schritt gehalten hat, und zugleich zeigt die Statistik ein vermehrtes Vorkommen der Geisteskrankheiten. Im Jahre 1893 zählte man in Frankreich 59 000 Wahnsinnige; 1904 betrug deren Ziffer bereits 70 000. Seit dem Gesetze von 1881, das den Verkauf von Spirituosen freigibt, ist auch die Selbstmordsrate in stetem Wachsen und erreichte im Jahre 1903 bereits die Zahl 8800, wo 50 Jahre früher nur 3500 Selbstmorde vorkamen. Was die französischen Patrioten dabei am schwersten beunruhigt, ist die wachsende Beliebtheit des verderblichsten aller alkoholischen Getränke, des berüchtigten Absinths. Trotz aller propagandistischen Abwehrmittel wächst der Absinthkonsum von Jahr zu Jahr in beängstigender Weise. Im Jahre 1901 wurden in Frankreich 279 000 Hektoliter Absinth verbraucht, 3 Jahre später überstieg der Konsum bereits 359 000 Hektoliter, und er ist seitdem noch weiter gewachsen. Nach den letzten Berechnungen entfällt auf jeden Kopf der Bevölkerung jährlich nicht weniger als ein Liter Absinth.

Die Verschüttung der physischen Kraftquellen Deutschlands. „Einschließlich aller Freiwilligen und Ersatzreservisten mustert jetzt Ostpreußen immer noch über drei Viertel aller Pflichtigen als tauglich, die ostelbischen Provinzen, Elsaß-Lothringen, Hessen-Nassau, Hannover, Baden, Württemberg und Bayern folgen dicht hinterdrein; am schlechtesten stehen Brandenburg (wegen Berlins) mit etwa 60 pCt., Königreich Sachsen mit etwa 55 pCt., Rheinland-Westfalen mit etwa 50 pCt. Greifbar ist eben der peinliche Unterschied zwischen Stadt und Industrie einerseits, Landvolk andererseits. Diesen Unterschied möchte nur ein falsch angewendeter Lokalpatriotismus hinwegleugnen, um auf die Träger politischen Fortschritts nichts kommen zu lassen; in Wirklichkeit ist er nicht so klaffend, sondern wegen der Verschiedenheit aller Voraussetzungen auch einleuchtend. Zumal in jenen leider verklungenen Zeiten, als auf dem Lande noch keine Fabriken lagen, die Dörfer wirk-

liche Bauerndörfer, nicht Halbstädte waren und Winters durchweg noch mit Flegeln gedroschen wurde, bewährte sich das Wohnen auf dem Lande als gesunderhaltend, Landarbeit als rückenstärkend. Nur wo heute aus Mangel an Händen Knaben oft schon Manneswerk verrichten müssen, wachsen die Kleinen schlecht heran. Im allgemeinen stellen aber unsere Bauern immer noch den besten Ersatz für Ertragung von Strapazen, die Industrie nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ minderwertigen, zumal für Marschleistungen. Der bekannte preußische Abgeordnete Dr. Ritter, der während des Krieges von 1870 in Niederschlesien Aushebungsoffizier war, fand im Industriekreise Waldenburg nur 9—10 pCt., im ländlichen Nachbarkreise Striegau 60 pCt. aller Stellungspflichtigen tauglich. Ein ähnliches Verhältnis herrscht heute noch überall vor und wird nur durch das neuerliche Durcheinanderwohnen von Fabrik- und Ackerbevölkerung verschleiert. Die anscheinend günstigeren Ziffern vieler Städte rühren von Einwanderern her, die ihre gesunden Knochen und Säfte der Industrie herzubrachten. Ostpreußen war bekanntlich die einzige preußische Provinz, die bei reicher Geburtenzahl Jahre hindurch an Bevölkerung abnahm, in der Zählungsperiode von 1885—1900 um 2000 Seelen, so daß 133 000 meist Erwachsene als weggezogen berechnet werden mußten. Im ganzen sind in derselben Zeit aus Ostelbien 640 000 Menschen, und zwar natürlich die rührigsten, den großen westlichen Städten und Industriebezirken zugezogen, ein Strom, der immer noch anhält, abgesehen von den zwei selber industriell beeinflußten Regierungsbezirken Oppeln und Potsdam. Von den auf dem Lande noch Geborenen, in der Stadt nur Herangewachsenen, allenfalls auch von deren Nachkommenschaft schwellen die städtischen Musterungslisten; die folgende Generation ist meistens schon angefault, die vierte welk und für muskulöse Leistungen nicht mehr tauglich, oft gänzlich entsäftet und verdorben. Wer das bezweifelt, blicke Berlins Geburtenziffer an, die nicht nur lange schon prozentual im Rückgang begriffen war, sondern 1902 auch absolut zu steigen aufhörte. Die Einwohnerzahl nahm riesenhaft zu und die Geburtenziffer sank zuletzt. Das Wachstum geschah durch Zuwanderung und weil eine unfruchtbare Stadt von drei Millionen schließlich immer noch mehr Kinder hat als eine fruchtbare von ein paar Hunderttausend. Von wirklichem Kindersegen aber kann man höchstens noch in einzelnen Familien, nicht allgemein im Deutschen Reich und am allerwenigsten in unseren Großstädten sprechen. In jenem denkwürdigen Jahr zählte man in Berlin 49 511 Geburten gegen 51 202 des Vorjahres. Mehr als der vierte Teil aller Berliner Ehen bleibt überhaupt kinderlos. In den zwei Jahrzehnten, die jenem Unglückstermin vorhergingen, war in Berlin die Zahl der niederkommenden Frauen, auf je 1000 geburtsfähige berechnet, von 228 auf 148 zurückgegangen. Im Jahre 1876 noch hatte selbst Berlin auf 1000 Einwohner etwa 47 Geburten buchen dürfen; diese Zahl ist inzwischen auf die Hälfte herabgemindert.“ (R. Hessen in der „Deutschen Rundschau“.)

Die deutsche Diplomatie als Domäne des Adels. In der „Frankfurter Zeitung“ befindet sich eine sehr berechtigte Kritik unseres auswärtigen diplomatischen Dienstes unter dem Gesichtspunkt seiner Besetzung mit Adligen und Bürgerlichen. Eine namentliche Aufzählung sämtlicher deutscher Botschafter und Gesandten und der den Botschaften beigegebenen Räte und Hülfskräfte führt zu dem übrigens nicht neuen oder überraschenden Ergebnis, daß auf die rund hundert Namen unserer auswärtigen Vertreter nur vier bürgerliche kommen. Bezeichnend ist außerdem, daß diese vier nichtaristokratischen Herren möglichst außer europäischer Sehweite untergebracht sind oder waren, so G. Coates in Abessinien, Dr. Rosen in Marokko, Nemrich (jetzt Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt) in Persien und Dr. Michahelles in Peru. Geradezu „glänzende“ Namen weisen aber natürlich die europäischen Höfe in Wien, Petersburg, London usw. auf. Es ist gar keine Frage, daß die Mißerfolge unserer Auslandspolitik zum Teil auch auf das Konto diplomatischer Unfähigkeit zu schreiben sind. Dabei glaubt man offenbar, die geborenen Diplomaten ausschließlich in adligen Kreisen suchen zu müssen, denn anders als durch künstliche Absperrung gegen Bürgerliche läßt sich die Exklusivität unseres diplomatischen Korps nicht aufrecht erhalten. Man hat aber alle Ursache im deutschen Volk, gegen die geborenen Diplomaten und ihre besonderen Fähigkeiten mißtrauisch zu sein. Die Forderung, daß auch auf diesem Gebiet nur dem Tüchtigsten, ohne Rücksicht auf den Namen, das Amt anvertraut werden sollte, ist schon oft genug erhoben worden, auch im Reichstage. Eine wirkliche Wendung zum Besseren aber sieht man nicht. Die noch jüngst vom Staatssekretär von Schoen gegebene Zusicherung, er sehe ein, daß dem diplomatischen Dienst frisches Blut zugeführt werden müsse, ist diesmal hoffentlich etwas anderes als die übliche Beruhigungs-

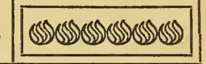
pille, mit der man die Erregung der öffentlichen Meinung glaubt einschläfern zu können, ohne ernstlich an Reformen zu denken. „D. T.“

Die neue Moral wurde von Pastor Baars-Vegesack in einem Vortrage vor der Berliner Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes behandelt. Der Referent führte u. a. aus, die Frage, ob wir heute schon eine Kultur hätten, sei zu verneinen; denn der Mensch der Gegenwart sei nicht edel, hülfreich und gut, wohl aber sei die Sehnsucht und der Wille zur wahren Kultur vorhanden, und diese wahre Kultur beruhe auf der inneren Bildung, die aus sich heraus erst innere Kultur schaffe und nicht aus Furcht vor Strafe im Diesseits oder Jenseits moralisch sei. Die neue Moral wird zwar auch Normen und Gesetze haben, die aber nicht, wie die heutigen, aus uralter Vergangenheit stammen, für ihre Zeit sehr vorgeschritten waren, aber heute nicht mehr maßgebend sein können. Das Leben selbst ist Gottes Dogma; wir erhoffen auch heute eine Erlösung, aber nicht durch einen außerweltlichen Gott oder den Sühnetod Christi, sondern durch den Entwicklungsgedanken, der das Böse für das in der Entwicklung zurückgebliebene Gute erklärt. Das oberste Gebot wahrer Sittlichkeit ist der Satz „Du sollst tun, was die Menschheit in der Entwicklung fördert, und lassen, was sie daran hindert“. Vernunft und Gewissen sind die Leitsterne der neuen Moral, die keine Revolution, sondern Entwicklung zu größerer Freiheit schafft. Wer die neue Moral für sittlich lax hält, spricht eine aus bösem Willen entstandene Behauptung aus. Die alte Moral, die mit Stock und Peitsche bessere Menschen erziehen will, ist pessimistisch, die neue optimistisch, da sie trotz alles Prophezeiens ein Aufsteigen der Menschheit annimmt, auch in sittlicher Beziehung. Indem wir die Ursachen des Schlechten erkennen, erziehen wir besser, nicht strenger. Die individuelle Ethik fordert für jeden einzelnen die Möglichkeit, sich harmonisch zur Ausnutzung aller seiner Kräfte zu entwickeln; unsittlich dagegen vom Entwicklungsgedanken aus ist das nur „sich ausleben“ wollen, da es im Gegensatz steht zur sozialen Ethik, die die Lebensbedingungen des Ganzen für das sittliche Handeln für bestimmend erklärt, und durch den Zusammenschluß aller jeden einzelnen fördert und zu möglichster Vollkommenheit entwickelt. Dadurch wird verhütet, daß der gesunde Egoismus in Selbstzucht und Rücksichtslosigkeit ausartet. Tugend soll wieder Tüchtigkeit heißen, entsprechend der „virtus“ der alten Römer, und arbeiten beten. Wer an Entwicklung glaubt, ist grundsätzlich tolerant; es ist unsittlich, das höchste Menschenrecht, das Vertreten seiner Persönlichkeit, zu verkümmern. Auf Grund dieser theoretischen Auseinandersetzungen ging Vortragender dazu über, die praktischen Folgerungen dieser neuen Moral wenigstens andeutungsweise zu ziehen, um zum Nachdenken und Studium und zur Beobachtung des Lebens anzuregen. Er stellt dabei als Grundsatz auf, daß niemand das Recht habe, seine Nebenmenschen auszubeuten, aus selbstischen Gründen zu schädigen oder zu vernichten. Er nimmt Bezug auf das Ergebnis der preußischen Steuerveranlagung, die für den größten Teil des Volkes kaum das Existenzminimum nachweist und fordert wirtschaftliche Reformen. Die Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, die Greuel der Heimarbeit usw. müssen bekämpft werden, damit das deutsche Volk wirklich ein Kulturvolk wird. Die Frauenarbeit bedeutet in vielen Gewerben einen Mißbrauch der Mutterschaft, da die Schädlichkeiten derselben den Tod der Frucht herbeiführen, und ist daher unsittlich. Auch die Bekämpfung des Alkoholismus, der Tuberkulose und der Geschlechtskrankheiten ist eine weitere Aufgabe der sozialen Ethik, die es auch nicht begreift, daß der Staat ein Interesse daran hat, minderwertige, unheilbare Menschen mit ungeheuren Kosten aus falschem Mitleidsgefühl zu erhalten. Wo die Opferung eines derartig minderwertigen Wesens für die Entwicklung notwendig ist, ist sie erlaubt, natürlich unter allen Kautelen, die die Wissenschaft bietet. Die Schändung des Selbstmörders durch Verweigerung des ehrlichen Begräbnisses ist eine Roheit; man muß die Schuld nicht bei dem Einzelnen suchen, sondern da, wo sie wirklich liegt. Auch die Erziehung des Kindes muß eine andere werden; nicht das Beugen unter den Willen der Eltern durch Züchtigen, sondern die Entwicklung zu stolzen, kraftvollen Menschen ist anzustreben und kein Ueberfüttern mit totem Wissen als Ballast. Der Krieg muß verschwinden, der die kraftvolle Jugend in den Tod treibt, während die Minderwertigen von demselben Staat geschützt werden. Der Strafvollzug entspricht mehr dem Rachegefühl, und falls die Todesstrafe nicht entbehrt werden könnte, soll sie wenigstens nicht zum öffentlichen Schauspiele werden. Die Verbrechen sind Krankheiten der Allgemeinheit: man soll die Ursachen derselben vermindern, und nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes verurteilen, sondern der Quelle des Verbrechens nachgehen, und dementsprechend Milde walten lassen. Beide Geschlechter müssen gleich im freien Ringen sein. Die

alte Moral ist eine Herrenmoral, die die Frau entrechtet. Die Frauenfrage ist eine Kulturfrage ersten Ranges, da so viele Frauen unverheiratet bleiben, was einen ungeheuren Verlust an Menschenmaterial bedeutet. Es muß allgemein anerkannt werden, daß ein Mann, der ein Mädchen nach ihrer schweren Stunde verläßt, das Gegenteil eines Ehrenmannes ist; auch ist es unsittlich, ein Kind zu erzeugen, ohne es erziehen oder ernähren zu können, verbrecherisch, wenn der Wille dazu fehlt. Möglichst frühe Gelegenheit zur Eheschließung wird die Prostitution mit ihren Folgen beseitigen, wozu noch eine Reform der Ehe und eine Versittlichung des Konkubinats beitragen wird. Zum Schluß streift Vortragender noch die Rassenhygiene, die dafür zu sorgen hat, daß die hervorragenden und mittelmäßigen Individuen gezüchtet werden, die schlechten und minderwertigen ausgerottet werden, wobei man vor energischen Schritten nicht zurückschrecken dürfe. — („Der Monismus" 1908, Nr. 28.)



Bücherbesprechungen.



Berolzheimer, Dr. jur. F., System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Band 1—5. München 1904—1907, O. Beck.

Wohl mag ein Bedürfnis vorgelegen haben, 25 Jahre nach dem letzten großen System der Rechtsphilosophie von Lasson (1882) den Gegenstand wiederum und zwar von den Gesichtspunkten einer jüngeren Generation zu behandeln. Trotzdem war es ein Wagnis, bei der Ueberwucherung des Spezialistentums und der bloßen Routine in den heutigen juristischen Kreisen, die höchstens durch volkswirtschaftliche Studien und Interessen von ihrer abstrakt-formalistischen Betrachtung der Dinge und Vorgänge sich gelegentlich ablenken lassen, eine philosophische Durchdringung und Zusammenfassung des ganzen Gebietes zu unternehmen.

Ein Wagnis war die Ausarbeitung eines Systems der Rechtsphilosophie auch noch aus einem zweiten Grunde. Wie seiner Zeit v. Savigny in einer Epoche geistiger und politischer Reaktion oder mißtrauischen Zauderns, ob man den Fuß in unbekanntes Zukunftsland setzen dürfe, die berühmte Frage aufwarf, ob das Zeitalter zur Gesetzgebung fähig sei, so könnte man auch heute, in dem gärenden Gewirre der Meinungen, in dem Ringen nach einer wohlgegründeten Welt- und Lebensanschauung die Frage erheben, ob die Zeit geeignet sei für die Ausgestaltung eines Systems der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Ein solches sollte ja nicht bloß den idealen Bedürfnissen eines oder einiger Gelehrten dienen, sondern, reich an Zukunftsgedanken, Bahn brechen für einen erheblichen Fortschritt, für eine wesentliche Neugestaltung des Staats- und Rechtslebens, sowie es seinerzeit die Philosophie der Aufklärung, das heute so vielgeschmähte, aber trotz aller Irrtümer von herrlichem, idealem Schwung erfüllte „Naturrecht" tat, das in großartigen Gesetzbüchern, wie im preußischen Landrecht und im Code civil und Code penal Napoleons oder in den späteren Staatsverfassungen dauernde Spuren seiner kulturschaffenden Wirksamkeit hinterließ.

Denn das erkennt auch der Verfasser des vorliegenden Systems der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie an, daß „ein solches nur aus dem Boden einer Weltanschauung erwachsen, nur durch exakt wissenschaftliche Methode begründet und durchgeführt werden könne". Aber — liegt uns heute eine solche, Geist und Gemüt befriedigende Welt- und Lebensanschauung vor? Hat insbesondere der Verfasser sich zu einer solchen durchgerungen? Hat er den festen Boden einer wissenschaftlich haltbaren und praktisch brauchbaren Philosophie erreicht, von dem aus sich, wie von einer höheren Warte, auch die Einzelgebiete des Rechts- und Wirtschaftslebens mit Seherauge überblicken, Zukunftskeime auf ihre Fruchtbarkeit prüfen, neue, entwicklungsfördernde Anregungen aussenden lassen?

Eine kurze Prüfung namentlich der drei ersten Bände des vorliegenden Werkes mag auf diese entscheidende Frage Antwort geben!

Schon in der Vorrede bemerkt Verfasser mit Recht, daß auch für die Rechtsphilosophie eine neue Methode anzuwenden sei. „An Stelle erdentrückter Phantasie tritt reale Forschung, die das Gegebene klar ins Auge faßt." Namentlich von der Prähistorie und von der Rechtsvergleichung erhofft er wertvolle Hülfsmittel, die gestatten, das Dunkel, von dem die Anfänge von Recht, Wirtschaft, Gesellschaft

und Staat früher bedeckt waren, einigermaßen aufzuhellen. Aber eine idealistische Synthese, die, in exakter Methode auf realem Boden die Wurzeln findend, gleichwohl den letzten Erdenrest abstreift, erwartet er nur von der Philosophie. Zugleich wünscht er mit Heranziehung der Wirtschaft die Rechtsbegriffe mit lebendigem Inhalt zu erfüllen, denn „Wirtschaft und Recht verhalten sich wie Inhalt und Form, wie Kern und Schale". —

Der ganze erste Band jedoch verliert sich in philosophischen Erörterungen, die von der erstrebten „exakten Methode" weit abführen und meines Erachtens mit einer Rechtsphilosophie recht wenig zu tun haben, wie z. B. die Geschichte des Erkenntnisproblems oder gar die Untersuchungen über Raum, Zeit, Zahl und Kausalität. Und statt zu der erwarteten empirischen oder positiven Weltanschauung gelangt Verfasser zu einer „ideologischen". Nicht aus den wirtschaftlichen, sozialen und idealen Bedürfnissen oder Interessen leitet er das Recht ab, sondern aus der ideenschaffenden, daher ideologischen Vernunft, die „eine absolute Scheidelinie zwischen Tier und Naturmensch einerseits und dem mit göttlichem Odem beseelten Kulturmenschen andererseits darstellt". — Mit diesem schroffen Dualismus verirrt sich Verfasser in die Regionen eines Neuplatonismus, der ihn in den „Ideen" die intuitiv erschauten „Urformen alles Seins, welche der menschliche Geist nicht schafft, sondern nur erfaßt", erblicken läßt. „Die Gesamtheit der vormenschlichen, ewigen und unwandelbaren Ideen ist die Form, in welcher sich die Gottheit den Menschenkindern offenbart, sobald sie Kulturmenschen geworden sind (!!) und die Fähigkeit erlangt haben, Göttliches zu fassen, ideologisch zu denken." —

Hier rächt sich am Verfasser die geringschätzige Abweisung der mißverstandenen Biologie. „Der Darwinismus hat die Schranke zwischen Tierheit und Menschheit beseitigt. Meine Philosophie richtet sie wieder auf, aber verschiebt sie: eine Wesenskluft trennt den Kulturmenschen, der ideologisch denkt, von allen Lebewesen vor und unter ihm, auch vom Naturmenschen" (S. 188, Anm. 7).

Ob nicht eine richtig verstandene Biologie, die keineswegs „notwendig zum Atheismus und Materialismus führen muß" (vergl. Vorrede), sondern uns die allgemeinsten Lebensgesetze und -zwecke enthüllt, sowie eine genetisch daran anknüpfende Soziologie[1]), aus welcher wir die besonderen Aufgaben und Ziele der menschlichen Gattung erfahrungsmäßig entnehmen können, für eine moderne Rechtsphilosophie eine tragkräftigere, fruchtbarere Unterlage ergäben, als eine derartige Ideologie?

Ein hinreichendes Verständnis für Inhalt und Ziele des gewordenen wie des werdenden Rechtes dürften dem modernen Forscher nur die natur- und kulturgeschichtlich erfaßte volle (animale, soziale und ideale) Menschennatur und ihre bisherige Kultur- und Organisierungstätigkeit (Wirtschaft, Ethik und Politik) gewähren. — Seine ideologische Philosophie hindert den Verfasser auch, das Werden, die Entwicklung richtig zu würdigen. „Wer eine göttliche Weltordnung, ein göttliches Walten (im religiösen oder philosophischen Sinn) annimmt, für den bedeutet die Ansicht einer zunehmenden Vollkommenheit, eines geistigen oder sittlichen Fortschritts als wirklichen Zuwachses von Intellektualität oder Moralität einen Widerspruch in sich selbst" (S. 228). Daher auch die Ueberschätzung der christlichen Ethik, „deren unvergängliche Geltung in der Anerkennung des Menschen, in der Findung und Wertung der Menschheit liegt" (229; S. 262 unten). So will Verfasser auch „Norm und Maßstab des Wollens" in seiner ideologischen Weltauffassung finden (Lebe als Kulturmensch! Betätige dich als das, als was du erkennst!") und wirft den auf der Biologie aufbauenden Ethikern vor, „zu übersehen, daß man die Sache auf den Kopf stellt, wenn man den Grund für eine philosophische Disziplin aus einer Sonderwissenschaft gewinnen will" (S. 200) (vergl. oben die exakte Methode!). —

Zum Glück für den Verfasser und sein Werk wird in den folgenden Bänden auf die „ideologische Weltanschauung" nicht weiter Rücksicht genommen, sondern auf Grund geschichtlicher Erfahrung und wissenschaftlicher Vorarbeit rüstig weiter gebaut. So bietet der zweite Band: „Die Kulturstufen der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie" eine Fülle geschichtlicher und literarischer Belehrung und schließt in § 52: „Der moderne Klassenstaat" mit einem politischen Ausblick, der uns im dritten Band: „Philosophie des Staats samt den Grundzügen der Politik" wissenschaftliches Neuland erkennen läßt. In erfreulichem Gegensatz zu der Kurzsichtigkeit und Rückständigkeit weiter Kreise von Sozialreformern, die dem einseitigen

---

[1]) Vergl. Unold, Organische und soziale Lebensgesetze. Leipzig 1906. Theod. Thomas.

Klasseninteresse der Arbeiterschaft unbegrenzt dienstbar sein wollen, sieht der Verfasser „die Aufgabe der Wissenschaft wie der Gesetzgebungsfaktoren vielmehr darin, den Sozialismus von heute als das zu erkennen, was er ist: nämlich als die einseitige Vertretung des Klasseninteresses der Lohnarbeiter. Demgegenüber muß das berechtigte Klasseninteresse der übrigen Berufs- und Erwerbsstände, der Besitz- und Bildungsklassen geweckt und gleichfalls in berechtigtem Maße zur Geltung gebracht werden.“ „Nur dann wird ein Ausweg gefunden werden aus der demokratisierenden Sozialethik, die das Interesse der unteren Klassen mit dem Staatswohl, die Solidarität der Handarbeiter mit dem Staatsinteresse zu identifizieren droht und in ihren letzten Konsequenzen zur wirtschaftlichen Bedrückung und Verkümmerung der oberen Volksklassen führt, wie die von Rom ausgehende Strömung als letztes Ziel die geistige Knechtung der unteren Volksklassen erstrebt.“

Von dieser sozialpolitischen Grundanschauung aus, zu der Verfasser wohl nicht durch seine „ideologische Vernunft“, sondern durch seinen gesunden Wirklichkeitssinn gelangte, kommt er im dritten Band zu einem neuen Staatsideal, das er nicht wie die meisten Zeitgenossen in dem demokratischen Parlamentarismus, in der absoluten Mehrheitsherrschaft, sondern „in dem modernen, die freien Wirtschaftsklassen repräsentierenden Klassenstaat“ erblickt. Der Ausdruck ist nicht glücklich gewählt, denn unter dem übelberüchtigten Namen „Klassenstaat“ versteht man allgemein die Herrschaft einer Klasse, namentlich der besitzenden. Die Sache dagegen umschließt einen fruchtbaren Zukunftsgedanken. Die vergleichende geschichtliche Betrachtung läßt den Verfasser zu dem Schlusse kommen, daß nicht die Demokratie als soziale oder klerikale Massenherrschaft die Staatsform sei, der wir zustreben müßten, sondern der moderne Rechts- und Kulturstaat, gegliedert in und vertreten durch die freien Wirtschafts- und Berufsgruppen. Um die Interessen aller Wirtschaftsklassen (Berufsgruppen) zur berechtigten Geltung zu bringen, verlangt er einen Ausbau des Parlamentarismus im Sinn der Ueberleitung zur neuständischen Organisation. (Dritter Band § 49.)[1]

„Alle Zeichen scheinen dahin zu deuten, daß nach Durchführung der großen Emanzipationsprozesse nun eine Konsolidierung erfolgt, eine Festhaltung des Gewonnenen im Staat durch Bildung wirtschaftlicher Gruppen, die als neue freie Wirtschaftsklassen zunehmende Bedeutung für den Staat gewinnen. Der Klassenstaat des 20. Jahrhunderts wird nichts anderes sein als der Kulturstaat mit einer Konsolidation der Bevölkerungsteile. Die Folge davon wird ein kraftvolleres Auftreten des Staates nach außen und eine Erhöhung der kulturellen Leistung im inneren sein“ (§ 15). Trotz des unsicheren Tastens nach einer tragkräftigen ethischen Grundlage (vergl. 3. Bd. 5. Kap. „Ethik und Recht“), wobei Verfasser vielfach zwischen evolutionistischer und intuitiv-formalistischer Begründung[2]) schwankt und die Sozialethik allzuenge auf bloße altruistische oder Nächstenmoral beschränkt, bietet er sowohl in diesem dritten wie in den beiden folgenden Büchern zahlreiche Beweise einer gesunden, fruchtbaren individual- und sozialethischen Lebensauffassung und entwicklungsgeschichtlichen Scharfsinns, so z. B. wenn im vierten Band (Philosophie des Vermögens einschließlich des Handelsverkehrs) die wirtschaftliche Entwicklung folgendermaßen gezeichnet wird: „Das Mittelalter bedeutet die gebundene Naturalwirtschaft; darauf folgt die ungebundene Geldwirtschaft, und nun bahnt sich der Uebergang zur gebundenen (durch freie Klassenschichtung und Kartellierung) Geldwirtschaft an“, oder wenn Verfasser im fünften Band nach Vergleichung der verschiedenen Straftheorien zu dem Schlusse kommt: „Die Schuld des Verbrechers erwächst aus seiner Persönlichkeit; für seine Persönlichkeit aber muß jeder einstehen. Echte Verbrecherqualität ist Schulderhöhungsgrund.“ —

Alles in allem genommen ist das vorliegende System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie zwar kein System im strengen Sinn, insofern als die Beurteilung und Entwicklung der einzelnen Gebiete aus einer induktiv gewonnenen, geschlossenen Welt- und Lebensanschauung abgeleitet würde. Es ist auch nicht die Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, welche den praktischen und idealen Bedürfnissen unserer

---

[1]) Vergl. Unold, Die höchsten Kulturaufgaben des modernen Staates. München 1902.

[2]) Z. B. III, S. 138: „Das Grundgesetz der Ethik ist dahin zu formulieren, daß dem Menschen artifiziell (d. i. durch die Kultur) unter Zuhülfenahme der Ueberlegung jener Weg vorgezeichnet und gangbar wird, den das Tier instinktiv beschreitet, der richtige Weg, der zur Krafterhaltung und -erhöhung führt. Wo Sittlichkeit herrscht, ist Aufstieg, wo der Wille ungebändigt den Begierden dient, Verfall.“ —

Zeit und Bildungsstufe vollauf genügte, aber es ist ein verdienstvolles, streng wissenschaftliches Werk, das besonders durch seine Literaturangaben, sowie durch die sorgfältigen Personen- und Sachregister als Nachschlagewerk einen unschätzbaren Wert besitzt, so daß niemand, der sich mit dem Gegenstand beschäftigt oder sich dafür interessiert, es unbeachtet lassen kann. J. Unold.

Haeckel, E., Unsere Ahnenreihe (Progonotaxis hominis). Kritische Studien über phyletische Anthropologie. Festschrift zur 350 jährigen Jubelfeier der thüringischen Universität Jena. Mit 6 Tafeln. Jena 1908, G. Fischer.

Wenn ich in meiner Besprechung des „Menschenproblems" (VII, 4) sagen mußte, daß die Schrift „für die Anthropologie kaum einen Fortschritt gegen den Cambridge-Vortrag von 1898" bedeute, so kann ich zu meiner Freude jetzt einen solchen feststellen: als Entdeckungsjahr des Pithekanthropus ist richtig 1891 angegeben, und der Urmensch, von dem nur gesagt war, „zwischen dem Pithekanthropus und dem Homo sapiens steht der H. primigenius, dessen Reste uns in den Schädeln von Neandertal und Krapina erhalten sind", ist eingehender, auch mit Hinsicht auf den wichtigen, schon 1886 gemachten Fund von Spy, behandelt. Den Namen Homo primigenius hat Haeckel zuerst (Natürliche Schöpfungsgeschichte, 1868) gebraucht, aber nur, obwohl ja der Neandertaler damals schon bekannt war, für den „hypothetischen" Stammvater des Menschengeschlechts in Asien (wie auch einige seiner Nachfolger), ihn später jedoch wieder aufgegeben und durch Homo stupidus ersetzt. Erst seit dem vorigen Jahre findet er sich aufs neue in des Verfassers Schriften, und zwar für die älteste fossile „Rasse" oder „Art" des Menschen in Europa, wie sie nach meinem Vorschlag (1897) nun auch von Schwalbe (seit 1904), Gorjanovic-Kramberger u. a. bezeichnet wird.

Den Hauptinhalt des vornehm ausgestatteten Werkes bildet „die wichtigste Aufgabe der Stammesgeschichte, die Abstammung des Menschen durch die ganze Tierreihe hindurch zu verfolgen, bis zu den einfachsten Urtieren, den einzelligen Protozoen hinab". Auf diesem Gebiete sind ja Haeckels bahnbrechende Arbeiten anerkannt, seine hervorragenden Verdienste unbestritten. Er selbst spricht nur von einem „hypothetischen Stammbaum", und diese Vorsicht ist sehr geboten; denn unsere wirklichen Vorfahren kennen wir nicht. Unter den lebenden Wesen dürfen wir sie selbstverständlich nicht suchen, und unter den versteinerten Ueberbleibseln der Vorzeit gerade auf einen unserer Stammväter zu stoßen, wäre ein unerhörter Glücksfall. Einige von den lebenden und ausgestorbenen Geschöpfen können diesen wohl ähnlich, keine aber völlig gleich sein, da alle Seitenzweige durch Sonderentwicklung und eigenartige Anpassung sich vom gemeinsamen Stamm im Lauf der Zeit mehr oder weniger entfernt haben. So lassen sich wohl im allgemeinen von den ersten Anfängen des Lebens an die Stufen unserer aufsteigenden Entwicklung erkennen, nicht aber die genauen Formen feststellen. Wie der Stammbaum überhaupt, ist darum „der älteste Stammfisch (Ichthygonus primordialis)", das Ursäugetier oder „Promammale Architherium", die „Stammform der ganzen Primaten-Legion (Archiprimas)" und mancher andere Ahnherr nur „hypothetisch". Daß aber unsere richtigen Vorfahren einmal zu den ältesten Würmern, Fischen, Lurchen, Säugern gehört haben müssen, ist nicht zu bezweifeln, denn in jenen Zeiten gab es höher entwickelte Geschöpfe überhaupt nicht.

Was uns hier zumeist angeht, ist „die letzte Hauptstrecke" unserer aufsteigenden Entwicklung, innerhalb welcher jetzt folgende sieben „Stufen" unterschieden werden: 1. Aeltere Hundsaffen (Papiomorpha), 2. jüngere Hundsaffen (Presbytomorpha), 3. ältere Menschenaffen (Prothylobates), 4. jüngere Menschenaffen (Anthropitheci, richtiger Anthropopitheci), 5. der Affenmensch (Pithecanthropus erectus), 6. der Urmensch (Homo primigenius), 7. der Vernunftmensch (Homo sapiens). Meine eigene Auffassung unterscheidet sich von der des Verfassers hauptsächlich dadurch, daß ich die Vertreter dieser einzelnen Stufen, auch wenn sie nur fossil bekannt sind, meist nicht als wirkliche Vorfahren des Menschengeschlechts betrachte, sondern nur als früher oder später abgezweigte Seitenäste des gemeinsamen Stammes. So kann z. B. Pithecanthropus oder nach meiner Bezeichnung, da er auf der menschlichen Seite des Stammbaumes steht, Proanthropus erectus schon darum nicht der Stammvater der ältesten Menschen sein, weil er erdgeschichtlich eher jünger, keinesfalls aber älter ist als der europäische Urmensch (H. primigenius). „Obwohl ich", schreibt Haeckel, „die erstere Ansicht — bei unbefangener Erwägung aller phyletischen, chorologischen und geographischen Beziehungen — für wohlberechtigt, wenn auch nicht sicher halte, lege ich darauf kein großes Gewicht." Ich glaube doch,

daß die Sache wegen ihres Zusammenhanges mit der Urheimatfrage von der größten Wichtigkeit ist. Darin hat der Verfasser vollkommen recht; seine „morphologische Mittelstellung" behält der Vormensch von Java, aber nicht zwischen Großaffen und Urmenschen, sondern zwischen dem gemeinsamen Vorfahren beider, den ich Pithecanthropus nenne, und der ältesten, unentwickelten, durch stets sich mehrende Funde paläontologisch belegten Menschenart. Als Werdeland derselben, d. h. als Urheimat des Menschengeschlechts, bezeichnet Haeckel noch heute wie vor 40 Jahren, das „südliche Asien" und verweist auf die in seiner „Systematischen Phylogenie des Menschen" (Berlin 1895) gegebene Begründung. Ich habe diese nochmals nachgelesen, finde sie aber nichts weniger als überzeugend. Die heutigen Wohngebiete der Großaffen sprechen so wenig für deren afrikanische oder asiatische Herkunft, wie sich aus dem Vorkommen noch lebender Ursäuger auf eine australische Urheimat der Säugetiere schließen läßt. Nicht wo eine Art lebt, wohl aber wo ihre ältesten Ueberbleibsel liegen, ist man ihrem Ursprung am nächsten. Es finden sich nicht „einzelne Reste von Anthropomorphen auch in Europa", sondern sämtliche mit Ausnahme des Palaeopithecus sivalensis aus dem nordwestlichen Indien. Das Gleiche gilt für die fossilen Gebeine des Homo primigenius, und die Spuren des Vormenschen aus Inselindien und Südamerika sind zu jung und zu weit auseinanderliegend, um anders denn als Niederschläge vorausgeeilter Verbreitungswellen aufgefaßt werden zu können.

Was endlich die Einteilung und Bezeichnung der lebenden und fossilen Menschenarten anlangt, so unterscheidet der Verfasser, allerdings nur „provisorisch", jetzt „etwa fünf Spezies und zwölf Subspezies (nebst zahlreichen Varietäten)". Unter Homo primigenius oder, wie manchmal auch gesagt wird, Protanthropus werden alle fossilen Arten und Abarten zusammengefaßt, die dem „Pithecanthropus-Ahnen" näher stehen „als dem nachfolgenden Homo sapiens". Dazu ist zu bemerken, daß es unter den ausgestorbenen wie unter den lebenden Menschenrassen oder-Arten solche von sehr ungleicher Entwicklungshöhe gibt, ja daß, obwohl erdgeschichtlich viel älter, einige der ersteren entwicklungsgeschichtlich entschieden höher stehen als manche der letzteren. Wenn man also unter Homo sapiens sämtliche lebenden Menschen zusammenfaßt, kann man unmöglich behaupten, er sei von H. primigenius weiter entfernt als dieser von Pithecanthropus oder Proanthropus erectus. In der Tat spaltet auch Haeckel die schwarze Rasse (H. niger nach meiner Bezeichnung) in zwei Teile, den australischen H. phaeodermus (sprachlich richtig wäre phaeodermatus), der „die Charakterzüge des Primigenius am getreuesten bewahrt", und den afrikanischen H. meladermus (richtig melanodermatus). Zu den Australiern gehört auch der allerdings nur durch einen einzigen Schädel belegte Homo palinander oder — seltsamer Widerspruch! — H. primigenius recens, „der in den wichtigsten Merkmalen mit dem fossilen H. primigenius des älteren Diluviums übereinstimmt". Die Namen Neander, Spyander, Krapinander können nur als eine der bei Haeckel beliebten Spielereien mit fremdsprachlichen Kunstausdrücken betrachtet werden; wohin würde es führen, wenn man jedes neue Fundstück einer schon bekannten und benannten Art mit einem besonderen Namen belegen wollte. Die gelbe und die weiße Rasse werden als H. xanthodermus und H. leucodermus unterschieden. Die Zusammensetzung der europäischen Bevölkerung, die in ihrer Gesamtheit auch als „mediterrane Rasse" bezeichnet wird, aus verschiedenartigen, durch Schädelbau wie durch Farben und Wuchs voneinander abweichenden Bestandteilen verkennt oder übersieht der Verfasser vollständig, wie er überhaupt die Schädelgestalt bei seiner Arteinteilung viel zu wenig berücksichtigt. So sagt er z. B. von seiner „weißen Menschen-Spezies" u. a.: „Schädelform sehr variabel, meist mesocephal, jedoch einerseits in dolichocephale, anderseits in brachycephale übergehend". Daß die Vorfahren der weißen Menschen „von Vorderindien nach Westen ausgewandert" und in Westasien in die Hauptzweige „der semitischen und der indogermanischen Rasse" zerfallen seien, sind alte, längst widerlegte Irrtümer. Die nordeuropäische Rasse (H. europaeus), aus der alle indogermanischen Völker, zuletzt unsere Vorfahren hervorgegangen sind, stammt von den alteuropäischen Renntierjägern ab und nicht von Einwanderern aus Asien, dem Ausstrahlungsgebiet der rundköpfigen Rasse (H. brachycephalus).

Unter den Abbildungen der Tafeln macht der jugendlich-weibliche Schimpansenschädel, besonders in der Vorderansicht, einen etwas zu menschlichen Eindruck. Für den Homo sapiens Germanus, einen „männlichen Kulturmenschen arischer Rasse", hätte ein richtiger dolichocephaler Schädel der reinen nordischen Rasse gewählt werden sollen, nicht ein solcher mit erhaltener Stirnnaht und einem mesocephalen Index von 80.

Ludwig Wilser.

Vorberg, Dr. Gaston, Guy de Maupassants Krankheit. Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens. H. 60. Wiesbaden 1908, J. F. Bergmann.

Maupassant, ein novellistisches Genie ersten Ranges, war der Sohn eines charakterschwachen, aber gesunden Vaters und einer für Kunst und Literatur begeisterten, doch schwer nervösen Mutter. Er wuchs unter den denkbar besten hygienischen Verhältnissen heran und entwickelte sich, nachdem er den Krieg von 1870 als Freiwilliger mitgemacht, sodann in verschiedenen Ministerien — mehr als Amateur — tätig gewesen, zu einem der fruchtbarsten französischen Schriftsteller. Von 1880—90 schrieb er außer zahlreichen Zeitungsartikeln 16 Bände Novellen, sechs Romane und drei Bände Reiseschilderungen.

Die Anfänge der Paralyse, seiner Todeskrankheit, zeigten sich schon im Jahre 1880. Unzweckmäßigste Lebensweise, eine überstandene Syphilis und auch wohl eine gewisse erbliche Belastung von der Mutter her dürften für den Ausbruch der Krankheit verantwortlich zu machen sein. Das Leiden währte über ein Jahrzehnt und machte aus dem frohsinnigen, kraftstrotzenden Sportfreund, in ganz allmählicher Wandlung, einen lebensüberdrüssigen Kranken, der die immer stärker werdenden Beschwerden und die Minderung seiner Schaffenskraft durch narkotische Mittel, Haschisch, Morphium, Kokain, Aether, zu bekämpfen suchte. Aufregungszustände wechselten mit schwerster Depression ab, Halluzinationen und Wahrnehmungsfälschungen traten auf, und alle diese Zustände spiegelten sich deutlich in seinen Werken und Briefen wider. Auch die bei Paralyse so häufigen Größenvorstellungen fehlten nicht.

Der Dichter starb, 43 Jahre alt, am 6. Juli 1893 in der Irrenanstalt des Dr. Blanche zu Paris. Zola hielt ihm die Grabrede. Dr. Gg. Lomer.

Tarde, G., Die sozialen Gesetze. Deutsch von Hans Hammer. Leipzig 1908, Dr. Werner Klinkhardt. 3 M.

Seite 99—100 sagt Verfasser: „Auf die Frage: das Bedürfnis zu sehen, hat nicht das menschliche Auge allein geantwortet, sondern auch das Auge aller Insekten, Vögel, Weichtiere.“ Und S. 107 verwirft er die „Hypothese einer homogenen, von Ewigkeit an der nivellierenden und koordinierenden Disziplin der wissenschaftlichen Gesetze unterworfenen Substanz“.

Mir sind weitere Arbeiten des Verfassers nicht bekannt. Einer Besprechung der vorliegenden möchte ich diese beiden, daraus entnommenen Sätze vorausschicken. Soll man sie, oder wenigstens den ersten, nicht als bloße Entgleisungen auffassen, so besagen sie, daß Verfasser den Entwicklungsgedanken, sowie überhaupt die Grundlage jeder monistischen Weltanschauung ablehnt. Die ganze Schrift scheint mir einen Mangel an philosophischer Denkfähigkeit zu bezeugen.

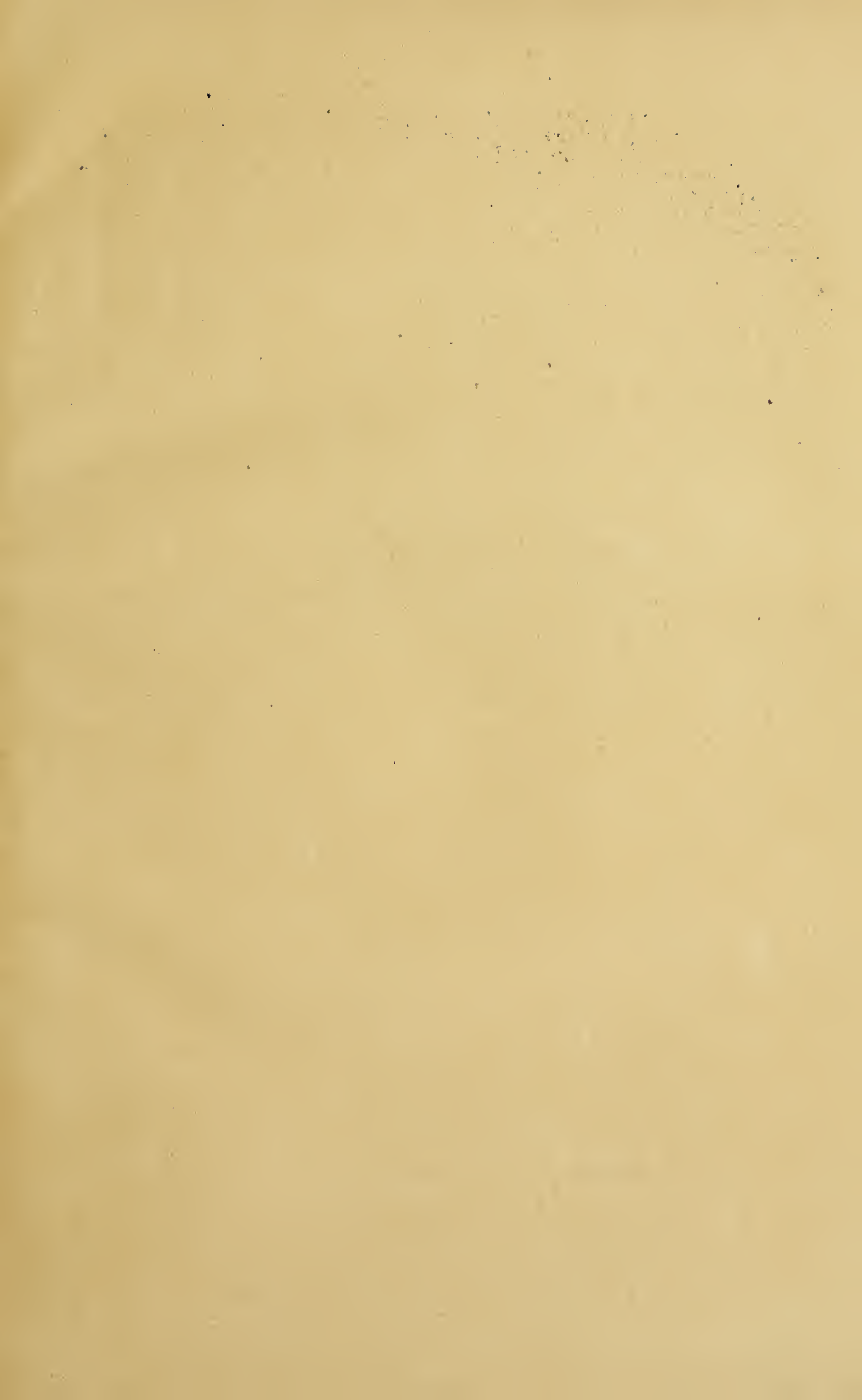
Im allgemeinen vertritt Verfasser einen extrem idealistischen Standpunkt, dem entgegenzuhalten ist, daß nicht reine Ideen die Welt bewegen, sondern daß alle Initiative des Weltgeschehens in den Trieben, den Emotionen liegt. Im besonderen stellt Verfasser, unter Ablehnung namentlich der Theorien Spencers, drei Gesetze: der Wiederholung, des Gegensatzes und der Anpassung der Erscheinungen auf, welche die allen sozialen Beziehungen zugrunde liegenden, ins Gebiet der intra- und vor allem interzerebralen Psychologie fassenden Vorgänge beherrschen. Nur zustimmen kann man dem Verfasser, wenn er die Wichtigkeit der Erforschung der „Einzelgesetze“, des Eindringens in die Erscheinungen betont. Aber liebevollem Verständnisse des Kleinen muß synthetische Fähigkeit zur Seite stehen. Und vor allem haben mich seine Ausführungen nicht von der Hinfälligkeit oder Entbehrlichkeit der Spencerschen Gesetze überzeugen können, als deren wichtigstes mir übrigens nicht das von der Unbeständigkeit des Homogenen erscheint.

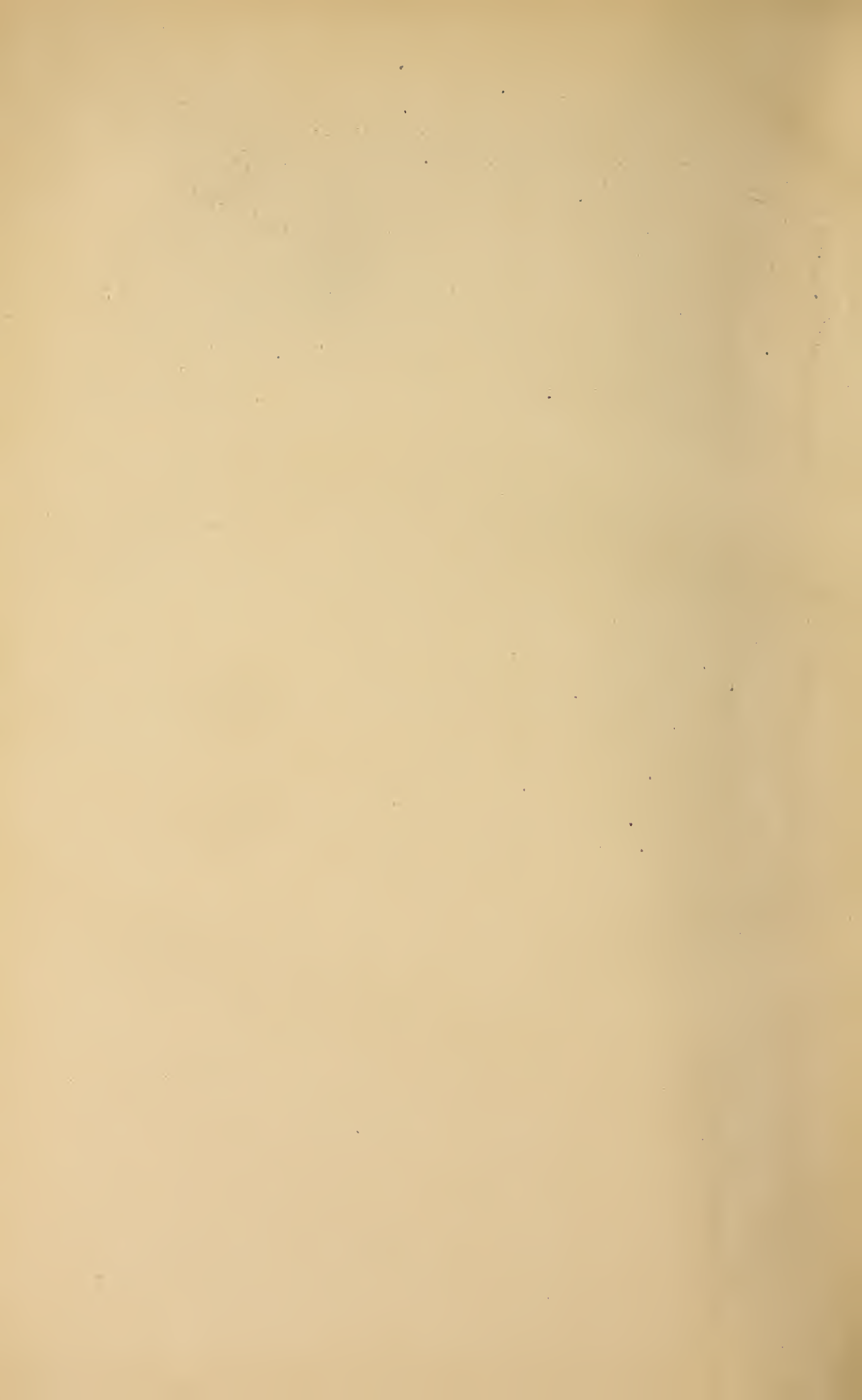
Keine vernünftige Rassentheorie leugnete je die Möglichkeit, „in Japan und China europäische Sitten und Gebräuche einzuführen“, sondern nur die Fähigkeit minderwertiger Rassen, aus eigener Kraft das Gleiche, wie edle Rassen, zu schaffen. (S. 26.)

Die Uebersetzung ist, mit kleinen Ausnahmen, eine gute zu nennen.

G. Weiß.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. med. Landmann in Eisenach.
Thüringische Verlagsanstalt, G. m. b. H., Leipzig, Talstraße 12.
Druck von Dr. L. Nonne's Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118457685